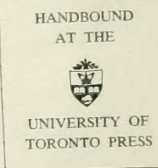

HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS



ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission:

M. Bartels, R. Virchow, A. Voss.



Einunddreissigster Jahrgang.

1899.

Mit 2 Tafeln.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & Co.

1899.

Inhalt.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

mit besonderer Paginirung.

Ein chronologisches Inhalts-Verzeichniss der Sitzungen sowie ein alphabetisches Namen- und Sach-Register befinden sich am Schlusse der Verhandlungen.

Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1899

mit besonderer Paginirung und Register.

Verzeichniss der Tafeln.

Verzeichniss der Zinkographien, Autotypien und Holzschnitte im Text.

(A. = Autotypie, H. = Holzschnitt, Z. = Zinkographie.)

1. Zeitschrift für Ethnologie, 1899.

2. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1899.

3. Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, 1899.

I.

Notizen über Samoa.

Von

BENEDICT FRIEDLAENDER aus Berlin.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 22. October 1898.)

In keinem der wichtigeren Theile Polynesiens hat sich die alte Cultur und Sitte auch nur annähernd so gut erhalten, wie in Samoa. Es liegt das hauptsächlich daran, dass die zersetzenden Einflüsse, die von Missionaren und Händlern ausgehen, auf Samoa schwächer, als anderswo, waren und sind. Das grosse Glück der Samoaner besteht darin, dass die Träger jener Einwirkungen, welche die übrigen Zweige der polynesischen Rasse culturell, und leider auch physisch, in so unglaublich kurzer Zeit verwüstet haben, in Samoa zersplittert und unter einander uneinig sind. Die Eifersucht der Grossmächte verhinderte bisher eine jede einzelne von ihnen oder, besser gesagt, die auf Samoa lebenden deutschen, englischen und nordamerikanischen Händler, sich so breit auszulegen, wie sie wohl möchten. Der Kaufmann, als Stand, strebt überall nach dem Monopol und nach der Herrschaft, und seine Herrschaft ist von allen die schlimmste, wie dies von Niemandem besser beleuchtet wurde, als von dem grossen amerikanischen National-Oekonomen Carey. Naturvölker, wie die Polynesier, sind gegen Ueberwucherungs-Gelüste der Art so gut wie wehrlos, wenn nicht die Uneinigkeit der Angreifer deren Macht schwächt. Während nun in Samoa der Kaufmanns-Einfluss früher vorwiegend, und auch jetzt noch grossentheils, deutsch ist, liegt die Mission überwiegend in englischen Händen: also sind hier Handel und Mission feindliche Mächte. Was aber wichtiger und für samoanische Sitte und samoanisches Volk der grösste Vortheil ist: es liegen auch wiederum die Händler, als zu drei Nationalitäten gehörig, einander arg in den Haaren, indem sich der gewöhnliche Concurrenz-Neid ein patriotisches Mäntelchen umhängen konnte. Was dabei herauskommt, wenn Handel und Mission Hand in Hand arbeiten, lehrt das tragische Geschick der Hawaiier, die in etwa 120 Jahren auf ungefähr den zehnten Theil zusammengeschmolzen sind und ihr Land ökonomisch und politisch so gut wie ganz verloren haben, — ein Schauspiel, das um so widerwärtiger ist, als es dort vorzugsweise die Sprösslinge der Missionars-Familien sind, die den Löwenantheil des Raubes eingesteckt und sich im Jahre 1893 zu einem eigenen Staate constituirt haben, den sie selbst (von 1894 an) heuchlerischer Weise als eine Republik ausgaben, während ihn

Aristoteles, wenn er so etwas gekannt hätte, als besondere Abart der Oligarchie, vermuthlich als Kleptarchie, gekennzeichnet haben würde. Die 1898 durchgesetzte Angliederung an die nordamerikanische Union hatte nur den Zweck und den Erfolg, die 1893 eingerichteten Macht- und Zwangsverhältnisse gegen unliebsame Reactionen zu sichern[1]).

In Samoa besteht bisher weder eine Kaufmanns-, noch eine Missionars-Herrschaft, und die Folge davon ist, dass die Samoaner, als beinahe einziger Zweig der polynesischen Rasse, keine Miene machen auszusterben und wenigstens einen grossen Theil ihrer eigenthümlichen, altehrwürdigen und vielfach anmuthigen Sitten bewahrt haben. Erst wenn die christlichen Culturnationen jene kleine Inselgruppe unter sich endgültig verhandelt haben werden, dann aber sicher, werden auch die Samoaner dem Schicksale des übrigen Polynesiens (von dem man, ausser Samoa, in manchen Beziehungen auch Tonga ausnehmen könnte) folgen.

Bei einem zweimaligen, im Ganzen siebenmonatlichen Aufenthalte in Samoa kam ich bald auf den Gedanken, dass es eine lohnende Aufgabe sein möchte, die allergewöhnlichsten Haushaltungs-Gegenstände der Samoaner zu sammeln. Es stand zu vermuthen, dass gerade diese Gegenstände, die fast in keinem samoanischen Hause fehlen und an Ort und Stelle einen ganz verschwindenden Geldwerth darstellen, eben aus diesem Grunde von den meisten Reisenden nicht gebührend beachtet worden seien.

Was man gegenwärtig auf den anderen Gruppen mühsam suchen muss, das findet man in Samoa noch so zu sagen auf der Strasse; es kommt nur darauf an, es aufzulesen. Die Häuser und Geräthschaften sind im Wesentlichen noch dieselben, wie vor Hunderten, ja vielleicht Tausenden von Jahren. Die meisten Arten der Canoes sind noch jetzt in Gebrauch; der Sitte der Tättowirung entziehen sich nur ganz wenige, und dies nur unter dem Einflusse der Mission und nicht ohne sociale Nachtheile unter ihren Landsleuten. Ausserhalb des europäischen Krämerdorfes Apia findet man die Eingeborenen noch häufig ausschliesslich mit dem Zeuge Polynesiens, dem Broussonetia-Stoffe „tapa“ bekleidet. Noch gegenwärtig sieht man an den Pflanzungen der Eingeborenen die uralten Zeichen des „Tapu“, und jeder Samoaner kann uns über ihre Bedeutung aufklären. Es ist in der That leichter, die nicht-nationalen Sitten und Geräthe der Samoaner aufzuzählen, als das Gegentheil, — umgekehrt wie in dem ganzen übrigen Polynesien.

Ich glaubte, es möchte von Interesse sein, über die Herstellungsart und die Gebrauchsweise der von mir gesammelten Gegenstände Näheres aus dem Munde der Eingeborenen selbst zu erfahren. Zu diesem Zwecke liess ich mir das darauf Bezügliche von einigen Samoanern dictiren;

1) Vgl. hierzu die Schriften desselben Verfassers: „Aphorismen zur Rassenfrage“ usw. in dem 1895er Jahrgang der „Neuen Deutschen Rundschau“ und „Samoa“ in dem 1899er Jahrgange von „Westermanns Monatsheften“.

dies ist, kurz gesagt, der Ursprung der vorliegenden Texte. Nachher habe ich dann noch einige andere Dinge aufgeschrieben, die sich nicht auf Werkzeuge und deren Herstellung beziehen. Obwohl ich mich nun während meiner Anwesenheit in Samoa bemüht habe, die Sprache einigermaassen zu erlernen, so ist es doch selbstverständlich, dass dies nur bis zu einem sehr mässigen Grade gelingen konnte. Jedermann weiss ferner, dass man einem Fremden gegenüber seine Muttersprache niemals so ungezwungen spricht, wie mit Landsleuten; schon um möglichst schnell und leicht verstanden zu werden, wird man oft und fast unbewusst den Wortschatz seiner eigenen Sprache, besonders aber auch die Mannichfaltigkeit der Ausdrucksweise einschränken. Es ist selbstverständlich, dass ich meinen Samoanern oft ans Herz legte, sie möchten bei ihrem Dictate genau so reden, als wenn sie untereinander sprächen: aber es ist wohl eben so selbstverständlich, dass dieser an sich schwer erfüllbaren Forderung nicht immer entsprochen wurde. Zwar ist es in Samoa noch lange nicht zu der Sprachverderbniss gekommen, wie etwa auf Hawaii, wo es ausser dem eigentlichen Hawaiischen noch eine Abart giebt, die nur Fremden gegenüber, „die Hawaiisch verstehen“, gebraucht wird und die sich zu der wahren Sprache etwa so verhält, wie das sogenannte Pidgeon-English zum richtigen Englischen; auch ist es sicher, dass meine darauf bezüglichen Ermahnungen an die Samoaner etwas genützt haben; aber dennoch wird man bei der Beurtheilung des Sprachlichen auf diese Fehlerquelle bedacht sein müssen. Obwohl ich mir ferner an der Hand des Pratt'schen Wörterbuches[1]) und anderer Hülfsmittel[2]), sowie auch in der Unterhaltung mit den Eingeborenen viele Mühe gegeben habe, die Hör- und Schreib-Fehler möglichst auszumerzen, so steht doch zu befürchten, dass noch solche übriggeblieben sein mögen. Aehnliches gilt für die von mir angefertigten Uebersetzungen. Uebrigens darf ich aber, als Gegenstück, vielleicht die Vermuthung aussprechen, dass ein grosser Theil von Veröffentlichungen in „exotischen“ Sprachen an ähnlichen Mängeln krankt, dass aber die Verfasser sich nicht immer des wahren Sachverhalts hinreichend bewusst sind. Ich bitte also bei der Beurtheilung der Texte um billige Nachsicht: sie sind sicher nicht in classischem Samoanisch abgefasst. Was ist aber schliesslich „classisches“ Samoanisch? Unzweifelhaft ist doch schon in Folge der Herrichtung der polynesischen Sprachen zu Schriftsprachen durch die Missionare Manches geändert worden. Das sieht man recht deutlich, wenn man einmal einen wirklich alten samoanischen Text in die Hände bekommt: der sieht oft gar anders aus. Endlich noch eine Kleinigkeit. Der so-

1) Grammar and Dictionary of the Samoan Language etc. by Rev. George Pratt. III[d] Edition, Religious Tract Society 1893.

2) Namentlich Reverend J. E. Newell's in samoanischer Sprache verfasste Grammatik des Englischen zum Gebrauch für Samoaner: „O le Faamatalaga o le Gagana Peritania“, London, Religious Tract Society, 1891; und andere Schriften.

genannte „break", d. h. der Hiatus zwischen zwei Vocalen, der in den meisten polynesischen Dialekten eine grosse Rolle spielt und meist — im Tonganischen z. B. aber nicht[1]) — an der Stelle eines ausgefallenen Consonanten steht (der wiederum in weitaus den meisten Fällen das „k" der Maori war), wird vielfach nicht so sorgfältig markirt, wie dies wünschenswerth wäre. Das gilt am meisten für das Hawaiische, wo z. B. sogar in Andrew's Lexikon der Break einfach weggelassen ist. Und doch ist er für die verständliche, geschweige richtige Aussprache unentbehrlich und etymologisch eben ein Consonant, so gut wie ein anderer. In Samoa steht es damit besser. Immerhin wird in den für Samoaner bestimmten Schriften der Break nur in den wenigen Fällen gesetzt, wo sein Fehlen auch für Eingeborene das Verständniss erschweren würde. Es mag dies verzeihlich sein, da allerdings die jedesmalige Anführung des Break, in Zeitungen beispielsweise, nicht nur unschön aussehen würde und praktisch überflüssig wäre, sondern auch die Mühe des Setzers ganz erheblich in Anspruch nehmen müsste. In allen anderen Fällen hingegen scheint mir die Unterdrückung des Break nachtheilig zu sein. In den vorliegenden Texten habe ich ihn daher überall gesetzt, wo er vorhanden ist, d. h. ich habe mich bemüht, die Sache, so weit ich irgend konnte, mit der Hülfe von Pratt's Wörterbuch, und auch schon bei der ersten Niederschrift, in Ordnung zu bringen. Ich schreibe demnach den Break sogar bei so häufigen Worten, wie etwa der Verbalpartikel 'ua, bei der es keinem Samoaner oder Weissen einfallen würde, ihn z. B. in einem Briefe zu schreiben. Wenn man hier irgendwo den Anfang macht, so ist das Ende nicht abzusehen, da es keine Grenze giebt.

Da, wo mir nachträglich, d. h. nach meiner Abreise von Samoa, Zweifel an der Richtigkeit dieses oder jenes Wortes oder Ausdrucks aufgestiegen sind, habe ich es in der Regel unterlassen, stillschweigend durch eine Conjectur oder sonstige Abänderung der einmal fixirten Lesart die Schwierigkeit zu heben; ich habe dies nur in den wenigen Fällen gethan, wo ganz offenbare Schreibfehler vorlagen; sonst aber habe ich den aufgeschriebenen Text beibehalten und etwaige Conjecturen in Parenthese beigefügt. —

Die Orthographie ist die übliche. Nur habe ich gelegentlich, aber nicht durchgehends, das reflexive „ai", sowie auch mitunter das reflexiv-instrumentale „a'i" mit dem vorangehenden Worte durch einen Bindestrich (-) verbunden, um anzudeuten, dass es mit diesem durchaus wie ein Wort gesprochen wird. Ursprünglich hatte ich dies nur als Gedächtnisshülfe für die richtige Aussprache gethan, ich sehe jetzt aber keinen Grund, es zu ändern; es genügt die hier gemachte Angabe des Sachverhalts. —

1) Im Tonganischen ist das „k" der Maori grossentheils — ich weiss nicht, ob durchgehends — erhalten. Dagegen verdoppeln die Tonganer häufig die betonten Vocale und trennen sie durch den „break" (z. B. mo'oni für moni, fo'ou für fou usw.)

Es lässt sich nicht vermeiden, dass ein grosser Theil des Inhalts Dinge betrifft, die im Ganzen als bekannt gelten dürfen. Es sind vielmehr überall eingestreute Kleinigkeiten, die von Interesse sind. Eine Aussonderung des etwa Neuen von dem Bekannten hätte jedoch eine unverhältnissmässige Mühe gemacht.

Die gesammelten Gegenstände selbst habe ich dem Berliner Museum für Völkerkunde leihweise zur Aufbewahrung und Ausstellung überlassen. — Uebrigens sind jene Dictate geeignet, die Intelligenz der Samoaner in recht günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Handelt es sich doch der Sache nach um Stegreif-Aufsätze. Ein entsprechender Versuch mit manchen europäischen Bauern würde wohl weniger gute Resultate ergeben. —

Nach langem Bedenken und Zögern übergebe ich Texte und Uebersetzungen, die ich ursprünglich nur zu meiner eigenen Belehrung und als Erläuterungen meiner ethnologischen Sammlung niedergeschrieben habe, der Oeffentlichkeit, indem ich mir der vielen und grossen Mängel, wie auch der Wahrscheinlichkeit, dass so manche Unrichtigkeiten in den Uebersetzungen mit untergelaufen sein könnten, sehr wohl bewusst bin. Nur die Ueberlegung, dass bei allen Unternehmungen dieser Art solche Mängel bis zu einem gewissen Grade fast unvermeidlich sind, sowie die Hoffnung, dass das hier Gebotene immerhin besser sei als Nichts, haben mich schliesslich zur Publication veranlasst. Die Kenner der samoanischen Sprache darf ich aber wohl um Nachsicht bitten, mit nochmaligem Hinweise auf meinen nur siebenmonatlichen Aufenthalt in Samoa.

Polynesische Texte.

1. Tättowir-Lied.

1. ʻUla e[1]) lopa e[2]) tagavai[3]),
2. Na isia e le‘i nonoa motu[4])
3. Le ʻula e le‘i ʻatoa ali‘i e
4. Tuʻufau mai, lou mai[5]) ia e.

1) „Necklace“ (Pratt). — 2) Synonym mit vorigem. Das „e“ ist das „poetische e“, welches mit dem ihm voraufgehenden Vocale, der dadurch den Accent erhält, diphthongartig verschmilzt. — 3) Nach Erklärung von Kautane (einem meiner samoanischen Bekannten) ein Stück ʻie, um den Kopf gewunden. Soll auch bedeuten: Schwärzung des Gesichts in Kriegen. Für ʻie auch siapo oder lau-uʻa. Ersteres war ein Abzeichen, letzteres ein Kriegsgebrauch aller Soldaten nach Umuesi (einem anderen meiner samoanischen Bekannten) und Kautane. — 4) Es sind noch getrennt und noch nicht zusammengebunden die getrennten Theile. — 5) Das ist viel bestritten. Es heisst, es sei der Refrain. Doch soll dieser auch eine Bedeutung haben, nehmlich: damit die Tättowirung zu Ende gebracht wird. Zur Erläuterung wurde mir Folgendes gesagt: „Pe ʻafai matou te fia maua se la‘au i le vao e faia se vaʻa, ʻua faʻapea le ʻupu, e faia pe‘ā o atu e (?) saʻili se laʻau: „tatou te aʻe le taga taeao“. Dies scheint aber falsch zu sein: Umuesi sagt: Es bedeutet die Rückkehr in das eigene Land: atonu aʻe mai ʻo Mata‘afa, vielleicht wird Mataafa in sein wahres Land zurückkehren. — Wahrscheinlich: „drehe Deinen Körper“. — Dies dürfte die richtige Lesart sein: loma ia (Imperativ): e das poetische „e“. Oder: „loma-ia-a‘e“.

5. Aliʻi e le se ita[1]) lava lenei.
6. Teu le ʻula ʻua lelei.
7. Manatu i le afiafi a nanei.
8. E suʻi nai[2]) lenei lopa
9. Tautino ia te ʻoe[3]): tuʻufau mai
10. ʻUa lou mai ia e[4]).
11. Ia aue na loloma tuʻumuli[5])
12. A se paʻū a se Toga[6]): molia[7]) ifo
13. Ata[8]) nei lama[9]) ʻina tau io tinó na[10]).
14. ʻA ʻó*) le tu mai léa a le vaváu:
15. Te sága[11]) „oi“[12]) ʻóe ʻa[13]) e pése áʻu:
16. E túpu le fafíne fánaunáu.
17. E túpu le táne tá le tatáu.
18. Fasia fóʻi tufúga e lé toʻeláu[14]).
19. Isía le ʻúla isía le fáu[15]).
20. ʻA e lé isía si áu tatáu[16]).
21. ʻO sí au lópa tútumáu[17]).
22. Tuʻufau maí, ʻua lóu mai iá e.

Es wird mir mitgetheilt, dass der arbeitende Tättowirkünstler in einem fort singe und dass das Lied sehr, sehr lang sei. Die nicht eigentlich gesungene, sondern leise „gesummte“ Melodie klingt ganz eigenthümlich. Es ist mir unmöglich, sie zu behalten. (Vgl. aber später.) Umuesi sagt, dass viele junge Leute das Lied auch nicht mehr ganz ordentlich verstehen würden. Es muss wirklich ein altes Lied sein.

2. Tanoa (Umuesi).

ʻO le tanoa ʻua faia e le tufuga i le laʻau o le ifilele. Elua ituaiga o tanoa: ʻo tanoa ʻua fai aʻi ʻava o aliʻi ma faipule ma tanoa e fai aʻi ʻo mea tausami a Samoa. ʻO Savaiʻi ʻua masani i faia o lea galuega o le

1) ita Zorn: obwohl ich Dir Schmerzen bereite. — 2) Nach Kautane wahrscheinlich suʻi: nähen, zusammen, der getrennten Theile der Tättowirung. Vgl. aber Anmerkung in der Uebersetzung des Liedes: wahrscheinlich heisst Vers 7: „E suʻina-ai lenei lopa“. — 3) Was Dir ganz und gar, nur Dir gehört. — 4) Vgl. Anmerkung 5 auf der vorigen Seite. — 5) „Halte stille, gieb mir nach!“ Vgl. auch Anmerkung in der Uebersetzung. — 6) Nach Angabe eines Halbbraunen heisst es: Gieb nach „wie der Niederfall eines Tonganers“; „a“ ist so viel wie peiseaʻi: die Sache spielt auf die Tonganer Kriege an, demnach ist das Lied jedenfalls alt. — 7) Passiv von momoli: es wird nach unten gebracht. — 8) Mein. — 9) Die schwarze Farbe zur Tättowirung. — 10) „Damit sie passt, auf diesen Körper“. — 11) Immerwährend, in einem fort. — 12) Oi gleich „oioi“, Schmerzensruf. — 13) ʻA gleich aber: „e“ Verbalpartikel: „Du stöhnst in einem fort, aber ich singe“. — 14) „Auch der Tättowirer wird geschlagen vom Passatwinde“: anscheinend ein Scherz. — 15) Man kann abnehmen Kranz und abnehmen die Kopfbinde. — 16) Aber man kann Deine Tättowirung nicht abnehmen; „si“ vgl. Pratt. — 17) „Deine schönen, immerwährenden Kränze“.

*) Vers 13—21 besitzen nicht nur Reim, sondern auch eine Art von Rhythmus, der durch Accente bezeichnet wurde.

tanoa: 'o Falealupo ma Asau ma Tufutafoi 'atoa ma isi nu'u o Savai'i. 'Ua tipi le la'au i le to'i (eiserne!). 'Ua faia lea la'au e le tufuga poto. 'Ua lemafai ona faia se tasi tagata na'o ē 'ua popoto i faia o lea galuega. 'Ua muamua ona taia (Pass. v. ta) 'o le alo (Höhlung) o le tanoa. 'Ua faia ia ma'e'a. 'A 'uma ona ma'e'a 'o le alo o le tanoa ona taia lea 'o le tua (die convexe Seite) o le tanoa. 'Ua faia vae o le tanoa fai 'ava pe efā pe eono ia vae o le tanoa fai 'ava. 'A 'uma ona faia 'ua ma'e'a ona teuteuina lea 'o le tanoa 'uma. 'A 'uma ona teuteuina ona valuina (gekratzt) lea 'o le tanoa i se atigifagu (früher mit der 'ana, cf. Pratt.) 'A ma'e'a ona valuina 'o le tanoa i se atigifagu, ona 'aumaia lea 'o le 'ana. 'O le tasi lea mea 'ua maua i le sami e fa'amolemole a'i ia le tino o le tanoa. 'O le tanoa fai 'ava lenā. 'A 'uma ona 'ana ona teuteuina lea i se lau-u'a 'ua 'uma ona fa'amaluina (dünn, weich geschlagen; nehmlich die lau-u'a). 'Ua faia sina 'ava ma avane (= aveane) 'ua tu'u le tanoa fou ma fa'atali se'ia 'atoa se aso. Ona sasa'a lea 'o le 'ava 'a 'ua oloina i le lau-u'a, 'ua maua a'i ia le tane o le tanoa: e i ai ona pupula lelei 'o le tanoa fai 'ava. 'A 'ua 'ese'ese le uiga o le tanoa fai'ava ma le tanoa e fai a'i mea tausami a Samoa. 'Ua faia le tanoa e fai a'i mea tausami a Samoa 'ua tutusa lava ma le tanoa fai 'ava ona taia muamua 'o le alo o le tanoa. 'A e mulimuli ia le tua o le tanoa fai mea tausami, 'a 'ua 'ese'ese 'ua faivae o le tanoa fai 'ava; 'a 'ua leai ni vae o le tanoa e fai a'i mea e tausami a tagata Samoa. 'Ua sili ona teuteu-lelei-ina 'o le tanoa fai 'ava i le teuteu e fai a'i mea tausami. 'O le mea 'ua ala-ai ona sili 'o le tanoa fai 'ava i le tanoa e fai a'i mea tausami, aua 'o le tanoa fai 'ava 'ua tu'uina i le fale e mau-ai ali'i ma tagata 'uma 'a 'o le tanoa fai a'i mea tausami 'ua tu'uina i le tunoa (Häuptlingswort für „Kochhaus"). 'O le tanoa 'o le tasi lea igoa o le fale umu, 'ua le mau-ai se tasi: na'o mea e aogā e fai-a'i mea tausami. —

Sprüchwort: „'O le popole e tupu-ai le masiasi": es ist die Eile, aus der die Beschämung entspringt, d. h. „Eile mit Weile" oder „Gut Ding will Weile haben".

3. 'Ie Toga (Kautane).

'O le 'ie Toga 'o le galuega lea e faia e tamaita'i (beide Formen sind richtig nach Pratt: tamaita'i und tama'ita'i). 'Ua faia lea mea i le lau 'ie. 'Ua muamua ona taoina i le umu: 'a 'uma lea, fofo'e (abpellen) 'ese lea 'o le tua o le lau 'ie. 'O le alo (Unterseite) o le lau 'ie 'ua avatu lea i le sami ma nonoa i se la'au i ni nai aso. 'O lona uiga 'ina 'ia pa'epa'e lelei. 'Ua 'aumaia nai i le sami ma 'ua teuteuina i le fale, ma toe tu'u atu i le lā, 'ina 'ia mago. 'A 'uma lea, 'ua tositosi (gefranzt, gespalten) nini'i lava ma lalagaina-a'i le 'ie Toga. Pe'a 'uma ona lalagaina 'o le 'ie Toga i le tausaga etasi pe elua, ona avatu lea ma fofola i luma fale ma 'ua faloina 'ina 'ia mafolafola ma fa'alaina. 'A 'uma lea, ona 'aumaia lea i le fale ma

teu lelei ma noanoaina (dies soll der Plural von noatia [cf. Pratt] sein, nach Befragen!) fulu mumu o le tasi manu ʻua taʻua ʻo le sega ʻula. ʻA ʻuma ia mea ʻua taʻua lea ʻie ʻo le ʻie Toga. ʻUa faia lenei mea ma ʻoloa taua („Es gilt dies für usw.“) a Samoa. E mafai ona faʻatauina ʻo se ʻie taua lelei lava e tusa ma tala e limasefulu pe selau: e mafai foʻi ona totogi atu ʻo se fale tele (fale ʻulu!) i se ʻie tāua etasi po ʻo se tulula manaia lava. — E mafai foʻi ona magalo ʻo se pagotā peʻā avatu le ʻie Toga: e mafai foʻi ona ola ʻo le tagata fasioti tagata peʻā alu atu ifo i luma-fale ma avatu le ʻie Toga taua. ʻO le mea lea sa masani-ai anamua e oʻo mai i ona po nei. ʻUa sili ʻie Toga o le vavau ona o le niniʻi ona lalagaina. Peʻitaʻi ʻo ʻie Toga i nei ona po seāseā se ʻie ʻua niniʻi. ʻa ʻua patapata (grob). ʻO le ʻie Toga ʻua niniʻi ʻua taʻua lea „ʻo le ʻie tāua“; ʻo le ʻie Toga ʻua patapata e taʻua lea „ʻo le lalaga“. (Kautane erzählt noch, dass bei Ueberreichung der feinsten Matten diese aus höflicher Bescheidenheit als „lalaga“ bezeichnet werden. — Als Gegenstück fällt mir ein, dass man zum „suavai“ eingeladen wird, ähnlich wie bei uns „zur Tasse Thee“ oder zum „Butterbrot“, oder dass einem ein verhältnissmässig kostbares Geschenk als eine „mea faʻatauvaʻa“ übergeben wird. „Suavai“ heisst eigentlich nur „Wasser“, bedeutet aber als „Häuptlingswort“ so viel wie Speise oder ein Mahl: „mea faʻatauvaʻa“ heisst ein „geringfügiger Gegenstand“.)

4. **ʻO le lega** (Kautane).

ʻO le tasi lea galuega a tamaitaʻi. ʻUa faia lea mea i le ʻaʻano o le tasi laʻau ʻua taʻua „ʻo le ago“. ʻUa ʻaumaia lea laʻau ma valuvaluina lona paʻu: ʻa ʻua oloina lona ʻaʻano i le laʻau ʻua fafauina i le ʻafa. Peʻā ʻuma ona oloina ʻua avatu le mea na oloina ma palu (mischen, kneten) faʻatasi ma le vai i totonu o se ʻie valavala (Gaze) po o le lau-ʻaʻa o le niu ma faʻasisina (herabtröpfeln lassen) ifo lona sua i totonu o le vaʻa Samoa, ʻua taʻua ʻo le paopao (kleines Canoe). ʻA ʻuma lea ʻua faʻatali seʻia toʻa (sich setzen, dick werden) le lega i totonu o le paopao. ʻA toʻa, ona sasaʻa ʻese lea ʻo le vai. ʻUa sali („scoop out“, Pratt) ʻese le mea ʻua toʻa ma faʻaputu (sammeln) ma ʻua toe faʻamamamaina (reinigen, verdünnen) i le vai. ʻA ʻuma lea ʻua faʻaputu le mea etasi ma ʻua aveʻeseina nisi mea ʻua taʻua „ʻo le malasina“ („refuse of turmeric“) ʻa ʻua tuʻu ʻese le lega moni. Peʻa ʻuma lea, ʻua tuʻuina le lega i totonu o ipu laiti ma ʻua tao i le umu. ʻA ʻuma lea ʻua aveʻeseina le lega i totonu o le ipu ma ʻua faʻaputuina le lega ʻua maua. ʻUa faigata tele le tausiga o lenei togafiti: ʻafai ʻo le tagata e ana le lega ma lona aiga ʻuma ʻua tausi latou i tulafono o lenei sauniga. ʻO tulafono nei: muamua ʻua sā le taua i misa: ʻua sā foʻi le tagata e tagi: ʻua sā foʻi le tane ona momoe faʻatasi ma lana avā, po ʻo le fafine momoe ma lana tane ma faia se mea leaga. ʻUa sā foʻi ona ʻai toʻatasi ʻo le tagata e ana le lega, ʻo le ā faia: seʻia ʻaʻai faʻatasi ma tagata

ʻuma ʻo e faia lea mea. ʻO le tagata ʻua poto ma autu-ai (d. h. die Hauptperson) lea mea ʻo ia na te faia le guaga (dies Wort fehlt in Pratt: bedeutet die Bereitung der lega und, nach Angabe eines Mischlings, auch diejenige der masoā [Arrow-root]) ʻatoa ʻua taʻua lea tagata ʻo le „sisili" (d. h. offenbar soviel wie Excellenz). Pe ʻafai e solia ia tulafono ʻafai ʻo le tagi, ʻua liu suavai ʻuma le lega (löst sich zu Flüssigkeit auf), peʻā fuʻe (aufdecken) le umu ma aveʻeseina le lega i totonu o le ipu; ʻa ʻo isi tulafono ʻuma pe ʻafai e solia ʻua faʻailogaina (d. h. machen sich bemerklich) i le tino (Substanz) o le lega ma ʻua leaga-ai. ʻUa ʻomoʻomo (hat hohle Stellen) solo ʻo le tino o le lega ma matofi (spalten) nisi fasi lega. (Kautane glaubt offenbar ganz naiv daran.) ʻO le mea lenei ʻua aoga-ai le lega: ʻAfai e mageso le tino o le tagata po o le tamaitiiti ma ʻua tutupu mai-ai poʻu ʻua fai ma vai laʻau (dient als) le lega, ia palu faʻatasi le lega ma le sua-uʻu Samoa, ma mili aʻi le tino. ʻUa aogā foʻi i le tagata peʻā ʻuma ona tāina ʻo le tatau; ʻua mili i le tino ʻuma ʻina ʻia mamafu (heilen) le tatau. ʻO le tasi mea sili ʻua uʻuina aʻi taupou ma tamaitaʻi ʻina ʻia lelei o latou tino. ʻAfai foʻi ʻo se teine ʻua faʻaipoipo ma lana tane ʻua avatu foʻi ona lega i le aiga o le tane.

5. **ʻIe sina** (Kautane).

ʻO ʻie sina. ʻO le galuega foʻi lea ʻua faia e tamaitaʻi. ʻUa faia lea mea i le paʻu o le tasi laʻau ʻua igoa ʻo le sogā (Pipturus propinquus nach Pratt.) ʻUa sae (abziehen) le paʻu o le laʻau ma ʻua valuʻeseina le paʻu o le laʻau ʻua i le tua o le paʻu o le laʻau, ma ʻua ʻaumaia ma faʻalaina seʻi mago. ʻA ʻuma lea ona lalagaina-aʻi lea ʻo le ʻie sina. ʻO le tasi foʻi laʻau ʻua sili ona lelei, ʻua igoa ʻo le faupata (Cypholophus macrocephalus. Weddel: Boehmeria Harveyi, Seem. — Nach Pratt). ʻUa tusa lona faia ma le sogā. Peʻa ʻuma ona faia ʻo le paʻu o le laʻau ma faʻalaina ʻua tositosi niniʻi ma ʻua lalagaina-aʻi le ʻie sina. Peʻa ʻuma ona lalagaina ʻua avatu i le taeaopō ma faʻasaoina ma faʻalaina foʻi i lea aso ma lea aso, seʻia paʻepaʻe lelei. ʻO le mea lenei ʻua taʻua i Samoa ʻo le ʻie tāua foʻi, auā ʻua avatu i le faʻaipoipoga a se teine ma lana tane, ma ʻua faigatā ona maua, auā ʻua le iloa e fafine ʻuma ona faia ʻo lea mea, ʻa ʻua seāsea se fafine ʻua faia lea galuega. ʻUa taugatā foʻi peʻā faʻatauina.

6. **ʻO le ʻaupolapola** (Kautane).

ʻO le ʻaupolapola. ʻO le tasi lea ituaiga o ili; ʻo lea ituaiga ʻua aoga e tapili-aʻi (anfachen) le afi. ʻUa faia lea mea e tamaitaʻi i le moemoe (Schooss) o le niu; ʻua lalaga ʻatoʻatoa launiu; ʻua le saesae niniia e pei ʻo isi ituaiga o ili. ʻO le isi ituaiga o ili ʻua taʻua lea ʻo ilitea; ʻua saesae niniʻi launiu, ma lalagaina-aʻi; e aoga lea ituaiga e aloalo-aʻi tagata i le vevela; e avatu foʻi e tamaitaʻi peʻa faʻaipoipo ma sana tane.

7. ʻO le faʻamatalaga o le ʻ**aulafo** (Henkin. Halbbrauner).

ʻUa mauagata le ʻaulafo Samoa (wird vielleicht gesagt. um das Object werthvoller erscheinen zu lassen). aua se mea ʻua gata i aliʻi ma matai sili o Samoa. E le faia i aso ʻuma le lafoga. aua ʻua gata i aso pe ʻafai o le a tupu se faigata i Samoa.

ʻUa faia i le ipu niu mafiafia, ʻina ʻia anagata: ʻa ʻuma ona taʻe ʻo le niu ʻua ona olo ai lea ʻo fasi-ipu ʻia lapotopoto lelei. ʻA ʻuma lea ʻua teuteuina lelei le tino o le ʻaulafo ma faʻailogaina. ʻina ʻia iloa-ai le tupe a le tasi itutaua ma le tasi itutaua. ʻA ʻuma lea ʻua lalagaina se „fala lafo“. ʻia ʻumi lava ia fala. ʻUa faia lea fala i le launiu. ma ʻua faʻalauitiitina pe tusa ma inisi (das englische „inch“) evalu le lautele. ʻUa tofu le tupe ma le igoa ʻeseʻese. ʻO le tupe ʻaupito itiiti „o le lau“: ʻua ʻaupito ane „ʻo le togilau“. ʻaupito i le togilau „le tafiolo“; ʻaupito ane i le tafiolo „o le olo“[1]; ʻaupito ane i le olo „le toeʻai“. ʻUa faʻavasegaina ia tupe i itutaua elua: ʻo tupe uli „ʻo le tuʻutoeʻai“: ʻo tupe ʻenaʻena „ʻo le lafomua“.

Ia tu muamua le lau i le fala a le lafomua. ʻUa taumafai le lau a le tuʻutoeʻai ʻina ʻia aveʻeseina le lau a le lafomua. ʻAfai ʻua tūtū lau elua a itutaua elua i le fala lafo o le ā taumafai a la togilau ʻina ʻia aveʻeseina lau. ʻAfai ʻua lemafai lea. e lelei. ʻina toe taumafai ona aveʻeseina i tafiolo; ʻafai ʻua lemafai ona aveʻeseina i le tafiolo. e lelei. ʻina aveʻeseina i le olo; ʻa lemafai i le olo. ʻua taumafai ona aveʻeseina ʻuma le ʻaulafo ʻatoa i le toeʻai. (Die Bezeichnungen der Stücke: lau, togilau etc.. fehlen in Pratt's Wörterbuch.)

8. ʻ**O le salu** (Kautane).

ʻO le mea lea ʻua faia i tuaniu o launiu o niu. ʻUa aveʻeseina le launiu. ʻua toe le tuaniu ma ʻua fusi faʻatasi tuaniu e tele. ʻUa taʻua lea mea ʻo le salu. ʻUa aoga lea mea e tafitafi-aʻi (fegen) totonu o fale o tagata Samoa. ʻUa taʻua lea mea ʻo le salu tuaniu: ʻua tusa ma le pulumu (pulumu = broom) i le faʻapapalagi.

9. ʻ**O le selu Toga** (Kautane).

ʻO le mea lea ʻua faia i tuaniu. ʻUa fafauina faʻatasi ia tuaniu i ni muiaa[2]) (muiaʻa[2]) ʻo le mea lea ʻua i totonu o le pulu) po ʻo ni lau-ulu. ʻUa taʻua lea mea ʻo le selu Toga. po ʻo le selu tuaniu. ʻUa taʻua ʻo le selu Toga. aua faʻapenei selu a tagata Toga; ʻua aogā lea mea ʻua teuteuina-aʻi manaia po ʻo taupou ʻatoa ma aliʻi Samoa. ʻUa faia lea galuega

1) Ich weiss nicht, ob ʻolo oder olo; vermuthlich olo.

2) Ich habe in den Dictaten regelmässig „muiaʻa“ geschrieben, entsprechend dem, was ich hörte: Pratt schreibt „moiʻaʻa“. Die Wahrscheinlichkeit spricht natürlich für einen Hörfehler meinerseits; doch wollte ich dies nicht ändern.

e tamaita'i. 'O le tasi ituaiga o selu 'ua ta'ua 'o selu la'au. 'Ua faia lea selu i le tasi la'au malosi 'o lona igoa 'o le pau. 'Ua faia 'ia manifinifi le fasi la'au ma 'ua tositosi i se naifi (engl. knife) laitiiti ma 'ua teuteuina 'ia manaia ma 'ua fa'atatauina fo'i i le faiga o le selu tuaniu. 'Ua tusa lona aogā ma le aogā o le selu tuaniu.

10. 'O le to'ima'a.

'O le tasi lea mea sa (das lange Vergangene scheint mit Vorliebe durch „sa" anstatt „na" ausgedrückt zu werden) fai-a'i galuega a Samoa anamua lava. 'Ua latou olo fa'ama'ama'ai nisi ma'a 'ina 'ia fai-a'i a latou galuega. 'O lea ituaiga o ma'a 'ua ta'ua „'o le ala". 'Ua maua i le 'ele'ele (auf Befragen!); 'ua maua fo'i i alia (auf Befragen!). Pe'ā 'uma ona sauni lelei 'o le ma'a 'ua fafauina i se la'au 'ina 'ia mafai ona tago (anfassen) 'o le lima ma faia se galuega. 'Ua aogā e ta'i (d. h. wohl „tā-a'i") va'a ma fai a'i fale 'atoa ma isi mea. 'Ua ta'ua lea ituaiga o to'i 'ua fafauina i se la'au pi'o „'o le to'ifafau". 'O nisi to'i na fafauina i la'au sa'osa'o: 'ua ta'ua lea 'o meleke. (Kautane glaubt, dass solche zuerst aus America kamen und daher so benannt wurden.) 'Ua aogā lea ituaiga e tipi-a'i la'au tetele. 'O to'i 'ua pupu'u 'au ma 'ua pipi'o 'ua ta'ua 'o to'ifafau; 'o to'i 'ua 'u'umi 'au 'ua ta'ua meleke (Auf Anfragen: In Kriegen wurden sie nicht gebraucht!) 'Ua le aogā ia to'i i nei ona po, auā 'ua maua to'i mai (hier ist vielleicht ein „i" überhört) papalagi.

11. 'O le fa'amatalaga o le **fa'atufunaga i tatau.**

'O le au laitiiti 'o le au mono lona igoa mono-a'i mea fa'amanaia o le tatau. (Hiermit sind die kleineren, minutiöseren Verzierungen nach Art der fa'a'ila gemeint.) 'O le au soniaso, sosoni-a'i (pe „ta-a'i") 'aso 'uma lava; le autapulu, tapulu-a'i le tua ma ogavae ma mea 'uma 'ua fa'auliulina. 'O le nifo o le pua'a e 'aumai fo'i ma olo lea i le foaga (Schleifstein; auch, aber nicht ausschliesslich, auf europäische Schleifsteine angewandt) fai-a'i le au. 'Ua avane fo'i le una o le laumei, 'ua so'o-a'i le au ma fafauina fa'atasi, ma toe fafauina i se la'au laitiiti, 'ua ta'ua lea la'au 'o le u. 'Ua tositosina i le naifi manifinifi laitiiti. 'O le togafiti lea i nei ona pō; a 'o le togafiti anamua 'ua tositosina i le tasi figota 'ua igoa 'o le „fole", 'ua fa'ama'ama'ai le mata o le au i le tasi figota 'o le vatu'e. 'O nisi fo'i au 'ua faia i ivi o tagata, anamua i le fa'atevolo, i le vale. (Die Holzbüchse, in der das Ganze ruht, wird nach der Angabe des mir dictirenden Tufuga Sauafea vom Vater auf den Sohn vererbt.) 'O le tunuma 'o le igoa o le la'au 'ua teu-ai au. 'O le 'upu fa'atusa lenei, i le tunuma, 'atoa ma au i totonu. 'Afai 'o se ali'i ma lana fanau 'ua ō le fanau ma faia se misa, 'a 'ua nofo le ali'i 'ua ia le silafia, 'afai 'ua fa'alogo le ali'i i le misa 'ua fai i lana fanau, ona saunia se 'upu fa'amolemole, i ē 'ua misa ma lana fanau;

'ua fa'apea le 'upu: „se tunuma ma moe fa'atasi: le mea nei 'o tama ma matua". 'O le tunuma. 'o le ali'i lea: 'o au 'ua i totonu o le tunuma 'o le fanau lea: pe'ita'i 'ua nonofo pea au i totonu o le tunuma: 'a 'o le ali'i 'ua na le silafia lana fanau 'ua faia se misa i se etasi mea.[1])

12. 'O le ma'a tu'i 'ava.

'O le ma'a lea 'ua tu'i-a'i 'ava o ali'i Samoa. 'Ua faia lea ma'a i le ituaiga 'ua ta'ua 'o ma'a ala, ma 'ua fa'apenei ona faia. 'Ua pito i lalo le ma'a tele ma le mafolafola fa'a'ofu'ofu. 'Ua tu'u i ai fasi 'ava ma 'ua tu'itu'i i le etasi ma'a laitiiti: 'ua ta'ua lea ma'a 'o le ma'a-tu'itu'i. Pe'ā 'uma ona tu'ia 'ia malu le 'ava ona tu'uina lea i le tanoa 'ina 'ia paluina ma taumafa ai ali'i.[2])

13. 'O le fue.

'O le tasi lenei mea 'ua fai ma fa'ailoga o le tulafale (beachte den Singular, als Vertreter der Gattung: vielleicht nicht ächt samoanisch: könnte eine Folge der Uebersetzung von Fabeln ins Samoanische sein!): 'ua ta'ua 'o le failauga 'atoa fo'i ma le ali'i, 'afai se fono a se nu'u po o le malō: e muamua ona i ai 'o le fue i le lima o le failauga. 'atoa ma le to'oto'o: ona fa'ato'a tu lea i luga ma faia le lauga. 'Ua ta'ua fo'i lenei mea 'o le tofi (vgl. Pratt) o se aiga po o se nu'u. auā 'o le mea mai le vavau. 'Ua faia lea mea i le muia'a (Pratt: moi'a'a!) o le niu ma 'ua miloina ma nonoa fa'atasi i se etasi manoa ma fafauina i le la'au; 'ua ta'ua lea mea 'o le fue 'afa.

14. 'O le ma'a ta'i fe'e.

'Ua oloina se tasi ituaiga o ma'a. 'ina 'ia lapotopoto ma molemole. 'Ua maua i Toga lenei ituaiga o ma'a (Es soll diesen Stein in Samoa nicht geben!). 'Ua fa'ateleina le tasi pito. 'ua fa'alaitiiti le isi pito o le ma'a. 'Ua 'aumaia ni pule mai (i) le 'a'au ma 'ua tipiina le tua o pule elua ma 'ua fafauina i le tino o le ma'a. 'Ua 'aumaia fo'i le a'a o le niu (Wurzelfaser) ma 'ua fafauina i le tasi itū. 'Ua noanoaina (Pratt hat nur noatia; Kautane bleibt dabei, dass beide Formen richtig sind) fo'i ni fasi lautī i le la'au lena. 'ua fai ma si'usi'u o le ma'a. 'ina 'ia manaia ma gaoioi fo'i. pe'ā

1) Die Bedeutung dieses Gleichnisses bestimmt festzustellen habe ich leider versäumt: wahrscheinlich ist die Bedeutung folgende: „Eine Tunuma (und sie) schlafen zusammen, (müsste es dann aber nicht „momoe" anstatt „moe" heissen?): das sind die Söhne und die Väter." D. h. (nehmlich): Obwohl die Tättowir-Instrumente in der Tunuma stecken und beide „zusammenschlafen", so weiss doch die Tunuma nichts von den Thaten der Tättowir-Instrumente: ebenso wenig weiss der Vater etwas von den Streitigkeiten seiner Söhne: er ist dafür, würden wir sagen, ebenso wenig verantwortlich.

2) Das „mafolafola fa'a'ofu'ofu" bezieht sich natürlich auf die Concavität des unteren, grösseren Steines: lässt sich wohl wiedergeben mit „weite Vertiefung". Sollte tu'i (Tongan. tuki, vgl. auch Tregear) nicht onomatopoietisch sein? Vergl. das deutsche „tick-tack".

tu'uina le ma'a i le sami. 'Ua tupu ai le ita o le fe'e i le ma'a pe'a lulū i le sami (auf- und abziehen), auā 'ua gaoioi fasi lautī. 'O le faiva lea 'ua masani ai se tasi motu i Samoa, 'o Manono lea.[1])

15. 'O le siapo mamanu.

'O le tasi lenei ituaiga o siapo Samoa. 'Ua le faia lenei siapo i se 'upeti 'a 'ua faia lava i le poto o le na te faia le mea. Muamua 'o le lau-u'a lea. 'Ua fa'apipi'ina fa'atasi lea lau-u'a ma lea lau-u'a i le masoa. Pe'a 'uma 'ua tusitusina ni mea fa'amanaia i totonu o lea siapo. 'Ua faia nisi tusi uliuli i le mea 'ua ta'ua le „lama" (d. h. Russ, gewonnen von den Früchten der Aleurites triloba); 'a 'ua tusia nisi mea mūmu i le fua o le tasi la'au e igoa 'o le loa. 'Ua aogā lenei ituaiga o siapo e teuteuina a'i manaia ma taupou 'atoa fo'i ma ali'i; 'ua aoga fo'i fa'amanaia-a'i nisi mea i totonu o fale.

16. 'O le tasina.

'O le tasi lea ituaiga o siapo 'ua faia i le 'upeti. 'Ua faia lona vali mūmū i le sua o le pa'u o le tasi la'au, 'o le 'o'a (o ist kurz, offen und betont!), ma le tasi ma'a mūmū e igoa 'o le 'ele.

17. 'O le pa.

'Ua ta'ua lenei ituaiga o pā (d. h. der mir überreichte Angelhaken) 'o le pā-ala. 'Ua faia lea pā i le tasi figota o le sami 'ua ta'ua 'o le mata-poto; ua oloina i se foaga fa'alaitiiti lona tino e fa'atatauina i le tino o i'a laiti 'ua i le sami (wird ähnlich gemacht dem Körper eines kleinen Seefisches). 'Ua ta'ua lenei pa 'o le ulutoto (wahrscheinlich „Blutskopf"?). 'Ua fafauina fo'i lona maga; 'o le mea lea 'ua saunia i le una o le laumei. Pe'ā 'uma ona teuteuina ma nonoa i se manoa, 'ua so'o fa'atasi lea manoa ma se 'afa tuaitiiti; 'o le faiva lea 'ua ta'ua 'o le faiva o ali'i (auf Befragen). 'O le tasi igoa o le manoa 'ua noati-ai (hier ist die Pratt'sche Form gebraucht) le pa, „'o le afo". 'Ua teuteuina le pā i le fulu pa'epa'e o le tasi

[1]) Die „fasi lautī" habe ich nicht an dem Oktopus-Köder gesehen, wie ich überhaupt das Instrument niemals in Gebrauch sah. Wahrscheinlich werden die Stücke von Dracänen-Blättern immer frisch vor dem jedesmaligen Gebrauche angefügt. — Aus dem Texte geht hervor, wenigstens mit Wahrscheinlichkeit, dass es sich um eine tonganische Erfindung handelt, die erst nachträglich nach Samoa eingeführt wurde. In der That sieht man auch die Oktopus-Köder viel häufiger in Tonga, als in Samoa. Manono habe ich aber nicht besucht. Die Wirkungsweise des Instruments erkläre ich mir dadurch, dass der gewählte, halbdurchsichtige oder durchscheinende Stein (Art von Arragonit, korallinen Ursprungs), dessen Qualität die Hauptsache sein soll, Aehnlichkeit mit dem Körper mancher Mollusken hat, die dem Oktopus wohl als Nahrung dienen. Die Annahme, dass sich die Oktopoden grossentheils auf ihren Gesichtssinn verlassen, wird durch die ausserordentliche Entwicklung ihrer Augen ganz wahrscheinlich.

mamu ʻua igoa i le tavaʻe (Der Stil ist hier, wie auch sonst stellenweise, offenbar gezwungen, namentlich dadurch, dass alle Gegenstände, von denen man annahm, dass sie mir der Sache oder dem Namen nach unbekannt sein dürften, mit „e taʻua“ oder „e igoa“ u. dgl. eingeführt werden!)

18. ʻO le fale tele,

ʻo le tasi lea ituaiga o fale o Samoa ʻUa taʻua foʻi ʻo le fale ʻulu, aua ʻua faia i le tasi laʻau e igoa ʻo le ʻulu (vgl. Bem. hier oben!) ʻUa faia se pou etasi pe elua pe etolu. Peʻā uma ona faʻatu o le pou ʻua faia se tasi laʻau iluga o le pou, ʻua taʻua lea laʻau ʻo le ʻauʻau, ma ʻua faia se togafiti ʻua taʻua ʻo le fatamanu. ʻO le togafiti lea e mafai-ai ona faia ʻo galuega o le fale. ʻUa muamua ona faia ʻo itū o le fale. ʻUa faia nei fatuga (vgl. Pratt): peʻa ʻuma, ʻua fafauina laʻau matua; ʻa ʻuma lea ʻua fafauina le ʻauʻau a luga; ona fafauina ai lea ʻo ʻaso, ma faʻamauina i le ʻauʻau a luga: ʻua toe fafauina nisi laʻau laiti i le vā o laʻau matua. ʻua igoa ʻo paeʻaso. ʻA ʻuma lea ʻua faia le lagolau: ʻo le laʻau lea ʻua tali aʻi le lau muamua, peʻā atoina le fale. Ona fafau ai lea ʻo soʻa o le fale. ʻO ia laʻau ʻua taʻua ʻo soʻa ʻua fai ma fua ʻua iloa-ai le fale ʻua tele ma le fale ʻua laitiiti. ʻA ʻuma ia galuega ona atoina lea ʻo itū o le fale i lau. ʻUa ʻuma le tala i itū o le fale (d. h. beendet ist die Erzählung [tala] über die „itū“, d. h. den Giebeltheil des Hauses).

ʻUa faia le tala (d. h. die Rund-Theile. Vielleicht hier angewandt, um mich über die zwei verschiedenen Bedeutungen des Wortes „tala“ zu belehren?). Muamua ona faia ʻo le fau, ma ʻua faia foʻi ma nisi fau pe elima. Ona sisi lea i luga ʻo na (im Original: onā) fau ʻuma lava ma ʻua faʻamauina i nisi laʻau ʻua taʻua ʻo ʻasovao; peʻā lelei ona taʻoʻoto fau, ona fafauina lea ʻo ʻaso; ma ʻua faia foʻi ʻo moamoa, e soʻo-ai le ʻauʻau ma nisi ʻaso. ʻA ʻuma ona tauʻaso ona fafauina lea ʻo paeʻaso. ʻA ʻuma lea ʻua fafauina foʻi lagolau. Peʻā ʻuma galuega o le tala ʻua atoina i lau. ʻA mālu le fale ʻuma ʻua faia pou lalo: ʻua taʻua lea ʻo le atuao. Ona fafauina ai lea ʻo laʻau elua i le pou tū: ʻo lona igoa ʻo le talitali. ʻA ʻuma ia galuega ʻua salaina le tulutulu o le fale (werden abgeschnitten die „eaves“ des Hauses; cf. Pratt!); ʻo le galuega mulimuli lea i le faiga o le tino o le fale. Ona teuteuina ai lea ʻo totonu o le fale; ʻua taʻua lea fale ʻo le fale tele. — ʻO le tasi ituaiga o fale ʻua taʻua ʻo le fale faʻāfolau; ʻua faia ona pou (tū) pe efa pe eono, ʻua tuʻu i le faitalia lea mea, ʻa ʻua ʻese ona tūtū o ona pou: pe etolu i le tasi itū, etolu foʻi i le isi itū; e tusa ma gafa pe elua pe etolu le va o pou i le tasi itū ma lea isi itū, ma ʻua faia nisi laʻau tetele ma le malolosi, ʻua taʻua ʻo utupoto. ʻUa fafauina i pou i le isi itū ma pou i le etasi itū; ʻua faʻatiʻetiʻe ia laʻau i luga o nisi laʻau ʻua taʻua ʻo amopou. ʻO igoa o le tino ʻuma o le fale ʻua tutusa ma igoa o laʻau o le fale ʻulu.

19. Ituaiga o va'a Samoa.

a) **'O le paopao.** 'Ua faia lea va'a i se la'au 'atoa etasi: 'ua teuteuina lona taumua 'atoa ma le taumuli ma 'ua faia fo'i le liu o le va'a (Pratt: bilge). 'A 'uma lea 'ua faia ni la'au se lua ma fafauina i totonu o le va'a: 'ua ta'ua ia la'au 'o „iato", ma 'ua faia se tasi la'au e ta'ua 'o le „ama" 'ua fafauina i pito o iato e fa'atatauina i le tino o le va'a, 'ua fafauina i tasi pito iato: 'ua fafauina nisi la'au 'ua ta'ua 'o tu'itu'i (steht im Pratt). 'O pito tu'itu'i i luga e fafauina i iato, 'a 'o pito tu'itu'i i lalo 'ua tutuina i le tino o le ama. 'Ua fafauina fo'i ni 'afa i le pito iato lena ma taunu'u i le ama 'ina 'ia malosi ma 'ia mau. 'Ua ta'ua ia 'afa 'o „lī" (steht im Pratt). 'Ua aogā le paopao 'ua fagogota-ai 'o tagata i le sami ma alu-ai se malaga i se tasi pito nu'u.

b) **'O le soatau.** 'O le igoa lea o le va'a 'ua sili lona tele i le paopao ma 'ua 'umi fo'i: 'ua fafauina ai iato etolu pe efa 'ua tusa lava ona faiga ma le faiga o le paopao. 'Ua aoga fo'i i faiva 'atoa ma malaga.

c) **'O le va'a alo.** 'Ua 'ese lona faiga 'a 'ua foliga i le soatau; 'ua faia i fasi la'au 'ese'ese e pei ona fauina 'o le tulula: 'a 'ua fa'amauina ia fasi la'au 'ese'ese i 'afa; 'ua mau ma 'ua malosi. 'Ua punitia fo'i pu o 'afa i mea 'ua ta'ua 'o pulu, 'o le tasi lea sua o le 'ulu. 'Ua fafauina fo'i iato etolu, ma 'ua ufitia (wird gedeckt) le taumua ma le taumuli i nisi fasi la'au salafalafa (flach), 'ua ta'ua 'o tau (Pratt: the deck of a canoe). 'Ua fafauina fo'i se fasi la'au laitiiti tusa ma le futu (!!) ma le afa (!!) i le iato taumuli, 'ua fafauina-ai le isi pito, 'a 'ua fafauina le tasi pito i le oa o le oa'a (? fehlt in Pratt, Erklärung versäumt!); 'ua ta'ua lea la'au 'o le pu'ega. 'Ua aoga lea va'a i le tasi faiva 'ua ta'ua 'o le alo-atu; 'o le faiva lea 'ua faia i le moana itai lava. 'Ua aoga fo'i lea va'a i malaga: 'ua sili fo'i lona sausaua i va'a Samoa 'uma.

d) **'O le taumualua.** 'O le tasi lea va'a 'ua fauina i la'au 'ese'ese. E foliga lea va'a i le tulula 'a 'ua fa'amauina i 'afa, ma 'ua faia taumua 'u'umi i le taumua ma le taumuli: 'ua aoga lea va'a i malaga i nu'u mamao.

e) **'O le amatasi.** 'O le tasi fo'i lea va'a uiga fa'atasi ma le alia, 'a 'ua laitiiti 'o ia (d. h. das amatasi). 'ua fauina fo'i i fasi la'au 'ese'ese ma fa'amauina i 'afa; 'ua faia fo'i sona ama, mona (für: ma ona) iato 'a 'ua 'u'umi ia iato; 'ua faia fo'i se pae i le va o le ama ma matau (?), 'a 'ua faia fa'amaualuga le pae i matau. 'Ua nonofo-ai fo'i tagata o le 'auva'a; ma 'ua fai-ai se fale, 'ua na'o le tagata e uli e tu i le taumuli: ma le tagata e suia[1]) le la 'ua tu i le taumua. 'Ua faia fo'i le la e fa'atuina i le taumua le ululā, 'a 'ua nonoa i le tila le tino o le la.

---

1) Diese Worte sind mir unverständlich; sie fehlen in Pratt. Erkundigung an Ort und Stelle wurde versäumt.

f) O le alia. O niga fa‘atasi ma le amatasi. ‘a ‘ua lua fua i va‘a o le alia. ‘ua fauina i fasi la‘au ‘ese‘ese. ia va‘a elua. ‘Ua faia se pae e soso‘o-ai ia va‘a: ‘ua ta‘ua le tasi ‘o matau. ‘a ‘ua ta‘ua le tasi ‘o ama: ‘a ‘ua nonofo tagata i le va o va‘a ‘ua fai ai se fale fa‘a-Manu‘a: ‘ua tusa lona la ma le la o le amatasi: ‘ua faia ona foe ‘u‘umi. ‘Ua pei ‘o foe papalagi. ‘Ua suagole[1]) pe‘a aloina le va‘a i pu ‘ua faia i le fola[1]) o le va‘a.

‘Ua aoga lea va‘a i taua o Samoa. aua ‘ua fai iluga o le va‘a le ‘olo malosi. ‘ua tu‘u-ai fana fanua (d. h. Kanonen: das ist wohl etwas Prahlerei) ma tagata to‘atele. ‘Ua faia la ‘o amatasi po ‘o alia i fala lili‘i: ‘ua fa‘apea fo‘i va‘a ‘uma o Samoa ‘ua faia i fala lili‘i.

20. **‘O le tutupupu‘u** (dies Wort fehlt in Pratt).

‘O le tasi lea ituaiga o ‘ie sili i Samoa. ‘Ua lalagaina lea ‘ie i le faupata: ‘ua lalagaina e tusa ma le faiga o le ‘ie sina: ‘a ‘ua ‘ese‘ese o lā fua (ihrer beider Maass?). ‘Ua faia lea galuega e tamaita‘i ‘a e seāseā se tamaita‘i na te silafia ona lalagaina lea ‘ie. ‘O le mea lea ‘ua le maua tele ai e tagata Samoa. ‘Ua gata i ali‘i ma taupou ma manaia ona lavalava i lenei ‘ie: ‘a ‘ua le lavalava-ai se tagata nu‘u: na te le maua fo‘i. ‘Afai ‘o se taua ‘ua maua-ai se tino o se tagata oti ‘ua lavalava i lenei ‘ie. ‘ua iloa e tagata ‘uma ‘o le ali‘i sili ‘o ia. (Kautane giebt an. dass diese Matten noch heutigen Tages gemacht werden.)

21. ‘O le laulau

‘ua tu‘u ai mea ‘ai a Samoa. pe‘ā faia se taumafataga. ‘Ua faia lea galuega e tamaita‘i ‘a ‘ua le faia e tane. ‘Ua le faia e fafine ‘uma lea galuega; ‘ua iloa e nisi fafine pe ‘afai e a‘oa‘oina e fafine ‘ua latou iloa.

22. ‘Ua igoa ‘o le **papalaufala,**

auā ‘o le laufala na fai-a‘i (dies ist die etwas feinere der beiden papa-Matten!). ‘Ua tusa lona aogā ma le aogā o le papa laupaogo (lau-paogo) (von diesen können etwa zwei Stück an einem Tage gemacht werden).

23. ‘O le ‘ali.

‘O le tasi lea mea ‘ua fai ma aluga o tagata Samoa. ‘O le la‘au ‘ua igoa „‘o le ‘ofe“. Pe ‘afai e tele ‘ua tā‘ina i se naifi (!) ma tu‘u i totonu o se vao falī (eine Art Gras nach Pratt) po o le fuefue (Schlingpflanzen) se‘i o‘o ‘ina mago. Ona fafauina lea i ona vae elua, ta‘itasi i le pito ‘ofe. Pe‘ā ‘uma ona fafau ‘ua ta‘ua lea ‘o le „‘ali“. ‘O le fau po ‘o le milo ‘ua

1) Diese Worte sind mir unverständlich: sie fehlen in Pratt. Erkundigung an Ort und Stelle wurde versäumt. Vgl. Uebersetzung.

fai-a'i ona vae. 'Ua masani ali'i ona vivili (durchbohren) 'o le tino o le 'ali ma fafau i totonu le 'afa fa'atasi ma le vae. 'Ua ta'ua lea 'ali „'o le 'ali o le ali'i", po o se tulafale sili, 'a 'ua masani tagata 'uma ona fafauina o latou 'ali i le tino 'uma o le 'ofe (d. h. das Häuptlings-'ali hat seine Füsse innen, das gemeine aber aussen, durch Umwickelung befestigt!). (Das mir übergebene Stück war eine Häuptlings-'ali, war zerbrochen und repariert worden, daher die Ungleichheit beider Seiten.)

24. 'O le 'upeti.

'O le igoa lea o le mea e gaosi-a'i lavalava Samoa 'ua ta'ua „'o le siapo". 'O le 'upeti 'ua faia i laupaogo; 'ua su'i fa'atasi ni lau-paogo pe evalu pe e sefulu; e tu'u i le faitalia a le tagata pe fa'atele pe laitiiti lana 'upeti. Pe'a 'uma ona su'i, ona milo lea i le manoa laiti ma su'i solo i le tino o le 'upeti. E 'amata i le tasi itu e o'o i le tasi itū. 'O nisi mea 'ua faia i tuaniu ma 'ua ta'ata'ai (umwinden) le moi'a'a i le tino o le tuaniu ma fa'amauina i le tino o le 'upeti. E fa'atatau (es wird nachgebildet) ona faia o manoa ('o le pa'u lea o le la'au lea 'ua ta'ua „'o le sogā" [Pipturus propinquus nach Pratt]) po 'o tuaniu i nisi mea 'ua masani ai Samoa, po 'o lau o la'au po 'o lau o niu 'atoa ma isi mea e fa'atatau i ai le su'i o le 'upeti. 'Ua faia le siapo 'ua fa'apenei: 'Ua avatu ni lau-u'a ma tu'u i luga o le 'upeti, 'ua fa'apipi'ina le tasi lau-u'a i le isi lau-u'a i le masoā Samoa. 'Ua avatu le 'ele ma olo i luga o lau-u'a. Ona olo lea i le tasi mea 'ua ta'ua „'o le tata", 'o le fasi-siapo lea 'ua tipi fa'apu'upu'u tusa ma inisi (!) elima pe eono lona 'umi, 'ua olo-a'i le 'ele na pa'ū iluga o le u'a, 'ua maua-ai (oder mau-ai?) i le u'a mea na su'ia i le tino o le 'upeti 'o manoa po 'o tuaniu 'ua i ai o latou ata i le tino o le u'a. Pe'ā 'uma lea togafiti e ta'ua lea mea 'o le siapo.

'Ua faia le 'upeti e tamaita'i. 'Afai e lelei ona faia o le 'upeti ma 'ua matagofie, 'ua lelei fo'i le ata 'ua i le siapo. 'Afai e va'ai le tagata i le siapo 'ua lelei, e mafai ona sa'ili i le 'upeti na fai a'i lea siapo 'ina 'ia maua e le tagata 'ua va'aia le siapo ma fai-a'i sona lava siapo (und sich ein Stück eigenen Siapo damit macht). 'Afai e va'ai tagata i le siapo 'ua lelei, 'ua fa'apea le 'upu: „'O le 'upeti 'ua sili ona lelei."

25. 'O le i'e;

e aoga e fa'amafolafola-a'i le u'a. E muamua ona sasa i le itu 'ua tositosi, 'a 'e mulimuli ona sasa i le itu 'ua le tositosia. 'Ua faia le i'e i le toa (Casuarina equisetifolia nach Pratt) po 'o le pau (im Pratt ohne botanischen Namen). 'O le tasi lea ituaiga o la'au anagatā (dauerhaft) ma le mamafa ma le malolosi fo'i.

26. ʻO le papa.

ʻO le tasi lea ituaiga o fala, e nofo-ai (wohl: nonofo-ai) tagata Samoa i totonu o latou fale. ʻUa fai ma mea (dient als) e pito i lalo (dient als Unterlage) i nisi ituaiga o fala e momoe-ai, ʻo le fala liliʻi lea. ʻUa aogā foʻi e momoe-ai pe ʻafai e leai se fala liliʻi (d. h. man schläft unmittelbar auf der groben Matte, wenn man keine feinere hat). ʻUa faia lea mea i le lau o le tasi laʻau ʻua igoa ʻo le paogo. ʻO le paogo ʻo le uso ʻo ia o le fala, ʻa ʻe ʻua ʻeseʻese i o la lau; ʻo le paogo ʻua lautetele ma le malolō (hat breite und steife Blätter); ʻa ʻe ʻo le fala ʻua lauiti ma ʻua vaivai. E muamua ona faʻalaina i le lā, ʻafai e mago ona lalagaina lea e fai ma papa. ʻUa faia lea galuega e tamaʻitaʻi. (Von diesen können 2—3 Stück in einem Tage gemacht werden.)

27. ʻO le tapui-aʻu.

ʻAfai e tuʻu i se niu, ʻo lona uiga, ʻua sā le niu e lē tolia. ʻAfai e toli e se tagata ʻua lavea ʻo ia i le aʻu, peʻā alu i le sami i le pō po ʻo le ao. (Dies Tapu-Zeichen wurde für mich extra geflochten und war niemals in Gebrauch, dürfte aber mit den ächten vollkommen übereinstimmen; ich mochte diese Eigenthums-Zeichen nicht eigenmächtig entfernen!)

28. ʻO le tapaʻauvai (auch Polavai genannt).

ʻO le tasi lea mea ʻua lalagaina e tamaʻitaʻi. ʻUa faia lea mea i le launiu. ʻO le mea lea ʻua pito i lalo ʻa ʻe pito i luga papa, i totonu o fale o tagata Samoa. ʻUa tuaʻoi le tapaʻauvai ma le ʻeleʻele (d. h. die tapaʻauvai liegt unmittelbar auf der Erde, „grenzt" an diese), po ʻo maʻa laiti i totonu o fale o Samoa. Pe ʻafai leai se papa po ʻo se fala liliʻi e mafai ona moe ʻo le tagata Samoa i le tapaʻauvai. ʻUa faia lea mea i launiu elua; ʻo le tasi i lalo, ʻo le tasi foʻi i luga. (Von diesen können angeblich 4—5 an einem Tage geflochten werden, doch soll z. B. die „pola" noch leichter herstellbar sein. Am schnellsten geht natürlich die Fabrication der gewöhnlichen „ʻatoʻs", die pro Stück nur 3—5 Minuten in Anspruch nimmt.)

29. ʻO lenei ʻato, ʻo lona igoa ʻo le ola;

ʻo le tasi ona igoa ʻo le pukē (man beachte das „k") ʻua fai ma ʻato a toeaʻina, e fafao-ai a latou ʻafa (vgl. unsre Körbchen zum Strickzeugtragen!); ma le tasi ona aoga e fafao-ai vai a fafine, peʻā o e utu vai. ʻUa aogā foʻi i le faiva e fafao-ai iʻa.

30. ʻO le ʻafa.

ʻO le mea lenei ʻua fai ma fao Samoa (dient als Nagel) i o latou fale, ʻua fafaoina (wohl fafauina) lea laʻau ma lea laʻau i le ʻafa. ʻUa faia lea

mea i le etasi ituaiga o niu, ʻua taʻua ʻo le „niu-ʻafa". ʻO le niu lea ʻua lapopoʻa ma ʻua ʻuʻumi ma ʻua malosi lelei ona moiʻaʻa (d. h. ihre Fasern sind stark). ʻUa faia faʻapenei: Peʻā ʻuma ona meleʻi (d. h. die Faser-Schale mit dem gleichfalls „meleʻi" heissenden spitzen Stock entfernen) ʻo pulu, e taʻiono (je sechs, nehmlich Stücke der Faserschale) pulu o le niu etasi, ʻua sasa ia pulu taʻitasi (einzeln) i se laʻau, e faʻalagolago le pulu i se tasi laʻau mafolafola ma le mamafa, ma sasa i le tasi laʻau laitiiti ma le mamafa; ʻo lona ʻumi o le laʻau sasa e tusa ma le futu (engl. „foot"). ʻUa taʻua lea laʻau ʻo le „saʻafa", ʻa ʻo le laʻau mafolafola ʻua i lalo ʻua taʻua lea (man beachte die Klarheit der Beschreibung, wenn auch Umständlichkeit und Schwerfälligkeit) „ʻo le malaise". Pe ʻafai ʻua malū le pulu ma alu ʻese le mea ʻua taʻua ʻo le „fugafuga", ona avatu lea i le lā ʻina ʻia mago. ʻUa taʻua lea mea „ʻo le matofi". ʻA ʻuma lea ʻua faia faʻalaiti ni nai fua (Stückchen zusammengezwirnter Fasern, etwa 30 *cm* lang). E taʻua lea „ʻo le faʻataʻa". ʻO mea ia ʻua fili-aʻi le ʻafa i lima o tagata Samoa. ʻUa faia lea galuega e aliʻi po ʻo tulafale i fono po alaalafaga (wenn sie zusammensitzen) i totonu o fale i le pō po ʻo le ao. ʻUa taʻua lea mea „ʻua fili ʻo ʻafa". ʻUa aogā lea e fai-aʻi fale po ʻo vaʻa ʻatoa ma isi mea faʻa Samoa.

31. ʻO le pola (vollständiger: „polasisi").

ʻO le tasi lea mea ʻua pupuni i le vā o pou elua. E fai ma mea e tali-aʻi le timu ma le matagi. ʻUa faia lea galuega (e) fafine ʻuma. ʻUa tautau faʻatusolo (dies Wort fehlt im Pratt: es bedeutet, nach dem Zusammenhange, „einander theilweise überdeckend") i luga ma lalo ʻo pola e ono pe e fitu e i le maualuga o le fale ma le ʻeleʻele: e ʻamata i le amo (o) poulalo e oʻo i le ʻeleʻele. ʻUa tautauina i ʻafa po ʻo fau (letzteres habe ich freilich niemals bemerkt). ʻUa faia ia mea i le launiu.

32. ʻO le ʻato

lea; faʻapea ona fili, ʻua taʻua ʻo le fili **faʻa Niue**; ʻo le tasi ona igoa ʻo le fili faʻataʻaliʻoliʻo.

33. ʻO le lau.

ʻO le tasi lea lau o le laʻau, ʻo le tolo. ʻO lea ituaiga o tolo ʻua taʻua „ʻo tolo fualau", po ʻo „tolo-fatu". ʻO le ituaiga lea ʻua fai-aʻi lau e ato-aʻi fale o tagata Samoa. ʻUa ʻaumai le lautolo ma faʻamauina i se laʻau ʻumi ma sulu atu i ai (ziehen hindurch) le tuaniu, ʻina ʻia mau. ʻUa ato-aʻi fale o tagata Samoa ʻuma i lea lau laʻau. ʻUa anagatā foʻi: ʻafai e lelei ona ato o le fale e tusa ma eono pe efitu (nehmlich Jahre wohl). ʻUa faia le galuega o le suʻi-lau e tamaʻitaʻi. ʻUa faia le galuega o le ato o lau e tamaloa.

34. 'O le 'ato lenei 'ua ta'ua 'o le fili fa'a Samoa.

'Ua tusa lava lona aoga ma lona tele o ituaiga elua o 'ato: 'o le isi ituaiga 'o le fili fa'a Niue lea (siehe oben). Alle diese Gegenstände sind von mir gesammelt worden und können im Museum für Völkerkunde in Augenschein genommen werden: mit Ausnahme natürlich der Häuser und Canoes.

35. 'O le tuiga (Kautane).

'Ua faia lenei mea i le lau-ulu o tagata. 'Ua faia i le lau-ulu 'ua 'ena'ena, po 'o le lau-ulu uliuli, 'a 'ua pipi'i lelei (d. h. wellig: auf Befragen höre ich, dass das Haar der Melanesier allzu kraus ist). 'Ua seleina i le ulu o le tagata ma 'ua noanoaina i le manoa ma 'ua tautauina i se la'au. 'Ua fa'alaina i le ao ma 'ua fa'asauina (d. h. wird dem nächtlichen Thau ausgesetzt) i le po. 'Ua fa'apea lava i aso e tele; se'i o'o 'ina 'ena'ena 'o le lau-ulu. 'Afai 'ua lelei 'ua fatuina i se manoa fa'alaiti fuafuati i lau-ulu (d. h. es werden Locken an Fäden gebunden). 'Ua teuina fa'atasi i se manoa; 'ua ta'ua lea mea 'o le tuiga. 'O le mea lea 'ua gata i ali'i sili, auā 'ua teuina-a'i le ulu o le ali'i, pe'a faia ni ta'alolo po 'o nisi mea tetele i Samoa (d. h. bei „grossen" Angelegenheiten); 'ua na'o ali'i sili ma ni tulafale sili 'ua faia faina (?) le tuiga. 'Ua iloga fo'i tagata 'ua lelei le lau-ulu 'ua fai a'i le tuiga; 'a 'ua le faia i lau-ulu 'uma. 'Ua taugata fo'i i le tagata e ona le lau-ulu po 'o le fa'atauina 'o le tuiga 'ua 'uma ona saunia, se'i iloga 'o ni 'ie tāua. [Auf Befragen wird mitgetheilt, dass die Haare sowohl von Männern, wie von Weibern benutzbar sind. Die Haare von Albinos werden angeblich auch benutzt. Ausserdem soll es aber auch Leute in Samoa geben, die von Natur braun-gelbhaarig sind (ohne Kalkbenutzung?). Sie heissen tagata lau-ulu 'ena'ena. Schwarze Haare werden auf die angegebene Art gebleicht. Alles auf Befragen.] Ona mafai lea ona seleina 'o le ulu o le tagata 'ua aogā i le tuiga. (Die Albinos heissen tetea.) Die Stäbe der Tuiga heissen „'o lave" o le tuiga: 'o igoa ia o la'au laiti etolu 'ua fa'atutū i luga ma 'ua fa'apipi'i ai fa'aata laiti, 'ina 'ia manaia ma fusia i le „pale" (früher eine „pale-fuiono", d. h. ein Kranz aus Nautilusschalen-Stückchen) i le mua-ulu. (Ich frage, was denn früher die Stelle der Spiegel vertrat; dies weiss Kautane nicht.)

36. Rechte der ali'i (Kautane).

'O le fesili: Po 'o ai pule i fanua i Samoa nei? 'O le tali: 'Ua pule lava le aiga i lo latou lava fanua, po 'o le tagata i lona lava fanua. (Auf Befragen: im Grossen und Ganzen die Familie; Einzel-Besitz nur nach dem Tode der übrigen Familie, wenn ein Einzelner übrig bleibt.) Frage:

Giebt es Land, über das der ganze nu'u herrscht? Antwort: Nein. ʻO le fesili: Pe faʻapefea le pule a ali'i i fanua? Tali: Der Häuptling wird nach Kautane von jedermann höflich behandelt in Worten und Geberden: er darf auch starke Worte gegen die andern brauchen; eine Herrschaft über das Land, das nicht gerade seiner Familie gehört, hat er aber nicht. ʻUa gata le pule a ali'i i ona fanua moni 'ua o'o lana pule i lona nu'u 'uma ona 'o ia 'o le tamāli'i; ʻua ta'ua lea nu'u 'o lona nu'u, 'a 'ua le pule fua i fanua o isi aiga o lona nu'u, vagana le ali'i 'ua o'o lana pule i le ʻeleʻele 'uma o lona nu'u (es ist dies nehmlich in verschiedenen Orten Samoas verschieden); 'a 'ua fa'asino lana pule i le nu'u 'uma o na'o 'upu ma igoa. 'ua ta'ua e pule i lea nu'u ma lea nu'u (d. h. es scheint sich die Häuptlingschaft im Wesentlichen auf eine Art freiwilliger Autorität und Höflichkeitserweisung zu beschränken, mit Ausnahme einiger Districte, in denen der ali'i eine Art von Eigenthumsrecht am Boden zu haben scheint.)

37. Faʻatoaga a tagata Samoa.

'Ua mafai ona galue 'o le tasi tagata i le fanua o le tasi tagata ma totoina ai ana mea e taumafa i lea tausaga ma lea tausaga; 'ua gata lana pule i lana fa'atoaga, 'a ʻua lē pule i le 'ele'ele; pe 'afai e ita le ona le ʻele'ele e mafai ona tuli 'ese 'o le 'ua galue ai. (Auf Befragen: Es muss der Bebauer den Besitzer erst um Erlaubniss fragen.) Häuser gehören dem, der sie erbaut. Es herrscht, d. h. verfügt, das Familienoberhaupt. Nachher geht das Haus auf die Familie über; es wird aber einer, meist der älteste Sohn, vom Vater als der eigentliche Eigenthümer bestimmt. Nur wenn der älteste Sohn fortgezogen ist und sich nicht um den Vater gekümmert hat, so wird dieser einen andern anstatt des ältesten Sohnes zum Rechtsnachfolger bestimmen.

38. Politische Eintheilung von Samoa.

'O Upolu. 'Ua tolu vaega, 'o Atua ma le Tuamasaga (diese nimmt im Gegensatz zu den beiden andern immer den Artikel, vergl. die Schweiz oder le Tyrol) ma Aʻana. 'O Atua ma lo latou tupu Mataʻafa 'o Tui-Atua foʻi lea; 'o le Tuamasaga 'o lo latou tupu 'o Malietoa; 'o Aʻana ʻo lo latou tupu 'o Tui-A'ana. 'O le uso e toatolu e i ai Tuamasaga ma A'ana ma Atua. ʻO lo latou tamā 'o Pili. (Auf Befragen.) 'Ua mafua taua 'afai 'o Malietoa le tupu 'ua muso 'Atua ʻatoa ma Aʻana i lea tupu; 'afai 'o Tui-Atua le tupu 'ua muso le Tuamasaga ma A'ana. 'Afai 'o Tui-A'ana le tupu 'ua muso le Tuamasaga ma Atua. ʻo le mea lea 'ua tupu ai taua i Samoa, auā ʻua tolu ituaiga o tupu i Samoa. Ich frage, wie sich die Sache machen würde, wenn die drei Könige in ihren drei Districten einzeln herrschten. Man antwortet, dass durch diese Dreitheilung, wie sie vor Alters bestanden, die Kriege voraussichtlich aufhören würden. „ʻa **mumuso papalagi i lea**

mea, manao i etasi le tupu („aber die Weissen mögen das nicht, sie wünschen Einen König"). **(Hört, hört!)** Ich frage warum? Der Samoaner weiss in seiner polynesischen Unschuld darauf die richtige Antwort nicht und meint, vielleicht weil es in Deutschland und England so wäre. Frage: „Wer hat denn zuerst den „König von Samoa" erfunden"? Er weiss nicht recht; glaubt England (das stimmt).

39. Geburts-Act (Kautane).

'O le fafine 'ua to, pe 'afai e o'o i ona masina e fanau ai, 'ua alu atu se tamaita'i matua 'ua masani i le fa'atosaga fa'atosagaina o le fafine a fanau. Pe'a fanau le fafine 'ua i ona tua lana tane po 'o se etasi fafine e taofi i lona tua; 'ua fa'atutuina tuli o le fafine a fanau (d. h. die Kreissende kniet) i le fala, ma fa'asa'oina lona tua i luga. 'Ua i ai le fafine poto i ona vae e saposapo i le tama (d. h. fängt den Neugeborenen auf mit beiden Händen, so dass das Kind wagerecht liegt) pe'ā fanau mai. Pe 'afai 'o le fafine 'ua vaivai 'ua ta'oto ma fa'alagolago lona tua i lana tane. Pe'ā 'uma ona fanau 'ua fa'anofo i luga ma fa'atutuina ona tuli i le fala se'ia pa'ū le fanua (die Placenta). Pe'ā pa'ū mai le tamaitiiti 'ua mimiti i le isu 'ina 'ia mafai 'ua manava lelei (auch dies wird von der weisen Frau besorgt!); 'ua mitiia e le tama'ita'i 'ua saposapo le tama. 'Ua fa'atali se'i pa'ū le fanua. (Es wird erst die Nase gereinigt, dann kommt die Nachgeburt; das Warten bezieht sich auf das Folgende.) Ona ave'eseina lea 'o le 'afu'afu ('o le mea manifinifi lea 'ua nofo i ai le tamaitiiti i totonu) ma tipi 'eseina le pute (mit Bambus oder einem Messer) ma nonoaina lona pito. 'A 'uma lea 'ua fa'ata'eleina le tamaitiiti i se vai mafanafana. Pe'ā 'uma, 'ua fa'amoeina le tamaitiiti. 'Afai na fanau le tamaitiiti i le taeao e mafai ona tu'u atu i le susu i le afiafi. (Auf Befragen: Der Beischlaf mit Schwangern ist nicht verboten, sondern gilt für ein die Geburt erleichterndes Moment.)

40. Todesfall (Kautane).

'O le tagi fa'a Samoa mo tagata 'ua oti. Pe'ā maliu se ali'i sili, 'ua usu le nu'u 'uma ma faia se lauga i le malae e fa'asino i le ali'i 'ua maliu; 'ua le gata i le nu'u, 'ua fa'apea fo'i i nisi nu'u e mafai ona o'o sa latou lauga i le malae. 'O lona uiga 'o le fia maua 'o mea taumafa 'atoa ma toga ma siapo. 'A 'o le aiga o le ali'i 'ua maliu 'ua saunia mea 'ai e tele 'atoa ma 'ava, 'o pua'a fo'i 'atoa ma talo; 'o le aiga fo'i o le ali'i o i lea nu'u ma 'aumaia mea alofa i le ali'i 'o toga po 'o ni siapo. 'Ua fa'aputuina ia mea ma tufatufa atu i tulafale o le nu'u; 'ua ta'ua lea mea „'ua talia toga o le lagi". Pe'ā 'uma lea 'ua fa'asaina le lauala i malaga ma tagata 'uma, se'ia o'o i ni aso 'ua fa'atagaina; 'a 'ua tanumia pea le tino o le ali'i i lona tu'umaumau. (Die Leiche wird be-

kleidet mit Lavalava, gegenwärtig mit fremdem Zeuge.) Pe ‘afai tanumia lona tino e fa‘asagatū ona (wohl lona) fofoga i le mea e oso mai ai le la. (Auf Befragen: Die Beine liegen itai, der Kopf iuta, die Augen der Leiche sehen nach Osten.)

41. ‘Ava-Ceremonien (Kautane).

‘Afai ‘ua sau se etasi i le fale o se matai, ‘o le mea sili i le feiloa‘ina a ali‘i po ‘o tulafale e avatua le ‘ava e le ona le fale i le ‘ua maliu mai. ‘Ua ‘aumaia fo‘i le ‘ava e le ‘ua maliu mai i le ona le fale. ‘Ua ta‘itasi mafolafolaina ia ‘ava (wird ausgerufen). ‘Afai le ali‘i le ona le fale ‘ua avatu i le malaga lona (lona?) ‘ava ‘ua folafola i le malaga: „Fa‘afogafoga ia lo tatou faleupolu ma la tatou nei malaga; ‘o le ‘ava lenā ‘o le ipu a . . . (suafa o le ali‘i) ‘ua o taulimaina (?)“; ‘a ‘e ‘afai ‘o se tulafale ‘ua fa‘apea le ‘upu: „‘o le ‘ava fa‘atofala‘i lenā (jedenfalls von dem Titel „lana tofā“ abgeleitet!) a . . . (suafa o le tulafale)“. (Diese Worte werden von der Reisegesellschaft gesprochen.) ‘Ua fa‘apea le ‘upu a le ona le fale: ‘afai ‘o le tulafale le ‘ua maliu mai, ‘ua fa‘apea le ‘upu a le ona le fale: „‘o si ‘ava ‘oso (offenes langes o) lenā o le tulafale . . . (Name)“ ‘afai ‘o le ali‘i: ‘o si ‘ava ‘oso ‘o le ipu a . . . (Name des Häuptlings) (Kautane besteht oben auf „o“ anstatt „a“, weil es ein Stück sei: das Getränk nimmt „a“ [?]). Pe‘ā maliu atu se ali‘i ma se tulafale i le malaga e inu i ai ‘ua faia e le tulafale se fasi ‘ava e inu-a‘i i malō. ‘O le tulafale fo‘i na te faia le lauga. ‘Afai le ‘ava ‘ua muamua ona inu le ali‘i o le malaga; ‘a ‘uma lea ‘ua inu le ali‘i o le nu‘u ma toe inu le failauga o le malaga. ‘Ua fa‘apea ona tufa solo i le malaga ma le nu‘u, ‘ia fa‘ai‘u le tufa i se tulafale, ‘a ‘ua le fa‘ai‘u i se ali‘i. ‘Ua fa‘apenei ona saunia le ‘ava: pe‘ā ‘uma ona tu‘i pe olo pe mama ‘ua tu‘uina i le tanoa, ‘ua suina i vai ‘ua paluina ‘o se taupou po ‘o se tasi teine po ‘o se taule‘ale‘a. ‘Ua sauniuni le tasi tulafale o le nu‘u po o le malaga na te tufaina le ‘ava. ‘Ua muamua ona folafolaina o le ‘ava e le ‘ua tufaina le ‘ava ‘a ‘o tatauina po ‘o paluina; ‘ua fa‘apea le ‘upu: „Talanoa pea ia ali‘i ‘ua atifiona; ‘o le ‘ava o le fesilafa‘iga a ia aiga ma Tauaitu mai ia Faleata (beispielsweise), o lo‘o ‘ua o suia i vai.“ ‘O le ‘upu lea a le ‘ua folafolaina le ‘ava. ‘Ua tali mai le tulafale o i le saofa‘iga ma le malaga, ‘ua fa‘apea: „Ia sui i ni vai ‘a ‘e fa‘alava i ni manū“. Ona tatauina ai lea ‘o le ‘ava se‘ia usi. ‘A usi ona alaga lea ‘o le ‘ua tufaina le ‘ava. ‘Ua fa‘apea: „‘Ua usi lena ‘ava a fā‘asoa: tula‘i se tautū“. Ona faia lea pei anamua fa‘amatalaina. Pe‘ā ‘uma ‘ua fa‘apea le ‘upu: „‘O le ‘ava ‘ua motu: ‘ua mativa le fau.“ „‘Ua matufatufa magai (ma agai?) ‘ava ona toe“. ‘O le ‘ua tufaina le ‘ava ‘ua nofo i le itū taumatau o le tanoa. ‘Ua leaga le nofo i le itu taugavale. — ‘Ua tofu nu‘u ma fa‘alagina ‘ese‘ese.

Das oben angewandte Wort Tauaitu wird nur von reisenden Leuten aus Faleata gebraucht. In Wirklichkeit giebt es aber auch in Faleata

nur ganz wenige wirkliche „Tauaitu“ in einem Dorfe des Bezirks Faleata

(Sollte da eine Legende dahinter stecken, dass diese Leute aus Faleata einst die Geister bekämpft haben — taua-aitu oder tau-aitu, sich auf die aitu beziehend? Vgl. Stübel, Samoanische Texte, Veröffentlichungen des Königl. Museums für Völkerkunde, Berlin, Dietrich Reimer 1896, S. 104.)

42. ‘O le vai Samoa.

‘O le igoa lea o le mea ‘ua utufia ai vai inu a tagata Samoa. (Beachte die Namengebung: das Enthaltende nach dem Enthaltenen genannt; indem vai für Wasser eine weite Verbreitung hat, polynesisch, melanesisch und malayisch). ‘Ua faia lea mea i fua o niu ‘ua lapopo‘a ma ‘ua latetele. ‘O le togafiti i lea mea ‘ina ‘ia te‘a ‘ese le ‘a‘ano. E utufia le suasami i totonu ma momono lelei le gutu o le vai ma tu‘u i ni nai aso (e tusa ma vaiasosā elua) se‘ia pala la ‘a‘ano. ‘Ua aogā lea mea ‘ua pala e fai ma mea tausami lelei a tagata Samoa. ‘Ua ta‘ua lea mea „‘o le samipala“. Pe‘ā te‘a ‘ese le samipala i totonu, ona luluina lea le vai i le suavai. ‘Ua tu‘u i totonu ni nai ma‘a nini‘i ‘ia fa‘amamamaina i totonu o le vai. Pe‘afai ‘ua lelei ona utufia lea e taumamafa ai tagata. ‘Ua ta‘ua lea mea „‘o le vai Samoa“. ‘Afai ‘o se vai etasi ‘ua ta‘ua lea vai „‘o le tautasi“; ‘afai ‘o vai elua ‘ua nonoa i se ‘afa etasi i itū ta‘itasi o le ‘afa e ta‘ua lea „‘o le taulua“. ‘Ua masani ali‘i tetele o Samoa ona taumamafa i le vai ‘ua ta‘ua ‘o le tautasi: ‘afai e va‘ai le tagata Samoa i le tautasi lapo‘a ‘ua tautau ai le ‘afa e mata‘u i tago i ai pe inu ai auā ‘ua manatu ‘o le vai o le ali‘i. ‘O le tū fa‘a Samoa, ‘ua sā ona inu tagata ‘ese‘ese i le vai o le ali‘i. ‘O le tasi manatu e tupu ai le mata‘u o tagata ‘ese‘ese inu i le vai o le ali‘i ‘ina ne‘i tupu sona ma‘i, auā ‘o le vai o le ali‘i. E le inu ai fo‘i le fanau moni a le ali‘i; ‘o le fa‘aalo lava lea mea. ‘Ua fai se momono i le gutu o le vai Samoa pe etasi pe elua e fa‘atatau i pu o le gutu o le vai. ‘Ua faia se momono i le laufa‘i ‘ua mago; ‘ua ta‘ua lea mea „‘o le sului“. (Das Wort „fagu“ ist beschränkt auf die Früchte einer Pflanze, die früher zum Aufbewahren von Oel diente, und die flaschenförmig sind (welche?). I ona po nei ‘ua gata le ‘upu lea i fagu papalagi.

‘O le ‘ele

‘ua ‘elei a‘i (muss wohl heissen: ‘eleia-a‘i) siapo. ‘O le mea ‘ua ‘elia i le ‘ele‘ele (beachte die lehrreiche Zusammenstellung von ‘eli, ‘elei, ‘ele, und ‘ele‘ele!) o le mauga. ‘Ua fa‘apea le taofi, ‘ua pule le aitu i le ‘ele lenei, i Uafato — (‘o se tasi ‘a‘ai lea o le nu‘u ‘o Fagaloa, Upolu) —: ‘a faia pisa tele e tagata, ona toe uliuli lea le ‘ele, ‘ua lē aogā. Pe‘afai lē pisa, ona maua lea ‘o le ‘ele mūmū.

———

Uebersetzungen vorstehender Texte.

1. Tättowir-Lied[1]).

Vorbemerkung.

Das Lied habe ich nach dem Dictate eines Tättowir-Künstlers niedergeschrieben und nachher mit Samoanern, sowie dem Pratt'schen Wörterbuche durchgearbeitet. Hierauf versuchte ich eine Uebersetzung zu machen. Dann wurde Text und Uebersetzung dem englischen Missionar Hrn. Newell eingesandt, der mir schrieb, dass auch er, ohne weitere Erkundigungen einzuziehen, sich ausser Stande fühle, eine sichere Uebersetzung anzufertigen. Später theilte mir derselbe Herr, der für einen der besten Kenner der samoanischen Sprache gilt, mit, dass er sich eigene Leute halte, um alterthümliches Samoanisch zu erklären. Trotzdem hat Hr. Newell hier und da Anmerkungen zu der von mir versuchten Uebersetzung gemacht, derentwegen ich ihm zu grossem Danke verbunden bin, wie auch sonst wegen seiner sachverständigen und liebenswürdigen Unterstützung in meinen Bemühungen betreffs Linguistik und Ethnologie. Die Uebersetzungen der anderen Texte habe ich dagegen ganz selbständig angefertigt, so dass ausser mir Niemand dafür verantwortlich ist.

Ich gebe nun im Folgenden meine eigene Uebersetzung, die ich in Anbetracht der an sich grossen Schwierigkeit und meiner auf der Hand liegenden, Unzulänglichkeit nur als einen Versuch anzusehen bitte. Nachher werden dann noch einige Bemerkungen, sowie einige der Anmerkungen des Hrn. Newell Platz finden.

1. Halsband, Guirlande, Sinnbild
2. Sie sind abgenommen und die getrennten Theile (motu) sind noch nicht verbunden
3. Das Halsband ist noch nicht vollendet, o Herr
4. Widerstehe nicht, drehe Deinen Körper („lou mai“?) (vgl aber Anmerkung!)
5. O Herr, dies (d. h. Dein Schmerz, den ich verursache) ist fürwahr kein (Ausdruck meines) Zorn(s)
6. (Ich) ordne das Halsband, das schön ist
7. Denke an den Abend, der bald kommt
8. Ich vereinige diese wenigen Kränze (vgl. aber Hrn. Newell's Bemerkung!)
9. Die ausschliesslich Dein eigen sind
10. Widerstehe nicht, wende Deinen Körper (wie 4)
11. O sei ruhig und gieb nach (oder, wie Hr. Newell vermuthet: Schreie Dich aus, ich liess nach und zog mich zurück)

1) Vgl. O. Stübel, Samoanische Texte, S. 106 und 198.

12. Gleich dem Niederfall eines Tonganers: es wird heruntergebracht
13. Diese meine Tättowirfarbe, auf dass sie erreicht jenen Körper
14. Doch dies ist eine Sitte von alter Zeit
15. Du stöhnst fortwährend, doch ich singe
16. Es wächst das Weib heran, um Kinder zu gebären
17. Es wächst heran der Mann, um tättowirt zu werden
18. Auch Tättowirer (selbst) werden geschlagen vom Passatwinde
19. Man kann abnehmen das Halsband, man kann abnehmen die Kopfbinde
20. Aber man kann nicht abnehmen Deine schöne Tättowirung
21. Dies Dein schönes Halsband, das immerwährend ist
22. Gieb nach, wende Deinen Körper. —

Bemerkungen.

Die Tättowirung wird offenbar verglichen mit anderen Schmuckgegenständen und gleichnissweise mit den Namen dieser selbst bezeichnet. Das Lied mahnt offenbar ferner den zu Tättowirenden zur Geduld im Tragen der Schmerzen, mit dem Hinweise auf den immer anhaftenden Schmuck, den die Tättowirung hervorbringt im Gegensatze zu den anderen, abnehmbaren Schmuckgegenständen; mit dem Hinweise ferner darauf, dass es eine altehrwürdige Sitte ist, und dass, so wie der Mann die schmerzhafte Tättowirung, so auch das Weib die Beschwerden des Kindergebärens zu ertragen hat. Während so der Sinn des Ganzen wohl zweifellos klar ist, so bleiben in den Einzelheiten um so mehr fragliche Punkte, ganz abgesehen von rein grammatikalischen Schwierigkeiten. Vers 14—21 zeigen nicht nur Reim, sondern, wie mir scheint, sogar eine Art von Rhythmus. Die Lesart der gleichlautenden V. 4, 10 u. 22 ist nicht zweifellos. Ich habe nicht herausbringen können, ob es heisst „lou mai a'e" oder „loma ia e" oder noch anders. Mir sagte der Tufuga (Namens Sauafea), dass das Lied damit nicht eigentlich zu Ende sei; bei der Aufforderung, es ganz mitzutheilen, lachte er, da es sehr, sehr lang sei, indem während der ganzen Tättowirerei fortwährend gesungen werde. Demnach scheint es so, als wenn die Tättowirgesänge aus vielen bruchstückartigen Theilen bestehen, die je nach Laune und Gelegenheit zum Vortrag kommen. Das von Hrn. v. Luschan mitgetheilte Stück war dem Tufuga gleichfalls wohlbekannt; er wusste fortzufahren, als ihm der Anfang gesagt war. Er gab an, dass beide jedenfalls alt seien. Der Aufforderung, das Lied vorzusingen, konnte oder wollte der Tättowirer nicht nachkommen; er sagte immer, es habe das Lied keine eigentliche Melodie; ich kann daher über diesen Punkt leider nichts Näheres mittheilen, weil ich leider auch versäumt habe, das Tättowiren selbst anzusehen. Einige Stellen des Liedes „summte" er vor sich hin.

Anmerkungen zu den einzelnen Versen.

1. ʻula und lopa sind synonym; ʻula das Wort, das meines Wissens für die aus verschiedenen duftenden Blüthen, Blättern und Früchten gemachten, bei den Samoanern sehr beliebten, um den Hals gehängten Kränze das gebräuchlichste ist. — Tagavai, nach Pratt „an emblem in war, a war device used by certain privileged persons; malayisch: Tuggal“. Das „e“ nach ula und lopa war ich geneigt als das Zeichen des Vocativs aufzufassen; nach Newell ist es aber wahrscheinlich das poetische e. Es verschmilzt in der Aussprache mit den vorangehenden Vocalen, die dadurch accentuirt werden. (Dies gilt übrigens von dem Vocativ- „e“ gleichfalls.)
2. Na isia, sind abgenommen, nehmlich die vorhergenannten Dinge. E leʻi nonoa motu, die abgerissenen Stücke sind noch nicht verknüpft; nonoa ist freilich die sogenannte active Form.
3. Ohne Schwierigkeit.
4. Nach wiederholten Unterredungen mit Samoanern vermuthe ich, dass nicht lou mai usw., sondern „loma ia e“ oder loma ia aʻe die richtige Lesart ist: loma „be quiet“ Pratt), ia das Zeichen des Imperativs.
5. O Herr, dieses (das schmerzhafte Tättowiren) ist kein Zorn (meinerseits, d. h. seitens des Tättowirers).
6. Erklärung zum Vorhergehenden: dieses ist kein Zorn, sondern das „teu le ʻula“, das Inordnungbringen des Kranzes.
7. Denke an den Abend; dann nehmlich ist der Schmerz vorüber.
8. Nach Newell ist es grammatikalisch unmöglich, nai in der Bedeutung „einige“ mit „lenei“, das die Singularform ist, zu verbinden. Das ist wohl unbestreitbar richtig. Wahrscheinlich ist der Text hier mit einem Hörfehler behaftet. Nach Unterredung mit einem andern Häuptlinge vermuthe ich „e suʻina-ai lenei lopa“ (der Abend, im vorhergehenden Verse), „an dem (ai) verknüpft wird dieser Kranz“. Dann wäre suʻina das Passiv von suʻi; dieses steht aber nicht im Pratt. Dagegen giebt Pratt von dem ähnlich lautenden Verbum „suʻe“ „to lift up“ die Form suʻena als Passiv an, so dass mir die Zulässigkeit des suʻina von suʻi nicht unwahrscheinlich vorkommt. Es hätte dann dieser Vers keine weitere Schwierigkeit.
9. tautino ia te ʻoe geht zurück auf die lopa.
10. Vgl. 4.
11. Newell vermuthet: „ia auē“, d. h. „cry out, (I) desisted and retired; (evidently the tattooer leaves off a little“). Ich glaube, dass Hr. Newell Recht hat.

12. A se pa'u a se Toga. Diese schwierige Stelle habe ich mir so oft wiederholen lassen, dass ich einen Fehler in der Lesart für ausgeschlossen halte. Eine sichere Erklärung vermag ich nicht zu geben. „A“ wurde mir angegeben als (poetisch) gleichbedeutend mit peiseai, „gleichwie“. Se pa'u a se Toga“ kann ich durchaus nicht anders verstehen als „ein Niederfall eines Tonganers“. Mit den anderen Bedeutungen des Wortes „Toga“ (Südwind; u. a.) kann ich Nichts anfangen. Demnach vermuthe ich als Erklärung für den vorhergehenden und diesen Vers: „Schreie Dich aus, ich liess ab und zog mich zurück, wie ein gefallener Tonganer“. Wir würden etwa sagen: „wie ein geschlagener Franzose“. Wenn diese Erklärung richtig ist, so würde das Lied vermuthlich also nach der Vertreibung der Tonganer, d. h. nach dem samoanischen Freiheitskriege, entstanden sein, aber wohl zu einer Zeit, wo die Erinnerung daran noch sehr lebendig war.

14-21. Beachte den Wohlklang des samoanischen Textes!

13-17. Ohne weitere Schwierigkeit.

15. Te saga oi ‘oe; vgl. den Ausruf „oioioi“.

18. Die Grammatik dieses Verses scheint mir ganz klar und unzweifelhaft zu sein. Da aber die Beschwerde, „vom Passatwinde geschlagen zu werden“, schwerlich an die des Kinder-Gebärens oder des Tättowirt-Werdens heranreicht, so dürfte hier ein Scherz vorliegen: „Tröste Dich, die Frauen müssen Kinder gebären, die Männer werden alle nach altehrwürdiger Sitte tättowirt, und selbst Tättowirkünstler entgehen nicht der Beschwerde, dass ihnen der Passatwind ins Gesicht schlägt“. — Meiner Sache sicher bin ich aber keineswegs.

19-21. Ohne Schwierigkeit; es wird die Ueberlegenheit der Tättowirung über andere Schmuckgegenstände betont; diese kann man abnehmen, die Tättowirung aber ist ein sozusagen angewachsener, immerwährender Schmuck.

22. Vergl. 4 und 10.

Einige Notizen über die Tättowirung der Samoaner.

(Als Ergänzung der Schrift des Hrn. v. Luschan darüber, in den Verhandl. d. Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte vom 21. November 1896.)

Die Sitte der Tättowirung besteht noch allgemein; die Mission wirkt ihr entgegen, aber von ganz wenigen Individual-Ausnahmen abgesehen, ohne jeden Erfolg.

Ueber die Samoanische Tättowirung verdanken wir eingehendere Mittheilungen Hrn. v. Luschan, der die Anwesenheit der Marquard'schen Samoaner-Truppe in Berlin auch zum Studium der Tättowirung benutzte. Die

Verdienstlichkeit eines solchen Unternehmens wird dadurch nicht vermindert, dass weder Vollständigkeit, noch eine durchgehende Richtigkeit überall erreicht werden kann. Eine solche ist aber auch nicht bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Samoa selbst zu erreichen. Die dauernd Ansässigen, die zu derlei Arbeiten aus naheliegenden Gründen am besten befähigt wären, haben meist, d. h. abgesehen von wenigen Ausnahmen, wenig Interesse für solche Dinge; und jene rühmlichen Ausnahmen vergessen in Folge der Alltäglichkeit vieler jener Dinge nur zu oft, dass es in Europa viele giebt, die begierig sind, über jene, für sie trivialen Dinge Aufschluss zu erlangen.

Es war die Schrift des Hrn. v. Luschan, die mich während meines zweiten Aufenthalts in Samoa angeregt hat, auch der Tättowirung der Samoaner einige Aufmerksamkeit zu schenken. Die Sache machte sich um so besser, als sich unter meinen samoanischen Bekannten ein professioneller Tättowirer befand. Die folgenden Notizen verdanke ich grösstentheils diesem, Hrn. Sauafea; ich bitte sie nur als eine Ergänzung der Schrift des Hrn. v. Luschan anzusehen, die ich daher als bekannt voraussetzen muss.

Zusammenstellung meiner Tagebuch-Notizen.

1. Eingetragen in die Schrift des Hrn. v. Luschan S 555: Unter Nr. 5 muss es heissen „'aso fa'aifo“ anstatt asifaeifo (vgl. auch S. 560, 2. Absatz). Das Wort ist gebildet aus 'aso, fa'a und ifo. Es sind die „'aso, die sich nach unten ziehen“. 'Aso, jedenfalls wegen der Aehnlichkeit mit den gleichfalls 'aso heissenden, dünnen, parallelen Balken in den Häusern, heissen alle parallelen, schmalen Linien der Tättowirung. Das Causativ „fa'a“ hat nicht nur die „causative“ Bedeutung, sondern auch eine, die sich am besten mit „nach Art von“ wiedergeben lässt oder dem französischen „à la“. Unter 9. lausae, ae als Semidiphthong, ohne Break zu sprechen. Unter 11 fa'a'ila anstatt faila. Hier ist „fa'a“ wirkliches Causativ, 'ila heisst scheinen oder glänzen; die „Glanz“ oder „Scheinen“ verursachenden Fensterchen der Tättowirung. Vergleiche damit den vielleicht alten Siva:



„'Ua 'ila'ila mai (i) le tala, auē ā ē“: „(Ihr) glänzt von dem runden Theile des Hauses (tala) her“; da sie nehmlich frisch geölt sind, zum Feste des Siva Poula, d. h. des von den christlichen Missionaren verpönten nackten Siva's. — Häuptling Folau berichtet, dass saemutu und lausae dasselbe seien, lausae sei nur das Häuptlingswort dafür, das sich allmählich allgemein eingebürgert habe; doch wird dies von andern geleugnet und ist

wahrscheinlich falsch. Lausae soll vielmehr synonym mit tapulu sein — was eher stimmen dürfte.

Zu S. 556. Tua ist allerdings das richtige Wort für die betreffende Stelle der Tättowirung: das Wort stimmt mit dem für den Körpertheil (Rücken) überein: dasselbe gilt für die pute. Zu 557. Fa'a'ila, direct in der oben angeführten Weise erklärt, „da es helle Stellen auf dunklem Grunde seien".

Zu 557. Die unter der pula folgenden Systeme dünner Querstreifen heissen nicht tafagi, sondern, wie alle ähnlichen parallelen, dünnen Streifen, „'aso". Tafagi ist allerdings nicht bei Pratt angegeben, dafür aber Tafani; gegenwärtig verwechseln die Samoaner, namentlich auf Upolu, fast fortwährend g und n (z. B. sogar gagei statt nanei, fagua statt fanua usw.). Tafani bedeutet den ersten (obersten), breiten Querstreifen.

Lausae, nicht lausa'e. Zu 558. Ta'ua „wird genannt".

Zu 559. Atigivae anstatt tigivae, Zehennägel; wohl weil es der unterste Theil der Tättowirung ist.

559. Meine Samoaner sagen immer fa'avaetuli, nicht fa'avaevaetuli.

560. Es wird geleugnet, dass es ein besonderes Lied für Häuptlinge und ein besonderes für Gemeine gebe. Der Tufuga giebt an, dass neue Tättowirlieder nicht gedichtet werden; die betreffenden Gesänge sind demnach alle alt.

2. Eingetragen in meinen Tagebüchern.

(Sauafea.) Es heisst Saemutu, nicht Saimutu. (Beides klingt unserm Ohre sehr ähnlich!) Der untere Theil der pe'a heisst pula, der obere in Gestalt eines flachen Dreieckes pulatama. Der erste, darauf folgende starke Querstreifen heisst tafani (nicht tafagi). Es wird angegeben, dass der Streifen so heisse, weil er weniger breit sei als die pula (vgl. Pratt, tafani, „to divide off pieces of food, so as to leave the original joint small); „saemutu", weil er unterbrochen (etwa von „mutu", d. h. unvollendet? — vgl. Pratt) sei durch die fa'a-'ila. Die Zahl der saemutu sei verschieden und stünde im Belieben des Tättowirers. Zur Zeit der Einführung des Christenthums habe man allgemein nur Einen saemutu gemacht; die Vermehrung der saemutu sei eine Neuerung. Auch habe es damals nur Einen 'aso fa'aifo gegeben. Die Frage, ob die Zahl irgend eine Bedeutung habe, wird verneint. Auf diese und ähnliche Fragen folgt immer die Antwort, es handle sich nur um gutes Aussehen („fa'amānaia" oder ähnlich). Mit der Zeit habe der Geschmack und die Geschicklichkeit („poto") der Tättowirer zugenommen. Die Vermehrung der Zahl der beiden Linien-Arten wird als Fortschritt angesehen. Auch soll früher tua und pute als letztes gemacht worden sein; jetzt wird die tua mit zuerst gemacht, die pute auch jetzt noch zuletzt. Auch werden jetzt mehr fa'a'ila gemacht, als früher. Ueber 'ila'ila usw. siehe oben. Es giebt nur einen tafani, der erste darauf folgende starke

Streifen ist bereits ein saemutu; die unteren saemutu sind etwas schmäler (lauiti), als der oberste. 'Asotalitū nach Angabe des Tufuga zusammengezogen aus „'aso tali itu“, d. h. „der 'aso (Balken), der die itu (Seite, der Tättowirung nehmlich) trägt“; „tali“ bedeutet auch nach Kautane, einen Gegenstand wie auf den flachen Händen tragen; vergl. auch die „talitali, heissenden, als Regal (d. h. zum Tragen der Mattenrollen u. s. w.) benutzten Balken im Hause. Als Beispiel wird angeführt: „tali are le molī“, „nimm die Lampe in die Höhe“. Zur Erläuterung nimmt Kautane eine Conservenbüchse in die flache Hand. Diese Bedeutung von „tali“ fehlt im Pratt.

„Tasele“ bedeutet: beim Tactschlagen je einen Schlag in zwei auflösen (vgl. das Tactschlagen beim Siva u. s w.), z. B. also Achtel anstatt Viertel schlagen. Hr. v. Luschan hat Recht; es bezieht sich das Wort auf die Schnelligkeit, mit der die betreffende Stelle tättowirt wird. Sie liegt zwischen dem „aualuma“ und Schenkel. Aualuma, eigentlich „die Gesellschaft der unverheiratheten jungen Damen“, ist ein sinnig-euphemistisch-verschämter Ausdruck für den Penis (vgl. Pratt. — Auch O. Stübel, Samoan. Texte, S. 116). Die Schnelligkeit der Tättowirung geschieht wegen der Schmerzhaftigkeit; darauf bezieht sich auch das Verschen:

„Iloilo ane au tasele po ‘ua tā?
E le‘i tāia, e tigā.“

(Lass doch einmal deine Tasele sehen, ob sie tättowirt ist?
Sie ist noch nicht tättowirt, das thut weh.)

Die Zahl der saemutu steht ganz im Belieben des Tufuga, wie dieser selbst angiebt. Das Wort pula scheint unverständlich zu sein; der Tufuga sagt mit Bezug darauf: „‘Ua le iloa le ‘a‘ano o le uiga o le ‘upu“. („Es wird nicht gewusst, oder es ist verloren gegangen der Kern der Bedeutung des Wortes.“) Auch die übrigen Bedeutungen der Worte pula, pupula oder pura, pulapula, purapura (Maori; vgl. Tregear) scheinen mir kein Licht auf die pula der Tättowirung zu werfen. — Lausae; dieses Wort hat nichts Obscönes; es bezieht sich auf die grosse, ununterbrochene schwarze Fläche, ohne fa‘a‘ila. Fa‘avaetuli — auch der Tufuga braucht das Wort ohne Reduplication — bezieht sich auf die Abbildung der Füsse des tuli, eines Strandvogels. Es wird mitgetheilt, dass túli den weiblichen, tulí hingegen den männlichen Vogel derselben Art bedeute (?). Die Fa‘avaetuli sind nicht der von v. Luschan angegebene Theil, sondern querstehende kleine Linien oberhalb der „'aso alo i vae“, d. h. der „'aso der Beugeseite des Schenkels“. Was Hr. v. Luschan so nennt, heisst nach Angabe des Tättowirers vielmehr „Fa‘amuli ‘ali‘ao“, d. h. die hinteren 'ali‘ao; letzteres ist eine Muschel, oder doch eine „figota“.

Von Varianten der Tättowirung ist zunächst zu bemerken, dass der Typus absolut feststehend ist und dass sich auch die von mir — (mehr oder weniger zufällig, da ich erst gegen Ende meines Aufenthalts der Frage mehr Aufmerksamkeit schenkte) — bemerkten Abweichungen mehr

auf Kleinigkeiten beziehen. Es giebt z. B. Varianten in den Fensterchen der Tua; ferner die Art und Weise, wie sich die 'aso fa'aifo an die pe'a ansetzen. Endlich habe ich eine doppelte Reihe kleiner schwarzer Fleckchen oberhalb der 'aso fa'aifo gelegentlich gesehen, ich glaube mich nur eines Falles davon zu erinnern.

3. Notizen zu Herrn von Luschans Abbildung der samoanischen Tättowirung.

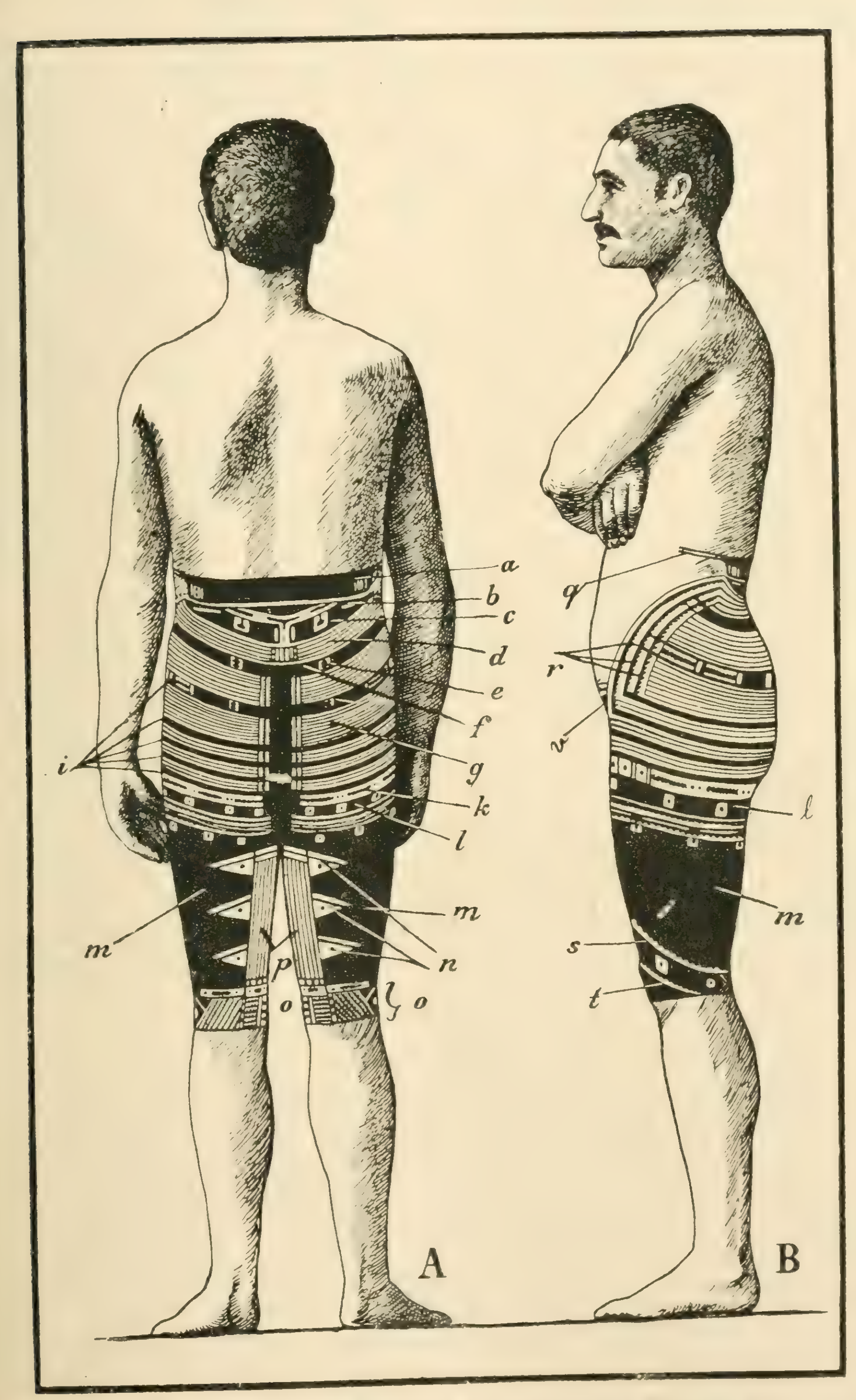
(Die Buchstaben hier entsprechen den Buchstaben und Strichen in der hier zur Bequemlichkeit des Lesers reproducirten Abbildung des Herrn von Luschan.)

a) 'o le tua. — *b*) 'o le pe'a. — *c*) Theil der pe'a. Die kleinen Fensterchen heissen überall fa'a'ila; pulatama der obere dreieckige Theil der pe'a. — *d*) 'o 'aso ('aso o fale) sollen Abbildungen der 'aso des Hauses sein; das ist ganz glaublich, jedenfalls sind sie ganz ähnlich. — *e*) fa'a'ila. — *f*) Der grosse, schwarze, erste Querstreifen tafagi (oder vielmehr tafani). — *g*) 'aso: alle ähnlichen Linien heissen so. — *i*) saimutu (oder vielmehr saemutu). — *k*) fa'atualoa oder atualoa. — *l*) Der untere grosse Streifen heisst 'aso tali itu (siehe oben!) — *m*) tapulu, die grosse Fläche auf dem Schenkel; oder taga lausae (taga a lausae). — *n*) fa'amuli 'ali'ao (letzteres eine figota). — *o*) atigivae. — *p*) 'o 'aso alo i vae (alo i vae, Unterseite des Schenkels). — *q*) fa'aulutao (tao Speer; ulu, des Speeres Spitze). — *r*) 'aso fa'aifo. — *s*) 'o le fusi. — *t*) ulumanu — *u*) pute (in der Abbildung nicht sichtbar). — *v*) punialo ist die ganze Tättowirung in der Schamgegend, da sie die „Bauchseite" (alo) der Tättowirung „schliesst" (cf. tapuni usw.). — gogo (in der Figur nicht sichtbar), die kleinen Punkte darüber. —

In Tonga ist die Tättowirung durch Missions-Einflüsse förmlich verboten; die ziemlich zahlreichen tättowirten Tonganer, die man antrifft, haben diesen ihren „immerwährenden Schmuck" in Samoa erworben. Der Verkehr der Eingeborenen zwischen den beiden Gruppen (zu Dampfer) ist recht lebhaft.

2. 'O le tanoa. ('Ava-Bowle.)

Die Tanoa wird vom Handwerker aus dem Holze des Ifilele geschnitten. (Der Ifilele ist nach Pratt die Afzelia bijuga.) Es giebt zwei Arten von Tanoa: Tanoa, um Ava für Häuptlinge und Regierungsmitglieder zu machen, und Tanoa, um Esswaaren für Samoaner zu machen. Es ist Savaii, wo man an jene Arbeit gewöhnt ist (d. h. sie meist ausübt): Falealupo, Asau und Tufutafoi, sowie einige (andere) Ortschaften Savaii's. Das Holz wird mit der Axt geschnitten. Dies Holzstück wird von einem geschickten Handwerker gemacht. Es kann das nicht ein beliebiger Mensch machen, sondern nur die, so in jener Arbeit geschickt sind. Zuerst wird die Höhlung der Tanoa ausgeschnitten. Diese wird fertig gemacht. Wenn die Höhlung der Tanoa fertig ist, so wird die convexe Seite der Tanoa



Herrn von Luschan's Abbildung der samoanischen Tättowirung.

gemacht. Es werden Beine der Ava-Tanoa hergestellt, vier oder sechs (sind an Zahl) die Beine der Ava-Tanoa. (Das ist nicht genau, da es auch Tanoa mit viel mehr Beinen giebt.) Wenn alles dieses fertig ist, so wird die ganze Tanoa geschmückt (d. h. sauber hergerichtet). Wenn sie fertig gesäubert ist, so wird sie mit einem Flaschenscherben gekratzt (früher mit der 'ana, vgl. Pratt). Wenn die Tanoa mit einem Flaschenscherben fertig gekratzt ist, so holt man die 'Ana. Es ist dies ein Gegenstand, den man in dem Seewasser findet, um damit den Körper der Tanoa zu glätten. Dies ist die Kava-Tanoa. Wenn sie fertig mit der 'Ana behandelt ist, so wird sie mit einem Stück ungefärbter Tapa geschmückt (d. h. polirt), einem Stück, das bereits dünn ausgeschlagen ist. Man macht etwas 'Ava und stellt die neue Tanoa fort und wartet, bis ein Tag vorüber ist. Darauf schüttet man die 'Ava fort und reibt (die Tanoa) mit einem Stück unfertiger Tapa, auf dass man den Ueberzug („tane") der Tanoa erhält; es soll die 'Ava-Tanoa schön glänzen. [Der schöne grünliche, schmelzartige Ueberzug der gebrauchten Tanoa, „täne" genannt, bildet sich erst nach längerem Gebrauch und wird sehr geschätzt; dasselbe gilt von den ipu (Cocosbechern)]. — Aber verschieden ist die Tanoa für 'Ava und die Tanoa für samoanische Esswaaren. Es wird hergestellt die Tanoa für Esswaaren in ganz derselben Weise wie die Tanoa für 'Ava, indem zuerst die Höhlung und zuletzt die Wölbung geschnitten wird; aber betreffs der Beine unterscheiden sie sich, denn die Tanoa für Esswaaren hat gar keine Beine. Es wird auch die Tanoa für 'Ava besser ausgeschmückt, als die Tanoa für Esswaaren; der Grund, warum die 'Ava-Tanoa besser gemacht wird als die Esswaaren-Tanoa, ist der, dass die 'Ava-Tanoa aufbewahrt wird in den Häusern, in denen Häuptlinge und alle Menschen wohnen, aber die Esswaaren-Tanoa wird in der Tunoa aufbewahrt. Tunoa ist ein Name für das Kochhaus (nehmlich das Häuptlingswort; die Küche beim rechten Namen zu nennen, ist unfein), in dem Niemand wohnt, ausser den Gegenständen, die zur Bereitung der Esswaaren dienen.

3. Feine Matten.

Die Herstellung der feinen Matten ist eine Damenarbeit. Sie werden aus Pandanus-Blättern gemacht. Sie werden zuerst im Ofen erhitzt; hierauf wird die Rippe des Pandanusblattes abgerissen. (Oder die ganze Oberseite? Tua bedeutet Rücken, Oberseite; man denke aber z. B. an tuaniu, wo es die Rippe des Blattes bedeutet.) Die Unterseite des Pandanusblattes wird in Seewasser gethan und auf einige Tage an ein Stück Holz (wohl einen Stab?) gebunden. Der Zweck davon ist, dass sie schön weiss werden. Man holt sie dann aus dem Seewasser und ordnet sie im Hause und legt sie wiederum in die Sonne, auf dass sie trocknen. Darauf werden sie ganz fein gefranzt und daraus die feine Matte geflochten. Wenn dann die feine Matte in ein oder zwei Jahren

fertig geflochten ist, so nimmt man sie und breitet sie vor dem Hause aus und streckt sie, auf dass sie eben und damit sie gesonnt wird. Hierauf bringt man sie ins Haus, ordnet sie und befestigt (daran) die rothen Federn eines gewissen Vogels, der Sega 'ula heisst. Es heisst dann diese Matte eine feine Matte (eigentlich „Toga-Gewebe" oder tonganisches Gewebe). Es gilt dieser Gegenstand als eine kostbare Waare der Samoaner. Man kann eine sehr gute feine Matte etwa für 50—100 Dollar (?) verkaufen; man kann damit auch ein grosses Haus bezahlen, mit einer feinen Matte, oder ein recht hübsches Boot. Es kann auch einem Verbrecher verziehen werden, wenn er eine feine Matte giebt; es kann auch ein Todtschläger am Leben bleiben, wenn er sich vor dem Hause demüthigt und eine kostbare Matte überreicht. Dies war vor Alters gebräuchlich und ist bis auf die Gegenwart gekommen. Die feinen Matten früherer Zeit zeichnen sich durch die Feinheit ihres Gewebes aus. Die feinen Matten der Gegenwart sind aber selten fein, vielmehr grob. Die fein geflochtenen feinen Matten heissen kostbare Matten, eine grobe feine Matte nennt man ein Flechtwerk.

4. **Das Turmeric- (oder Gelbwurz-) Präparat** (von der Curcuma longa).

Es ist das eine Damenarbeit. Man macht diese Sache aus dem Innern einer Pflanze, die „Ago" heisst. Man nimmt diese Pflanze und zieht die Haut ab; aber ihr Inneres wird mit einem Stück Holz, das an Cocosbindfaden gebunden ist, zerrieben. Wenn sie fertig zerrieben ist, so wird die zerriebene Masse mit Wasser geknetet in einem Stück Gaze-Zeug oder einem Hüllblatt der Cocosnuss und man lässt die Flüssigkeit herabtröpfeln in ein Canoe, ein sogenanntes Paopao (d. h. kleines Canoe). Hierauf wartet man, bis sich der (geriebene) Turmeric in dem Canoe setzt. Wenn er sich gesetzt hat, so giesst man das Wasser ab. Die Sache, die sich gesetzt hat, kratzt man aus, sammelt sie und reinigt sie wiederum mit Wasser. Hierauf sammelt man sie wiederum und entfernt einige Dinge, die man den Turmeric-Abfall nennt, bewahrt aber die eigentliche Lega. Hierauf wird die Lega in ein kleines Gefäss gethan und im Ofen erhitzt. Hierauf wird die Lega aus dem Gefässe entfernt und man sammelt die Lega, die man so erhalten hat. Die Ausführung jenes Kunstgriffes ist sehr schwierig. Es muss der Eigenthümer der Lega mit seiner ganzen Familie einige Regeln bei jener Zubereitung befolgen. Folgendes sind die Regeln: Erstens ist es verboten, sich zu zanken; ferner ist es verboten, dass jemand weint; es ist ferner dem Manne verboten, mit seiner Frau, oder einer Frau, mit ihrem Manne zu schlafen und ein schlechtes Ding zu vollführen (d. h. offenbar den Beischlaf auszuüben). Verboten ist auch, dass der Eigenthümer der Lega allein isst, sondern es haben alle, die an der Zubereitung Theil nehmen, zusammenzuessen. Der Mensch, der in der Zubereitung geschickt und dabei die Hauptperson ist, heisst Excellenz. Falls jene Regeln übertreten werden, falls nehmlich jemand weint, so

löst sich die ganze Lega zu Flüssigkeit auf, wenn man den Ofen aufdeckt und die Lega aus dem Gefässe entfernen will. Wenn man aber die anderen Regeln verletzt, so macht sich dies in der Substanz der Lega bemerklich und sie wird schlecht davon. Sie hat dann überall hohle Stellen und es spalten sich einige Stückchen ab. Folgendes ist die Anwendung der Lega: Wenn der Körper eines Menschen oder eines Kindes juckt und Pickel entstehen, so dient die Lega als Heilmittel; man rührt sie zusammen mit Cocosnussöl und reibt damit den Körper ein. Sie ist auch nützlich für einen Mann, der tättowirt wurde; man reibt den Körper ein, damit die Tättowirung heile. Die Hauptsache ist aber, dass sich damit Jungfrauen und Damen salben, auf dass ihre Körper schön werden. Wenn sich ferner ein Mädchen mit ihrem Manne vermählt, so übergiebt sie die Lega der Familie ihres Mannes.

5. i'e sina. (Weisse Matten.)

Auch dies ist eine Damenarbeit. Man macht sie aus der Haut einer Pflanze, die Sogā heisst. Man zieht die Haut dieser Pflanze ab und kratzt die Haut der Pflanze ab, die auf der Oberseite der Haut der Pflanze ist, nimmt sie und sonnt sie, bis sie trocken ist. Hierauf wird daraus die weisse Matte geflochten. Eine andere Pflanze, die auch sehr gut ist, heisst faupata. Man bereitet sie in derselben Weise wie die Sogā. Wenn die Haut fertig zugerichtet und gesonnt ist, so wird sie fein zerfasert (gefranzt) und daraus die weisse Matte geflochten. Wenn sie fertig geflochten ist, so nimmt man sie am frühen Morgen und lüftet sie (?) (es heisst vielleicht fa'asauina [„to bedew“, Pratt], anstatt fa'asaoina) und sonnt sie einige Tage, bis sie schön weiss ist. Sie heisst in Samoa deswegen gleichfalls eine kostbare Matte, weil man sie zur Hochzeit eines Mädchens mit ihrem Manne überreicht und sie schwer zu erhalten ist, da nicht alle Frauen ihre Herstellung verstehen; sondern selten sind die Frauen, die jene Arbeit kennen. Sie ist auch theuer, wenn man sie verkauft.

6. Die 'aupolapola. (Grober Fächer.)

Die 'aupolapola ist eine Art Fächer; diese Art dient zum Anfachen des Feuers. Er wird von Damen aus Cocospalmschossen gemacht; man flicht die Cocosblättchen ganz und zerfasert sie nicht wie bei anderen Arten von Fächern. Die andere Art Fächer nennt man „ilitea“, (bei diesen) zerfasert man das Cocosblatt und flicht es dann; diese Art dient dazu, dass sich Menschen damit bei der Hitze fächeln; die Damen bringen sie auch, wenn sie sich mit ihrem Manne verheirathen. (Vergleiche Stübel, Samonanische Texte. p. 68 und 168, Anmerkung.)

7. 'O le 'aulafo. (Werfspiel.)

Das samoanische Werfspiel ist schwer zu erhalten, da es ein Gegenstand ist, der auf Häuptlinge und hervorragende Familienhäupter beschränkt ist. [Diesen Gegenstand kaufte ich (im Gegensatz zu den meisten, die ich

vielmehr als „Geschenke“ erhielt). Jene Bemerkung dient also vielleicht zur Rechtfertigung des ansehnlichen Preises.] Das Werfspiel wird nicht an allen Tagen ausgeübt, sondern es ist beschränkt auf solche Tage, wenn eine Schwierigkeit (euphemistisch für Krieg) in Samoa unmittelbar bevorsteht. Man macht es aus dicken Cocosnuss-Schalen, auf dass es dauerhaft sei. Nachdem die Cocosnuss zerbrochen ist, so reibt man die Stücke, damit der Körper des Werfspiels schön rund wird, und sie werden bezeichnet, damit man die Scheiben der einen und der andern Partei unterscheiden kann. Hierauf flicht man eine „Werfmatte“, die sehr lang ist. Man flicht sie aus Cocosblättern und macht sie schmal; ihre Breite beträgt etwa 8 Zoll. Alle Scheiben haben verschiedene Namen. Die kleinste Scheibe ist das lau, hierauf folgt das togilau, auf das togilau das tafiolo, auf das tafiolo das olo und auf das olo das toe'ai. Diese Scheiben werden in zwei (Classen oder) Parteien getheilt; die schwarzen Scheiben sind die der tu'utoe'ai, die gelbbraunen Scheiben die der lafomua. Zuerst liegt auf der Matte das lau der lafomua. Hierauf versucht das lau der tu'utoe'ai das lau der lafomua zu entfernen. Wenn die beiden lau der beiden Parteien auf der Matte liegen, so versuchen die togilau, die lau zu entfernen. Wenn dies nicht gelingt, so ist es gut, dass man es wiederum mit den tafiolo versuche; wenn man sie mit den tafiolo nicht entfernen kann, so ist es gut, dass man sie mit den olo entferne; wenn man dies nicht kann, so versucht man, alle Scheiben mit dem toe'ai zu entfernen.

8. ‘O le salu. (Besen.)

Dieser Gegenstand wird aus den Rippen der Blätter der Cocosnuss gemacht. Man entfernt das Blatt, die Rippe bleibt übrig, und man bindet viele Rippen zusammen. Dies Ding nennt man Salu. Man braucht diesen Gegenstand zum Fegen im Innern von samoanischen Häusern. Man nennt dies Ding den Cocosrippen-Besen; er ist dem „broom“ (engl. für Besen) in des weissen Mannes Sprache ähnlich.

9. ‘O le selu Toga. (Kamm.)

Dieser Gegenstand wird aus Cocosrippen hergestellt. Die Rippen werden mit Cocosfasern (moi'a'a ist das Ding, das man in der Faserschale der Cocosnuss findet) oder mit Haaren zusammengebunden. Man nennt dies Ding den Cocosrippen-Kamm oder den tonganischen Kamm; man nennt ihn tonganischen Kamm, weil so die Kämme der Tonganer sind; dieser Gegenstand dient zum Schmuck für junge Herren oder Jungfrauen, sowie Häuptlinge. Diese Arbeit wird von Damen gemacht. Eine andere Art Kämme nennt man Holzkämme. Diesen Kamm macht man aus einem festen Holze Namens „Pāu“. Man macht ihn dünn aus einem Holzstücke und franzt ihn mit einem kleinen Messer und schmückt ihn, auf dass er hübsch sei und macht ihn auch ähnlich der Gestalt des Cocosrippen-Kammes.

[Sollte daraus etwa mit einiger Wahrscheinlichkeit hervorgehen, dass die Cocosrippenkämme das ältere und zwar von Tonga importirte und die Holzkämme eine Nachahmung sind? In der That ähneln ja die Holzkämme wegen der tiefen und dicht aufeinander folgenden Einschnitte dem Cocosrippenkamme.] Er wird ebenso gebraucht, wie der Cocosrippenkamm.

10. ʻO le toʻimaʻa. (Steinaxt.)

Es ist dies eine Sache, mit der vor Alters die Arbeiten der Samoaner verrichtet wurden. Sie rieben einige Steine scharf, so dass sie damit ihre Arbeiten machen konnten. Jene Art Stein nennt man „Alā". Man findet sie im Boden. Man findet sie auch in Bachbetten. Wenn der Stein gut hergerichtet ist, so wird er an ein Holzstück gebunden, auf dass man ihn mit der Hand anfassen und damit arbeiten kann. Er dient dazu, Canoes zu schneiden, Häuser zu bauen, sowie zu anderen Dingen. Jene Art Axt, die an ein krummes Stück Holz gebunden wird, heisst toʻifafau (gebundene Axt). Andere Aexte band man an gerade Holzstücke; man nannte sie Meleke (d. h. Amerikaner). Jene Art diente zum Fällen von grossen Bäumen. Die Aexte mit kurzen und gebogenen Griffen nennt man die gebundenen Aexte, diejenigen mit langen Griffen aber Meleke. Heutzutage braucht man jene Aexte nicht, da man Aexte von den Weissen erhält.

11. Erklärung des Tättowirbesteckes.

Das kleine Instrument (au) heisst „au mono", um mit ihm die Verzierungen der Tättowirung einzuschlagen (mono). Das „au soni ʻaso" dient dazu, sämmtliche ʻaso (d. h. sämmtliche an verschiedenen Stellen der Tättowirung vorkommenden dünnen, parallelen Linien) zu schnitzen (soni, nach Pratt „chop"); die au tapulu, um damit zu „tapulu" (überall gebraucht der dictirende Tufuga Sauafea ein dem betreffenden „au" entsprechendes Verbum!) die tua, die ogavae und alle die Sachen, die (ganz) schwarz gemacht werden. — Man nimmt einen Schweinezahn und reibt ihn auf dem Schleifsteine, um daraus das Tättowir-Instrument zu machen. Man nimmt auch ein Stück Schildpatt, um es an das Instrument anzufügen und zusammenzubinden, und bindet (das Ganze) wiederum an ein Stäbchen, das „u" genannt wird. Die Auszähnung wird mit einem kleinen Messer besorgt. Dies ist der heutzutage übliche Kunstgriff; vor Alters war der Kunstgriff der, dass man die Auszähnung machte mit einer figota (d. h. alle Seethiere mit Ausnahme der Fische; entspricht einigermaassen dem neapolitanischen frutti di mare) Namens „fole" (nach Pratt ein „shell-fish"). Die Spitzen des Instruments werden geschärft mit einer anderen figota, dem „vatuʻe". Manche Instrumente wurden auch aus Menschenknochen gemacht, vor Alters, in der teuflischen, der unwissenden Zeit. „Tunuma" ist der Name der Holzbüchse, in die man die Instrumente steckt. Folgendes ist ein Gleichniss-Wort, das sich auf die Büchse sammt den darin enthaltenen

Instrumenten bezieht. Wenn es einen Herrn mit seinen Kindern (giebt), und wenn die Kinder hingehen und einen Streit beginnen, der Herr aber zu Hause bleibt und nichts davon weiss; und wenn dann der Herr hört von dem Streite, der von seinen Söhnen angerichtet wurde, so sagt er als Entschuldigungswort zu denjenigen, mit denen seine Söhne stritten, Folgendes: „Eine Holzbüchse und (sie) schlafen zusammen; das sind die Söhne und die Väter.“ Die Tunuma bedeutet den Vater; die in der Tunuma enthaltenen Tättowir-Instrumente bedeuten die Kinder. Aber es wohnen dauernd (trotzdem; „pea, noch immer“) die Instrumente in der Tunuma; aber der Herr wusste nichts davon, dass seine Kinder über etwas einen Streit angefangen hatten.[1])

12. **‘O le ma‘a tu‘i ‘ava.** (‘Ava-Klopfer.)

Dies ist der Stein, mit dem man die ‘Ava der samoanischen Herren klopft. Man macht jenen Stein aus der Art, die man „alā“ nennt, und folgendermaassen ist seine Herstellung: Zuunterst ist ein grosser Stein mit einer ebenen Höhlung. Hierauf legt man die Ava-Stücke und klopft sie mit einem kleinen Steine. Wenn die Ava fertig gestossen ist, so dass sie fein ist, so wird sie darauf in die Tanoa gethan, auf dass sie gemischt werde und die Herren sie trinken.

13. **‘O le fue** (Fliegenwedel).

Es ist dies ein Gegenstand, der als Erkennungszeichen des Tulafale dient; dieser heisst auch der Redner oder der Herr. Wenn es eine Rathsversammlung eines Districts oder einer Regierung giebt, so hat im Anfange der Redner den Fliegenwedel, sowie den Stab (to‘oto‘o) in der Hand; darauf stellt er ihn aufrecht und hält eine Rede. Dieser Gegenstand [Stab] wird auch bezeichnet als ein Erbstück einer Familie oder eines Districts, da es ein Gegenstand aus der alten Zeit ist. Man macht den Gegenstand [Fliegenwedel] aus Cocosfasern (moi‘a‘a, nicht muia‘a nach Pratt), die man zusammenzwirnt und zu einem Faden zusammenbindet und an einen Stab knüpft; man nennt das Ding einen Cocoswedel.

14. **‘O le ma‘ata‘ife‘e** (Oktopus-Köder).

Man schleift eine Art Stein, auf dass er rund und glatt werde. Man erhält diese Art Stein in Tonga. (Der Stein ist nach Ansicht meines Bruders Immanuel Calcium-Carbonat, das durch Lösung aus Korallen-Fels und abermalige Ausfällung nach Art der Tropfsteine entstand.)

---

1) Die Uebersetzung des Gleichnisswortes (vgl. den samoanischen Text!) ist mir betreffs einiger Worte etwas fraglich: der offenbare Sinn der Rede ist aber der, dass „Tunuma“ und „au“ zwar zusammengehören und „zusammenwohnen“, die tunuma aber trotzdem nichts von den Thaten der au weiss: und dass ebenso der Vater nichts weiss von den Thaten seiner Söhne, obwohl er mit ihnen zusammenwohnt und beide zusammengehören.

Man macht das eine Ende des Steines dick, das andere dünn. Hierauf bringt man einige „pule“ (genannte Schnecken) vom Riffe, schneidet die Oberseite von zwei pule ab und bindet sie auf den Körper des Steines. Man nimmt auch eine Wurzelfaser der Cocospalme und bindet sie an das eine Ende. Man bindet auch einige Stücke Dracaena-Blatt an jenen Stab, der als Schwanz des Steines dient, auf dass er hübsch sei und sich bewege, wenn man ihn in das Seewasser thut. Es ärgert sich der Oktopus über den Stein, wenn er sich im Seewasser auf- und abbewegt, da sich die Dracaenenblätter bewegen. Diese Art des Fischfanges ist nur auf einer Insel von Samoa üblich, nehmlich auf Manono.

15. 'O le siapo mamanu. (Freihändig bemalte Tapa.)

Das ist die eine Art des samoanischen Siapo. Dieser Siapo wird nicht mit der Schablone, sondern allein durch die Geschicklichkeit des Verfertigers gemacht. Zuerst ist er unfertige Tapa (d. h. dünn geschlagener Broussonetia-Bast). Man klebt die einzelnen Streifen mit Stärke der Pfeilwurzel (masoā) zusammen. Wenn dies fertig ist, so malt (tusitusi) man schmückende Zeichnungen auf jenen Siapo. Einige schwarze Zeichnungen macht man mit der sogenannten „lama“; einige rothe Dinge werden aber aus der Frucht eines gewissen Baumes Namens „loa“ hergestellt. Es dient diese Art Siapo zum Schmucke für junge Herren, Jungfrauen und Häuptlinge; er dient auch zur Ausschmückung gewisser Dinge (oder Stellen?) im Innern der Häuser.

16. tasina (Schablonen-Tapa)

ist eine Art Siapo, der mit der Schablone gemacht wird. Man macht die rothe Farbe dafür aus dem Safte der Rinde eines Baumes, der 'o'a heisst, sowie aus einem rothen Stein, der 'ele heisst.

17. 'O le pā (Angelhaken).

Diese Art von Fischhaken (pā) nennt man den pa-ala. Man macht diesen Fischhaken aus einem Seethier (figota), welches matapoto (wörtlich: Schlaugesicht oder Klugauge?) heisst. Man reibt es auf einem Schleifsteine klein und macht es dem Körper kleiner Seefische ähnlich. Man nennt diesen Fischhaken den ulutoto (wörtlich: Blutskopf; man beachte den kleinen röthlichen Fleck auf dem einen Ende des Hakens!). Daran befestigt man den Haken; diesen Gegenstand fertigt man aus Schildpatt. Wenn er in Ordnung gebracht und mit einem Faden befestigt ist, so macht man an dem Faden eine schmale Cocosschnur an. Diese Art Fischfang nennt man den Häuptlings-Fischfang. Ein anderer Name für den Faden, den man an den Haken bindet, ist auch „afo“. Man schmückt den Haken mit den weissen Federn eines gewissen Vogels, den man den tava'e (Tropic-Vogel) nennt.

18. ʻO le fale tele. (Rundhaus.)

Die fale tele (grosses Haus) ist eine Art des Samoa-Hauses. Man nennt sie auch das ʻulu-Haus, da sie aus dem Holze eines Baumes, der ʻulu heisst, gemacht wird (Brotfruchtbaum). Man macht einen, zwei oder drei (Central-) Pfähle. Wenn dieser Pfahl (oder Pfähle) aufgestellt sind, so macht man einen Balken oberhalb des Pfahles, welcher ʻauʻau (etwa Giebelpfahl) heisst, und macht dann eine Vorrichtung, welche fatamanu (Baugerüst) heisst. Diese Vorrichtung dient dazu, die Arbeiten des Hausbaues zu machen. Zuerst werden die Giebeltheile des Hauses gemacht. Man macht diese fatuga (the timbers, to which the purlins of a house are fastened, Pratt); wenn sie fertig ist, so werden die laʻau matua (etwa Hauptbalken) angebunden; wenn das fertig ist, so wird oben der Giebel-Balken angebunden; hierauf werden die dünnen Parallelbälkchen (ʻaso) gebunden und werden an dem Giebelbalken befestigt; hierauf werden einige dünne Balken in den Zwischenräumen der Hauptbalken angebunden, welche paeʻaso heissen. Wenn das fertig ist, so wird das lagolau gemacht. Es ist dies der Balken (?), der das erste lau (Dachbedeckung) zu tragen (?) hat, wenn das Haus gedeckt wird. Hierauf werden die soʻa angebunden. Jene Balken, welche soʻa heissen, dienen als Maass, um ein grosses Haus von einem kleinen Hause zu unterscheiden. Wenn diese Arbeiten fertig sind, so wird der Giebeltheil (itū, im Gegensatze zu tala, dem Rundtheile) mit lau gedeckt. Hiermit ist die Besprechung des Giebeltheiles des Hauses zu Ende. — Es wird nun der Rundtheil gemacht. Zuerst wird der Hauptbalken gemacht und (zwar) werden einige, etwa fünf (solcher) Hauptbalken gemacht. Darauf werden alle diese Hauptbalken nach oben erhoben und werden befestigt an gewisse Balken, die asovao (?) heissen; wenn die Hauptbalken gut horizontal liegen, so werden die ʻaso gebunden; und es werden auch die moamoa gemacht (ʻasomoamoa, nach Pratt „the ʻaso next the ridgepole“), den Giebelbalken daran zu befestigen. Nachdem die dünnen Parallelbalken angebunden sind, so werden die Zwischenbalken befestigt. Wenn das fertig ist, so werden die lagolau (lagolau, neatly plaited cocoanut-leaves, used to keep the ends of the thatch from hanging down: Pratt) angeknüpft. Wenn die Arbeiten des Rundtheiles fertig sind, so werden sie mit lau gedeckt. Wenn das ganze Haus gut gedeckt ist (malu: to be tight, to be impervious as a house not leaky; Pratt, neben anderen Bedeutungen, wie to be shaded; to be protected, to be sheltered), so werden die Unterpfähle gemacht. Man nennt dies (?) den atuao (the stick on which the last thatch of the house rests. So called on Savaii; Pratt). Darauf werden zwei Balken an den Centralpfahl geknüpft; man nennt sie das Regal (talitali; auf diesen werden die Schätze an Matten u. s. w. aufbewahrt in Form grosser Rollen, grobe Matten zu äusserst). Darauf werden die Dachränder

beschnitten. Es ist dies die letzte Arbeit des Hausbaues. Dann wird das Innere des Hauses in Ordnung gebracht. Ein solches Haus nennt man ein grosses Haus. Eine andere Art Haus nennt man fale fa'āfolau (Lang-Häuser). (Für diese) macht man 4 oder 6 (Central-) Pfähle, es ist dies in das Belieben (des Baumeisters) gestellt, aber die Aufstellung der Centralpfähle ist verschieden (nehmlich von derjenigen des Rundhauses); wenn drei auf der einen Seite stehen, so stehen auch drei auf der anderen Seite; der Zwischenraum zwischen den Pfählen auf dieser Seite und den Pfählen auf der anderen Seite beträgt zwei bis drei Faden; und man macht einige grosse und starke Pfähle, welche man utupoto nennt (bei Pratt nur als „beams" bezeichnet; offenbar die horizontal liegenden Balken, welche den Enden der Centralpfähle aufliegen). Sie werden an die Centralpfähle der einen und die Centralpfähle der anderen Seite befestigt; diese Balken sitzen gleichsam (fa'ati'eti'e) auf anderen Balken, welche man amopou nennt. Die Namen des Körpers des ganzen Hauses stimmen überein mit den Bezeichnungen für die Balken des Rundhauses.

19. Arten samoanischer Canoes.

a) 'O le paopao. Man macht dieses Canoe aus einem einzigen ganzen Baumstamme; man bringt Hinter- und Vordertheil in Ordnung und schneidet auch die Bilge (die Höhlung) aus. Wenn das fertig ist, so macht man zwei Balken, und bindet sie innen im Canoe fest; man nennt diese Balken die „iato", und man macht dann einen Balken, der „ama" heisst, der an den Enden der iato befestigt wird und (wohl der Länge und Schwere nach) dem Canoe angepasst wird; er wird angebunden an jedes einzelne Ende der iato (?). Man bindet (auch) einige Balken an, die tu'itu'i heissen. Die oberen Enden der tu'itu'i werden an die iato gebunden, die unteren Enden der tu'itu'i werden in den Körper der ama (des Auslegers) gesteckt (tutuina, wohl aufrecht gesteckt). Es werden auch einige Cocosbindfäden an jene Enden der iato gebunden, die an den Ausleger heranreichen (d. h. beide werden wohl durch gespannte Fäden verbunden? vergl. das Canoe, das von Hrn. Thilenius gesandt wurde!), auf dass es stark ist und hält. Diese Cocosbindfäden heissen „li". Es dient das paopao zum Fischfang und um auf Reisen zu gehen nach einem anderen Landende (d. h. wohl vorzugsweise nach einem anderen Orte derselben Insel).

b) O le soatau. Dies ist der Name des Canoes, das grösser ist, als das paopao und auch länger: man bindet daran 3—4 iato, deren Verfertigung gang gleich derjenigen beim paopao ist. Es dient auch zum Fischfange sowie zu Reisen.

c) 'O le va'a alo. Seine Herstellung ist verschieden, aber es ähnelt dem Soatau; man macht es aus verschiedenen Holzstücken, die aneinander befestigt werden wie beim europäischen Boote; aber diese verschiedenen Holzstücke werden mit Cocosbindfäden aneinander befestigt: das hält und

ist stark. Die Lücken der Fäden werden auch verschlossen mit einer Sache, die man „pulu“ nennt, und die ein Saft des Brotfruchtbaumes ist. Es werden auch drei iato angebunden und es wird Vorder- und Hintertheil gedeckt mit flachen Holzstücken, die man das tau (Deck; nach Pratt) nennt. Man bindet auch ein kleines Stück Holz, etwa einen Fuss (lang?), mit Cocosbindfaden an den hinteren iato, woran man das eine Ende befestigt; aber das andere Ende wird an den oa des oa'a gebunden (?? Erklärung versäumt; Worte fehlen im Pratt); dieses Holz nennt man die pu'ega (Wort in dieser Bedeutung fehlt gleichfalls im Pratt). Man braucht dieses Canoe bei der Art Fischfang, die man alo-atu (Bonito-Fang) nennt; diesen Fischfang macht man ganz weit draussen im Ocean. Dies Canoe dient auch für Reisen; es übertrifft alle samoanischen Canoes an Schnelligkeit.

d) **'O le taumualua.** Dies ist ein Canoe, das aus verschiedenen Holzstücken zusammengefügt wird. Es ist dem europäischen Boote ähnlich, aber es wird mit Cocosbindfäden befestigt, und man macht die Enden, Vordertheil und Hintertheil lang; es dient dies Canoe zu Reisen in ferne Gegenden.

e) **'O le amatasi.** Es ist dies eine Art Canoe, das auf dasselbe herauskommt wie die alia, nur ist es kleiner. Es wird gleichfalls aus verschiedenen Holzstücken zusammengesetzt und mit Cocosbindfäden befestigt; es bekommt auch einen Ausleger und iato, aber seine iato sind lang. Es wird auch ein Sitz (?) gemacht in dem Zwischenraum des Auslegers und des matau (Steuerbord? hier etwa das Canoe im Gegensatz zum Ausleger?), aber es wird der Sitz erhöht über dem Canoe (?). Hierauf sitzen die Leute der Besatzung; und man macht dort auch ein Haus, in dem ausschliesslich der Steuerer sitzt; es steht auf dem Hinterende; und der Mann, der das Segel besorgt (suia?) steht auf dem Vordertheile. (Dies Boot) macht auch Segel (auf); es wird die obere Ecke des Segels (ululā; nach Pratt) aufgestellt im Vordertheile, der Körper (d. h. der Haupttheil) des Segels wird aber an den Mast gebunden.

f) **'O le alia.** Es ist von derselben Art, wie das Amatasi, aber es besteht aus zwei einzelnen Canoes („fua i va'a“ dürfte eben so gebildet sein, wie „fua'ivai“ oder „fua'ifa'i“; vgl. Pratt); diese beiden Canoes werden aus verschiedenen Holzstücken zusammengesetzt. Man macht einen erhabenen Sitz (? pae nach Pratt „a seat erected in the open air“) um diese (beiden) Canoes zu verbinden; das eine heisst matau und das andere ama (hierdurch gewinnt die Deutung des Vorigen an Wahrscheinlichkeit; ama bedeutet eigentlich nur den Ausleger, matau die rechte Seite, also Steuerbord; man könnte demnach matau mit „Steuerbord-Canoe“, ama mit „Backbord-Canoe“ übersetzen); es sitzen aber die Menschen zwischen den Canoes, wo man ein „Manu'a-Haus“ macht (sollte das heissen: „ein

Haus, wie man vielleicht es als Schirmdach für einen im Kriege Verwundeten macht?" oder bezieht sich das „fa'a-Manu'a" auf die Insel Manu'a?); sein Segel gleicht dem des Amatasi. Man macht lange Ruder für dasselbe. Sie sind wie die Ruder der Weissen. [Der folgende Satz ist mir unverständlich, da suagole und fola in dieser Bedeutung mir unbekannt sind und im Pratt fehlen; der Sinn des Satzes muss aber wohl unzweifelhaft folgender sein: „Sie, nehmlich die Ruder, werden, wenn das Canoe gerudert wird, durch Löcher der Seitenwand, oder des „Bords" gesteckt"]. Dieses Canoe dient für die samoanischen Kriege, da man auf dem Canoe eine starke Befestigung anbringt, in die man Kanonen (?) stellt und viele Menschen. Die Segel des Alia wie des Amatasi werden aus enggeflochtenen Matten hergestellt; ebenso werden sämmtliche Samoa-Canoes (d. h. natürlich ihre Segel!) aus enggeflochtenen Matten gemacht. [Von dieser Art Canoe, dem Kriegs-Doppelcanoe, sind angeblich nur noch zwei vorhanden. Eines derselben habe ich bei Lealatele in Savaii photographirt. Es hatte den aufgemalten Namen: „Sau'aitagata", d. h. „Menschenfresser".]

20. Die tutupupu'u. (Eine Art feine Matte.)

Dies ist eine Art der vorzüglichen samoanischen Matten. Es wird diese Matte aus dem faupata geflochten; sie wird geflochten ähnlich wie die Herstellung der weissen Matten. Aber ihrer beider Maass (?) ist verschieden (bezieht sich vielleicht auf die Maschenweite). Diese Arbeit wird von Damen gemacht, aber selten (trifft man) eine Dame, dies es versteht, jene Matte zu flechten. Deswegen haben die Samoaner nicht viele davon. Sie sind beschränkt auf Häuptlinge und Jungfrauen und junge Herren, die sich mit jener Matte bekleiden; aber ein Gemeiner bekleidet sich nicht damit, er bekommt sie nicht einmal. Wenn es Krieg ist und man einen Leichnam trifft, der in jene Matte gehüllt ist, so sehen daraus alle Menschen, dass er ein hervorragender Häuptling war.

21. Der laulau (Teller-Matte),

darauf zu legen samoanische Esswaaren, wenn man eine Mahlzeit veranstaltet. Diese Arbeit wird von Damen gemacht, aber nicht von Männern. Diese Arbeit wird nicht von allen Damen gemacht; einige Damen verstehen es, wenn sie es gelernt haben von solchen, die es verstehen.

Dieser Gegenstand heisst:

22. Die papalaufala (Sitz-Matte),

da es das Pandanusblatt (lau-fala) ist, aus der sie hergestellt wird. Ihre Benutzung ist dieselbe, wie die der papalaupaogo (die aus der gröbsten Pandanus-Art, paogo genannt, hergestellt wird).

23. 'O le 'ali. (Bambu-Kopfkissen.)

Dies ist ein Gegenstand, der als Kopfkissen der Samoaner dient. Die Pflanze mit Namen „'ofe" (Bambu). Wenn es gross ist, so schneidet man es mit einem Messer ab und thut es in einen Gras-Busch, bis es trocken ist. Darauf werden angebunden zwei Beine, je eines an jeder Seite des Bambu. Wenn diese angebunden sind, so heisst es 'ali. Es ist der Fau oder der Milo, aus dem man die Beine macht. Bei Häuptlingen ist es gebräuchlich, den Körper des 'Ali zu durchbohren und den Cocosbindfaden, der das Bein hält (frei übersetzt) innen anzubinden. Solches 'Ali heisst ein 'Ali eines Häuptlings oder eines hervorragenden Tulafale, aber die gewöhnlichen Menschen pflegen ihre 'Ali um den ganzen Umfang (eigentlich Körper) der 'ofe zu binden.

24. Die 'upeti. (Tapa-Schablone.)

Dies ist der Name des Gegenstandes, womit samoanisches Zeug gemacht wird, das „Siapo" heisst. Die 'Upeti wird aus den Blättern der groben Pandanus-Art gemacht. Man näht (näht?) Paogo-Blätter zusammen, 8 oder 10, es steht das im Belieben des Menschen, ob er seine 'Upeti klein oder gross haben will. Wenn sie fertig genäht ist, so zwirnt man zusammen aus kleinen (manoa) Fäden und befestigt es überall auf der 'Upeti. Man fängt damit auf der einen Seite an und gelangt zur anderen Seite. Andere Sachen werden aus Cocosrippen gemacht und es werden Cocosfasern um die Rippen gewunden und auf der Oberfläche (tino) der 'Upeti befestigt. Jene Formen aus manoa — das ist die Haut einer Pflanze, die „sogā" heisst — oder Cocosrippen werden ähnlich gemacht gewisssen Gegenständen, die bei den Samoanern gebräuchlich sind, wie Baumblättern oder Cocosblättern, sowie anderen Gegenständen, denen die Stickerei (su'i) der 'Upeti nachgebildet wird. [Diese ganz spontane Angabe ist interessant; die Tapa-Muster sind also Darstellungen; ein Studium derselben, mit Hülfe alter Damen, erscheint lohnend.] Der Siapo wird folgendermaassen gemacht: Man nimmt Streifen ungefärbter Tapa („lau-u'a") und legt sie auf die 'Upeti. Die verschiedenen Streifen werden mit samoanischer Stärke zusammengeklebt. Man nimmt rothe Erde („'ele") und zerreibt sie über der Tapa; darauf reibt man mit einem Gegenstand, der „tata" heisst; es ist das ein Stück Siapo, das man kurz geschnitten hat, ungefähr 5—6 Zoll lang, um damit die rothe Erde zu verreiben, die auf die Tapa gefallen ist. So erhält man auf dem Siapo Gegenstände, die auf der Oberfläche der 'Upeti gestickt sind, sei es aus manoa, sei es aus Cocosrippen; es entsteht ihr Abbild auf der Oberfläche der Tapa. Wenn dieser Kunstgriff fertig ist, so nennt man den Gegenstand Siapo.

Die 'Upeti wird gemacht von Damen. Wenn die Herstellung der 'Upeti gut ist und sie hübsch ist, so ist auch hübsch das Abbild, das auf dem Siapo entsteht. Wenn jemand einen schönen Siapo sieht, so kann

er die 'Upeti suchen, mit der jener Siapo hergestellt wurde, damit der Mensch, der jenen Siapo sah, ihn (d. h. den zugehörigen 'Upeti) bekommt und sich damit einen Siapo für sich selbst herstellt. Wenn Leute einen schönen Siapo sehen, so sagen sie: „Die 'Upeti (d. h. also die Zeichnung) ist sehr schön!"

25. **'O le i'e.** (Tapa-Schläger.)

Sie dient zum Ebnen der U'a (d. h. des Tapabaumes). Zuerst schlägt man mit der gerippten Seite, nachher mit der glatten. Man macht die i'e aus dem toa oder dem pau. Dies ist eine Art von dauerhaftem, schwerem und starkem Holze.

26. **'O le papa.** (Sitz-Matte.)

Das ist eine Art Matte zum Daraufsitzen für Samoaner in ihren Häusern. Sie dient auch als Unterlage für andere Matten, zum Schlafen, so man enggeflochtene Matten nennt. Sie (d. h. die Papa) dient auch dazu, um darauf zu schlafen, wenn keine engergeflochtene Matte da ist. Man macht den Gegenstand aus den Blättern einer Pflanze, die Paogo (grober Pandanus) heisst. Der Paogo ist der Bruder der Fala (d. h. des feineren Pandanus), aber ihrer beider Blätter sind verschieden; der Paogo hat breite und steife Blätter, aber die Fala hat schmale und weiche Blätter. Zuerst werden sie in der Sonne gesonnt: wenn sie trocken sind, so werden sie geflochten, um zur Sitzmatte (papa) zu dienen („e fai ma", um zu dienen). Diese Arbeit wird von Damen gemacht.

27. **'O le tapui-a'u.** (Tapu-Zeichen in Form eines Fisches.)

Wenn man es an einen Cocosnuss-Baum anbringt, so ist die Bedeutung davon, dass der Cocos-Baum verboten ist und nicht (von ihm) gepflückt wird. Wenn jemand (doch von ihm) pflückt, so wird er vom Schwertfische getroffen, wenn er in das Seewasser geht, bei Tage oder bei Nacht.

28. **'O le tapa'auvai.** (Grobe Cocos-Matte.)

Dies ist eine Sache, die von Damen geflochten wird. Sie wird aus Cocosblättern gemacht. Diese Sache ist zu unterst, die Papa (siehe oben) aber zu oberst in den Häusern der Samoaner [in sehr vielen Häusern scheint es keine Tapa'auvai zu geben; im Gegensatz zu den tonganischen Häusern, die immer mit Cocosmatten ausgelegt sind. Die Tonganer befestigen ihre Cocosmatten und nehmen sie nicht auf. Hierdurch schon sind die Tonga-Häuser meist recht schmutzig, ganz im Gegensatz zu den samoanischen Häusern.] Die Tapa'auvai liegt unmittelbar auf dem Boden oder den kleinen Steinen in den samoanischen Häusern. Wenn es keine Pandanusmatte oder keine enggeflochtene Matte giebt, so kann der Samoaner

auch auf der Tapa'auvai (der groben Cocosmatte) schlafen. Man macht sie aus zwei Cocosblättern: aus dem einen unten, dem andern oben (?).

Dieser Korb heisst der

29. 'O le ola. (Enggeflochtener Cocos-Korb.)

Ein anderer Name ist auch der **puke.** Er dient als Korb der alten Männer, ihren Cocosbindfaden darin zu tragen; er wird auch gebraucht, um die Wasserflaschen der Weiber darin zu tragen, wenn sie gehen, um Wasser zu schöpfen. Man braucht ihn auch zum Fischfange, um Fische darin zu tragen.

30. 'O le 'afa. (Cocos-Bindfaden.)

Dieser Gegenstand vertritt in Samoa die Nägel in den Häusern, um die verschiedenen Holztheile zusammenzubinden. Man macht diesen Gegenstand aus einer Art Cocosnuss, die Bindfaden-Cocosnuss heisst. Dies ist eine grosse und lange und starkfaserige Nuss. Es wird folgendermaassen gemacht: Nachdem die Faserschale mit dem spitzen Stocke entfernt ist (mele'i), je sechs Stücke Faserschale von jeder Nuss, so werden diese Stücke von Faserschalen einzeln mit einem Stocke geschlagen. Es ruht das Stück Faserschale auf einem breiten und schweren Holzstücke und wird mit einem kleinen und schweren Holzstücke geschlagen: die Länge des Schlag-Holzes beträgt etwa einen Fuss. Es wird dieses Schlagholz die „sa'afa" genannt, aber das breite Holzstück, das unten ist, heisst die „malaise". Wenn die Faserschale weich ist und sich die sogenannte „fugafuga" (Abfall) entfernt, so bringt man sie in die Sonne, auf dass sie trockne. Man nennt dies (d. h. das weiter zu Benutzende) die „matofi". Hierauf zerkleinert man es in einige Stückchen zusammengezwirnter Fasern. Hieraus wird der Cocosbindfaden geflochten durch die Handarbeit der Samoaner. Diese Arbeit wird von Häuptlingen oder Tulafale bei Rathsversammlungen oder abendlichem Zusammensitzen verrichtet, in den Häusern, Nachts oder bei Tage. Man nennt dies: „Cocosbindfaden flechten". Er dient bei der Herstellung von Häusern, Canoes, sowie anderen samoanischen Gegenständen.

31. 'O le pola. (Fenster-Matte.)

Dieser Gegenstand dient zum Verschlusse des Zwischenraums von (je) zwei Pfählen (nehmlich je zweier von der die äussere Umrahmung des Samoa-Hauses bildenden Pfahlreihe). Sie dienen, um Regen und Wind abzuhalten. Diese Arbeit wird von allen Frauen verrichtet. Es hängen die Pola, einander theilweise überdeckend, sechs oder sieben von dem oberen Theile des Hauses bis zum Boden: sie beginnen an dem „amo" (Randbalken) und reichen bis zum Boden. Sie werden an Cocosbindfaden oder Hibiscusbast aufgehängt. Man macht sie aus Cocosblättern.

Dieses ist ein

32. ʻato. (Cocos-Korb.)

Er ist also geflochten und diese Flechtart heisst die **„nach Niue-Art“**; ein anderer Name dafür ist auch die „ringsherumgehende“ Flechtart (cf. 34).

33. ʻO le lau. (Dach-Bedeckung.)

Es ist dies das Blatt einer Pflanze, des Zuckerrohres. Diese Art tolo (Zuckerrohr) heisst das „tolo fualau“ („fualau“ heisst Blätter-Sammeln für die Hausbedeckung), oder auch „tolo-fatu“. Aus dieser Art macht man die Dachstroh-Stücke (die auch „lau“, d. h. eigentlich „Blatt“ heissen), um die Samoahäuser damit zu decken. Man nimmt die Zuckerrohrblätter, befestigt sie an einem langen Stabe und zieht eine Cocosblattrippe hindurch, auf dass es festhält. Alle Samoahäuser werden mit diesen Blättern gedeckt. Sie sind ziemlich haltbar; wenn das Haus gut gedeckt ist, so hält es sechs bis sieben Jahre. Die Arbeit der Herstellung der Dachstrohstücke wird von Damen verrichtet. Die Arbeit der Dachbedeckung (selbst) aber von Männern.

Dieser

34. ʻato. (Cocos-Korb.)

heisst der nach **Samoa-Art** geflochtene. Gebrauchsweise und Grösse der beiden Arten von ʻAto (Cocosblatt-Körbe) ist die gleiche; die andere Art der Flechtweise ist die nach Niuē-Art (cf. 32).

35. ʻO le tuiga (Kopfschmuck).

Es wird dieser Gegenstand aus Menschenhaaren gemacht. Er wird aus Haaren gemacht, die braun oder schwarz, aber schön gewellt sind. Sie werden von dem Kopfe des betreffenden Menschen abgeschnitten, an Fäden geknüpft und an ein Holz gehängt. Bei Tage werden sie der Sonne und Nachts dem Thau ausgesetzt. So wird es viele Tage hindurch gemacht, bis es erreicht ist, dass die Haare braun sind. Wenn sie gut sind, so werden Haarlocken an Fäden gebunden. (Pratt hat fatua statt fatuina.) Sie werden dann an einem Faden zusammengeordnet; diesen Gegenstand nennt man die Tuiga. Dieser Gegenstand ist auf hervorragende Häuptlinge beschränkt, weil man damit das Haupt des Häuptlings schmückt, wenn eine „taʻalolo“ (förmliche Nahrungsmittel-Ueberreichung eines Districts an den anderen) oder andere grosse Angelegenheiten in Samoa veranstaltet werden. Man kennt auch die Menschen, deren Haare gut sind zur Herstellung einer Tuiga; man macht sie aber nicht aus allen (beliebigen) Haaren. Sie ist ziemlich theuer (wegen des Preises, den man zu entrichten hat an den Eigenthümer der Haare, oder wenn man sie fertig hergestellt kauft); sie kostet nehmlich einige feine Matten. (Die Beschreibung der Tuiga ist sehr unvollständig; einiges Detail ist noch andeutungsweise am Schlusse des samoanischen Textes vorhanden.)

Die Texte Nr. 36—38 sind blosse Bruchstücke, deren Uebersetzung ich unterlasse.

39. Geburtsact.

Wenn die Schwangere den Monat der Geburt erreicht hat, so kommt eine alte Dame, die sich auf Hebammendienste versteht. Wenn nun die Frau gebiert, so steht ihr Mann oder eine Frau hinter ihr und hält ihren Rücken; die Kreissende kniet auf einer Matte, und ihr Rücken wird oben gerade gehalten. Bei ihren Schenkeln befindet sich eine geübte Frau, um das Neugeborene mit den Händen aufzufangen, wenn es geboren wird. Wenn die Kreissende schwach wird, so legt sie sich hintenüber und stützt ihren Rücken auf ihren Mann. Wenn die Geburt beendet ist, so setzt sie sich und kniet (dann wiederum), bis die Nachgeburt herausfällt. Wenn das Kind herausgekommen ist, so saugt man an seiner Nase, auf dass es gut athmen könne; dies wird gemacht von der Frau, die das Kind aufgefangen hat. Sodann wartet man, bis die Nachgeburt erscheint. Darauf werden die Fruchthäute (es ist dies die dünne Sache, in der das Kind im Mutterleibe ist; frei übersetzt) entfernt und die Nabelschnur abgeschnitten und ihr Ende zugebunden. Hierauf wird das Kind mit warmem Wasser gebadet. Hierauf wird das Kind eingeschläfert. Wenn das Kind am Morgen geboren ist, so kann man es am Abend an die Brust legen.

40. Todesfall[1]).

Die samoanische Trauerfeier für Verstorbene. Wenn ein hervorragender Häuptling verschieden ist, so bricht der ganze District früh morgens auf und es wird eine Rede auf den Verstorbenen auf dem Platze des Dorfes gehalten; dies ist nicht auf den District beschränkt, sondern es können auch von (den Vertretern aus) anderen Districten Reden auf dem Platze gehalten werden. Die Bedeutung davon ist, dass sie Esswaaren nebst „Tonga“ und Siapo erhalten wollen. Aber die Familie des verstorbenen Häuptlings richtet viele Esswaaren her nebst 'Ava, Schweinen, sowie Taro; die Familienmitglieder des Häuptlings gehen auch nach jenem Districte und bringen Geschenke für den Häuptling, „Toga“ oder Siapo („oder“ ist eigentlich eine ungenaue Ausdrucksweise, da der Siapo selbst zu der als „Toga“ zusammengefassten Waarengattung gehört). Diese Gegenstände werden gesammelt und an die Tulafale des Districts vertheilt. Dies nennt man: „Die ‚Toga‘ der Todtenklage erhalten.“ Hierauf wird der Weg für Reisegesellschaften und alle Menschen für verboten erklärt, bis einige Tage der Todtenklage vorüber sind; aber der Leichnam des Häuptlings wird begraben in seinem Grabe. Wenn er begraben wird, so schaut sein Antlitz (auch wir haben eine „Häuptlingssprache“ in gewissem Grade: wer würde

---

1) Vgl. **Stübel**, Samoanische Texte, p. 92.

von dem „Gesichte“ eines verstorbenen europäischen Grossen reden!) nach der Richtung, wo die Sonne aufgeht. Die Beine liegen meerwärts, das Haupt landeinwärts.

41. **‘Ava-Ceremonien** (Kautane).

Wenn Jemand zum Hause eines Familien-Oberhauptes kommt, so ist die Hauptsache bei der Begegnung der Häuptlinge oder Tulafale die, dass von dem Eigenthümer des Hauses an den Ankömmling ‘Ava verabreicht wird. Es wird auch ‘Ava von dem Ankömmling an den Hausbesitzer gegeben. Diese ‘Ava(stücke) werden einzeln ausgerufen. Wenn der Hausbesitzer ein Häuptling ist, der seine ‘Ava an die Reisegesellschaft (d. h. den Ankömmling und sein Gefolge) gegeben hat, so wird ausgerufen von der Reisegesellschaft: „Lasst uns vernehmen (es wird hier versucht, die Feierlichkeit der gewählten Häuptlingsworte durch entsprechende deutsche wiederzugeben), uns, die hier versammelten Häuptlinge und Reisegesellschaft: diese ‘Ava, die wir in den Händen haben [?] ist der Becher (das Wort „ipu“, d. h. Becher, ist auf die Häuptlinge im Gegensatze zu den Tulafale beschränkt) des . . . (folgt der erlauchte Name des Häuptlings). Wenn es aber ein Tulafale ist, so heisst das Wort folgendermaassen: Dies ist die ‘Ava, die überreicht wird von Seiner Gnaden (dies ist ein Wort, abgeleitet von dem Tulafale-Titel: „lana Tofā“), dem Tulafale . . . (Name des Tulafale). Folgendes ist das Wort des Hausbesitzers: wenn der Ankömmling ein Tulafale ist, so ist das Wort des Hausbesitzers dieses: „Dies ist die ‘Ava vom Reiseproviant des Tulafale . . . . . (Name).“ Wenn (der Ankömmling) aber ein Häuptling ist: „Dies ist der Becher vom Reiseproviant des . . . . . (Name des Häuptlings).“ Wenn ein Häuptling mit einem Tulafale auf die Reise geht, um ‘Ava zu trinken, so wird von dem Tulafale ein ‘Ava-Stück hergerichtet, um davon bei den Besuchen zu trinken. Es ist auch der Tulafale, der die Rede hält. Wenn (es zur) ‘Ava (kommt), so trinkt der Häuptling der Reisegesellschaft zuerst; hierauf trinkt der Häuptling des Districts und darauf wiederum der Redner (d. h. Tulafale) der Reisegesellschaft. Also wird sie an alle (Mitglieder) der Reisegesellschaft und des Districts vertheilt, (jedoch so), dass die Vertheilung bei einem Tulafale beendet wird, aber nicht beendet wird bei einem Häuptlinge. — Also wird die ‘Ava hergerichtet: wenn sie fertig gestossen, gerieben oder gekaut ist, so wird sie in die ‘Ava-Bowle (Tanoa) gethan, mit Wasser angerührt und von einer Ehrenjungfrau, irgend einem Mädchen oder einem jungen Manne [jedenfalls aber nicht von einer älteren Person] geknetet. Es ist die Verrichtung irgend eines Tulafale des Districts oder der Reisegesellschaft, die ‘Ava zu vertheilen. Zuerst wird die ‘Ava ausgerufen von dem, der sie vertheilt, auswringt, oder der sie mischt; also ist sein Wort: „Unterhaltet Euch nur noch, Ihr Herren, die Ihr zu erscheinen geruhtet;

es ist die 'Ava der Begrüssung dieser (d. h. ansässigen) Familien mit den Tauaitu von Faleata (beispielsweise!) die soeben mit Wasser verdünnt wird." Dies ist das Wort dessen, der die 'Ava ausruft. Es antwortet der Tulafale, der im Kreise mit der Reisegesellschaft sitzt, folgendermaassen: „Verdünne sie mit Wasser, aber hinreichend, zum Wohlsein." [Die Richtigkeit dieser Uebersetzung ist mir fraglich; jene offenbar uralten förmlichen Redensarten sind schwierig.] Hierauf wird die 'Ava ausgewrungen, bis dass sie fertig ist (usi). Wenn sie fertig ist, so ruft der, der die 'Ava vertheilt, folgendermaassen aus: „Fertig ist diese 'Ava zur Vertheilung; es erhebe sich jemand zum Herumreichen." Hierauf geschieht, wie vorher erklärt. Wenn sie zu Ende ist, so heisst es: „Zu Ende (wörtlich: abgerissen) ist die 'Ava; trocken ist das Bastbündel" (das, wie ein Schwamm gebraucht, zum Einschenken dient; wörtlich: verarmt ist das Bastbündel.) (Der nächste kurze Satz ist mir nicht recht verständlich; er gehört noch zu dem Ausrufe. Wahrscheinlich: „Es können vertheilen die Herren vom Gefolge (agai cf. Pratt) die noch übrige 'Ava.") Der Vertheiler der 'Ava sitzt zur Rechten der Tanoa; es ist schlecht (d. h. unschicklich), zur Linken zu sitzen. — Alle Districte haben (verschiedene) Ausrufe.

42. **'O le vai Samoa** (Cocos-Wasserflasche).

Dies ist der Name des Gegenstandes, in dem man das Trinkwasser der Samoaner aufbewahrt. Man macht diesen Gegenstand aus grossen und dicken Cososnüssen. Der Kunstgriff, um den Kern zu entfernen (ist folgender).

Man füllt Seewasser hinein und verstopft die Oeffnung der Flasche gut und bewahrt sie (so) einige Tage auf (etwa zwei Wochen), bis der Kern verrottet. Diese verrottete Masse dient den Samoanern als Delicatesse; man nennt si „samipala" (wörtlich: verrottetes Seewasser). Nachdem man die „samipala" entfernt hat, schüttelt man die Flasche mit Süsswasser. Man thut einige kleine Steinchen hinein, um das Innere der Flasche zu reinigen. Wenn sie gut ist, so schöpft man hinein zum Trinken für Menschen. Man nennt diese Sache „'o le vai Samoa" (samoanische Wasserflasche). Wenn es nur eine Flasche ist, so nennt man diese Flasche eine „tautasi" (wörtlich: Einzelnhängende); wenn es zwei Flaschen sind, die mit einem Faden zusammengebunden sind, je eine an jedem Ende des Cocosfadens, so nennt man diese „taulua" (wörtlich: Doppelthängende). Grosse samoanische Häuptlinge pflegen aus einer „tautasi" zu trinken; wenn ein Samoaner eine einzelne grosse Einzelflasche am Cocosfaden hängen sieht, so fürchtet er sich, sie anzurühren oder daraus zu trinken, weil er denkt, dass es die Flasche des Häuptlings ist. Es ist samoanische Sitte, dass es für fremde Menschen verboten ist, aus der Flasche eines Häuptlings zu trinken. Ein Gedanke, der die Furcht fremder Menschen,

aus der Flasche des Häuptlings zu trinken, erzeugt, ist der, dass er (fürchtet, dass er) krank werde, da es die Flasche des Häuptlings ist. Es trinken (aber) auch die leiblichen Kinder des Häuptlings nicht daraus; dies ist eine blosse Höflichkeit. Man macht einen Stopfen für die Mündung (Keimlöcher der Nuss) der samoanischen Wasserflasche, einen oder zwei, die in die Löcher der Mündung der Flasche passen. Man macht den Stopfen aus trockenem Bananenblatt; dieses nennt man „sului". Heutzutage ist das Wort „fagu" auf europäische Flaschen beschränkt.

43. **'O le 'ele** (rothe Erde zum Färben).

Die „'ele" dient zum Färben des Siapo. Man gräbt diesen Gegenstand aus der Erde des Berges. Also ist der Glaube der Menschen: es herrscht über jene „'ele" ein Geist in Uafato (dies ist ein Dorf der Landschaft Fagaloa, Upolu); wenn der Mensch (d. h. wohl derjenige, der nachgräbt) grossen Lärm macht, so wird die 'ele wieder schwarz und ist nicht brauchbar. Wenn er keinen Lärm macht, dann erhält er die rothe 'ele.

Liste einiger zu Wohlgerüchen verwandten Pflanzen (besonders der zu 'ula's, d. h. zu Kränzen zum Umhängen um den Hals dienenden).

Botanische Namen nach Pratt.

moso'oi (Blüthe von Cananga odorata. d. i. Ilang-ilang; duftet süsslich).
fala (Frucht von Pandanus; ziegelroth, duftet obstartig; auch anderswo beliebt).
seasea (Frucht von Eugenia sp.).
sea (Frucht von Parinarium insularum).
paogo (Frucht von Pandanus).
laumaile (Blätter von Alyxia bracteolosa und scandens; duftet nach Waldmeister. In ganz Polynesien sehr beliebt).
poloite (Frucht von einer Art Capsicum).
laga'ali (Blüthe von Aglaia edulis. Zum Parfümiren von Oel).
suni (Blüthe von Drymispermum Burnettianum).
usi (Blätter, Blüthen und Früchte von Evodia hortensis; aromatischer Duft nach Erhitzung).
tagi (Blätter von ?).
sigano (Blüthen und Knospen einer Pandanus-Art?).
pua (Blüthe von Gardenia. Duftet wie unsere „Tuberose").
anume (duftlos, mehr als Schmuck wegen schönen Aussehens. Maba elliptica).
togo (Blüthe; duftlos, aber hübsch. Rhizophora mucronata und Bruquiera Rheedei. „Mangrove".).
polo fe'ū (? Jedenfalls eine Solanee und wahrscheinlich Capsicum).
aloalo (Blüthe von Premna Taitensis).
gata ola (?).

lautī (Blätter von Cordyline, duftet für mich nicht, wurde mir aber als Duftpflanze angegeben. Die ausgedehnte Verwendung dieser Pflanze in Polynesien zu Küchenzwecken ist bekannt).

Die Samoaner lieben süssliche und aromatische Gerüche. Bei grossen Siva-Veranstaltungen geniesst man auch ein wahres Geruchs-Concert, dessen sanfter Grundton das Cocos-Oel ist.

Liste der Varietäten einiger Nutzpflanzen.

(Nach Angaben der Samoaner; mir nach Aussehen usw. im Detail nicht bekannt.)

I. Talo („Taro"; Arum esculentum). Die stärkemehlhaltigen, kartoffelartig, aber eigenthümlich schmeckenden Knollen spielen bekanntlich in ganz Polynesien, mit Ausnahme sehr wasserarmer Inseln (auf denen man sich mehr an die „ufi" [Yams] hält) eine Hauptrolle.

In Samoa unterscheidet man folgende Varietäten von Talo:

1. Talo Manuʻa.
2. Talo Niue. Diese beiden sicher nach dem wirklichen oder vermeintlichen Ursprungsland genannt.
3. puʻeutu (fehlt bei Pratt).
4. pula (nach Pratt allgemeiner Name für gelben Taro).
5. magauli (bei Pratt angegeben).
6. magasiva („a branching taro"; Pratt).
7. matalē . . . . . } (bei Pratt: matalē manuāliʻi, matalē manusa,
8. matalē magauli } matalē popoʻulu, matalē tāliga).
9. sasauli (bei Pratt angegeben).
10. vase („ „ „).
11. seʻeseʻefala (fehlt bei Pratt).
12. vevela („ „ „).
13. sugale (bei Pratt angegeben).
14. ʻoaʻoa (fehlt bei Pratt).
15. Talo Fiti (d. h. Vitianischer Taro).
16. manu aliʻi (cf. 7 und 8).
17. lavei (bei Pratt angegeben).

II. Varietäten des Taʻamū (Alocasia Indica et costata).

1. lauʻoʻo (bei Pratt angeführt).
2. laufola („ „ „).
3. taʻamū uli.
4. taʻamu samasama (wörtlich: gelber Taʻamū).
5. faga; letzterer soll sehr „beissend" und kaum essbar sein (wie auch Pratt angiebt).

III. Varietäten der Ufi (Dioscorea). („Yams“: in Samoa, mit Ausnahme von Manono, weniger gebräuchlich, als Taro, umgekehrt wie in Viti oder gar in Tonga).

1. 'aso'aso (von Pratt angegeben).
2. masoa (nicht zu verwechseln mit der ächten masoā; bei Pratt als „ufi masoa“ angegeben).
3. pelupelu (von Pratt angegeben).
4. ufi poa („one kind of yam having a fragrant odour“; Pratt).
5. ufi sina.
6. palai („a hard kind of yam“; Pratt).
7. gū oder ufi Toga.
8. fakasoa (vor nicht langer Zeit importirt; wohl aus Tonga, da das Causativ faka die tonganische Form — mit dem „k“ — hat).
9. ufi lei mit kleinen, aber vielen und guten Knollen. Vgl. auch Pratt ufiula usw.; Pratt führt einige hier fehlende Arten an!

IV. Abarten der Niu (Cocos).

1. niu mea (von Pratt angeführt. — Mea scheint die Bedeutung „roth“ zu haben und in dieser ein alt-polynesisches Wort zu sein. Vgl. „manu mea“, den röthlich-braunen Didunculus, sowie die verschiedenen „Waimea“ heissenden Orte der Hawaiischen Inseln; der aus Verwitterung von Basalt entstehende Schlamm ist oft lebhaft roth gefärbt).
2. niu ui (von Pratt angegeben).
3. niu tetea (selten). („The albino-cocoanut, a pale-leafed cocoanut“. Pratt).
4. niu le'a (sehr grossfrüchtig, namentlich zur Herstellung von Wasserflaschen geeignet, von Pratt dem Namen nach angegeben).

V. Abarten der 'Ulu (Brotfrucht).

1. maopo (ganzrandige Blätter; von Pratt angeführt).
2. 'ulu ma'a maopo (ganzrandige Blätter. „One kind of bread-fruit full of seeds. Pratt).
3. 'ulu ea (gefiederte Blätter; von Pratt angeführt).
4. 'ulu fau (eingeschnittene Blätter; von Pratt angeführt).
5. tava (eingeschnittene Blätter. „The name of a tree“; Pratt).
6. 'ulu sina (eingeschnitten; von Pratt angeführt).
7. ave loloa („ „ „ „).
8. mase'e („ „ „ „).
9. puou („ „ „ „).
10. ma'a fala („ „ „ „ als „Artocarpus incisa).

11. ʻulu maʻa (eingeschnitten; von Pratt angeführt als „one kind of bread-fruit full of seeds“).
12. avesasaʻa (eingeschnitten; von Pratt angeführt als „avesaʻa“).
13 ʻulu Manuʻa (von Pratt angeführt).

VI. Abarten der Fala (eigenlich: fala ʻai oder, anständiger gesagt, fala taumafa, wörtlich: der „essbaren fala“, d. h. Ananas).

1. fala Samoa (klein, bräunlich-gelb, festes Fleisch).
2. fala Saina (d. h. chinesische Ananas, mit goldgelber Schale).
3. fala Toga (sehr gross und saftreich, mit weisslichgelbem Fleisch. Die Ananas-Varietäten kenne ich persönlich und weiss sie zu unterscheiden).

VII. Varietäten des Tolo (Zuckerrohr).

1. tolo ʻula.
2. vaevaeula (von Pratt angeführt: „lit. like the legs of a crayfish, a variety of sugar-cane“).
3. tolo uli (bei Pratt in anderer Bedeutung).
4. tolo ui (fehlt bei Pratt).
5. tolo fatu.

VIII. Abarten der Faʻi (Banane; die von Pratt angeführten mit *).

1. faʻi Samoa (gross, gelb, nur angebaut und nicht wild).
2. *mamae (etwas kleiner, röthliches Fleisch).
3. *usi (ähnlich wie Nr. 1, aber etwas kleiner; sehr langgestreckt).
4. faʻi pipiʻo (langgestreckt und stark gebogen).
5. *ʻili manifi (sehr dünnschalig; wenn reif, mit stark rothem Fleische).
6. *ʻau mageo (etwas kleiner, als Nr. 1, gedrungen; Fleisch wie Nr. 4).
7. *ʻau malie (sehr grosstraubig; Gestalt der einzelnen Früchte kantig).
8. *tapua (ähnlich wie Nr. 4, aber etwas grösser).
9. faʻi papalagi (wenn reif, gelb; klein).
10. faʻi Toga (sehr grosse Pflanzen: „ogāfaʻi“; kleinfrüchtig, Früchte sehr dicht stehend).
11. faʻi Misi Luki (erst kürzlich importirt und nach einem Eigennamen benannt).
12. *usi tuaniu (ähnlich wie Nr. 3, aber sehr langgestreckte Früchte; daher der Name. Pratt hat noch „usisē“ und „usi Toga“).

Alles dies nach Angaben von Eingeborenen. Mir sind die Varietäten aller dieser Pflanzen, mit Ausnahme der Ananas, nicht geläufig geworden. Als vollständig sind diese Listen nicht anzusehen.

Besprechung.

Conwentz, H. Die Moorbrücken im Thal der Sorge auf der Grenze zwischen Westpreussen und Ostpreussen. Ein Beitrag zur Kenntniss der Naturgeschichte und Vorgeschichte des Landes. Mit 10 Tafeln und 26 Text-Figuren. Danzig 1897. 4°.

Nach einer übersichtlichen Zusammenstellung der bisher bekannten Bohlwege und Moorbrücken und einer genauen Schilderung des Terrains im Grenzgebiet zwischen Ost- und Westpreussen berichtet der Verf. über die Aufdeckung mehrerer Moorbrücken im Thal der Sorge, besonders über die 2 grösseren, welche in verschiedener Tiefe unter Tage im Torf lagen und in ihrer Ausdehnung durch Anlage von Gruben verfolgt werden konnten. Die erstere verband die beiden Thalränder zwischen Christburg Abbau und Storchnest bei Prökelwitz und war rund 640 *m* lang; die zweite, nördlich von jener gelegen, führte von der westpreussischen Seite bei Baumgarth Abbau hinüber auf die ostpreussischen Höhen bei Heiligenwald, wo eine „Schwedenburg“ den Brückenkopf bildete und war rund 1231 *m* lang. Beide bestanden aus einer Decke von quergelegten Kloben oder Planken und einer Unterlage von Stangenhölzern, welche der Länge nach dicht neben einander gelegt waren. Vorherrschend waren Eichenstämme verwendet worden, welche man mit der eisernen Axt zerlegte, aber nie in radialer Richtung, wie dies bei den römischen Bohlwegen in Nordwest-Deutschland die Regel ist. Ganz unten auf dem Moore selbst lag noch eine Schicht Faschinen von Birken, Weiden und Kiefern. Die Kloben der Decke an der zweiten Brücke waren beiderseits mit rechteckigen Löchern versehen, in welchen öfters Knüppel als Pfähle steckten; gleiche Pfähle wurden zahlreich auch ausserhalb längs der Ränder der Anlage gefunden. — Im Laufe der Jahre musste die Brücke wegen der Ueberschwemmungen oft reparirt werden; denn streckenweise finden sich dieselben Lagen bis zu 3 Stockwerken übereinander, die oberste Decke war wahrscheinlich mit Rasen oder Torf belegt, da sie keine Spuren der Abnutzung zeigte.

In den Brücken selbst wurden ausser mehreren Holzschlägeln nur noch Knochen vom Pferd, Rind, Schwein und zahlreiche vorgeschichtliche Scherben von Thongefässen, darunter einige mit Tupfen-Ornament, gefunden, wie es noch in der Tène-Zeit vorkommt. Durch eine ausführliche Zusammenstellung aller vorgeschichtlichen Funde, welche in der Umgegend bekannt geworden sind, sowie durch eingehende technische und naturgeschichtliche Erwägungen sucht der Verf. weiterhin zu begründen, dass diese Brücken schon in der Tène-Zeit von den Gothen erbaut wurden, um den lebhaften Verkehr, der sich von der Weichselstrasse her südlich vom Drunzensee nach Osten hin entwickelt hatte, zu vermitteln. —

Durch die mühevolle und langwierige Untersuchung dieser im östlichen Deutschland bis dahin einzig dastehenden vorgeschichtlichen Anlage hat der verdienstvolle Herr Verf. abermals einen neuen, wichtigen Beitrag zur Landeskunde Westpreussens geliefert.

Lissauer.

Religionsgeschichtliche Bibliothek (in einzelnen Heften), herausgegeben von Heinr. Tannenberg (Herm. Teistler) — als ausschliesslichem Bearbeiter der Materialien. — Berlin-Friedrichshagen. Moderne Verlags-Anstalt von C. Teistler. 1898, Heft 1 und 2.

„Unsere Zeit“, sagt der Verf. in der Ankündigung, „steht im Zeichen der Entwicklungslehre von der Auffassung alles Seins und Geschehens. Nur auf dem Gebiet der Religionswissenschaft ist das historische Princip so gut wie ignorirt worden! — Diese Sachlage

ist um so bedauerlicher, als es sich hier um Forschungsergebnisse handelt, die nicht nur einen theoretischen Werth haben, sondern von der grössten praktischen Tragweite sind. Das Problem der Religion steht heute mehr denn je im Vordergrund des öffentlichen Lebens". — „Gerade die historische Betrachtung", heisst es weiter, „giebt aber überraschende Aufschlüsse über das Wesen der Religion und ihre Einrichtungen — und kann als Steuer in der Gährung der Geister sammelnd und zielweisend wirken." — „Der vorliegenden Bibliothek Aufgabe ist es, einzelne Erscheinungen und Einrichtungen des religiösen Lebens herauszugreifen und vermittelst der historischen Methode zu untersuchen."

Von den beiden schon erschienenen Heften behandelt das I.: „Die Religionsforschung und das historische Princip"; das II. die Frage: „Was ist Religion?" — Als in Aussicht stehend werden zunächst noch 6 Hefte angegeben, nehmlich: III. „Der Ursprung des Gottesbegriffes". — IV. „Der Brief Jacobi und seine sociale Tendenz". — V. „Das Priesterthum und das Christenthum (ein Beitrag zur Charakteristik des Urchristenthums)". — VI. „Die Primats-Ansprüche des römischen Stuhls (eine Untersuchung der Beweismittel)". — VII. „Die Entstehung des Papstthums". — VIII. „Die hebräischen Religionen und der Seelencult" (eine Erwiderung an Hrn. Prof. Meinhold in Bonn).

Es sind bedeutsame Fragen, deren Behandlung sich der Verf. gestellt hat, die sicherlich das Interesse des gebildeten Publicums in Anspruch nehmen. Was ferner die schon vorliegenden beiden Hefte betrifft, welche in der Darstellung den Verf. als einen gewandten Publicisten kennzeichnen, so kann man mit der im I. Hefte gegebenen Begründung der Forderung einer Einführung des historischen Princips auch in die Religionswissenschaft sich im Allgemeinen nur einverstanden erklären, vorausgesetzt, dass überall den Thatsachen von einem anthropologischen Standpunkt aus mit aller Objectivität nachgegangen und schliesslich, frei von jeder einseitigen Betonung einzelner Richtungen, ein treues Gesammtbild erzielt wird. Wie sich aber gegen das Urtheil des Verf. über Julius Lippert's Schriften, wenn er von ihnen sagt, „eine historische Religionsgeschichte sei in denselben schon reale Wirklichkeit geworden", doch allerhand Bedenken erheben, — indem Lippert namentlich für die ältesten grundlegenden Zeiten einen sich entwickelnden „Cult" nicht nach den Glaubensverhältnissen, aus denen er hervorgegangen, objectiv für sich erfasst, sondern ihn mehr nach weiteren dogmatischen Principien unter einem speculativen Reflex entwickelt, — so können wir auch dem Verf. nicht beistimmen, wenn derselbe im Anschluss an Lippert auf dem religiösen Gebiet den Cult überhaupt vor dem Glauben in den Vordergrund stellt und die für das II. Heft aufgeworfene Frage: „Was ist Religion?" dann dahin beantwortet: „Religion ist Cult — ursprünglich Seelen-Cult, später Götter-Cult, — aber Cult in jedem Falle".

Abgesehen davon, dass diese Definition nicht befriedigt, weil sie keinen in sich abgeschlossenen Charakter trägt und noch die Ergänzung nöthig macht, wem der Cult zu erweisen sei, womit sie selbst darauf hinweist, dass Beziehungen zu gewissen Glaubensvorstellungen beim Cult schon vorausgesetzt sind, so ist der Cult und namentlich der sogenannte Seelen-Cult schon eine so entwickelte religiöse Phase[1], dass man über dieselbe zurückgreifen muss und „als die Wurzel" der Religion nicht den Cult, sondern nur das Gefühl der Abhängigkeit von etwas Ueberirdischem ansehen kann. —

Der Unterschied zwischen beiden Auffassungen ist nicht bloss ein historisch begründeter, sondern hat auch weiter eine charakteristisch-praktische Bedeutung, indem verschiedene Consequenzen sich ergeben, z. B.: I. Nach der Definition des Verf. ist, wo kein Cult ist, keine Religion; nach unserer Ansicht ist auch in diesem Falle eine solche möglich. — II. Nach der Definition des Verf. hat die Moral ursprünglich keine Beziehung zur Religion; nach unserer Ansicht schliesst sich aber eine solche dem Gefühl der eigenen Abhängigkeit von etwas Ueberirdischem an, indem in concreten Fällen eine gewisse Rücksicht, bezw. Scheu vor demselben Platz greift und sich zu bethätigen anfängt.

Wilhelm Schwartz.

1) Er setzt den Begriff „Geist", „das Sonderleben der Geister" und „ihre Macht", sowie „die Möglichkeit", sich mit ihnen in Verbindung zu setzen, voraus.

A Magyar Nemzeti Museum Neprajzi Gyüjteményei. I. Ethnographische Sammlungen des Ungarischen Nationalmuseums. I. Beschreibender Catalog der ethnographischen Sammlung Ludwig Biró's aus Deutsch-Neu-Guinea (Berlinhafen). Auf Unkosten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und des Ungarischen Nationalmuseums, herausgegeben durch die ethnographische Abtheilung des Ungarischen Nationalmuseums. Mit 23 Tafeln und 20 Textfiguren Budapest. 1899. 100 Seiten gr. 4°.

Es ist mit grosser Freude zu begrüssen, dass die Direction des Ungarischen Nationalmuseums den Entschluss gefasst hat, die reichen ethnographischen Schätze desselben in zwanglosen Heften zu veröffentlichen. Das erste dieser Hefte behandelt nicht alles, was das Museum aus Neu Guinea besitzt, sondern es beschränkt sich auf die Besprechung der grossen Sammlung, welche der ungarische Reisende Biró Lajos seit dem Jahre 1895 in Berlinhafen und dessen Umgegend gesammelt hat. Die Bearbeitung hatte der Leiter der ethnographischen Abtheilung, Herr Dr. János Jankó übernommen, welcher sich durch die Abfassung des anthropologischen und ethnologischen Theiles von dem berühmten Kaukasus-Werke des Grafen Eugen Zichy in den Fachkreisen rühmlichst bekannt gemacht hat. In ausgiebigster Weise unterstützten ihn bei der Arbeit Dr. Willibald Semayer und Siegmund von Bátky. Herrn Semayer ist ausserdem die deutsche Uebersetzung der Abhandlung zu danken, welche durchgehends der Veröffentlichung beigegeben ist Ich möchte es nicht unterlassen, hierfür die ganz besondere Anerkennung der deutschen Fachgenossen auszusprechen. Der Erläuterung der einzelnen Stücke sind naturgemäss die Originalangaben Biró's zu Grunde gelegt. Die Verfasser haben sich aber nicht auf diese beschränkt, sondern sie haben die Gegenstände und die bei ihrer Herstellung verwendete Technik einem genauen Studium unterzogen, und stets haben sie ähnliche Stücke anderer Sammlungen zu eingehender Vergleichung herbeigezogen. Die soviel als möglich beigefügten einheimischen Bezeichnungen für die Gegenstände und die einzelnen Theile derselben werden den Sprachforschern willkommen sein. Die Verfasser haben ihren Stoff in vier Hauptgruppen eingetheilt: in Kleidung und Körperschmuck, Hausgeräthe und Werkzeuge, Cultus-Objecte, und viertens Waffen und anderweitige Objecte. Den Schluss macht dann noch ein Verzeichniss von 42 photographischen Aufnahmen. Die Kleidung, welche bei den Männern aus einer Schambinde, bei den Weibern nur aus einer Grasschürze besteht, nimmt in der Besprechung nur einen kleinen Raum ein. Desto mehr ist über den Körperschmuck zu sagen, welchem 17 Abschnitte gewidmet sind. Bei dem Hausgeräthe sind das Feuerreibholz, sowie die Löffel und Schalen, die Körbe, Ranzen und Taschen, die Holzgeschirre, die Schlafschemel, die Knochengeräthe und die Stein- und Muschelbeile abgehandelt worden. In dem Kapitel über die Cultus-Objecte finden die Religion und der Aberglaube ihre Besprechung und es folgt dann die Beschreibung der Ahnenfiguren, der Talismane, der Tanzgeräthe und der Trommeln. Bei den Waffen wird zuerst von den Knochendolchen, dann von den Bögen und Pfeilen, von dem Rindengürtel und von den Lanzen und Fischspeeren gesprochen. Eine eingehende Berücksichtigung hat bei allen diesen Erörterungen das vergleichende Studium der den Gegenständen aufgemalten oder eingeschnitzten Ornamente gefunden, deren genaue Kenntniss eine immer grössere wissenschaftliche Bedeutung gewinnt. 348 Abbildungen, theils im Texte und theils auf den 23 Tafeln, geben in ihrer gut übersichtlichen Ausführung eine dankenswerthe Erläuterung des in dem Texte Gesagten. Wir wünschen dem schönen Unternehmen ein glückliches Gedeihen und hoffen, in nicht zu langer Zeit über ein neues Heft berichten zu können.

Max Bartels.

Charles de Kay. Bird Gods, with an accompaniement of decorations by George Wharton Edwards. New York (A. S. Barnes & Co.) o. J. (1899.) 249 p. kl. 8vo.

Die Thatsache, dass den hauptsächlichsten Gottheiten des classischen Alterthums bestimmte Vögel als constante Begleiter beigegeben sind, hat den Verf. dazu veranlasst, diese letzteren auf ihre äussere Erscheinung und auf ihre Lebensgewohnheiten hin zu betrachten und damit in Vergleich zu ziehen, was bei den verschiedenen Völkern für abergläubische Anschauungen sich an diese Vögel knüpfen. Er bespricht auf diese Weise die Taube, den Specht, den Kuckuck und seinen Begleiter, den Wiedehopf, den Pfau, die Eule, den Schwan und den Adler. Durch diese Art der Untersuchung enthüllt sich eine Fülle höchst überraschender Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten in Bezug auf die Götter- und Heroen-Sagen nicht allein der Griechen und Römer, sondern auch der germanischen Völker, sowie der Finnen, Ehsten, Lappen, der Vorder-Asiaten usw. Diese machen sich auch an allerlei etymologischen Analogien bemerklich, welche sich einerseits auf die betreffenden Gottheiten und die zu ihrem engeren Cyclus gehörigen Heroen, andererseits auf den ihnen beigesellten Vogel erstrecken. Es gewinnt durch diese Darlegungen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, dass ursprünglich überhaupt diese Vögel als Gottheiten verehrt worden sind, deren Lebensgewohnheiten in einem mystischen Zusammenhang mit dem Wechsel der Jahreszeiten und den Wechselfällen des menschlichen Lebens gebracht worden sind. Aus diesen Vogel-Gottheiten heraus haben sich dann allmählich erst die anthropomorphen Formen der Götter und Heroen entwickelt, ohne jedoch ihre Abstammung aus der Vogelwelt vollständig verleugnen zu können. Der ursprüngliche Vogel-Gott ist dann nach und nach zum begleitenden Götter-Vogel geworden. Eine Fülle interessanter Thatsachen ist in dem anregenden Werke zusammengestellt, welche überall Zeugniss ablegt von der reichen Sprachkenntniss des Verfassers, von seiner grossen Erfahrung über die Lebensgewohnheiten der Vögel und von seiner umfangreichen Belesenheit. Die in kräftigen Linien gehaltenen Abbildungen haben mehr einen decorativen Charakter.

Max Bartels.

G. A. Colini. Il sepolcro di Remedello-Sotto nel Bresciano e il periodo eneolitico in Italia. Parte I. Parma 1899. gr. 8vo. 296 p. c. 20 Tavole e 48 Figure nel testo.

Unter den grossen Verdiensten, welche sich Gaetano Chierici um die prähistorische Archäologie von Nord-Italien und um die Prähistorie überhaupt erworben hat, ist mit jedem Jahre seit seinem Tode (1886) mehr hervorgetreten der Nachweis jener Uebergangsperiode, welche die Entwickelung von der Steinzeit zu der Metallzeit darstellt. Bei uns wird diese Periode zuweilen geradezu der Kupferzeit zugerechnet, indess findet sich bekanntlich das Kupfer nicht überall ganz rein in der technischen Verarbeitung: andererseits überwiegen in den Grabfunden dieser Periode meist die Steingeräthe so sehr, dass man sie von der Steinzeit nicht einfach ablösen kann. So ist es geschehen, dass man in Italien den leicht misszuverstehenden Namen der aeneo-lithischen Periode gewählt hat, um den Mischzustand von Erz- und Steingeräth zu bezeichnen. Die bahnbrechenden Entdeckungen von Chierici waren in Gräbern der Umgebung von Brescia gemacht worden; ich war bald nachher bei ihm in Parma und er hat mir noch persönlich seine Sachen gezeigt. Aber schon die nächste Herbst-Campagne brachte ihm die tödtliche Erkältung (Verh. 1886, S. 17). Wie würde es ihn gefreut haben, zu sehen, in welchem schnellen Fortschritt der neu eröffnete Weg gangbar gemacht wurde! Der Verf. der vorliegenden Schrift hat mit pietätvoller Sorgfalt Alles gesammelt, was damals und seitdem, nicht bloss in Nord-Italien, gefunden worden ist: seine Darstellung bringt alles erforderliche Detail, begleitet von zahlreichen und vortrefflichen Abbildungen. Leider sind die Funde zerstreut: ein Theil ist in Reggio-Emilia, andere Sachen liegen in Brescia und Rom. Die neue Abhandlung füllt also die grosse Lücke aus, welche durch die Unmöglichkeit einer directen Confrontation der Objecte erzeugt wurde. Ref., der eben in Brescia war, kann bezeugen, dass die in dem dortigen Museum aufgestellten zwei „liegenden Hocker“ von Remedello ebenso säuberlich behandelt sind, wie wir es in unserem Museum für Völkerkunde an den Hockern von Rössen sehen oder wie wir es in Mainz und Worms an den rheinhessischen Steinmenschen bewundern. Die

„Aeneolithiker“ werden bald bekannte Glieder der culturgeschichtlichen Entwickelung des Menschen werden: seitdem auch Oberägypten gerade für diese Periode sehr wichtiges Material liefert, hat unsere Kenntniss darüber einen Grad der Zuverlässigkeit erreicht, wie er nur wenigen Perioden der Vorzeit eigen ist.

Für mich persönlich hat die Publication des Hrn. Colini noch den besonderen Vortheil gebracht, dass sie die von mir neuerlich wiederholt behandelte Frage von dem rothen Anstrich der Skeletknochen, namentlich der Gesichtsknochen, durch eine anschauliche Abbildung zu leichterem Verständniss geführt hat. Die Tavola XVI bringt zwei colorirte Abbildungen des bekannten Schädels aus dem Grabe von Sgurgola in der römischen Provinz, Gebiet von Anagni. Sie zeigen, wie richtig Hr. Much in seinen Einwendungen gegen meine Aufstellungen die Frage der spontanen posthumen Entstehung der Knochenfärbung formulirt hatte; gerade der Schädel von Sgurgola hat in manchen Theilen so sehr das Aussehen, als sei er mit Blut bespritzt gewesen, dass nur der chemische Nachweis sofort alle Zweifel hebt. Seine „Spritzflecke“ sind eben Zinnoberflecke und daher über jeden Verdacht spontaner Pigmentbildung erhaben. Aber es ist gewiss sehr interessant, dass gerade durch eine so auffällige Einwirkung, wie der Anstrich mit einer Farbe sie darstellt, die Aeneolithiker zu uns in eine grössere Annäherung gebracht werden. Unsere Landsleute in Thüringen und der Altmark, in der Rheinpfalz und in Ostpreussen werden sicherlich bei der weiteren Verfolgung der steinzeitlichen Gräberfelder mit gesteigerter Aufmerksamkeit jeder Besonderheit an den alten Knochen nachforschen.

Eine eigentlich osteologische Bearbeitung der aeneolithischen Knochen ist in der Schrift des Hrn. Colini nicht enthalten. Man wird dabei in Betracht ziehen müssen, dass die Erhaltung der Knochen bei „liegenden Hockern“ in der Regel zu wünschen übrig lässt: die meisten Knochen oder auch ganze Skeletttheile (Kopf, Brust) wurden verdrückt oder ganz und gar zertrümmert, so dass es schwer, ja oft unmöglich wird, eine allgemeine Uebersicht von dem Verhalten der Knochen zu geben. Immerhin sollte man meinen, dass sich etwas mehr feststellen liesse. Man erinnere sich nur an die merkwürdigen Skeletfunde von Lengyel in Ungarn.

Von höchstem Interesse ist die Technik der Bearbeitung der grösseren Geräthe, namentlich derer aus Feuerstein. Obwohl sehr verschiedene Formen der Bearbeitung vorkommen, so scheint doch die Zahl der einfach geschlagenen, sowie die der vollständig polirten Geräthe verhältnissmässig gering zu sein. Häufig dagegen sind Lanzenspitzen, Dolche, Haumesser u. s. f. aus Feuerstein, welche sich der Kategorie der „Flachbeile“ anreihen. Sie zeigen vorzugsweise jene vielfachen Aussprengungen oder Absprengungen auf der Fläche, wodurch das von uns in Norddeutschland mit dem Namen des „gemuschelten“ bezeichnete Aussehen entsteht. Es ist dies dasselbe Aussehen, welches die neuesten Funde aus Ober-Aegypten so vielfach darbieten. Vielleicht wird es am meisten dazu beitragen, die chronologische Deutung dieser Funde sicherzustellen.

Rud. Virchow.

II.

Sitten und Gebräuche der Suaheli.

Ausgewählte Capitel aus einer späteren umfangreichen Darstellung.

Von

HANS ZACHE,

ständigem Hülfsarbeiter beim Kaiserlichen Gouvernement in Deutsch-Ost-Africa.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 22. October 1898.)

Erstes Capitel.

Die Geburt — *uzazi*[1]) —.

Mit Beginn des neunten Monats der Schwangerschaft, oder schon wenn sich Anzeichen der bevorstehenden Niederkunft erkennen lassen, siedelt die junge Frau in das Haus ihrer Mutter über. Sobald sie die Wehen spürt, wird die Wehemutter gerufen. Solcher berufsmässigen Hebeammen giebt es in jeder Stadt, in Dâr-es-Salâm z. B. sieben; sie werden *mkúnga* genannt, „Hehlerin“, d. h. die Verschwiegene, weil die Sitte sie zu einer Art von Amtsverschwiegenheit verpflichtet. Die *mkúnga* hat eine Gehülfin, *mpokeaji* (= Empfängerin) genannt, weil das Auffangen des geborenen Kindes ihre wesentlichste Dienstleistung ist. Sie wird von der *mkúnga* angelernt und übt später selbst den Hebeammen-Beruf aus. Von dem „Thaler“ (*riale*[2]), der der *mkúnga* für ihre Bemühung üblicher Weise gegeben wird, erhält sie den vierten Theil. Männer, auch Aerzte, sind während der Geburt ausgeschlossen, können aber nachher die Wöchnerin besuchen. Nahestehende weibliche Personen, vor allem die Mutter, aber auch Freundinnen, wenn sie selbst schon Mutter geworden sind, werden geduldet. Sie pflegen, wie bei uns, der Wöchnerin ihre Theilnahme durch Ueberbringung eines Hühnchens zu bezeugen.

Erkennt die *mkúnga*, dass die Geburt unmittelbar bevorsteht, so wickelt sie ein ihr überreichtes Tuch zu einer flachen Scheibe nach Form

1) Der Ton ruht im Suaheli durchgehends auf der vorletzten Silbe; in abweichenden Fällen erhält der betonte Vocal das Zeichen ´ (z. B. *kúruru*). Vocal-Länge wird durch ^ bezeichnet.

2) *Riale* = 2 Rupien. Obwohl die Rupie nur einen Tauschwerth von 1—1.50 *M* besitzt, bedeutet sie für die Lebensführung des Suaheli soviel, wie für den Europäer etwa 6—7 *M*.

der *kata*, welche sich die Träger, um den Druck der Last abzuschwächen, auf den Kopf legen, zusammen. Dieses Tuch verbleibt nach gemachtem Gebrauch der Hebeamme als Ehrengeschenk — *ada* — und ist deshalb, je nach den Verhältnissen der Familie, ein einfaches Hüfttuch — *shuka* — oder ein Frauengewand — *leso* —, ja selbst von Brocat — *mbaravaji* —. Auf diese *kata* wird die Gebärende — *mzazi* — völlig unbekleidet und mit angezogenen Knieen und gespreizten Beinen — *kupanua miguu* — gesetzt, das Gesicht der *kibla* — Richtung, in der die heilige Stadt Mekka liegt — zugekehrt. Sie lehnt sich an die hinter ihr hockende *mkûnga*, welche mit beiden Händen über die Seiten des Leibes der Gebärenden abwärts streicht, um durch diese Massage die Geburt zu erleichtern.

Davor hat die *mpokeaji* Platz genommen, welche der Kreissenden im Höhepunkt der Nöthe zuruft: „Ist Dein Herz rein, so nenne den Urheber Deiner Schwangerschaft, auf dass Gott Dich gnädig eröffne (= leicht gebären lasse).“ Folgt dann der Namennennung unmittelbar die Geburt, so gilt dies als Zeichen der Wahrheit. Man benutzt also die seelische und physische Angst und Abspannung der Gebärenden, um ihr — oft wohl mit Erfolg — eine Sittenbeichte abzulocken.

Das Neugeborene wird von der *mpokeaji* in Empfang genommen, während die junge Mutter einen Augenblick, um den Blutabfluss zu beschleunigen, aufrecht gestellt wird. Nachdem sie in die frühere Lage zurückgebracht ist, erfolgt die Nachgeburt — *chupa* = Flasche —. Entgegen unseren Erfahrungen behaupten die Suaheli, dass deren Ausbleiben den Tod der Mutter zur Folge haben muss. Die *chupa* wird an dem Platze, auf dem die Niederkunft erfolgte, eingegraben, damit das Kind durch eine mystische Gewalt, „auch wenn es bereits erwachsen ist, sich stets zum Elternhause gezogen fühle“. Die Nabelschnur — *kitovu* — wird eine Spanne oberhalb des Nabels mit einem (Rasir-) Messer durchschnitten und unmittelbar am Nabel unterbunden. Später wird sie mittels eines dem Kinde um den Hals gelegten Bandes hochgezogen; nach Verlauf von vierzehn Tagen löst sie sich vom Nabel ab und bildet dann einen eigenartigen Halsschmuck, der erst nach Jahren an derselben Stelle wie die Nachgeburt verscharrt wird, wodurch das Wachsthum des Kindes befördert werden soll.

Sodann erhält das Neugeborene — natürlich nur pro forma — seine erste Nahrung, welche aus einem Stückchen Dattel oder Honig besteht, „um den Kehlkopf zu lösen (*kufunguliwa roho*)“, und der *mwallim* (arab. *mu'állim* — مُعَلِّم —) wird gerufen.

Für *mwallim* einen entsprechenden deutschen Ausdruck zu finden, ist nicht leicht. *Mwallim* ist der halbgeistliche Volksgelehrte schlechtweg, der die Kinder in Lesen, Schreiben und Religion unterrichtet, dessen Haupterwerb

aber im Quacksalbern und Teufelaustreiben besteht. Die Suaheli-Bevölkerung unserer ostafrikanischen Colonie hat den Islâm mehr als Aberglauben, denn als Religion sich zu eigen gemacht und bedarf deshalb wirklicher Priester nicht: eine „Seelsorge“ giebt es nicht, und den rituellen Bedürfnissen genügt die Kunst dieser nichtordinirten, theologisch halbgebildeten Gelegenheits-Geistlichen, welche aber von ungeheurem Einfluss auf das Volksleben sind[1]).

Der *mwallim* „ruft“ den Neugeborenen „zum Gebet“ (*ku-azinia*), indem er ihn beim rechten Ohre fasst und so den Kopf zu neigen zwingt (*kumw-inamia mtoto*). Dabei spricht er die *izâne* (= *azân* أذان: Ruf zum Gebet): *allâhu ákbar*, *allâhu ákbar! áshhadu an lâ ilâha illâ-'llâhu*, *wa áshhadu an Muhámmadu rasûlu-'llâhi* ...... „Allah ist der Höchste, Allah ist der Höchste! Ich bezeuge, dass es keinen Gott giebt ausser Allah; und ich bezeuge, dass Muhammed der Gesandte Gottes ist“. Es ist also das Glaubensbekenntniss, das symbolisch anzuerkennen das Neugeborene genöthigt wird. Das eigentliche Tauffest *maulidi* (arab. *maulid* مولد von ولد) wird am vierzigsten Tage nach der Geburt gefeiert. Alsbald nach der Geburt nimmt dagegen die *mkûnga* noch den *jimbo* vor, eine Ceremonie, welche dem Kinde Kraft und Gesundheit sichern soll. Sie stösst vierzehn fingerlange Stücke von der Wurzel der Tamarinde (*mizizi ya mkwaju*) zu Brei und giesst Wasser darauf: in diesem Wasser, das stetig nachgegossen wird, muss das Kind vierzehn Tage lang gebadet werden.

Bald wird das Kind der Mutter an die Brust gelegt, oder, falls diese nicht im Stande ist, einer geeigneten Sklavin oder armen Frau, die sich dafür bezahlen lässt; meist aber leistet den Liebesdienst eine Freundin, indem sie ihr eigenes Kind vorzeitig oder vorübergehend entwöhnt; denn da die Kinder in der Regel zwei Jahre genährt werden, pflegen unter den bekannten Frauen immer mehrere stillende Mütter zu sein. Bei neuer Schwangerschaft hört allerdings das Stillen früher auf.

Ausser der Muttermilch erhält der Säugling schon vom Tage der Geburt an Morgens und Abends *ubabwa*, einen Brei, gekocht aus feingesiebtem Reismehl in Milch mit Zuckerzusatz. Vom fünften Monat ab werden auch andere leichtverdauliche Speisen gepäppelt.

Zwillinge werden je nach den Verhältnissen mit ganzer oder getheilter Freude begrüsst. Man wickelt sie zusammen in ein Gewand und lässt sie auch späterhin zusammen essen, baden, schlafen; kurz, man behandelt sie als untrennbar zusammengehörig.

Die Wöchnerin wird nach der Geburt mit dem Leibe nach unten — *kulala kifudifudi* — auf eine Kitanda (Negerbettstelle) gelegt. Morgens

1) Deshalb wird dem *mwallim* ein besonderes Capitel gewidmet werden. Hier nur diese kurze Bemerkung, da wir seiner Thätigkeit auf jeder Seite begegnen werden.

und Abends wird sie mit warmem Wasser gespült, und tagsüber wird unter dem Bett ein Kohlenfeuer unterhalten; damit der warme Rauch durch die weiten Maschen des Flechtwerkes ungehindert Zutritt hat, wird die Kitanda nicht, wie sonst üblich, mit einer Matte bedeckt. Ausserdem muss die junge Mutter strenge Diät halten. Erlaubt ist ihr:

1. Als Getränk: *uji wa fuka.* Aus gestampftem und durch Schwingen gereinigtem Reis wird unter Zusatz von Ingwer (*tangawizi*) und schwarzem Pfeffer (*pilipili manga*) eine sehr scharfe Suppe gekocht, welche, durch Zuckerrohrsirup gemildert, nach Belieben in Tassen gereicht wird.

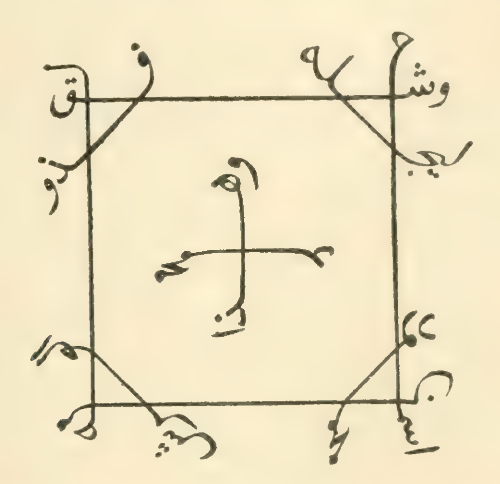
2. Als Speise: *wali wa maji.* Reis wird unter Zusatz von wenig Salz in Wasser gekocht und mit einem Ueberguss von Hühnerbrühe — *mchuzi wa kuku wa maji* —, die mit rothem Pfeffer (*pilipili hoho*) und Limonen (*malimao*) reichlich gewürzt ist, aufgetragen. Das Hühnerfleisch bleibt als Zukost (*kitoweo*) in der Brühe. Weniger Bemittelte begnügen sich mit Wasserreis und getrocknetem Haifisch (*papa mbichi*).

Nach Verlauf von vierzig Tagen darf die Mutter wieder arbeiten. Arme Frauen schreiten freilich nach zwei Wochen schon wieder zum Werke. Diese Frist scheint aber ziemlich allgemein — auch bei Sklaven — innegehalten zu werden.

Dann findet auch wieder der Beischlaf statt, nach dessen erstmaligem Vollzug eine eigenartige Sitte geübt wird: *kuvunja miko* „Diät brechen“ (Gegensatz: *kushika miko*). Dies geschieht, indem Vater, Mutter und Kind nach einander in demselben Wasser baden. Wird der Brauch länger als vier Monate nicht geübt, so geht das Kind nach der Volksanschauung an *nyogea* (Rachitis?) zu Grunde. Die Ehegatten müssen also ihrem Kinde zu Liebe wieder concumbiren. Bei dem lockeren Leben und der bei bemittelten Männern herrschenden Vielweiberei hat die Dauer der Schwangerschaft und der Wochen wohl oft den Ehemann der Frau entfremdet. Die Folgen mögen vielfach ein zerrüttetes Familienleben und, mangels liebevoller Pflege, Erkrankung des Kindes gewesen sein. Dem wirkt die Volkssitte entgegen, welche zur Wiederherstellung des Ehelebens binnen geraumer Frist an die Elternliebe appellirt.

Bei schweren Geburten, insbesondere wenn trotz Eintritts der Wehen das Kind nicht zur Welt kommen will, wird die Hülfe des *mwallim* in Anspruch genommen. Die Angehörigen der jungen Frau bringen diesem einen weissen Teller, in ritueller Sprache *kombe,* Muschel genannt (statt des arabischen *sahani*), wohl ein Zeichen für das Alter der Sitte. Nach diesem Teller heisst der ganze Ritus „*kombe*“. Diesen färbt der Gottesmann mit Safran (*zafarani*) und Rosenwasser (*marashi*) rothgelb und

schreibt dann, indem er mit einem angespitzten Rohr die Farbe abnimmt, folgende mystische Figur darauf:



Die langgezogenen Schriftzeichen ergeben, von der rechten oberen zur linken oberen Ecke und dann entgegengesetzt dem Zeiger der Uhr zweimal im Kreis herum weiter gelesen, die arabischen Worte:

wa shaqqa / la-hu / min / ismi-hi
liajáluha / fa-zawa / il'arsh / maḥmûd
wa haza / muḥammed.

Das bedeutet: „Und Er (Gott) hat ihm einen Weg eröffnet durch seinen Namen, damit er ihn gross mache; und Er ist der Herr des gepriesenen Thrones und Er ist der Gepriesene.“ *liajáluha* = *li-yujillahu*; *fa-zawa* = *fa-zû*. — Das Wasser, in dem die Farbe abgespült ist, muss die Schwangere trinken.

Ferner schreibt der *mwallim* auf ein Papier die *dûa* (arab. *duâ* دعا) *ya kuzalia* „Geburtsbitte“, eine umfangreiche arabische Anrufung Gottes. Dieses Papier wird zusammengefaltet der Wöchnerin an den rechten Oberarm gebunden. Derartige Amulete heissen *ḥirzi* (arab. *ḥirz* حرز Vorbeugemittel). Es muss sofort nach der Wirkung entfernt werden, weil seine Kraft sonst ausser der *chupa* noch die Eingeweide (*utumbo*) heraustreiben würde. Der Glaube an diese unheimliche Wirksamkeit des Mittels wirkt auf aufgeregte Gemüther vielleicht thatsächlich suggestiv.

Ein anderes *ḥirzi* wird angewendet, wenn die Nachgeburt ausbleibt; es gehört zu der bei anderer Gelegenheit ausführlich zu behandelnden Classe *abjed* (ابجد = Alphabet), d. h. es besteht aus einem magischen Zahlen- oder Buchstaben-Quadrat, dessen Auflösung nach ganz bestimmten, anscheinend uralten Regeln erfolgt. Der Formel zu Grunde liegen die *voces memoriales*:

abjed	ابجد
ḥuwaz	حوز
ḥuṭṭa	حط

Deren Buchstaben werden zu folgendem Quadrat vereinigt:

1 د	2 ط	3 ب
8 ج	9 ه	4 ز
7 ح	6 ا	5 و

(Zu lesen ist: 6 3 8 1 9 5 4 7 2). Dieses Amulet soll, zusammen mit einer langen Anrufung Gottes der Wöchnerin um den Leib gebunden, den sofortigen Abgang der Nachgeburt erwirken.

Aber schon wenn beim Ausbleiben der Menses Zweifel am wirklichen Bestehen der Schwangerschaft aufzuklären sind, tritt der *mwallim* in Wirksamkeit. Dann sieht das ebenfalls um den Leib zu bindende *ḥirzi* so aus:

حصين حصين

نوس حسن

Die Zeichen bedeuten:

	mh		*ḥasîn*	*ḥasin*	
	mh	*mh*			
	mh	*mh*	*mh*		
mh			*mh*		
mh		*nûs*			*ḥasan*

Selbst meinen Gewährsmännern aus der heiligen Zunft ist die Bedeutung verschlossen. Vielleicht sind dieselben Amulete auch in anderen arabischen Culturgebieten gebräuchlich. Aber meine dunklen Freunde

schwören darauf, dass das untrügliche Zeichen der Schwangerschaft da sei, wenn die Frau sofort nach dem Anlegen einen heftigen Drang zu uriniren verspürt (*marra anashikwa na mkojo*).

Um das Geschlecht des *nasciturus* festzustellen, schreibt der Mann mit Tinte auf seinen Penis die Buchstaben ف و ن ل و ي *f w n l w y*. Verfällt die Frau nach der Concumbenz in Schlaf, so ist ein Mädchen, bleibt sie wach, so ist ein Knabe zu erwarten. Fasst man das Einschlafen als Schwächezeichen der Frau auf, so entspricht der Brauch einigermaassen Anschauungen, denen man auch bei uns begegnet.

Erwähnung gethan ist bereits des *maulidi*, eines Tauffestes, welches vierzig Tage nach der Geburt stattfindet, für die Mutter das Ende der Wochen bedeutet und so zugleich der Tag der ersten Beiwohnung ist. Heutzutage bedeutet *maulidi* – obwohl dem Stamme ولد nach eine Geburtsfeier – dem Suaheli überhaupt jeden auf Antrag eines Privatmannes abgehaltenen Gottesdienst, etwa dem „Messe lesen lassen“ vergleichbar. Eine solche Feier kann daher stattfinden als:

1. *maulidi ya uzazi:* Taufact.
2. *maulidi ya kumbi*: bei der Beschneidung (s. dieselbe!).
3. Dank-Gottesdienst für glückliche Rückkehr von einer Reise.
4. *maulidi ya nadiri*: Dank-Gottesdienst für Wiederfinden, sei es eines Menschen oder einer Sache.
5. *maulidi ya matanga*: Trauer-Gottesdienst (s. denselben).

Zur *maulidi ya uzazi* versammeln sich alle Freunde des Hauses, die Weiber im Innern, die Männer auf der Barasa (einer zu ebener Erde gelegenen Veranda). Dieser Taufact ist ein rein religiöses Fest, bei dem der Suaheli es sogar fertig bringt, seine Lust am Tanz zu unterdrücken, ohne den ihm sonst ein Fest undenkbar ist. Die ganze Nacht wird vielmehr mit Vorlesungen aus dem Buche *maulidi sharafa ilanâmu* مولد شرف الانام, das mir nur handschriftlich vorgelegen hat, ausgefüllt.

Deshalb ist auch eine Mehrzahl, oft vier bis sechs des Arabischen kundiger Mwallims erforderlich, um sich abzulösen. Da die Hörer nur sehr wenig, die Meisten wohl gar nicht Arabisch verstehen, liest der Schriftgelehrte stets nur wenige Worte, die dann die Versammlung unter Führung der anderen *wa'alimu* (Plural von *mu'allim*) nachspricht oder besser nachsingt, denn das Ganze ist in dem näselnd-singenden Tone gehalten, der bei Vorlesungen im Orient überall und auch bei uns in den Synagogen herrscht.

Ich halte dieses Vor- und Nachsprechen, insbesondere die stumpfsinnige Vorschrift, dass jede Anrufung Allahs zehnmal wiederholt werden muss, für eine beabsichtigte Propaganda für den Islâm: wer auch nur eine Maulidi mitgemacht hat, hat die wichtigsten Formeln des Cultus im Kopfe.

Und bei dem mangelhaften Unterrichte der Kinder mag ja diese Nachhülfe in reiferem Alter auch dringend nöthig sein.

Zur Belebung und Stärkung der angestrengten Kehlen wird in kleinen Tassen *qahawa ya tangawizi* herumgereicht. Dieser „Ingwer-Kaffee" enthält von der einen Hälfte seines Namens, dem Kaffee, keine Spur (*qahawa ya buni* = Bohnenkaffee): — قهوة „*qahawa*" hat wieder die ursprüngliche Bedeutung: „Kraftbrühe" angenommen, und zwar handelt es sich in unserem Falle um eine solche aus Zucker, Ingwerstücken, Zimmet und Kardamom.

In der Geburtsstunde des Propheten — vier Uhr früh — wird der Täufling dann in die Männerversammlung hinausgereicht. Der Mwallim nimmt ihn auf den Arm und tritt vor die Anwesenden hin, welche dann jeder einzeln dem Kinde Glück wünschen mit den Worten: *mwezi muungu akukuza* (= *akukuze*), *uwe mkubwa kwa baraka yake mwenyewe muungu na mitume yake*, d. h. „der allmächtige Gott lasse Dich gedeihen, auf dass Du gross werdest durch seine Gnade, die Gnade Gottes und seiner Propheten." Die Taufe findet also implicite auch auf den Namen Jesu statt. Während dieses Rundganges folgt dem *mwallim* ein Kind mit einem Räuchergefäss (*chetezo*), dessen Weihrauch- und Myrrhen-Dämpfe den Säugling umwallen. Nachdem der Geistliche mit dem Täufling wieder Platz genommen, beten alle nacheinander die *fâtiha* (erste Korân-Sure), woran jeder seine besonderen Segenswünsche schliessen kann. Zum Schluss tritt der Vater zu dem Mwallim und nennt den Namen, den das Kind erhalten soll. Handelt es sich um den ältesten Sohn, so nennt er den Namen des Grossvaters, z. B. „Abdallah ist mein Vater." Damit ist gesagt, dass der Taufvater, wie alle besseren Suaheli, der arabischen Sitte folgen und seinen ältesten Sohn nach dem Grossvater, die älteste Tochter nach der Grossmutter nennen will Im Uebrigen werden die Namen frei gewählt, meist verständigt der Vater sich auch erst mit der Mutter. Bis zu dieser feierlichen Taufe werden die Kinder nur mit Kosenamen belegt: *bana ubwa*, *bi*(*bi*) *ubwa* = „Herr, Frau Kleinod", bei „kleinen Leuten" auch „Maus" oder „Mäuschen" (*kipanya*).

Ein Mahl aus Reis mit Fleischbeilagen und mannichfachen weiteren Genüssen beschliesst die Feier. Der *mwallim* erhält für seine Mühwaltung 6—10 Rupien.

Zweites Capitel.

Die Geschlechtsweihen.

1. Bei Knaben: Beschneidung — *arussi ya kutahiri* —. Die Beschneidung — *kutahiri* (vom arab. طهّر *tahhara* „beschneiden) oder *kutiwa kumbini* = in das Kumbihaus, Weihehaus gesteckt werden — wird von einem Wundarzte vollzogen, *mngariba* der „Verwandler" genannt, weil er die Knaben aus Unreinen

zu Reinen umwandelt. In Dar-es-Salâm giebt es deren zwei, die ihre Kunst aber nur im Nebenberufe üben. Oft auf Bitten des Knaben selbst, den wohl Neugierde und Gernegrossthum dazu treiben, wendet sich der Vater an den Beschneider. Dieser versucht dann noch mehr Knaben zu bekommen. Denn da er während der langwierigen Behandlung sich jeder anderen Beschäftigung enthalten muss, lohnt die Cur nur, wenn ihm zehn bis zwanzig Knaben zu gleicher Zeit anvertraut werden. Von jedem Vater verlangt er einen Knaben. Weil die Operation in der Jugend weniger schmerzhaft ist, findet sie in der Regel im fünften Jahre statt, mitunter, besonders bei Sklavenkindern, verzögert sie sich aber selbst bis zum zehnten Lebensjahre. Mit seinem Gehülfen (*mwanafunzi* oder *badili* = „Verwandler") sucht er in der Umgebung des Ortes einen Platz im dichten Busch, den er klärt, um das *kumbi* (Weihehaus; nach Bastian findet sich derselbe Name für ein ähnlichen Zwecken dienendes Haus bei westafrikanischen Bantu), übrigens eine recht dürftige Hütte, zu errichten, welche von den Knaben während der Behandlung nicht verlassen werden darf. Seine Werkzeuge sind: 1. das *mkazia ndani* — „der Schieber" ein Eisenstab, mit dem der Penis in der Vorhaut zurückgeschoben wird; 2. das *mbano*, eine eiserne Klammer, mit der das den Penis überragende Stück der Vorhaut auf dem „Schieber" festgeklemmt wird; 3. das *wembe* (Rasirmesser), mit dem am *mbano* entlang die Vorhaut abgeschnitten wird.

Nach Vollführung des Schnittes wird das Glied mit *dondo*, einer sehr feinen, mullartigen Leinwand umwickelt und mit *tui la nazi*, dem aus der reifen Kokosnuss gequetschten Oelsafte bestrichen, der durch den Verband auf die Wunde sickert. Dieser Verband bleibt sieben Tage; dreimal täglich wird von neuem mit *tui* befeuchtet. Dann werden die Knaben ins Bad (*mogo* von *ku-oga*) geführt, wobei sich der Verband löst. Dann wird eine mir nicht bekannte Wurzel „*maziwa ya watu wawili*" („Brüste zweier Leute") pulverisirt und aufgestreut. Nach weiteren sieben Tagen und einem zweiten Bade ist die Heilung in der Regel beendet. Ein geschickter *mngariba* entlässt die Patienten bereits nach Ablauf der ersten Woche als geheilt. Will die Heilung nicht vorwärtsschreiten, so wird das Schafessen (*kulishwa kondô*) vorgenommen: das geschmolzene heisse Fett eines Schafschwanzes wird mit einer Feder auf das wunde Glied gestrichen, was dem Operirten grosse Schmerzen verursacht. Dieser Gewaltcur folgen drei Wochen ruhiger Abgeschiedenheit.

Die Langeweile im Kumbi vertreiben sich die Jungen so gut es geht; haben sie Hunger — was ja in dem glücklichen Alter nicht selten sein soll — so singen sie: *chura chalia lio, mtanda hauna maji* = der Frosch quakt ohne Aufhören, er hat im Bauch kein Wasser. Dieser „Unsinn" ist ein charakteristisches Beispiel, wie Suaheli-Reime aufgefasst sein wollen: das Knurren ihrer kleinen Magen vergleichen sie mit dem Quaken des Frosches. Dessen Zustandekommen aber erklären sie sich aus der

Aehnlichkeit der Geräusche mit dem Glucksen einer leeren Flasche, die ins Wasser geworfen wird: der Frosch quakt, wenn er mit leerem Magen ins Wasser gegangen ist. Beköstigt werden die Kinder von den Eltern, aber ohne sie zu Gesicht zu bekommen. Der Genuss von Fischen ist verboten, weil er die Heilung verzögern soll.

Der Wiedereinzug in die Stadt findet feierlich statt. Sie gehen in einer Reihe hinter einander, überhängt mit einem weiten Turbantuche, das die Eltern, welche ihren Sohn zuerst anmeldeten, für den *mngariba* stifteten. So halten sie — nur die Füsse sind sichtbar — ihren Umzug und werden gegen ein Trinkgeld von ihren Eltern in Empfang genommen. Dann geht auch der Gehilfe noch einmal sammeln und zwar bei der ganzen Verwandtschaft der Knaben, welche ihn mit neuen Gewändern, kreuzweis über die Brust gehängten Ketten, selbst mit Turbanen festlich aufgeputzt begleiten. Damit ist die Ceremonie beendet, der merkwürdigerweise jeder religiöse Ritus fehlt. Das ist so auffällig, dass ich geneigt bin zu schliessen, die Beschneidung sei den ostafrikanischen Küsten-Bantu nicht erst durch die Araber bekannt geworden, sondern bei ihnen Eigensitte gewesen. Dass in Zanzibar hin und wieder im Anschluss an die Beschneidung die *maulidi* (*ya kwingia kumbini*) gelesen wird, ändert daran auch nichts.

II. Bei Mädchen: Die ersten Menses — *kuvunja ungo*. — *Kuvunja ungo* ist ein *neno la fumbo*, d. h. ein Ausdruck der nur den Eingeweihten bekannten Geheimsprache (*kufûmba* = zumachen, z. B. die Faust: *kufûmba fûmbo* unverständlich reden). Man hat aber dabei nicht an ein durchgeführtes System, welches die wirkliche Sprache ersetzen kann, zu denken; vielmehr hat der Suaheli für jede Sache, die er nicht mit ihrem Namen nennen will, ein symbolisches Wort, dessen Deutung jedem, den die Sache angeht, bekannt ist. Besonders die Weiber bedienen sich bei ihren gleich zu schildernden Mysterien solcher Symbole zur Bezeichnung obscöner Dinge — ähnlich bei uns: „Unaussprechliche“, „Glied“ usw. —

Diese Wörter sind theils allgemein-gebräuchliche Bezeichnungen harmloser Dinge, theils der alten Sprache oder anderen Bantu-Dialekten entlehnt, mit Vorliebe dem *kiziguha*; bei den *Waziguha* (*Wasseguhha*) nehmlich spielen geheimnissvolle Bräuche eine ungeheure Rolle, so dass man *Uziguha* geradezu als das classische Land des Bantu-Aberglaubens und zwar in seiner blutigsten und grausamsten Form bezeichnen kann.

So heisst *kuvunja ungo* „eine Schwinge zerbrechen“ (*ungo* ist ein flacher Korbteller, in dem man das Getreide, um es von der Spreu zu befreien, schwingt): in übertragener Bedeutung: zum ersten Male menstruiren.

Das pflegt zwischen dem zehnten und zwölften, manchmal erst zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahre einzutreten, ist aber auch nicht selten schon bei neunjährigen Mädchen beobachtet worden. Dies Ereigniss

wird mit Freude begrüsst und giebt Anlass zu einer dreimonatlichen Feier: während derselben ist das Mädchen *mwari*, d. h. in ritueller Behandlung und von der Aussenwelt abgeschlossen, wie z. B. auch Besessene während der Cur[1]).

Die Mutter ruft zunächst die *kungwi* (*kugunga* = in ärztlicher Behandlung sein: *mganga, mkùnga*), die Pathin des Kindes. Es ist das eine ältere Frau, vielleicht eine Freundin der Mutter, welche feierlich mit der Pathenschaft betraut wurde, als das junge Mädchen noch in den Kinderschuhen steckte. Diese Pflegemutter übt eine Autorität über das Kind aus, an die selbst die elterliche nicht heranreicht[2]). Sie klärt ihre Pflegebefohlene über die Bedeutung des Vorganges auf, wäscht sie und legt ihr das *sodo* an, dessen sich die Frauen während der Menstruation bedienen, ein zusammengefaltetes Stück leichten Stoffes — *bafta* —, das zwischen den Beinen durchgezogen und mit seinen Zipfeln vorn und hinten an einer um die Hüfte gelegten Schnur befestigt wird.

Sieben Tage bleibt sie so sich selbst überlassen. Nur die Mutter hat Zutritt, um ihr — nachdem 24 Stunden Fastens vorüber sind — Nahrung zu bringen, und die *kungwi*, welche ihr den mystischen *jiwe la msio* = Stein des Geheimnisses (so genannt, weil ihn kein männliches Auge sehen darf) bringt. Nachdem die *mwari* auf ihm ein Stück wohlriechenden Sandelholzes — *liwa* — zu Pulver zerrieben hat, lässt die *kungwi* die erwachsenen Freundinnen kommen, welche dem Kinde mit diesem Pulver den Körper einreiben, so dass die Schuppen der Epidermis abgehen. Nach dieser symbolischen Häutung beginnen die Mysterien, die dann allerdings geeignet sind, den letzten Rest von Kindlichkeit radical zu beseitigen und die Geweihte in jeder Beziehung zu einer „Wissenden" zu machen.

Diese Mysterien heissen *unyago* und finden in dem *kumbi* statt, einem eigens diesem Zwecke dienenden Hause, das in keiner Stadt fehlt und an hundert Personen fassen kann. Dorthin wird die *mwari* heimlich des Nachts geschafft und sofort von den zahlreichen ausgelassenen Weibern, die sich dort versammelt haben, in Empfang genommen. Alles, was hier vorgeht, ist Nichtwissenden, insbesondere Männern streng verschlossen: „aber", sagt einer meiner Gewährsmänner, der Mwallim Abdallah bin Muhammed aus Dâr-es-Salâm, „wir spioniren gehörig" — *sisi tunapeleleza sana*[3]) —.

Da die Eltern des Backfisches während der drei Monate für die ganze Gesellschaft den Unterhalt zu bestreiten haben, können nur reiche Leute ihrem Töchterchen den Luxus eines vollständigen Cursus gestatten: ein

1) Ueber das Teufelaustreiben der Suaheli — *pepo* — wird im Laufe des Jahres ein besonderer Abschnitt veröffentlicht werden.

2) Darüber ein besonderes Capitel.

3) Diese Geheimnisse sind auch meines Wissens Europäern bisher nicht bekannt geworden.

solches Goldfischchen heisst „*kiranja*“ (verwandt mit *ku-anza*, *ki-r-ang-ozi* — Vorläufer, daher: Vortänzerin). Aermere gestatten sich nur die beschriebene siebentägige Feier, nehmen dann aber gern, sechs bis zehn an der Zahl, als *wari kumbi* an der Weihe einer *kiranja* Theil. Zugelassen werden ferner vielfach „*wari kilili*“, längst mannbare Mädchen, bei denen seiner Zeit aus irgend einem Grunde die Weihe nicht stattfinden konnte, z. B. Wanyamwezi-Mädchen, welche erst in späterem Alter an die Küste gekommen sind und sich entschlossen haben, dort zu bleiben. Diese beeilen sich dann, islamische Suaheli-Sitten anzunehmen (*ku-sta'arabu*); insbesondere bedürfen sie, um bei der männlichen Küstenbevölkerung Glück zu machen, unbedingt der geschätzten Kunst des *ku-tikitiza*, d. h. der Beherrschung der von den Suaheli-Weibern zu einem vollständigen Kunstsystem entwickelten Hüftbewegungen beim Coïtus. Dann erst sind sie aus Wilden — *washenzi* — Damen — *bibi* — geworden.

Die Mysterien, welche bei verschlossenen Thüren täglich von 8—4 Uhr von etwa 60—80 Weibern, die jede Bekleidung verschmähen, abgehalten werden, bestehen aus:

a) den Bauchtänzen — „besser Gesässtänzen“ —,

b) den Probestücken.

a) Der Bauchtanz.

In engaufgeschlossener Reihe bewegen sich die Tänzerinnen gemessen im Kreise um die in der Mitte hockende *mwari* herum. Langsam schiebt eine jede die Füsse weiter, ab und zu dreht sie sich um sich selbst. Die Arme hangen am Körper herunter, das Auge ist niedergeschlagen oder schweift träumerisch umher. Während dessen macht das Gesäss eine — ich möchte sagen — mahlende Bewegung von der rechten Hüfte hinab zur linken Gesässhälfte (*ketikitiza*); dabei lassen sich Einzelne in die Kniee herab, besonders tief die Manyema-Weiber. Kurz, es ist die gewöhnliche „*ngoma*“, deren obscöne Eintönigkeit man allabendlich in den Küstenorten zu beobachten Gelegenheit hat. Bewundernswerth dabei ist ausser der stumpfsinnigen Ausdauer, die oft erst mit dem Morgengrauen erlahmt, die fabelhafte Gelenkigkeit des Kreuzes und der Beckenpartie, die sich die Weiber mit der Zeit aneignen: *kucheza kiuno* „die Hüfte spielen lassen“. Es giebt, analog den berühmten Cancaneusen in Paris, unter den Suaheli-Weibern Tänzerinnen, auf welche die Umstehenden den Fremden aufmerksam machen; überhaupt wird bei den gewöhnlichen abendlichen Tanzfesten, wo die männliche Jugend zuschaut, jede Tänzerin auf ihre geschlechtlichen Künste hin beurtheilt; denn das Ganze ist ja nur eine Darstellung der weiblichen Function beim Coïtus. Bei einigen Ngomas tanzen die Burschen mit und stellen dann ihre Künste zur Schau. Der Endzweck dieser „anregenden“ Tänze dürfte onanistisch sein.

Wenn die *mwari* glaubt, den älteren Damen ihre Fertigkeiten abgesehen zu haben, tritt sie in die Reihe ein und legt die ersten Proben ihrer Hüftbeweglichkeit ab; ihre ungeschickten Versuche entfesseln die Heiterkeit der Mänaden.

Ebenso unschicklich wie der Tanz sind die dabei zum Klange einiger Trommeln in schleppendem Rhythmus und höchstem Discant gesungenen, aber nicht immer unmelodischen Chorlieder, von denen ich folgende in Erfahrung gebracht habe. Die in denselben vorkommenden Symbolwörter — *maneno ya fûmbo* — bezeichne ich mit einem Kreuz †.

1.

ngunguru katora, katora atwarire na mromo ngunguru iyaya.

ngunguru in alter Sprache = *mwenyi kutaka* der Geile; (*kungungu-lia* = begehrenswerth machen; *imem-ngungulirca fedda yangu* = er begehrte mein Geld).

†*kukatora* beschlafen.

atwarire alt für *a-twa-e*.

†*mromo* (= *mdomo?*) Penis.

†*iyaya* motus remotusque penis.

Uebersetzung: cupidus concumbendi, ut concumbat, utatur quoque pene, avidus motus remotusque penis!

2.

zoka kuru la mrari — oïyé — la pingapinga.

†*zoka* dialektisch = *nyoka*, „Schlange“ statt „Penis“.

kuru = *kuu*: gross, mächtig.

mrari alt für *urefu* (Länge).

oïyé, pöetisch-bacchantischer Ausruf, etwa lateinisch evoe!

kupinga, über etwas hinausstehen, nicht hineinpassen; die Verdoppelung besagt: er passt trotz aller Versuche nicht hinein.

Uebersetzung: Die mächtige Schlange der Länge — o weh! — sie passt absolut nicht hinein.

3.

punda wa msekwa akilia nalie, punda wa msekwa!

†*punda* „Esel“ statt „Mann“ oder „Penis“.

msekwa biegsam, geschmeidig: Schlappschwanz.

†*akilia* „indem er (Thränen) weint“ statt „indem er Ausfluss hat“.

nalie „er möge weinen“ statt „er möge Ausfluss haben“.

Uebersetzung: Der Penis des Schlappschwanzes, wenn er Ausfluss hat, lass ihn Ausfluss haben, den Penis des Schlappschwanzes. (Für Unbefangene:) Der Esel des Faullenzers, wenn er schreit, lass ihn schreien den Esel des Faullenzers.

4.

fagia uga, mgeni aingie.

†*fagia* „fege“ statt „enthaare“.

†*uga* (= *ua?*) „Hof“ statt „Pudenda“.

†*mgeni* „der Fremde“ statt „Penis“.

aingie er möge hineingehen.

Die Suaheli-Weiber enthaaren allgemein den Geschlechtstheil, angeblich damit der Penis sich nicht zerscheuere. Sie reiben das Harz des *mtondôo*-Baumes (nach Stuhlmann Calophyllum inophyllum) in die Schamhaare und rupfen sie dann aus: moderner ist die Anwendung des *zarnîkh* زرنيخ = Arsenik, den Toilette-Geheimnissen der Araberinnen entlehnt. Es wird mit Kalk in Wasser gelöst aufgetragen und die eingetrocknete Pasta durch warme Waschungen mit Haut und Haar abgelöst. Diese Methode soll schmerzloser sein, als die Anwendung des *tondôo*.

5.

madege makubwa yendapo yakatua yaekera mbega.

†*madege* „Vögel“ statt „Penes“.

makubwa grosse.

yakatua und sie ruhen aus.

y(a)-enda-po wenn (sie gehen).

ya-ekera ist *kiziguha*: sie lassen (hangen).

mbega Achsel, Flügel.

Uebersetzung: Die grossen Vögel, wenn sie ausruhen, lassen die Flügel hangen (†auch die grössten Penes hangen nach gethaner Arbeit schlaff herab).

6.

kifidua fidua mbele, nyuma kwa wainga.

(*kufidua* concumbiren); davon das Deminutivum:

kifidua Beischläferchen.

fidua beschlafe!

mbele die Vorderseite.

nyuma die Rückseite.

kwa für.

wa(-j-)inga die Narren.

Ein Protest des weiblichen Geschlechts gegen das zuerst von den Arabern und neuerdings von den Sudanesen eingeschleppte Laster der Päderastie (*kufira*, stammverwandt mit *kufidua?*)

7.

kombe kuu kuanguka, nipeni moto, niole kombe!

†*kombe* „Muschel“ statt „Pudenda“, „Weib“.

kuu gross.

†*ku-anguka* „fallen“, „kein Glück haben“ statt „zu kleine Pudenda be-besitzen“. Ein eigenartig gebrauchter Inf. absolutus.

nipeni gebt mir.

moto Feuer, Licht.

niolee (*nioee*), damit ich schadenfroh betrachte.

Hierzu muss bemerkt werden, dass den Suaheli ein umfangreicher Geschlechtstheil als Vorzug bei beiden Geschlechtern gilt, und dass Corpulenz bei Frauen hochgeschätzt wird.

Uebersetzung: Die grosse Muschel ist hingefallen, gebt mir ein Licht, dass ich sie finde die Muschel.

†Das riesige Weib hat nur ganz kleine Pudenda: bringt mir ein Licht, dass ich (sie finde und) schadenfroh besehe die Pudenda.

8.

kale — oiyé — kadedema kaone!

†*kale* „(und) iss!“ statt „coïtire!“

ka-dedema ist *kiziguha:* und zittere!

ka-one und wisse!

Aufforderung an die noch jungfräuliche *mwari:* Lass Dich, wenn auch bebend, beschlafen, damit Du zu den Wissenden gehörest.

9.

tuwayura mbuka, sina mame, sina dade, tuwayura mbuka: o mame koma, munyororo koma!

tuwayura mbuka soll in alter Sprache bedeuten: am Tage, wo die Scham erweitert wird. Am ersten Tage der Hochzeit wird die Concumbenz nicht vollendet, sondern der junge Mann widmet sich nach leichter Zerstörung des Hymens — *kuambuza utupu* „Erweiterung der Scham“ — einer Sklavin. [Vergl. Capitel III.]

sina bei mir ist nicht.

mame = *mama*, Mutter.

dade = *dada*, Schwesterchen.

koma (= *kale*, *mambo ya zamani*), der alte Brauch, die alte Geschichte, der überwundene Standpunkt.

†*mnyororo* „Kette“ für „(langer) Penis“.

Uebersetzung: Am Tage, wo meine Scham erweitert wird, da ist nicht bei mir die Mutter, da ist nicht bei mir das Schwesterchen, am Tage, wo meine Scham erweitert wird! O Mutter, die alte Geschichte! Der Penis, die alte Geschichte!

b) Die Proben,

mizungu genannt (*mzungu* der Wissende, der Europäer), unterbrechen die endlose Eintönigkeit des Tanzes und Sanges. Ich gebe zwei Beispiele:

1. Ein von der Mutter der *mwari* gestiftetes kleines Geschenk, eine Perlenschnur oder ein silbernes Kettchen, wird über dem Kopfe des auf dem Rücken — *kichalichali* — am Boden ausgestreckten Mädchens hingelegt. Sie muss nun die Wirbelsäule soweit krümmen, dass sie den Gegenstand mit den Lippen fassen kann.
2. Das „*kuri*“ (Feuer). In die Mitte eines Feuers wird eine bis an den Rand mit Wasser gefüllte Tasse gestellt; die *mwari* tanzt an das Feuer heran, kniet nieder und holt die Tasse langsam, ohne etwas zu verschütten, heraus.

Beide Proben sind nicht leicht, besonders die erste setzt eine geradezu akrobatische Gelenkigkeit voraus, die aber thatsächlich bei täglicher Uebung in den meisten Fällen erworben werden soll. Das erfolgreiche Ablegen wird von den Mänaden mit betäubendem „*chereko*“, Misserfolg mit „*kazongo*“ begleitet: jenes bedeutet „klug, gut, wissend, eingeweiht“, dieses „dumm, böse, uneingeweiht, sündhaft“.

So werden drei Monate zugebracht, dann kehrt die *mwari* festlich geschmückt in das Elternhaus zurück. Trifft sie auf dem Wege einen Mann, so reicht sie ihm die Hand, wofür sie von ihm einige Kupfermünzen erhält. Das ist vielleicht die letzte Reminiscenz ehemals geübter Jungfern-Prostitution als Ablösung uranfänglicher Gemeinschaftsehe. Begegnet sie einer Frau, so fällt sie vor ihr auf die Kniee. Für diese dem Geschlechte, in das sie nunmehr aufgenommen ist, dargebrachte Ovation bekommt sie einen Teller oder eine Schüssel, vielleicht gedacht als Grundstock der nunmehr benöthigten Ausstattung. Denn jetzt ist sie heirathsfähig; allerdings kommt es auch vor, dass Mädchen vor der Pubertät heirathen. Das Empfangen dieser Geschenke nennen die Suaheli „*kufichuliwa*“, „entdeckt werden“. Denn auf dem Wege vom *kumbi* zum väterlichen Hause ist ihr verboten zu reden: *anaficha ulimi wake* = sie hält ihre Zunge verborgen.

Drittes Capitel.

Die Hochzeit *harussi*

(vom arab. Adjectiv عروسي *'arûsî* „bräutlich, hochzeitlich").

Eine vornehme Suaheli-Hochzeit spielt sich in folgenden Abschnitten ab:

I. Verlobung.

a) *kuposa*, die Werbung.
b) *kombe la marahaba*, das Verlobungsmahl.
c) *mtawangu*, die Erstattung des Brautpreises.

II. Hochzeit.

d) *kikombe cha qahawa*, das Kaffeekränzchen.
— Sechs Tage Pause: *tari la kudiriji*, Schwerttänze. —
e) *kupiga pamba*, das Bettmachen (Polterabend).
— Sechs bis zehn Tage Pause. —
f) *kuwekati*, das Beilager.
g) *khitima*, der Lendemain.

III. Flitterwoche.

h) *lima*, sieben Tage Schmaus und Tanz für die Hochzeitsgäste } zu gleicher Zeit.
i) *fungate*, die sieben Tage der Zurückgezogenheit des jungen Ehepaares } zu gleicher Zeit.
k) *kerâm ya watu wazima*, das Schlussfest.

Indess wird die ganze Scala durchgefeiert nur bei sehr wohlhabenden Familien in Lamu und Zanzibar; an der deutschen Küste gestaltet sich die Feier einer Hochzeit wesentlich einfacher, immerhin liegt auch hier obiges Normalprogramm noch erkennbar zu Grunde.

I. Verlobung.

Es geschieht häufig und wird als durchaus wünschenswerth angesehen, dass die Hand der Tochter vergeben wird, sobald sie die Pubertätsweihen durchgemacht hat. Der heirathslustige junge Mann schickt seinen Werber — *mposaji* — (Vater, Oheim oder einen älteren Freund) zu dem Vater des Mädchens. „*Nimekuja kutaka qurba*" — „ich bin da, um eine Zusammenkunft zu erbitten" (*qurba* „nahe", anwesend", vom arab. قربة *qurba* „Nähe") lautet die feierliche Einleitung, — und „*kheiri*" (arab. خير *khair*) — „Gut!" „Willkommen!" — die Antwort. Dann darf der Werber direct auf

das Ziel losgehen, zum Beispiel: „Deine Tochter möchte ich verheirathen mit Amur, dem Sohne des Abdallah“. „Ich hab's gehört“, antwortet der Vater, „aber da muss ich zunächst mit den Weibern — *wazazi wanawake*: Mutter, Grossmutter, Tanten des Mädchens — sprechen. Wenn wir uns die Sache überlegt haben, so komm wieder, meinetwegen am Donnerstag.“ Das ausschlaggebende Wort haben die Damen des Hauses zwar nicht; aber die inofficielle Macht der Frau über den Mann ist im Orient kaum geringer als bei uns, und so wird der Vater bei einmüthigem Widerstande seiner Damen es kaum wagen, das Jawort zu geben. Auf diesem Wege hat auch die Hauptbetheiligte, das junge Mädchen, Gelegenheit, ihrem Wunsche Nachdruck zu verschaffen. Denn ein officielles Recht, gehört zu werden, hat auch sie nicht, wenigstens nicht bei der ersten Verheirathung, sondern wohl nur, wenn sie als Wittwe oder Geschiedene wieder heirathet.

Der dieser Rechtssitte zu Grunde liegende Gedanke ist klar. Unter wirthschaftlichem Gesichtspunkt lautet er: Die Tochter ist für den Vater die Summe der auf sie verwendeten Erziehungskosten. Sind ihm diese in dem einmal empfangenen Brautpreise erstattet, so verfügt er nicht mehr über sie rein als Vermögensobject. Oder unter juristischem Gesichtspunkt: gegen die erstmalige Zahlung des Brautpreises hat sich der Vater seiner Mundschaft oder patria potestas über die Tochter begeben; nach Wegfall auch der ehemännlichen Gewalt ist die Wittwe oder Geschiedene selbständig und verfügt über sich selbst.

Ist der Vater entschlossen, dem Werber sein Kind zu geben, so nennt er bei der folgenden Zusammenkunft — *qurba* — die Höhe des verlangten Brautpreises. Da die Sätze für die einzelnen Gesellschafts-Classen durch Gewohnheit ziemlich fest geworden sind, ein Handeln, wenn auch nicht gerade für unanständig, so doch für *unfair* gilt, wird man sich meist schnell verständigen. Zum Brautpreise gehört zweierlei: 1. das Heirathsgut — *mahari* (arab. مهر *mahr*) — woraus der Vater, unter erheblichem Zuschuss aus eigenen Mitteln, die Ausstattung bestreitet; 2. die Ehrengabe — *kilemba*, also ursprünglich ein Turban — für den Schwiegervater. Sie beträgt halb so viel als das Heirathsgut und wird von dem Empfänger mit seiner Frau getheilt. Das *mahari* beträgt in guten Familien 50—100 Rupien und mehr; für den Mittelstand dürften 30 Rupien den Durchschnitt bilden. Für freigelassene Mädchen werden 20, für Sklavinnen selbst 5 Rupien als ausreichend erachtet. Zweifellos erkennbar aber ist, dass in allen Fällen der Brautpreis ganz bedeutend unter dem reellen Kaufwerth einer entsprechenden Sklavin gehalten ist, dass also, selbst wenn das Geld nicht zur Ausstattung verwendet würde, von einem eigentlichen Frauenkauf nicht mehr die Rede sein kann. Ist der Vater todt, so tritt an seine Stelle bei Sklavinnen oder Freigelassenen der Herr als Gewalthaber, bei Freien die

„Familie", d. h. ein Beschluss aller der Angehörigen, welche sich bis dahin um das Mädchen gekümmert haben.

Wenn, etwa eine Woche nach dieser Uebereinkunft, die geschäftliche Atmosphäre etwas verraucht ist, lässt der Brautvater den Bräutigam nebst seiner Familie zu einem Festessen einladen, der *„kombe la marahaba"* (arabisch مَرْحَبَ *marhabá* [statt *márhaban*] = „willkommen!"), dem „Willkomm-Schmause". Dies entspricht unserer Verlobung, insofern dadurch der Oeffentlichkeit bekannt gegeben wird, dass die beiden jungen Leute sich heirathen werden. Die Sitte will, dass der Bräutigam dabei den Schwiegereltern ein besonderes Geschenk im Werthe von 6 bis 7 Rupien übermittelt, *„kufunga uchumba"*, durch dessen Annahme sie verpflichtet werden, anderen jungen Leuten „das Haus zu verschliessen". *Mchumba* heisst die Braut, *chumba* das Zimmer; *uchumba* ist das davon abgeleitete Abstractum und bedeutet je nachdem: „Bräutlichkeit, Verlobung" oder „Häuslichkeit". Demnach kann *kufunga uchumba* „die Verlobung schliessen" oder „das Haus verschliessen" gedeutet werden. Liegt hier nur eine wortspielerische Volks-Etymologie vor, oder abermals eine Reminiscenz an den Loskauf von uralter Gemeinschaftsehe?

Mit dem Verlöbniss beginnt für den minder bemittelten Bräutigam die böse Zeit, in der er das Brautgeld aufzubringen hat. Und dadurch kann der Brautstand ein Jahr und länger dauern. Ist er glücklich so weit, so lässt er dem Vater ansagen, an welchem Tage er „die Kleinigkeit" — *„kitu"* — schicken wird. Dann lässt auch die Brautmutter den weiblichen Mitgliedern ihrer Familie bekannt machen: „An dem und dem Tage wird es bei uns eine Kleinigkeit geben." Die Mutter des Bräutigams aber versammelt ihre Basen, Muhmen und Nichten, das Brautgeld wird in ein *mtawangu* — krugartiges Thongefäss — gethan, eine Freigelassene der Familie setzt es aufs Haupt, und in feierlichem Zuge folgen die Festgenossinnen durch die Abendkühle der Ehrendame, die stolz und zierlich den Krug auf dem Kopfe balancirt. Dabei singen sie:

„njoo, wole yangalo!"
njoo = komm!
wole = *u-one*, dass Du sehest,
nyangalo = *nyanga lako*: Deinen Kummer.

„Komm und betrachte Deinen Kummer!" — so wird auch beim Umzuge durch das Brauthaus schalkhaft die um die Zukunft ihrer Tochter wehmüthig-freudig gestimmte Brautmutter angesungen, wenn sie den Preis aus der Hand des Bräutigams empfängt, um ihn dem Eheherrn zu überreichen. Die Mutter, auf der die Hauptsorgen der Erziehung geruht haben, empfängt die Entschädigung für den Kummer, den sie gehabt; aber wie sie ihrem Manne einst die Tochter schenkte, so schenkt sie ihm jetzt auch den Ersatz für das wegziehende Kind.

Dabei lassen die Weiber ihr schrilles Freudengeschrei (*kigelegele*) ertönen. Die besseren Suaheli-Frauen bringen es nach Art der Araberinnen bei geschlossenem Munde durch eine eigenartige Vibration im Kehlkopf hervor. Das niedere Volk und die weniger arabisch inficirten Stämme ersetzen es durch ein Geschrei bei horizontal vibrirender Zunge. Auch spendet eine jede der Brautmutter ein kleines Geldgeschenk. Schliesslich setzt man sich zu einem Damen-Kaffee zusammen, bei dem *tambû*-Kauen (Betel-Nuss, Kalk und ein Stück Areka-Blatt) die Stelle des bei uns modern werdenden Cigaretten-Rauchens vertritt.

II. Hochzeit.

Die Tage der eigentlichen Hochzeit werden mit dem „Kaffee-Kränzchen" — *kikombe cha qahawa* — eröffnet. Schon beim ersten Sonnenstrahl finden sich die weiblichen Angehörigen beider Familien bei den Eltern des Bräutigams ein, um beim Herrichten des Schmauses hülfreiche Hand zu leisten. Denn die Einladung „zu einem Tässchen Kaffee" ist sehr als pars pro toto aufzufassen. Es wird eine Ziege oder ein Schaf geschlachtet und daraus im Verein mit Reis, Maniok, Bananen, Weizenmehl eine ganze Anzahl von Gängen hergestellt. Gegen neun leisten die Männer der an sie ergangenen schriftlichen Einladung Folge und nehmen auf den Stühlen, welche auf die Barasa gebracht sind, Platz, während das Innere des Hauses den Damen vorbehalten bleibt. Dann wird geschwatzt und gespeist, wobei der Kaffee, dem der Tag seinen Namen verdankt, herumgereicht wird. Zum Schluss kommt ein grosses Theebrett, auf dem die *mashadda* (arab. *shadda* شدّة, wörtlich: „Bündel", „Päckchen") liegen. Das sind handgrosse, flache Geflechte aus Blättern der Areka-Palme, in welche etwas Betel-Nuss und Kalk gewickelt ist, zusammengesteckt mit Nelken-Nägeln. Der *kijumbe* — Brautführer — lässt es sich nicht nehmen, jedem Gaste mit liebenswürdiger Hand eine solche *shadda* unter den Rand der Mütze (*kofia*) zu klemmen. Räucherwerk wird entzündet, und nachdem noch Rosenwasser — *marashi* — gespendet ist, ladet der Bräutigam seine Gäste feierlich zum Haupthochzeitstage ein.

Gegen Abend wird dann die *tari la (ku)diriji* getanzt (arab. *dáraja* درج „gehen"). *Tari* ist eine kleine, unten offene Handtrommel von 10 *cm* Höhe und 25—30 *cm* Durchmesser, an welcher vier Paar kleiner, aneinanderklingender Metallbecken (Schellen) befestigt sind; sie entspricht also dem südeuropäischen Tamburin. Die Männer setzen sich auf Stühlen in zwei Reihen einander gegenüber; in der Mitte der einen Reihe sitzt der Vorsänger (*ratibu*), von zwei Trommelschlägern — *wapiga tari* — flankirt. Vor sich hat er auf einem Tischchen das Buch, aus dem er die Strophen eines geistlichen Hymnus vorliest, und zwar stets mit Wiederholung,

damit der Chor sie nachzusingen im Stande ist. Dazu schlägt er mit beiden Händen die *tari*; die Abtönungen der Melodie giebt er wieder, indem er das Fell an verschiedenen Stellen und mit nur einem oder mehreren Fingern zugleich schlägt. Die *wapiga* geben nur mit vollem Handschlag den Tact dazu.

Beim Klange dieses Hymnus bewegen sich zwei Schwerttänzer durch die Gasse der Festgenossen gegen einander. Feierlich, mit ganz kleinen Schritten, die Augen fest auf den Boden geheftet, den Kopf nach vorn wiegend, schieben sie sich vorwärts. Die Rechte hält eins der alten arabischen Schwerter, die lediglich zum Zweck dieser Tänze sich in den alten Suaheli-Familien vererben. Ab und zu lässt der Tänzer die Spitze nach vorn überfallen, greift mit der Hand, die Klinge drehend, schnell nach und macht mit verhängter Auslage eine gemessene Drehung um sich selbst. Dann bewegt er sich ebenso rückwärts, und ein anderer Festgenosse übernimmt das Schwert und die Rolle des Tänzers. Diese *tari* wird noch an sechs weiteren Tagen getanzt.

Sodann ladet die Brautmutter zum „Bettmachen" (*kupiga pamba* = Baumwolle klopfen) ein. Gegen 11 Uhr Vormittags versammelt man sich. Den Männern, welche auf der Barasa Platz nehmen, liegt es ob, die Bezüge zu nähen, in welche die Baumwolle gestopft wird. Früher mögen die Damen die Füllung selbst besorgt haben; jetzt bringt jede eine Sklavin mit, welche die zur Füllung nöthige, selbstgeerntete rohe Baumwolle zu Flocken schlägt. Dabei singen sie: *mwana kazi yako isha, tupe kiinua mgongo!*

Das heisst: „Kind, beende Deine Arbeit (= die Arbeit für Dich), gieb uns einen Rückenstrecker (= ein Trinkgeld dafür, dass wir mit gebeugtem Rücken für Dich thätig waren)". Gern gewähren ihnen die Brautleute durch Spenden eines Thalers (*riale*) Erhörung, ebenso die Herren auf der Barasa, wenn ihnen das Ergebniss der heissen Arbeit unter dem Gesange: „*alfôra, alfôra, alfôra Bandár-es-Salâma*" von den kecken Mädchen gebracht wird.

Alfôra (arab. *al-faura* الفورة) „heisse Arbeit". Die Anrufung der Hauptstadt Dar-es-Salâm ist sonderbar. Wahrscheinlich ist die Zeile einem Matrosenliede entlehnt.

Darnach wird der Festschmaus aufgetragen, die *kombe la wali*, für je zehn Gäste eine Schüssel von 4—5 *pishi* Reis, und die *vitumbua*, Klösse aus Reismehl, in dem dicken Saft der reifenden Kokosnuss mit Zucker angerührt und in heisser Butter (*samli*) gebacken.

Nach etwa 6—10 Tagen geht der Brautführer herum, um zum *kuwekâti* (= *kuweka chini* „Beilager") einzuladen. Wenn sich am Nachmittage die Gäste bei den Eltern des Bräutigams versammelt haben, führt der *kijumbe* den Hochzeiter in das Badegemach und rasirt ihn mit *marashi*. Dann

nimmt er ihm die Gewänder, die er für seine Mühwaltung behalten darf, ab und legt ihm zwei vornehme Frauengewänder an, das untere jedoch nach Männerart um die Hüfte, während Weiber es unter den Achseln durchziehen und über dem Busen befestigen. Unterdess wird draussen die *tari* geschlagen und das nagelneue Hochzeitsbett im Kreise der Gäste aufgestellt, auf dem der Bräutigam Platz nimmt. Ein unseren Polterabend-Scherzen vergleichbarer Brauch ist nun der, dass jeder junge Mann, der sich zu dem Bräutigam setzt, an den *kijumbe* einen Thaler Strafe zahlen muss. Es ist selbstverständlich, dass die Weissen diese Sitte kennen und nur die Gelegenheit benutzen, um auf anständige Art dem Festordner ein Trinkgeld zukommen zu lassen. Aber ein derartig seltsamer Brauch kann nicht als sinnloser Scherz aufgefasst werden; ich bin der Ansicht, dass gerade hier das Ueberbleibsel längstvergangener Sitten zu vermuthen ist. Der in Frauengewändern auf dem Ehebett sitzende junge Mann repräsentirt zweifellos die Braut, und das Platznehmen bei ihm erinnert an die bei vielen Afrikanern noch geübte Jungfern-Prostitution. Ob dieselbe später verpönt und strafbar wurde, wage ich aus der Zahlung an den *ki-jumbe* kleiner Häuptling (*jumbe*) — nicht zu schliessen.

Bei dem nun folgenden Schmause erscheinen die schönsten Sklavinnen beider Familien, mit Prachtgewändern und Schmucksachen bedeckt, von Wohlgerüchen duftend — *wapambe* „die Geschmückten", Brautjungfern? —, um die Hochzeitslieder vorzutragen; insbesondere fehlt nie der Gesang „von dem Blätterbündel des bekümmerten Rehani-Baumes". Er lautet:

shádda la reháni | lánisikitísha,
híngia nyumbáni | mátozi hunósha,
síjaona súmu | kúfanya kinyúnya.

kínyunya ya súmu | kína ladda úmno:
pále ukilápo | sikalize méno,
kálie demáni | úsende joshi mno.

máji birikáni | yámengia pánya,
háyafai téna | ílla kutawánya:
síjaona súmu | kúfanywa kinyúnya [1]).

shadda شدّة Bündel, Büschel.

rehani ein kleiner Strauch mit wohlriechenden Blättern (arabisch رَيحان *raiḥân*, *reḥân* „Basilienkraut", *Ocimum basilicum*).

hingia = *niki-ingia*. — *matozi* = *machozi*.

hunosha, *huniosha* pflegen mich zu baden. — *sumu* (arab. *summ* سُمّ) Gift.

1) Ueber Suaheli-Poesie (insbesondere Metrik): Zache in Seydel's Zeitschrift für afrikanische Sprachen, October 1895 und Jahrgang III (1897) Heft 2 und 3. Afrik. Mitth. des Sem. für orient. Sprachen 1898, S. 86—114.

kinyunya (*ny* hier = palatales *n* = französ. *-gn-* = span. *ñ*) sind die Teig-Ueberreste beim Backen, die man den Kindern zum Naschen giebt.

ladḍa لَذَّة Süssigkeit.

u-ki-la-po wenn Du issest.

kaliza schärfen, spitzen (*kali*)

kalia = *kaa*

(*kwenda*) | *demani* vor dem Winde laufen.
| *joshi* kreuzen.

birika (arab. *birka* بِرْكَة) Kanne.

kutawanya (*ki-unguja!*) ausgiessen.

Ursprünglich hat das Lied folgende Bedeutung: Der Dichter ist den Verführungskünsten einer verheiratheten Frau erlegen und empfindet Reue über seine That.

Uebersetzung:

Er: Die Blätter des Rehani-Baums (= die Reize der Geliebten) betrüben mich. Jedes Mal, wenn ich ins Haus trete, bin ich in Thränen gebadet: ich habe früher nicht gewusst, dass man aus Gift (der Sünde des Ehebruchs) Naschwerk (die Freuden verstohlener Liebe) macht.

Sie: Das giftige Naschwerk hat eine unendliche Süssigkeit. Dort, wo Du es geniessest, mach die Zähne nicht allzu spitz (= sei nicht allzu wählerisch): steure grad aus und kreuze nicht (greif zu und lass Deine Bedenken).

Er: In den Wasserkrug ist eine Maus gefallen (der Genuss wird mir durch Gewissensbisse gestört): es (das Wasser) taugt nur noch zum Weggegossenwerden (da ist es schon besser, unser Verhältniss zu lösen). Ich hab noch nie gesehen, dass man aus Gift Naschwerk macht.

In seiner obscönen (Fumbo-) Bedeutung enthält das Lied eine Wechselrede in der Brautnacht, nur dass Strophe 1 und 3 dem Mädchen, Strophe 2 dem Manne in den Mund zu legen ist, was übrigens auch bei der oben wiedergegebenen harmloseren Auffassung möglich bleibt.

Diesen Gesang begleiten die Mädchen mit Becken (*matuwazi*) von etwa 7 *cm* Durchmesser und mit Klappern (*marugo*), welche aus Kuhhörnern bestehen, in deren Spitzen vier Fäden befestigt sind, an welchen Blechstreifen hangen. Besprengen mit Rosenwasser und *tambù*-Kauen bildet wieder den Beschluss des Festes. Abends um acht wird dann die oben beschriebene *tari la* (*ku*)*diriji* getanzt.

Während so für die Zerstreuung der Gäste gesorgt wird, verschafft sich der Bräutigam, von zwei Freunden bis zur Thür geleitet, für das

der *kungwi* gespendete „*kifungua mlango*" („Thüröffner" = Trinkgeld, 10 Rupien) Zutritt zu der Braut. Unter, bezw. neben dem mit weissem Laken bedeckten Bette hat die *kungwi* Platz genommen, welche das Paar unmittelbar nach dem kritischen Momente trennt, „wenn das Mädchen zum zweiten Male nach ihrer Mutter schreit", wie die Suaheli sich ausdrücken. Andererseits steht aber die *kungwi* im Nothfalle auch mit ihrer ganzen Autorität dem jungen Mann zur Seite, und ist erforderlichen Falles bereit, die Widerspenstige zu binden.

Der Bräutigam pflegt sich der Sitte, welche am Hochzeitstage nur eine immissio penis, nicht seminis zulässt, willig zu fügen (vgl. oben Seite 75, unter Nr. 9); auch am folgenden Tage verhindert ihn die Gegenwart der *kungwi*, die Neuvermählte zu berühren. Dagegen ist er verpflichtet, am dritten Tage die Defloration zu vollenden. Hygieinische Gründe sollen diese eigenartige Eintheilung gebieten. Insbesondere soll eine etwaige Versäumniss am dritten Tage der jungen Frau „*kishipa*" eintragen (*kishipa:* Blutader-, Knorpel-, Knoten-Bildung. — ? —).

Keine beengenden Vorschriften bestehen für die nun beginnende Flitterwoche „*fungate*" (sieben Tage der Einschliessung), während der das junge Paar unsichtbar bleibt. Von der Braut aber heisst es: „*ame-ibiwa*" (sie ist gestohlen worden). Nach der Defloration unterliegt die Braut einer ähnlichen Behandlung durch die *kungwi*, wie die Wöchnerin nach der Entbindung durch die *mkûnga* (vgl. das erste Capitel).

Dass Werth auf die Jungfräulichkeit der Braut gelegt wird, erhellt daraus, dass: 1. wenn dieselbe dem Bräutigam versichert war, ihr Fehlen Scheidungsgrund ist; 2. nur der jungfräulichen Neuvermählten nach der Brautnacht die Morgengabe — *jezwa* — zusteht; diese besteht aus einer Sklavin, einem Schmuckstück oder Aehnlichem und pflegt 30—50, bei armen Leuten 3—6 Rupien werth zu sein. Auch pflegen die *wapambe* das aus *bafta* bestehende Laken auf einer Schüssel, die mit einem Feierkleide (*kisuto*) bedeckt ist, bei der Verwandtschaft herumzutragen und gegen ein Trinkgeld die Spuren sehen zu lassen[1]). Dabei singen sie: *Mwana simba na simba, ndie avundile ngoma* = „der Sohn des Löwen und der Löwin ist's, der Bresche in die Festung gelegt hat". Die Schüssel mit den gesammelten Geldern fällt der *kungwi* zu, als der „Anstandsdame", die die Keuschheit der Braut so gut zu hüten gewusst hat.

Zum Lendemain wird wieder schriftlich eingeladen. Der Name *khitima* lässt darauf schliessen, dass in der einfacheren alten Zeit damit die Hochzeits-Feierlichkeiten schlossen (arab. *khitma* خِتْمة „Erledigung"). Nach einem Schmause, den Vormittags die Brauteltern geben, versammelt man sich am frühen Nachmittage auf einem freien Platze der Stadt zur *tari la*

1) Aehnliche Umzüge finden sich bei den verschiedensten Völkerschaften wieder.

njia („Strassen-Tanzfestfest“), die Männer von Kopf zu Fuss in Weiss gekleidet; auch vergisst man nicht, in die Bauchfalte des Gewandes (*kibindo*) etwas vom Ersparten einzugürten. Die Männer stellen sich in zwei Reihen einander gegenüber auf; wer einen *jembia* (Krummdolch) besitzt oder auftreiben kann, verfehlt nicht, ihn anzulegen. Die Weiber stehen in ihrem besten Putze dahinter. In der Mitte befindet sich der *mkubwa wa machezo* (Vorsänger), der eine religiöse Strophe singt, wobei er sich mit blossem Schwerte im langsamen Tactschritte bewegt. Wenn dann die *wapambe* (Brautjungfern) mit einem aus zwei *misutu* (*msutu* Wandschirm, Vorhang) hergestellten Thronhimmel erschienen sind, unter dem eine als Repräsentantin des Bräutigams schreitet, begiebt sich die ganze Festversammlung zu dem Hochzeitshause unter dem Gesange: *tukampeleke bwana, ende kwa wazee wake wamzazigeo* (= *waliomzaa*), d. h. „lasst uns den Herrn geleiten, dass er zu ihren (der Braut) Eltern gehe, welche sie gezeugt haben“. So treten sie in das Haus, wo der Bräutigam auf dem Bette sitzend ihrer harrt. Sie waschen ihm die Füsse, indem sie singen: *Tukamwoshe moo* (Fusssohle) *bwana kwa maji ya zamzam* (= *simsim*), d. h. „lasst uns ihm die Füsse waschen, dem Herrn, mit Sesamwasser“. Dafür legt der „Herr“ 20—30 Rupien in die Schale (*upato wa shaba*), mit der das Wasser aufgetragen wird; die anderen männlichen Festgenossen schliessen sich an. Das Geld ist für die Brautjungfern. Die Bedeutung dieses Brauches ist mir unklar; wahrscheinlich soll den Fernerstehenden verborgen bleiben, an welchem Tage das junge Paar die copula carnalis vollzogen hat. Deshalb hatte man am Tage vorher erzählt, die Braut sei „gestohlen“ worden, deshalb wird der Bräutigam am Tage nachher in effigie in das Haus der Braut geleitet. Vielleicht handelt es sich auch nur um einen „Polterabendscherz“ — post festum.

Lima ist der Schmaus, welcher während der „sieben Tage der Zurückgezogenheit“ täglich zweimal den Hochzeitsgästen servirt wird; an ihn schliesst sich jedesmal *tari la kudiriji*.

Beendet wird das *fungate* durch ein Fest, welches der junge Mann „den Erwachsenen“ — *kerâm ya watu wazima* —, d. h. seinen Freunden, im Hause seiner Eltern giebt. Die weiteren Angehörigen pflegen dann auch noch seinem Beispiele zu folgen.

Aus alledem ist ersichtlich, dass eine programmmässige Suaheli-Hochzeit, was die Zumuthungen an die Ausdauer der Gäste und an den Geldbeutel der betheiligten Familien anbelangt, unseren üppigsten „Bauernhochzeiten“ überlegen ist. Aber selbst für den kleinen Mittelstand sind die Kosten trotz der durch die Sitte geheiligten Vertheilung auf mehrere Schultern unverhältnissmässig hoch. Ein „*boy*“ — Diener eines Europäers — hat immerhin 62 Rupien, also ein vier- bis fünffaches Monatsgehalt anzulegen.

Die Rechnung stellt sich folgendermaassen:

mahari	20	Rupien
kilemba	10	„
jezwa	10	„
1 Sack Reis	12	„
1 Ziege	5	„
Einige Dutzend Kokosnüsse .	2	„
kufungua mlango	1	„
kwosha miguu	1	„
kifichuo	1	„
Insgesammt	62	Rupien.

Ein verständiger Junge wird sich diesen Betrag zwar im Laufe eines Jahres ersparen können oder auch als Vorschuss von seinem Herrn erhalten. Aber nur zu oft wird mit diesem unerhörten Aufwande der Keim zu einem zerrütteten Familienleben gelegt. Der gefällige indische Wucherer vertritt in Ost-Africa die Stelle unserer „Abzahlungsgeschäfte“.

III.

Die Hottentotten der Cap-Colonie.

Ein ethnographisches Genre-Bild.

Herrn Geh. Rath Prof. Dr. Rud. Virchow in dankbarer Hochachtung gewidmet von

Dr. **F. BACHMANN**, Kreis-Physikus zu Ilfeld am Harz.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 18. Februar 1899.)

Die heutigen sogenannten Hottentotten der Cap-Colonie sind eine Mischrasse, welche sich in früherer Zeit aus den eingewanderten Europäern und der Urbevölkerung des westlichen Theils von Süd-Africa gebildet hat. An Zahl sind sie der weissen Bevölkerung überlegen, werden aber voraussichtlich bald von letzterer überholt werden. Sie leben theils ganz selbständig und betreiben für sich Viehzucht und Ackerbau, meist jedoch leben sie als Farm-Arbeiter unter den Weissen.

Am 1. December 1838 wurden sie in der ganzen Cap-Colonie mit dem für sie etwas zweifelhaften Geschenk der „Erlösung aus der Sklaverei" bedacht. Jedenfalls ging das Verlangen danach nicht von ihnen aus, sondern nur von dem europäischen Publicum. Man kann heute noch alte Hottentotten von den „guten alten Zeiten" sprechen hören, wo der „Baas" für Alles sorgte, was sein Hottentott nöthig hatte, wo die „Nooi" (weisse Hausfrau) die Hottentotten-Kinder nährte und kleidete, die Magd im Wochenbett und bei Krankheit pflegte und schonte. Unsere Zeit erlaubt die Einführung der Zwangsarbeit nicht mehr, so heilsam sie auch in Süd-Africa wäre. Welch schreckliche Gedanken sind uns Europäern mit dem Worte „Sklaverei" anerzogen worden! Und doch: welch' ein Segen würde ein Abhängigkeits-Verhältniss der Schwarzen von den Weissen dortselbst für beide Theile werden, mit gezwungener Arbeit. Der Boer weiss dieses recht gut. Sein praktischer Verstand hat gewiss das Richtige getroffen, gegenüber der theoretisirenden Humanität der Engländer.

Die Kenntniss der südafrikanischen Völker ist zur Zeit in Deutschland noch äusserst unvollkommen, besonders aber ist sie getrübt durch so viele Erstlings-Berichte von Africa-Reisenden. Man traue keinem

Urtheil irgend eines Europäers, bevor er nicht mindestens drei Jahre unter der Neger-Rasse gelebt hat! Diese Urtheile tappen soweit im Dunkeln herum und bewegen sich in solchen, durch die Aufregung der Neuheit hervorgerufenen Extremen, dass der Eine den Neger als Halbaffen, der Andere als unseren ebenbürtigen Bruder darstellt. Wer einige Jahre mit den Negern und ihren Abkömmlingen zu thun hatte, wird zwar für die Brüderschaft danken, aber doch den schwarzen Afrikaner für einen Menschen, ähnlich uns, ansehen, der nur durch andere Verhältnisse modificirt und ihnen angepasst ist.

Wenn auch der Hottentott kein Halbaffe ist, so steht er doch in körperlicher, mehr aber noch in geistiger und moralischer Hinsicht so ungemein tief unter uns, dass er schon dadurch reichlich gewinnen würde, wenn er gegen Gewährung von Wohnung, Kleidung und Nahrung für den Weissen arbeiten müsste. Er braucht wirklich keine Schulbildung; das Beispiel allein würde schon einen grossartig erziehenden Einfluss auf ihn ausüben, ich meine das Beispiel eines gesitteten Hausstandes, wie beim afrikanischen Durchschnitts-Farmer. In dieser Weise haben die Boeren Erziehungs- und Cultur-Resultate beim Eingeborenen erzielt, die staunenswerth sind. Was nützt die Anhäufung von Eingeborenen auf Missions-Stationen, wo sie sich kaum ernähren können und die an sie herantretenden Cultur-Bedürfnisse sich oft durch lasterhaften oder verbrecherischen Gelderwerb beschaffen? Was nützt die Isolirung der Kaffern in „Locations“, wie in Natal, wo die Eingeborenen ihrer alten Lebensweise überlassen bleiben, einem sicheren Aussterben ausgesetzt? Der Boer, und nur der Boer hat die Eingeborenen-Frage in Süd-Africa zu lösen gewusst; darüber muss sich jeder klar geworden sein, der einen mehr als oberflächlichen Einblick in südafrikanische Verhältnisse gewonnen hat, mag er nun Deutscher oder Engländer sein oder sonst welcher Nationalität angehören; nur derjenige kann dieses nicht einsehen, welcher den Neger, ohne ihn zu kennen, nur vom theoretischen Standpunkte aus betrachtet.

Arbeit ist das allerbeste Erziehungsmittel für den Neger — soweit geht die Ansicht auch der meisten Europäer. Nun sagt aber die moderne liberale Anschauung: man darf Niemanden zur Arbeit zwingen. Wenn nun aber, entgegne ich, der Neger freiwillig nicht arbeitet, und wenn andererseits die Arbeit das einzige Mittel ist, ihn zu einer höheren Stufe zu erheben? Was bleibt dann übrig? Zwingt denn in Europa die moderne Gesetzgebung die Staats-Angehörigen nicht auch zu dem, was ihnen gut thut? Werden wir nicht gezwungen, reinlich zu leben, uns impfen zu lassen, die Schule zu besuchen, und unser Brot uns durch Arbeit zu erwerben? Und den Kaffer lässt man hier ungestört Weiber-Sklaverei treiben, überlässt ihn seinen grausamen und unmoralischen Sitten, lässt

den Hottentotten verkommen in Faulheit und Schmutz! Warum? Aus Humanität und Liberalität.

Doch kommen wir zurück zu unserem Thema, einer Schilderung des heutigen capischen Hottentotten. Der Anschaulichkeit halber will ich im Folgenden die Portraits sowie die Lebensgeschichte zweier fingirter Individuen schildern, die ich aus den charakteristischen Merkmalen von Hunderten mir persönlich bekannter Hottentotten, nach mehr als fünfjährigem Aufenthalte in Süd-Africa, construirt habe.

Die schwachen Beinchen gegenseitig mit den Knieen zusammenlehnend, mit rundlichen Körperformen und etwas aufgedunsenem Leibe, die tiefschwarzen, ernstblickenden Augen in dem grossen, mit feinwolligem, schwarzem Haar bedeckten Kopfe, einen Finger im Munde, so steht vor uns der kleine dreijährige Hottentott in der brennendsten Mittagsglut auf dem kahlen, schmutzigen Platze vor der elenden Lehmhütte seiner Eltern, das reizendste Geschöpfchen, welches je mit den schmierigen Fingern im Gesicht an der Schmutznase herumwischte.

Bis zu seinem vollendeten zweiten Lebensjahre hatte ihn seine Mutter an der Brust genährt; endlich machte der Sprössling jedoch durch die Gewalt seiner scharfen Zähnchen eindringlich geltend, dass er jetzt anderer Nahrung bedürfe. Und so wurde er entwöhnt. Doch Armuth und Unverstand konnten für den Kleinen nur grobes Weizenbrot und gesalzenen Fisch, die Nahrung der Erwachsenen, beschaffen, welche Stoffe ihm auch oft schon vor der Entwöhnung gereicht worden waren. So hatte der kleine Magen im zweiten und dritten Jahre einen harten Lebenskampf durchzukämpfen. Das vor der Hütte im Staube und Schmutze wühlende menschliche Schweinchen steckte alles nur Findbare in den Mund. Immerwährende eiternde Haut-Ausschläge, Eingeweide-Würmer, Scrophulose, Magen- und Darm-Katarrhe, stete Katarrhe der Luftwege mit häufigem Fieber waren die Gefahren, mit denen die schwache Constitution fast täglich ringen musste. Diese Krankheiten rafften einen grossen Theil seiner Schicksalsgefährten hinweg; bei anderen legten sie den Grund für spätere Krankheiten, besonders für Lungenschwindsucht.

Allmählich erstarkt aber das Kindchen bis zu einem gewissen Grade, und die Verdauungs-Organe müssen aus Brot und Fisch, Kürbis und kargen Feldfrüchten, mit lehmigem Wasser hinuntergespült, einen Leib aufbauen, so gut sie ihn zu Stande bringen. Der unermessliche Gesundheitsborn der stets sich bewegenden und abwechselnd vom Meere oder aus dem unbewohnten Innern zuströmenden reinen Luft thut jedoch viel Gutes, und das weite Buschfeld oder die grosse Karruh ist der Tummelplatz für unsern jungen Hottentotten.

Hat derselbe sein 5. oder 6. Jahr erreicht, so werden seine Augen und Füsse schon verwerthet im Dienste des „Baas“, und seine Lehrzeit beginnt. Er muss mit anderen, älteren Hottentotten das Vieh hüten.

Zum Schutze gegen die kalten Winterstürme und den Frost des Morgens hat ihm sein Brotherr ein Schaffell gegeben, welches als einziges Kleidungsstück über seinen braunen Schultern hängt. Später wird er bald selbständiger Hirt. Er ist jetzt „Bokwachter" (Ziegenhirt), und ich wette, in seinem Berufe der zuverlässigste kleine Beamte, den man sich denken kann. Er ist auch nicht wenig stolz auf seinen verantwortlichen Posten, und fasst jeden Befehl seines Baas höchst ernst und wichtig auf.

Jedes Menschenkind hat in diesen Jahren einen grossen Drang zum Lernen. Sein Gehirn, ein Buch mit unbedruckten Blättern, ist begierig, alle die hunderttausend Eindrücke der Aussenwelt aufzunehmen. Die Natur ist des jungen Hottentotten Lehrmeisterin. Gewiss wird sie ihn den richtigen Weg führen? Wir wollen sehen.

Die Natur wirkt jedenfalls hauptsächlich auf ihn ein, denn er ist den ganzen Tag allein in ihr: wenn er Abends seine Ziegen zur Hürde des Bauernplatzes zurückgetrieben hat und mit Menschen zusammenkommt, ist er hungrig und müde. Er lernt die Natur zwar nicht fassen und begreifen, doch nimmt er unendlich viele ihrer Züge und Feldzugspläne in sich auf. Auch macht er sich nach seinem armen schwachen Hirn ein Bild von ihrem Wesen zurecht.

Im Felde übt er nebenher das Jägerhandwerk im Kleinen. Mit seinem aus dem „Taaibosch" (Zähbusch, Gattung Rhus) geschnitzten Wurfkirrie (Knopfstock) trifft er die Lerche und die Maus, die sein Wildpret werden. Zukost liefern die zahlreichen mehligen Knollen und Zwiebeln der verschiedensten Pflanzenarten, die im Boden, dicht unter der Oberfläche, ruhen und in ihrem Innern schon die ganze Vegetationskraft bereit halten, um keine Zeit zu verlieren, sowie der erste Frühlingsregen fällt.

Bald versteigt er sich auch zu grösserem Wilde. Er kennt die Fährten aller Thiere und weiss ihre Wechsel und die Zeiten ihrer täglichen Bewegungen. Aus den neuen Spuren, die er jeden Morgen im Thau findet, liest er die täglichen Vorkommnisse seines Bereiches, wie ein Culturmensch dieselben morgens aus den Zeitungen liest. Er weiss genau, wieviele Hasen in seinem Bezirke leben, wann und wo die Häsin wirft, wieviele Junge der Steenbock oder Duiker hat usw. Zur Regenzeit findet er reichlichere „Feldkost". Dann sind die Wurzeln und Knollen, die nun sprossen, leichter zu finden, und bald beginnt auch die Brütezeit der Vögel, und er findet viele Nester, deren Eier er ausschlürft. Dieses ist nun die „Feistzeit" des Hottentotten.

Hin und wieder gelingt es ihm selbst, einen „Bok" (Antilope) zu beschleichen und mit dem Kirrie niederzuschlagen. Den Hasen treibt er in das Sandfeld, bei heissem, windstillem Wetter. Hier jagt er ihn solange auf, bis er ihn dermassen ermüdet hat, dass sein Knotenstock ihn tödten kann. Wenn er ein Stück Wild verfolgt, mit katzenartiger Elasticität durch Gräser und Büsche kriechend, so entgeht seinem wunderbar scharfen

Auge nicht die geringste Spur: er verfolgt auf ziegelhartem Lehmboden eine Fährte ebenso wie im Sande. Das kleinste verschobene Steinchen, das geringste Ritzchen von der Kralle, das dünnste frischgebrochene Grashälmchen verräth ihm das Wild, selbst wenn nach unseren Begriffen keine Idee von einer Fährte vorhanden ist. So wird er ein unschätzbarer Spurfinder, der z. B. von den capischen Behörden benutzt wird, um den entflohenen Verbrecher auf steinhartem Boden, auf Wegen sowohl als durch das unbebaute und unbetretene „veldt" zu verfolgen, meilenweit, Tag und Nacht, und der dem erstaunt folgenden Europäer hier und da ein solches Zeichen der Gegenwart des Entsprungenen zeigt. Er folgt so vielleicht der nur seinem Auge wahrnehmbaren Spur durch die Karruh bis zum entfernten „Krants" (Felswand), wo man den Flüchtigen auch richtig in einer Höhle findet. Selbst den Berg hinauf, auf fast unverwittertem harten Fels, sieht er seine Spur, so dass man an die Verwendung des Geruchssinnes denken möchte, die aber nicht in Thätigkeit kommt.

Aber auch die Natur und die Gewohnheiten des Viehes lernt er gründlich kennen. Er kennt ganz genau die Kräuter, die jede Viehart bevorzugt und die sie verschmäht. Er kennt die Giftkräuter, Samen und Zwiebeln, und die Wirkungen der verschiedenen wilden Pflanzen auf Mensch und Vieh. Verschiedene Gifte geniesst er in geringerer Menge, instinctmässig die betäubende, schwindelerregende Wirkung suchend, wie sich unsere Kinder mit einem gewissen Vergnügen bis zum Schwindelgefühl herumdrehen.

Die Gift-Schlangen können ihm nichts anhaben, denn sein Auge erspäht sie sofort und sein Fuss ist gewandter und schneller, als die Schlange. Der Hottentott-Jäger erschlägt sie und gebraucht die Leber als Medicin.

Später wird er auch zum Hüten von Kühen und Schafen benutzt und lernt das Vieh bei Krankheiten behandeln und die Ochsen und Pferde „brechen" (zähmen) und einspannen. Als kleiner Junge hat er auf dem störrischen Maulesel und scheuen Füllen für sich Reitstunde genommen und wenn er 12 Jahre alt ist, so kann ihn kein Thier mehr abwerfen.

Inzwischen hat er durch seine langjährigen Dienste sich auch einen europäischen Anzug erworben. Natürlich sind es nur die abgelegten Kleider seines Baas, die er bekommt. Der alte graue Filzhut, der schon dem Vater des Bauern diente, hat nur noch auf einer Seite eine Krempe, und sein Boden ist auch schon fast geschwunden, so dass der dünnlockige Kopf durchscheint. Doch eine daraufgesteckte prachtvolle weisse Straussfeder ersetzt die übrigen Schönheitsmängel. Der Rock (baatje) wird von dem keines Lazzarone übertroffen; die vielfach gelappte Hose schlappt weit um die wohlgeformten, doch noch hageren Beine, und ein Hosenbein ist gar von oben bis unten aufgerissen. Was kümmert's ihn? Die alten gelben „veldt-schoenen" (Feldschuhe) mit sehr luftigem Oberleder

und zerrissenen Sohlen entsprechen dem übrigen Anzug. Doch elastischen Schrittes schreitet er einher, stolz auf seine jüngeren, noch unbekleideten Gespielen herabsehend.

Man sieht, das Bürschchen ist bei seinem Hirtenamt ein ganz brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft geworden, und er erwirbt sich seinen Unterhalt, der in Wohnung, Beköstigung und vielleicht 4 Schilling monatlichem Lohne besteht, durch entsprechende Thätigkeit.

Bald kommt aber ein Wendepunkt in seinem Leben. Er wird erwachsen, und mit 16, 17 Jahren hat er seine volle Grösse und bald auch seine geistige Höhe erreicht. Doch ist er auch jetzt noch von verhältnissmässig schwächlichem Körperbau, und jeder Boer könnte das „arme stomme schepsel" (arme stumme Geschöpf: stomm = dumm) mit einem Schlage zu Boden werfen. Seine Brust besonders hat nur eine geringe Capacität und athmet nur flach. Auch hat er stets einen Bronchial-Katarrh, der bei dem Exponiren des Körpers gegen Kälte, Wind, Staub, Rauch des Feuers, Hitze und plötzliche Abkühlung nie zum Heilen kommen kann. Seine Musculatur ist unkräftig, aber wohlgebildet, und der ganze Körper mit dem gracilen Skelet gut proportionirt. Was seine Natur besonders gut ertragen kann, sind die täglichen Extreme der Temperatur, Durst, Hunger, anhaltendes Laufen und Reiten.

Jetzt, es ist gerade Erntezeit, wird er von einem Farmer aufgefordert, bei ihm ernten zu helfen. Dieses ist eine verhältnissmässig harte Arbeit für einen Schwächling, wie einen Hottentotten, doch thut er sie gern, denn das Leben dabei ist ganz nach seinem Sinn. Es giebt 1 ½ Schilling täglichen Lohn, dazu Fleisch, Fisch und Zukost, täglich 4mal Wein, jedesmal ein volles Wasserglas voll, vor Allem aber lustige Gesellschaft, besonders da die Mädchen auch dabei sind, die das Lesen und Binden des Getreides besorgen. Abends wird getanzt, und einer von der Gesellschaft spielt dazu die Zieh-Harmonica. Doch die Hauptsache ist nun der Trunk und das ungebundene Leben mit dem weiblichen Theil der Gesellschaft. Denn unter den Hottentotten giebt es keine Zucht, kein Maass, keine Ordnung. So wird das Bürschchen bald der Lüderlichste von der ganzen Gesellschaft. Durch das Geld, welches er Samstag Abends in das Dorf bringt, wo mehrere Cantinen offen stehen und der gewissenlose Wirth hinter dem Schenktisch ihn freundlich willkommen heisst, wird er bald zum Branntwein-Trunk verführt, für welchen der schwache Körper mit dem schwachen Gehirn eine besondere Neigung hat. Er kommt ins Dorf mit 9 Schillingen in der Tasche, oder wenigstens im Taschentuchzipfel. Damit lässt sich's einige Tage flott leben. Abends wird bei andern Hottentotten, wo lustige Gesellschaft ist, getanzt und gelärmt, und man kauft den Mädchen Zuckerzeug und bunte Kopftücher, wodurch ihre Herzen ganz gewonnen werden. Ist das Geld verjubelt, was ja bald der Fall ist, so findet sich bald weitere Beschäftigung; denn die

Erntezeit dauert von der grünen, zum Pferdefutter geschnittenen Gerste bis zum letzten reifen Weizen zwei bis drei Monate, besonders da die Regenperiode nicht gleichzeitig in den einzelnen Districten eingetreten ist, und daher auch die Reifezeit etwas verschieden ausfällt. So ist vielfache und lange Zeit zum Verdienste vorhanden, und der geübte Schnitter bekommt selbst bis $2^1/_2$ Schilling pro Tag, ein Sündengeld für die durch australische Concurrenz so gedrückten Getreidepreise.

In den ausgedehnten Feiertagen lebt der Hottentott auf dem Dorfe in Saus und Braus. Bald zieht er reinen Branntwein dem Weine vor, und bekommt natürlich den allerschlechtesten Fusel, welchen der Weinbauer ganz ohne staatliche Controle herstellt. Branntwein versetzt ihn schneller in den ersehnten Zustand des Rausches, dem er sich mit ahnungsloser Lust hingiebt. Bald ist der Trunkenbold und der liederliche Umhertreiber fertig.

Nach der Ernte, vom Januar an, hält's freilich schwer mit dem Verdienst, doch immerhin muss der Boer dem erwachsenen Farmarbeiter etwa 8 Schilling Lohn im Monat geben, ausser Wohnung und Beköstigung; das Geld wird meist in Branntwein vergeudet. Für Erwerben von Habe hat der Hottentott keinen Sinn; alles was er besitzt, kann er in seinem rothen Sacktuch oder einer ledernen Umhängetasche davontragen. Wo ein Feuer raucht und wo er seine Stammesgenossen beim Essen und Trinken versammelt findet, ist er natürlich nach ächter Afrikaner-Art als Gast willkommen. So verbringt er seine meiste Zeit mit Umherziehen, und nur die Noth treibt ihn zuweilen für kurze Zeit in den Dienst.

Aeltere Individuen werden allerdings häufig ansässig, und selbst lebenslange Dienste bei demselben Bauer kommen nicht so selten vor. Doch der Hang zum ungebundenen Umherschweifen ist sehr mächtig im Hottentotten.

Er ist insofern ehrlich, als er nur wenige Dinge stiehlt, weil er nur für wenige ein Bedürfniss kennt. Seine besten Eigenschaften sind seine überaus grosse Gutmüthigkeit und Lenksamkeit. Nur im Rausche ist er streitsüchtig und thierisch roh. Ich habe den Fall erlebt, dass man mir einen Hottentotten in ärztliche Behandlung brachte, dem ein anderer im Streit ein Ohr radical abgebissen hatte. Und worum handelte sich der Kampf? Um einen Threepence (25 Pfennig)! Seine vorzüglichsten und nutzbarsten Eigenschaften sind wohl seine Kenntnisse, die er sich beim Boer erworben hat: er ist ein vorzüglicher Wagentreiber, Kutscher, Rinderhirt usw., und stets zuverlässig, so lange er nüchtern ist. Doch meist bleibt er nicht lange im Dienst, ausser im späteren Alter.

So wird das Leben fortgeführt. Zahlreiche Liebschaften werden natürlich unterhalten, denn überall giebt es bei diesen Zigeunern Süd-Africas Musik und Tanz. Solche Verhältnisse werden nach der gegen-

seitigen Neigung kürzere oder längere Zeit fortgesetzt. Eheliche Bündnisse fürs ganze Leben erfolgen wohl nur unter dem fortwährenden erziehenden Einflusse weisser Farmer-Familien. Die Eltern ernähren ihre Sprösslinge meist nur bis zum 5. oder 6. Jahre, wo die Kinder meist schon einen „Baas" finden, der sich ihrer annimmt. Oft lebt ein Hottentott mit derselben Frau lange Zeit zusammen und hat zahlreiche Kinder mit ihr. Dann überlässt er sie und die Kinder doch noch ihrem Schicksale. Das Wenige, was irgendwie von Ordnung, Maass, Sitte und Zucht in einem Hottentotten ist, hat er zuversichtlich durch Einfluss der Weissen angenommen. An und für sich ist er haltlos, wie ein Rohr im Winde, körperlich, geistig und moralisch gleich schwach. Zugegeben, ein grosser Theil dieser Eigenschaften ist ererbt aus den Zeiten der Leibeigenschaft; doch ist es ebenso sicher, dass ihn in seinem heutigen Zustande nur ein grosses Maass von Bevormundung durch den Weissen erhalten kann, ein viel grösseres Maass, als die englischen Gesetze erlauben.

Die Hauptbeschwerden des Alters, welches meist schon sehr früh eintritt, sind allerlei Verdauungs-Störungen, besonders Koliken und Blähungen; dann Rheumatismen, vor allem Kopfgicht, gegen die der alte Hottentott meist ein Tuch fest um den Kopf gezogen trägt; Bronchial-Katarrhe sind natürlich noch immer da und machen im Alter meist asthmatische Beschwerden, gegen die er „Dacha" (Leonotis Leonurus) raucht. Sein Magen kann oft keine feste Kost mehr vertragen, und ein Suppen-Verein wäre hier eine wohlthätige Einrichtung. Der reichliche Kaffeegenuss, dem er jetzt vor allem huldigt, schwächt seine Verdauung nur noch mehr. Tabak ist sein Leben. Mit 50 Jahren bietet sein Kopf meist schon ein sehr seniles Bild: zwar sind die Zähne oft noch vorzüglich erhalten, doch die Kaumuskeln und besonders der Temporalis (Schläfenmuskel) stark geschwunden. Der Greisenbogen an der Hornhaut des Auges ist oft sehr ausgeprägt. Die Haut ist sehr welk und runzlig.

Dennoch kann solch ein alter Hottentott in seiner Mumienhaftigkeit oft noch ein sehr hohes Alter erreichen. Meist hat er eine sehr zähe Natur, trotz all seiner Leiden und Gebrechen. Beispiele von 90 bis 100 Jahren sind zwar selten, doch kommen sie bei den zeitlebens im Freien lebenden Hottentotten des „Trekkeveldts" und Klein-Namaqua-Lands vor, wie mir versichert wurde. Sie erscheinen nach einem derartig verwüsteten Leben allerdings wie ein Lusus naturae. Vorzeitiges Alter ist daher auch die Regel.

Doch nun zum weiblichen Pendant vorstehenden Bildes: Seht das zarte, kleine Geschöpfchen mit dem feinen braunen Fellchen und den übermächtig grossen, rabenschwarzen Augen, die ernst und furchtsam zugleich in die Welt schauen! Das kleine Hottentotten-Mädchen steht zwischen dem gewaltigen Boer und seiner imponirenden Ehehälfte, der Nooi, welche beide am Kopfende der langen Speisetafel sitzen und über

eine Schaar theils erwachsener, theils kleiner Kinder und Familien-Angehörigen präsidiren, die alle vor den rauchenden Tellern beim Mittagsmahl beschäftigt sind. Das zarte Aermchen der kleinen Hottentottin bewegt kraftlos ein grosses Palmblatt über den Tisch hinweg. Sie muss nehmlich „Fliegen fächeln", oder lernt dieses wichtige Geschäft wenigstens; denn diese lästigen Gäste tummeln sich zu Hunderten über den Schüsseln und Tellern der hungrigen Bauernfamilie. Hin und wieder stockt die Bewegung des Fächelns, und der Arm sinkt lässig und ermattet. Doch ein kräftiges, aber wohlgemeintes „Waai!" (wehe! = fächle!) lässt die kleine Magd ihren Arm zu erneuter Thätigkeit erheben.

Das überaus zarte Leibchen der kleinen Sechsjährigen ist mit einem dürftigen Kattunkleidchen bedeckt, und ihre fein-krausen schwarzen Haare sind rechts und links am Hinterkopf zu fast zwei Zoll langen Zöpfchen ausgeflochten, die ein rothes Bändchen zusammenhält. Die Knochen dieser Aermchen und Beinchen sind höchst gracil und können nicht viel dicker sein, als die der Gazelle. Die Muskeln sind kaum angedeutet, es ist sozusagen „noch nichts an den Knochen dran", wie bei einem Zicklein. Und doch ist die Figur der Kleinen wohl angelegt und von einem ganz eigenen Zauber.

Die colossale, gutherzige Bäuerin hat die Kleine mit vier Jahren von einer umherziehenden Hottentottin aufgenommen und will sie nun „groot maken", wie sie sagt. Die Hauptbeschäftigung und Lebensaufgabe der Kleinen, welche mit den jüngeren Kindern des Bauern aufwächst, besteht jetzt im Umhertragen des jüngsten Sprösslings, eines pausbackigen, weissblonden Knaben, der zwar erst drei Monate alt ist, aber den zu bewältigen die kleine Magd schon alle ihre Kräfte aufwenden muss.

So wächst das „Geschöpfchen" mit den Kindern des Bauern auf, spielt mit ihnen, lacht mit ihnen, und bekommt wohl zuweilen einen Klaps, den die anderen Kinder ebensogut verdient hätten, hat es aber im Verhältniss zu den Kindern seiner Stammesgenossen, die bei ihren nachlässigen Eltern gross werden, wie im Himmel. Die Thätigkeit der kleinen Magd als Kinderwärterin hört nicht so bald auf; denn kaum entspringt ein Pflegling ihrem Arm und fängt an zu krabbeln und zu laufen, so ist inzwischen bereits ein anderer angekommen, der von ihr herumgetragen werden muss und stets auf den Armen geschaukelt werden will, widrigenfalls er sein Recht hierauf durch kräftiges Brüllen geltend macht.

Die kleine Magd ist sehr dienstbeflissen und nimmt ihre Aufgabe sehr ernst. Dennoch ist sie geneigt zu allerhand Unsinn und Streichen, sobald sie sich unbeobachtet wähnt. Wo immer die Zügel der Erziehung locker lassen, antwortet sie mit Ungehorsam und schlechter Aufführung. So lange kleine Kinder zu warten sind, bleibt sie Tag und Nacht bei ihnen. Nachts schläft sie meist in ihrem Kattunröckchen auf den Teppichen vor den Betten der Kinder, auf zusammengenähten Wildfellen, auch wohl

im Bette selbst, mit dem Jüngsten im Arme, neben anderen 3—4 quergeschichteten Kindern. Sonntags fährt sie als Kindsmagd sauber gekleidet mit zur Kirche des fernen Dorfes, vielleicht mit einem Täufling im Arme.

Im Hause des Bauern wird sie etwas in biblischer Geschichte unterrichtet, lernt auch wohl lesen und was sie sonst bei dem Unterricht der weissen Kinder profitirt. Früh schon offenbart sie aber eine besondere Gabe für Musik. Die wenigen Melodien, die ihr zu Ohre kommen, fasst sie sofort auf und singt sie mit ihrem feinen, unglaublich hochgehenden Stimmchen den Kindern vor. Eine Unmenge Reimchen in afrikanischer Mundart tragen zur Ausbildung des Gemüthes und besonders der Phantasie der Kinder bei und verleihen der Kinderstube, wie bei uns, einen unvergesslichen Reiz. Auch bei ihren sonstigen Arbeiten, die später meist im Küchen-Departement verrichtet werden, singt sie fast stets, und ihr Temperament besteht in Heiterkeit und Zufriedenheit.

Bei der Bäurin bleibt sie vielleicht bis zu ihrem dreizehnten, vierzehnten Jahre. Dann bekommt sie eine Stellung in einer Haushaltung im Dorfe, wo auch Verwandte von ihr leben. Sie kommt vielleicht zu Europäern, die sie als Küchen- und Hausmagd engagiren, mit etwa 8 Schilling monatlichem Lohn. Oder sie kommt zu weissen Afrikanern, welche sie jedenfalls besser in Zucht und Ordnung zu halten verstehen. Oft macht sie sich der Hausfrau nützlich durch Näharbeit oder durch Hilfe bei der Toilette, denn bald verräth sie eine weitere Gabe: sie hat grosses Interesse für die Kleider der Damen, und weiss Sonntags nach der Kirche jedes Kleid und jeden neuen Hut genau zu beschreiben. Auch reproducirt sie das Gesehene, wenn es auch etwas hottentottischplunderhaft ausfällt. So kleidet sie sich auch selbst sehr zierlich, und bald macht ein Hottentotten-Jüngling mit dürftigem, gekräuseltem Kinnbärtchen, ein Bekannter aus der Sonntagsschule des Missionars, recht oft seine Erscheinung in der Küchenthür, und endlich wird es der Hausfrau unmöglich, auf Lina, Dina oder Tina aufzupassen, und auf deren Wunsch entlässt sie sie mit ihren besten Wünschen für die Zukunft. Lina besucht vielleicht noch einige Zeit den Confirmanden-Unterricht im Dorfe beim farbigen Schullehrer, und der Geistliche der englischen Kirche, oder welcher Kirche sonst die Gemeinde der Farbigen im Dorfe angehören mag, tauft sie nach einigen Monaten zusammen mit andern farbigen Kindern und Erwachsenen, und darauf wird sie gleich confirmirt.

Sie hat ja auch beim Boer ein klein wenig lesen, schreiben und rechnen gelernt und gewiss mehr an Bildung profitirt, als ein männlicher Hottentott gewöhnlich erlangt. Auch bei den Boeren lernen ja meist die Mädchen mehr als die Jungen, welche sich weniger im Hause beschäftigen.

Allein die Beziehungen zu ihren Stammesgenossen, unter denen sie jetzt lebt, indem sie sich mit Nähen und Putzmachen ihren Unterhalt erwirbt, ziehen sie wieder zur Sphäre des Hottentotten hinab. Lina ist erst 15 Jahre alt, doch ist ihr Körper völlig ausgebildet, und sie ist ein wahres Juwel ihrer Rasse. Ihre Büste ist tadellos und von herrlicher Wölbung. Die Lippen des kleinen Mundes sind schwellend, und ihr feines Roth scheint durch das Gelbbraun des Teints mächtig hindurch. Die Zähne sind klein und blendend weiss, wenn auch etwas durchscheinend und eine schwache Constitution verrathend. Das Näschen ist das charakterloseste Stumpfnäschen, welches man sich denken kann. Aber die grossen Augen mit den langen, aufgebogenen schwarzen Wimpern und den wohlgeformten Brauen, sie sind so blitzblank und doch wieder so zerfliessend weich von Ausdruck, dass sie allein dem runden, wohlgeformten Köpfchen Schönheit verleihen. Die Haare sind vorn ganz kurz und kraus und spotten jeder Behandlung, hinten sind sie zu Flechten ausgekämmt und diese in einen Knoten aufgesteckt. Die ganze Figur ist die einer vollkommenen kleinen Schönheit. Allerliebst und kindergleich sind die Händchen und Füsschen. Das ganze Wesen ist zum Theil natürliche Lieblichkeit, mehr aber noch unbewusst imitirte Coquetterie, ebenso wie ihre Kleidung, die mehr durch Stecknadeln als durch Nähte zusammenhält.

So geht es in die Hottentotten-Lustbarkeiten hinein. Es ist kaum glaublich, wie ausdauernd das schwache Ding beim Tanzen ist! Bei derselben Melodie wird stundenlang, fast ohne Aufhören, gerast. Auch gesellige Spiele, den Weissen abgelauscht, und von jener Mischrasse nun auf ihre eigene Art umgemodelt, nicht gerade veredelt, werden aufgeführt. Dass Lina bald einen Liebhaber hat, lässt sich denken. Bald weiss sie aber mehr, als alle Jünglinge, die weit über ihr Alter sind, und ihre oft versagende Gesundheit muss von alten Tanten mit ihrer Kräuterkunde wieder zurechtgeflickt werden. Der Thau der Jugend liegt nicht lange auf einer solchen Blüthe, dazu ist die afrikanische Sonne zu heiss.

Lina ist jetzt 20 Jahre alt, und eigentlich sollte sie Klaas der Zimmermann heirathen, denn sie sind schon seit Jahren ein erklärtes Paar, wenn er es auch mit der kirchlichen Trauung noch nicht eilig zu haben scheint. Kostet es doch auch Geld. Doch der Missionspfarrer spricht ein ernstes Wort mit ihm, und es ist Klaas „einerlei“, denn einem Hottentotten ist alles einerlei, er thut und lässt, was ihm der Weisse eingiebt. Es war auch höchste Zeit, denn nach zwei Monaten ist schon wieder eine andere kirchliche Feier in der neugegründeten Familie vonnöthen. Klaas ist nehmlich ein Mitglied der Kirche, und seine Kinder müssen doch getauft werden.

Die Kinder in einer Hottentotten-Familie folgen einander meist nicht so schnell als bei den Boeren. Zeiträume mit Krankheiten der Mutter kommen oft dazwischen, und wenn die Mutter 4—5 Kinder hat, so ist sie

meist schon recht verfallen, mehr als Bauerfrauen mit 18 Kindern. Die Wochenbetten nehmen die kränklichen Creaturen sehr mit, und monate- und jahrelange Krankheiten sind die Folgen. Oft schliesst sich an das Stillen der Kinder Lungenschwindsucht mit langwierigen Fiebern an. Die Brüste magern ab. Die Kinder können nicht gestillt werden und sterben oft aus Mangel an Nahrung, denn selbst Kuhmilch ist vielfach nicht zu beschaffen. Die Zähne der Weiber verfallen früh, und indem die Wangen durch den Zahnverlust, und die Kaumuskeln aus Mangel an Thätigkeit schrumpfen, auch Magenübel sich einstellen und die Haut welk machen, ist die Frau mit 40 Jahren eine gelbfarbene, abgemagerte Ruine. Sie klagt stets über Schmerzen in der rechten Seite des Unterleibes, wo ein „grosser Klumpen sitzt, der zuweilen bis in den Hals heraufkommt". Ein steifgezogenes Tuch wird stets um den Leib getragen. Sie kann nicht ohne Kaffee leben, dieses Getränk ist ihr einziger Trost, und wenn sie irgend welche Medicinen und Tropfen auftreiben kann, so geniesst sie Mengen davon. Wenn sie arbeitsam ist und sonst eine treue Seele, und das ist oft der Fall, so bekommt sie im Alter eine Stellung bei weissen Leuten. Gross ist der Lohn nicht, aber sie ist zufrieden, wenn nur der Kaffeetopf nicht leer wird.

Hopefield, Cap-Colonie, im August 1898.

IV.

Die Rusas-Stele von Topsanä (Sidikan).

Briefliche Mittheilungen des Hrn. Dr. W. BELCK an Hrn. RUD. VIRCHOW.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 15. Juli 1899.)

Bei der Wichtigkeit der nachstehenden Briefe gebe ich dieselben vorweg, während die Fortsetzung der früheren Berichte in gewöhnlicher Weise in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft erscheinen wird. Hr. Belck war direct von Rowanduz nach Van zurückgekehrt, wohin er wegen der Eröffnung des Gerichtsverfahrens gegen die kurdischen Räuber gerufen war. Hr. C. F. Lehmann hat auf einer anderen Route über Mosul längs des Tigris aufwärts endlich die Tigris-Grotte erreicht und sowohl dort, als vorher wichtige Inschrift-Funde gemacht. R. V.

I. Aus einem Briefe aus Van, 23. Mai:

Ueber unsere mühsame Entzifferungsarbeit an der Stele von Topsanä haben wir schon berichtet. Es hat uns 17 Tage angestrengtester Arbeit gekostet, den Text der mehr als zur Hälfte fast völlig zerstörten Inschrift zu entziffern. Wir bedauern aber den Aufwand an Zeit und Mühe nicht: die gewonnenen Resultate rechtfertigen ihn durchaus und um so mehr, als wir fast sicher sein können, dass ohne ihn die Inschrift der Wissenschaft zum grössten Theile verloren sein und bleiben würde. Wie der Zustand der Stele zeigte und auch die Kurden in den benachbarten Dörfern berichteten, war wiederholt von Reisenden versucht worden, die Stele in Papier oder Gyps abzuklatschen, aber wie bei einer so zerstörten Inschrift erklärlich, stets mit negativem Erfolge, lediglich mit dem Ergebniss, dass man durch den Gyps die noch vorhandenen Inschriftspuren ausgefüllt und so dem Auge späterer Forscher entzogen hatte. Dieses Verschmieren der Inschrift mit Gyps war stellenweise so gründlich besorgt worden, dass wir noch nach 12- und 14tägiger Reinigung, ständigen Behandlung mit heissem Wasser, heisser Seifen- und Salzlösung, mit diesem Uebelstand zu kämpfen hatten!

Es hat deshalb auch niemals etwas in Europa über den Text der Inschrift oder auch nur über einen halbwegs lesbaren Abklatsch der Inschrift verlautet, abgesehen von Hrn. Ximenez, der in den Zeitungen spaltenlange Artikel über seinen Besuch bei der Stele und ihren angeblichen

Inhalt veröffentlichte. Die Zuverlässigkeit seiner Angaben wird schon zur Genüge charakterisirt durch seine Behauptung, die Stele rühre von Argistis Mennachinis, das ist Argistis I., her, ein Name, der in der ganzen Inschrift nirgends vorkommt! Wie schon berichtet, hat Rusas I. Sardurichinis, der Gegner Sargon's von Assyrien und Verbündete Urzana's von Mutsatsir, sie errichten lassen: die Namen Rusas' und Urzana's kommen jeder etwa ein halbes Dutzend Mal in den Inschriften der Stele vor!

Eine Reihe glücklicher Umstände wirkte zusammen, um uns die schliessliche, fast vollständige Entzifferung des noch vorhandenen Theiles der Stele zu ermöglichen. Zunächst gewährleistete uns unsere starke Militär-Escorte — wir hatten 13 Cavallerie- und 9 Infanterie-Soldaten nebst mehreren Zaptiehs von Rowanduz aus mitgenommen — den gesicherten Aufenthalt (für eine so lange Zeit namentlich!) in diesem verrufensten aller türkisch-persischen Grenzgebiete, in dem ich im Anfang September vorigen Jahres von einer etwa 25 Mann starken Räuberbande überfallen wurde und bei einem Haar ins bessere Jenseits spedirt worden wäre. Wir konnten uns völlig unserer Entzifferungsarbeit um so ruhiger widmen, als in dem benachbarten Dorfe Sidikan zeitweilig eine 70 Mann starke Militärtruppe zwecks Eintreibung der Schafsteuer von den widerhaarigen Kurden (deren Chefs häufig genug den Soldaten dieserhalb regelrechte Gefechte, mit Verwundeten und Todten auf beiden Seiten, liefern) installirt worden war. Ohne eine solche Bedeckung würde es mehr als verwegen sein, dieses Gebiet anders wie flüchtigen Fusses zu besuchen.

Dass ferner eine derartige rudimentäre Inschrift, die stellenweise fast völlig zerstört oder nur in den feinsten Schriftspuren erhalten ist, nur von Fachleuten mit vollem Erfolge bearbeitet werden kann, dass man dazu Chaldolog sein muss, liegt auf der Hand; aber die halbe Stele ist hier mit einer assyrischen Inschrift bedeckt, zu deren Entzifferung und Reconstruction unbedingt volle Kenntniss auch des assyrischen Sprachschatzes erforderlich war. Es war also ein glücklicher Umstand, dass Hr. Dr. Lehmann diese Kenntniss besass.

Während der Entzifferungsarbeit stellte es sich dann heraus, dass sehr oft die Beleuchtung eine für die Untersuchung, namentlich für das Studium der zerstörten Stellen, äusserst ungünstige war: ein kleiner, mehr zufälliger Umstand beseitigte auch diese Störung. Während der letzten Wochen unseres Aufenthaltes in Van nehmlich hatte ich eine neue Methode ersonnen, um mit Hülfe von Gypsbrei, der nach dem Einschlagen des Papiers (auf die abzuklatschende Fläche) auf die Papierfläche aufgestrichen wird, die Schriftcharaktere hart und widerstandsfähig gegen leichten Druck zu machen, so dass sich die Abklatsche während des Transportes nicht beschädigen oder zusammendrücken. Da die Stele nicht mehr senkrecht, sondern ziemlich stark vornübergeneigt stand, so wollte das derart beschwerte Papier auf der nach innen geneigten Fläche durchaus nicht haften

und fiel immer wieder herunter. Um überhaupt von dieser Fläche einen Abklatsch machen zu können, mussten wir deshalb die Stele aus ihrem Sockel herausheben und umlegen, wobei sich eine äusserst günstige Beleuchtung für unsere Arbeit ergab, die durch entsprechendes Wenden des Steines gegen das Sonnenlicht während des ganzen Tages erhalten werden konnte. Ohne die schiefe Stellung der Stele und das dadurch bedingte Herabfallen des Abklatsches hätten wir uns schwerlich an diese etwas schwierige Arbeit herangemacht. Um zu zeigen, von welcher Wichtigkeit die Beleuchtung auch für die Entzifferung von nicht allzu gut erhaltenen Stein-Inschriften ist, will ich hier nur anführen, dass man die Ostseite der Kelischin-Stele nur bis gegen Mittag und von da ab erst die Westseite mit Erfolg entziffern kann; vorher, bezw. späterhin verhindert der die Inschrift bedeckende Schatten jedes erfolgreiche Studium

Die volle und in ihren Resultaten gesicherte Entzifferung der stark zerstörten Stellen dieser Inschrift aber wurde erst durch eine Methode ermöglicht, die ich ebenfalls während der letzten Wochen unseres Aufenthaltes in Van speciell für das Studium rudimentärer Inschriften erdacht und ausgearbeitet hatte: die Methode der mathematisch genauen Ausmessung der gesammten Inschrift. Gewöhnlich sind selbst arg zerstörte Inschriften doch noch so weit erhalten, dass man erkennt, häufig genug auf das Millimeter genau, wo eine Zeichengruppe gestanden hat, bezw. wo ein Zwischenraum gewesen ist. Aber selbst wenn das stellenweise in einer Zeile nicht der Fall sein sollte, so ergeben die sonst in der Zeile erkennbaren Zwischenräume fast genau die analogen Maasse für die Zwischenräume an der zerstörten Stelle und damit die Grösse des fehlenden Zeichens. Durch genaues Vermessen aller in der betreffenden Inschrift vorkommenden Zeichengruppen wird die Wahl für das fehlende Zeichen auf einige wenige eingeengt; die genaue Kenntniss des Wortschatzes, sowie etwa noch vorhandene, sonst kaum wahrnehmbare Zeichenspuren ermöglichen schliesslich die genaue Entscheidung.

Nach dieser Methode habe ich zuerst die Rusas-Stele vom Keschisch-Göll bearbeitet. Es dürfte Ihnen vielleicht noch erinnerlich sein, dass auch der noch erhaltene Theil der Stele nur eine rudimentäre Inschrift bietet, da die Anfänge und Enden aller Zeilen fehlen. Bei der bisher üblich gewesenen Publications-Methode konnte jeder sich den Text nach Belieben ergänzen, während die Ausmessung das unmöglich macht und mich in den Stand gesetzt hat, fast alle (bis auf 1 oder 2) Anfänge und Enden mit Sicherheit zu reconstruiren.

Alle diese Umstände zusammen ermöglichten uns die Wiederherstellung der Topsanä-Stelen-Inschriften. Wenn ich mich etwas länger bei diesem Punkt aufgehalten habe, so geschah es, um Ihnen zu zeigen, warum und weshalb die Entzifferung uns so sehr lange in Anspruch genommen hat.

Gewiss würden Viele schon nach wenigen Tagen die Geduld verloren und die anstrengende Arbeit aufgegeben haben und mit der befriedigenden Erklärung, die obere Hälfte der Inschriften sei für die Wissenschaft rettungslos verloren, davon gegangen sein. Und wenn auch die Entzifferung viel Zeit und Geld gekostet hat, — wir berichteten Ihnen bereits über den dort herrschenden Mangel an Nahrungsmitteln und Pferdefutter und die erschreckliche Theuerung, — so glauben wir doch alle Ursache zu haben, auf dieses Stück Arbeit stolz sein zu dürfen.

Die dort gewonnenen Resultate sind von der verschiedensten Art, besonders wichtig natürlich in historisch-geographischer Beziehung.

Ich will hier zunächst voranschicken, dass ich schon vor mehreren Jahren aus dem im III. Bande der keilinschriftlichen Bibliothek veröffentlichten Fragment einer Eponymen-Liste geschlossen hatte, dass Sargon, was bisher der Aufmerksamkeit der Assyriologen entgangen war, zwei Feldzüge gegen Mutsatsir geführt hat. Beim Jahre 714 vor Chr. Geb. wird zunächst erwähnt: „ . . . (zerstört) . . Mutsatsir Chaldia“, und wenige, wie ich mich zu erinnern glaube, nur 2 Jahre später liest man am Ende der ganz zerstörten Zeile abermals das Wort . . . Mutsatsir, was zweifelsohne einen abermaligen Feldzug gegen dieses Land andeutet. Diese Thatsache ist, wie ich noch zeigen werde, von Wichtigkeit für unsere Stele.

Unsere Route von Herir an, namentlich aber von Babadschidschick ab bis Rowanduz und auch späterhin bis nach Sidikan hin, ergab zunächst die Unmöglichkeit der bisher vielfach vorherrschenden Ansicht, die Assyrerheere seien über Rowanduz-Sidikan-Kelischin-Pass-Uschnu zum Urmia-See oder vice versa nach Mosul, bezw. Arbela gezogen. Jene Wege sind heute noch, trotz der vor etwa 50—60 Jahren von Kohr Pascha, dem letzten Emir von Rowanduz, angelegten Kunststrasse, einfach unpracticabel für ein Heer: vielfach ist es dabei noch ein Hohn, hier überhaupt nur von einem Saumpfade zu sprechen. Die Passagen sind oft sehr gefährlich, so dass wir grosse Strecken zu Fuss gingen, und trotz aller Vorsicht stürzte beim Passiren einer der eigentlich unpassirbaren Felsenklippen eins unserer Lastthiere viele Meter den steilen, wohl reichlich unter 70° abfallenden Hang hinunter. Man denke sich diese wohl an 1000 *m* und mehr aufstrebenden Steilhänge, diese Schwindel erregenden, felsigen Saumpfade, auf denen man die Höhen erklettert und übersteigt, von einer Handvoll Menschen vertheidigt, um jeden Gedanken daran, dass dies eine Heerstrasse der Assyrer gewesen sei, sofort aufzugeben. Die Vertheidiger hatten nur nöthig, von oben Steine herabrollen zu lassen, um — selbst absolut unangreifbar — jedes feindliche Heer in den oft kaum 15 *m* breiten Thalsohlen — dem einzig möglichen Wege — einfach zu zerschmettern.

Die Assyrer sind also nicht, d. h. so gut wie sicher, niemals, diesen Weg gezogen: sie wählten wahrscheinlich den von Arbela direct nach Osten

über Derbend Gomespān nach Choi Sandschak führenden Weg und gelangten von dort, den Kurtak-Pass übersteigend, auf verhältnissmässig leichtem, bequemem Wege nach Saoutchbulak und an den Urmia-See, eine Route, der seiner Zeit Ker Porter gefolgt ist.

Die assyrischen Inschriften liefern uns übrigens einen, wenn auch indirecten, so doch schlagenden Beweis dafür, dass die Assyrer diese Route, die Kelischin-Pass-Route, nicht gegangen sind. Ich will nicht davon sprechen, dass die Assyrerkönige in ihren Berichten über ihre Feldzüge zum Urmia-See niemals besondere Wegschwierigkeiten erwähnen, was sie vorkommenden Falls sonst immer thun und hier gewiss in ausführlichster Weise gethan hätten, sondern nur darauf hinweisen, dass in diesen Feldzugs-Berichten niemals das Land und die Stadt Mutsatsir erwähnt werden, die sie beide passiren und erobern mussten, ehe sie den Kelischin-Pass erreichten, wie ich noch zeigen werde.

Der Text der Inschrift beweist nehmlich, was ich hier vorwegnehmen will, dass die Stele in allernächster Nähe der Stadt Mutsatsir aufgestellt worden ist, deren spärliche Ueberreste wir denn auch auf einem gegenüberliegenden, von einer kleinen Kuppe gekrönten Plateau aufgefunden haben: die Ruinen der wenig umfangreichen Burg auf jener Kuppe sind in Luftlinie kaum mehr als 1—1$^1/_2$ *km* entfernt von der Stele.

Sargon berichtet uns nun aber in seinen Prunk-Inschriften, dass er Urzana von Mutsatsir bekriegt habe, bis nach der Stadt Mutsatsir selbst vorgedrungen sei, diese geplündert und die Statuen des Gottes Chaldia und der Göttin Bagbartu nach Assyrien entführt habe, während Urzana bei seiner Annäherung entflohen sei. Er fügt hinzu, dass jene beiden Götter zugleich diejenigen Rusas' von Urartu (Chaldia-Biaina) gewesen seien, der auf die Kunde von der Wegführung seiner Götter, in gewaltiger Furcht vor ihm, sich verzweiflungsvoll selbst erdolcht habe. Dass dieser Bericht von dem Selbstmorde Rusas', bezw. wenigstens die Ursache desselben im höchsten Grade unglaubwürdig ist, liegt für mich auf der Hand; Götterstatuen sind zu leicht ersetzt, als dass wegen eines solchen Grundes einer der mächtigsten Herrscher Selbstmord begehen sollte! Wahrscheinlich ist Rusas einige Zeit später eines plötzlichen, vielleicht sehr plötzlichen Todes gestorben, was die Speichellecker des Assyrerkönigs veranlasste, ihm obige Schauermär von dem schimpflichen Ende seines gefürchteten Gegners zu erfinden.

Wie aber kam nun Sargon nach Mutsatsir, wenn nicht über Rowanduz? Von Süden her hätte er überall ebenso schwierige und noch schwierigere Passagen gefunden, und im Norden grenzte Mutsatsir an Biaina-Chaldia, ein Land, in das einzudringen Sargon sich wohl gehütet hat, trotz aller Ruhmredigkeit und Prahlerei seiner Prunk-Inschriften. Somit bleibt nur der Weg von Osten her übrig, und auch von dort her giebt es nur einen Zugang zu Mutsatsir, nehmlich die Passage über den Kelischin-Pass, der

in Luftlinie nicht mehr als 20—25 *km* von der Stadt Mutsatsir entfernt liegt. Auf diesem Wege allein konnte Sargon hierher gelangen und, was sehr wesentlich ist, ganz plötzlich hierher gelangen, Urzana und seine Truppen im eigenen Lande überfallen. Wir wissen aus Sargon's Prunk-Inschriften, dass er in beständigem Kampfe gegen seinen mächtigen Nachbar, den Chalderkönig Rusas I., Sohn Sardur's III., lag, wenn er es auch nie wagte, ihn direct anzugreifen, während andererseits auch Rusas es vermied, offenen Krieg mit Assyrien zu beginnen, sich darauf beschränkend, seine Nachbarn, die ihm halb unterworfenen, halb verbündeten Fürsten der Reiche Mannai, Mutsatsir usw. zum Kriege gegen Assyrien, zur Auflehnung gegen dessen ihnen früher aufgezwungene Oberhoheit zu veranlassen und sie hierin zu unterstützen. So sehen wir denn Sargon in jahrelangem Kampfe gegen die Fürsten und Könige des Mannäer-Landes, und aus allen seinen grosssprecherischen Siegesberichten geht mit zwingender Deutlichkeit nur das Eine hervor, dass er nicht erfolgreich war, nichts wie Schlappen dort erlitt, wenigstens bis zu dem Tode Rusas'. Eigentlich erzählt uns Sargon fortgesetzt nur von den Erfolgen seines Gegners. Nach dem Tode des Assyrien freundlich gesinnten Mannäer-Königs Iranzu gelangt dessen ebenfalls assyrisch gesinnter Sohn Aza auf den Thron, freilich nur für kurze Zeit; denn es gelingt Rusas, unter den chaldisch gesinnten Statthaltern und Fürsten des Mannäer-Landes eine Verschwörung anzuzetteln, in Folge deren Aza ermordet und sein chaldisch gesinnter Bruder Ullusunu mit Rusas' Hülfe auf den Thron gehoben wird. Zwar prahlt nun Sargon in seinen Berichten mit den Erfolgen und Schlachten, die er in jahrelangen Kämpfen in Mannai errungen haben will; allein die Thatsache, dass er den ihm feindlich gesinnten Ullusunu beim Friedensschluss als König auf dem Thron belassen muss, und dass er uns nur von der Besiegung vereinzelter Statthalter, z. B. Bagdatti's, berichten kann, beweist deutlich, dass er nichts ausrichten konnte gegen den von Rusas unterstützten Mannäer-König. So sehen wir ihn denn auch bald wieder in neuem Kriege gegen dieses Land begriffen; wollte er hier definitive Erfolge erringen, so musste er vor allen Dingen danach trachten, wenn irgend möglich dem Mannäer-Könige die Zufuhr von Hülfstruppen und anderen Unterstützungen aus dem Chalder-Reiche abzuschneiden. Das aber war nicht leicht. Die grosse Kriegsroute der Chalder-Könige nach den südlichen Gebieten hin, nach Mutsatsir und dem am Süd-Ufer des Urmia-Sees gelegenen Mannäer-Lande, führte von Van über Baschkala nach Mutsatsir, wo die bisher südliche Richtung des Weges in fast genaue Ostrichtung überging und nach Uebersteigung des Kelischin-Passes die Chalder-Heere nach Uschni (auch Schino genannt) hinunterführte. Der Kelischin-Pass aber als Zugang zu Mutsatsir und den südlichen Theilen des Chalder-Reiches war während der Sommermonate (Mai bis October) — die anderen Monate hindurch verhindern die dort fallenden, bezw.

zusammengewehten Schneemassen jede Passage über den 3000 *m* hohen Pass — sicher ständig gut bewacht, was um so leichter durchzuführen war, als aller Wahrscheinlichkeit nach die Anwohner jener Gebirgskette, so wie heute, so auch vor 2600 Jahren die Gewohnheit hatten, Anfang oder Mitte Mai mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel und ihrem gesammten Viehstand die kühleren, schön begrasten Gebirgshöhen zu beziehen und bis in die Nähe des Passes selbst mit ihren Zelten hinaufzusteigen. Es sei hier kurz bemerkt, dass das wilde Gebirgsland zwischen Rowanduz und der Kelischin-Kette, das Gebiet des Reiches Mutsatsir, zwar prächtige Matten und herrlichen Wald, aber fast gar kein Ackerland aufweist, so dass nothwendigerweise die dortige Bevölkerung, wie heute, so auch früher auf Viehzucht als Hauptbeschäftigung angewiesen war.

Somit erschien für den Assyrerkönig ein Eindringen in Mutsatsir selbst nur möglich, wenn er den Pass durch Ueberrumpelung nehmen konnte; einmal oben angelangt, bot das Herabsteigen nach Mutsatsir weiter keine Schwierigkeiten mehr. Eine solche Ueberrumpelung konnte nicht besonders schwierig sein. Einerseits waren die Gebirgsbewohner durch die Thatsache, dass keiner der Assyrer-Könige auf den zahlreichen Feldzügen zum Süd-Ufer des Urmia-Sees hin jemals daran gedacht hatte, diesen Weg forciren zu wollen, dass selbst S a r g o n' s Heere stets in respectvoller Entfernung an ihm vorbeigezogen waren, sicher allmählich sorgloser und weniger wachsam geworden; andererseits ist der Aufstieg zum Kelischin-Pass von der persischen Seite her keineswegs besonders beschwerlich: in 4 Stunden kann man von Hae(k), dem am Fusse der Passkette belegenen Kurdendorfe, in 6 Stunden von Uschni bequem hinaufsteigen. Und früher, als noch der grosse chaldische Kriegsweg als f a h r b a r e S t r a s s e dort existirte, war der Aufstieg noch leichter, als heutzutage.

So gelang dem assyrischen Heere die Forcirung des Passes. Als U r z a n a das Anrücken desselben erfuhr, entfloh er, und zwar zu R u s a s, wie wir noch sehen werden; denn das kaum oder nur schwach befestigte Mutsatsir konnte einem feindlichen Angriff kaum widerstehen. U r z a n a und seine Vorfahren hatten sich auf die von Natur aus kaum zugängliche Lage ihrer Stadt verlassen und demgemäss wenig oder gar nichts für deren Befestigung und Vertheidigung gethan. Die Assyrer andererseits mussten sich darauf beschränken, die Stadt, das Königsschloss und namentlich den grossen Chaldis-Tempel, — letzterer zugleich ein Haupt-Heiligthum der Chalder-Könige, noch aus der Zeit stammend, da die Chalder in der Nähe von Mutsatsir siedelten, von wo aus sie dann die nördlichen Gebiete eroberten, — zu plündern; dann traten sie den Rückzug an, da die himmelanstrebenden Bergketten wenig zum weiteren Vorrücken einluden, und das dünnbevölkerte Land mit seiner feindseligen Bevölkerung nicht in der Lage war, die für den Unterhalt grösserer Heeresmassen erforderlichen Lebensmittel für längere Zeit zu liefern.

Wie es kam, dass wenige Jahre später das assyrische Heer diesen Ueberfall wiederholen konnte, ist mir vorläufig unklar: dass die Assyrer aber bis nach Mutsatsir selbst vorgedrungen sind, dafür liegen Anzeichen vor, die, wenn nicht Gewissheit, so doch höchste, allerhöchste Wahrscheinlichkeit dafür ergeben.

II. Brief aus Van, 31. Mai. (Fortsetzung.)

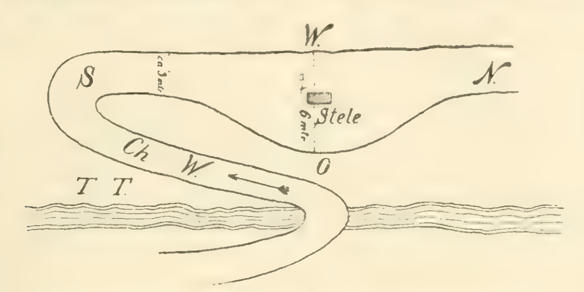
Ich habe wiederholt von der alten Heerstrasse der Chalder gesprochen, die nach und vorbei an Mutsatsir führt.

Diese Strasse ist noch gegenwärtig dort sehr gut erhalten, so zwar, dass sie noch heute auf grosse Strecken befahrbar ist. Dass die Strasse nicht nur für Fussgänger und Reiter, also für den Marsch von Truppen, sondern auch als Fahrstrasse, zur Beförderung der Kriegswagen usw. bestimmt war, zeigt eine Reihe prägnanter Merkmale. Dafür spricht schon die Breite des Weges, die selten unter $2^1/_2$—3 *m* beträgt, die Vermeidung aller stark fallenden oder steigenden Flächen, vor allen Dingen aber der Umstand, dass die Strasse auch über sanft ansteigende Hügel, die dem Marsche von Fussgängern und Reitern kaum irgend welche Schwierigkeiten darbieten, nicht hinweggeführt ist, sondern durch dieselben hindurchgelegt ist, sie durchschneidet. Selbst leichtes Gefährt könnte diese Hügel anstandslos passiren, ebenso die hier üblichen Gebirgskanonen, und niemals würde die heutige Bevölkerung oder selbst die Regierung daran denken oder es für nöthig erachten, einen zu construirenden Weg nicht über die Hügel hinweg, sondern durch sie hindurch anzulegen. Anders, wenn es sich um schweres Fuhrwerk handelt, um grosse vierrädrige Wagen, wie solche auf den auf Toprakkaleh von uns gefundenen Thonsiegeln abgebildet sind: für deren bequemen Transport war ein glatter, möglichst ebener oder nur langsam ansteigender, bezw. fallender Weg eine Nothwendigkeit. Natürlich ist der Weg in diesen Defiléen, von denen wir einige besonders interessante, bezw. instructive photographirt haben, bedeutend schmaler, nur gerade so breit, wie es für die Passage der Kriegswagen erforderlich war.

Die schmalsten Wegstellen hier zeigten eine Breite von 1,70 *m* an der Sohle der Strasse, was einen Schluss auf die Breite der chaldischen Kriegswagen gestattet.

Dass diese Strasse nicht etwa erst in neuerer Zeit angelegt ist, beweist die Art und Weise der Aufstellung der Stele, die sich nicht, wie in den Berichten früherer Reisender zu lesen, seitlich von diesem Wege befindet, sondern vielmehr auf dem Wege selbst aufgestellt ist. Und zwar weist die Strasse an dieser Stelle eine sehr beträchtliche Erweiterung auf: sie ist bis zu einer Maximalbreite von etwa 6 *m* plateauartig (in der skizzirten Weise) derart angelegt, dass man um die Stele ganz bequem mit einem Wagen herumfahren kann. Man wollte also alle Inschriften

der vierseitig beschriebenen Stele dem Beschauer bequem zugänglich machen. An der Stele stehend und deren Inschriften lesend, konnte der



Ch W Chalder-Weg, von Sidikan herkommend.
T T Topsanä Tschai.

Beschauer während der Ruhepausen das Auge über die auf dem jenseit des Topsanä-Tschai sich erhebenden, höher gelegenen Plateau erbaute Stadt Mutsatsir hinwegschweifen lassen, von der im Text der Inschriften fast unausgesetzt die Rede ist. Bei *a* unmittelbar neben der Stele steht ein schattenspendender Baum.

Zunächst jedoch noch einige Worte zur geographischen Fixirung der Stele. In den bisherigen Reiseberichten ist dieselbe immer als „Stele von Sidikan“ (Sadikan, auch Sidakan) erwähnt, — eine nicht ganz zutreffende Bezeichnung, denn abgesehen davon, dass die Stele näher nach Topsanä zu (etwa 1500 *m* entfernt), als nach Sidikan zu (etwa 2500 *m* entfernt) steht, ist sie auch so aufgestellt, dass man von ihr aus wohl das nur 5—6 Häuser zählende Kurdendörfchen Topsanä, nicht aber das etwa 25 Häuser enthaltende Kurdendorf Sidikan erblicken kann, welches durch eine fast im rechten Winkel erfolgende Wegbiegung und dazwischen liegende Bergrücken dem Auge vollkommen entzogen ist. Die falsche Bezeichnung erklärt sich aber leicht durch den Umstand, dass die von ihr berichtenden Reisenden von Sidikan her kamen und so die Stele nach dem ihnen bereits bekannten, kaum von ihnen verlassenen Dorfe benannten, während Rawlinson, der die Stele zuerst signalisirte, von den ihn informirenden Kurden naturgemäss das viel grössere und bedeutendere Sidikan, in dem sich ehemals die kleine Burg eines Kurden-Begs erhob, als das nächstgelegene Dorf nennen hörte. Die treffendste Bezeichnung wäre natürlich „Stele von Mutsatsir“; will man aber moderne Namen wählen, so „Stele von Topsanä (Sidikan)“, wobei die beigefügte Klammer die Identität derselben mit der bisher als „Stele von Sidikan“ bezeichneten Inschrift andeuten soll. Sidikan (mitunter auch Sidaka von den Kurden ausgesprochen) liegt etwa 6—7 Reitstunden (d. h. türkische Reitstunden zu je 6—7 *km*) = rund 40 *km* östlich von Rowanduz, Topsanä noch 4 *km* östlich von Sidikan. Von Topsanä gelangt man auf verhältnissmässig leichtem Anstiege in 6—7 Stunden auf den Kelischin-Pass hinauf, wo etwa 100 Jahre vor der Aufstellung der Stele durch Rusas I. dessen

Urgrossvater Ispuinis und dessen Sohn Menuas die berühmte Kelischin-Stele errichteten, deren im Uebrigen sehr interessanter Inhalt sich indessen in Bezug auf historische Daten und Bedeutung mit dem der Stele von Topsanä nicht messen kann.

Ich wollte auch dieses Mal wieder der Kelischin-Stele einen Besuch abstatten, deren zerstörte Inschrift-Partien mittelst der Messmethode reconstruiren und zugleich einige Abklatsche der Inschriften anfertigen, was uns bei unserem wiederholten Besuch der Stele im August vorigen Jahres bei dem auf der Passhöhe herrschenden wüthenden Sturme und der unglaublichen Unsicherheit der Verhältnisse, die das Aufschlagen eines Zeltes und Uebernachten bei der Stele selbst als ein lebensgefährliches Wagestück erscheinen liessen, nicht möglich gewesen war. Ich drang auch durch die um jene Zeit (es war am 9. April) hier noch recht beträchtlichen Schneemassen bis zu einer Höhe von etwa 2000 *m* vor und war kaum mehr als $1\frac{1}{2}$—2 Wegstunden (d. h. zur Sommerszeit, bei den gegenwärtigen Schneeverhältnissen aber hätten wir natürlich 4, auch 5 Stunden nöthig gehabt) vom Kelischin-Pass entfernt; dann aber weigerten sich meine arbeitsscheuen und wohl auch für ihr Leben besorgten kurdischen Arbeiter, mich weiter zu begleiten. Sie schützten vor, man könne nicht durch den angeblich haushohen Schnee hindurch, und wiesen andererseits mein Ansinnen, einen Weg durch den Schnee, wo es erforderlich sein sollte, hindurchzuschaufeln, mit Entrüstung, gleichsam als eine Beleidigung, zurück. Es half auch nichts, dass ich ihnen persönlich zeigte, wie man die Schneefelder passiren könne, ohne zu versinken, indem ich mehrere Hundert Meter vorwärtsging, dabei kaum mehr als 15—20 *cm* einsinkend; sie fürchteten aber, vielleicht arbeiten zu müssen, und kehrten deshalb einfach um, dadurch natürlich auch mich zur Rückkehr zwingend. Es that mir das um so mehr leid, als damals durch die jeden Verkehr absolut verhindernden Schneemassen die denkbar grösste Sicherheit auf dem verödeten Pass herrschte, ich also in vollkommener Ruhe diese zeitraubende Arbeit hätte erledigen können. Falls es sich ermöglichen lässt, will ich indessen späterhin doch noch einmal hingehen, um auch den Text dieser wichtigen und in ihrem Bestand gefährdeten Inschrift für die Wissenschaft zu sichern und zu retten.

Ueber die spätere Wegrichtung der chaldischen Heerstrasse lässt sich nur wenig sagen: die Zeit war einerseits zu kurz, um in dieser Beziehung viel constatiren zu können, andererseits wäre, wenn anders man hierüber sichere Resultate erlangen will, eine Special-Untersuchung erforderlich. So musste ich mich auf einige Haupt-Daten beschränken, umsomehr, als mein späterer Ritt nach Norden, bis nach Van hin, leider in Folge der ungünstigen Verhältnisse nicht von Topsanä oder Sidikan aus beginnen konnte, ich vielmehr gezwungen war, zunächst nach Rowanduz zurück-

zukehren, um dann von dort in fast genauer Nordrichtung nach Van zu marschiren.

Die Chalder-Strasse kommt von N., bezw. NNO. herunter bis nach Sidikan, wo sie dann nach O. umbiegt, um über Topsanä und Baneh nach dem Kelischin-Pass zu laufen. Es besteht für den Marsch von etwa 75 *km* in NNO.-Richtung keinerlei Schwierigkeit auf diesem Wege, der durch ein mässig hügeliges Gebirgsland führt, in dem sehr oft auch heute noch die vorhandenen Strassen den Verkehr von Wagen — Arabe — gestatten würden, wäre nicht ein solches Transportmittel absolut unbekannt in diesen rein kurdischen Districten. Späterhin freilich führt der Weg, den wir verfolgten, zum Theil durch sehr wildes Gebirgsland, an den Steilhängen gigantischer Berge entlang und über die reissenden, sehr wasserreichen Quellströme des grossen Zab hinweg, die man einen grossen Theil des Jahres hindurch nicht anders, als auf Brücken passiren kann. Die interessanteste derselben, interessant sowohl durch die grossartig wilde Romantik der Gegend, wie durch die Gefährlichkeit der Passage, ist die über den brausenden Haruna-Tschai hinwegführende Brücke, die gerade am Westfusse des Audellkiu Dagh angelegt ist, dort wo dieser bedeutende Quellstrom des Zab aus enger Felsenspalte herausschiesst. Die aus drei, viel zu dünnen Baumstämmen mit darübergelegtem weitmaschigem Flechtwerk bestehende Hängebrücke schwankt beim Passiren so bedenklich hin und her, dass die Moslem und so auch die mich begleitenden 8 Zaptieh — erst zum Gebet niederknieen und den Schutz Allahs anrufen, ehe sie die gefährliche Passage antreten, und dass sie, am anderen Ufer glücklich angekommen, dann abermals niederknieen, um Gott für die Errettung aus Lebensgefahr zu danken! Nicht viel besser construirt sind alle Brücken in jenem Gebiet, die übrigens augenscheinlich seit uralten Zeiten an den mit grosser Sorgfalt ausgewählten Uebergangs-Stellen existirt haben müssen.

Unser Weg führte ständig parallel mit der persisch-türkischen Grenze, von ihr etwa 45—50 *km* entfernt, nach Norden. Ich weiss nicht, ob näher nach der Grenze zu noch die Möglichkeit einer anderen Passage existirt, konnte darüber auch von den von mir befragten Kurden nichts Sicheres in Erfahrung bringen. Es muss also einstweilen dahingestellt bleiben, ob auch die Chalder-Heere auf dem von mir zurückgelegten Wege gezogen sind. Meine speciell auf die Existenz von Spuren alter Wegebauten gerichtete Aufmerksamkeit war meist resultatlos; es kann ja auch nicht weiter überraschen, dass der Weg dort, wo er an den Steilhängen der Berge entlang führte, mithin besondere Constructionen erforderte, in den etwa 2500 Jahren, die seit der Vernichtung des Chalder-Reiches verstrichen sind, durch die mit furchtbarer Gewalt von den Berglehnen niederstürzenden Regenwässer, durch Wolkenbrüche usw. allmählich vollständig, meist spurlos verschwunden ist, um so mehr, als späterhin sicherlich nicht mehr das Geringste für die Unterhaltung dieses durch

den Untergang des assyrischen Reiches überflüssig gewordenen Kriegsweges gethan worden ist. Wenn überhaupt, so kann man demnach nur an besonders günstig gelegenen, geschützten Stellen derartige Spuren alten Wegebaues erwarten, sofern, was ich allerdings für sehr wahrscheinlich halte, die Chalder überhaupt hier gezogen sind. Eine derartige Stelle befindet sich z. B. unmittelbar beim Dorfe Kaniresch, etwa 2 Stunden (= 10 bis 12 *km*) NO. von der Brücke über den Haruna-Tschai, wo nicht nur der bis dahin oft kaum 0.6 bis 0.7 *m* breite Fusspfad plötzlich in eine mehr als 3 *m* breite, gut angelegte Strasse übergeht, die allerdings bei der nächsten Wegbiegung, wo ungünstige Verhältnisse für die Erhaltung des Weges vorherrschen, ebenso plötzlich wieder verschwindet, sondern auch mehrere niedrige, der Passage von Reitern und Fussgängern nicht die geringste Schwierigkeit darbietende Hügel von dem Wege in derselben Weise und fast genau in derselben Breite, wie bei Topsanä, durchschnitten werden. Stellenweise bemerkt man dort am Wegrande noch Stützmauern, aus kyklopischen Steinen hergestellt. Bei erträglichen Terrain-Verhältnissen läuft dann der Weg etwa 50 *km* weiter nach Norden bis in das Thal des an Neeri vorbeifliessenden Zerzan-Tschai, wo auf einer Strecke von 35—40 *km* die Anlegung einer fahrbaren Strasse in dem engen wilden Gebirgsthal häufig sehr grossen Schwierigkeiten begegnet sein muss, um dann auf gutem, oft ganz ebenem Terrain durch die Gauwa-Ebene nach Diza und nach Ueberschreitung der letzten grossen Bergrücken nach Baschkala zu führen. Von hier, aus der breiten Thalebene des Zab Albag, des bedeutendsten und längsten aller Zab-Quellströme, der etwa 50 *km* weiter nördlich in den Ketten des Chotur Dagh entspringt, gelangt man nach Uebersteigung des etwa 2750 *m* hohen Tschuch-Passes in die Thal-Ebene des Choschab-Tschai und an ihm entlang ohne besondere Wegschwierigkeiten nach Van. Auf diesem Aufstiege zum Tschuch-Pass hinauf findet man noch überall deutliche Spuren und Reste des alten bequemen Fahrweges, und $7^1/_2$ *km* südlich von der Passhöhe passirt man ein riesiges Felsenthor, das in einer Breite von etwa 4 *m*, an 15 *m* tief durch das Bergmassiv gehauen worden ist. Nur für den Transport von Wagen ist dieses Felsenthor unbedingt erforderlich; Fussgänger und Reiter, wie auch Lastthiere könnten seitlich an den Berghängen entlang passiren, und es unterliegt kaum einem Zweifel, dass wir es hier mit einem Werke der Chalder zu thun haben. Nebenbei bemerkt, ist jener Weg, sofern der Pass von Vertheidigern besetzt ist, kaum für ein feindliches Heer zu passiren, was ich für diejenigen bemerken will, die immer wieder die assyrischen Heere direct von Süden her gegen Van vorrücken lassen.

Im Allgemeinen dürfte also die grosse Heeres-Strasse der Chalder in der bezeichneten Richtung verlaufen sein. Bei Sidikan selbst, nach Ueberschreitung des Rubari Bōrēh (= Bōrēh-Tschai), gabelt sich dann der Weg in der im Nachstehenden kurz angegebenen Weise: Die eine Route führt

direct zum Burghügel von Mutsatsir, der heute bei den Kurden den Namen Schkenna führt, und dann am Borēh-Tschai entlang aufwärts nach dem etwa $2^1/_2$ Stunden weiter entfernten Dorfe Boreh. Der andere Zweig dagegen läuft am Rande des Nord-Abhanges des Plateaus von Mutsatsir — das hier steil zum Topsanä-Tschai abfällt — bis etwas oberhalb der Stele, wo der Weg rückwärts umbiegend diesen Bach überschreitet, dann nur knapp 100 *m* westlich von der Stele abermals umbiegt, um an ihr vorbei nach Topsanä zu führen. Das hohe Alter des ersteren Weges ist absolut sichergestellt durch einen gerade am Fusse des Burghügels sich hinziehenden, etwa 80 *m* langen und bis zu 4—5 *m* tiefen Durchhau durch das Felsgestein des Berges, der an der Sohle 1,80 *m* breit ist und auch hier lediglich für die Passage von schweren Wagen erforderlich war und ist. Im Osten ist das Plateau von Mutsatsir begrenzt durch eine fast nordsüdlich verlaufende kleine Schlucht, jenseit deren sich ein steil abfallender hoher Bergrücken erhebt. Vom Burghügel aus führte ein grosser Fahrweg auf dem Grunde dieser Schlucht entlang zum Topsanä-Tschai hinab, um sich dort mit der Haupt-Route zu vereinigen, so dass also die Chalder-Könige, ob von Van kommend, ob vom Urmia-See, auf kürzestem, directem Wege nach Mutsatsir gelangen konnten.

Bezüglich der Construction dieser Heerstrasse wäre noch zu erwähnen, dass überall da, wo dieselbe an steiler abfallenden Hängen entlang führt, wo mithin Gefahr der Zerstörung durch Regengüsse usw. vorlag, Stützmauern aus grosen Steinen und Felsblöcken angebracht waren, die noch heute auf grosse Strecken hin bei Topsanä erkennbar sind. Wie beim Bau ihrer Canäle, Stau-Seen, Burgen usw. haben die Chalder auch hier bei der Anlage von Wegen grosse Kenntnisse entwickelt.

Von Stadt und Burg des ehemaligen Mutsatsir ist wenig mehr zu sehen. Auf dem nur geringen Umfang besitzenden Burghügel, der unter etwa 30° sich bis zu einer Höhe von etwa 25—30 *m* aus dem Plateau heraushebt, bemerkt man neueres, bis fast zum Boden zerstörtes Festungsgemäuer, bestehend aus lose aufeinandergeschichteten kleineren Feld- und Rollsteinen. Daneben aber erblickt man deutlich die Fundamente der alten chaldisch-mutsatsiräischen Burganlage, nur stellenweise aus dem Boden herausragend, aber überall doch so weit freiliegend, dass man die Mauer verfolgen kann.

Die innerste Mauer auf der Kuppe der Burg, aus mächtigen, kaum oder nur wenig weiter zugerichteten Felsblöcken hergestellt, und zwar ohne Mörtelverband, von 3,40 bis 4,60 *m* Dicke, umschliesst ein fast quadratisches Terrain von 36 × 32 *m* Grösse, in dem natürlich nur der königliche Palast und der Tempel des Chaldis Platz finden konnten. Hierbei sei bemerkt, dass die Tempelbauten der Chalder sich durch ihre auffallende Kleinheit auszeichnen; selbst der Haupttempel der Nation auf Toprakkaleh war nach den von uns aufgedeckten Fundamenten ein

lächerlich kleines Gebäude, freilich von hervorragend schöner Ausführung. Heute bemerkt man im Innern dieses Mauervierecks die Trümmerstätten vieler Wohnhäuser, bestehend aus niedrigen Vierecken von kleinen Rollsteinen, die im Innenraum fast gar keine Steine enthalten. Auch aussen an den Mauern entlang, den neuen wie den alten, ziehen sich ebensolche Steinhaufen-Vierecke hin. Weiter unten auf dem Plateau bemerkt man die Reste sich lang hinziehender Festungs-Mauern, die aber, da meist nur aus kleineren Steinen hergestellt, einem belagernden Heere schwerlich auf längere Zeit haben widerstehen können. Das Plateau selbst und der dicht an seinem Südabhange befindliche Burghügel fallen ausserordentlich steil, — anfänglich unter 45°, zuletzt unter reichlich 70°, zum Bōrēh Rubari herunter; der Abfall nach Norden zum Topsanä-Tschai ist zwar auch recht steil (etwa 45°), aber immerhin doch noch, wenn auch mit einiger Anstrengung, erklimmbar.

Der ganze Augenschein lehrt, dass Mutsatsir keinenfalls ein stark befestigter Platz gewesen ist; die Beherrscher desselben vertrauten weit mehr auf die rauhe Natur ihres Gebirgslandes und die dadurch gegebenen natürlichen Vertheidigungsmittel. Das scheint auch in späterer Zeit so geblieben zu sein; denn selbst die neueren kurdischen Burgen in Sidikan, Badlian, Rowanduz usw. sind von auffallender Kleinheit und nicht im Stande, einem heranrückenden Belagerungsheer irgendwie nennenswerthen Widerstand zu leisten. Für einen Eroberer bot ja auch das rauhe Gebirgsland mit seiner freiheitsliebenden, nomadisirenden Bevölkerung an und für sich wenig Reiz; nur schwerwiegende politische Gründe konnten zu einem Kriegszuge dorthin veranlassen, wie bei Sargon und wie auch in neuerer Zeit noch bei den Türken, die thatsächlich erst seit etwa 50 Jahren, seit dem Kriege gegen Kohr Pascha, den Emir von Rowanduz, die Herren dieses bis dahin so gut wie unabhängigen Gebietes geworden sind.

Irgend welche Ausgrabungen sind auf der Stätte der Burg oder der ehemaligen Stadt von Mutsatsir bisher nicht gemacht worden, wie mir Hassan Aga, Hussein Aga's Sohn, Herr des Dorfes Topsanä und seit Kurzem auch „Herr von Mutsatsir" berichtet, der dieses Plateau nebst allen angrenzenden Liegenschaften von den vielen kleinen früheren Besitzern für den Preis von 200 türkischen Pfund gekauft hat. In seinem gastlichen, aber leider von Ungeziefer wimmelnden Hause wohnten wir während der Zeit unseres Aufenthaltes dort. Irgendwie erhebliche Funde sind dort auch, ausser in den Ruinen des Chaldis-Tempels, nicht zu erwarten; im Uebrigen würden etwaige Ausgrabungen bei der geringen Grösse des in Frage kommenden Terrains leicht und mit geringen Mitteln durchzuführen sein.

Der Text der Inschrift fixirt aber nicht nur die geographische Lage von Mutsatsir, uns hierdurch eine Basis für die Reconstruction der alten Geographie des ganzen Gebietes zwischen Arbela-Erbil, Choi-Sandschak,

Sautchbulak, Kelischin und Rowanduz gebend, sondern er gestattet uns auch die annähernde Bestimmung weiterer, in den assyrischen Inschriften oft erwähnter Gebiete.

Zunächst wird in der chaldischen Inschrift das Land Lulu in einer Weise erwähnt, dass dessen Lage als eine Mutsatsir benachbarte kaum zweifelhaft erscheinen kann.

Andererseits aber zeigen die assyrischen Inschriften, wenn auch indirect, dass dieses Land Lulu an der Grenze Assyriens lag; denn nur so ist es erklärlich und leicht verständlich, dass an 2 verschiedenen Stellen in den Annalen Asurnasirpal's bei der Erwähnung der Namen von Städten oder Gebirgen hinzugefügt wird, dass die Bewohner von Lulu dafür andere Namen (die angeführt werden) hätten. Hierdurch gewinnen die zahlreichen Kriegszüge Asurnasirpal's in jene Gebiete weitere Beleuchtung und Erklärung. Und wenn dieser Herrscher von den Bewohnern Sipirmina's, das wir ebenfalls irgendwo zwischen Rowanduz im Norden, Choi-Sandschak und der Ebene von Erbil im Süden zu suchen haben, erzählt, dass sie einen Sprachfehler hätten und wie „Weiber" sprächen (lispelten), so sei dem gegenüber darauf hingewiesen, dass auch heute noch die ganze Bevölkerung des erwähnten Districtes einen derartigen Sprachfehler besitzt, das Tsch nicht aussprechen kann, stets Ts dafür spricht, also z. B. statt Tschai (Fluss) stets Tsai sagt u. s. f.

Die genauere Localisirung dieser Gebiets- und Ortsnamen ist von einiger Wichtigkeit für die älteste babylonisch-assyrische Mythologie, wie auch für die biblische Tradition, namentlich hinsichtlich der Sintfluth-Sage. Bekanntlich treibt das Schiff des Xisuthros nach Norden, bis es dort irgendwo auf einem bisher der Lage nach unbekannten Berge, Nisir genannt, landet. Dass wir es hier mit irgend einem der Bergriesen zu thun haben, welche in langer Kette von Dschesireh im Westen bis Erbil im Osten die mesopotamische Ebene im Norden begrenzen, liegt auf der Hand, und es ist seit Jahren meine Ansicht gewesen, dass der von Asurnasirpal auf seinem Kriegszuge gegen Bunasi, „die (eine) Stadt des Mutsatsina", wie er sie nennt, „eine Stadt von Mutsatsir", wie wir die Stelle zu interpretiren haben (vgl. meinen Nachweis in den „Chaldischen Forschungen"), dort erwähnte Berg Nisir identisch ist mit dem in der babylonischen Sintfluth-Sage erwähnten gleichnamigem Berge. Jene Stelle der Annalen zeigt auch, namentlich zusammengehalten mit den Berichten über die anderen dortigen Feldzüge Asurnasirpal's, dass der Berg Nisir in oder nahe bei dem Gebiete von Lulu lag, wodurch meine frühere Interpretation der „Stadt der Mutsatsina" als „Stadt von Mutsatsir", bezw „der Mutsatsiräer" nunmehr ganz sichergestellt ist.

Diese Auffassung des Kriegsberichtes Asurnasirpal's aber ermöglichte mir auch das Verständniss der Entstehung der biblischen Angabe, dass Noah's Arche auf den Bergen des Landes Ararat gelandet sei.

War Bunasi eine Stadt im Lande Mutsatsir, so gehörte es mit diesem ganzen Gebiete zum Lande Urartu-Biaina-Chaldia, somit lag auch der Berg Nisir im Lande Urartu. Die Juden aber hörten in der babylonischen Gefangenschaft, dass die Arche gelandet sei im Lande Urartu auf dem Berge Nisir; dass sie letzteren Namen bis zu ihrer Rückkehr nach Palästina vergassen, als den eines sie sonst nicht weiter interessirenden Berges, dagegen sehr wohl den Namen des ihnen auch sonst gut kekannten mächtigen Landes Urartu, als denjenigen, in dessen Gebiet die Arche landete, im Gedächtniss behielten, dürfte kaum weiter überraschen. Und so erklärt sich leicht die biblische Angabe, dass die Arche „auf den Bergen des Landes Urartu (Ararat)" gelandet sei.

Und halten wir nun damit zusammen, dass die im nordöstlichen Theile der mesopotamischen Ebene so besonders zahlreichen chaldäischen Christen ihrer Tradition zufolge, einer Tradition, die sie direct von den Assyrern-Babyloniern überkommen konnten und wohl auch überkommen haben, die Arche auf dem Djebel Djudi landen lassen, einer Gebirgskette, die eben einen Theil jener die mesopotamische Ebene im Norden begrenzenden Bergzüge bildet, so gewinnt die oben entwickelte Ansicht einen an Gewissheit grenzenden Grad von Wahrscheinlichkeit. Dass der Djebel Djudi mehr im westlichen Theile jenes Randgebirges liegt, hat wenig zu sagen; die Chaldäer localisirten eben die Stätte der Landung auf dem für sie sichtbaren höchsten Theile jenes Gebirgszuges, auf dem sich nach der babylonisch-assyrischen Behauptung die Arche niedergelassen haben sollte.

Ist so die Entstehung der biblischen Tradition im Allgemeinen erklärt, — übrigens eine mir seit vielen Jahren feststehende Anschauung, — so liefert uns unsere Inschrift nunmehr aber auch die Mittel nachzuweisen, dass es sich bei den „Bergen des Landes Ararat" nicht nur um Urartu-Biaina-Chaldia im Allgemeinen handelt, sondern ganz speciell um jenen Landstrich, in dem Salmanassar II. zum ersten Mal mit den Chaldern handgemein wurde und dessen Name ihm als Urartu angegeben wurde, — ein Provinzname, den die Assyrer-Könige späterhin als Bezeichnung für das ganze weite Reich der Chalder-Könige anwandten. Dass die Assyrer den Namen Urartu aus der Luft gegriffen, für sich selbst erfunden hätten, wird schwerlich jemand behaupten wollen; es muss im Chalder-Reiche einen bedeutenden District gegeben haben, der diesen Namen trug, und zwar einen District nahe der assyrischen Grenze, so dass die Möglichkeit eines feindlichen Zusammenstosses der beiden Völker dort gegeben war. Dass dieser Provinzname auf das ganze Reich späterhin übertragen wurde, ist ja eine nicht sehr seltene Erscheinung; nannte doch Darius die indogermanischen Hai(k) nach dem ihm bekanntesten Stamme derselben O(u)rmeni späterhin insgesammt mit diesem Namen, aus dem unser heutiger Name „Armenier" entstanden ist. Ich benutze die Gelegenheit, darauf

aufmerksam zu machen, dass in den Kriegsberichten Sardur's III. von Chaldia jenseit des Euphrats bei Malatia, bezw. westlich oder nordwestlich davon, eine Stadt „Q(u)rmeni“ erwähnt wird, die aller Wahrscheinlichkeit nach mit obigem Namen zusammenhängt.

Für die Existenz eines „Districts“ Urarṭu, sowie eines wohl gleichlautenden Stammesnamens will ich hier nur anführen, dass in einer alten Liste armenischer Grosswürdenträger und kleinerer Fürsten nach Aufzählung aller grossen Satrapen- und Fürsten-Geschlechter unter der grossen Masse kleinerer, unbedeutenderer Gebietsherren auch ein „Fürst der Araratäer“ erscheint, dessen Name und Titel nichts mit der grossen armenischen Provinz Airarat zu thun hat, deren Satrapen und Herren schon vorher genannt werden.

Auf den Stadtnamen „Uraṭina“, der in den Annalen Tiglathpileser's I. als derjenige einer Stadt der „Kurḫi“ (wofür die späteren Assyrer-Könige „Kirḫi“ schreiben) genannt wird und der so viel bedeutet wie „Stadt der Ura(r)ṭäer, bezw. von Ura(r)ṭu“, habe ich, als auf einen Beweis für die Existenz eines gleichnamigen Chalder-Stammes, schon vor Jahren in den „Chaldischen Forschungen“ hingewiesen, wozu hier noch bemerkt sei, dass die Zugehörigkeit der Kurḫi-Kirḫi zur Chalder-Rasse sich mit Leichtigkeit und einwandfrei aus den assyrischen Inschriften selbst nachweisen lässt. Und wenn auch Jensen jene Erklärung des Stadtnamens wegen des einen fehlenden r und aus sonstigen, der Wissenschaft bisher vorenthaltenen Gründen angefochten hat, so haben inzwischen unsere Reisen in dem von Tiglathpileser I. beschriebenen Gebiet den für die Unterstützung obiger Anschauung sehr gewichtigen Beweis erbracht, dass thatsächlich das gesammte Gebiet bis zum Tigris-Laufe hinunter, von Diarbekir bis Dschesireh und selbst noch südlich über diese Linie hinaus, in ältester Zeit von Chalder-Stämmen bewohnt gewesen ist. Es möge hier kurz erwähnt sein, dass nicht nur die Identificirung der von Asurnasirpal erwähnten Stadt Kipani, bezw. des gleichnamigen Gebietes, sondern auch diejenige der ebenfalls von ihm genannten Stadt Matiant gesichert ist: ersteres bezeichnet Stadt und Gebiet von „Hasan Keph“, letzteres das heutige Midjiat, zwei Localisirungen, die uns auch das Verständniss der assyrischen Feldzüge in jenen Gebieten ermöglichen und eine Erklärung dafür geben, dass Asurnasirpal in dem gar nicht weit davon entfernten, aber schon in der mesopotamischen Ebene gelegenen Orte Babil eine Reihe von Sieges-Stelen errichtete.

Für „Urarṭu“ als Districts-Namen liefert nun unsere Inschrift einen schlagenden Beweis. Zum ersten Male in allen bisher bekannt gewordenen Inschriften der Chalder-Könige erscheint hier der den Assyrern so gebräuchliche Landes-Name Urarṭu, geschrieben mit dem Ideogramm BUR.-BUR., als (Mat) BUR.BUR. in der assyrischen Inschrift dieser Stele. Der vielleicht sich aufdrängende Gedanke, als hätte der Chalder-

König in der assyrischen Inschrift den bei den Assyrern für Biaina-Chaldia gebräuchlichen Landes-Namen angewandt, ist ganz von der Hand zu weisen. Nicht nur erscheint dieser Name sonst niemals in den anderen, in assyrischer Sprache abgefassten Inschriften der Chalder-Könige, auch nicht in der ebenfalls im Gebiete des Reiches Mutsatsir aufgestellten Kelischin-Stele, sondern unsere Inschrift liefert uns auch direct einen Gegenbeweis hierfür. Fünfmal wird in der assyrischen Inschrift, auf die allein es ja in dieser Beziehung ankommt, das Chalder-Reich selbst erwähnt, aber stets unter der Bezeichnung (Mat) Chal-di-a! Die schlagendste Stelle dafür, dass dieses, und nicht der sonst gebräuchliche Name Biaina, der eigentliche und officielle Landes-Name war, ist wohl Zeile 14 bis 16 dieses Textes, wo es heisst: „Und Urzana, der Sohn Schekikajana's, floh nach Chaldia; ich, Rusas, marschirte (mit ihm) bis zu den Bergen des Landes Assur." Und conform hiermit heisst auch in der assyrischen Inschrift der Kelischin-Stele das Chalder-Reich stets „(Mat) Chaldia". Kann sonach nicht der geringste Zweifel darüber obwalten, dass die Chalder-Könige auch in den assyrischen Inschriften ihr Land nie anders denn Chaldia genannt haben, so muss das hier auftretende (Mat) Urartu eben eine andere Bedeutung haben. Es kann nicht der Name des gesammten Chalder-Reiches sein, bleibt nur übrig: der eines Theiles desselben, der einer Provinz, was auch nach dem Text das Wahrscheinlichste ist. Auch dass wir diese Provinz nicht irgendwo im Norden am Van-See oder gar am Ararat (Masis) zu suchen haben, sondern hier in der Nähe von Mutsatsir, liegt auf der Hand, und wir gelangen somit zu dem Resultat, dass der berühmte Berg Nisir nicht nur im Lande Urartu allgemein gesprochen, sondern speciell in der Provinz Urartu gelegen war. Und ich glaube, dass es möglich wäre, diesen Berg genau zu localisiren! Man gehe hinunter in die Ebene von Arbela (Erbil), steige hinauf zu dieser uralten, auf einem riesigen, vollkommen erhaltenen Tell angelegten Stadt, deren Istar-Tempel ein ganz besonders hohes Ansehen bei den Assyrern genoss, und überschaue die im Norden in rund 25 *km* Entfernung sich hinziehende langgestreckte Kette des Randgebirges. Ich nehme die allergrösste Wahrscheinlichkeit dafür in Anspruch, dass der höchste von dort aus zu erblickende Berggipfel identisch ist mit dem Berge Nisir!

Ich bedaure es sehr, dass die Umstände uns nicht gestatteten, über Erbil zurückzukehren und diese Frage definitiv zu erledigen, die ebenso interessant ist für Bibel-Forscher, wie für Assyriologen und Chaldologen.

Einige Ausbeute ergiebt sich auch für die Geographie des Chalder-Reiches aus dieser Inschrift. Zunächst das überraschende Factum, dass Sayce's durch nichts begründete Vermuthung, die Stadt Mutsatsir habe noch den weiteren Namen Ardinis geführt, durch den Text der Inschrift gerechtfertigt erscheint. Denn während in der assyrischen Inschrift unausgesetzt von der Stadt Mutsatsir die Rede ist, ein anderer Stadt-Name über-

haupt nicht vorkommt, wird in der chaldischen Inschrift ebenso unausgesetzt von der Stadt Ardinis gesprochen, die insgesammt 5 mal erwähnt wird und zwar in einer Weise, dass kein Zweifel über deren Identität mit Mutsatsir möglich ist. Selbstverständlich tritt dafür der Stadt-Name Mutsatsir in der chaldischen Inschrift nicht auf.

Aus der Kelischin-Stelen-Inschrift, unserer vorliegenden Inschrift und aus Sargon's Berichten wissen wir nun, dass in Mutsatsir-Ardinis ein Haupt-Heiligthum des Chaldis sich befand, zu dem sogar der Chalder-König mit seinen Grossen und begleitet von zahlreichen Truppen pilgerte, um zu opfern. Letztere Thatsache ergiebt sich aus einem von Scheil im Recueil publicirten Keilschrift-Täfelchen, einem Briefe eines gewissen Kirzana an einen assyrischen Statthalter. Der Ton dieses für die chaldische Geschichte sehr wichtigen Briefes, sowie der gesammte Wortlaut beweisen deutlich, was bisher nicht erkannt worden ist, dass Kirzana ein König von Mutsatsir war.

Es erscheint mir ausserdem gar nicht so unmöglich, dass der Name Kirzana verlesen ist und dass dafür Ur-zana zu lesen wäre, was Scheil durch erneute Prüfung des Täfelchens gewisss leicht feststellen könnte. Denn in dem wichtigen Briefe erwähnt Kir(?)zana u. a. auch, dass der „König von Assyrien" Mutsatsir besucht habe und von ihm dabei nicht gehindert worden sei. Damit ist eine ältere Datirung dieses Täfelchens als die Zeit Sargon's ausgeschlossen; auch kann mit diesem „Besuche" sicherlich nicht der in den Prunk-Inschriften und in den Eponymen-Listen erwähnte Feldzug gegen Mutsatsir gemeint sein. Wohl aber erscheint es denkbar, dass der in derselben Eponymen-Liste einige Jahre später wieder auftauchende Name „Mutsatsir" nicht einen Feldzug, sondern einen wenn auch erzwungenen, so doch mehr friedfertigen Besuch dieser für besonders heilig angesehenen Stadt andeuten soll. Das würde auch der Sachlage am besten entsprechen, denn sicherlich hat Urzana nach dem ersten Ueberfall den Kelischin-Pass nicht mehr unbewacht gelassen, so dass das assyrische Heer ihn unter grossen Opfern hätte forciren müssen. Andererseits aber hatte Urzana durch den Tod Rusas' I. seinen mächtigen Beschützer und Freund so eben erst verloren; die Herrschaft seines Sohnes und Nachfolgers Argistis II. aber war wohl in Chaldia noch nicht so weit gefestigt, dass er auf nachdrücklichen Schutz desselben rechnen konnte, so dass er es kluger Weise gerathen finden konnte, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, sich mit dem Assyrer freundlich zu stellen und ihm den Eintritt in sein Land und den Besuch des, gemäss unserer Inschrift, neu erbauten Chaldis-Tempels zu gestatten.

Sollte indessen die Lesung **Kir**zana richtig sein, so liesse sich dieser neue Herrscher von Mutsatsir ebenfalls chronologisch fixiren: denn noch für einen anderen assyrischen König lässt sich die Möglichkeit eines friedfertigen Besuches in der Stadt Mutsatsir nachweisen.

nemlich für Asarhaddon. Letzterer erzählt uns selbst in seinen Inschriften, dass er die von seinen Vorfahren in den verschiedensten Ländern zusammengeraubten Götter-Statuen ihren rechtmässigen Besitzern wieder zurückgegeben habe. Man hat dieses Vorgehen Asarhaddon's mit einer besonders frommen Gesinnung desselben bisher erklären wollen; ich glaube indessen, dass der wahre Grund hierfür in einer anderen Richtung zu suchen ist. Denn wenn auch Asarhaddon's Palast- und Prunk-Inschriften nur von glänzenden Siegen und grossen Eroberungen zu beberichten wissen, so zeigen uns doch seine nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Gebete an den Sonnengott (veröffentlicht von Knudtzon in den „Assyrischen Gebeten an den Sonnengott"), dass der damalige politische Zustand Assyriens ein nichts weniger als erfreulicher war. Allüberall erhoben sich die Nachbarvölker feindlich gegen das assyrische Reich; wir hören von Asarhaddon selbst von gleichzeitigen Kämpfen gegen die Kimmerier, Mannäer und Rusas II. Argistihinis von Urarṭu, in denen die Feinde assyrische Städte und Gebiete erobert und besetzt haben.

In dieser allseitigen Bedrängniss war der Gedanke naheliegend, dass die aus den Nachbarreichen fortgeschleppten und nach Ninive gebrachten Götter darob dem Lande zürnten und sich an Assyrien zu rächen trachteten, und damit von selbst der Schluss gegeben, diese Götter ihren Ländern zurückzugeben, sie und ihre Völker durch diese Bethätigung einer freundschaftlichen, friedliebenden Gesinnung zu besänftigen und so das von allen Seiten drohende Unheil abzuwenden. Es war also weniger ein Act besonderer Gottesfürchtigkeit Asarhaddon's, als vielmehr politische Klugheit und Nothwendigkeit.

Dass sich unter den von ihm zurückgeschickten Götter-Statuen auch diejenige des Chaldis von Mutsatsir befunden haben wird, ist fast selbstverständlich. Glücklicherweise aber liefert ein einziges, in seiner Bedeutung von den Assyriologen bisher nicht erkanntes oder übersehenes Wort in den Inschriften Asarhaddon's uns auch den thatsächlichen Beweis für die obige Vermuthung. Unter den von Meissner und Rost in den „Bau-Inschriften Asarhaddon's" veröffentlichten Texten befindet sich auch ein Text, in dem dieser König im Anschluss an die Ausführung und Vollendung irgend eines Bauwerkes über die von ihm beschlossene Zurücksendung der Götter-Statuen berichtet. Er erzählt zunächst, wie er die Statue eines besonders mächtigen Gottes zurückgeschickt habe, — der Name ist mir entfallen, irgend welche Bücher habe ich hier nicht zur Hand, muss also die freundliche Nachsicht der Leser erbitten, wenn ich bei diesen Recapitulationen nach dem Gedächtniss den einen oder anderen mehr nebensächlichen Namen oder gar specielle Literatur-Nachweise nicht geben kann. Dann bricht leider der Text der arg verstümmelten Tafel plötzlich ab, aber am Ende einer späteren Zeile ist das eine Wort „Mutsatsir" erhalten.

Es ist mir kaum ein Zweifel denkbar, dass Asarhaddon in der Fortsetzung auch über die Zurückführung der Statue des Chaldis von Mutsatsir berichtet hat. Alle diese Daten sind mir seit Jahren gegenwärtig, haben aber ihre wahre Bedeutung erst durch die von uns aufgefundene Inschrift erhalten.

Sofern also wirklich **Kir**zana zu lesen ist, haben wir diesen König in die Zeit Asarhaddon's zu setzen und anzunehmen, dass letzterer selbst die Gelegenheit der Zurückführung der Chaldis-Statue zu einem Besuche Mutsatsir's benutzt hat.

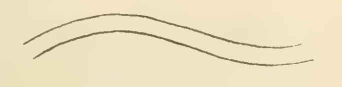
Schliesslich möchte ich noch bemerken, dass die geographische Configuration des Landes mir die Ueberzeugung aufgedrängt hat, dass die politische Grenze des Reiches Chaldia zur Zeit des Ispuinis und der Errichtung der Kelischin-Stele eben durch die Kammhöhe der Kelischin-Kette repräsentirt wurde, trotz der von Ispuinis zum Urmia-See hin unternommenen siegreichen Eroberungszüge, die ihn bis nach Taschtepe und in die Gegend von Mianduâb führten.

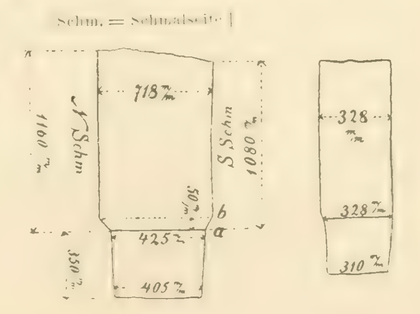
III. Brief aus Van vom 13. Juni. (Schluss.)

Die Stele selbst ist nach dem Compass genau im N. von dem Ruinen-Hügel von Mutsatsir aufgestellt, was indessen nur Zufall ist. Der Schriftstein selbst dagegen ist **genau** nach der Sonne orientirt: so zwar, dass um die Mittagszeit der Schatten der Stele genau in die Pfeilrichtung fällt, ein Beweis, dass die Chalder Mittel und Wege hatten, die wahre Culminationszeit der Sonne genau zu bestimmen. In der Nähe der Stele haben die Kurden an verschiedenen Stellen den Boden durchwühlt und nach den dem Volksglauben nach bei jedem Yasili Tasch (= beschriebenem Stein) vergrabenen Schätzen gesucht, selbstverständlich mit durchaus negativem Erfolge.

Die Stele hat die beigezeichneten Maasse:

Die Länge der Abschrägung für den Sockel 50 *mm*. Die assyrische Haupt-Inschrift ist 980 *mm* lang und endigt etwa 100 *mm* über dem Sockel-Einschnitt *a*, also 50 *mm* über der beginnenden Abschrägung. Keine Trennungslinien zwischen den Zeilen, daher die unregelmässige Schrift, die oft so läuft:





— daher auch die grosse Differenz der Grösse der Schrift-Charaktere, die von 25 bis 41 *mm* schwankt. Die chaldische Haupt-Inschrift, an der Süd-Schmalseite gemessen 1030 *mm* lang, endigt nur 15 *mm* unterhalb des Sockel-Einschnitts *a*, ist also zum Theil noch auf die Abschrägung geschrieben. Auch hier keine Linien.

Die nach Westen blickende, also von Mutsatsir abgewandte Breitseite der Stele enthält die assyrische Haupt-Inschrift, die südliche Schmalseite die dazu gehörige Fluch-Formel; die nach Mutsatsir blickende östliche Breitseite der Stele enthält die chaldische Haupt-Inschrift, die nördliche Schmalseite die dazu gehörige Fluch-Formel, welch letztere nur 200 *mm* lang ist (die assyrische Fluch-Formel ist ein wenig länger), so dass also die Schmalseiten nur theilweise, d. h. unter Berücksichtigung des fehlenden Obertheiles der Stele etwa je zur Hälfte beschrieben gewesen sind[1]). Die Frage, welche Seite die Chalder für die Ehren-Seite hielten, liesse sich nach dieser Stele allein kaum beantworten, aber die Kelischin-Stele giebt darüber Auskunft. Auch dort befindet sich die assyrische Inschrift auf der westlichen, die chaldische auf der östlichen Breitseite der ebenfalls genau nach der Mittagssonne orientirten Stele; aber obgleich sogar die erstere den Anfang, die letztere Fortsetzung und Schluss der Stele repräsentirt, halte ich doch dafür, dass die östliche Breitseite als die ehrenvollere bei den Chaldern galt. Es hatte weit mehr Sinn und Bedeutung, einem vom Urmia-See her heraufsteigenden Fremdling zu erzählen, welche Werke der Chalder-König in dem von dem Wanderer bald zu erreichenden Mutsatsir ausgeführt hatte, als einem von Mutsatsir her auf den Pass hinaufsteigenden Wanderer, der ja so eben erst diese Werke geschaut und dabei gehört hatte, dass sie von dem Chalder-König Ispuinis herrührten, was ihm, wenn niemand sonst, so wenigstens die an den Tempel-Wänden und -Säulen angebrachten Inschriften berichtet hatten. Natürlich aber galt auch die von dem Beschauer zuerst erblickte Seite mit ihrer Inschrift als die Ehren- und Hauptseite.

Es sei hier im Uebrigen darauf hingewiesen, dass unsere Stele, ferner die Kelischin-Stele und die Rusas-Stele am Keschisch-Göll die einzigen bisher bekannt gewordenen chaldischen Stelen-Inschriften repräsentiren, die sich unverrückt an ihrem ursprünglichen Aufstellungsort befinden, während die anderen 20 bisher entdeckten Stelen sämmtlich verschleppt, meist in die Mauern von Klöstern und Kirchen eingelassen sind.

Der obere Theil der Stele von Topsanä fehlt leider, und zwar dürfte, nach den sonstigen Dimensionen des Steines zu urtheilen, die ursprüngliche Länge derselben um etwa die Hälfte der noch vorhandenen, also um etwa

1) Die chaldische Fluch-Formel ist noch 20 *cm* lang, dazu fehlende obere 75 *cm* = 95 *cm*. Die Stele ist jetzt bis zum Sockel-Einschnitt *a* 116 *cm* lang, dazu fehlende obere 75 *cm* = 191 *cm*; 95 = 190 : 2, also reichte die chaldische Inschrift genau bis auf die Hälfte des Steines!

75 *cm* grösser gewesen sein. Danach lässt sich dann ungefähr die Anzahl der fehlenden Zeilen berechnen.

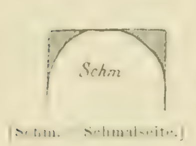
Der oberste, abgerundete Theil der Stelen ist stets unbeschrieben auf eine gewisse Länge hin, die in der Regel 20—25 *cm* beträgt; wir haben also mit etwa 55 *cm* fehlender beschriebener Fläche zu rechnen. Da die Zeilenbreite im Minimum 35 *mm*, im Maximum etwa 45 *mm* beträgt, sonach im Mittel etwa 40 *mm*, so entsprechen obige 55 *cm* = rund 14 Zeilen; in keinem Falle dürften mehr als 20 Zeilen fehlen, wodurch wir bereits zu einer Gesammtlänge des ursprünglichen Steines von 2.50 *m* gelangen würden, dem Maximum, das die sonstigen Dimensionen unbeschadet der Festigkeit und Widerstandsfähigkeit der Steinsäule gestatten würden. Ich halte dafür, dass nicht mehr als rund 15 Zeilen fehlen, freilich mit die wichtigsten, die uns unter Anderem über Urzana's Kampf mit Sargon von Assyrien berichten dürften. Und da die Inschriften auf den Schmalseiten regelmässig 3—4 Zeilen tiefer als auf den Breitseiten beginnen, so fehlen an den Fluch-Formeln 10 bis höchstens 12 Zeilen maximal.

Der fehlende Anfang der üblichen chaldischen Fluch-Formel lässt sich bequem auf 10—11 Zeilen unterbringen, während die verlängerte Fluch-Formel 13—14 Zeilen maximal erfordern würde.

Ueber die Zeit, wann ungefähr die Stele in dieser Weise verstümmelt worden sei, war von den Kurden nichts in Erfahrung zu bringen, obgleich sich bei ihnen die Ueberlieferung von einer Kala (Burg) und einer grossen charaba schehér (zerstörten Stadt) auf dem gegenüberliegenden Plateau lebendig erhalten hatte. Freilich konnten sie davon auch nicht gut etwas wissen, da das Kopfstück der Stele augenscheinlich schon vor Jahrtausenden abgeschlagen worden war. Letztere Thatsache ergab sich aus folgendem Umstande. Wenn man eine Steinsäule, die, wie die vorliegende Stele, aus härtestem Gestein hergestellt ist, zerbricht, so erhält man sehr scharfe Bruchränder, die in ihrer Schärfe undenklich lange Zeit so verbleiben: wie lange, lässt sich schwer behaupten, sicher viele, viele Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte! Ich kann in dieser Beziehung nur anführen, dass die Rusas-Stele, deren Kopfstück vor unbekannten Jahrzehnten abgeschlagen worden ist (angeblich als der Stein aus seinem Sockel herausgehoben und letzterer selbst ein wenig sur Seite gerückt wurde, um nach den dort vergrabenen Schätzen zu suchen, bei welcher Gelegenheit angeblich die Stele umgestürzt und zerbrochen sei: alles Vorgänge, deren genauere Datirung sich als unmöglich erwiesen hat bei der Furcht der Bauern, vielleicht noch nachträglich wegen dieser verbotenen Schatzgräberei von den Behörden bestraft zu werden) — dass also diese Steinsäule noch heute an der Bruchstelle haarscharfe Ränder aufweist. Ein Gleiches gilt von der Stele von Sarykamisch, die vor etwa 40 Jahren in das kaukasische Museum zu Tiflis verbracht wurde, dort aber bis vor wenigen Jahren im Freien, ohne jeden Schutz gegen Wind

und Wetter aufgestellt gewesen ist. Absolut unmöglich zu sagen, wann diese Stele zerbrochen worden ist. Die anderen Stelen können leider nicht zum Vergleich herangezogen werden, da sie seit langen, langen Jahren, oft Jahrhunderten in geschützten Räumen sich befinden, wie z. B. die in mindestens 4 Theile zerbrochene, riesige Stele Argistis' I., (sie ist fast 1 *m* breit und war gewiss an 4 *m* hoch, dabei auf allen 4 Seiten beschrieben, — eine zweite Ausfertigung der Annalen!), von der wir 2 grosse Stücke mitsammt dem als Sockel dienenden mächtigen Felsblock in der Kirche Surp Zahak in Van entdeckten.

Immerhin aber mag man annehmen, dass unter dem Einfluss von Wind und Wetter, Frost und Hitze derartige scharfe Bruchflächen hervorragend harter Gesteinsarten vielleicht nach einigen Jahrhunderten anfangen werden, das Scharfkantige allmählich zu verlieren, sich langsam, sehr langsam ein wenig abzurunden. Unsere Stele hier aber zeigt weder scharfe Kanten, noch auch schwach abgerundete, sondern vielmehr gar keine Kanten mehr an ihrem Kopfende, dieselben sind vollständig verschwunden! Das Kopfende sieht jetzt so aus, wie in beifolgender Zeichnung. Der schraffirte Theil fehlt, ist also allmählich verschwunden!



(Schm. = Schmalseite.)

Ein derartig weitgehender Abrundungs-Process erfordert sicher Jahrtausende!

Dazu kommt noch ein Anderes. Die Stele ist nicht vielleicht, wie das bei der Rusas-Stele und derjenigen von Sarykamisch als möglich zugegeben werden muss, bei einem etwaigen Herausheben oder einem Transport zufällig zerbrochen, sondern sie ist absichtlich und unter Anwendung grosser Gewalt so zugerichtet worden. Ja, es lässt sich sogar sagen, wie man dabei verfahren ist! Man hat zunächst mit grossen, schweren Spitzhämmern auf jeder Breitseite in ungefähr der gleichen Höhe je drei, auf jeder Schmalseite ein tiefes Loch geschlagen, was wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich erfolgte, ohne die Stele aus ihrem Sockel heraaszuheben, sie umzulegen. Das Kopfstück der so geschwächten Steinsäule alsdann abzuschlagen, war schliesslich eine Kleinigkeit. Man sieht noch deutlich überall die Reste der eingehauenen tiefen, konischen Löcher!

Aber die Zerstörer der Stele waren hierdurch noch nicht zufriedengestellt; sie richteten auch die oberen, stehen gebliebenen Partien der beiden Breitseiten-Inschriften in einer ganz jämmerlichen Weise zu, so dass grosse Partien entweder völlig verschwunden oder nur noch in den feinsten Spuren erhalten sind. Ganz besonders sorgfältig zerstört sind diejenigen Stellen, an denen vermuthlich der Name des Assyrer-Königs zum letzten Male erwähnt wurde, sowie ein Passus, in dem der Gott Chaldis als bêl kiššati bezeichnet wird, als „Herr der Welt“, welchen Titel bekanntlich die Assyrer für ihren Gott Aššur in Anspruch nahmen.

Diese Zerstörung der Inschrift selbst ist wahrscheinlich in der Weise vorgenommen worden, dass mit einem breiten, scharfschneidigen Hammer, wie ihn bei uns die Maurer zum Zerschlagen der Ziegelsteine gebrauchen, die Oberfläche der Stele abgehauen worden ist. Die untersten Zeilen der Inschriften dagegen sind auch heute noch, bis auf vereinzelte Stellen, so scharf und vorzüglich erhalten, als ob sie eben erst eingemeisselt wären, der sicherste Beweis, dass die oberen Inschrift-Partien ihre fast völlige Zerstörung nicht natürlichen Ursachen, sondern Menschenhänden verdanken.

Wer aber, so fragt man, hatte denn ein solches Interesse daran, die Stele und ihre Inschriften in dieser greulichen Weise und unter Aufwendung von so viel Mühe und Arbeit zuzurichten? Die heutige kurdische Bevölkerung sicherlich nicht! Nebenbei bemerkt, dürften in dieser sogenannten rein kurdischen Bevölkerung, so weit sie alteingesessen in den Dörfern lebt und nicht zu den wandernden Kurden-Tribus gehört, die bald in Persien, bald in der Türkei ihrer Viehzucht und dem einträglichen Räuber-Handwerk obliegen, erhebliche Reste der alten Bevölkerung chaldischer Rasse stecken. Denn einerseits achtet sie diese Yasili Tasch als Talismane, die allein den Zugang zu den verborgenen Schätzen ermöglichen können, und zwar demjenigen, der ihren Inhalt richtig lesen und verstehen kann, sehr hoch. Andererseits wären diese biederen Leute aber zu solch anstrengender Arbeit viel zu faul und würden, wenn sie schon einmal aus irgend welchen unbekannten Gründen die Stele hätten vernichten wollen, sicher zu dem viel einfacheren, schneller und leichter auszuführenden Mittel gegriffen haben, sie ganz in Stücke zu schlagen, statt sich die Mühe zu machen, die Inschrift wegzumeisseln!

Ebensowenig lag aber auch für die alte, vorkurdische Bevölkerung, die Mutsatsiräer, irgend ein Grund vor, eine Inschrift zu zerstören, zu verstümmeln, die zu Ehren ihrer Stadt und ihres Gottes Chaldis errichtet war, lediglich Schmeichelhaftes für sie enthielt. Und wenn je Urzana trotzdem einen solch widersinnigen Befehl ertheilt hätte, so würde er sicherlich vor allen Dingen darauf geachtet haben, dass der Bericht über seine Niederlage und seine Flucht nach Tuspa-Van ausgemerzt, zerstört worden wäre, während gerade diese Stellen mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit noch erhalten sind.

Nach Ausscheidung aller dieser Eventualitäten kann meines Erachtens nur noch eine einzige Person für diese Frage in Betracht gezogen werden, die in der That ein Interesse an der theilweisen Zerstörung der Stele haben konnte, und das ist Sargon von Assyrien!

Wie der Inhalt der Stelen-Inschrift höchst wahrscheinlich, fast gewiss macht, ist dieselbe im Jahre 713 v. Chr. von Rusas I. errichtet worden; denn nachdem derselbe die Niederlage und Flucht Urzana's, seine Zurückführung nach Mutsatsir und den bis nach Assyrien hin ausgedehnten Feldzug

berichtet hat, erzählt er weiter, dass er im Laufe eines einzigen Jahres dem Chaldis einen neuen Tempel in Mutsatsir errichtet habe; folglich kann die Stele erst gegen Ende des Jahres 713, vielleicht sogar erst zu Anfang des Jahres 712 v. Chr. errichtet worden sein. Warum erst gegen Ende, warum nicht zu Anfang oder gegen Mitte des Jahres 713, wird man vielleicht fragen? Weil der Kelischin-Pass erst gegen Ende Mai, Anfang Juni so weit schneefrei ist, dass Heere dort passiren können (wir haben noch im Anfang September dort oben an geschützteren Stellen Schnee vorgefunden! —), das assyrische Heer sonach schwerlich vor Mitte Juni vor Mutsatsir erscheinen konnte. Dann konnte Urzana nicht vor Ende Juni in Van sein und das chaldische Heer schwerlich vor Ende Juli in Mutsatsir ankommen, von wo sich die assyrischen Truppen definitiv vielleicht erst auf die Kunde von der Annäherung des Chalderheeres zurückgezogen haben mögen. Und während Rusas dann bis in die wohl an 150—200 *km* entfernten assyrischen Grenzdistricte vordrang, mag man in Mutsatsir inzwischen mit dem Wegräumen der Tempelruinen begonnen haben, so dass der eigentliche Neubau dann etwa zu Anfang des Monats September anfangen konnte. Die nach Fertigstellung des Tempelbaus errichtete Stele ist also frühestens im Monat September 713 v. Chr. aufgestellt worden, vielleicht auch erst im Monat October, wenn aber noch später, so schwerlich vor Ende April des Jahres 712 v. Chr., da von Anfang November bis Mitte April die Route Sidikan-Van, auf der 8 Pässe von 2000—2750 *m* Höhe zu übersteigen sind, in Schnee begraben liegt, für Heere oder Karawanen kaum passirbar sind, andererseits aber doch wohl anzunehmen ist, dass Rusas bei der Einweihung des neuen National-Heiligthums und der Aufstellung seiner Sieges-Stele persönlich anwesend gewesen sein dürfte. Wie dem auch sei, keinesfalls ist die Stele vor Herbst 713 v. Chr. zur Aufstellung gelangt (man vergleiche hiermit die völlig aus der Luft gegriffenen historischen Daten bei Ximenez, der die Stele, wenn ich mich recht entsinne, im Jahre 784 — genaue Jahresangabe! — durch Argistis I. errichtet werden lässt!), und ihre Existenz, sowie ihr Inhalt beweisen schlagend die Richtigkeit meiner schon vor Jahren gewonnenen Ueberzeugung von der Unglaubwürdigkeit des Sargonschen Berichtes über den Selbstmord Rusas I., begangen aus Verzweiflung über die Wegführung seines Gottes Chaldis!

Dass in dem weggebrochenen oberen Theile der Stelen-Inschriften der Assyrerkönig nicht gerade mit Lobeserhebungen ob seiner gotteslästerlichen That bedacht gewesen sein wird, lässt sich denken, um so mehr als die Chalderkönige auf ihren zahllosen Kriegszügen zwar stets die Städte geplündert und die Königspaläste ausgeraubt und verbrannt haben, wahrscheinlich sich aber nie an den Tempeln, geschweige denn an den Statuen der Götter vergriffen haben; wenigstens fehlt in den sonst,

namentlich auch bei Aufzählung der gemachten Beute, so ausführlichen Kriegsberichten auch nur die leiseste Andeutung darüber.

Wie ich nun schon weiter oben dargelegt habe, ist Sargon bald nach Errichtung dieser Stele abermals nach Mutsatsir gezogen: ob mehr als friedfertiger Besucher oder als erobernder Feldherr, können wir um so mehr dahingestellt sein lassen, als es für die vorliegende Frage ohne Bedeutung ist. Auf diesem Wege musste er, bevor er Mutsatsir erreichte, an der neu aufgestellten Stele vorüber, so nahe vorüber, dass es unmöglich für ihn und seine Soldaten war, die Stele nicht zu bemerken. Dem auf dem Wege Vorüberziehenden ist die assyrische Inschrift der Stele zugewandt, so dass der König sich auch ohne die Hülfe irgend welcher Dolmetscher leicht über den Text der Inschrift unterrichten konnte. Dass die im Anfange der Inschrift sicher gegen ihn enthalten gewesenen Schmähungen ihm nicht gerade sehr angenehm berührt haben werden, ist einleuchtend, und somit sein Befehl, das Kopfstück abzuschlagen und den Rest der Inschrift, soweit sein Name oder irgend etwas gegen Assyrien, bezw. dessen Hauptgottheit Gerichtetes darin vorkam, zu verstümmeln, leicht erklärlich. Dass Sargon die Stele nicht vollständig zerstören liess, so dass namentlich der für ihn schmeichelhafte Bericht über die Flucht Urzana's und über den Neubau des Chaldis-Tempels vollständig erhalten blieb, erklärt sich wohl aus dem grossen Respect, den die Assyrer-Könige sonst für alle Königs-Inschriften selbst bethätigten (d. h. so weit sie von legitimen Königen herrührten), und andererseits für ihre eigenen Inschriften stets forderten.

Auch dass Urzana sich diesem Beginnen des Assyrer-Königs nicht gut widersetzen, dass er höchstens die Erhaltung des den König nicht tangirenden Theiles der Inschrift befürworten konnte, liegt auf der Hand. Im Uebrigen würde es für die Beurtheilung dieser Frage wenig Unterschied ausmachen, ob Sargon dieses zweite Mal persönlich nach Mutsatsir gegangen ist oder einen seiner Feldherren dorthin geschickt hat; denn letzterer würde ganz gewiss in derselben Weise eine seinen König schmähende Inschrift verstümmelt haben.

Bleibt noch die Frage zu erörtern, warum nach dem Abzuge der Assyrer die verstümmelte Stele nicht durch eine neue ersetzt worden ist. Ich glaube, dass auch in dieser Beziehung die Sachlage ziemlich klar ist. Der Mann, der daran das Hauptinteresse haben konnte, Rusas I., war inzwischen gestorben; sein Sohn und Nachfolger, Argistis II., — der sonach nicht, wie bisher angenommen wurde, im Jahre 714, sondern frühestens 713 v. Chr. zur Regierung gelangte —, der gemäss den assyrischen Berichten die Politik seines Vaters fortsetzte, im unausgesetzten indirecten Kampfe mit Assyrien lag, hatte aber Wichtigeres zu thun, als zerstörte Inschriften wiederherzustellen. Zudem lag es nicht in der Gepflogenheit der Chalder-Könige, zerstörte Inschriften ihrer Vorgänger wiederherzu-

stellen, das sehen wir an der wahrscheinlich auf Befehl Argistis' I. so grauenvoll verstümmelten Inschrift des Ispuinis am Tabriz-Kapussi der Stadt Van und an verschiedenen anderen Inschriften. Es war eben jeder Herrscher nur auf die Verbreitung seines Ruhmes, die Ueberlieferung seines Namens und seiner Thaten an die Nachwelt besorgt. Zu dieser Pietätlosigkeit mag auch in vielen Fällen der Umstand mit beigetragen haben, dass mit der Zerstörung der Inschrift der in ihr enthalten gewesene Text verloren und vergessen worden war. Freilich dürfte man in den noch nicht wieder aufgefundenen Archiven der Chalderkönige wohl sicherlich die Copien aller wichtigeren Fels- und Stelen-Inschriften aufbewahrt haben, wenigstens würde das eine natürliche Vorsicht gewesen sein.

Urzana selbst aber hatte wohl kaum ein lebendiges Interesse daran, eine Inschrift zu erneuern, die im grossen Ganzen doch wenig Rühmliches von ihm, um so mehr dagegen von Rusas I. berichtete. Zudem mag auch ein Verbot Sargon's an ihn ergangen sein, die Steleninschrift erneuern zu lassen, ein Verbot, das er als Grenznachbar Assyriens um so mehr beachten musste, als die Macht des Reiches Biaina-Chaldia langsam, aber sicher im Abnehmen begriffen war.

Ich hoffe, durch diese Ausführungen eine nach allen Seiten hin befriedigende Erklärung für den gegenwärtigen Zustand der Stele gegeben zu haben.

Ueberflüssig zu sagen, dass wir das ganze umliegende Terrain eifrigst nach dem fehlenden Kopfstück abgesucht haben; unser negatives Ergebniss erklärt sich auch vielleicht daraus, dass dieses Kopfstück nach seiner Abtrennung von der Stele in viele kleine Stücke zertrümmtert worden ist, — was sogar als höchst wahrscheinlich anzunehmen ist, — die dann späterhin verschleppt worden und verloren gegangen sind.

Was die Inschriften der Stele selbst anbetrifft, so habe ich bereits erwähnt, dass je eine Breit- und Schmalseite mit einer assyrischen, die anderen mit einer chaldischen Inschrift bedeckt sind. Natürlich erhebt sich sofort die Frage — wie bei der Kelischin-Stele —, ob wir es hier vielleicht mit einer Bilingue zu thun haben.

Diese Frage ist auch hier mit aller Entschiedenheit zu verneinen. Zur Begründung will ich nur einige wenige Punkte anführen:

1. Der chaldische Text enthält nicht die leiseste Andeutung über die Niederlage, Flucht und Zurückführung Urzana's, gewiss doch ein sehr wichtiger Theil des gesammten Inschrift-Berichtes.
2. Im chaldischen Text werden die Länder Zaišzadini, Kuri und Lulu erwähnt, die man im assyrischen Text nicht antrifft.
3. Dagegen findet man im assyrischen Text dort, wo man bei einer Bilingue ungefähr erwarten müsste, Lulu genannt zu sehen, den Landesnamen Urarṭu vor; die Conjectur, als ob Lulu der ächt-

chaldische Name für die Provinz Urartu sei, erscheint mir zu kühn und unbegründet. Und schliesslich bietet

4. der assyrische Text den Namen des Vaters Urzana's, der chaldische dagegen nicht.

Freilich, ein so schlagender Beweis gegen die Bilinguität, wie bei der Kelischin-Stele, deren chaldischer Text mit den vortrefflichen Worten „ikukani MU." = „In demselben Jahre" beginnt, findet sich bei dieser Stele nicht; immerhin genügt der Inhalt der beiden Texte auch hier, um diese Möglichkeit von der Hand zu weisen.

Damit erhebt sich dann aber sogleich die andere Frage: Warum, wenn diese chaldisch-assyrischen Inschriften keine Bilinguen sind, warum haben dann nur diese späteren Chalderkönige ihre Inschriften theilweise assyrisch einschlagen lassen, und zwar zu einer Zeit, in welcher das chaldische Keilschriftsystem bereits vollständig entwickelt war? Dieser Frage gegenüber ist zunächst darauf hinzuweisen, dass solche halb assyrisch, halb chaldisch geschriebenen Inschriften lediglich im Gebiete von Mutsatsir vorkommen, bezw. bis jetzt nur dort gefunden worden sind. Halten wir das zusammen mit der Thatsache, dass selbst die Inschrift des königlichen Siegels Urzana's in assyrischer Sprache abgefasst war, so ergiebt sich zunächst die Schlussfolgerung, dass die Bewohner Mutsatsirs ausnahmslos oder fast ausnahmslos der assyrischen Sprache mächtig gewesen sein müssen. Das wäre ja an und für sich bei einem Grenzgebiet nicht allein nicht auffällig, sondern natürlich und für den Verkehr beider Völker unbedingt erforderlich. Wenn aber der Landesherr sogar unter seine officiellen Urkunden eine assyrische Siegelinschrift setzt, so beweist das die fast sichere Thatsache, dass ein grosser Theil des Volkes der chaldischen Sprache eben gar nicht mächtig gewesen ist. Das liesse sich ja z. B. dadurch erklären, dass die herrschende chaldische Rasse als Eroberer in jenes von assyrisch sprechenden Leuten bewohnte Gebiet eingedrungen und es ihr nicht gelungen sei, der grossen Masse des Volkes ihre eigene Sprache aufzuzwingen, so dass also das Assyrische nach wie vor die Verkehrssprache geblieben wäre. Eine Unterstützung fände diese Annahme in der inschriftlich bezeugten Thatsache, dass Salmanassar I. in diesen von ihm bekriegten und, wenigstens zeitweilig, unterworfenen Gebieten zahlreiche assyrische Colonien zwecks dauernder Behauptung des Landes angesiedelt hat. Und Asurnasirpal gebraucht, indem er von solchen assyrischen Colonisten spricht, von ihnen ein Epitheton, das in der „Keilinschriftlichen Bibliothek" mit „verkommen" übersetzt wird, augenscheinlich aber mehr „entnationalisirt" bedeuten soll. Und eine solche Entnationalisirung wäre bei der Beurtheilung der vorliegenden Frage auch für die Bewohner Mutsatsirs in Betracht zu ziehen; es könnte sich um mehr oder weniger, mindestens aber in Bezug auf ihre Sprache, assyrisirte Chalder handeln. Die Schnelligkeit, mit welcher sich bei den hiesigen Völkern die Entnationalisirung

unter Umständen auch heute noch vollzieht, ist unglaublich; man hat leider gegenwärtig mehr als hinreichend Gelegenheit, diesen Vorgang zu verfolgen bei den „freiwillig“ zum Islâm Convertirten[1]). Man beobachte einen dieser „freiwillig“ übergetretenen Armenier, einen der unter den Kurden lebenden Bauern, und man wird finden, dass er schon nach wenigen Jahren in Sprache, Sitten und Gewohnheiten in nichts mehr von einem Kurden zu unterscheiden ist; seine Kinder werden bereits ächte Kurden sein und als solche auch von den anderen Kurden angesehen werden. Uebrigens wird der Bauer durch seinen Uebertritt nicht „Türke“ (Osmanli), sondern „Kurde“ in jeder Beziehung: er wird, gerade wie die anderen, auch gelegentlich ein wenig rauben, den Behörden die Abgaben verweigern und, wo immer nur möglich, ein möglichst renitenter Unterthan sein.

Aber selbst unter den christlichen Armeniern findet man in den Districten mit überwiegend kurdischer Bevölkerung viele, sehr viele, die kein Wort armenisch verstehen, ihre Nationalsprache vollständig verloren haben, nur noch kurdisch sprechen und sich ausser durch ihren Glauben in gar nichts von ihren kurdischen Nachbarn unterscheiden. Im Bohtan-Gebiet tritt das besonders stark hervor, aber auch in der Kaza Chaldy, — ein Name, der sich ebenso wie Chaldy Dagh noch von den ältesten Zeiten und der ursprünglichen Bevölkerung her erhalten hat und in gar keiner Beziehung zu den dort auch vorhandenen chaldäischen Christen steht, die übrigens dort kein Mensch Chaldäer nennt, sondern, wenn der ziemlich ungebräuchliche, erst durch Europäer importirte Name statt des allgemein üblichen „Suriani“, „Jakobit“, überhaupt angewendet wird, immer Këldani. Selbst in der Nähe von Van, kaum 6 Stunden vom Kloster Agthamar und 15 Stunden von hier, trafen wir im Chan des Klosters Surp Grigor Putki mehrere armenische Knechte, die nur kurdisch sprechen konnten.

1) Der „freiwillige“ Uebertritt zum Islâm wird auch heute noch mit allem Nachdruck, wenn auch möglichst geräuschlos, betrieben; um unnützes Aufsehen zu vermeiden, beschränkt man sich jedesmal auf eine Familie. So wurde noch vor knapp $1\frac{1}{2}$ Monaten ein angesehener Armenier Mihran Effendi in Baschkala unter Androhung der Ermordung seitens der Kurden gezwungen, „freiwillig“ zum Islâm überzutreten. Was sollte der Aermste auch machen? Schutz von irgend einer Seite her gegen seine Peiniger hatte er nicht zu erwarten, um so weniger, da schwerlich ein solcher aus Religionsfanatismus begangener Mord gesetzlich gesühnt werden würde. Um die „freiwillige“ Conversion auch thatsächlich zu einer endgültigen und die Rückkehr zum alten Glauben unmöglich zu machen, hat man eine ganze Reihe probater Mittel. Nicht nur dass man, wie allen anderen Familienmitgliedern, auch dem Familienhaupt einen schönen türkischen oder kurdischen Namen giebt, ja sogar den Namen des schon längst verstorbenen Vaters in einen türkischen umändert, um nur ja jede Spur der stattgehabten Conversion so weit wie möglich zu verwischen: nicht nur dass man die armen Opfer religiöser Intoleranz auf das Strengste überwacht, namentlich auch bei den Gebetsübungen usw.: so zwingt man den Convertirten auch, seine Töchter so schnell wie möglich an Muhammedaner, seine Söhne mit Muhammedanerinnen zu verheirathen. Damit ist dann die „freiwillig“ convertirte Familie in der Regel unlöslich mit dem neuen Glauben verbunden.

Fast scheint es, als ob diese auffallend schnelle Entnationalisirung eine Eigenthümlichkeit dieser Gegenden und ihres Klimas ist, die sich auch bei Europäern in derselben Weise bemerklich macht. Bei Achmed Aga, einem in Bärgri wohnenden Kurdenchef, dienen zwei ächte Russen, die, der eine vor vier, der andere vor acht Jahren, vor der russisch-türkischen Grenze bei Orgof (Igdir) ihre Fahne im Stich liessen, desertirten, hier dann zum Islâm übertraten — natürlich gezwungen, denn solchen Leuten lassen die Kurden nur die Wahl des Uebertritts oder der Auslieferung, bezw. Ermordung, — kurdische Mädchen heiratheten und jetzt in nichts mehr von ächten Kurden zu unterscheiden sind, ausser durch den Gesichtstypus.

Ich habe diese Frage etwas eingehender behandelt, weil sie uns eine Erklärung dafür giebt, dass und warum die chaldische Nation und Sprache — leider auch die so hoch entwickelt gewesene Cultur dieses Volkes — so schnell und fast spurlos inmitten der neu eingewanderten Armenier verschwinden konnte, ebenso aber auch für die Thatsache, dass die ihrer Hauptmasse nach autochthone Bevölkerung Djulameriks, unter denen die Tiyari-Leute wohl den prägnantesten Typus repräsentiren, die also sicherlich weder mit den Assyrern, noch auch mit den Syrern ethnologisch irgend etwas zu thun haben, dass diese Bevölkerung ihre Muttersprache vergessen und sich dafür die syrische Sprache als alleinige und allgemeine Umgangssprache aneignen konnte. Es wäre freilich noch erst zu untersuchen, ob in den einzelnen Tribus dort, zumal in der vulgären Sprache, sich nicht doch noch Reste und vereinzelte Ueberbleibsel der alten chaldischen Sprache vorfinden.

Um auf die Mutsatsiräer zurückzukommen, so haben wir es bei ihnen entweder der Hauptsache nach mit unterworfenen Assyrern, oder mit Chaldern (bezw. Angehörigen der alarodischen Rasse) zu thun, deren allgemeine Umgangssprache das Assyrische geworden war. Veranlasst und wesentlich begünstigt konnte ein solcher Wechsel natürlich durch eine starke Vermischung der chaldischen Bevölkerung mit assyrischen Elementen und den jahrhundertelangen Verkehr mit ihren assyrischen Grenznachbarn wohl werden. Ich brauche in dieser Beziehung nur an unsere polnischen Grenzbezirke zu erinnern, in denen wohl jedermann Polnisch, aber nicht alle Deutsch verstehen, die unterworfene Rasse also nicht die Sprache der herrschenden angenommen hat, sondern im Gegentheil und oft mit Erfolg bemüht ist, ihr die eigene aufzuzwingen. Und es ist noch gar nicht so lange her, dass dort officielle Regierungsverfügungen dem platten Lande in polnischer Sprache zugingen, was uns ein fast vollständiges Analogon zu den Verhältnissen Mutsatsirs bietet.

Eine eigenthümliche Erscheinung bleiben diese halb assyrisch, halb chaldisch geschriebenen Inschriften immerhin.

Eine „Uebersetzung" der Inschriften dieser Stele jetzt schon geben zu wollen, wäre mehr als verfrüht und gewagt: dazu ist ein eingehendes längeres Studium derselben erforderlich, und selbst dann wird es zweifelhaft sein, ob wir bei unseren bisher höchst mangelhaften Kenntnissen des Wortschatzes und der Grammatik der chaldischen Sprache den chaldischen Texten viel mehr als einige Sätze werden abgewinnen und diese mit Sicherheit übersetzen können. Einstweilen müssen wir uns mit der Feststellung des allgemeinen Inhalts der Inschriften begnügen, demzufolge dieselben berichten über die Niederlage und Flucht Urzana's nach Chaldia, seine Zurückführung und Wiedereinsetzung als König von Mutsatsir durch Rusas I., sodann über des Letzteren Feldzug bis in assyrisches Gebiet hinein und den späteren Wiederaufbau des Chaldis-Tempels, sowie anderer Gebäude (also wohl auch des königlichen Palastes) in Mutsatsir und die im Anschluss daran erfolgte Festsetzung bestimmter jährlicher Opfer.

Auf einen Punkt aber möchte ich hierbei noch etwas näher eingehen. Rusas sagt: „Ich ging bis zu den Bergen des Landes Aššur." Diese Phrase klingt etwas auffällig, denn das eigentliche Land Aššur umfasste, soviel wir bisher davon wissen, die mesopotamische Ebene, und wenn die Chalder-Könige in ihren Sieges-Inschriften davon sprechen, dass sie das eine oder andere der von den Assyrern ihrem Reiche definitiv einverleibten fremden Gebiete erobert haben, so drücken sie das immer sehr deutlich durch die Phrase aus: „Ich eroberte das Land X vom Lande Aššur", aber nicht etwa: „Ich eroberte einen Theil vom Lande Aššur." Analog würde man hier erwarten, dass Rusas sagen würde: „Ich ging bis zu den Bergen X's (Landesname) im (vom) Lande Aššur", sofern es sich um fremdes, von Assyrien erobertes und dauernd annectirtes Gebiet handelte. Da er das aber nicht sagt, so muss es sich um rein assyrisches Gebiet, um das Stammland handeln; wo aber haben wir denn diese „Berge des Landes Aššur" zu suchen?

Die Eventualität, dass Rusas in die grosse zwischen den beiden Zab gelegene Ebene hinabgestiegen, an Arbela, ohne es zu belagern und zu erobern, vorbei und bis zu den etwa 100 *km* südwestlich davon entfernten Bergzügen des Karatschoch-Dagh gezogen sei, brauchen wir ernstlich wohl kaum in Betracht zu ziehen; wir werden diese „Berge Assyriens" wesentlich näher an Mutsatsir zu suchen haben. Und diese Frage lässt sich beantworten, sogar sehr genau beantworten, und zugleich auch die weitere: Wo befand sich zu jener Zeit die Grenze Assyriens gegen das nördliche Nachbarreich Urarṭu-Chaldia hin? Den entscheidenden Beweis hierfür liefert uns die ausgesprochene Vorliebe der Assyrer für künstlich hergestellte Burghügel, die sie, im geraden Gegensatze zu den Chaldern, veranlasste, solche Tells selbst im Gebirgslande, wo es wahrlich Berge und Gipfel genug giebt, die sich für die Anlage von Burgen und Festungen eignen, aufzubauen. Soweit wir demnach dort derartige Tells antreffen, können wir

sicher sein, nicht chaldisches, sondern assyrisches Gebiet vor uns zu haben.

Wenn man von Erbil (Arbela) aus den gewöhnlichen Weg nach Norden, nach Rowanduz, verfolgt, so passirt man $4^1/_2$ *km* nördlich vom Kurdendorfe Bâhîrrkâ den Bassora-Tschai, der die Grenze zwischen den beiden Kaza Erbil und Rowanduz bildet; hart an seinem Ufer, etwas westlich von der Route, erblickt man einen Tell von mässigen Dimensionen, den hier in der Ebene am meisten nach Norden vorgeschobenen; er befindet sich nur $3^1/_2$ *km* südlich von der die Ebene von Arbela im Norden begrenzenden Gebirgskette und sperrt den Ausgang eines kleinen, sehr bequemen Passes, auf dem man hier in das Gebirgsland eindringt. Nach etwa 6 *km* gelangt man auf diesem Passwege zum Dorfe Deera (auf Kiepert's Karte Deerebrusch), dem Sitze eines Müdir und früher auch eines kurdischen Begs, der sein Castell auf einem künstlichen Hügel, einem Tell, anlegte. Von Deera aus hat man mehrere mässig hohe Bergrücken zu übersteigen, ehe man in das zwar sehr breite, aber auch sehr hügelige Thal des Kara-Tschai, eines bedeutenden Quellflusses des Zab, hinabsteigt. Nach Osten zu erweitert sich die Thalfläche mehr und mehr und zeigt schliesslich eine sich wohl an 12—15 *km* weit nach Südost erstreckende, mehr ebene Ausbuchtung. Nach Süden von dem directen Wege nach Rowanduz abbiegend, gelangt man nach etwa einstündigem Ritt in eine kleine veritable Ebene, in der man das Dorf Herir, die Ruinen von Alt-Herir und dicht dabei, in der Nähe des Dorfes Batass, einen sehr schönen Tell erblickt, auf dem einst die Burg von Herir gestanden hat. Auf den Felswänden nahe beim Dorfe Batass entdeckten wir in einer sauber eingehauenen Nische ein sehr eigenthümliches Felsrelief. Weiterhin beginnt dann der Weg beschwerlich zu werden, man steigt fortgesetzt in die Höhe, immer tiefer in das wild zerrissene und zerklüftete Gebirgsland mit seinen engen, riesig tiefen Schluchten eindringend; Tells treten nicht mehr auf, dagegen trifft man nach etwa 13—14 *km* Weges, vom östlichen Ende der Kara-Tschai-Thalfläche ab gerechnet (= etwa 19—20 *km* von Herir entfernt) auf die ersten Burgcastelle der Chalder. Einem starken Quellfluss des Zab, der später in den Rowanduz-Tschai mündet, abwärts folgend, gelangt man, etwa $4^1/_2$ *km* vom Dorfe Kani-otmann entfernt, an eine riesige, ausserordentlich enge (nur 20—22 *m* breite) Felsenspalte mit fast senkrecht bis zu 500 *m* Höhe aufsteigenden, glatten Felswänden. Auf beiden Seiten derselben hat man auf isolirten, wie es mir schien kaum erklimmbaren Felsenklippen aus Hausteinen kleine Burgcastelle mit Thürmen erbaut, welche die Strasse — der einzig mögliche Zugang zu Rowanduz von dieser Seite her führt durch das Felsenthor — vollständig beherrschen und sperren. Hier also treten wir in unzweifelhaft nicht assyrisches, sondern chaldisch-mutsatsiräisches Gebiet ein, und die Grenze beider Reiche haben wir zwischen diesem Punkte und der Ebene von Herir auf irgend einem der dazwischen-

streichenden Bergrücken zu suchen, am wahrscheinlichsten auf den diese Ebene im Osten begrenzenden, etwa N.-S. streichenden Herir Daghi, an die sich im Norden dann die hohe, die Thalfläche des Kara-Tschai im Norden begrenzende, in O.-W. streichende Gebirgskette als weitere natürliche Grenze von selbst anschliesst.

Und unter den „Bergen des Landes Aššur" haben wir demnach das weniger wilde Gebirgsland zwischen Herir, dem Kara-Tschai und der Ebene von Arbela zu verstehen, dessen westliche Begrenzung noch erst festzustellen ist.

Besprechungen.

Weltgeschichte, herausgegeben von Hans F. Helmolt. Bd. I. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899. gr. 8vo. 630 S. Mit 3 Karten. 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen.

Das gross angelegte, auf 8 starke Bände berechnete Werk beabsichtigt, eine „Geschichte der gesammten Menschheit auf der Erde“ zu geben. Für die Anordnung des Stoffes wurde die Gruppirung nach ethno-geographischen Gesichtspunkten und als Anfangsgegenstand America gewählt. Der stille Ocean wurde sofort angegliedert. Dieses ist der Haupt-Inhalt des eben erschienenen ersten Bandes, für dessen Bearbeitung ausser dem Herausgeber die Herren J. Kohler, Fr. Ratzel, Johannes Ranke, Konr. Häbler und Graf Ed. Wilczek gewonnen wurden; nach dem leider so früh erfolgten Tode des letztgenannten ist Hr. Karl Weule in die Lücke eingetreten.

Nicht bloss der ungeheure Umfang der zu lösenden Aufgabe, sondern auch die Neuheit des Planes werden jedermann überraschen. Aus den Händen so bedeutender Kenner darf man das Beste erwarten. Die vorliegenden Capitel zeigen auch sofort, dass dies eine andere „Weltgeschichte“ ist, als wir sie zu lesen gewohnt sind. Während bisher die geschriebene Geschichte die eigentliche Grundlage der Darstellung war, entwickelt sich hier aus mehr naturwissenschaftlichen Grundlagen, wie sie an erster Stelle von der Geologie und Paläontologie, der Zoologie und Botanik aus geschaffen wurden, ein ganz anderes Bild. Wir erfahren von dem ersten Auftreten des Menschen aus prähistorischen Quellen, wir verfolgen seine Fortschritte in der Kenntniss der Natur, in der Technik, in der Kunst: es dauert lange, ehe wir an die Anfänge der Schrift gelangen, ja an nicht wenigen Punkten muss die Darstellung abschliessen, ehe auch nur diese Anfänge erreicht sind. Eine solche Weltgeschichte ist also ganz im Sinne der modernen Forschung Culturgeschichte.

Als ein vorzügliches Beispiel für die Art der Darstellung kann der IV. Abschnitt, welcher die Vorgeschichte der Menschheit enthält, bezeichnet werden. Sein Verfasser, dem wir von jeher unsere besondere Sympathie entgegenbrachten, ist unser bewährter Führer, Johannes Ranke. Er schildert den Menschen von der Diluvial-Zeit an durch die langen Perioden der paläo- und neolithischen Zeit bis zu den Anfängen der „aufdämmernden“ Geschichte. Seine eingehende Kenntniss der Einzelheiten des vorgeschichtlichen Lebens der Menschen und der Special-Forschungen über die Hauptgebiete der fortschreitenden Cultur haben es ermöglicht, eine so lichtvolle und anschauliche Darstellung zu geben, dass auch der nicht vorgebildete Leser im Stande ist, das Gesammtbild in sich aufzunehmen. Vortreffliche Abbildungen in grösserer Zahl gewähren zugleich eine Anschauung von den wichtigsten Formen und damit eine Verkörperung der aus blosser Beschreibung schwer zu fassenden Objecte.

In einer Beziehung, und zwar gerade in derjenigen, in welcher der Verf. seine Meisterschaft am meisten bewährt hat, ist er zurückhaltend. Der Mensch selbst in seiner physischen Entwickelung bleibt tief im Hintergrunde. Freilich hat Hr. Ranke diesen Theil in seinem berühmten Buche „Der Mensch“ eingehend behandelt, aber nicht jeder Leser wird dieses Buch so gut kennen, dass er das darin enthaltene Wissen schnell an der rechten Stelle des neuen Werkes einordnen kann. Nicht einmal der Anthropopithecus erscheint vor unseren Augen: ja der Leser wird schwerlich am Schlusse ein thatsächliches Bild der Stein- und der Metall-Menschen gewonnen haben. Ref., der es so oft beklagt hat, dass die Reste des vorgeschichtlichen Menschen nicht bloss von den Systematikern der eigentlichen Geschichte, sondern auch von den Prähistorikern höchst stiefväterlich behandelt werden, kann nicht umhin, seiner Klage Ausdruck zu geben, dass auch bei einer so günstigen Gelegenheit der physische Mensch nicht ganz zum Vorschein gekommen ist. Ich denke, wir müssten jede Gelegenheit benutzen, um die kommenden Geschlechter daran

zu gewöhnen, auch die materielle Erscheinung des Menschen als einen Gegenstand höchsten und ernstesten Interesses zu betrachten.

Gewiss haben die letzten 50 Jahre viel zu einer Verwirrung des allgemeinen Urtheils über die Entwickelung des Menschen beigetragen. Die einen haben geglaubt, nach oberflächlicher Betrachtung im Sinne des Darwinismus eine Art von Theorie des physischen Entwickelungsganges der Völker geben oder gar auf Grund anthropo-geographischer Schlussfolgerung die Bedingungen und die Gründe dieser Entwickelung construiren zu können. Die anderen haben die Einheitlichkeit der Gestaltung und der allgemeinen Eigenschaften nicht bloss des Menschen überhaupt, sondern auch seiner einzelnen Organe als Motiv betrachtet, über die individuelle Variation und deren Einfluss auf die Ausbildung der einzelnen Rassen und Stämme kurz hinwegzugehen. Aber gerade die deutsche Anthropologie kann den Vorwurf von sich abweisen, in diese verschwommene, mehr speculative als thatsächliche Betrachtung sich ergeben zu haben. Wir haben das Unsrige dazu gethan, die objective Wahrheit in ihrer Reinheit zu lehren, und nicht unser geringstes Verdienst ist es gewesen, durch eingehendes Specialstudium der einzelnen Rassen uud selbst der einzelnen Individuen ein Gebiet sicheren und beglaubigten Wissens vor dem Verfall zu bewahren. Dieses liesse sich ohne Schwierigkeit auch dem sogenannten grossen Publicum klar machen, und es würde sicherlich dazu beitragen, gerade den Naturvölkern gegenüber, die jetzt noch Gegenstand der unmittelbaren Beobachtung werden können, eine bessere Beschreibung und Deutung herzustellen, als sie durch die Mehrzahl unserer immer noch zu wenig geschulten Reisenden und durch die Vorführung einzelner Gruppen von „Wilden" erreicht wird. Das neue Jahrhundert sollte damit beginnen, die Kunde von dem Menschen in einer mehr gesicherten und mehr fehlerfreien Weise zum Gegenstande der Lehre zu machen, als die früheren Jahrhunderte zu Stande gebracht haben.

Die folgenden Abschnitte des neuen Werkes werden vielfache Gelegenheit bieten, in dieser Beziehung läuternd und erziehlich zu wirken. Möge es den trefflichen Männern, welche es übernommen haben, diese Abschnitte zu schreiben, gelingen, Muster einer strengen und methodischen Darstellung zu liefern, welche nicht bloss die vorhandene Tradition fortsetzen, sondern auch einen bleibenden Fortschritt für die nächste Zukunft eröffnen. Denn die Zeit eilt und die „Weltgeschichte" verschlingt die lebenden Geschlechter: wenige Decennien weiter werden genügen, um die Leere über grosse Gebiete zu verbreiten, in welchen jetzt noch gewisse Reste der „Naturvölker" vorhanden sind. Aber schon blicken wir mit Entsetzen auf die Verwüstungen, welche das unüberlegte und zerstörende Eingreifen sogenannter Culturmenschen in dem Bestand primitiver Stämme hervorgebracht hat. Kaum ist noch ein Winkel der Erde übrig geblieben, welcher den Urzustand der Menschen bewahrt hat. Aber jede auch noch so kleine Erweiterung unserer Kenntnisse über solche primitiven Stämme hat die grösste Frucht gebracht. Deshalb sollte die letzte Zeit der unmittelbaren Bekanntschaft mit lebenden Menschen einer sonst verschwundenen Periode sorgsam ausgenutzt werden.

Dazu aber brauchen wir eine grosse Zahl wohl vorbereiteter Beobachter, die gelernt haben, wie man arbeiten muss und was durch die schon geleistete Arbeit der Forscher gewonnen worden ist. Gute Lehrbücher müssen das ergänzen, was die immer noch so kleine Schaar guter Lehrmeister nicht leisten kann. Gerade deshalb müssen wir um so eifriger bestrebt sein, immer mehr Schüler zu erziehen, sei es durch unmittelbare Unterweisung, sei es durch das Lesen mustergültiger Werke, —, Schüler, welche in praktischer Uebung das objective Wissen nicht allein vom Menschen überhaupt, sondern auch von dem einzelnen Menschen zu erweitern im Stande sind.

Es ist ein wahres Glück, dass die Zahl verständiger und einsichtiger Verleger, welche ihren Stolz darin setzen, gute Bücher einzuführen, in stetiger Zunahme begriffen ist. Das bibliographische Institut, welches das neue Werk herausgiebt, braucht nicht erst seine Befähigung nachzuweisen. Die glänzende Ausstattung des vorliegenden Werkes stellt sich als eine gerade Fortsetzung der Gewohnheiten dar, welche der Verlagshandlung eine so allgemeine Anerkennung verschafft haben. Möge der Einfluss, den es auf die Mit- und Nachwelt ausübt, ein so grosser sein, dass man dereinst auf dieses Buch als auf den Anfang einer neuen Phase der Literatur zurückgreifen kann. Rud. Virchow.

W. Crooke, B. A. The Tribes and Castes of the North-Western Provinces and Oudh. In four volumes 8vo. Calcutta. (Office of the Superintendent of Government Printing, India.) 1896. Vol. I: CCXVI und 294 S. und 6 Taf. — Vol. II: 499 S. und 11 Taf. — Vol. III: 500 S. und 8 Taf. — Vol. IV: 516 S. und 5 Taf.

Der dem Bengal Civil Service angehörige Verf., welcher uns schon zwei Jahre früher eine ausgezeichnete Introduction to the Popular Religion and Folklore of Northern India (Allahabad 1894) geliefert hat, legt uns hier eine mühevolle und umfangreiche Arbeit vor, über die in den indischen Nordwest-Provinzen und in Oudh lebenden Stämme und Casten. Von der ungeheuren Zahl derselben kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man erfährt, dass der dem 4. Bande angehängte, alphabetisch geordnete Caste-Index nicht weniger als 122 Spalten auf 61 Seiten einnimmt. In der Einleitung handelt Crooke sehr ausführlich über den Ursprung, das Alter und das Wesen der Casten, die, im Gegensatze zu den gewöhnlich herrschenden Anschauungen, sich als etwas nicht Constantes, nicht Festumgrenztes, sondern als etwas Labiles, Wechselndes erweisen.

Der Ursprung der Casten ist nach Nesfield nicht in ethnologischen Beziehungen, sondern in der Gemeinsamkeit der Arbeit und der Beschäftigung zu suchen. Die Anthropometrie beweist aber, dass ausser diesem letzteren Factor doch auch die Rassenschichtungen eine wichtige Rolle gespielt haben. Dass nach dem Einbrechen der Mohammedaner noch eine Anzahl neuer Casten sich gebildet haben, das geht aus den Namen derselben hervor, welche mohammedanisch sind.

Die Namen der Stämme sind zum Theil von Himmelsgegenden, von geographischen Districten, von Flüssen, von einst berühmten Städten und Heiligthümern, zum Theil aber von alten Stämmen, von Heroen und berühmten Männern der Vorzeit, von Ehrentiteln, von den Beschäftigungen abgeleitet. Bei einer Anzahl derselben aber lässt sich alter Totemismus erkennen. Der Verf. spricht dann endlich noch die grosse Zahl der Formen durch, unter welchen bei den heutigen Hindu-Völkern die Ehe gehandhabt wird. Die Wiederverehelichung der Wittwen erscheint darunter viel häufiger, als man das in Europa gewöhnlich annimmt. Allerdings ist der verwittweten Frau bei vielen Stämmen nur die Levirats-Ehe gestattet und dann ist ihr in den meisten Fällen die Ehe mit dem älteren Schwager streng untersagt.

Den einleitenden Capiteln ist ein sehr ausführlicher Bericht eingefügt über anthropometrische Messungen, welche der Surgeon Captain Hr. Drake-Brockman an einer grossen Zahl von Lebenden ausgeführt hat. Er hat an jedem einzelnen Individuum 22 Maasse genommen; 17 derselben sind in den dem Werke beigegebenen Tabellen eingefügt, in welchen über 787 Gemessene berichtet wird. Als besonders werthvoll für die Unterscheidung der Blutmischungen hat sich hier der Nasen-Index ergeben. Weniger wichtig war der Schädel-Index, da die untersuchten Stämme sich sämmtlich als Dolichocephalen erwiesen. Auch der Gesichtswinkel liess keine merklichen Unterschiede erkennen.

Das ungeheure Material, welches Crooke in den vier Bänden bewältigt, führt er uns in alphabetischer Anordnung vor. Bei jedem Stamme wird zuerst eine Erläuterung des Namens gegeben; dann wird seine Verbreitung dargelegt, und wiederholentlich finden sich auch statistische Tabellen eingefügt. In knapper Form erhalten wir dann Auskunft über die Gebräuche bei der Geburt, bei der Reife-Erklärung, bei der Hochzeit und bei dem Tode, über den Gottesdienst, die Ahnenverehrung, den Dämonenglauben und den Zauber, und dann auch über ihr sociales Leben, ihre Feste und ihre Beschäftigungen. Aller dieser unendliche Stoff ist in leicht übersichtlicher Weise angeordnet. Ein Sach-Register von 26 Seiten erleichtert ausserdem noch das Zurechtfinden in diesem reichen Materiale. Jedem Bande sind einige Tafeln beigegeben, welche Vertreter der verschiedenen Stämme vorführen. Sie sind heliographisch hergestellt nach photographischen Aufnahmen, welche der Sergeant Wallace, R. E. von dem Rurki College in Mirzapur, aufgenommen hat. Im Ganzen sind es 30 Tafeln. Wir werden dem Verf. gerne glauben, dass es einer

grossen Arbeit und Geduld bedurfte, um dieses Alles zusammenzubringen, und dass es nicht immer leicht gewesen ist, das Misstrauen namentlich der niederen Casten gegen den neugierigen Frager mit Geschick und Tact zu überwinden. Max Bartels.

Dorr, R. Die Gräberfelder auf dem Silberberge bei Lenzen und bei Serpin, Kr. Elbing, aus dem 5.—7. Jahrh. nach Chr. Geb. Mit 3 Taf. und 7 Text-Figuren. Elbing 1898. 4°.

Der Verf. veröffentlicht in der obigen Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Elbinger Alterthums-Gesellschaft, deren vieljähriger Vorsitzender er ist, die Ergebnisse seiner Untersuchungen zweier Gräberfelder bei Elbing, welche in doppelter Hinsicht unser Interesse in Anspruch nehmen. Die Provinz Westpreussen ward bekanntlich in prähistorischer Zeit ungefähr durch die Weichsel in 2 verschiedene Gebiete getrennt, von denen das östliche mehr oder weniger den Charakter der ostpreussischen Cultur zeigt. Bisher fehlte es aber dort gerade an solchen Funden, welche für diesen Gegensatz so recht bezeichnend sind, besonders an jenen Armbrustsprossen-Fibeln, welche sich zwar aus einer einfachen provincialrömischen Form entwickelt haben, aber später in selbständiger, barbarisirender Gestalt im Gebiet der alten Aistier oder Pruzzen fortlebten, nachdem die römische Cultur schon erloschen war. Diese Lücke wird nun durch die Ausgrabungen des Hrn. Dorr auf dem Silberberge vollständig ausgefüllt. Von etwa 150 Brandgräbern konnten noch 80 vom Verf. untersucht werden; dieselben zeigten folgenden Bau. Gegen 0,4—0,5 *m* unter der Oberfläche lagen kreisförmige oder elliptische Pflaster aus Kopfsteinen, darunter eine Brandschicht von 0,1—0,2 *m* Dicke mit menschlichen Knochen, die in Häufchen zusammen oder zerstreut waren, selten in eigentlichen Brandgruben sich fanden und nur spärliche Beigaben von Bronze, Eisen oder Thon darboten. Oft lagen unter den Menschengräbern die Ueberreste von Pferdegräbern, aber stets unverbrannt.

Von den Beigaben sind hervorzuheben: 25 Armbrust-Sprossen-Fibeln, 6 Armbrust-Fibeln, 3 Scheiben-Fibeln, Gürtel, Riemenbeschläge, Schnallen, Pferdeschmuck, Sporen, Perlen, Thongefässe, Wirtel, unbearbeiteter Bernstein, Schwerter, Speerspitzen, Messer — alles trägt sowohl in Form wie Ornamentik deutlich den Stempel localer Industrie. Und dies ist der zweite Gesichtspunkt, von welchem aus der vorliegenden Arbeit eine besondere Wichtigkeit zukommt. Da nun das Gräberfeld am Silberberge, wie der Verf. mit Recht annimmt, der Zeit vom 5.—7. Jahrh. nach Chr. Geb. angehört, so haben wir in diesen Funden ein vollständiges Bild von dem Culturzustande der damaligen Bewohner Ost-Preussens vor uns, wie es bisher nicht vorlag, nicht nur von ihren Sitten und Gebräuchen, sondern auch von ihrer heimischen Industrie, welche zwar von barbarischem Geschmack, aber von ausgezeichneter Technik Zeugniss ablegt, wie dies aus der sorgfältigen Beschreibung und Abbildung der Funde hervorgeht.

Wenngleich daher diese Abhandlung zunächst nur unsere Kenntniss von der vorgeschichtlichen Cultur Westpreussens vervollständigt, so verdient sie doch in hohem Grade die Anerkennung weiterer Fachkreise, weil sie ein zeitlich und räumlich ganz abgeschlossenes Culturbild in vortrefflicher Weise zur Anschauung bringt. Lissauer.

V.

Die Zauber-Muster der Orang Sĕmang in Malàka.

(Fortsetzung von Zeitschrift 1893, Bd. XXV, S. 100.)

Nach den Materialien von **HROLF VAUGHAN STEVENS**

bearbeitet von Dr. **K. TH. PREUSS**[1]).

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 17. December 1898.)

2. Die Gor und Gar.

Den Zauber-Mustern auf Kämmen, welche die Frauen der Orang Panggang vor Krankheit schützen sollen, entspricht für die Männer ein System von Einritzungen auf den Gor und Gar genannten Bambusen. Ein Verstehen der einen Art von Mustern ist ohne die andere nicht denkbar. Für ein absolutes Verständniss dieser eigenthümlichen Art von Bilderschrift aber konnte selbst die aufopfernde Thätigkeit von Hrolf Vaughan Stevens nicht genügende Anhaltspunkte schaffen, wie er bis zuletzt gehofft hatte; indessen bietet das von dem Reisenden gesammelte Material, abgesehen von allem anderen, mindestens einem etwaigen Nachfolger eine feste Grundlage, die ihm jahrelange Arbeit erspart, wenn sie dann überhaupt noch zu leisten ist. Deshalb ist es nothwendig, auch die Muster der Gor und Gar gleich denen der Kämme der Oeffentlichkeit zu übergeben.

In üblicher Weise wird Ref. dem Forscher Stevens selbst das Wort geben, obwohl es gewöhnlich nur möglich war, den Sinn seiner Meinung aus vielen zerstreuten Stellen und Wiederholungen herauszuschälen. Etwaige Widersprüche des Reisenden, sowie kritische Bedenken, Hinweise und Ergänzungen des Referenten sind möglichst als Anmerkung unter den Text gesetzt, so dass das schlimmste Uebel, eine Fusion der Meinungen, durchaus vermieden wird[2]). Schliesslich aber ist es unsere Aufgabe, fest-

1) Hr. Prof. Grünwedel, der die Herausgabe der Kamm-Muster besorgt hat, übertrug die weitere Bearbeitung der Zauber-Muster dem Ref., der ihm auch für die einheitliche Orthographie der einheimischen Namen, sowie für einige sprachliche Hinweise zu grossem Dank verpflichtet ist.

2) Aus den überaus umfangreichen Manuscripten des Reisenden ist jede unser Thema streifende Bemerkung berücksichtigt worden, so dass ein erschöpfendes Bild des Erreichten geboten werden kann.

zustellen, wie weit vorläufig unser Verständniss beim Ueberblick über das ganze Gebäude der Orang-Semang-Bilderschrift gediehen ist.

Der Gebrauch der Gor und Gar.

„Gar" bedeutet einen kleinen Zweig oder Stock[1].

Die Puttö[2]) gaben den Semang gegen Entgelt gewisse, an einem Ende im Feuer angekohlte Holzstöcke mit geheimnissvollen Zeichen darauf, und diese Stöcke schützten den Träger vor bestimmten Krankheiten, wenn er das angebrannte Ende abwärtsgerichtet hielt. Man steckte sie deshalb unter eine um die Hüften laufende Schnur. Ursprünglich waren die Zeichen mit Kohle aufgetragen, dann wurden sie eingeritzt und mit Kohle eingerieben[3]).

Allmählich wurden leichte Bambusen, die den Namen Gar erhielten, zweckmässiger gefunden. Statt das Ende zu verkohlen, schälte man dort die glatte Rinde ab und schwärzte es mit Kohle, die auf dem entrindeten Bambu besser haftete. Dieses durch den Knoten geschlossene untere Ende wurde dann Tschèn-el-ûs[4]) genannt. Doch war der Zweck der Entrindung noch ein anderer, und sie wurde zunächst an beiden Knotenenden vorgenommen, obwohl der eine, obere Knoten nach ein paar Tagen abgeschnitten wurde. Man brachte nehmlich die Ritz-Muster auf dem Bambu an, während er grün war, gewöhnlich nachdem man ihn ein paar Augenblicke über ein Feuer gehalten hatte, weil das Messer dann einen reineren Schnitt macht und weniger Neigung hat auszugleiten. Wenn nun die Haut auf den Tubus-Enden gelassen ist, so platzen sie oft nach ein paar Tagen[5]); bei den Blasrohr-Stäben, die einen geringeren Durchmesser haben und fester sind, ist das nicht der Fall. Ausserdem giebt das Tschèn-el-ûs ein bequemes Mittel, um den unteren Abschluss der Zeichnung zu reguliren. Wenn diese nicht bis zum Tschèn-el-ûs reichte und man sich also in der Ausdehnung des ganzen Musters nach dem Augenmaass getäuscht hatte, so wurde einfach die Entrindung etwas weiter hinauf fort-

---

1) Möglicherweise hängt diese Erklärung von Stevens mit der folgenden Auslassung von ihm über die Entwickelung der Gar zusammen, obwohl er, wiederum anderswo, sagt, er habe für die Gar, Gü und Penitah die ursprüngliche Bedeutung nicht erfahren können.

2) Der Inhalt der aus Stevens' Materialien bisher erfolgten Publicationen, insbesondere: A. Grünwedel, Veröffentl. aus dem Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin III, 3/4 1894, wird im Folgenden als bekannt vorausgesetzt.

3) Nach einer anderen Stelle wurden die Zeichen erst auf den Bambusen eingeritzt und mit Kohle ausgefüllt, weil die glatte Fläche keinen Halt für die Kohle bot. Wie die Semang behaupten, wurde zum Einritzen, bevor es Eisen gab, oft statt des Steinmessers der Zahn des „Om" gebraucht, eines Thieres, das Bambu-Ratte und malayisch Dekkan genannt wird. Den Parang sollen die Semang noch genau so beim Schneiden der Muster halten wie früher das ganz anders geformte Steinmesser.

4) Siehe diese Zeitschrift XXV, S. 82 und Anmerkung.

5) Das Museum besitzt von Stevens ein Gar, auf dem auch der obere abgeschälte Knoten vorhanden ist. Er ist durchstossen während er sonst abgeschnitten wird.

gesetzt und so die Regel erfüllt, dass die Zeichnung den ganzen Bambu ausfüllen müsse. Freilich verlangt es in manchen Fällen die Zeichnung, dass oberhalb des Tschèn-el-ûs zunächst ein leerer, in der Breite wechselnder Raum kommt. Dieser ist jedoch schon ein Theil der Zeichnung, und deshalb wurde die Stelle, wo die Rinde aufhört, der Boden des Gar oder Gor genannt. Des bequemeren Transports wegen hatten die Gar geringen Durchmesser, und oft trug man mehrere zu gleicher Zeit, einen in dem andern. Sie dienten zugleich als Behälter für die zur Abwehr gesundheitsschädlicher Dinge nöthigen Blumen und Kräuter[1]).

Ebenso wurden die den Gar nahe verwandten Gor unter Beobachtung der Entrindung geschnitten und getragen: nur befand sich gewöhnlich das Gar in dem grösseren Gor, und wie auf jenen leben auf diesen und auf den Tinleig (Zauber-Kämmen der Frauen) die aus den Marken der alten Feuerstöcke entwickelten Muster fort. Die Aehnlichkeit des Wortes Gor mit dem Namen eines Berges Tè-gor und die Parallele zwischen der Höhlung des Bambu und den Höhlen dieses Berges, welche ihrerseits der Beschaffenheit Djil-mûl's, des heiligen Berges der Götter Keii und Plè, entsprechen, ist bereits anderweitig mitgetheilt worden[2]). Von dort brachte Plê die Blumen, deren Muster gegen Krankheiten schützen.

Als das Blasrohr der Orang Belèndas in Gebrauch kam, steckten die Sĕmang die Pfeile in das Gor[3]), statt den Köcher mit seinem besonderen Tragbande ebenfalls zu adoptiren — wie sie denn noch jetzt eine Abneigung dagegen haben, etwas um die Hüften geschlungen zu tragen[4]). Das erklärt es auch, weshalb die Pfeile so viel kleiner[5]) sind, als der sie beherbergende Köcher, das alte Gor. Der Köcher der Belèndas hatte weichen Holzboden zur Aufnahme der Pfeilspitzen, — statt dessen bildeten in dem Gor die Zauberblätter und -Blüthen ein ebenso weiches Bett. Bei jenen hatten die Köcher einen Deckel zum Schutz gegen den Regen; die Semang durften die Oeffnung nicht bedecken, weil sonst die Wirkung der heiligen Blumen darin null und nichtig gewesen wäre. Der weitere Grund dafür war, dass die Höhlung des Gor den offenen Höhlen des Berges Djilmûl entspreche[6]). Sie zogen sich dadurch aus dem Dilemma, dass sie bei Regenwetter die Mündung unter die Achselhöhle steckten, indem sie mit dem Ellbogen das entrindete und geschwärzte Ende in der vorgeschriebenen Richtung nach unten hielten.

---

1) Vgl. Veröffentlichungen III, 2, S. 131 f.

2) Veröffentl. III, 2, S. 136.

3) Der Köcher wird nun geradezu Gor genannt, und Morgan's Wort Goh für Köcher (carquois) ist = Gor [mit wahrscheinlich unächtem r), wie schon Grünwedel hervorhebt [Veröffentl. III, 2, S. 171 unter „Blasrohr-Köcher für Blasrohr-Pfeile"]. Vergl. J. de Morgan, Exploration dans la presqu'île malaise (Royaume de Perak et de Patani). Paris, A. Lahure, 1886, 4°: Linguistique unter carquois.

4) Vgl. diese Zeitschrift XXV, S. 75.

5) Nehmlich 28 bis 30 *cm* gegenüber den 35 bis 45 *cm* der Köcher (ohne den Knoten).

6) Veröffentlichungen III, 2, S. 136.

Weshalb nicht die Köcher für Bogen-Pfeile, die eine alte Waffe der Semang sind, als Gor verwendet wurden, erklären einige daraus, dass die Zeichnung das ganze Gor einnehmen musste, der Köcher aber zu lang gewesen wäre[1]). Nach Anderen, denen Stevens Glauben beimessen möchte, waren die Köcher schon von dem Zauber gegen den Blitz, den Kening-ûin-Ringen, eingenommen, und vor diesem hatten sie grosse Furcht.

Die Gar, welche sonst in den grösseren Gor am Gürtel getragen wurden, mussten so den Blasrohr-Pfeilen Platz machen. Einem genialen Kopf fiel es nun ein, die Unbequemlichkeit, die das separate Tragen der Gar mit sich gebracht haben würde, zu vermeiden und zugleich durch Verwendung dieser Zauber-Bambusen die Herstellung der neuen Waffe zu erleichtern. Die Semang hatten damals in den von ihnen bewohnten Landstrichen — sie waren noch alle auf der Ostseite der centralen Bergkette — keine derart langgegliederten Bambusen für den äusseren Blasrohr-Tubus zur Verfügung, dass sie die zu jener Zeit geforderte Länge darboten, nehmlich dreimal die Strecke von der Fingerspitze längs der ausgestreckten Hand und des Armes bis zur nächsten Brustwarze. So musste man ein Stück anfügen und nahm dazu das Gar. Zu diesem Zwecke wurde der Durchmesser desselben ohne Schwierigkeit reducirt. Nur die Länge durfte nicht angetastet werden, denn es herrschte die Regel, dass das Gar ein „Senemar", d. h. vom Ellbogen bis zur Spitze des Zeigefingers, lang sein müsse. So bestand fortan die Bambuhülle des eigentlichen inneren Blasrohrs aus zwei Theilen, einem langen, „Yeoh" (engl. Schreibweise), und einem kurzen gravirten, dem alten Gar mit gegen früher vermindertem Durchmesser. Die Vereinigung mit dem Yeoh fand statt, indem das abgesetzte Ende des letzteren in die offene, innen erweiterte Mündung des Gar gesteckt wurde. Das geschlossene Knotenende des Gar öffnete man, um den inneren Blasrohr-Tubus bis zu den Lippen des Mannes hindurchgelangen zu lassen. Hier auf dem von Bast entblössten und früher mit Kohle geschwärzten Theil des Gar, dem Tschên-el-ûs, der also dem Munde des Schützen am nächsten lag, wurde als Mundstück ein Harzkopf aufgesetzt, welcher schwarz sein musste[2]). Er reichte demnach von der Mos[3])-Linie, welche die Kelchblätter, d. h. den untersten Theil der durch das ganze Muster repräsentirten Blume vorstellt, bis zu dem unteren Rande. Häufig war diese Mos-Linie absichtlich oder unabsichtlich mit unter dem weichen Harz verborgen, welches sich unter der Einwirkung der Sonnen- oder Feuerhitze über sie ver-

1) Einige Semang-Köcher im Museum überschreiten nicht die Länge der Gor.

2) Da die Mundöffnung des Sumpit beim Tragen immer nach unten gerichtet ist, wie Stevens berichtet, so entsprach die Richtung des Tschên-el-ûs der Regel, die darin auf dem alten Gar beobachtet wurde.

3) Also vom Anfang des Tschên-el-ûs, siehe weiter unten S. 158, sowie die Kamm-Muster in dieser Zeitschrift XXV, S. 74, 78.

breitete und manchmal auch einen Theil der darüber befindlichen Figur n bedeckte. Dadurch wurde jedoch die Kraft des Musters nicht geschwächt. Nach der Meinung der Semang reicht das Wâs, der Theil des ganzen Musters, welcher den Geruch der Blume darstellt, unsichtbar durch die ganze Zeichnung hindurch vom offenen Ende des Bambu bis zur Mos-Linie am unteren Ende. Der Harzkopf wurde als Mos betrachtet, und so ruht auch der verdeckte Theil des Musters, nehmlich die Mos-Linie und der unsichtbare Theil des Wâs, in dem Harzkopf, wie in Wirklichkeit die ganze Blume in den Kelchblättern gebettet ist.

Es stellte sich bald heraus, dass viele von den Zeichnungen des alten Gar, die ursprünglich für einen Bambu von grösserem Durchmesser angeordnet waren, nicht gut auf die reducirte Grösse im Blasrohr passten. Sie nahmen nicht mehr die ganze Länge des Gar ein, wie es Vorschrift war. Daher wurde es der Zeichnung entsprechend verkürzt und der „Senemar" oder Cha-nam-pah (engl. Schreibweise) von der eigentlichen Länge des Gar zwischen Yeoh und Cha-nam-pah-ee (engl.), wie das verkürzte Gar jetzt genannt wurde, eingeschoben. Nur die Kening-ûin-Linien[1]) des Gar, welche die einzelnen Theile des Musters von einander trennen, behielten ihren Platz auf dem Senemar. Knoten und Tschèn-el-ûs waren auf dem Senemar wie auf dem Cha-nam-pah-ee zuerst vorhanden, und bei beiden lag dieses Knotenende näher dem Munde des Mannes. Obgleich die Vereinigung des Yeoh mit dem Senemar mit Hülfe von ein wenig Harz viel fester gewesen sein würde, so war ein solches Befestigungsmittel doch nicht gestattet und auch praktisch niemals angewendet, denn das Harz würde die Länge des Senemar verändert und seine Mündung bedeckt haben. Der hineingesteckte Yeoh dagegen wurde nicht als Deckel angesehen, und um das zum Ausdruck zu bringen, schnitt man an der Mündung des Yeoh einen Ring aus, der einen sehr ausgedehnten (verlängerten) Tĕpi[2]) repräsentirte. Dieser Tĕpi stellt Stempel und Staubgefässe der Blume dar und befindet sich auf den Kämmen, Gor-, Gar- und Blasrohr-Zeichnungen oberhalb des obersten Musters, nehmlich des Wâs, oder wird wenigstens dort vorhanden gedacht, da die Zeichnung des Tepi oder seine Auslassung von der Länge oder Kürze dieses Blumentheils abhängt. Sumpit Nr. 68[3]) zeigt ihn deutlich. Desgleichen wurde der Senemar in den Cha-nam-pah-ee eingeführt.

Manche Muster desselben sind nun so beschaffen, dass sie bis zu beliebiger Länge wiederholt werden können, wie in Fig. 113, 114, 121 usw. Deshalb durfte man mitunter auch einen längeren Cha-nam-pah-ee nehmen,

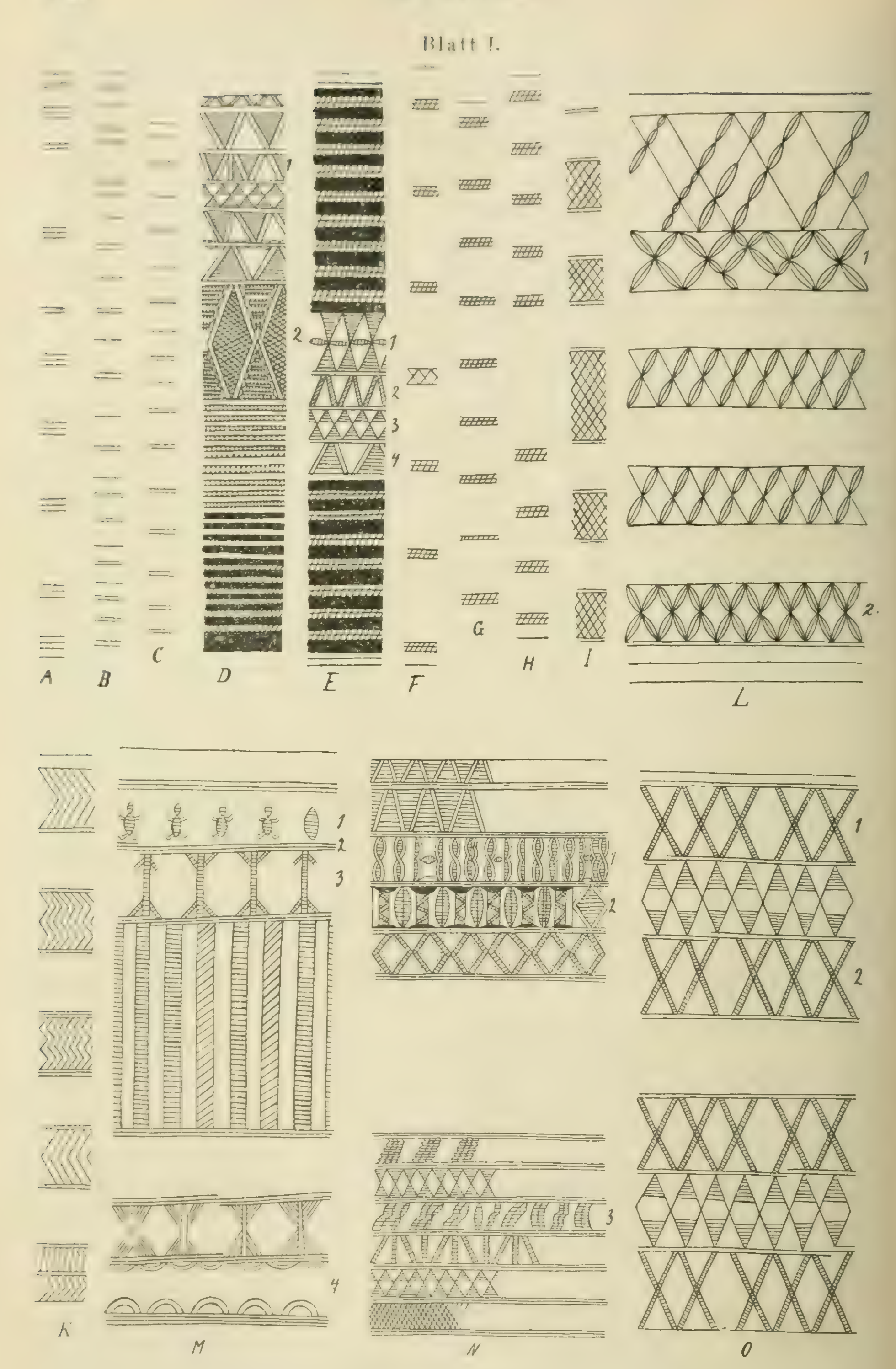
---

1) Siehe weiter unten S. 157, und diese Zeitschrift XXV, S. 77.

2) Siehe diese Zeitschrift XXV, S. 78, 82.

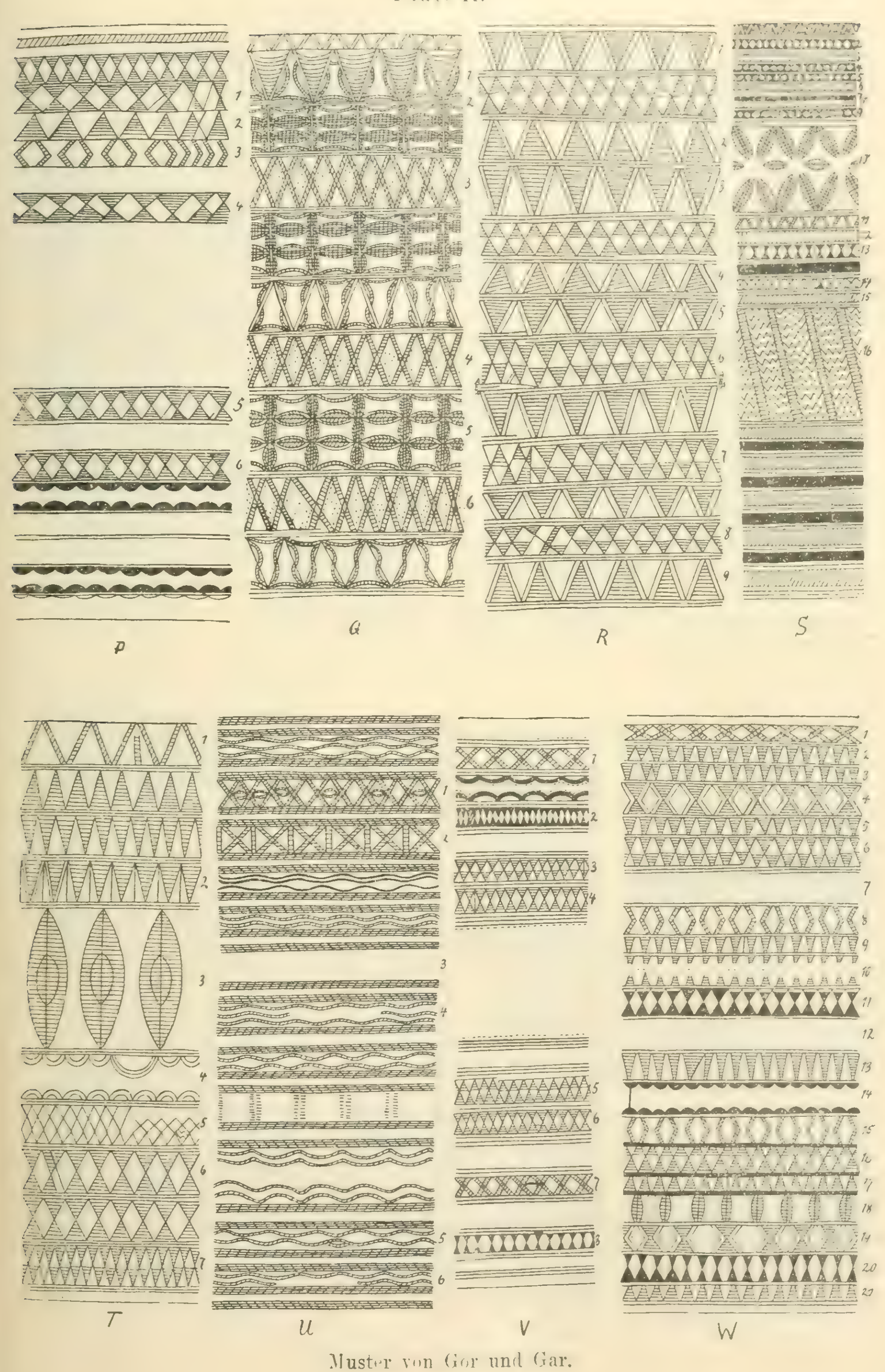
3) Siehe die Text-Abbildungen. Sie folgen aufeinander in der Reihenfolge: Gor und Gar durcheinander von *A* bis *Z* und dann von *A* 1 bis *Y* 1. Hierauf die Sumpit-Muster von 1 bis 128, wo 66 *A* eingeschoben ist. Die Anordnung rührt von Stevens her.

Blatt I.



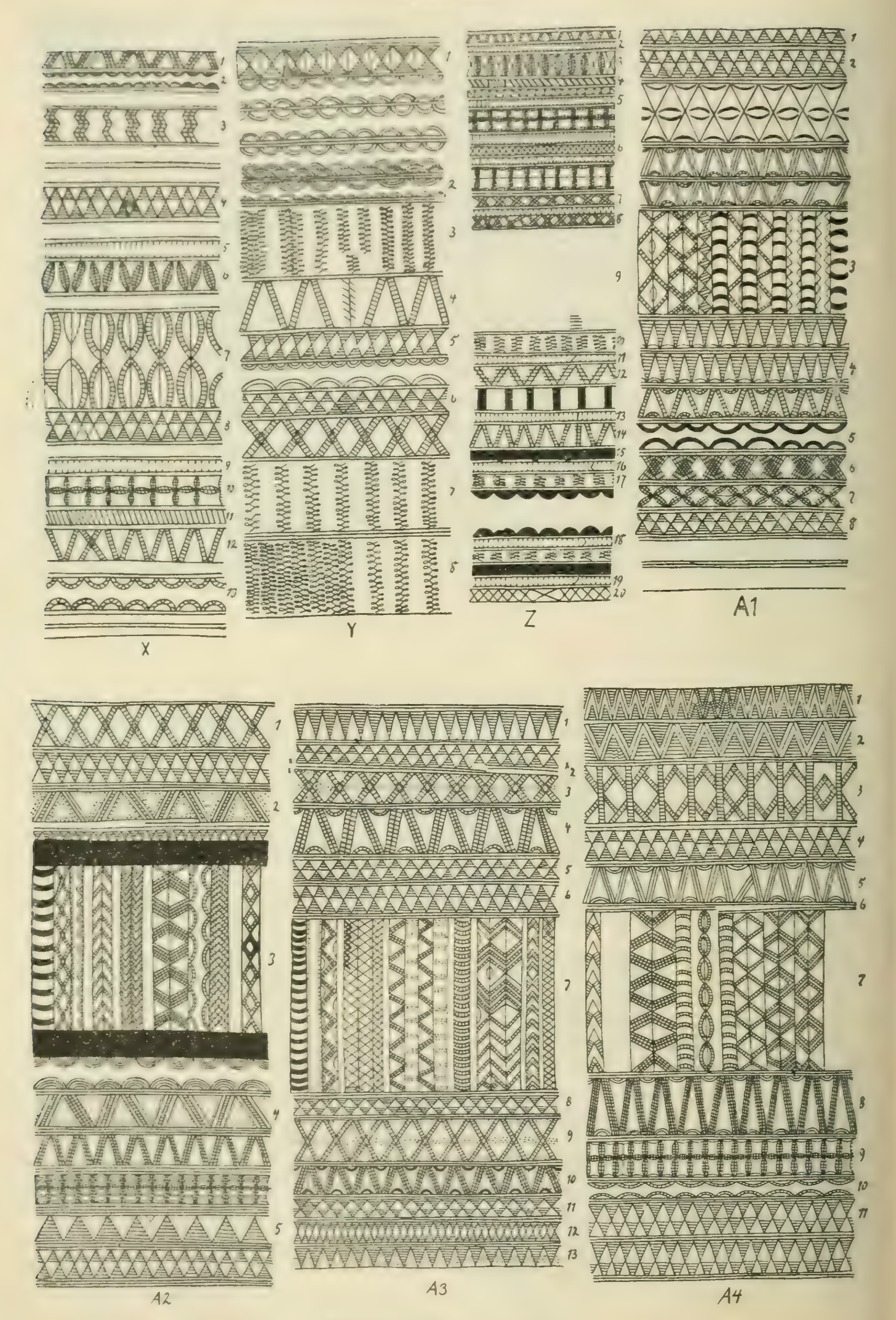
Muster von Gor und Gar.

Blatt II.



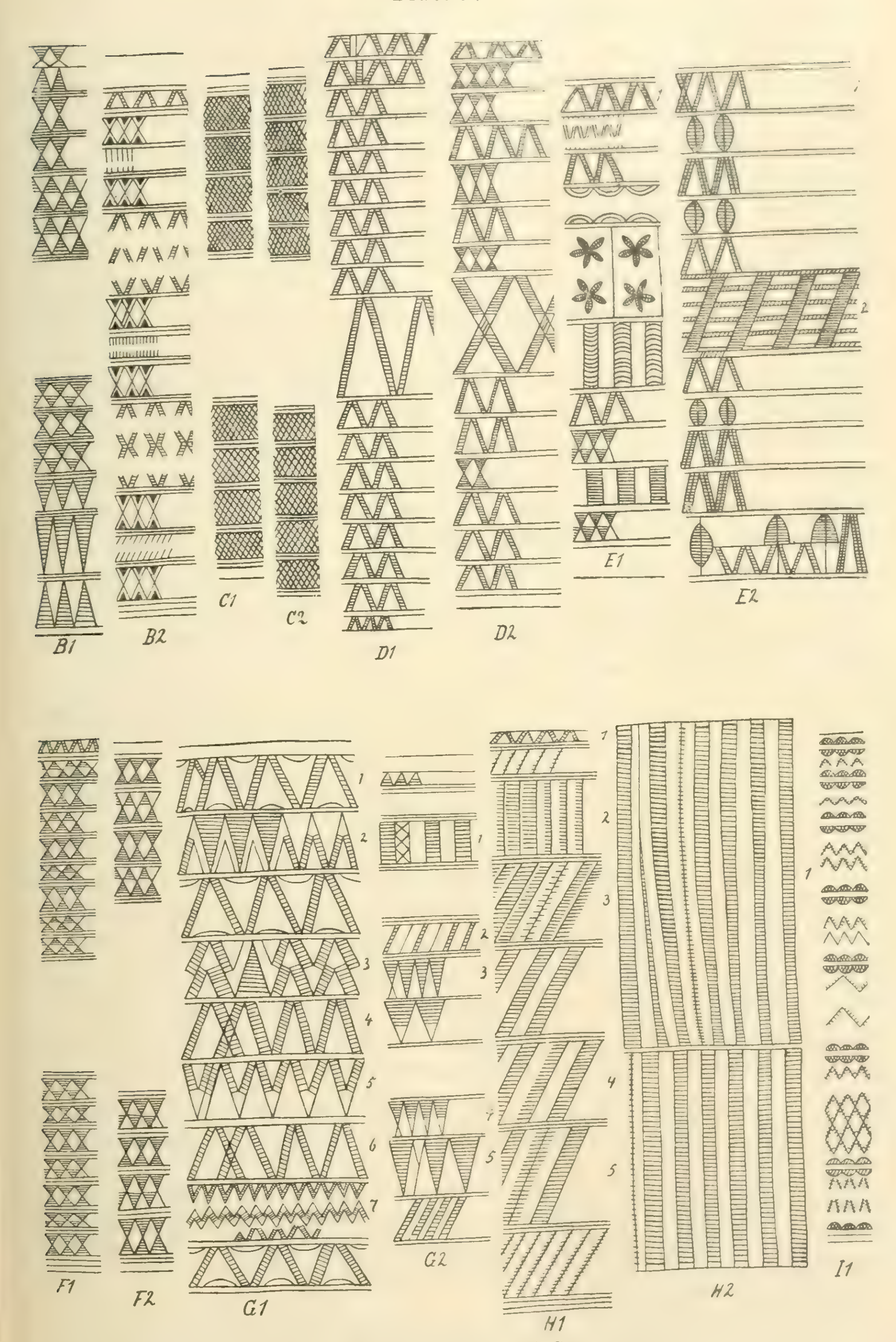
Muster von Gor und Gar.

Blatt III.



Muster von Gor und Gar.

Blatt IV.



Muster von Gor und Gar.

wenn es darauf ankam, einen zu kurzen Tubus als Yeoh zu verwenden. Man beschränkte sich dann auf eins der erwähnten Muster.

Nachdem Theile der Semang nach dem Westen gewandert waren, wo sie u. a. durch Berührung mit den Malayen ihre strengen Regeln allmählich einbüssten, traten in der Gestaltung der Blasrohrtheile weitere Veränderungen ein. Der einfachen Tepi-Linie an der Mündung des Sumpit wurden zur Unterscheidung weitere Ringe beigesellt, oder man liess sie ganz fort. Die Länge des Senemar wechselte nach praktischen Bedürfnissen und wurde ein Stammesmerkmal. Das Muster der Kĕning-ûin-Ringe auf demselben variirte man. Den Knoten des Senemar wie des Cha-nam-pah-ee schnitt man fort, weil es so schwer gewesen sei, wie einige der westlichen Semang anführten, der alten Vorschrift zu folgen und ihn auszubohren. Das Tschèn-el-ùs des Cha-nam-pah-ee, das sich unter dem Harzkopf befinden sollte, wurde entweder ganz vernachlässigt, oder man ersetzte es zuweilen durch einen mehr oder weniger breiten, von der Rinde entblössten Ring, den man mit Kohle ausschmierte. Man sieht ihn noch jetzt in manchen Mustern zwischen der Zeichnung und dem Mundstück. Da aber auch der Harzkopf mit Kohle gemischt und aussen geschwärzt war, so entsprach dieser dann auch selbst dem Zweck des Tschèn-el-ùs; wo das Tschèn-el-ùs erhalten blieb, geschah es fast nur zu dem Zweck, dass der Harzkopf besser haftete. Endlich wurde die Lage des Wâs, die bis dahin dem Mundstück abgekehrt war, zuweilen umgekehrt[1]). Auf dem im Gürtel getragenen Gar, wie anfangs auf dem Cha-nam-pah-ee, war nehmlich das Wâs-Muster oben nahe der Oeffnung angebracht, so dass es wie auf dem Kamm nach vorn und aussen gerichtet war, um die ankommende Krankheit zu verscheuchen. Die letztere Veränderung setzt eine Umkehrung des ganzen Cha-nam-pah-ee voraus, und die geschah so: Statt den Senemar mit dem Cha-nam-pah-ee wie früher durch Hineinstecken des ersteren in den letzteren zu verbinden, wurde umgekehrt verfahren, und das zu diesem Zweck verjüngte und zugleich geschwärzte Ende des Cha-nam pah-ee repräsentirte nun das Tschèn-el-ùs, während der Harzkopf des Mundstücks Wàs und Pawèr[2]) oder vielleicht noch mehr Räume von Figuren am anderen Ende bedeckte. Durch diesen Kopf wurde die geforderte Oeffnung des Gar natürlich nicht bedeckt, wie die Semang betonten[3]). Jetzt sind beide Arten der Stellung des Wâs gleichmässig bei den westlichen Semang verbreitet, und man kann dieselbe Zeichnung bald

1) Stevens bemerkt jedoch anderswo, dass er nicht mit Sicherheit sagen könne, welche Stellung des Wâs correct sei, obwohl er die Gewohnheit der Orang Panggang, das Wâs dem Mundstück abgekehrt zu tragen, für ursprünglicher hält. Beide Parteien gäben ganz gute Gründe für ihr Verfahren an (s. Text).

2) Siehe diese Zeitschrift XXV, S. 78.

3) Wie sie aber das Bedecken der Figuren rechtfertigen, hat Stevens nicht angedeutet, wahrscheinlich so, wie S. 140/141 das Bedecken der Mos-Linie und der nächstgelegenen Muster, da Wâs und Pawêr durch die ganze Zeichnung wirken.

mit einem dem Mundstück zugekehrten, bald mit einem von ihm abgekehrten Wàs sehen. Auch die östlichen Panggang haben jetzt zuweilen die neue Mode.

Als der Belùm-Stamm des Westens neue Messer bekam und seinen Stolz in das Aussehen seiner Eingravirungen setzte, sahen die Leute es nicht gern, dass die Zeichnung von dem Harz-Mundstück bedeckt war, und fügten deshalb dem Cha-nam-pah-ee ein entsprechendes Stück über das Wàs hinaus zu, das nun den Harzkopf trug. Ja, man setzte das Muster in die Mitte eines langen Cha-nam-pah-ee, so dass auf beiden Seiten ein freier Raum blieb. Diese Unregelmässigkeiten verbreiteten sich theilweise bis zu den östlichen Panggang, die jedoch behaupten, sie nicht selbst erfunden zu haben. Die Kensiù, Kintà, Bong und Belùm des Westens aber fügten den alten Mustern noch ihre eigenen unterscheidenden Zusätze hinzu, und jetzt werden im Westen die Motive häufig bunt durcheinandergewürfelt lediglich decorativ verwandt, sowohl auf den Blasrohren, wie auf den dazu gehörigen Pfeilköchern[1]).

Manche Muster der Gar liessen sich dem Cha-nam-pah-ee nicht anpassen und blieben deshalb auf den alten Bambusen[2]). Nach Allem müssen die correcten Sumpit-Muster denen der Gar als gleichwerthig für das Verständniss dieser Gruppe der Zauber-Muster an die Seite gestellt werden. Erst mit dem Cha-nam-pah-ee zusammen bilden die Gar ein Ganzes, weil die Muster, welche auf den Sumpit angebracht waren, nicht mehr als Gar geschnitzt wurden.

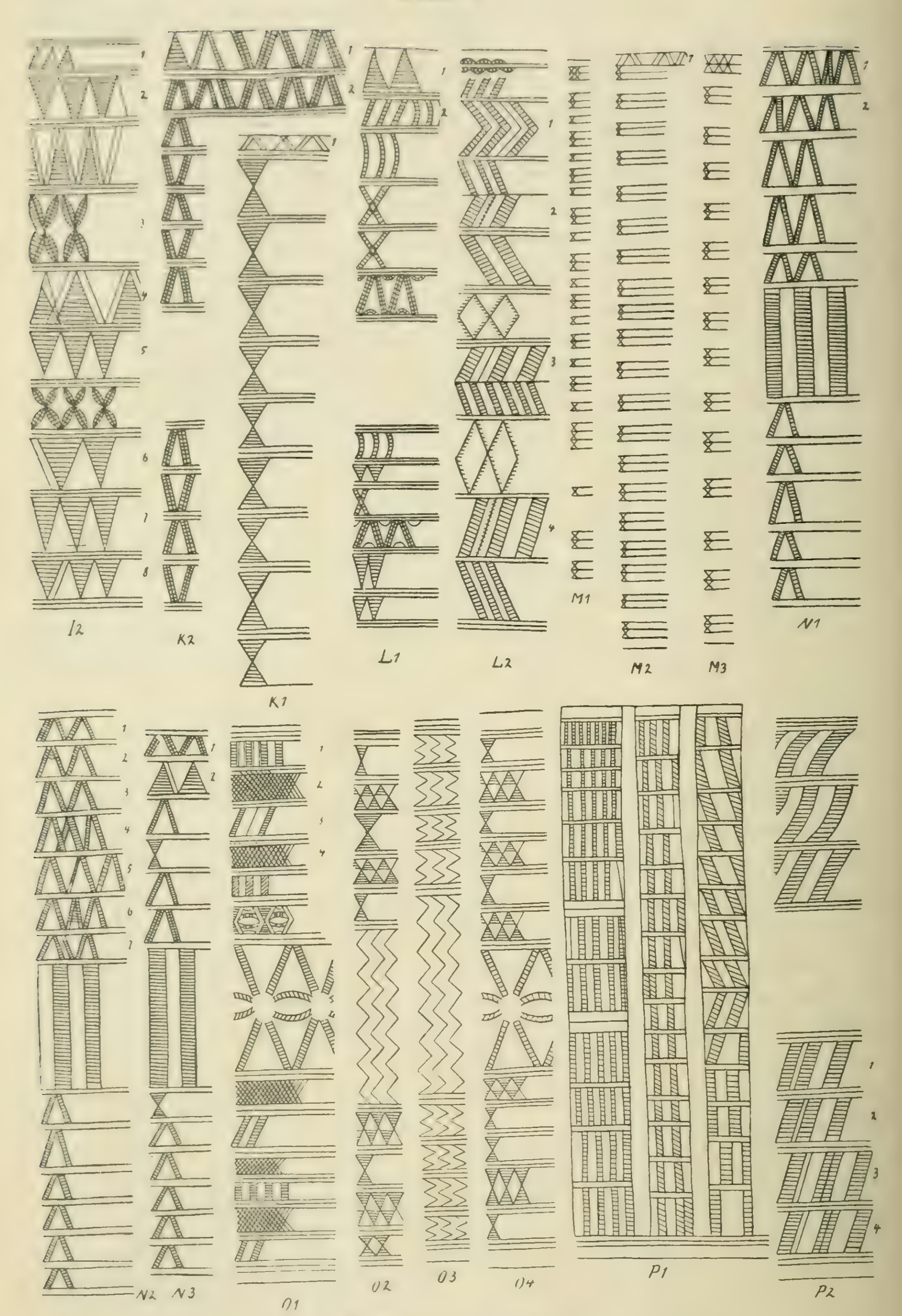
Die Typen der Muster.

Wenn man die ganze Anordnung der einzelnen Sumpit-Muster mit derjenigen der Gor und Gar vergleicht, so sieht man, dass sie ähnlich ist, obwohl die Figuren selbst von einander abweichen. Die Semang gruppiren — das scheint Stevens' sehr unklar ausgedrückte Meinung zu sein — beide Arten von Mustern nach denselben Classen. Stevens hat die Gruppirung von den verschiedensten Leuten vornehmen lassen, und sie ist im Wesentlichen stets dieselbe geblieben, obwohl die Zuordnung einzelner Muster zu den Classen variirte. An den Sumpit-Zeichnungen hat Stevens die Gruppirung voll-

1) Deshalb sind auch die von Morgan, Exploration usw., Ethnographie p. 9 abgebildeten Muster sämmtlich unächt.

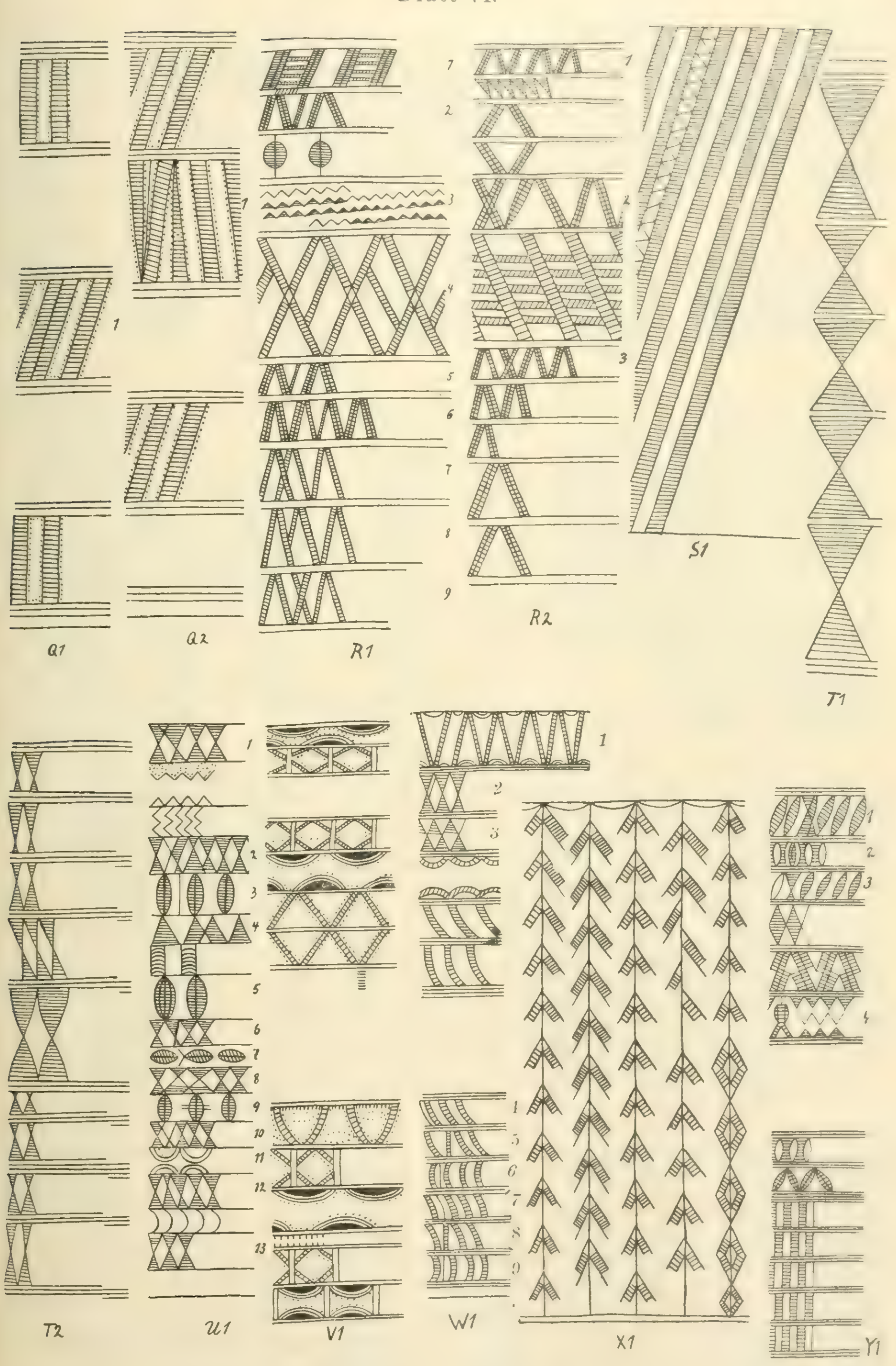
2) Stevens drückt sich hier so aus: „others (sc. designs) could not be reduced (sc. to sumpitan size) and consequently are retained as Gor or Gar." So werden Gor und Gar, soweit die Ableitung des Cha-nam-pah-ee in Betracht kommt, durcheinander gebraucht. S. weiter unten S. 158, wo Stevens nach Vergleich der Sumpit- und Gor-Muster den Cha-nam-pah-ee sich aus einem Gor entwickeln lässt. An anderer Stelle bezeichnet Stevens neben den Gor auch die Gar als dart cases, doch nur in flüchtiger Zusammenfassung. Vergl. auch Veröffentlichungen III, 2, S. 136. Dies liegt daran, dass Stevens augenscheinlich keinen specifischen Unterschied in den Mustern der Gor und Gar gefunden hat, während die Entwickelung als Pfeilköcher, bezw. Cha-nam-pah-ee, Tradition ist.

Blatt V.



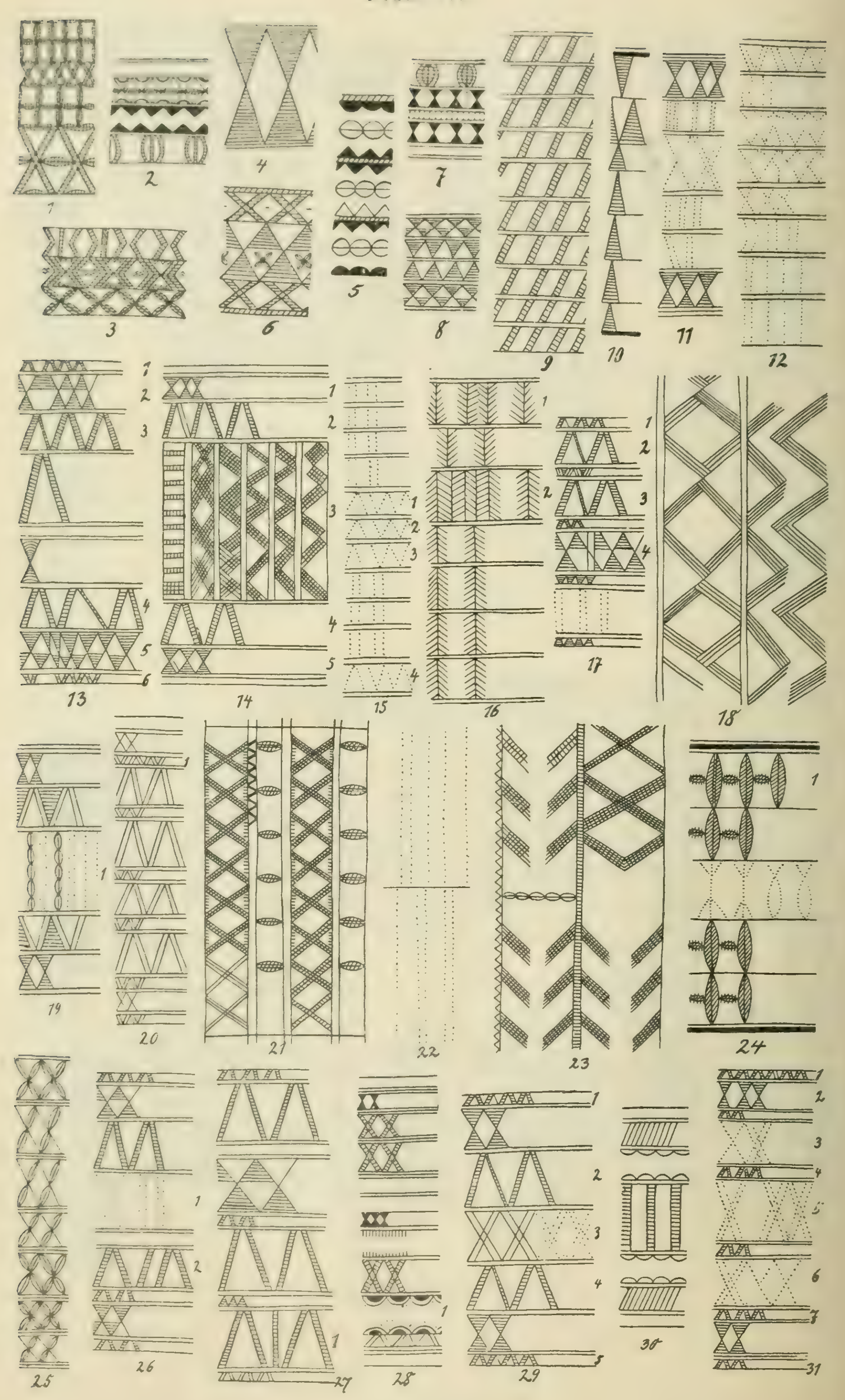
Muster von Gor und Gar.

Blatt VI.



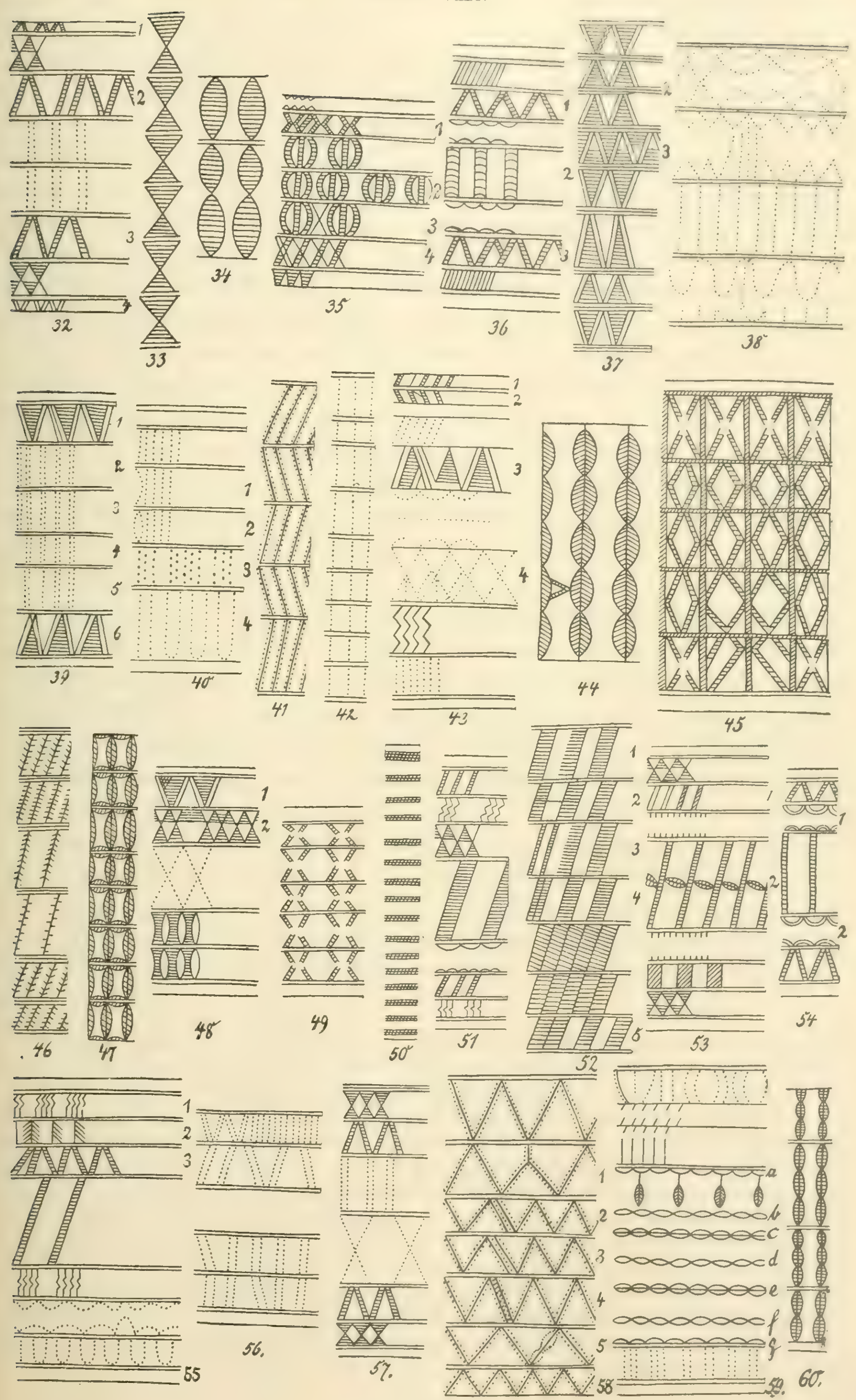
Muster von Gor und Gar.

Blatt VII.



Sumpit-Muster.

Blatt VIII.



Sumpit-Muster.

ständig durchgeführt, doch auf die der Gar und Gor nur gelegentlich Bezug genommen[1]).

Die Sumpit-Muster, Tenward genannt, gehören zwei Typen an, je nachdem sie, wie die Mehrzahl, Kening-ûin-Linien besitzen, welche die einzelnen Reihen von Zeichnungen von einander trennen, oder solche nur an den Enden aufzuweisen haben, wie Nr. 18, 21, 23, 44. Vom ersten Typus enthält die Unterabtheilung I *A*, wie das z. B. in Nr. 29, 30, 36 zu sehen ist, ganz wie auf den Kämmen, in der Mitte die Zeichnung, welche die Krankheit repräsentirt, Betood (engl.) genannt, und oben und unten abwechselnd Figurenreihen und Kening-ûin-Linien. Während aber auf den Kämmen der Tin-wêg (das Krankheits-Muster) hervorragend breit ist, erscheint der ihm entsprechende Betood der Blasrohre manchmal schmal[2]). Von den anderen Räumen können oben vier und unten drei, oder drei oben und zwei unten, oder endlich bei langem Cha-nam-pah-ee fünf und fünf sein. Andere Variationen sind gleichfalls zulässig.

Die Unterabtheilung I *B* hat in der Mitte einen leeren Raum, entsprechend den Gor *L* 1, *F* 2 usw., während ein solcher auf den Kämmen nicht vorkommt. Doch fällt das Kennzeichen dieser Gattung gewöhnlich nicht in die Augen. Als man nehmlich die ausgedehnte Zeichnung des langen Gar dem kurzen Cha-nam-pah-ee anpasste, wurde der bedeutungslose leere Mittelraum, der nur der Regel zu Liebe da war, dass das Muster den ganzen Bambu ausfüllen müsse, entweder ganz weggelassen oder dem Raum zwischen zwei Kĕning-ûin-Ringen gleichgemacht. Wollte jemand z. B. in Nr. 56 die Zwischenräume zwischen den Kĕning-ûin-Linien ebenso gross machen wie die leere Mitte, so hindert ihn daran keine Vorschrift, sondern nur die Gewohnheit. Deshalb ist schwer zu erkennen, ob eine Zeichnung zu dieser Classe gehört[3]). Nr. 75 z. B. wurde Stevens in seiner Anordnung erst klar, als ihm ein Sĕmang die Zeichnung auf einem Gar mit dem Zwischenraum in der Mitte vorschnitt. Es ist derselbe Typus, wie Nr. 56, nur dass letzterer Sumpit wegen der punktirten Zeichnung, wie wir sehen werden, in eine andere Classe gehört. Da in Nr. 75 der leere

1) Von den folgenden Classen der Sumpit kommt I *E* bis I *G* jedenfalls in den Gor und Gar in viel beschränkterer Zahl vor, als auf den Blasrohren. Ueber Classe II *A* und II *B* der Gor siehe weiter unten S. 158. Siehe auch die „Einführung“ S. 195.

2) Nur Kamm 20 *G* hat auch einen kleinen, kaum hervorstechenden Tîn-wêg (s. diese Zeitschrift XXV, S. 94. Der Betood ist in Folge dessen häufig nicht festzustellen.

3) Besonders, weil eine Verwechselung mit Klasse I *A* wegen des nicht hervortretenden Betood leicht ist. Auch die Häufung der Kening-ûin-Linien, die man bei Weglassung des freien Mittelraumes dort erwarten müsste, — nehmlich der Regel nach vier Linien, wenn das Kening-ûin-Paar jeder Seite an einander herantritt, und drei, wenn die innersten beiden etwa miteinander verschmelzen sollten, — deutet die Fortlassung nicht an. Es ist vielmehr eine Steigerung der Zahl der Kening-ûin-Linien an dieser Stelle gegenüber dem sonstigen Gebrauch in der betreffenden Zeichnung nirgends wahrzunehmen, obwohl der freie Mittelraum auf den Gor und Gar gewöhnlich von mindestens zwei Kĕning-ûin-Linien auf jeder Seite eingefasst ist (z. B. Gor *N*, *Z*, *F* 1 usw.).

Mittelraum nur von je einer Kĕning-ûin-Linie eingefasst war, so trat kein auffallendes Zeichen bei dem Fortfall des Raumes ein[1]). Leere Räume überhaupt heissen „pitscheg" unter Voransetzung des Namens für den betreffenden Raum[2]).

Diese Classe I *B* schützt gegen Epidemien, schwere und leichte[3]). An anderer Stelle fasst Stevens jedoch die Gattung der gegen Epidemien wirkenden Muster enger, gewissermaassen als besondere Art der Classe I *B*. Er sagt: Was wir Epidemie nennen würden, eine Krankheit, die gelegentlich erscheint, aber Alle oder Viele zugleich befällt, wie Influenza, Pocken, Cholera, wird durch die Sumpit-Muster 96, 101, 105, 109 und das Gor *H 2* gekennzeichnet, wo eine Zeichnung (gewöhnlich, aber nicht immer, auf beiden Hälften dieselbe) den ganzen Raum einnimmt, nur in der Mitte von Kĕning-ûin-Ringen in zwei Theile getheilt. Die obere Hälfte ist für die Männer, die untere für die Frauen. Denn diese Classe ist auf den Kämmen nicht vertreten, da die Krankheit beide Geschlechter gleichmässig angreift. Nr. 97 erscheint auf den ersten Blick als Ausnahme, aber die einzelne schwarze Querlinie der unteren Hälfte ist nicht eine Kĕning-ûin-Linie, da solche mindestens doppelt auftreten[4]).

Abgesehen von diesen beiden Unterclassen giebt es eine weitere Eintheilung des ersten Typus[5]). I *C* schützt gegen Krankheiten, die in verschiedener Zeit und Form und an verschiedenen Körpertheilen auftreten. Eine Anzahl kurzer Säulen mit Figuren nebeneinander im Mittelraum sind das Kennzeichen. Diese Collectiv-Zauber heissen bèh-hàï[6]) (beehay engl.)[7]). Oben und unten befinden sich Räume mit anderen Figuren. Die Blasrohr-Zeichnung Nr. 127[8]) gilt als Beispiel, das den Gor *A 1* bis *A 4* und den Kämmen *28 A* und *31* entspricht.

In der Unterabtheilung I *D* sind die durch Kening-ûin-Linien ge-

---

1) S. die Anm. vorher.

2) Vgl. *„wâs pitscheg"* auf den Kämmen (diese Zeitschrift XXV, S. 81.)

3) Jedenfalls sind die Krankheiten, gegen welche die Muster der Gar und Gor mit leerem Mittelraum gerichtet sind, keine Epidemien.

4) Vgl. jedoch diese Seite, Zeile 1.

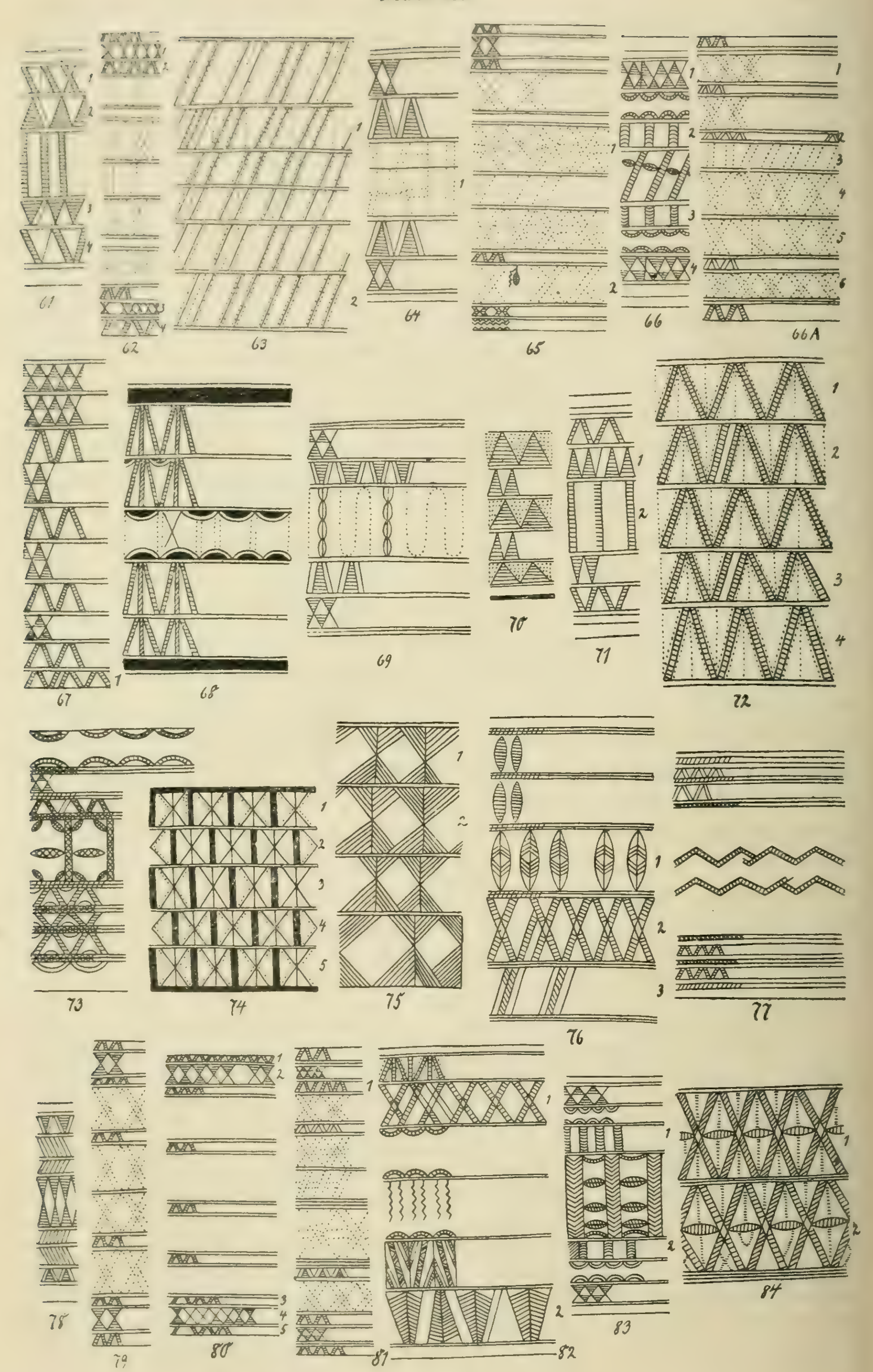
5) Im Folgenden scheinen die Classen I *C* und I *D* unter I *A* zu rangiren; bei I *E* und I *F* dagegen ist die äussere Zugehörigkeit zu beiden Classen I *A* und I *B* nicht ausgeschlossen (vgl. Nr. 56). I *G* zeigt ausserdem die Neigung zur Classe II, insofern, als die Muster im Ganzen angeordnet sind (vgl. S. 176 unter Nr. 73, 77, 88).

6) Die deutsche Schreibweise ist nach der arabischen Niederschrift von Stevens' Munshi hergestellt, hat jedoch nur bedingten Werth, da die arabische Schrift nach Stevens' Aussprache gefertigt ist. Ausserdem dürften die langen Vocale zu häufig angewandt sein, da anzunehmen ist, dass der Munshi das Anbringen der Kürzungen unterlassen hat (A. Grünwedel).

7) Vgl. den Ausdruck *bêhêi* (beay) für den siebenten Raum der Kamm-Muster.

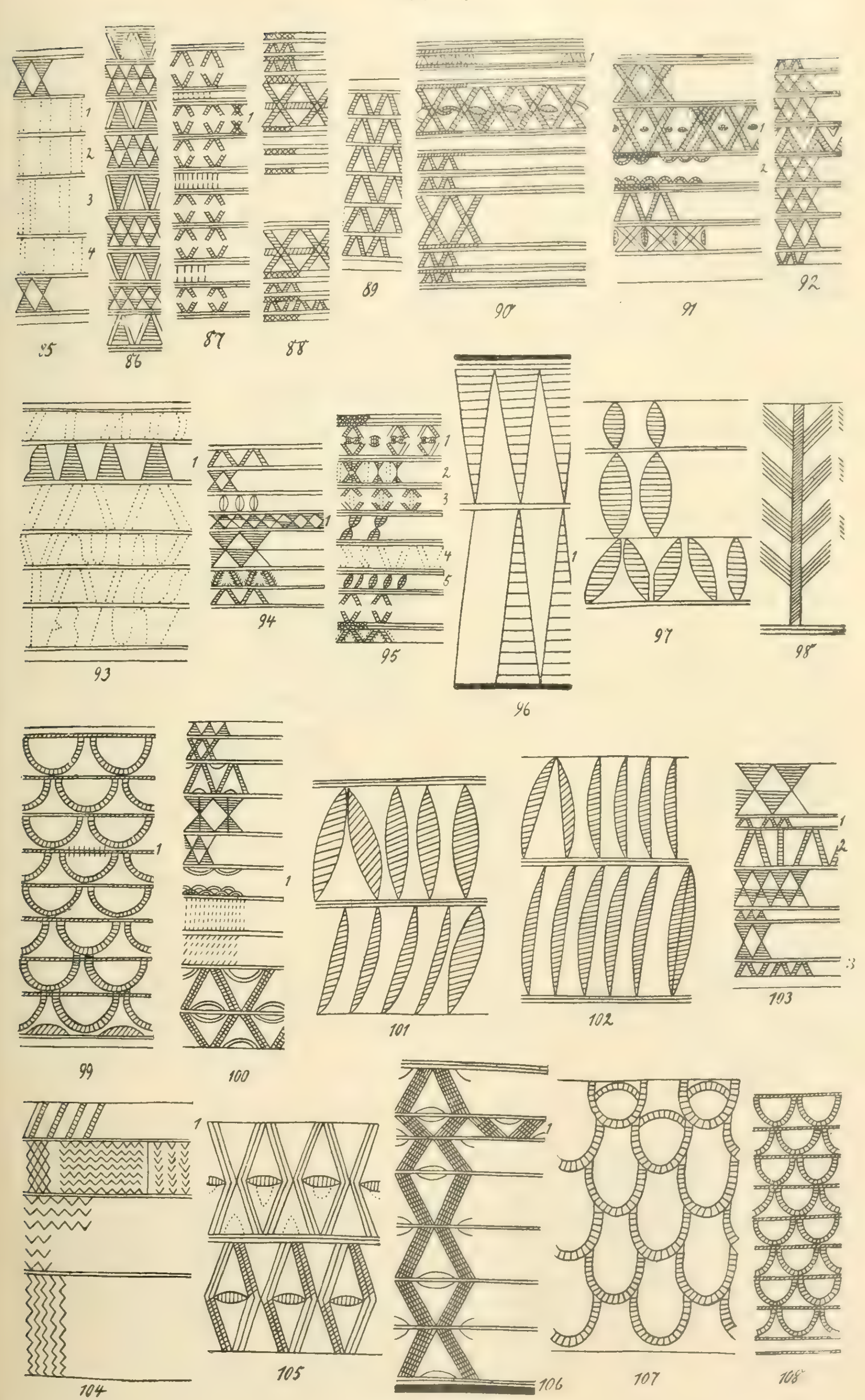
8) In der folgenden Tabelle ist jedoch Nr. 127 von Stevens unter I *A* aufgeführt, und von den dort unter I *C* genannten Mustern haben Nr. 121 und 123 keine Räume oberhalb und unterhalb des Hauptraumes (vgl. S. 179 unter Nr. 127).

Blatt IX.



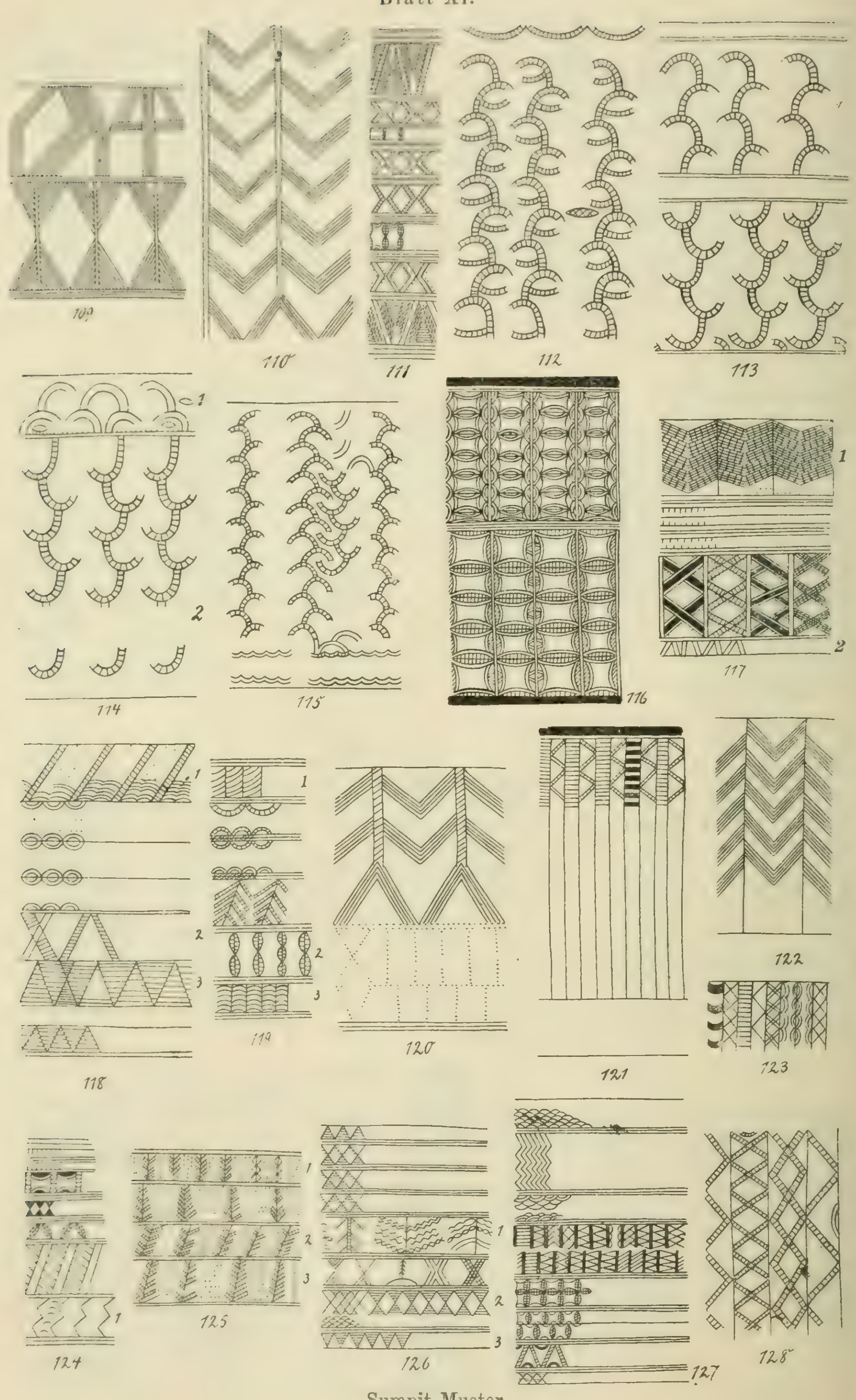
Sumpit-Muster.

Blatt X.



Sumpit-Muster.

Blatt XI.



Sumpit-Muster.

trennten Räume, also auch der Mittelraum von einer im Wesentlichen gleichen Figur erfüllt.

„Pichod“ (engl.) oder punktirte Zeichnungen wurden von den Semang stets auf eine Seite in zwei Gruppen gelegt, die Stevens als einfach und zusammengesetzt, wie er sie selbst beurtheilt, unterscheidet. Auf seine Frage, weshalb diese, besonders solche, in denen nur eine oder mehrere Reihen punktirter Figuren waren, nicht mit den ihnen in der Anordnung ähnlichen Zeichnungen zusammengelegt würden, wurde ihm gesagt, dass sie ein ganz anderer Tankor (engl.), „eine ganz andere Art von Ding“ seien[1]. Die Classe I *E*, ein einfacher Satz punktirter Figuren, schützt gegen leichtere äussere Verletzungen, die complicirtere Form I *F* gegen schwere. Letztere wurde einst von den Snâ-hût selbst geschnitten.

Schliesslich giebt es die Unterclasse I *G*, deren Schmalräume innerhalb einer oder mehrerer Kĕning-ûin-Liniengruppen doppelte Querstriche aufweisen. Solche mit einfachen Querriegeln sind besondere Abzeichen der Classe I.

Was die Puttô für unerlässlich erklärt zu haben scheinen, ist: 1. die Zahl der Kĕning-ûin-Linien und in Folge dessen auch viel von ihrer Stellung, 2. die Figurenreihen von Wâs, Pawêr und Krankheits-Darstellung in allen Fällen und in einigen auch alle Zeichnungen eines Tubus. Kĕning-ûin-Linien bezeichnen im umgekehrten Verhältniss ihrer Anzahl grössere oder geringere Schwere der betreffenden Krankheit[2]. Dass die Puttô diese Ringe nur als Zauber gegen den Blitz gaben[3], erscheint als Ausnahme dieser Regel.

Hier mögen gleich ein paar Bemerkungen über die Darstellung der Kĕning-ûin-Ringe Platz finden. Drei solche Parallel-Linien heissen *a* als Ganzes Kĕning-ûin, aber das eigentliche Kĕning-ûin ist die mittelste Linie *a*, wenn sie von den beiden anderen begleitet ist[4]. Diese beiden äusseren sind „Kĕning-ûin-Linien“ und zwischen jeder Figurenreihe die gewöhnlichen Theilungslinien der Bambusen. Man könnte sie einen Punkt, die einfache Linie ein Komma nennen. In vielen Zeichnungen erscheinen die drei Linien, aber sie werden ebenso wie die nach rechts und links laufenden zwei-, drei- und vierfachen Spiralringe[5], wie

1) Punktirte Figuren kommen in beschränktem Maasse in allen Classen vor, z. B. 95, 118, 125 usw.

2) Dann müssten die kürzeren Sumpit-Muster gegenüber den längeren Gor-Darstellungen durchweg schwerere Krankheiten repräsentiren, da die Kening-uin-Linien der ersteren entsprechend geringer an Zahl sind, als die der letzteren. Das ist jedoch nicht wahrscheinlich.

3) auf den Bogenpfeil-Köchern und auf Gor *A* (s. Veröffentlichungen III, 2, S. 136 und Abbildung S. 108, 135).

4) Sie entspricht der Art von Blitz, welche gefährlich und zugleich durch Zauber abwendbar ist, während die oberste Linie den ungefährlichen, die unterste den schrecklichsten, unabwendbaren darstellt (s. Veröffentlichungen III, 2, S. 136).

5) Z. B. in Gor *O* und *T* 2. Spiral-Linien und Ringe werden auch combinirt als Theilungs-Linien der Muster gebraucht, z. B. in Gor *A 2*.

die doppelten[1], geriegelten[2]) und doppelt geriegelten[3]) Kĕning-ûin-Linien an Stelle der ursprünglichen zwei Kening-ûin-Linien gebraucht, vielleicht als neues unterscheidendes Zeichen. wo dieselbe Figur schon so oft specialisirt dargestellt ist, dass es schwierig ist, neue Variationen zu finden. Weshalb aber die Puttò ursprünglich diese Stilarten auswählten, weiss jetzt kein Mensch.

Ebenso ist es ein typischer und ursprünglicher Unterschied, ob das Wâs, die oberste Figur, bis zum Rande des Bambu reicht wie in Nr. 79 und in Gor *Q*, oder ob sich ein freier Raum über dem Wâs ausdehnt wie in Nr. 51 und in Gor *P*, abgetrennt durch eine oder mehrere Horizontal-Linien. Die Tĕpi-Linie über dem Wâs spielt in den Mustern der Tuben dieselbe Rolle wie auf den Kämmen[4]), nur können über dem Wâs ein oder zwei Kĕning-ûin mit je 2 bis 3 Linien sein. Dasselbe bezieht sich auf den Abschluss unten und die Mos-Linie. Dass die Gor- und Sumpit-Muster diese selben unterscheidenden Merkmale aufweisen, unterstützt die Behauptung, dass der Cha-nam-pah-ee ursprünglich ein Gor[5]) war.

Die zweite Classe der Muster hat wiederum zwei Unter-Abtheilungen. Die eine (II *A*) geht den Kamm-Mustern *25 D*[6]) usw. parallel, deren zugehörige Krankheit stets tödlich verläuft, wenn sie nicht durch das Muster abgewehrt wird. Dahin gehört z. B. Nr. 107, 112, 115, die keine das ganze Muster theilenden Vertical-Linien besitzen. Bei der zweiten Unterclasse mit Vertical-Linien (II *B*) kann die betreffende Krankheit den Tod herbeiführen. Die entsprechenden Kamm-Muster sind *25 A* und *25 B*. Auch auf den Gor sind beide Unterclassen mit und ohne Vertical-Linien im ungetheilten Muster vorhanden. II *B* ist z. B. in den Gor *P* 1, *S* 1 und *X* 1 vertreten; von II *A* hat Stevens kein Beispiel erhalten können. Die Bedeutung hinsichtlich des Verlaufs der Krankheit ist dieselbe wie auf den Blasrohren. In beiden Unter-Abtheilungen können dieselben Figuren vorkommen, obwohl sie in II *B* gewöhnlich kleiner gemacht sind als in II *A*. Der Haupt-Unterschied liegt nicht in dem Aussehen der Figuren, sondern in der ganzen Anordnung[7]).

Wenn diese Zauber-Muster irgend einer Classe getragen werden, nachdem die Krankheit einen befallen hat, so helfen sie nichts. Dann

---

1) Z. B. Nr. 117.
2) Z. B. Nr. 99.
3) Z. B. Nr. 73.
4) Diese Zeitschrift XXV, S. 78, 82.
5) (Sic!) statt Gar.
6) Siehe diese Zeitschrift XXV, S. 83.
7) Thatsächlich sind aber in II *B* stets ganz andere Figuren, als in II *A*, wenigstens auf den Sumpit, und von einer besonderen Kleinheit der Figuren in Classe II *B* ist nichts zu merken.

muss man zur Heilung das durch die Figuren angezeigte Decoct trinken[1]. So ist es mit den Mustern der Kämme, Gar, Gor und Sumpit.

Die 129 Muster der Blasrohre vertheilen sich auf die beschriebenen Classen folgendermaassen:

I *A*: 5, 13, 28, 30, 35, 36, 51, 53, 54, 61, 66, 67, 71, 76, 78, 82, 83, 86, 87, 90, 92, 94, 100, 103, 104, 111, 124, 126, 127.

I *B*: 2, 7, 27, 34, 68, 84, 96, 97, 101, 102, 105, 109, 113, 116—118.

I *C*: 14, 121, 123.

I *D*: 8—10, 16, 20, 25, 33, 37, 41, 42, 45, 46, 47, 49, 50, 52, 58, 60, 63, 70, 72, 74, 75, 80, 99, 106, 108, 125.

I *E*: 11, 15, 17, 19, 26, 29, 31, 32, 39, 48, 55—57, 62, 66 *A*, 79, 81, 85, 120.

I *F*: 12, 24, 38, 40, 43, 59, 64, 65, 69, 89, 93.

I *G*: 73, 77, 88, 91, 95, 119.

II *A*: 1, 3, 4, 6, 22, 107, 112, 114, 115.

II *B*: 18, 21, 23, 44, 98, 110, 122, 128.

Der Ursprung der Muster.

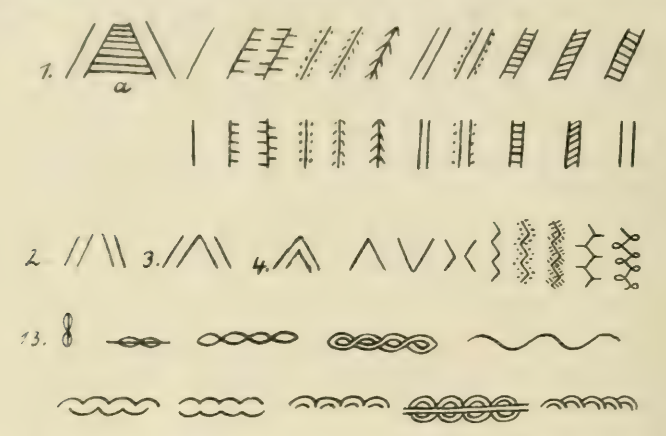
Die Tradition der Sěmang über den Ursprung der Muster geht, wie früher berichtet ist[2]), auf den Gott Plê zurück, der mit seiner Tochter Simei die Blumen des obersten Gottes Keiî in der Nähe des Djilmûl-Berges anpflanzte und die Muster, die gegen Krankheiten helfen sollten, nach ihnen herstellte. Die Puttô schnitten sie genau so, wie sie Plè erfand, auf Bambusen und legten letztere in eine grosse Höhle, wo sie der Gott in Stein verwandelte, damit sie immer als Vorbilder vorhanden seien. Ein Satz der Muster wurde für jeden Snâ-hût angefertigt; diese hatten darauf zu achten, dass die correcten Zeichnungen von den Leuten angewandt wurden. Nur die Puttô wussten, wo die Höhlen waren. Stevens hat übrigens in der Hoffnung, Felsritzungen u. dgl. zu finden, jeden Hügel — allerdings vergeblich — untersucht. Der Sage entsprechend überträgt Stevens die auf den Kämmen dargestellten Blumentheile: Těpî, Wâs, Pawèr und Mos, sowie ihre Anordnung auf die Bambu-Tuben, ohne jedoch, wie es bei den Kamm-Mustern geschehen ist, ihre Sonderung im Einzelnen durchzuführen oder die übrigen auf den Kämmen benannten Mustertheile auf den Bambusen aufzuzeigen.

Daneben ist schon in den Veröffentlichungen des Königl. Museums für Völkerkunde (III, 2, S. 130) eine rationalistische Erklärung der Muster von Seiten der Sěmang erwähnt, nehmlich dass sich alle aus der umstehenden Grundform 1 *a* (s. S. 160) entwickelt haben, die mit einem grund-

1) Anders ist es natürlich mit der tödlich verlaufenden Krankheit der Classe II *A*. Vgl. diese Zeitschrift XXV, S. 81, 83.

2) Siehe Veröffentlichungen III, 2, S. 110f., 132f. Diese Zeitschrift XXV, S. 73f.

legenden Motiv der Orang Sâkei Aehnlichkeit hat. Die Sĕmang wissen sogar die Aufeinanderfolge der einfacheren Figuren anzugeben. Stevens



stellt auch die ersten 18 Entwickelungsreihen dar. Es genügt jedoch, als Probe die erste bis vierte und die dreizehnte vorzuführen[1]). Dass die Sĕmang die Entwickelung der complicirteren Figuren nicht wissen, versucht Stevens daraus zu erklären, dass diese früher von den Snâhût und manchmal sogar von den Puttô geschnitten wurden.

Eine ähnliche Erklärung scheint die Reihenfolge zu enthalten, in welche nach Stevens die Gor und Gar von den Snâhût der Sĕmang gelegt wurden. Es sollte ein Hinweis darin liegen, wie einst die Puttô zu ihrer Anordnung gekommen sind. Als erste Auswahl wurden die Bambusen mit blossen Kĕning-ûin-Ringen für sich gelegt, während ein Köcher für Bogenpfeile davorgesetzt wurde und den Vater vorstellte. Die Gor *A*, *B*, *C* und die Blasrohr-Muster 42, 50 zeigen die Elemente[2]).

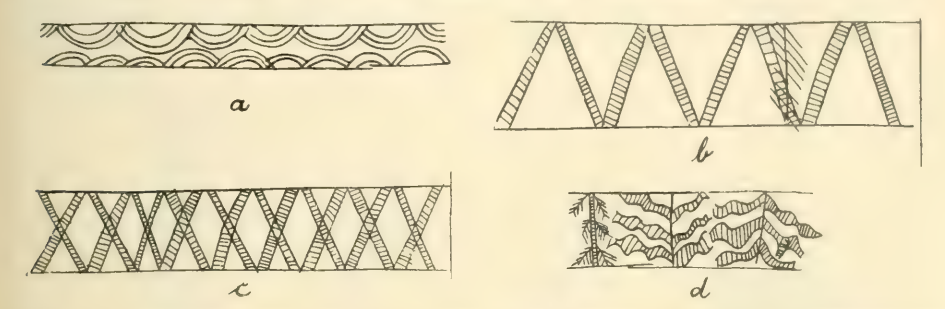
Die Correctheit der Muster.

Alle von Stevens dem Museum eingesandten Bambusen sind von einer Versammlung von acht kundigen Panggang-Leuten, deren specielle Obliegenheit die Kenntniss der Muster ist, auf ihre Correctheit hin untersucht worden,

1) Denn es handelt sich nur um eine mechanische Zusammenstellung einiger gleichartiger Muster, wie sie jeder ohne Schwierigkeit selbst vornehmen kann. Von einer fortlaufenden Entwickelung einer Reihe aus der anderen ist keine Rede.

2) Stevens fährt nun fort: „Indem ich nun selbst für Sie (Anrede) die illustrativste Probe ihrer (der Snahût) Gruppirung auswähle, nehmen Sie nun Gor *A*, *F*, *I*, *C* 1, *P* 2, *T* 2 in dieser Reihenfolge, und sie werden für sich selbst sprechen. But here a blank occurs. The next would have the Wass and Pawaire of *F* 2 of different design to the rest. Then next the other spaces down to the middle design varied in pattern, all below the middle remaining of one pattern. The spaces below next varied, till such a design as sumpitan 51, 53, 54 was reached, the simplest form of Class I *A*.“ Referent muss bekennen, dass es ihm nicht möglich ist, eine solche Reiheenfolge nach dem vorhandenen Materiale zu construiren, und dass er von Gor *P* 2 an einen Sinn in dieser Anordnung nicht mehr finden kann.

und nach deren Angaben hat der Reisende mit grosser Sorgfalt Zeichnungen angefertigt, welche alle durch die Mangelhaftigkeit der Werkzeuge oder durch Irrthümer hervorgerufenen Fehler beim Schneiden der Muster vermeiden sollen. Ausserdem hat Stevens selbst Bambusen, die dasselbe Muster trugen, verglichen und die zulässigen Variationen kennen gelernt. Nicht genug daran, giebt er eine sehr umständliche Beschreibung der Zeichnungen, die allein ein Buch anfüllen würde, und macht häufig auf die sehr bedeutenden Abweichungen von den Originalen aufmerksam. Manchmal ist sogar eine ganze Figurenreihe auf ihnen ausgelassen. Als Beispiel der Abweichungen, deren Zahl sehr gross ist, geben wir nur die nachstehenden Figuren *a* bis *d*, welche den correcten Mustern Gor Y,



Th. 2, 4 und Mitte zwischen Th. 6 und 7, und Sumpit 126, Th. 1 entsprechen sollen[1]). Die ersten 3 Zeichnungen sind einem beliebigen Gor entnommen, das sich nicht gerade besonders durch Abweichungen von der Correctheit auszeichnet. In *a* ist der Anschluss der Curven und das specielle Zeichen falsch. Dazu ist die Kĕning-ùin-Linie darunter im correcten Muster keine Spirale. In *b* ist für das specielle Zeichen kein Raum gelassen, und in *c* ist der Kreuzungsraum der x-förmigen Figuren nicht richtig schraffirt; *d* ist eine sehr schwierig zu schneidende Figur, die nie richtig gelingt. Stevens hat die correcte Form erst nach vieler Mühe ausfindig gemacht. Es war deshalb keine lange Ueberlegung nöthig, ob die Originale oder Stevens' correcte Zeichnungen zur Veröffentlichung gelangen sollten, denn beides zugleich war wegen der Kosten ausgeschlossen. Beim Anblick der complicirten Zeichnungen wird man einsehen, dass es völlig unmöglich ist, allein aus den Originalen den Verlauf der Muster zu verstehen: so wenig kann beim Schneiden die Linienführung ganz deutlich zum Ausdruck gebracht werden[2]).

---

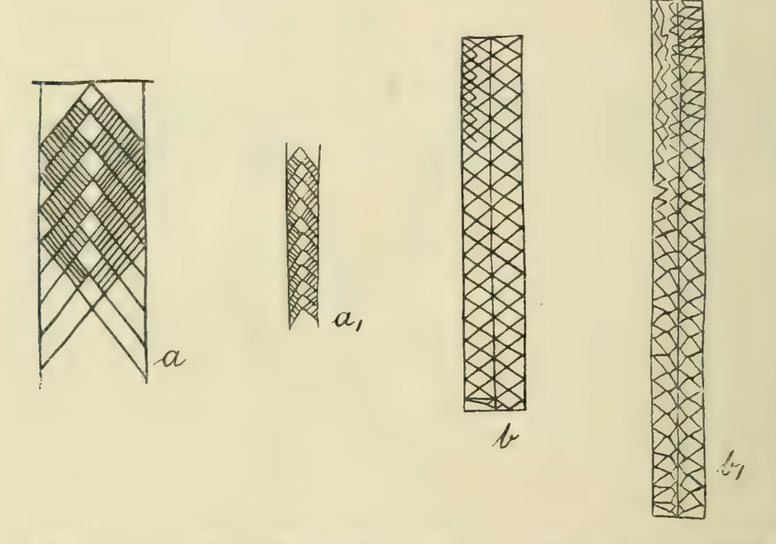
1) Siehe auch die Abb. S. 162 Anm.

2) Eine derartige Correctheit herzustellen, ist für Ornamente sowohl wie für Bilderschriften im Allgemeinen unmöglich und das Thörichteste, was es in der Ethnologie geben kann, da man erst aus den zahlreichen Variationen zu erkennen vermag, was sich die Künstler eigentlich vorgestellt haben. Vollends hat man unter Correctheit nicht eine Abschleifung der Linien im geometrischen Sinne zu verstehen, wodurch jede Spur des in der Original-Zeichnung Beabsichtigten verloren geht. Allein unsere Muster bestehen aus einer Aneinanderreihung der einfachsten geometrischen Figuren, die wohl grösstentheils

Die alten Sumpit-Muster sind nach dem Urtheil des Panggang-Rathes vollzählig, obwohl andere Muster moderner Construction in Fülle existiren. Alte Gor- und Gar-Muster giebt es jedoch mehr, als vorliegen. Die letzteren stammen von Stücken, die von den Semang wirklich als Gor und Gar

nie ein reales Vorbild mit ähnlichen Umrissen nachbilden sollten. Wo aber mehr als eine abstracte Linien-Symbolik vorliegt, wo also eine Art Nachahmung vorhanden sein mag, ist sie völlig zur feststehenden geometrischen Figur geworden und gewöhnlich so sehr mit der erstgenannten geometrischen Darstellungsart durchsetzt, dass es immer noch das kleinere Uebel ist, wenn man sich Stevens' correcten Zeichnungen anvertraut.

Eine Controle, ob die Correctur richtig ist, kann leider in keiner Weise geführt werden. Bedenken müssen besonders aufsteigen, wenn das Original-Muster zwar ein ähnliches Gebilde zeigt, aber die Art der Herstellung anders ist. Stevens hat dann in ununterbrochenem Zug gezeichnet, was in Wirklichkeit aus zwei Theilen zusammengesetzt ist. Man vgl. z. B. die hier beigefügten Zeichnungen *a* und *a* 1, *b* und *b* 1, welche Zeich-



nung und Original — von Gor *A* 2 den dritten senkrechten Streifen von rechts im Mittelmuster und von Gor *A* 3 den fünften und sechsten von links — vorstellen. Besonders deutlich ist die Andersbildung in *b* 1 im Vergleich mit *b*, wobei nicht das durchgeführte Muster kleiner Rhomben oben links in Figur *b*, wohl aber zu bemängeln ist, dass die Entstehungsweise der grösseren Rhomben aus sich berührenden Zackenlinien verwischt und der untere Theil in Folge dessen von Stevens missverstanden ist. Derartige Fehlerquellen scheinen jedoch nicht oft vorzukommen.

Aehnlich verhält es sich mit Stevens' Bemerkung, die Semang kennten keine Halbkreise, während er doch selbst zugiebt, dass es äusserst schwierig für sie ist, auf dem Bambu Curven zu schneiden, und halbkreisförmige Rundungen sehr zahlreich sind. Man könnte es vielleicht verstehen, wenn ein Wildstamm eine Art von Halbkreis zu zeichnen versucht; die Ansicht aber, dass er ihn ängstlich vermeide, erinnert an die Brille des Culturmenschen. Allerdings haben die Semang nirgends einen Kreis. Ebenso dürfte überhaupt Stevens' übertriebene Forderung geometrischer Regelmässigkeit, welche die originalen Muster auch durchaus nicht aufweisen, einige Zweifel erwecken. Genug, dass soviel Genauigkeit von correcten Mustern gefordert werden muss, wie nöthig ist, um die mannichfachen Figuren auseinanderzuhalten. In Folge von Stevens' Exactheit fragt man sich nun aber manchmal vergebens, gehört das noch zum Wesen der Figur oder nicht?

getragen worden sind oder wenigstens getragen werden könnten, obwohl das Stevens nicht ausdrücklich sagt. Die oberste Linie der Abbildung deutet stets den oberen Rand des Bambu an, die unterste den Anfang des Tschèn-el-ûs, den Beginn des entrindeten Theils, obwohl sie gewöhnlich noch zur Zeichnung gehört. Die Sumpit-Muster dagegen stammen mit Ausnahme der ersten acht von Bambu-Tuben, auf die die Muster nach den originalen Blasrohren copirt wurden. Die oberen Enden der Zeichnungen sind nach Stevens stets dem Mundstück abgekehrt[1]; dagegen ist das Wâs-Ende — wie früher erörtert — bald oben, bald unten, und seine Lage wird bei jeder Zeichnung nach Stevens' Angabe besonders erwähnt werden[2]. Ein Tschèn-el-ûs ist auf diesen Cha-nam-pah-ee nicht vorhanden. Deshalb bedeuten die oberste und die unterste Linie in der Zeichnung eben die Tubus-Enden.

Es ist nicht angängig, der Beschreibung der Muster auch nur annähernd so viel Raum zu gönnen, wie es Stevens thut. Der Leser muss aus der Zeichnung selbst erkennen, worin der Unterschied zu anderen und besonders die „Specialität" eines jeden Musterstreifens liegt: denn darin liegt ein Haupt-Princip der Semang-Muster, dass sich neben gleichmässig sich wiederholenden Zeichen ein oder ein paar oft sehr wenig (in der Schraffirung usw.) abweichende finden. Es wird stets nur das Vorhandensein einer Specialität, nach ihrer Lage auf der abgewickelten Zeichnung (rechts, links, in der Mitte usw.), nicht ihr Inhalt erwähnt werden. Die Anzahl der gleichen Figuren einer Reihe pflegt gleichgültig und von dem Umfang des Bambu od. dgl. m. abhängig zu sein. Welches das eigentliche wiederholte Motiv einer Reihe ist, kann man nicht immer erkennen. Es stimmt, wo nichts Anderes gesagt ist, gewöhnlich mit der ersten Figur links in jeder Zeichnung überein. Manche Räume haben jedoch ein Muster im Ganzen, obwohl auch dann Wiederholungen derselben Figur vorhanden sind. Eine abweichende Figur innerhalb derselben ist dann keine Specialität im oben angeführten Sinne und wird in der Beschreibung nur zuweilen erwähnt werden[3]. Zwischen einer „Specialität" und einer solchen „Abweichung" ist in der Anschauung der Semang ein grosser Unterschied[4]) (vgl. S. 174 unter Nr. 40). Ausserdem giebt es eine dritte Art der „Abweichung" (vgl. S. 177 unter Nr. 96, S. 178 unter Nr. 112 usw.) Wo Spiral-Ringe statt der Kĕning-ûin-Linien sind, ist die Lage des

---

1) Eine Ausnahme bilden jedoch, wie der Augenschein bei Vergleich mit den vollständigen originalen Blasrohren lehrt, z. B. Nr. 5 und Nr. 7.

2) Unter *Wâs*-Ende scheint aber nur die Richtung angegeben zu sein, in der das obere Ende des ursprünglichen Gar gegenüber dem Mundstücke liegt (siehe weiter unten S. 190f.).

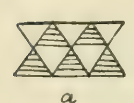
3) D. h. es wird vom Referenten vorausgesetzt, dass die von Stevens nicht erwähnten Specialisirungen solche der genannten zweiten Art sind.

4) Man findet keinen Unterschied in der Zeichnung zwischen einer „Specialität" und einer blossen „Differenzirung" oder „Abweichung". Vgl. S. 174 unter Nr. 45.

Anfangs und Endes im Verhältniss zu den dargestellten Figuren stets genau bestimmt. Bei wiederholten Figuren einer Reihe liegt z. B. Anfang oder Ende rechts oder links oder unmittelbar an irgend einer der Figuren, bei „Specialitäten“ ebenso in Beziehung zu einer bestimmten Figur (vgl. z. B. Spirale 2 in Gar *M*). Eine Ausnahme macht, wie Ref. aus der Zeichnung entnimmt, vielleicht *T* 2.

Die Breiten (Tiefen) der einzelnen Räume sind nicht willkürlich, sondern stehen zueinander in einem bestimmten Verhältniss, ungefähr so, wie es die Zeichnung aufweist. Auf die Breite des mittleren freien Raumes, wo ein solcher vorhanden ist, kommt es nicht an. Deshalb fängt der Semang das Muster oben und unten an zu schneiden und schreitet nach der Mitte fort. Umgekehrt wird ein Mittel-Muster gewöhnlich zuerst geritzt.

Die verschiedenen Schraffirungs-Arten sind z. Th. bereits bei Gelegenheit der Kamm-Muster besprochen worden[1]). Zu bemerken ist noch Folgendes. Die häufig vorkommende Figur *a* (nebenstehend) darf nie im Kreuzungspunkt schraffirt sein. Die rechtwinklige Schraffirung macht fast nie Theilschraffen, sondern hört auf, sobald die Schraffen nicht mehr die volle Länge haben können (s. nebenstehende Fig. *b*). Eine Ausnahme bildet z. B. Gor *A* 2, Theil 3 im 8. und 9., 11. und 12. Streifen von links. Besonders zu beachten ist die Schraffirung zweier Paare von Parallel-Linien im und am Kreuzungs-Viereck (vgl. z. B. nebenstehende Figur *b*, ferner Gor *O*, Gor *Q*, Theil 3, 4 u. 6). Dazu kommen mannichfache andere Arten von Schraffen, die Unterschiede in den Mustern hervorrufen, z. B. Parallel-Schraffen, schräge usw. Diese werden bei genauerer Betrachtung der Zeichnung klar werden. Die Zahl der Schraffen ist gewöhnlich willkürlich.



a

b

Ganz kurze Striche bedeuten dasselbe wie Punkte: es ist in dem Fall mit einem am Ende stumpfen Messer geschnitten worden (vgl. z. B. Nr. 24). Breite schwarze Streifen und Figuren der Zeichnung sind in den Originalen durch Entrindung und theilweise durch Schwarzfärben gekennzeichnet.

Die einzelnen Muster.

Gor und Gar.

Gor *A*: *king-oin*[2]) (k'ng-oin), Zauber gegen den Blitz. — Auf die Entfernung der Linien von einander kommt es nicht an. Unvollständig[3]). Abgebildet S. 142.

1) S. diese Zeitschrift XXV, S. 85.

2) S. vorher S. 157 Anm. 3.

3) Um Raum zu sparen, ist nur soviel von dem abgewickelten Muster gezeichnet, als zum Verständniss des Verlaufs der Zeichnung durchaus erforderlich ist. Dafür ist die

Gor *B*: *bêb* (bab), Zauber gegen Schmerz in der Gegend der Lendenwirbel. Scheint Stevens eine Leberkrankheit zu sein. — Bemerkung zur Zeichnung wie zu Gor *A*. Unvollständig. S. 142.

Gor *C*: Name wie Gor *B*. Zauber gegen Schmerz in den Rückenwirbeln. — Bemerkung zur Zeichnung wie bei Gor *A*. Unvollständig. S. 142.

Gor *D*: *lâsai* (lassai), Zauber gegen *nyûs-en*[1]) (neuss-en) = Zahnschmerzen. Der Name „*lâsai*" bezieht sich auf die schwarzen Bänder. Jedes Gor oder Gar, das sie aufweist, heisst *lâsai*. — Theil 1 links speciell. Boden von Theil 2 (Mittel-, Hauptfigur) in der Mitte des Musters. Unvollständig. S. 142.

Gor *E*: Name wie Gor *D*. Zauber gegen *pĕlig* (*p'leeg*) = Kopfschmerzen. Boden von Theil 1 (Mittel-, Hauptfigur) in der Mitte des ganzen Musters. Theil 2, 3, 4 halb so gross wie 1. Unvollständig. S. 142.

Gor *F*: „*hû-dschû-wĕg* (hoojoowag). Zauber gegen einen Cyklon, der oft einen 10—50 *m* breiten Weg durch den Wald reisst. Der Zauber ist besonders gegen die fallenden Bäume gerichtet. Ein anderes Gor mit abweichenden Linien ist für die Frauen bestimmt. Unvollständig. S. 142.

Gor *G*: Name wie Gor *F*. Zauber gegen Bäume, die ein gewöhnlicher Sturm niederreisst. Ein anderes Gor für die Frauen wie bei Gor *F*. Unvollständig. S. 142.

Gor *H*: Name wie Gor *F*. Zauber gegen schwache, morsche und abgestorbene Baumäste, die während eines Sturmes auf den unten Gehenden herabgeschleudert werden könnten; auch gegen schwere Früchte, wie die *durian*-Frucht. Für die Frauen ist hier kein besonderes Gor, sie haben ein Kamm-Muster dafür. Unvollständig. S. 142.

Gor *I*: *kĕt-tschâu* (kt'chow). Zauber gegen den heftigen Regen des Nordost-Monsuns, welch ersterer Krankheit verursacht, wenn man sich ihm aussetzt. — Die Quer-Linien aller Räume sollen fortlaufend von oben bis unten gehen, so dass überall die gleiche Anzahl ist. Die unterste Linie fällt gewöhnlich, wie in allen folgenden Gor, mit dem Anfang der Entrindung zusammen. Unvollständig. S. 142.

Gor *K*: Name wie Gor *I*. Zauber gegen den Südwest-Monsun und seinen Regen. Unvollständig. S. 142.

Gor *L*: *mît-tschês* (met-chas), Zauber gegen *bî-tschâr* (bee-char) = Jucken, Krätze. — Die drei Figuren in der Mitte von Theil 1 speciell. Vollständig. S. 142.

Bezeichnung „vollständig" oder „unvollständig" stets beigefügt. Auch wo sich dasselbe Motiv in dem Streifen stets wiederholt, ist der besseren Uebersicht wegen stets nur der Anfang der Zeichnung gegeben, obgleich der ganze (abgewickelte) Umfang des Bambu dargestellt ist.

1) Zu *nyûs* (Zahn) vgl. Veröffentl. III, S. 189 s. v. Zahn (A. Grünwedel).

Gar *M*: *tin-lâi* (tinlai), Zauber gegen *tin-lîg* (tingleet) = Beschädigung in Folge von Aufheben oder Tragen einer Last. — Theil 1 rechts speciell. In Theil 3 nur 4 Figuren zulässig. In Theil 4 unten nur 5 Curven erlaubt. Vollständig. S. 142.

Gar *N*: *pî-ês-tschên*[1]) (pee-ass-chan), Zauber gegen Platzen der Haut ohne bestimmte Ursache, in Folge von Reibung oder vom Marschiren. Den Semang zerspringt häufig die Haut der Fuss-Sohle. — Theil 1, 2 und 3 dürfen nur die gezeichnete Anzahl von Figuren haben. Vollständig. S. 142.

Gor *O*: *boon-kong* (boon-kong), Zauber gegen giftige Frucht oder Nahrung. — Die obere Hälfte ist das genaue umgekehrte Gegenbild der unteren. In Theil 1 und 2 die Unterbrechung speciell. Vollständig. S. 142.

Gor *P*: Name wie Gor *O*. Zauber gegen giftiges oder schädliches Trinkwasser. — Theil 1 bis 6 mit bestimmter Anzahl Figuren. Vollständig. S. 143.

Gor *Q*: *lîn-wên* (ling-wen), Zauber gegen Hautausschläge und kleine Geschwüre in grosser Zahl, wie Pocken, Pusteln usw. — Theil 1 stets speciell hinter der ersten Figur nach dem Aufang der Spirale 2. In Theil 3, 4 und 6 eine beliebige Anzahl punktirter Linien. Theil 3 speciell nahe der Mitte. Theil 5 ist die Hauptfigur. Theil 6 nach links zu speciell. Sehr viele kleine Unterschiede der ähnlichen Räume. Vollständig. S. 143.

Gor *R*: *pî-ês-kyûn* (pee-as-kyung), Zauber gegen *têk-kôr* (tekkor) = grosse Geschwüre, wie der Carbunkel. — Theil 1, 6, 7 und 8 links speciell. Theil 2 und 3, ebenso 4 und 5 zusammengehörig: $\frac{\vee}{\wedge}$. Es folgen zwei parallel laufende Spiralen *A* und *B*, deren Anfang und Ende nicht wie sonst übereinander liegt. Theil 9 dritte Figur von rechts speciell. Vollständig. S. 143.

Gar *S*: *pî-ês-kûin*[2]) (pee-ass-kooin), Zauber gegen Influenza oder Nasenkatarrh. — Theil 1 mit nur 3 Schraffen an den breiten Enden der Figuren. Theil 2 bis 5, 8, 9, 12 bis 15 rechts speciell. Theil 6 und 7 zusammengehörig. Theil 10 mit nur 4 Figuren und in der letzten rechts speciell. Theil 11 links speciell. Theil 16 mit nur 3 Zacken zwischen je zwei der geneigten Linien. Dieser Theil wird zuletzt geschnitten und variirt deshalb in der Breite[3]). Unvollständig. S. 143.

Gor *T*: *klâr-tschûs-ûn* (klar-choos-un), Zauber gegen *kâ-ɔeb* (kabeb) = Krampf, steife Gliedmaassen durch Einwirkung der Atmosphäre (by

1) Zu *tschên*, was hier zweifellos „Fuss“ bedeutet, vgl. Veröffentl III, S. 175 s v. Fuss (A. Grünwedel).

2) *kûin* vielleicht *kûi* „Kopf“ (A. Grünwedel).

3) Also nicht Hauptfigur? Vgl vorher S. 164.

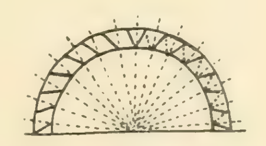
exposure). — Theil 1 rechts speciell. Theil 2, 6, 7 links speciell. Theil 3 mit nur 4 Figuren. Theil 4 oben rechts speciell. In Theil 5 die rechte Hälfte des Musters in der Mitte specialisirt. Unvollständig. S. 143.

Gor *U*: *pî-ês-kyûp* (pee-ass-keop), Zauber gegen Verstopfung und Urinzwang. — Theil 1 ganze linke Seite speciell. In Theil 2 liegen die Schraffen der geneigten und der verticalen Linien je in gleicher Ebene. Theil 3 variabler Mittelraum (s. vorher S. 164). Theil 4 und 6 mit bestimmter Länge der Unterbrechung in der Wellenlinie. Theil 5 ziemlich in der Mitte speciell. Vollständig. S. 143.

Gar *V*: *hàm-màr* (ham-mar), Zauber gegen *tschît-tòr* (chittor) = Husten. — In Theil 1 gleiche Schraffenzahl in allen Figuren. Der Mittelraum hat engere Schraffen. Theil 2 und 4 links speciell. Theil 3 rechts speciell. Theil 5 links speciell im Anschluss an die darüber befindliche Spirale. Theil 6 bis 8 rechts speciell. Theil 7 mit zwei Schraffen der einen und einer der anderen Richtung im Mittelraum der Figuren. Unvollständig. S. 143.

Gar *W*: *klâ-dûit* (klâ-dooid), Zauber gegen *klîn-tschên-kyûk* (klin-chang-keok) = Paralyse. — Theil 1 besteht aus je zwei übereinanderliegenden, sich deckenden ∧ ∨, nicht aus Kreuzen. Theil 2 bis 5, 8, 10, 14, 18, 20 und 21 links speciell. Theil 6 und 9 etwa in der Mitte speciell. Theil 7 und 12 von variabler Breite, je nachdem die anderen Theile Raum übrig lassen. Theil 11, 13, 17 und 19 links von der Mitte speciell. Die Figur in Theil 13 ist ∧\. Theil 16 rechts speciell. Die Figur in Theil 19 ist ><. Dem originalen Gar sind rothbraune Ringe mit Drachenblut-Harz aufgemalt. Das ist nur eine von den jungen Leuten angebrachte Verzierung. Ebenso sind die Kreis-Segmente in Gor *V* 1 bemalt. Vollständig. S. 143.

Gar *X*. — Theil 1, 6, 8, 10 bis 12 links speciell. Theil 2 mit beliebig vielen Schraffen. In Theil 3 müssen Schraffen die Scheitelpunkte der Winkel verbinden. Links von der Mitte speciell. Theil 4 und 9 Mitte speciell. Theil 5 Mitte und rechts davon speciell. Theil 7 mit bestimmter Figurenzahl. Links und rechts speciell. Die punktirten Curven links imaginär, zur Klarstellung des Zusammenschlusses gezeichnet. Die Figur in Theil 12 ist ∧. Theil 13 nach nebenstehender grösserer Zeichnung zu verstehen, in welcher die punktirten Linien Constructions-Linien sind. Ein anderes, nicht von Stevens mitgebrachtes Gar-Muster soll auch zugleich die hier punktirten Linien zwischen den Curven bringen. Vollständig. S. 144.



Gar *Y*. — Theil 3, 4, 7 und 8 sind variabel und werden zuerst geschnitten. Theil 1 und 2 links speciell. Theil 3 nur die drei Figuren rechts nicht speciell und unbestimmt in der Zahl. Bei Theil 3, 7 und 8 kommt es auf die Richtung der End-Linien jeder Säule an. Theil 4 und 6 Mitte speciell. Figur in Theil 4 ∧∧, also ein Paar. In Theil 5 Figuren

geneigt. Theil 8 in 2 Hälften gemustert. Figuren von beliebiger Zahl. Vollständig. S. 144.

Gar *Z*: *hil-lâî* (hilliee). Zauber gegen eine Verletzung des Fusses durch einen Dorn, scharfen Stein oder dgl. m. Jede derartige Wunde heisst *tĕpî-yâs* (tepee-yass). — In Theil 1 ist jede Doppel-Linie eine Figur für sich. Theil 1, 4, 5, 8, 17 links speciell. Theil 3 rechts von der Mitte speciell. Theil 6 Mitte oben speciell. Die Figuren in Theil 7 sind nach links geneigt[1]. In Theil 10 gehören die Figuren paarweise zusammen. Theil 11, 14, 16, 18, 19 rechts speciell. In Theil 12 geht die unterste Schraffe quer durch die ganze Figur. Theil 15 unten speciell. Die Specialität von Theil 17 besteht in dem einen, verschieden gerichteten Ende der linken Figur. Unvollständig. S. 144.

Gor *A* 1: *bá-lû* oder *ba-lèr* (balloo oder baller), Zauber gegen viele Krankheiten oder Verletzungen gleichen Charakters. — Theil 1 und 8 rechts speciell. Theil 2 und 4 links speciell. Theil 3 ist das *bêh-hâî* (behay) (vgl. S. 153). In Theil 5 sind nur die mittelsten zwei Curven oben und unten an Zahl variabel, das andere also speciell. In Theil 6 ist die erste und dritte Figur von links speciell, wegen der abweichenden Anzahl (4) der Linien je eines Kreuzesarms. Theil 7 links von der Mitte speciell. Vollständig. S. 144.

Gor *A* 2: Name und Zauber wie Gor *A* 1. — Theil 1 in den beiden Figuren rechts speciell, wegen der abweichenden Schraffirung des Mittelraums. Theil 2 links speciell. Theil 3 *bêh-hâî* (s. die grösseren Zeichnungen S. 162, *a* und *a* 1). Theil 4 rechts speciell. Theil 5 Mitte speciell. Vollständig. S. 144.

Gor *A* 3: Name und Zauber wie Gor *A* 1. — Theil 1 rechts von der Mitte speciell. 2 Doppel-Spiralen, die obere *x* von einer Windung, die untere *y* von zwei. Die Buchstaben am Rande der Zeichnung erleichtern die Trennung der beiden Spiralen. Theil 4 bis 6 rechts speciell. Die Specialität von Theil 5 und 6 liegt in der Schraffirung: in Theil 6 ist die Schraffirung zwischen den beiden Figuren rechts dreitheilig, nehmlich zu 1, 3 und 2 Schraffen. Theil 7 *bêh-hâî* (siehe die Detail-Zeichnungen S. 162 *b* und *b* 1). Theil 8 Mitte speciell. Theil 9 bis 13 links speciell. Vollständig. S. 144.

Gor *A* 4: Name und Zauber wie *A* 1. — Theil 1, 4, 8, 10, 11 Mitte speciell. Theil 2 und 9 links speciell. In Theil 3 ist der kleine Rhombus rechts speciell, die anderen Abweichungen der Reihe sind Differenzirungen[2].

1) Die 5 kurzen Striche in Theil 9 sind wahrscheinlich ebenso wie die sieben im Mittelraum von U 1 (s. weiter unten S. 171) zu erklären.

2) Stevens macht diesen Unterschied zwischen Specialität und Differenzirung wahrscheinlich, weil der kleine Rhombus nur einmal vorkommen darf, die Differenzirungen aber in der Zahl wechseln können, so dass kein die ganze Reihe einnehmendes bestimmtes Muster als ein unveränderliches Ganzes vorliegt (s. vorher S. 163).

Die Specialität der Schraffen in den Kreuzungspunkten von Theil 4 und 11 kommt bei gewöhnlicher Schraffirung nie vor (vgl. vorher S. 164). Theil 5 rechts von der Mitte speciell. Die Trennung Nr. 6 von Theil 5 und 7 besteht aus zwei Kèning-ûin-Linien und einer Doppel-Spirale von je einer Windung. In Theil 7 (*bèh-hâi*) ist die Schraffirung des obersten, der vier mittelsten und des untersten Ovals von Säule 6 und 7 von links gerechnet verschieden. Vollständig. S. 144.

Gor *B* 1: *tschî-tschîl* (chee-cheel). Zauber gegen Unfähigkeit zu gehen. Unvollständig. S. 145.

Gor *B* 2: Name wie Gor *B* 1. Zauber gegen eine andere Art Unfähigkeit zu gehen. Unvollständig. S. 145.

Gor *C* 1: *tîs* (tees). Zauber gegen *tìl-bûig* (telboig), eine innere Krankheit. Unvollständig. S. 145.

Gor *C* 2: *sûb* (sob), Zauber gegen eine innere Krankheit. Unvollständig. S. 145.

Gor *D* 1: *lì-tschîn-bêg* (lee chin beg). Zauber gegen eine Erkrankung des Oberkiefers. — Theil 1 und 2 links speciell. Unvollständig. S. 145.

Gor *D* 2: Name wie Gor *D* 1. Zauber gegen eine Erkrankung des Unterkiefers. — Die Unterbrechung links in Theil 1 (= oberstes Muster) ist speciell. Unvollständig. S. 145.

E 1[1]): *pènûlès* (penooless). Zauber gegen eine Erkrankung des Kniees. — Theil 1 links speciell. Unvollständig. S. 145.

E 2: Name und Zauber wie *E* 1. — Theil 1 links speciell. In Theil 2 sind die einschliessenden Kèning-ûin-Linien speciell schraffirt. Vollständig. S. 145.

F 1: *tschîn-kûp* (chin-kob), Zauber gegen Steinleiden, wie es scheint. Unvollständig. S. 145.

F 2: Name wie *F* 1, Zauber gegen rothen Urin. Unvollständig. S. 145.

Gor *G* 1: Chees bos (engl.), Zauber gegen steifes Genick. — Theil 1 und 5 links speciell. In Theil 2, 4 und 6 nur die beiden Figuren rechts gewöhnlich. Theil 4 und 6 identisch. In Theil 3 zweite Figur von links speciell. In Theil 7 die unterste Reihe durchweg speciell. Vollständig. S. 145.

Gor *G* 2: Name wie Gor *G* 1. Zauber gegen Kropf, wie es scheint. — Theil 1, 3 bis 5 links speciell. In Theil 2 die beiden einfachen Linien speciell. Unvollständig. S. 145.

Gor *H* 1: *tîg-gîb kàyûn* (tig-geeb kyong). Zauber gegen „verkrümmten Arm" („bent arm"). — Theil 1 links von der Mitte speciell. In Theil 2 bis 5 sind die letzten, bezw. die letzte Figur das Gewöhnliche. Unvollständig. S. 145.

---

1) Von hier ab setzt Stevens häufig weder die Bezeichnung Gor, noch Gar hinzu; es ist jedoch wahrscheinlich immer „Gor" gemeint.

Gor *H* 2: Name wie Gor *H* 1, Zauber gegen eine Erkrankung des Armes, die oft verhängnissvoll verläuft, wenn sie sich auf den übrigen Körper verbreitet. — Die Figuren von Theil 1 sind mit Ausnahme einer einzigen in der unteren Hälfte nach rechts gebeugt, und die Doppellinien treten unten näher zusammen. In beiden Theilen ist die einfache quergestreifte Linie speciell[1]). Vollständig. S. 145.

Gor *I* 1: *hli-sòin* (h'lee-soin), Zauber gegen eine Erkrankung des Akromion. Unvollständig. S. 145.

I 2: Name wie Gor *I* 1, Zauber gegen eine Erkrankung der Schulter. — Theil 1 bis 6 und 8 links speciell. Theil 7 Mitte speciell. Unvollständig. S. 148.

K 1: *lil-lal* (lil-lel), Zauber gegen eine Erkrankung der Lende. — Theil 1 Mitte speciell. Unvollständig. S. 148.

K 2: *lil-lal tául-yù* (lil-lel towl-yoo), Zauber gegen Elephantiasis. — Theil 1 und 2 links speciell. Unvollständig. S. 148.

L 1: *sà-kînwâd* (sa-kinwad), Zauber gegen eine Erkrankung des Rückens. — Theil 1 und 2 links speciell. Unvollständig. S. 148.

L 2: Name und Krankheit wie *L* 1. — In Theil 1 bis 4 die einzelne Linie speciell. Unvollständig. S. 148.

M 1: *pûb-bì-ôb* (pob-bee-ob), Zauber gegen eine Erkrankung des Ohrs. Unvollständig. S. 148.

M 2: Name und Krankheit wie *M* 1. — Die Unterbrechung links in Theil 1 speciell. Unvollständig. S. 148.

M 3: Name und Krankheit wie *M* 1. Unvollständig. S. 148.

N 1: *tuîg k'lîn* (toig k'eling), Zauber gegen *pên-gîs* (pangiss)[2]), eine innerliche Erkrankung unterhalb des Brustbeins. — In Theil 1 zweite Figur von rechts speciell. Theil 2 links speciell. Unvollständig. S. 148.

N 2: Name wie *N* 1, Zauber gegen *kwî-klîp* (quee-klip) am oberen Theil des Brustbeins. In Theil 1 bis 7 ist die Figur rechts die normale. Unvollständig. S. 148.

N 3: Name wie *N* 1, Zauber gegen eine innere Krankheit. — Theil 1 und 2 links speciell. Unvollständig.. S. 148.

Gor *O* 1: *lîb-ôb* (lebee-ob), Zauber gegen eine Kopfkrankheit. — In Theil 1 die drei Figuren links speciell. In Theil 2 und 4 oben je sieben specielle Zeichen. Theil 3 Mitte speciell. Unvollständig. S. 148.

O 2 bis *O* 4: Name wie Gor *O* 1, Zauber gegen eine andere Krankheit[3]). Unvollständig. S. 148.

---

1) Ob der officielle Ausdruck „speciell“ hier richtig gebraucht ist, muss dahingestellt bleiben. Der Ausdruck würde nehmlich voraussetzen, dass die anderen Figuren beliebig an Zahl sein können.

2) Vgl. *punhallas*, „breast“. Orang Bĕnûa bei Newbold in Veröffentl. III, S. 172, s. v. Brust (A. Grünwedel).

3) Wohl Kopfkrankheit.

P 1: *lìt-tùd* (let-tod), Zauber gegen *am-pu-ka-têr*[1] (um-pokater) oder schuppige Haut. Scheint eine Art unheilbaren Aussatzes zu sein. Vollständig. S. 148.

P 2: Name wie *P* 1. Zauber gegen eine Hautkrankheit. — In Theil 1 bis 4 ist die Figur rechts normal. Vollständig. S. 148.

Q 1: *tschìl tschinìn* (chel-chineng). Zauber gegen *sài-i-klùid* (si-ee-klewed) oder geschwollenen Knöchel. — Die Figur rechts in Theil 1 ist die normale. Unvollständig. S. 149.

Q 2: Name wie *Q* 1, anscheinend Zauber gegen Knöchel-Verrenkung oder -Verstauchung. — Theil 1 links speciell. Unvollständig. S. 149.

Gor *R* 1: *sînai yùn* (senì yong). Zauber gegen eine Erkrankung der Gegend des Os sacrum. — Theil 1 ist speciell wegen der sieben Linien darunter. In Theil 2 und 5 bis 9 ist die Figur rechts die normale. In Theil 3 sind die letzten drei ^ ohne Schraffirung speciell. In Theil 4 ist die nach links geneigte Doppel-Linie im Innenraum speciell. Vollständig. S. 149.

R 2: Name wie *R* 1, Zauber gegen eine Erkrankung in der Gegend des Afters. — Theil 1 links speciell. In Theil 2 und 3 ist die zweite Figur von links speciell. Unvollständig. S. 149.

S 1: *kè-dê hib-dib* (kayday heb-deb). Zauber gegen eine Erkrankung der Hoden. — Die Zickzack-Linie ist speciell. Vollständig. S. 149.

T 1: *tschîs-wìs* (chiss-wess). Zauber gegen eine Krankheit in der Nabelgegend. Unvollständig. S. 149.

T 2: Name und Krankheit wie *T* 1. Unvollständig. S. 149.

U 1: *hidsch-kîl lì-kìn-bìn* (hedgkel lee-keng-beng). Zauber gegen entzündete Augen. Theil 1 bis 6, 8 und 10 bis 13 links speciell. Theil 7 und 9 Mitte speciell. Unvollständig. S. 149.

V 1: *pì-ès-kûâi*[2]) (peeasskooey). Zauber gegen *hùwig* (hoig), eine Art Ohrenschmerzen. — Die sieben Striche im Mittelraum sind Altersmarken. Die Gewohnheit, solche Marken zu machen, kam von den Orang Bĕlĕndas zugleich mit den Sumpit zu den Sĕmang. Erstere feiern zur Zeit der Reife der Lampoie-Frucht ein grosses gemeinsames Fest und machen dann jedesmal auf ihren Köcher ein Zeichen. Entsprechend machen einige Sĕmang auf ihrer Fest-Versammlung beim Reifen der Durian-Frucht ein ähnliches Zeichen auf den Gor. Ein altes Gor wird jedoch selten bei den Semang gefunden, da ihre Bambusen durch ihre Lebensweise viel mehr Fährlichkeiten ausgesetzt sind als die der Bĕlĕndas. Alte, mit einer langen Reihe von Marken gezeichnete Gor werden hoch geschätzt. Unvollständig. S. 149.

Gor *W* 1: *tschìlìn-pârt* (chilling-part). Zauber gegen eine Erkrankung in der Gegend der Brustwarzen: für Männer und Weiber. — Theil 1, 2

1) Vgl. *ketèr*, „*skin*“ Sĕmang von Ûlu Selâmat. Veröffentl. III, S. 174 s. v. Fell (A. Gr.).

2) *kûâi*, Kopf. Vgl. Veröffentl. III, S. 180, s. v. Kopf (A. Grünwedel).

und 4 bis 9 links speciell. Th. 3 Mitte speciell durch einen Strich \, ähnlich wie in Theil 2 (in der Zeichnung nicht gekommen). Unvollständig. (Theil 1 vollständig.) S. 149.

X 1: *lî-kâin* (lee-kine). Zauber gegen *tschîm-pîd-mû(r)* [unächtes *r*][1]) (chim-peed-mor), was ein Polyp in der Nase zu sein scheint. Es wurde jedoch gesagt, dass es in schweren Fällen den Tod herbeiführt, wenn es sich nach oben ausbreitet. Vollständig. S. 149.

Y 1: *klîng*[2])-*în* (kling-een). Zauber gegen eine Erkrankung an den Augenbrauen. — Theil 1 bis 4 links speciell. Unvollständig. S. 149.

Die Sumpit-Muster.

1. *mâlai* (mallay). — Die trennenden Horizontal-Linien sind nicht Kĕning-ûin-Linien. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 150.

2. *tschîn-îl* (ching eel). — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 150.

3. *nû(r)* (n'or). — Bemerk. wie bei Nr. 1. — *Wâs* unten. Vollständig. S. 150.

4. *yôîg* (yoig). — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 150.

5. *tschèg lâ(r) pôn* (chag lar pon). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 150.

6. *tîl ûs kûs* (tel oos koos). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 150.

7. *kâ-tschîl* (kachel). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 150.

8. *bi-sût kan-lîn* (besoot kan-ling). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 150.

9. *kâdschal* (kajal). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 150.

10. *kĕlâtà* (klatà). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 150.

11. *sûîn* (soowen). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 150.

12. *pâsîr*[3]) (paser). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 150.

13. *tschîb-bèr* (chib-bur). — Theil 1 bis 3, 5 und 6 links speciell[4]). Theil 4 Mitte speciell. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 150.

14. *tschâ-tschî* (cha-chee). — Theil 1, 2, 4 und 5 links speciell. In Theil 3 besteht die Mittelfigur der zweiten Colonne von links aus zwei ineinandergeschobenen < >. Die Anzahl der Linien, die Art der Schraffirung, Anfang und Ende im Einzelnen, alles ist vorgeschrieben. — *Wâs* oben. Vollständig. S. 150.

15. *jîs* (yess). — Theil 1 bis 4 gleich und links speciell. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 150.

16. *beim bâwèig* (bime bowaig). — Theil 1 Mitte speciell. In Theil 2 die Figur rechts normal. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 150.

---

1) *Mû*, „Nase“. Vgl. Veröffentl. III, S. 182. (A. Grünwedel.)

2) *Klîng* vielleicht von malay. *kĕning* Augenbraue? (A. Grünwedel).

3) Malay. *pâsir* „Sand“? (A. Grünwedel).

4) Das Specielle in Sumpit Nr. 3, 11 und 12 wird von Stevens nicht hervorgehoben. Siehe jedoch unter Nr. 40.

17. *ábeg* (abag). — Theil 1 bis 4 links speciell. Theil 2 — 3. — *Wás* unten. Unvollständig. S. 150.

18. *kar-karg* (ker-kerg). — *Wás* unten. Vollständig. S. 150.

19. *ùg-ég* (`ug-egg). — Die 3 punktirten Linien rechts in Theil 1 sind die normalen. — *Wás* unten. Unvollständig. S. 150.

20. *yál-wig* (yal-wig). — Theil 1 links speciell. — *Wás* unten. Unvollständig. S. 150.

21. *kák-kú* (kak-koo). — Drei Verticalreihen rechts sind oben und unten, die Reihe links unten speciell. *Wás* unten. Vollständig. S. 150.

22. *lìg-dschég* (lig-tag). — Beide Theile links speciell. — *Wás* oben. Unvollständig. S. 150.

23. *sĕbôg* (sebog). — *Wás* oben. Vollständig. S. 150.

24. *tî-ûi* (tee oowee). — Theil 1 links speciell. — *Wás* unten. Unvollständig. S. 150.

25. *óng* (ong). — *Wás* oben. Unvollständig. S. 150.

26. *pû-waá* (poo-wha). — Theil 1 links speciell. Theil 2 Mitte speciell. Hinzufügungen der normalen Figur rechts dürfen sich nicht berühren. — *Wás* oben. Unvollständig. S. 150.

27. *tschég-nég* (chag nag). — Theil 1 Mitte speciell. — *Wás* oben. Unvollständig. S. 150.

28. *tschîg-ég* (chig-eg). — Theil 1 links von der Mitte speciell. Unvollständig. S. 150.

29. *wong* (wong). — Theil 1 bis 5 links speciell. — *Wás* unten. Unvollständig. S. 150.

30. *dschelábo(r)* (jelabor). — *Wás* unten. Unvollständig. S. 150.

31. *ét-tschén* (atchan). — Theil 1 rechts von der Mitte speciell. Theil 2 bis 7 links speciell. — *Wás* unten. Unvollständig. S. 150.

32. *ál-tég* (alteg). — Theil 1 bis 4 links speciell. — *Wás* unten. Unvollständig. S. 151.

33. *tál-la(r)* (tallar). — Die nach rechts folgenden Figuren können sich mit oder ohne Zwischenraum anschliessen. — *Wás* unten. Unvollständig. S. 151.

34. *bâling* (balling). — *Wás* unten. Unvollständig. S. 151.

35. *tîs* (tees). — Theil 1 und 4 links speciell. In Theil 2 die Nähe der beiden Figuren links speciell. Theil 3 Mitte speciell. *Wás* unten. Unvollständig. S. 151.

36. *kôwá(r)* (kôwer). — Theil 1 Mitte speciell. Theil 2 mit beliebig vielen Curven, da diese nur Schraffen sind. In Theil 3 die zweite Figur von links speciell. — *Wás* unten. Unvollständig. S. 151.

37. *hû-háu* (h`oo how). — Theil 1 links speciell. 2 ist eine Spirale, die sich schliesslich nach oben wendet und sich mit der darüberliegenden Windung vereinigt. In Theil 3 die zweimalige vollständige Schraffirung links speciell. — *Wás* oben. Unvollständig. S. 151.

38. *ĕn-dschĕn* (eng jang). — *Wâs* unten. Vollständig. S. 151.

39. *pĕlĭg* (peleeg). — Theil 1 Mitte speciell. In Theil 2 und 3 ist die besondere Nähe der beiden Doppel-Linien links speciell. Da Theil 4 und 5 die Fortsetzung der Linien in Theil 2 und 3 bilden sollen, aber ohne die Specialität dieser Theile sind, so bleibt die Extra-Doppellinie von Theil 2 und 3 ohne Fortsetzung in 4 und 5. Theil 6 links speciell. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 151.

40. *bĭm-tschĭm* (bem-chem). — Obwohl Theil 1, 2 und 4 links abweichende Figuren haben, sind sie doch nicht „speciell“, sondern bilden im Ganzen eine Figur, was die Semang durch Vorweisen eines dreifach getheilten Blattes erläuterten, deren Theile von etwas verschiedener Gestalt waren. Die drei verschiedenen Blättchen seien nur ein einziges Blatt und entsprechend sei auch die punktirte Zeichnung; Das Specielle dagegen wurde durch ein Blatt erklärt, welches am äussersten Ende vom Welken röthlich war: letzteres sei der specielle Theil der ganzen Figur. Aehnlich wie im ersten Fall ist es auch mit Nr. 12, 38 usw., aber vorzugsweise nur da, wo punktirte Figuren vorliegen. Theil 3 Mitte speciell. Die Sĕmang sind uneinig darüber, ob die besondere Stärke der Punkte in Theil 3 eine Bedeutung hat. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 151.

41. *kâmêdsch* (kamaije). — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 151.

42. *mĕl-lu* (mellow). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 151.

43. *lĭp-kĕp* (lip-kap). — Theil 1, 3 und 4 links speciell. Theil 2 Mitte speciell. *Wâs* oben. Unvollständig. S. 151.

44. *tĭn-ten* (ting-tang). — Das besondere Zeichen links ist nicht speciell. — *Wâs* unten. Unvollständig: in der Original-Zeichnung sind 4 Vertical-Reihen statt $2\frac{1}{2}$. S. 151.

45. *kâwil* (kowil). — Nichts Specielles. — *Wâs* oben. Vollständig. S. 151.

46. *kum-tôl* (kum-tool). — Die Figuren entstehen aus /, das Muster ist also verwandt mit Nr. 63. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 151.

47. *kăd-dî-ăp* (kad-dee-ap). — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 151.

48. *jĕn-ĭm* (yang-im). — Theil 1 links speciell. Theil 2 Mitte und links davon speciell. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 151.

49. *bĕn-kem* (benkam). — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 151.

50. *tĕ-sĕng* (tay-sang). — Die obersten Doppel-Kĕning-ûin-Linien sind zur Unterscheidung von einem ganz ähnlichen Gor. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 151.

51. *îm-pei* (empî). — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 151.

52. *pŭn-bŭn* (poong boon). — In Theil 1 bis 5 ist die rechte Figur die normale. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 151.

53. *lĭ-hŭi* (le-hoy). — Theil 1 links speciell. Theil 2 nicht speciell, obwohl zwei der Figuren auf der linken Seite je etwas höher liegen

sollten, als die vorhergehende rechter Hand[1]). — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 151.

54. *dschîl-hîl* (jil-hel). — In Theil 1 die oberen Curven grösser als die unteren ohne bestimmte Relation. In Theil 2 die Curven gleich gross und abwechselnd. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 151.

55. *jî-ûn* (yeh-von). — Theil 1 bis 3 links speciell. — *Wâs* oben. Fast vollständig. S. 151.

56. *pâ-ham* (pahum). — Nicht specialisirt (vgl. unter Nr. 40). Die Figuren rechter Hand wiederholen sich nach rechts. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 151.

57. *tschôs-pî-ô* (choss peo). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 151.

58. *tschîllî tûi* (chillee tooey). — Theil 1 Mitte speciell. Theil 2 bis 4 links von der Mitte speciell. Theil 5 rechts von der Mitte speciell. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 151.

59. *lîs-nûs* (lis-noos). — In Theil 1 überall eine gleiche Anzahl von Curven, so viele, dass die senkrechten Figuren, welche von der Mitte jeder zweiten Curve in 1*a* herabhangen, an einer Stelle zwischen sich zwei volle Curven statt einer haben. Diese zwei Curven sind speciell. 1*b*, 1*d* und 1*f* sind Wellen. 1*a*, 1*c*, 1*e* und 1*g* bestehen dagegen aus gesonderten Kreis-Segmenten. — *Wâs* oben. Fast vollständig. S. 151.

60. *tschîn-lei* (chinli). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 151.

61. *kabûg* (kaboog). — Theil 1—4 links speciell. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 154.

62. *tal-lûn* (tallong). — Theil 1, 2 und 4 links speciell. In Theil 3 ist die Lücke links speciell. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 154.

63. *tschailîd bît* (chîled beet). — Theil 1 und 2 links speciell. — *Wâs* unten. Vollständig. S. 154.

64. *tông* (tong). — Nichts Specielles. In Theil 1 wiederholt sich die Figur rechts noch zweimal. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 154.

65. *hûg-wêg* (h-oog-wag). — Nichts Specielles. In Theil 1 und 2 wiederholt sich die Figur rechts noch je einmal. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 154.

66. *jen-ûn* (yang oon). — Theil 1 und 4 links speciell. In Theil 2 und 3 sollen die Figuren von derselben Grösse sein. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 154.

66*A*. *gĕm-âp* (gemaap). — Theil 1 und 3 bis 5 links speciell. In Theil 2 eine Unterbrechung von mehr als einer Figur speciell. In Theil 6 sind drei der Figuren (links) unten vereinigt: speciell. Die Gesammtzahl (in der Original-Zeichnung sechs) muss doppelt so gross und also immer gerade sein. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 154.

67. *singat* (singart). — Theil 1 links speciell. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 154.

1) Es sind 6 Figuren in Theil 2 der Original-Zeichnung.

68. *pä-dschet* (pajet). — Nichts Specielles. — *Wâs* oben. Vollständig. S. 154.

69. *buärp* (booarp). — Nicht speciell. — *Wâs* unten. Vollständig. S. 154.

70. *kilĕn-yü* (klang-yoo). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 154.

71. *pang-ärt* (pang-ert). — Theil 1 und 2 Mitte speciell. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 154.

72. *tilkil* (tilkil). — Theil 1 und 4 rechts speciell. Theil 2 und 3 links speciell. — *Wâs* unten. Vollständig. S. 154.

73. *ing-jis* (ing yess). — Trotz der trennenden Kĕning-ûin-Linien ist das Muster wie auch Nr. 77 und 88 nach einem einheitlichen Plan hergestellt gleich dem Kamm-Muster 25*C*. Die Kreuze in den Kĕning-ûin-Linien sind Doppel-Riegel, die nach rechts und links gerichtet sind. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 154.

74. *bü-ing* (bo-ing). — Theil 1, 2, 4 und 5 links speciell. Die Figuren in Theil 3 können nur paarweise vermehrt werden. — *Wâs* unten. Vollständig. S. 154.

75. *lig-büi* (lig-boi). Das Grundprincip soll eine Anzahl ∧ sein, die zu ×ähnlichen Gruppen angeordnet sind[1]). — *Wâs* unten. Vollständig. S. 154.

76. *tandsch* (ta̍je). — In Theil 1 sind die 3 Figuren links speciell. Sie sind von den normalen beiderseits durch einen breiteren Zwischenraum getrennt. Theil 2 und 3 links speciell. — *Wâs* unten. Vollständig. S. 154.

77. *tschimäkarg* (chimarkarg). — S. Bemerkungen zu Nr. 73. — *Wâs* unten. Vollständig. S. 154.

78. *bîl-üing* (bil-ooing). — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 154.

79. *pû-lau* (poo-lôw). — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 154.

80. *sabbeiu* (sabi yow). — Theil 1 Mitte speciell. In Theil 2 rechts eine Figur ausgelassen: speciell. Theil 3 und 5 links speciell. In Theil 4 die beiden Figuren rechts normal; Figur links mit engeren Schraffen, und die 4. und 5. Figur von links mit einer, bezw. 2 Schraffen. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 154.

81. *is* (ees). — Theil 1 links speciell. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 154.

82. *maing-tschär* (maing char). — In Theil 1 sind die drei Figuren rechts normal. In Theil 2 dritte Figur von links speciell. — *Wâs* oben. Vollständig. S. 154.

83. *hŏng* (hong). — Theil 1 und 2 links speciell. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 154.

---

1 Die Linientheile in den Ecken von Theil 1 und 2 links oben und rechts unten entsprechen nicht den zugehörigen Linien auf der entgegengesetzten Seite, was wohl ein Fehler von Stevens' Zeichnung ist.

84. *es* (ass). — Theil 1 rechts und links speciell. Theil 2 ein Muster im Ganzen. — *Wâs* oben. Vollständig. S. 154.

85. *sing-bĕp* (sing bep). — Theil 1 bis 4 links speciell. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 155.

86. *ĕm-bòs* (em boss). — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 155.

87. *hî-û* (hee-oo). — Theill rechts speciell. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 155.

88. *sĕk-kŏp* (sar-kop). — Siehe Bemerkungen zu Nr. 73. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 155.

89. *lìg-boid* (lig boid). — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 155.

90. *kĕdschil* (kejil). — In Theil 1 ist die Lücke speciell. — *Wâs* oben. Vollständig. S. 155.

91. *sûdîp* (sudeep). — Theil 1 Mitte speciell. Theil 2 links von der Mitte oben speciell. — *Wâs* unten. Vollständig. S. 155.

92. *tak-kôr* (tuk-kor). — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 155.

93. *tût-nĕp* (toot knap). — Theil 1 allein links speciell. — *Wâs* oben. Vollständig. S. 155.

94. *hnâ-pâh* (h'na pah). — Theil 1 ungefähr zur Hälfte mit verschiedener Schraffirung. Anzahl gleichgültig, nicht speciell. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 155.

95. *kĕlân-wâr* (gl'r war). — Theil 1 bis 5 links speciell. In Theil 4 besteht die normale Figur aus je einer der gesonderten Doppel-Linien und ist nicht ein V. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 155.

96. *pòng* (pong), Fieber. Strenge Form, die zu einer bestimmten Zeit des Jahres auftritt. — In Theil 1 ist die linke Figur abweichend. Dieses ist nicht ein specielles, sondern ein unterscheidendes Merkzeichen, wie das Schwarze an jedem Ende[1]). Das will sagen, dass dieser Differenz keine Bedeutung zugeschrieben wird, und dass sie nur die Zeichnung von einer anderen, ihr sehr ähnlichen unterscheidet. Es würde den Zauber weder zerstören noch schwächen, wenn der Arm eingesetzt wäre und das Schwarze ausgelassen[2]). *Wâs* unten. Unvollständig. S. 155.

97. *pung-pâng* (pung pang). — Nicht speciell. — *Wâs* oben. Vollständig. S. 155.

98. *kang-kòng* (kung koong). — Rechts reiht sich daran, wie die kurzen Anfänge andeuten, eine ebensolche Verticale mit drei Paar Seitenstreben. — *Wâs* oben. Unvollständig. S. 155.

99. *sir-î* (ser-ee). — Die schwarzen Zähne an den Kening-uin-Ringen (1) sind Theile der Zeichnung für diese Krankheit und keine Specialität. Die Specialität liegt in den beiden Kreis-Segmenten am Fuss. Die Kening-ûin-Linien sind hinsichtlich der Schraffirung alle verschieden. *Wâs* oben. Vollständig. S. 155.

1) *Tĕpî* und *Mos.*
2) Die Original-Zeichnung besteht oben und unten aus je 4 Figuren.

100. *tschil-dul* (chil dool). — Theil 1 links unten speciell. — *Wás* oben. Unvollständig. S. 155.

101. *tai-jor* (ti yor). — Im Ganzen gemustert. — *Wás* unten. Vollständig. S. 155.

102. *tik töig* (tig toig). — Im Ganzen gemustert. — *Wás* oben. Vollständig. S. 155.

103. *ni-pöi* (nee-poy). — Theil 1 und 3 links speciell. Theil 2 Mitte speciell. — *Wás* unten. Unvollständig. S. 155.

104. *jámö pèrpì jù* (yamo purpee-yoo). — Theil 1 links speciell. — *W s* oben. Vollständig. S. 155.

105. *tschi-tschau* (chee-chow). — Im Ganzen gemustert. — *Wás* unten. Vollständig. S. 155.

106. *hök-kar* (hukkar). — Theil 1 Mitte speciell. — *Wás* unten. Unvollständig. S. 155.

107. *kenábil* (kenabil). — Die Figuren sind ebenso wie in Nr. 99, 108 und 112—115 in den oberen Theilen vertical. Die drei nach unten geöffneten Bogen sind speciell. — *Wás* oben. Vollständig. S. 155.

108. *káltoû* (kaltoo). — *Wás* oben. Vollständig. S. 155.

109. *pìg-páu* (pig pow). — Im Ganzen gemustert. — *Wás* oben. Vollständig. S. 156.

110. *tìg-dschá* (tig-jȧ). — Ein Muster. *Wás* oben. Vollständig. S. 156.

111. *pùk-pùg* (pook poog). — *Wás* oben. Unvollständig. S. 156.

112. *óng* (ong). — Die Bogen oben sind unterscheidende Merkmale. Das Specielle ist das Oval. Ist nach unten auf die doppelte Länge fortzusetzen. — *Wás* oben. Seitlich vollständig. S. 156.

113. *jörp* (earp). — Die kurzen Curven am unteren Ende der Figur sind speciell. Der freie Raum in der Mitte ist mit der darüber befindlichen Zeichnung ausgefüllt zu denken. Theil 1 geht parallel den unterscheidenden Curven oben in 112 und 114. — *Wás* unten. Abgesehen von dem Mitteltheil vollständig. S. 156.

114. *gìhár* (ge har). — Theil 1 in seinen Curven und Zähnen unterscheidendes Merkmal, die drei Ovale speciell. Der leere Raum 2 ist ausgefüllt zu denken von fünf gleichen Figuren wie die darüber befindlichen bis zum Anschluss an die unten gezeichneten Curven. — *Wás* oben. Bis auf Raum 2 vollständig. S. 156.

115. *wór* (wor). — Die horizontalen Curvenreihen unten sind wie die oben in Theil 1 von Nr. 114 unterscheidendes Merkmal, die Curven zwischen der zweiten und dritten Verticalreihe von links sind speciell. — *Wás* oben. Vollständig. S. 156.

116. *ham-míng* (hum meeng). — Im Ganzen gemustert. Das Schwarze oben und unten (abgeschälte Rinde) ist ein unterscheidendes Merkmal wie bei Nr. 96. — *Wás* unten. Vollständig. S. 156.

117. *sênai têpis* (seni tepess). — In Theil 1 die punktirten Linien speciell. Theil 2 links speciell. — *Wâs* oben. Vollständig. S. 156.

118. *pap-lif* (pap lif). — Theil 1 und 3 im Ganzen gemustert. Theil 2 links speciell. — *Wâs* unten. Vollständig. S. 156.

119. *lâs* (las). — Theil 1 und 3 mit beliebig vielen Querriegeln. In Theil 2 Wellenlinien. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 156.

120. *nîs-ûs* (ness os). — Im Ganzen gemustert. — *Wâs* oben. Vollständig. S. 156.

121. *tâ-sai* (tassai). — Die Muster reichen bis unten. *Wâs* oben. Vollständig. S. 156.

122. *nî-tschîp-pîp* (nee chip peep). — *Wâs* oben. Vollständig. S. 156.

123. *tschû-hût* (choo hoot). — Im Ganzen gemustert. Reicht 16 *cm* nach unten, wo es ebenso endigt wie oben. Die Wellenlinie an dritter Stelle von rechts ist speciell. — *Wâs* oben. Seitlich vollständig. S. 156.

124. *pîtschîs* (pichess). — Theil 1 links speciell. — *Wâs* unten. Unvollständig. S. 156.

125. *bĕtûnking* (betoonking). — Theil 1 hat als specielles Merkmal verticale Linien von Punkten. In Theil 2 ist die schräge punktirte Linie und der punktirte Zwischenraum rechts davon speciell. In Theil 3 die beiden Zwischenräume rechts speciell. — *Wâs* unten. Vollständig. S. 156.

126. *ijôr* (eeor) gegen Erkrankung des Ohrs. Also nicht zu Gruppe I *C* und Gor *A* 1 bis *A* 4 gehörig. Die Krankheit ist in Theil 1 ausgedrückt. — Die Figur oben links in Theil 2 wird selten angewendet. Dagegen ist die Figur unten links in Theil 2 speciell. Theil 3 links speciell. — *Wâs* unten. Vollständig. S. 156.

127. *tĕt-pĕr* (tet-pur) gegen Erkrankung der Nase (vgl. unter Nr. 126). — *Wâs* oben. Vollständig. S. 156.

128. *îng-hĕng* (ing hang). — Die Zeichnung ist nach unten um die gegebene Länge auszudehnen und endet dort am Tubus-Rande wie oben. Der erste und der vierte Raum von links haben je eine Curve als specielles Zeichen. — *Wâs* oben. Seitlich vollständig. S. 156.

Einführung in das Studium der Zauber-Muster[1]).

Als Stevens die Berichte über die Zauber-Muster der Orang Semang niederschrieb, war er zu einem vollen Verständniss nicht durchgedrungen. Er musste sich, wie es einem gewissenhaften Forscher zukommt, genau an die Mittheilungen der kundigen Eingeborenen halten, deren Kenntniss aber ebenfalls sehr viel zu wünschen übrig liess. Deshalb bleibt nothgedrungen dem Leser der vorliegenden Arbeit und der „Kamm-Muster“ die Aufgabe, die Einzelheiten zu einem Gesammtbilde zu verbinden und

1) Vgl. Preuss, Die Zauber-Bilderschriften der Negrito in Malâka. Globus LXXII, S. 345f., 364f.

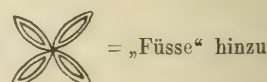
die springenden Punkte herauszusuchen. Nicht genug damit, es gilt Widersprüche zu lösen, Lücken auszufüllen und Fragen zu beantworten, über die uns Stevens keine Auskunft giebt, deren Erledigung aber das vorhandene Material nicht von vornherein ausschliesst. Endlich haben wir die correcten Zauber-Muster fast vollzählig selbst: könnten uns diese nicht weiterführen, als die Angaben der Eingeborenen? Erst wenn Zweifel und Hoffnungen auf das richtige Maass zurückgeführt sind, darf man davon sprechen, man wisse, wie weit das Verständniss der Zauber-Muster durch Stevens' Arbeiten gediehen ist. Je schwerer es mir geworden ist, Klarheit in diesen Punkten zu erlangen, oder nur zu begreifen, was Stevens meint, um so mehr hielt ich es für geboten, Anderen diese Arbeit zu ersparen. Ein Grund mehr dazu war der Umstand, dass mir Stevens' Manuscripte in extenso zur Hand sind.

Die Einzel-Figuren.

Ein Verständniss der Zeichnungen verlangt die Bedeutung der einzelnen Figuren und die Bedeutung ihrer Anordnung. Für das Erstere haben wir sehr wenige Anhaltspunkte. Die Hauptsache sind die in dem Mittel-Muster (Tîn-wêg) der Kämme vorkommenden Zeichen für einzelne Körpertheile, deren Erkrankung zum Ausdruck gebracht werden soll (Z. E.[1]) S. 84, Fig. 4[2]). Die dazu gebrauchten Figuren sind so schematisch, dass man ohne Erklärung höchstens die „Zähne" und die „Finger" oder „Zehen" als solche ansehen würde. Beim Besitz der Deutung bietet allenfalls noch die Darstellung von „Augen", „Rücken", „Gelenken", „Brüsten", „Gesäss", „Rippen von vorne und von hinten gesehen" und „Schulter" einen Anklang an die Wirklichkeit. Zudem kommen in den Tîn-wêg vielfach theils Variationen dieser Figuren vor, um verschiedene Arten der Krankheit eines Körpertheils auszudrücken, theils Combinationen der sonst sehr einfachen Zeichen zur Verdeutlichung einer Krankheit an mehreren Stellen des Körpers, so dass es meistens unmöglich ist, den Sitz der Krankheit aus der Zeichnung festzustellen. Da Stevens zwar die einheimischen Namen der Krankheiten sagt, aber — abgesehen von den Kämmen 11, 19 und 27 — nicht deren Bedeutung, so wird uns von dieser Seite wenig Hilfe.

Kamm 11 *A* und 11 *B* (Z. E. Fig. 7, S. 90), wo die Krankheit „Kopfschmerz" sein soll, giebt im Tîn-wêg eher die dem Zeichen für Kopf allerdings ähnliche Darstellung des Gesässes. Der Name dieser Krankheit

1) Z. E. = Zeitschrift für Ethnologie XXV. — V. = Veröffentlichungen des Königl. Museums für Völkerkunde III, 3/4.

2) Zu den dort dargestellten Körpertheilen kommt noch  = „Füsse" hinzu.

„pĕlìg“ enthält nach dem Glossar von A. Grünwedel (V. S. 145 f.) keinen der beiden Körpertheile in sich. Die Kämme 19 *A* bis 19 *O* (Z. E. Fig. 7) dagegen, als Zauber gegen Fussleiden, wie Stevens ausdrücklich bemerkt, zeigen deutlich das betreffende Zeichen, allein der Name enthält ebenfalls nichts davon. Die Krankheit von Kamm 27 (V. Fig. 8, S. 91) soll bei den Brustwarzen beginnen und sich dann nach unten ziehen. Dementsprechend sehen wir an der linken Seite des Tìn-wèg die Brustwarzen deutlich. Im Namen aber ist wiederum nichts davon nachzuweisen. Ausser diesen drei Fällen können wir noch in Kamm 1 *D* (Gelenke), 2 *A* und *B* (Nase), 3 *B* und *C* (Magen?), 4 *A* (Rücken?), 13 *A* und *B* (Rippen), 15 *A* und *B* (Brustwarzen?[1]), 46 (Penis und Vagina?), 49 (Seite), 51 (Stirn?) mit mehr oder weniger Sicherheit einen Körpertheil nachweisen, und dementsprechend könnte man ihn auch bei den andern Arten derselben Krankheit, also in den Tìn-wèg der Kämme 1 *A*, 1 *B*, 1 *C* usw. erwarten, obwohl auch erhebliche Abweichungen bei derselben Abart der Krankheit vorkommen (vgl. Kamm 6 *D* und 6 *E*). Allerdings giebt es trotz verschiedener Krankheiten doch ähnliche Muster, die man ebensogut für die Abart derselben Krankheit erwarten könnte (vgl. z. B. Z. E., S. 90 Kamm 6 *H* und 18 *E* usw.). Alle die angeführten Tìn-wèg-Muster nun und noch viele andere, wo die Darstellung eines Körpertheils vermuthet werden konnte, sind hinsichtlich ihrer Namen und der Namen der betreffenden Körpertheile verglichen worden, aber mit so geringem Erfolge, dass ein paar Anklänge nicht der Anführung werth sind. Manche der von Stevens aufgeführten Zeichen von Körpertheilen kommen übrigens überhaupt nicht, auch nicht in angenäherter Form, in irgend einem Zauber-Muster der Sĕmang vor, z. B. die Zeichen für Hals, Arme, Hüften, Schulter (Z. E. Fig. 7/8, S. 90/91).

Die 14 Krankheits-Muster für Fuss-Leiden auf Kamm 19 *A* bis 19 *O* (Z. E., S. 90) lassen erkennen, wie die Variationen derselben Figur vor sich gehen. Man könnte zwar meinen, es hier auch mit Combinationen zu thun zu haben; es scheinen aber lediglich unterscheidende Zuthaten ohne einen besonderen Inhalt zu sein, zumal da sie auch bei Variationen einer anderen Krankheitsstelle auftreten. Stevens sagt zwar, Schraffirung bedeute in den Krankheits-Darstellungen Entzündung oder Schwellung. Dann wären wenigstens die Variationen der Schraffirung als unterscheidend ohne innere Bedeutung anzusehen. Soviel ist also sicher, dass viele Linien, nehmlich Verdoppelungen, Verdreifachungen und Vervielfältigungen der ursprünglichen Umrisse einer Figur, Schrägstellung und Auseinanderzerrung, Schraffirungsarten und Zusätze, die z. Th. wieder anderen Figuren entlehnt sind, — lediglich Variationen darstellen. Wo aber die Grenze zwischen einem bedeutungsvollen und einem rein unterscheidenden Zeichen ist, das ist unmöglich festzustellen.

---

1) Vgl. auch den Tîn-wêg der betreffenden Original-Kämme, Z. E. Taf. II.

Daneben kommen in den Tin-wĕg theils einfache, theils charakteristische, zuweilen das ganze Feld einnehmende Figuren vor, die mit den Zeichen der Körpertheile nichts gemein haben, letztere z. B. auf Kamm 7, 9 *A* und *B*, 28 *B*, 41, 42 und vorzugsweise in den Mustern für schwere Krankheiten auf Kamm 25 *A* bis *C*, 56 und 64 bis 70. Diesen letzteren wohnt ganz sicher eine specielle Bedeutung inne, wahrscheinlich auch den ersteren. Für die Kämme Nr. 25 *A* bis *D* giebt Stevens die Erklärung, dass „der Tin-wĕg Waldwege darstelle“, wahrscheinlich weil man sich dort die überall auf der Halbinsel verbreitete Krankheit, eine Art von Fieber, holt. Hier bedeutet Schraffirung nach Stevens eine „vergrösserte Schwellung“, einen Hügel. Wo sich auf den Gor, Gar und Sumpit entsprechende Mittel-Muster finden, welche die in Betracht kommende Krankheit darstellen sollen, können wir, wenn wir wollen, ein paar der einfachsten Zeichnungen der Körpertheile wiedersehen; allein es ist bemerkenswerth, dass sie nie entsprechend auftreten, wenn ausdrücklich als Krankheit die Affection eines Körpertheils angegeben ist. So z. B. bei Gar *S* (Nasen-Katarrh), *L* 2 (Rücken), *R* 2 (After) usw. Eine Ausnahme macht nur Gor *D* (Zahn), wo das auch sonst allenthalben und am häufigsten von allen Figuren vorkommende Zahn-Muster auftritt, was also nicht beweiskräftig für den Zusammenhang zwischen Figur und Ort der Krankheit zu sein braucht. Vorweg mag gleich genommen werden, dass, wo bei den Gor-, Gar- und Blasrohr-Zeichnungen das Mittel- (Krankheits-) Muster leer bleibt und folglich die Krankheit in einem oder einigen der anderen Felder ausgedrückt sein muss, ebenfalls nirgends das Zeichen für einen Körpertheil mit der Angabe der örtlichen Affection übereinstimmt.

Ein zweites Mittel zur Erklärung der einzelnen Figuren in den Zauber-Mustern wäre der Vergleich mit den Einritzungen auf den Gû genannten Bambu-Büchsen, welche mythologische Darstellungen enthalten, die von Stevens in ihrer Einzelbedeutung meist festgestellt sind (V., S. 104ff.). Hier fällt zweierlei auf: einmal die fast gar nicht variirte Wiedergabe verschieden benannter Blumen und anderer Dinge (z. B. V., S. 123; Gû 2, Fig. 5, 6, 9, 22), und dann die durchaus abweichende Darstellung der Sin-gûi-bĕwa-Blumen, also der gleichen Blumen an verschiedenen Stellen (V., S. 105, 123, Gû 1 Fig. 12, 13, 16, 17, Gû 2, Fig. 2, 6). Jedenfalls muss man sich die Rhomben in der Zeichnung der Sin-gûi-bĕwa-Blumen des Gû 1 fortdenken, um eine Aehnlichkeit mit denen des Gû 2 zu finden. Die einfachen Mittel der Sĕmang in der Charakterisirung der Gegenstände, die wahrscheinlich — wenigstens in der Darstellung der Blumen — oft nicht mehr der Anlehnung an die Naturvorlage entsprungen ist, sind in den Gû besonders lehrreich, da uns hier, wie gesagt, die Bedeutung gegeben ist. Da die Blumen in unseren Mustern in ungeheurer Zahl vertreten zu sein scheinen, — in den Kamm-Mustern allein ungefähr

270 Arten; in wie weit sie in den Mustern der Tuben vertreten sind, ist ungewiss —: so kann man sich davon einen Begriff machen, wie schematisch die Charakterisirung und wie geringfügig die Unterschiede sein müssen. Wie wir sehen werden, ist der Semang deshalb auch gezwungen, nicht nur durch einzelne Figuren auszudrücken, was er meint, sondern auch dadurch, dass er in Figurenreihen derselben Art irgendwo ein unterscheidendes Zeichen anbringt. In den Wäs- und Pawër-Räumen der Kämme sind diese unterscheidenden Zeichen oft als blosses Mittel der Variation nachzuweisen. Dass auf diese Weise unendlich viele Variationen hervorgebracht werden können, liegt auf der Hand.

Es ist also auch nicht einmal möglich, auf Grund der Blumen in den Gû die gleichen Muster in unseren Ritzungen auszusondern, schon weil die Blumen dort senkrecht, hier wagerecht angeordnet sind, was leicht einen Unterschied begründen kann. Und dann ist es gar nicht gesagt, wo wir es in den Gor, Gar und Sumpit mit Blumen zu thun haben. Die noch am meisten charakteristischen Kli-tschâ-Blumen z. B. (V., S. 125, 127, Gû 3 Fig. 3, Gû 4) stimmen in der Zeichnung mit dem Tin-wèg des Kammes 34 (Z. E., S. 91 Fig. 8) überein. Sie sind auch vertreten in Gor (?) *Y*, Theil 3, 7, 8 und in Gar *Z*, Theil 10, 17. Im ersten Fall liegt also nicht eine Blume, sondern wahrscheinlich die Darstellung einer Krankheit vor, und in den anderen Fällen wird man mehrere Unterschiede in der Anordnung finden. Dass die einzelnen Figuren im Wesentlichen einander gleich sind, ist zweifellos, obgleich die Kli-tschâ-Blumen der Gû keine Schleifen haben, die in unseren correcten Mustern vorhanden sind; denn Stevens sagt ausdrücklich, dass die Semang mit ihren ungeschickten Pârang die Schleifen nicht schneiden können.

Vollends dürfte es absolut keinen Werth haben, eine progressive Reihe der Einzelfiguren von den einfachsten zu den complicirtesten Formen aufzustellen. Einmal aus den schon angeführten Gründen, die in unserer Unbekanntschaft mit der Bedeutung der Anordnung liegen, und dann, weil wir sicher direct der Natur entlehnte ideographische Zeichnungen neben zahlreichen rein unterscheidenden Merkzeichen haben, und sich beides durchaus nicht trennen lässt. In dieser Hinsicht ist es sehr bemerkenswerth, dass die Sĕmang ihre Muster von einer Grundform abzuleiten suchen (siehe vorher S. 159f.) und selbst Entwickelungsreihen der einfacheren Formen aufstellen, wie es etwa ein Ethnograph am Studirtische versuchen würde. Es scheint nicht, als ob ihnen Stevens diese Versuche von sich aus unbewusst aufgedrängt hat, wenn er sie auch etwas gefördert haben mag. Jedenfalls ist es nur eine einfache Nebeneinanderstellung der primitiven Figuren; von einer Entwickelung in dem Sinne, dass die Semang aus einer Linien-Configuration allmählich zur folgenden complicirteren fortgeschritten sind, kann keine Rede sein, da die aufeinanderfolgenden Figuren häufig nicht das Geringste miteinander zu thun haben.

Dieser theilweisen Eintheilung der Einzelfiguren entspricht die ziemlich unverständliche Gliederung der ganzen Muster der Gor und Gar (siehe vorher S. 160 und Anmerkung 2). Man kann nehmlich wenigstens soviel aus den vorhandenen Anfängen dieser Classificirung erkennen, dass sie ebenfalls ein Fortschreiten von den einfachsten und in allen Räumen möglichst gleichen Formen eines ganzen Musters zu complicirteren und verschiedenartigeren darstellt, dass sie also auch das Resultat einer gewissermaassen rationell-wissenschaftlichen Betrachtungsweise ist. Sie verquickt sich etwas mit der bei den Sumpit-Mustern durchgeführten andersgearteten Eintheilung (siehe vorher S. 152—159), die auch für die Gor und Gar gelten soll, insofern, als die complicirtesten Zeichnungen, nehmlich die für schwere Krankheiten (siehe vorher S. 158), gleichfalls immer zuletzt gruppirt wurden. Mit Recht fragt Stevens: „Wie stimmt eine solche stufenweise fortschreitende Entwickelung zu der logischen Ueberlegung, dass man die Muster für schwere Krankheiten doch wohl zuerst erfunden haben wird?"

Wie man aus den Kamm-Mustern einigermaassen beweisen kann, sind nicht nur die schweren Krankheiten besonders charakteristisch gezeichnet, sondern auch die dargestellten Blumen gegenüber der Krankheitszeichnung (Tin-wèg) überhaupt ziemlich charakterlos, so dass die Krankheiten mehr ideographisch, die Blumen mehr classificatorisch gezeichnet zu sein scheinen. Was aber als früher anzunehmen ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Noch mehr, die Kamm-Muster berechtigen zu dem Schluss, dass die Linien der Blumen-Darstellungen grossentheils den Tìn-wèg entnommen sind. Die Sémang selbst haben es für nöthig gefunden, eine mythische Erklärung für die Anlehnung der Wâs und Pàwèr an die Tìn-wêg-Zeichnungen zu geben (Z. E., S. 79), obwohl durchaus nicht gerade in demselben Kamm Wàs und Pàwèr dem Mittel-Muster ähnlich sind, worauf der Mythos zielt. So stellt sich die oben erwähnte classificatorische Thätigkeit der Sĕmang als eine späte, höchst merkwürdige rationelle Erklärung heraus, die aber vielleicht auf ihr Talent und ihre Methode besonders bei der Erfindung der unendlich vielen Variationen in den Blumen-Mustern ein Licht wirft. Jetzt wissen die Semang nicht mehr, wie manche Zeichnungen dem Aussehen nach wirklich vorhandenen Gegenständen entsprechen, und sind daher geneigt, lediglich Entwickelungsstufen anzunehmen. So soll z. B. auch das Sumpit-Muster Nr. 46 dem von Nr. 63 verwandt sein, weil die kurzen, im Winkel zu den langen Linien stehenden Querriegel von Nr. 46 aus Punkten entstanden seien. Wie sie auf die Anfangsfigur, aus der alle anderen abgeleitet sein sollen, gekommen sind, bleibt freilich ein Räthsel, ist aber wohl als eine Entlehnung von einem Nachbarvolke (vgl. V., S. 130), oder durch einen anderen Zufall zu erklären.

Endlich stehen uns noch zur Deutung der Einzelfiguren zwei Angaben zur Verfügung, nehmlich das Zeichen auf den Blättern der „Bùju" ge-

nannten Pandanus-Art, welches den Rindeneindruck eines fallenden Baumes darstellen soll (V., S. 111—112), und die Kening-ùin-Ringe der Bambusen als Nachbildung der drei Arten des Blitzes (V., S. 136, siehe vorher S. 157). Es ist nicht ausgeschlossen, dass im ersten Fall eine Anlehnung an die Natur vorliegt, während im zweiten der wirkliche Ursprung der Linien dunkel ist. Allein die Muster gegen fallende Bäume und Zweige in den Gor *F*, *G* und *H* entsprechen nicht, wie man erwarten sollte, der „Zeichnung des Rindeneindrucks", die ihrerseits wieder zur Abwehr ganz heterogener Schädigungen des Körpers auftritt (Gor *L*, *C* 1, *C* 2, *O* 1). Die Kening-ùin-Linien aber spielen nur als Mittel zur Anordnung der Muster eine Rolle. Die Tahong, Bambu-Büchsen mit Zauber-Mustern gegen die Krankheiten, welche schwangere Frauen bedrohen (V., S. 114f.), und die Penitah, Bambusen mit einer Art Legitimation für die Verstorbenen (V., S. 118f.), kommen zur Erklärung der Zauber-Muster im Einzelnen nicht in Betracht. Die Tahong, soweit sie erklärt sind, zeigen nur von Neuem die Unmöglichkeit einer Entzifferung am Studirtisch, und für die Penitah haben wir keine Deutung.

Die Anordnung der Figuren.

Wir müssen eine doppelte Ordnung der Einzelfiguren in den Mustern unterscheiden, nehmlich die innerhalb der durch Kĕning-ùin-Linien getrennten Räume und die Anordnung der letzteren innerhalb des ganzen Musters. Wüssten wir von den 140 Kamm-Mustern nichts Anderes, als dass der Tìn-wèg die Krankheit darstelle, und es im Uebrigen nur auf die beiden obersten Räume ankomme, welche Blumen darstellen sollen, so könnte man folgendes beachtenswerthe Resultat feststellen: Die Wâs- und Pawèr-Räume (Z. E., S. 78) sind unter sich und unter einander alle verschieden gemustert[1]). Von den Tìn-wèg, die ebenfalls alle voneinander abweichen, habe ich nur fünf mit Wâs-, bezw. Pawèr-Mustern identisch gefunden, abgesehen davon, dass auch hier ein Unterschied in der Grösse vorliegt. Wir haben also auf den Kämmen allein fast 3 mal 140 verschieden gemusterte Räume, und es ist wohl fraglich, ob nicht die Uebereinstimmung der fünf erwähnten Paare auf einem Irrthum von Stevens beruht, dessen correcte Zeichnungen meiner Untersuchung zu Grunde liegen.

Wie ist nun diese verschiedene Musterung zu Stande gekommen? In erster Linie durch verschiedene, in je einem Raum wiederholte Einzelfiguren. Dabei ist zu betonen, dass ein einheitliches, den ganzen Raum

1) Leider machte die erforderliche Masse der Abbildungen es unmöglich, seinerzeit neben den veröffentlichten Original-Mustern (Z. E., Taf. 1—4) auch die correcten Wâs- und Pawèr-Zeichnungen zu bringen, aus denen die subtilen Unterschiede oft allein festzustellen sind. Ich habe dieses im Globus LXXV, S. 346f., 364f. nachgeholt und berühre daher im Folgenden meine darauf bezüglichen Untersuchungen nur, soweit es zum Verständniss nothwendig ist.

überziehendes Muster besonders in den Tìn-wèg vorkommt. Zweitens kommen zur Unterscheidung besondere, die wiederholten Figuren eines Raumes unterbrechende Merkzeichen im Betracht, im Wâs-Muster *gĕhab*[1]), im Pawèr-Muster *edziat* und im Tìn-wèg *ob* genannt. Diese sind ziemlich zahlreich. Drittens haben die Wâs-Räume als integrirenden Theil ihres Musters über sich die Tepi-Linie, die gewöhnlich vom Kammrand gebildet ist, manchmal aber besonders gezeichnet ist und dadurch das ganze Wâs-Muster von anderen Mustern unterscheidet. Desgleichen hat ein Strich über oder unter dem Pawèr-Raum, wodurch also die zwei obligatorischen Kening-ùin-Linien um eine vermehrt werden, unterscheidende Kraft. Er heisst *kòs*. Jedoch dienen sowohl Tepì wie Kòs nur etwa zusammen sechsmal zur Unterscheidung des Musters von anderen, obwohl besonders die Tepi-Linie weit häufiger auftritt. Die beiden erstgenannten Arten der Unterscheidung machen das Tèpì also meist unnöthig, und es fragt sich, welchen Zweck es sonst hat.

Oft sind viele Wâs- und Pawèr-Muster, die sich gleichen, jede Classe für sich, unter einem gemeinsamen Namen zusammengefasst. Trotzdem repräsentirt jedes der beiden Muster in jedem Kamme, wie nach dem Vorhergehenden zu erwarten steht und Stevens berichtet, eine besondere Blume, und nur die gemeinsame „Gestalt“ oder die „Gattung“ (shape or kind) wird mit demselben Namen bezeichnet. Nun gehen aber unter gemeinsamem Namen zuweilen Figuren, die in ihrer Gestalt nichts mit einander zu thun haben, obwohl die Muster desselben Namens im Allgemeinen auch ähnlich aussehen. Freilich sind andererseits viele ähnliche Muster mit besonderen Namen belegt. Besonders auffallend ist, dass in 4 Fällen (Kamm 1 *B*, 20 *A*, 20 *D*, 32 *A*, 53) der Wâs-Raum ohne Muster ist und doch jedesmal einen besonderen Namen führt. In einem Fall (Kamm 20 *A*) ist nicht einmal der Raum des Wâs vorhanden und doch der Name. Hier bestimmt also die unter den Wâs-Räumen angebrachte Pawèr-Zeichnung (die einen anderen Namen hat) den Namen des Wâs. Zusammenfassend giebt es 27 Wâs-Namen für 131 Wâs-Räume, 68 Pawèr-Namen für 130 Pawèr-Räume, 70 Krankheits-Namen für 140 Tìn-wèg, bezw. Kämme.

Es erscheint nicht ausgeschlossen, dass hier in der That Blumen nach gewissen äusseren Merkmalen oder nach Zwecken des Gebrauchs in Gattungen gruppirt sind, obwohl primitive Völker nur für die Arten Namen zu haben pflegen. Wahrscheinlicher ist nach dem Vorhergehenden jedoch, dass erst das Bedürfniss, Blumen durch einfache Linien auszudrücken, die Namengebung auf Grund der einfachsten Linien-Configurationen hervorgerufen hat, ähnlich wie der Name „*lèsai*“ für Gor *D* und Gor *E* (siehe vorher S. 165) von den schwarzen Bändern der Zeichnung hergenommen sein soll. Wie aber bereits erwähnt ist, dass einige Linien der Wâs- und

1) Siehe hierzu Z. E. XXV, S. 81.

Pawêr-Muster doch vielleicht dem Aussehen der Blumen entsprechen und nicht allein dem Krankheits-Muster entnommen, bezw. schematisch in Variationen gebildet sind, so kann daneben das Aussehen der Blumen auf die Linien und somit auf den Namen von Wâs- und Pawêr-Muster eingewirkt haben. Es ist sogar möglich, dass Muster, die einen Namen ausschliesslich für sich haben, wie es bei den Pawêr-Zeichnungen häufig vorkommt, direct durch einen Blumen-Namen benannt sind. Hier müsste der künftige Forscher an Ort und Stelle einsetzen. Neu hinzukommende Krankheiten mit ihren Blumen wurden dann in das vorhandene System oft wenig glücklich eingereiht, und dadurch wurde eine gewisse Systemlosigkeit in der Gruppirung von Mustern unter demselben Namen erzeugt.

Die schweren Krankheiten der Kamm-Muster haben kein Wâs und Pawêr (Z. E., S. 83, 95 unter 25 *A* bis *D*), weil Blumen hier nicht helfen. Den Wâs- und Pawêr-Blumen dagegen wird ausdrücklich eine heilende Wirkung (Z. E., S. 81) neben der abwehrenden der entsprechenden Muster zugeschrieben (Z. E. S. 73). Deshalb wohl wurden auch früher Blumen in den Gor und Gar getragen, um sie bei der Hand zu haben, obwohl nur von ihrer Zauberwirkung die Rede ist (V., S. 131, siehe vorher S. 139). Insofern als durch die Wâs- und Pawêr-Muster die der Krankheit im Tìn-wèg entsprechenden heilkräftigen Blumen bezeichnet werden, zu dem Zweck, sie gegebenenfalls zu suchen und anzuwenden, hat die Kamm-Zeichnung, wie schon Hr. Prof. Grünwedel hervorhebt, den Charakter einer Bilderschrift. Das Kamm-Muster ist da, um gelesen zu werden, sowohl in den Charakteren der Krankheit wie in den Blumen. Wären die Wâs- und Pawêr-Zeichnungen nur abwehrender Zauber, so brauchten die Eingeborenen gar nicht zu wissen, was sie bedeuten: denn zur richtigen Anwendung wäre nur die Kenntniss des Tìn-wèg nöthig, um den Kamm für das Haar auszuwählen, welcher die im Moment besonders gefürchtete Krankheit darstellt. Da aber viele Kämme zu gleicher Zeit getragen wurden und die Kämme einer Frau auch die Anderen in der Nähe schützten, derart, dass Zusammengehende stets verschiedene Kämme trugen (Z. E., S. 74), so wäre auch die Kenntniss der Tìn-wèg nicht absolut nothwendig gewesen und die Bedeutung der Kamm-Muster als Bilder-Schrift würde wegfallen. Aus dieser Erwägung geht hervor, dass die heilende Wirkung der Blumen, also der Kamm als Bilder-Schrift eine hohe Bedeutung für die Semang hatte; denn thatsächlich kannte man die Namen der Krankheit eines jeden Kammes und hatte, wie erwähnt, Bezeichnungen für jedes Wâs- und jedes Pawêr-Muster. Dazu haben wir die Angabe, dass die Blumen heilen sollen. Weshalb wären sonst auch die Muster für schwere unheilbare Krankheiten ohne Wâs und Pawêr?

Aus der letzteren Angabe und dem Vorhergehenden überhaupt können wir schliessen, dass der wichtigste Zauber zum Fernhalten der Krankheiten der Tìn-wèg, das Krankheits-Muster selbst war. Stevens beschreibt ihn

auch einmal indirect als den wirkungsvollsten Zauber des ganzen Kamm-Musters, nehmlich da, wo der Angriff einer Krankheit auf die mit dem Zauber-Kamm ausgerüstete Frau geschildert wird (Z. E., S. 73). Ursprünglich sollen sogar die Frauen sehr häufig einen Bambu-Schaft getragen haben, auf dem alle 70 Krankheits-Muster — also ohne Blumen-Muster — eingeritzt waren (Z. E., S. 75). Die Tahong ferner der schwangeren Frauen enthalten, wie ausdrücklich gesagt wird (V., S. 115), kein Blumen-Muster, und es ist, wie wir sehen werden, höchst unwahrscheinlich, dass Blumen auf allen Gor, Gar und Sumpit dargestellt sind. Dazu nimmt der Tìn-wêg den hervorragendsten Platz auf dem Kamm ein und hat, wie wir sahen, die charakteristischten Linien. Demnach scheint die Anwendung von Blumen-Mustern späteren Ursprungs zu sein, sei es, dass ihre Stellung in der Mythologie (vgl. die Gû, V. S. 104f.), oder ihre praktisch erprobte Heilkraft, oder endlich ein äusserer Einfluss dazu Anlass gab. Früher machten die Puttò mit Kohle Zeichen auf die schmerzenden Körperstellen, um sie zu heilen, und noch jetzt thun Aehnliches die Kranken, indem sie Kohlenstriche machen. Wollen wir nun weiter fragen, weshalb jede Krankheit zwei Blumen zur Heilung braucht, oder weshalb die Blumen-Muster von den Tìn-wêg verschieden sind, obwohl jeder Tìn-wêg zugleich wenigstens eine Blume kennzeichnen könnte, so zwingt uns Letzteres zu der Erwägung, dass zugleich mit der Heilwirkung der Blumen die abwehrende in den Köpfen der Sĕmang bestanden haben muss, was aber unsere Schlussfolgerung nicht aufhebt. Für die erste Frage dagegen existirt vorläufig keine Antwort.

Natürlich muss man nun auch annehmen, dass die Darstellung des ganzen Kamm-Musters als Blume späten Ursprungs ist. Die einzelnen Blumen-Muster des Kammes und der Tìn-wêg bilden nehmlich auch als Gesammtheit eine einzige Blume, wahrscheinlich, um die nur auf der Vorderseite der Kämme aufgezeichneten Muster nach allen Seiten hin wirksam zu machen (vgl. Z. E., S. 73f. über das Andringen der vom Winde getragenen Krankheiten). Weil aber Wâs, der „süsse Geruch“, und Pawêr, das Knötchen über den Kelchblättchen (Z. E., S. 78), neben der bedeutungslosen Tĕpì- (Staubgefässe und Stempel) und Mos- (Kelchblättchen) Linie die Hauptrolle spielen, so kann man annehmen, dass in den heilkräftigen Zauber-Blumen der Wâs- und Pawêr-Räume eben der Geruch, bezw. das Knötchen besonders entwickelt sind und diesen Theilen eine besondere Bedeutung zugeschrieben wird. Eine Ixora-Art und die ihr ähnlichen Blumen sollen in der That mit Hinzusetzung eines besonderen Beinamens Pawèr genannt werden. Das durch den oberen Kammrand oder durch eine Linie über dem Wâs ausgedrückte Tĕpî gehört, wie erwähnt, zur Wâs-Zeichnung, die es bisweilen von gleichartiger Pawêr- oder Tìn-wêg-Zeichnung unterscheidet, und mag deshalb das grössere oder geringere Hervortreten dieses Blumentheils bei den Wâs-Blumen andeuten. Dagegen

glaube ich, dass die Mos-Linie, welche längs des Zahnansatzes am unteren Ende der Kämme gedacht wird, völlig ohne praktische Bedeutung ist. Da der Kamm einmal eine Blume vorstellen soll, so muss natürlich das unterste Ende dem Boden der Blume, nehmlich dem Kelch entsprechen. Auf diese Fiction hin können, wie Z. E., S. 74 angegeben ist, Wàs und Pawèr unten ebenso wirkungsvoll sein wie oben, da Blume und Kamm je ein Ganzes sind. Die Mos-Linie kann also nicht an sich eine Blume bezeichnen, wie es die Wàs- und Pawèr-Zeichnungen thun, und ist auch nicht variirungsfähig dazu. Deshalb ist es völlig unverständlich, dass eine von den Malaien „tetàwar binding" genannte Blume dem Mos entsprechen soll (Z. E., S. 79), ähnlich wie die Ixora dem Pawêr.

Endlich noch einige Worte über die anderen Räume der Kamm-Muster. Diese sollen den Wâs- und Pawèr-Zeichnungen genau entsprechen, aber ohne deren besondere unterscheidende Zeichen *gehab*, *edziat*, *kòs*, *tèpi* (siehe vorher S. 186). Ihre Auswahl war zu Stevens' Zeit willkürlich, da die durch sie dargestellten Blumen nur als Ersatz dienen sollten, wenn die für die Krankheit eigentlich heilkräftigen Wàs- und Pawèr-Blumen nicht zu erlangen waren. Blumen, die man für besonders wirksam hielt, wurden allmählich bevorzugt. Andererseits muss aber auch diesen Räumen ein Abwehr-Zauber zugeschrieben worden sein, weil sich sehr häufig die Wâs- und Pawêr-Blumen desselben Kammes in den anderen Räumen finden, also der von den Semang angegebene Zweck der Stellvertretung nicht erreicht war. Wenn einige dieser fünf Räume fehlten, so schadete das nichts. Ebenso sind in manchen Räumen Phantasie-Muster oder solche, die den Gor entlehnt sind. Man sieht also, dass diese Muster nicht viel zu bedeuten hatten und vielleicht nur zur Ausfüllung des Kammes dienten. Die Räume haben besondere (Collectiv-) Namen, deren Bedeutung wir nicht wissen. Sie heissen *kâbu salay*, *kàbu pàdi*, *nèiny*, *bè-hèi*, *nos* (Z. E. S. 78). Stevens hat eine Liste aufgestellt, in der angegeben ist, welchem Wâs und Pawèr jeder dieser Nebenräume, wie wir sie nennen wollen, entspricht[1]). Eine Controle ist unmöglich, da correcte Muster nicht existiren, und die Original-Muster nicht genügende Anhaltspunkte für die Identificirung geben. Stevens kann die Liste also nur nach den Angaben der Semang aufgestellt haben, vielleicht der Art, dass die Eigenthümer sagten, welches Wâs oder Pawèr sie in den Nebenräumen zu ritzen beabsichtigt hatten. Anders lässt es sich nicht erklären, weshalb viele Wâs- und Pawèr-Muster als Vorbilder angegeben sind, die ein Gèhab, Edziat, Kòs oder Tèpi enthalten. Das kommt nicht weniger als 40mal vor. Denn, wie erwähnt, durften letztere besondere Zeichen nicht in den Nebenräumen vorkommen.

1) Die Liste ist von Hrn. Prof. Grünwedel in der Beschreibung der Kämme Z. E., S. 86f. benutzt.

Wenn man sie aber wegliess, so war das Vorbild oft ein anderes Wâs oder Pawèr, als das angegebene.

Es dürfte also manche Unregelmässigkeit in der Liste mit untergelaufen sein. Trotzdem wird das folgende Zahlenbild in der Anwendung der Wâs- und Pawèr-Zeichnungen zu einem Ueberblick genügen. Von den 423 Mustern der Nebenräume sind 151 Wâs- und 252 Pawèr-Zeichnungen, 6 Phantasie-Muster und 12 Gor-Zeichnungen. 175, also noch nicht die Hälfte, kommen auf denselben Kämmen vor wie Wâs und Pawèr, dem sie nachgezeichnet sind. Manchmal sind alle fünf Nebenräume mit den Wâs- und Pawèr-Mustern desselben Kammes besetzt, während von fremden Wâs- und Pawèr-Zeichnungen eine und dieselbe höchstens zweimal an demselben Kamm vorkommt. Man hatte also das Princip, bei den Haupt-Mustern desselben Kammes zu bleiben. Stevens hat aber auch damit Recht, dass man die als besonders heilkräftig geltenden Blumen bevorzugte, wie aus dem Folgenden hervorgeht. Am gebräuchlichsten ist das Wâs-Muster von Kamm 3 *C*, welches Zähne darstellt. Es kommt 48 mal vor. Das Wâs von Kamm 20 *H* tritt 18 mal auf. Das Pawèr von 37 14 mal, das von 19 *I* 11 mal, das von 17 *B* und 19 *E* 9 mal, das von *C* 22 7 mal, einige 6, 5 und 4 mal, die meisten nur 2 und 1 mal, und etwa 130 Wâs- und Pawèr-Muster finden wir überhaupt nicht in den Nebenräumen.

Die Nachrichten über die Kamm-Muster haben uns dazu verholfen, einen Einblick in das System derselben zu gewinnen. Da wir von den Gor-, Gar- und Blasrohr-Mustern ungleich weniger wissen, so muss jeder Versuch, ein Urtheil über sie zu erlangen, von den Kamm-Ritzungen ausgehen, gleichgültig, ob diese jünger oder älter sind, als jene. Thatsächlich wissen wir über das System der Muster der Tuben, wie wir die Gor, Gar und Sumpit zusammenfassend nennen wollen, nicht viel mehr, als der Vergleich mit den Kämmen lehren könnte. Wir wissen, wie erwähnt, nichts von der Bedeutung der einzelnen Figuren; die Classen-Eintheilung S. 152 f. ist eine im Wesentlichen äusserliche, aus der nicht einmal hervorgeht, welche von den durch Kĕning-ûin-Linien getrennten Räumen wichtig sind, welche nicht. Es ist also auch durch eine systematische Vergleichung des Inhaltes der einzelnen Räume nichts zu gewinnen. Postulirt wird jedoch ohne Weiteres, dass auch hier Krankheits- und Blumen-Muster (Wâs und Pawèr) vorhanden seien, ohne dass die letzteren irgendwo namhaft gemacht werden, während die Zeichnung der Krankheit wie bei den Kämmen ins Mittel-Muster verlegt wird, wo ein solches vorhanden ist.

In den Kamm- und Tubus-Mustern haben tödtliche Krankheiten eine einheitliche, nicht durch Kĕning-ûin-Linien getheilte Zeichnung (s. vorher S. 158). Dieser Gattung muss man auch die Epidemien-Muster der Tuben zurechnen, die aus zwei ungetheilten Zeichnungen bestehen, einer für Männer und einer für Frauen (s. vorher S. 153). Neu sind auf den Tuben theilende Vertical-Linien der im Ganzen gemusterten Zeichnung,

wodurch „möglicherweise zum Tode führende“ Krankheiten gekennzeichnet werden. Eine Erklärung dieser Muster haben wir, abgesehen von Kamm 25 *A* bis *D* (Z. E., S. 95 f.), weder von den Kämmen noch von den Tuben.

Die sonst auf den Kämmen auftretende Anordnung besteht bekanntlich in einem breiten Mittelraum, oben den Haupträumen Wâs und Pawèr und ausserdem höchstens fünf Nebenräumen, also im Ganzen 7 schmalen Räumen, sämmtlich durch Kéning-ûin-Linien von einander getrennt. Fast genau dasselbe haben wir besonders auf manchen Blasrohren. Vergleichen wir damit zunächst die Tuben mit breitem gemustertem Mittelraum. Dann haben wir auf den Blasrohren gewöhnlich 4, bezw. 6 Schmalräume, 2 über und 2 unter dem Mittelraum usw., während von den Schmalräumen der Kämme gewöhnlich 4 oben und 3 unten, oder 3 oben und 2 unten sind. Die Gor und Gar haben sehr viel mehr Schmalräume. Aehnlich ist sogar eie Anordnung einiger Mittelräume der Kämme und Tuben, indem sie aus einer Reihe kurzer Säulen bestehen, wie in Kamm 28 *A*, Sumpit Nr. 14, Gor *A* 1 bis *A* 4. Sie drücken Krankheiten aus, die in verschiedener Zeit und Form und an mannichfachen Körperstellen auftreten.

Dagegen zeigt der sonstige Inhalt der Räume so erhebliche Unterschiede bezüglich der Kämme und Tuben, dass von einer Eintheilung der letzteren in Haupträume (Wâs und Pawèr) und Nebenräume, wie wir das bei den Kämmen verfolgt haben, nicht die Rede sein kann. Erstens sind die Mittel- oder Krankheits-Muster, soweit sie sich an ihrer besonderen Grösse als solche erkennen lassen, in einzelnen Fällen, wie es scheint, genau dieselben (vgl. z. B. Nr. 30, 54, 61, *N* 1, *N* 2 und *N* 3; *O* 1 und *O* 4; *O* 2 und *O* 3. Die verglichenen Gor und Gar tragen zwar denselben Namen des ganzen Zauber-Musters, helfen aber doch gegen Variationen derselben Krankheit. Auf den Kämmen waren auch solche Variationen stets strenge in der Zeichnung geschieden. Zweitens sind die Mittelräume, abgesehen von ihrer Grösse, mit allen (Gor *O* 3) oder mehreren Räumen (Gor *D* 1, Sumpit Nr. 51) desselben Musters, geschweige denn mit den kleinen Räumen anderer Muster nicht identisch. Auch giebt es in den kleineren Räumen zuweilen sehr charakteristische Muster (*O* 1, *R* 1). Drittens — und das ist vorläufig die Hauptsache — sind die beiden Räume, die Wâs und Pâwêr der Kämme entsprechen würden, wenigstens in manchen Gor und Gar identisch in demselben Tubus (*O* 3, *T* 2). Sie sind auch dieselben in verschiedenen Tuben (z. B. Nr. 30 und 36; 54 und 71). Endlich giebt es, abgesehen vom Mittel-Muster und den „Wâs- und Pawêr“-Räumen, derartig specielle Zeichnungen, dass sie sich nirgends im gesammten Bereich der Zauber-Muster wiederholen (z. B. Nr. 36, 66, 124, *O* 1). Die postulirten Wâs- und Pawêr-Räume haben also vor den anderen nicht das Geringste voraus. Diese namhaft gemachten Abweichungen von den Kamm-Mustern verschärfen sich, obwohl die allgemeine

Anordnung dieselbe zu sein scheint, erheblich, sobald man die Muster hinzunimmt, in denen der Mittelraum nicht grösser ist als die anderen und deshalb nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann. Die oben besprochenen gehörten fast alle der Classe I *A* an (s. vorher S. 152); die hinzukommenden ordnen sich theils unter Classe I *A*, besonders aber unter I *D*, welche mehr oder weniger gleichartige Muster in allen Räumen aufweisen soll. So können wir mit Sicherheit behaupten, dass, wenn die Muster der Tuben Blumen-Zeichnungen neben den Krankheiten enthalten, das jedenfalls nicht nach dem System der Kämme geschehen kann[1]). Weiter ist sicher, dass dieses logische System nicht ursprünglich ist, sondern das Resultat einer Entwickelung, die wir aus den unendlich vielgestaltigen Mustern der Tuben wohl ahnen können, von der sich aber leider kaum einige Etappen werden andeuten lassen.

Allen Tubus-Darstellungen voran werden bekanntlich von den Sĕmang die Tuben mit blossen Kĕning-ûin-Linien (Gor *A*, *B* und *C*, Sumpit Nr. 50) gestellt als Grundlage für die Anordnung der Zauber-Muster durch die Puttò. Der „Vater" dieser Darstellungen sei der Blitzzauber auf den Köchern für Bogenpfeile (s. vorher S. 160). Die im Museum vorhandenen Köcher zeigen gewöhnlich 5 bis 7 dreitheilige Kĕning-ûin-Gruppen in etwa gleichem Abstande von einander; bei 6 Gruppen kommt in der Mitte oft ein grösserer Abstand vor (s. Abb. V., S. 108, 135). Diese beiden Arten entsprechen, abgesehen von der Anzahl der Gruppen, in der That der allgemeinsten Anordnung der Räume auf den Tuben und Kämmen. Selbst Gor *D* und *E* könnte man noch hierher rechnen. Schon eine einfache Gruppirung von Kĕning-ûin-Linien ohne sonstigen Inhalt bildet einen Krankheits-Zauber (Gor *B*, *C*). Es folgen dann einfache und doppelte Schraffen innerhalb der Kĕning-ûin-Linien-Gruppen, so dass die Räume selbst frei bleiben (Gor *G*, *M* 1 bis *M* 3, Sumpit Nr. 50 usw.). Endlich dieselbe einfache Figur in allen Räumen oder in jedem zweiten eines Musters (Gor *I*, *O* 3, *T* 1, Sumpit 33, 47, 49 usw.). Man denkt unwillkürlich an die Kohlenstriche, welche sich Kranke zur Heilung auf die schmerzenden Stellen des Körpers malten, oder die besonderen Zeichen, die die Puttò in gleicher Weise mit unzweifelhaftem Erfolge anwandten (V., S. 132), und stellt sich vor, sie seien hier in das Netz der Kĕning-ûin-Linien gebannt, also ohne rechten Zweck vielfach wiederholt. Sobald aber die Differenzirung im Muster einzelner Räume beginnt, hört unser Verständniss auf, da jede positive Angabe fehlt und kein Raum mit

1) Es ist völlig unverständlich, wie Stevens das System von Wâs und Pawêr auch in den Tuben-Mustern so rigoros festhalten kann, da er unmöglich etwas Positives darüber von den Semang gehört hat. Die einzige Erklärung dafür liegt darin, dass Stevens sich zuerst mit den Kamm-Mustern beschäftigt und eine einigermaassen befriedigende Lösung derselben gefunden hat (vgl. vorher S. 159).

Ausnahme des mittleren in irgend einer Beziehung vor den anderen hervortritt.

Die sich über den ganzen Tubus erstreckenden ungetheilten Muster für schwere Krankheiten machen es zur Gewissheit, dass man von jeher neben einfachen Zeichen auch complicirte Krankheits-Darstellungen gehabt hat. Die beiden Extreme: einfache Kening-ûin-Linien und schwierige Ritzungen, bilden somit die Grundlage der weiteren Entwickelung.

Nur in Bezug auf die Musterung oder Freilassung des Mittelraumes möchte ich eine Vermuthung aussprechen. Der Mittelraum ist entsprechend der ursprünglichen Anordnung der Kening-ûin-Ringe auf dem Bogenpfeil-Köcher meistens nicht durch Grösse vor den anderen Räumen ausgezeichnet. und zwar nicht nur auf den Blasrohren. wo die Zeichnung überhaupt zusammengedrängt ist. Auch durch den besonderen Inhalt der Ritzung lässt er sich häufig nicht von den anderen unterscheiden. und ist als solcher nicht zu erkennen. Es ist also leicht möglich, dass er auch, wo er grösser ist, nicht einen besonderen Inhalt vor den anderen Räumen voraus hat, und ihm erst später das hauptsächliche Krankheits-Muster aufgeprägt ist, wie es theilweise auf den Tuben und durchweg auf den Kämmen auftritt. Ein Entwickelungs-Stadium scheint durch ein besonderes, wenn auch einfaches Mittel-Muster markirt zu sein, dem sich oben und unten ziemlich gleich viele Räume mit ähnlichen oder paarweise entsprechenden Ritzungen anschliessen (vgl. z. B. *N* 1 bis *N* 3, *O* 1, *R* 1, *R* 2, *T* 2, Nr. 29, 30, 36, 51 usw.).

Andererseits wird in der Beschreibung der Muster oft betont, dass die Grösse des freigelassenen Mittelraumes ganz gleichgültig ist. Auf den Blasrohren schrumpft er gewöhnlich so zusammen, dass aus den begrenzenden Kening-ûin-Linien eine Gruppe wird: er besteht nur noch in der Idee (s. vorher S. 152f.). Dagegen wird seine trennende Wirkung — und das scheint sein einziger Zweck zu sein — stets anerkannt und nie vergessen, obwohl das betreffende Muster sich von einem mit geritztem Mittelraum nicht mehr unterscheidet. Nun sagt Stevens einmal, dass Muster mit freigelassenem Mittelraum gegen Epidemien schützen, und dann, dass Epidemien in den Zeichnungen durch zwei (jedes für sich) ungetheilte Muster ausgedrückt sind, welche von einander durch Kening-ûin-Linien getrennt sind. Das obere sei für die Männer, das untere für die Frauen. Die angeführten Beispiele 96, 97, 101, 105, 109 gehören sämmtlich zur Gruppe I *B* (s. vorher S. 152), haben also den ideellen ungemusterten Mittelraum. Nur in Bezug auf das Beispiel Gor *H* 2 kann diese Thatsache nicht ohne Weiteres ausgesprochen werden, da in den Gor Mittelräume nicht bis auf den Nullpunkt zusammenschrumpfen sollen. Meine Vermuthung geht nun dahin, dass leerstehende Mittelräume überall in der That nur Männer- und Frauen-Muster von einander trennen sollten. Nur in gewissen Fällen musste die Erinnerung an den Zweck bestehen

bleiben, nehmlich wo man es nicht für angebracht gehalten hatte, für die Frauen besondere Kamm-Muster zu schneiden, wie bei Epidemien, die Männer und Weiber gleichmässig treffen. In der That besitzen wir sogar noch ein Gor (W 1) mit leerem Mittelraum zum Schutze der Männer und Frauen gegen Erkrankung der Brustwarzen (siehe vorher S. 171 unter Gor W 1).

Zu diesem Schluss berechtigt noch Folgendes. Es heisst bei Stevens (Z. E., S. 75 f.): „Krankheiten, welche beide Geschlechter treffen können, werden, da die Frauen in der Regel nicht weit von den Männern weg sind, durch die Gor und Sumpit der Männer aufgehoben. Deshalb gebrauchen die Frauen in der Regel keine Gor, wenn auch kein Verbot dafür besteht." Wir sehen nun aber, dass die Zauber gegen Epidemien und wohl auch der Zauber auf dem erwähnten Gor *W* 1 gesonderte und abweichende Darstellungen für Männer und Frauen auf demselben Gor enthalten, dass von den Gor *F* und *G* Abarten für die Frauen zum Schutze gegen dieselbe Unbill existiren, dass die Frauen ihre 70 Krankheits-Muster auf den Kämmen, ungerechnet die Varianten, haben und zwar nur gegen die Krankheiten, welche sie allein treffen können — ist es da nicht anzunehmen, dass Männer und Frauen überhaupt nie dieselben Muster für gemeinsame Krankheiten gehabt haben? Denn es ist kaum anzunehmen, dass die 70, bezw. 140 Krankheiten der Frauen alle von denen der Männer absolut verschieden sein sollen (vgl. vorher S. 165 unter Gor *H*). So müssten also die Gor und Sumpit, welche für beide Geschlechter zugleich wirksam sein sollen, zwei Muster besitzen, und das wären dann die Tuben mit freigelassenem Mittelraum. Besonders auffallend sind in dieser Beziehung Gor *H* und *O*. In Gor *F*, *G* und *H* heisst das Muster *hû-dschù-wêg*. *F* und *G* sind ohne scheidenden Mittelraum und haben besondere Gor für die Frauen. *H* hat das nicht und hat demgemäss die postulirte Scheidung. Gor *O* hat oberhalb und unterhalb des leeren Mittelraumes genau dasselbe Muster, nur in umgekehrter Reihenfolge[1]).

Ist dieser Gedanke richtig, so dient er doch nicht dazu, uns den Inhalt der Muster verständlicher zu machen. Es würden aber die Kamm-Zeichnungen als eine Nachahmung der allein für Männer geltenden Gor-Muster mit breitem geritztem Mittelraum erscheinen. Den Inhalt der letzteren lieferten die Muster des alten Gi. Neu hinzugefügt wurde das Princip der Wàs- und Pàwèr-Muster, während die anderen Schmalräume als bedeutungslose Füllungen von den Mustern der Männer herübergenommen wurden.

1) Die Muster der Tuben sind nie gegen Krankheiten gerichtet, die ihrer Natur nach nur den Mann treffen können. Nur *S* 1 gegen Erkrankung der Hoden bildet eine Ausnahme. Es ist ein einheitliches Muster. Eine Controle meiner Behauptung ist also, abgesehen von der Bestätigung durch den Gor *S* 1, auf diesem Wege unmöglich.

Fundamentale Unterschiede in der äusseren Anordnung der Gor, Gar und Sumpit untereinander scheint es nicht zu geben. Die Reducirung der Gar auf den Blasrohren beweist vielleicht, dass ein Fortlassen einzelner Räume nicht viel ausmachte. Durchaus eigenartig und nach Stevens auch von besonderer Bedeutung sind die Classen I *E* und I *F* (s. vorher S. 157) der Sumpit-Muster, die abweichend von den Gor und Gar ganze Räume und sogar ganze Muster nur mit punktirten Figuren ausgefüllt zeigen. Man könnte daraus erkennen, dass auch später — nach der Uebertragung von Gar auf die Blasrohre — noch eine Entwickelung der Muster stattgefunden hat. In den Blasrohr-Zeichnungen kommen ferner Spiralen statt der Kĕning-ûin-Linien wie auf den Gor und Gar nicht vor.

Die Namen der Tuben-Muster fördern das Verständniss ebensowenig wie die der Tîn-wèg, Wàs und Pâwèr in den Kämmen, und man weiss ebenso wenig, wie bei den letzteren beiden, was sie eigentlich enthalten. Hr. Prof. Grünwedel hat in 4 Namen von Gor und Gar (*N*, *S*, *V* 1, *X* 1) theilweise Ausdrücke für Körpertheile gefunden, deren Erkrankung nach Stevens' Erklärung durch das Muster verhütet werden soll. Nun ist aber zuweilen ausser dem Namen des Musters noch ein besonderer Name der abzuwehrenden Krankheit angegeben, und einer dieser Krankheits-Ausdrücke (*P* 1) enthält nach Grünwedel in der That u. a. auch den afficirten Körpertheil. Ferner soll der Name für Gor *D* und *E* „*lâsai*“ nach Stevens' Angabe den schwarzen Ringen der Zeichnung entnommen sein, und endlich stimmen Muster mit demselben Namen, wie sie ähnliche Krankheiten abwehren, zwar gewöhnlich auch in den Figuren etwas überein, gar nicht selten sind sie aber auch vollständig verschieden (vgl. Gor *I* 1 und *I* 2, *L* 1 und *L* 2 usw.). Andererseits haben die fast identischen Muster von Gor *C* 1 und *C* 2, die beide augenscheinlich gegen eine ähnliche Krankheit gerichtet sind, ganz verschiedene Namen[1]). Diese widersprechenden Beobachtungen lassen erkennen, dass die Namen der Gor- und Gar-Muster aus heterogenen Begriffen zusammengesetzt sein müssen. Unter den Namen der Sumpit-Muster kommt „*pong*“ vor, das Stevens wie das gleichlautende Wort für Kamm 1 (Z. E., S. 87) mit Fieber übersetzt. Ob die anderen, nicht übersetzten Namen ebenfalls Krankheiten bedeuten, muss dahingestellt bleiben. Jedes Muster hat hier einen besonderen Namen. Es finden sich wohl manche Anklänge an das Glossar des Hrn. Grünwedel (V., S. 145f.): allein bei unserer absoluten Unkenntniss, worauf die Bedeutung hinzielen könnte, lohnt es nicht, den Spuren nachzugehen.

Auffallend aber ist die oft vollständige Uebereinstimmung von Namen aus den erwähnten 5 Kategorien, ohne dass doch die durch sie vertretenen Muster eine besondere Aehnlichkeit verrathen. Ich lasse sie folgen:

---

1) Vgl. auch die Namen und Muster von Gor *K* 1 und *K* 2.

àltig (alteg) [Sumpit 32]; vgl. alteg [Pàwèr von Kamm 49];
bìl-ùing (bil-ooing) [Sumpit 78], vgl. *biling* (billing) Pawèr 19 *N* usw.;]
bù-ing (boing) [Sumpit 74], vgl. { *boin* [Wàs 30]; *boing* [Pawèr 17 *B* usw.];
hèl-lèè (hillee) [Gar *Z*], vgl. *hèli* (h'lee) [Kamm 63];
ìs (ees) [Sumpit 81], vgl. *ìs* (ees) [Pawèr von Kamm 1 *E*];
lèt-tùd (let-tod) [Gor *P* 2], vgl. let-tod [Wàs 7 *C* usw.];
lig-boid (lig boid) [Sumpit 89], } vgl. lig-boig [Pawèr 16 *A* usw.];
lig-bùì (lig boi) [Sumpit 75], }
pà-ham (pahum) [Sumpit 56], vgl. *pâ-hèm* (pa-herm) [Pawêr 1 *F* usw.];
pàsìr (paseer) [Sumpit 12], vgl. *pasìr* (passeer) [Wâs 12 *A* usw.];
pĕlìg (peleeg) [Sumpit 39], vgl. *pĕlìg* (peleeg) [Kamm 11];
pen-al-dùng (pen-ul-doorng) [Sumpit 30], vgl. *pĕnâ-long* (penalong) [Pawêr 15 *A* usw.];
sùb (sob) [Gor *C* 2], vgl. sob [Pawêr 50 *H* usw.];
tak-kor (tukkor) [Sumpit 92], vgl. *tè-kor* (tukkor) [Kamm 60];
tîs (tees) [Sumpit 35], vgl. *tîs* (tees) [Gor *C* 1];
tschìg là(r) pùn [Sumpit 5], vgl. *tschig-lâ* (chiglar) [Kamm 52];
tschèl-tschinìn (chel chineng) [Gor *Q* 2], vgl. *tschin-eng* (chineng) [Pawêr 22 *C* usw.];
tùig kèlìn (toig k'eling) [Gor *N* 1], vgl. *tù-eg* (tooeg) [Sumpit 24].

Andere Namen stimmen mit Ausdrücken für Gû überein (V., S. 104f.):
dschelâbo(r) (jelabor) [Sumpit 30], vgl. *djĕlâbo* (jelabor) [Gû *I*, 21: ein mythisches Thier];
kang-kùng (kunkoong) [Sumpit 98], vgl. *kankung* (kunkoong) [Gû *I*, 20: ein mythisches Ungeheuer];
kĕlì-tschâ (klee-char) [Kamm 62], vgl. *klitschâ* (klichar) [Gû *III*, 3; *IV*: eine Blume];
sìnai tĕpis (seni tepess) [Sumpit 117], vgl. *sineî* (senî) [Gû *I*, 4: eine Rôtan-Peitsche].

Ganz bedeutend würde die Zahl vergrössert werden, wenn man die Grenze der Uebereinstimmungen nur etwas weiter ziehen oder Theile der Namen miteinander vergleichen wollte, wie in den zuletzt angeführten Fällen der beiden Gruppen.

Allein bei dem gänzlichen Mangel an Sĕmang-Texten und demgemäss an Kenntniss der Grammatik würde die theilweise Uebereinstimmung vorläufig nichts besagen. Soviel lässt sich jedoch bereits aus der obigen Liste schliessen, dass die Namen der Gor, Gar, Sumpit und Kämme denen der Wàs und Pawèr in den Begriffen nicht fern stehen können, so dass die Blumen-Symbolik der Muster desto geheimnissvoller und unklarer erscheint.

Noch dürfen wir erwarten, dass ein Forscher an Ort und Stelle dieses Unicum in der Bilderschrift aller Zeiten und Völker und die aussergewöhnliche geistige Kraft, die zu ihrer Herstellung führte, in die rechte Beleuchtung bringen und der primitiven Menschheit ein dauerndes Denkmal setzen könnte. Denn so sehr auch Malâka der Tummelplatz aller möglichen, in der Cultur höherstehenden Völker gewesen ist, so darf man doch nur einen Anstoss von aussen, nicht aber eine mehr oder weniger mechanische Uebernahme des geistigen Inhalts der Muster voraussetzen. Dazu ist das Ganze zu schwierig, zu sehr in das Leben der Sĕmang eingedrungen oder aus ihren Anschauungen hervorgewachsen und zu strenge bewahrt worden[1].

1) Der Kreis der Untersuchungen wäre für einen unter den Sĕmang sich aufhaltenden Forscher noch weiter zu ziehen, als ihn unsere „Einführung" vorzeichnet, da es im Museum z. B. ein den Ritzungen der Gor ähnliches punktirtes Tuben-Muster zur Erzielung sicheren Schusses giebt. Dieses Muster und andere, die von Stevens ohne weitere Bemerkung aufgezeichnet sind, finden sich an der Mündung des inneren Tubus der Blasrohre.

Besprechungen.

Munro, R. Prehistoric problems: being a selection of essays on the evolution of man and other controverted problems in anthropology and archaeology. William Blackwood and Sons, Edinburgh and London 1897.

Der berühmte schottische Archäolog veröffentlicht hier eine Anzahl älterer Abhandlungen über anthropologische und prähistorische Fragen der Gegenwart in neuer Bearbeitung, welche zwar scheinbar lose aneinandergereiht sind, jedoch durch einen fortlaufenden Gedanken mehr oder weniger zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefasst werden. Der besondere Charakter des Buches liegt nehmlich, wie der Verf. es treffend ausdrückt, in dem Versuch, die Erscheinungen der den Menschen umgebenden Welt in Beziehung zu setzen zu den körperlichen Veränderungen, welche durch seine höhere Intelligenz nothwendig geworden sind: denn nächst der Methode der „natürlichen Zuchtwahl" existire wohl keine sichtbarere Landmarke in der Entwickelungsbahn des Menschen, als die, welche die Coordination zwischen seiner Handfertigkeit und seiner fortschreitenden Intelligenz bezeichnet. — Von diesem Gesichtspunkte aus findet der Leser in der That eine fortlaufende Belehrung über das Verhältniss der wichtigsten Factoren menschlicher Culturentwickelung zu einander, wenigstens im ersten Theile des Buches, ganz abgesehen von der sorgfältigen Zusammenstellung des ganzen vorhandenen Materials, welches über die einzelnen behandelten Fragen bis dahin bekannt war.

Nachdem so im ersten Capitel die Geschichte der anthropologischen Forschung in ihren Hauptzügen gezeichnet worden, behandelt das zweite die Beziehung zwischen dem aufrechten Gang des Menschen und seiner physischen und intellectuellen Entwickelung. Der Verf. sucht hier die Bedeutung des aufrechten Ganges für die Differenzirung der Gliedmaassen in Hand und Fuss und für die fortschreitende Entwickelung des Gehirns nachzuweisen, durch welche der vorausgesetzte Urahn des Menschen erst zum Homo sapiens geworden und die Naturkräfte erst erkennen und beherrschen gelernt habe: nur eine weitere Stufe dieser Entwickelung sei dann die sociale Organisation mit ihren sittlichen und staatlichen Gesetzen.

Im folgenden Capitel werden nun die ältesten bekannten Ueberreste des „fossilen Menschen" kritisch gesichtet, von dem Unterkiefer von La Naulette an bis zum Pithecanthropus erectus Dubois, wobei auch über den Skeletfund von Galley Hill in Süd-England zum ersten Male ausführlich und im Zusammenhange berichtet wird. Dabei spricht er seine Ansicht über das Verhältniss der Dolichocephalen zu den Brachycephalen dahin aus, dass beide gegen Ende der Renthier-Periode in Süd-Frankreich, oder sonstwo in Europa, zusammengetroffen seien, dass aber die ersteren die älteren und wahrscheinlich die directen Repräsentanten des paläolithischen Menschen seien. — Das vierte Capitel entwickelt weiterhin die Anschauung des Verf. über die Zwischenglieder zwischen dem Menschen und den niederen Thieren und besonders über den Pithecanthropus, welchen der Verf. mit Dubois für eine wirkliche Uebergangsform erklärt. Die grosse Schwierigkeit, welche die meisten Anthropologen darin finden, dass zu dem affenartigen Schädel von Trinil ein so menschlich geformter Oberschenkel gehören solle, fällt fort bei der Annahme, dass der aufrechte Gang gleichsam die erste Stufe der Menschwerdung darstelle, deren spätere Folge erst die höhere Entwickelung des Gehirns sei, — dass daher der Pithecanthropus erectus so recht dieses Uebergangsstadium von Thier zu Mensch darstelle, — eine Hypothese, welche von Keith, Manouvrier und Dubois ebenfalls unterstützt worden ist und von dem darwinistischen Standpunkt des Verf. aus auch wohl zulässig erscheint, wenn man eingedenk bleibt, dass die ganze Abstammungslehre bisher nur eine Hypothese ist.

Wenn diese vier ersten Capitel den ersten oder anthropologischen Theil des Buches bilden, so umfasst der zweite oder archäologische Theil die vier letzten Capitel. Eine lehrreiche Abhandlung über die „prähistorische Trepanation“ und über „Schädel-Amulette“ stellt alles bisher Bekannte über diese wunderbare Sitte zusammen und bringt manche neue Beobachtung des Verf. selbst: dasselbe gilt von dem sechsten Capitel über „Otter- und Biber-Fallen“, ebenso von dem folgenden über „Schlitt-Knochen“ und dem letzten über „prähistorische Sägen und Sicheln“.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier näher auf den Inhalt dieser einzelnen Abhandlungen eingehen; wir müssen den Leser wegen der vielen Einzelheiten auf das Werk selbst verweisen. Ueberall finden wir eine umfassende Kenntniss der einschlägigen Literatur und der Museen, dazu sehr oft neues Material aus der Heimath des Verf., für dessen Veröffentlichung wir besonders dankbar sein müssen; oft treffen wir neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der betreffenden Fragen und — last but not the least — überall eine lebendige und klare Darstellung, welche durch eine grosse Zahl guter Abbildungen unterstützt wird. Lissauer.

Hrdlička, A. Study of the normal tibia. Reprinted from Proceedings of the Association of American Anatomists. New York 1899.

In der elften Jahresversammlung der amerikanischen Anatomen theilte der Verf. seine in mehrfacher Hinsicht interessanten Untersuchungen über die normale Tibia des Menschen mit, welche er an 2000 Weissen, 80 Negern und 520 Indianern aus Nord- und Central-America ausgeführt hat. Im Ganzen konnte er 6 verschiedene Typen an dem Querschnitt in der Mitte des Schaftes nachweisen. Annähernd ein gleichseitiges Dreieck bildet der Querschnitt bei 18,2 pCt. der Weissen; ein Dreieck mit nach aussen schräg gestellter äusserer und hinterer Seite bei 14,9 pCt. der Weissen; ein Dreieck mit concaver äusserer Seite bei 9.1 pCt. der Weissen und vorwiegend bei Indianern; mit winklig gebrochener hinterer Seite bei 5,1 pCt. der Weissen, selten bei Negern und häufiger bei Indianern; mit convexer hinterer Seite bei 5,2 pCt. der Weissen, besonders beim weiblichen Geschlecht, — endlich mit convexer hinterer und äusserer Seite bei 10,9 pCt. der Neger, nie bei Weissen und Indianern. Doch zeigen fast die Hälfte aller Weissen Zwischenformen. Die Vermuthung, dass die verschiedenen Berufsarten auf die Gestalt der Tibia von Einfluss sei, wird nicht unterstützt durch die Beobachtung, dass Frauen und junge Leute ebenfalls die ausgeprägten Formen zeigen: doch sind die Untersuchungen hierüber noch nicht abgeschlossen. Wir möchten bei dieser Gelegenheit den Verf. auf die Untersuchungen von H. Hirsch über die mechanische Bedeutung der Schienbeinform (Berlin 1895) hinweisen. Die Messungen ergaben grosse Differenzen, selbst für die beiden Tibien eines Individuums: sehr oft war die linke Tibia länger. — Vorgeschrittene Platyknemie ist bei Weissen und Negern sehr selten, dagegen gewöhnlich bei Indianern. — Eine ausführliche Arbeit ist in Aussicht gestellt. Lissauer.

Hrdlička, A. Description of an ancient anomalous skeleton from the Valley of Mexico; with special reference to supernumerary and bicipital ribs in man. From Bulletin of the American Museum of Natural History. New York 1899.

In einer Vorstadt Mexicos wurde mitten unter Abfällen alt-aztekischer Cultur ein fast ganz erhaltenes Skelet ausgegraben. Der Schädel zeigte jene einfache occipitale Deformation, wie sie für die alten Mound-builders, Pueblos und Cliff-dwellers typisch ist, sein Index beträgt 89,7; am Unterkiefer ist der Processus coronoideus bedeutend höher als der Proc. condyloideus. Eine seltene Eigenthümlichkeit bietet der Thorax dar. Ausser den ganz normalen 12 Rippenpaaren setzt sich ein dreizehntes Paar auch am siebenten Cervicalwirbel an, welches vollständig den Charakter der normalen ersten Rippen zeigt.

so dass der Thorax dadurch bedeutend nach oben verlängert erscheint. Auf der linken Seite ferner verschmelzen die ersten beiden Rippen an den Schmalenden zu einer einzigen, 2,2 cm breiten Rippe, nachdem sie etwa 2 *cm* lang vom Spinalende her getrennt verlaufen sind. Es liegt hier also einer jener seltenen Fälle von „bicipitaler Rippenbildung“ vor, welche wie hier, so auch gewöhnlich zwischen einer cervicalen und der ersten dorsalen Rippe beobachtet sind. — Ueberzählige Rippen kommen nach Boas häufiger vor an den Skeletten von Vancouver Island, — nach Turner sind sie bei den Cetaceen gewöhnlich.

An den oberen Extremitäten zeigt der Vorderarm im Verhältniss zum Oberarm eine bedeutende Länge, so dass der Humero-radial-Index von 80,78 nur noch bei den Andamanesen (81), beim Schimpansen (90) und dem Orang (100) übertroffen wird. —

Der Oberschenkel ist unter dem kleinen Trochanter von vorn nach hinten abgeplattet, eine Eigenthümlichkeit, welche der Verf. für einen specifischen Charakter der amerikanischen Rasse ansieht. Die Tibien sind sehr lang im Verhältniss zum Oberschenkel und schwach platyknemisch: sie zeigen ungefähr in der Mitte einen viereckigen Querschnitt und eine starke Neigung des ganzen oberen Gelenk-Endes nach hinten. — Wie weit diese Eigenthümlichkeiten des Skelets eine rein individuelle oder eine mehr ethnische Bedeutung haben, wagt Verf. wegen Mangels an genügendem Material nicht zu entscheiden, ebensowenig wie die Frage, welchem der Stämme, die einst das Thal von Mexico bewohnten, dieses Skelet angehören mag; diese Unsicherheit schliesst indess nicht aus, dass demselben ein bedeutendes anthropologisches Interesse gesichert bleibt. Lissauer.

Swiatowit. Rocznik poświęcony archeologii przeddziejowej i badaniom pierwotnej kultury polskiej i słowiańskiej wydawany staraniem E. Majewskiego. Tom I. — 1899. Warszawa 1899.

Der Titel dieses neuen Jahrbuches für polnische Archäologie ist nur ein anderer Name für den alt-slavischen vierköpfigen Gott Swantewit von Arkona, welcher hier nur als Symbol der slavischen Alterthumsforschung an die Spitze des vielversprechenden Unternehmens gesetzt ist. Der vorliegende erste Band enthält eine Reihe von interessanten Original-Arbeiten: über die Höhlen von Ojców bei Krakau in topographischer Beziehung, von Czarnowski: — über neue Ausgrabungen und Funde in Jastrębiec und Żerniki dolne im Bezirk Stopnica, sowie im Gouvernement Kielce und Łomza, von Majewski selbst; — ferner über die Stein-Kurgane im Bezirk Lida, Gouv. Wilna, und über Bronze-Funde am Niemen und Mereczanka, von Szukiewicz; — endlich über die Aufdeckung eines Grabes in Horodnica in Galizien, von Glogner. In einer zweiten Abtheilung wird ausser anderen Beiträgen „das sibirische Messer“ von Sieroszewski in einer ausführlichen Skizze behandelt. Eine dritte Abtheilung ist den Referaten, eine vierte den Museen und eine letzte hauptsächlich der Bibliographie gewidmet. —

Aus dieser kurzen Uebersicht des Inhalts geht schon die Bedeutung dieses neuen Journals für die vorgeschichtliche Erforschung Polens hervor. Um so mehr müssen wir es bedauern, dass der Herausgeber, der ja auch langjähriges Mitglied unserer Gesellschaft ist, nicht ein kurzes Resumé der wichtigsten Arbeiten in französischer Sprache beigegeben hat, wodurch der Leserkreis des Swiatowit sicher bedeutend vergrössert würde. — In jedem Falle haben wir allen Grund, dem übrigens vortrefflich ausgestatteten neuen Jahrbuch den besten Erfolg zu wünschen. Lissauer.

VI.

Die Capacität der Tiroler Schädel.

Von

Dr. FRANZ TAPPEINER in Meran.

(Vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 21. Januar 1899.)

Die gemessenen Schädel stammen alle 918 aus alten Beingrüften Tirols.

Die Messung der Capacität wurde nach dem Vorbilde Virchow's mit gemischten Blei-Schroten ausgeführt. Zwei Drittel Nr. 5 und ein Drittel Nr. 7, zusammen 30 *kg*, wurden in ein länglich-viereckiges offenes Holzkästchen geschüttet und auf einen Tisch, gegenüber einer grossen sonnigen Glasthür, gestellt. — Die Instrumente zur Messung hatte ich schon vor 18 Jahren aus Paris nach dem Muster Broca's bezogen: Mess-Cylinder aus dickem Glas mit eingravirter Scala bis 2000 *ccm*, Stopfer aus hartem Holz, Schöpflöffel und Trichter aus Blech. Den Trichter vertauschte ich schon am 5. Tage der Messung mit einem viel grösseren Trichter, welcher, auf vier Füssen stehend, so über dem Mess-Cylinder auf dem Tisch aufgestellt wurde, dass die Ausflussröhre des Trichters direct in den Mess-Cylinder mündete, infolge dessen der gefüllte Schädel in den Trichter entleert werden konnte und die Schrotkörner von selbst in das Mess-Glas, welches auf einem niedrigen Holzstuhl dicht neben dem Tische stand, langsam abflossen.

Die Zeitdauer der Füllung des Schädels mit Schütteln desselben, die wiederholte Stopfung mit dem Stopfer und mit dem rechten, durch einen Fingerring geschützten Zeigefinger, das kräftige Schütteln des gefüllten Mess-Glases auf dem Stuhle und die Horizontalstellung der Schrotkörner durch ein rundes Holzscheibchen mit langem Stiele, — Alles zusammen sammt Anschreibung in die Tabellen betrug für jeden Schädel 30 Minuten.

Die Schrotkörner mussten wegen des durch Abreibung entstandenen Staubes alle 14 Tage gewaschen und getrocknet werden.

Jeder Schädel hat zuerst die Katalog-Nummer der Sammlung, das Geschlechts-Zeichen, den Index der grössten Länge und Breite nach der

Frankfurter Verständigung, dann die Capacität und zuletzt fünf andere Schädel-Merkmale. —

Ich halte die Messung der Capacität für besonders wichtig, um die Werthstellung des Schädels zu beurtheilen, weil wir daraus auf die Grösse des Hirns mit Recht schliessen können. Das Hirn des Menschen ist der beste Gradmesser seiner geistigen Thätigkeit.

Angaben über die Messungen des Hirngewichts, die Zahl und die Tiefe der Windungen und die Feststellungen des feinsten mikroskopischen Baues der Central-Ganglien sind noch zu wenig zahlreich oder ganz unbekannt, so dass man daraus keine Schlüsse ziehen kann.

Nur die Producte der Arbeit des Menschen, wenn sie sichtbar erhalten sind, geben uns einen besseren Maassstab zur Beurtheilung des Hirns. Wenn wir aber nur den Schädel allein ohne Beigaben von Werkzeugen, Waffen und Topfscherben vor uns haben, so ist die Capacität das einzige Mittel, um die Grösse des Hirns und den Culturgrad des Menschen zu beurtheilen. —

Wenn wir die ganze Reihe der Capacitäts-Tabellen der Tiroler Schädel überschauen, so finden wir, dass unter den 918 Schädeln 904 Exemplare mit gut gemessener Capacität vorhanden sind, eine hinreichend grosse Basis, um darauf ein Paar Sätze über die Capacität der Tiroler Schädel und ihr Verhältniss zum Längenbreiten-Index derselben zu bauen. —

Unter diesen 904 Schädeln sind 557 von Männern und 347 von Weibern.

Wenn wir die 557 Männer nach dem Längenbreiten-Index abtheilen, so finden sich unter 62 Ultrabrachycephalen 15 Kephalonen und kein Nannocephale, unter 167 Hyperbrachycephalen 54 Kephalonen und 1 Nannocephale, unter 220 Brachycephalen 40 Kephalonen und 2 Nannocephalen, unter 99 Mesocephalen 15 Kephalonen und 2 Nannocephalen, unter 9 Dolichocephalen 1 Kephalone und kein Nannocephale.

Wenn wir die 347 Weiber nach demselben Index eintheilen, so treffen auf 70 ultrabrachycephale Weiber 4 Kephalonen und 5 Nannocephalen, auf 106 hyperbrachycephale Weiber 6 Kephalonen und 11 Nannocephalen, auf 128 brachycephale Weiber 3 Kephalonen und 5 Nannocephalen, auf 41 mesocephale Weiber 2 Kephalonen und 4 Nannocephalen, auf 2 dolichocephale Weiber kein Nannocephale.

Also sind unter 557 Männern 125 Kephalonen und 5 Nannocephalen, unter 347 Weibern 15 Kephalonen und 25 Nannocephalen.

Virchow nennt Schädel von über 1600 *ccm* Kephalonen, Schädel von höchstens 1200 *ccm* und darunter Nannocephalen.

Unter den 557 Männern haben 12 eine grosse Capacität: 1 mit 1940, 2 mit 1860, 3 mit 1840, 4 mit 1820, 2 mit 1810 *ccm*;

6 Männer haben eine kleine Capacität, nehmlich 2 mit 1200, 1 mit 1180, 1 mit 1160, 1 mit 1100, 1 mit 880 *ccm.*

Unter den 347 Weibern haben 16 eine grosse Capacität: 1 mit 1760, 1 mit 1740, 1 mit 1720, 1 mit 1710, 1 mit 1700, 2 mit 1680, 1 mit 1670, 1 mit 1660, 3 mit 1640, 1 mit 1620; 8 Weiber besitzen eine kleine Capacität von 1200, 24 eine solche von 1100 *ccm.*

Die mittlere Capacität aller 557 Männer ist 1508 *ccm.*

Die mittlere Capacität aller 347 Weiber ist 1347 *ccm.*

Wenn wir die 5 Stufen des Längenbreiten-Index bei Männern mit der mittleren Capacität derselben vergleichen, so finden wir bei 62 Ultrabrachycephalen die mittlere Capacität 1522 *ccm*, bei 167 Hyperbrachycephalen die mittlere Capacität 1549 *ccm*, bei 220 Brachycephalen die mittlere Capacität 1492 *ccm*, bei 99 Mesocephalen die mittlere Capacität 1474 *ccm*, bei 9 Dolichocephalen die mittlere Capacität 1430 *ccm.*

Diese Vergleichung ergiebt daher offen und sichtbar das Steigen der mittleren Capacität bei steigendem Index, so dass die Ultra-, Hyper- und Brachycephalen eine grössere Capacität haben als die Meso- und Dolichocephalen!

Bei den 347 Weibern haben die 70 Ultrabrachycephalen eine mittlere Capacität von 1357 *ccm*, die 106 Hyperbrachycephalen eine mittlere Capacität von 1388 *ccm*, die 128 Brachycephalen eine mittlere Capacität von 1370 *ccm*, die 41 Mesocephalen eine mittlere Capacität von 1371 *ccm* und die 2 Dolichocephalen nur eine mittlere Capacität von 1300 *ccm.*

Auch bei den Weibern zeigt sich das Gesetz, dass mit dem Steigen des Längenbreiten-Index auch die Capacität steigt.

Das Haupt-Ergebniss meiner Messungen der Capacität der Tiroler Schädel gipfelt in den beiden Sätzen, dass ihre stark brachycephalen Schädel eine auffallend grosse Capacität haben, und dass mit steigendem Längenbreiten-Index auch gesetzmässig die Capacität steigt! —

Von den 5 anderen Schädel-Merkmalen, welche neben der Capacität in den Tabellen notirt sind, ergiebt die einfache Rechnung, dass von den 918 Schädeln 877 kryptozyg und nur 41 phanerozyg sind, was eine überwiegend starke und besonders breite Stirnbildung beweist. Unter 918 Schädeln sind 885 orthognath: 849 haben eine gut gewölbte und nur 69 eine fliehende Stirn. Auf dem Occiput stehen nach Virchow 580 Schädel, 338 stehen nicht. 583 Schädel haben die Flügelfortsätze des Keilbeins in der Form B nach Waldeyer, 290 in der Form A, keiner in der Form C. Bei 45 Schädeln sind die Flügelfortsätze zerstört.

Die beiden männlichen Schädel (Katalog-Nummer 278 auf S. 216 der Tabellen) aus der Beingruft Sand im Tauferertthal (Westpusterthal) mit der grössten Capacität von 1940 *ccm.* und (Katalog-Nummer 89 auf

S. 204 der Tabellen) aus der Beingruft Tisens bei Meran mit der kleinsten Capacität von 880 *ccm* habe ich nochmals einer Control-Messung unterworfen und bei dieser Messung eine besondere Kraft bei der Füllung der Schädel mit dem Stopfer und bei dem Schütteln des gefüllten Messglases angewendet: das Ergebniss war in der That bei beiden Schädeln noch höher, als bei der ersten Messung, nehmlich bei Schädel Nr. 278 war das Control-Maass von 1940 bis 1990 *ccm* gestiegen und bei Nr. 89 von 880 bis auf 900 *ccm* gestiegen!

Dabei habe ich beide Schädel nochmals genauer betrachtet. Schädel Nr. 278 ist wirklich ein grosser und schwerer, gut erhaltener Schädel von mittlerem Alter, alle Zahn-Alveolen offen, zweiter Mahlzahn noch vorhanden und wenig abgeschliffen, alle Nähte normal, Stirn gut gewölbt mit starken Brauen, Augen hoch und rundlich, nur wenig schief verzogen, Alveolarbogen orthognath, steht nach Virchow auf dem Occiput, Flügelfortsätze Form B Waldeyer, Längenbreiten-Index 85,9.

Schädel Nr. 89 ist wirklich klein und leicht, hat alle Nähte normal, Zustand sehr gut erhalten, gut mittleres Alter, alle Alveolen (auch die der Mahlzähne) offen, nur die der Backzähne geschlossen und vernarbt, Stirn fliehend, Brauen relativ stark, Alveolarbogen prognath, Längenbreiten-Index 80,0. Steht nicht auf dem Occiput nach Virchow und hat Flügelfortsätze von der Form A nach Waldeyer. —

Beide Schädel sind also anatomisch vollkommen normal, und beide Control-Messungen haben die auffallenden Maxima und Minima der tirolischen männlichen Schädel-Capacität bestätigt.

Man muss daher diese anthropologische Merkwürdigkeit einfach anerkennen, dass das kleine Land Tirol vor allen Continenten der ganzen Erde den grössten und den kleinsten Männer-Schädel mit dem Maximum der Capacität von 1990 *ccm* und dem Minimum der Capacität von 900 *ccm* aufweisen kann! —

Nur von einer Südsee-Insel in Neu-Britannien hat Virchow einen Männer-Schädel mit 2010 *ccm* und einen Weiber-Schädel mit 870 *ccm* Capacität gemessen (Ranke, Der Mensch, II, 2. Bd., S. 254).

Meran, 1. Januar 1899.

Dr. Franz Tappeiner.

Die Capacität der Tiroler Schädel.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
				Ostladiner. Beingruft Vigo di Fassa im Fassathal.					
1	♀	76.7	1240	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	A	
2	♂	80,1	1340	do.	do.	do.	do.	A	
3	♂	77,7	1420	do.	do.	do.	do.	A	
4	♂	81,4	1480	do.	do.	do.	do.	B	
5	♂	81,5	1630	do.	do.	do.	do.	B	
6	♂	77.4	1560	do.	do.	do.	do.	A	
7	♀	85,1	1310	do.	do.	do.	steht	A	
8	♀	87,7	1430	do.	do.	do.	do.	B	
9	♀	83,1	1430	do.	do.	do.	nicht	A	
10	♀	79,8	1180	do.	do.	do.	do.	A	
11	♀	85,4	1200	do.	do.	do.	do.	A	
12	♂	84,0	1430	do.	do.	do.	do.	B	
13	♀	81,9	1480	do.	do.	do.	do.	B	
14	♂	78,3	1400	do.	do.	do.	do	B	
15	♂	81,0	1380	do.	do.	do.	steht	B	
16	♂	79,9	1380	do.	do.	do.	nicht	B	
17	♂	81,6	1420	do.	do.	do.	do.	B	
18	♀	78,8	1180	phaneroz.	do.	do	steht	A	
19	♂	80,5	1460	kryptoz.	do.	do.	nicht	A	
20	♂	82,0	1460	do.	do.	do.	do.	B	
21	♂	77,7	1310	do.	do.	do.	steht	B	
22	♂	84,1	1410	do.	do.	fliehend	do.	—	
23	♀	82,9	1390	do.	do.	gewölbt	do.	B	
24	♂	85,5	1410	do.	do.	do.	steht	A	
25	♀	87,4	1330	do.	do.	do.	do.	B	
26	♀	96.1	1450	—	—	do.	do.	—	
27	♂	89,4	1560	kryptoz.	orthogn.	do.	nicht	B	Linke Coron. synost.
28	♂	90,1	1430	phaneroz.	do.	do.	steht	A	
29	♀	90,8	1210	do.	do.	fliehend	do.	A	
30	♂	87,0	1590	kryptoz.	do.	gewölbt	nicht	B	
31	♂	87,4	1570	do.	do.	do.	do.	A	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index Grösste Länge : Breite	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
32	♂	90,0	1650	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
33	[illegible]	83,8	1520	do.	do.	do.	nicht	B	
34	[illegible]	89,8	1510	do.	do.	do.	do.	A	Synost. links, Coron. asymmetr. mit Vorwölbung des Occip.
35	[illegible]	83,7	1480	do.	do,	do.	do.	B	
36	♂	94,0	1140	do.	do.	do.	steht	A	
37	[illegible]	84,8	1580	do.	do.	do.	nicht	A	
38	[illegible]	85,6	1460	do.	do.	do.	do.	B	
39	♂	87,6	1500	do	do.	do.	do.	B	
40	♂	94,7	1570	do.	do.	do.	do.	A	
41	[illegible]	83,9	1240	phaneroz.	do.	fliehend	do.	B	
42	♂	93,1	1340	kryptoz.	do.	gewölbt	steht	A	
43	♂	89,8	1480	do.	do.	do.	do.	B	
44	♂	89.0	1720	do.	do.	do.	do.	A	
45	♀	88,2	1120	do.	prognath	do.	do.	A	
46	♂	86,5	1200	do.	orthogn.	fliehend	do.	B	
47	♀	80,7	1280	do	do.	gewölbt	do.	B	
48	♂	81,2	1200	do.	do.	do.	nicht	A	
49	♂	87,2	1400	do.	do.	do.	steht	A	
50	♂	87,7	1600	do.	do.	do.	nicht	B	
51	♂	84,2	1430	do.	do.	do.	steht	B	
52	♀	85,7	1500	do.	do.	do.	do.	B	
53	♀	76,8	1400	do.	do.	do.	do.	B	
54	♂	89,1	1400	do.	do.	do.	do.	B	
55	[illegible]	84,5	nicht messbar	do.	do.	do.	steht	B	Coronaria synost., daher Occiput protuberirt
56	♀	83,4	1380	do.	do.	do.	nicht	B	
57	♀	92,1	1300	do.	do.	do.	steht	B	
58	♀	88,7	1280	do.	do.	do.	do.	B	
59	♀	90.8	1340	do.	do.	do.	do.	B	

Westladiner. Beingruft Taufers im Münsterthale.

60	♂	79,9	1600	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	A	Vor 100 Jahren war in Taufers die Haussprache das Romanische, wie im schw. Münsterthale.
61	♂	85,6	1450	do.	do.	fliehend	do.	A	
62	♀	83,8	1280	do.	do.	gewölbt	steht	B	
63	♂	83.5	1530	phaneroz.	do.	do.	do.	B	
64	♂	84,0	1540	do.	do.	do.	do.	B	
65	♂	80,6	1410	kryptoz.	do.	do.	nicht	B	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
66	♂	93,2	1580	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
67	♂	84,7	1360	do.	do.	do.	do.	A	
68	♂	86,3	1410	do.	do.	do.	nicht	A	Keine Brauen, grosse
69	♂	81,2	1280	do.	do.	do.	do.	A	rundl. Augenhöhlen
70	♂	89,7	1500	do.	do.	do.	steht	A	
71	♂	88,1	1820 !	do.	do.	do.	do.	B	
72	♂	83,8	1420	do.	do.	do.	nicht	B	
73	♀	79,3	1290	do.	do.	do.	do.	B	
74	♂	82,7	1600	do.	do.	do.	do.	A	
75	♂	84,3	1400	do.	do.	do.	do.	B	
76	♂	88,1	1560	do.	do.	do.	steht	B	
77	♂	87,6	1650	do.	do.	hohe platte Stirn	do.	B	Synost. aller Nähte
78	♂	93,4	1440	do.	do.	gewölbt	do.	A	
79	♀	89,0	1410	do.	do	do.	do.	B	
80	♂	80,2	1260	do.	do.	do.	nicht	B	
81	♀	88,6	1410	do.	do.	do	steht	A	
82	♀	90,2	1240	do.	do.	do.	do.	A	
83	♀	81,8	1490	do.	do.	do.	nicht	A	
84	♀	82,6	1340	do.	do.	do.	do.	A	

Beingruft Tisens-Ulten.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
85	♂	77,2	1540	kryptoz,	orthogn.	gewölbt	nicht	A	
86	♂	81,1	1450	do.	do.	do.	do.	B	
87	♂ !	77,8	1100 !	phaneroz.	prognath	fliehend	do.	A	
88	♂ !	76,8	1160 !	do.	do.	do.	do.	A	
89	♂ !	80,0	880 !	do.	do.	do.	do.	A	
90	♂	84,0	1640	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
91	♂	82,7	1420	do.	do.	do.	nicht	A	
92	♂	86,2	1780	do.	do.	do.	steht	B	
93	♂	81,5	1260	do.	do.	do.	do.	A	
94	♂	75,4	nicht messbar	do.	do.	do.	nicht	B	
95	♂	75,5	1540	do.	do.	do.	do.	A	
96	♀	77,1	1400	do.	do.	do.	do.	B	
97	♀	82,5	1300	do.	do.	do.	steht	B	Proc. front. beiders
98	♂	82,2	1500	do.	do.	do.	nicht	A	
99	♂	75,5	1240	phaneroz.	do.	do.	do.	A	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
100	♂	77,7	1410	phaneroz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
101	[illegible]	80,6	1520	kryptoz.	do.	do.	do.	A	
102	♂	82,1	1520	do.	do.	do	do.	A	
103	♂	79,8	1240	do.	do.	do.	nicht	B	
104	♂	82,1	1500	do.	do.	do.	steht	B	
105	[illegible]	84,3	1400	do.	do.	do.	do.	A	
106	♀	78,5	1440	do.	do.	do.	nicht	A	
107	♀	83,4	1280	do.	do.	do.	steht	A	Proc. front. incomplet.
108	[illegible]	88,1	1300	do.	do.	do.	nicht	A	
109	♂	92,9	1520	do.	do.	do.	steht	A	
110	♂	90,2	1440	do.	do.	do.	do.	A	
111	♂	94,3	1420	phaneroz.	do.	do.	do.	B	
112	♂	90,5	1520	kryptoz.	do.	do.	do.	B	
113	♂	87,2	1500	do.	do.	do.	nicht	B	
114	♂	83,3	1450	phaneroz.	do.	do.	steht	B	
115	♂	79,7	1380	kryptoz.	do.	do	nicht	B	
116	♀	81,9	1260	do.	do.	do.	steht	B	
117	♂	92,7	nicht messbar	do.	do.	do.	do.	B	Proc. front. links
118	♀	85,0	1440	do.	do.	do.	nicht	B	
119	♂	84,2	1610	do.	do.	do.	steht	B	
120	♂	85,6	1540	do.	do.	do.	nicht	B	
121	♂	87,8	1390	do.	do.	do.	steht	B	
122	♂	86,3	1510	do.	do.	do.	nicht	A	
123	♂	87,5	1480	do.	do.	do.	steht	B	
124	♂	90,7	1480	do.	do.	do.	do.	B	
125	♂	83,1	1480	do.	do.	do.	do.	B	Sehr reiche vorst. Lambd.
126	♂	82,1	1800!	do.	do.	do.	do.	A	
127	♂	90,0	1360	do.	do.	do.	do.	A	
128	♂	86,2	1380	phaneroz.	prognath	fliehend	do.	B	
129	♂	87,7	1500	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	B	
130	♀	84,7	1420	do.	do.	do.	steht	A	Grosses Spitzenbein am Occiput
131	♀ !	90,1	1710!	do.	do.	do.	nicht	B	
132	♀	89,1	1430	do.	do.	do.	do.	B	
133	♀	94,6	1400	do.	do.	do.	steht	B	Proc. front. sq. temp. compl.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
134	♀	93,3	1320	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	Erster Halswirbel mit dem Foramen occip. verwachsen, daher der zweite mit drei Gelenkflächen
135	♀	80,6	1140	do.	do.	do.	do.	A	
136	♀	89,8	1400	do.	do.	do.	do.	B	
137	♀	93,6	1140	do.	do.	do.	do.	A	
138	♀	91,7	1200	do.	do.	do.	nicht	B	
139	♀	90,8	1280	do.	do.	do.	steht	A	
140	♀	86,4	1110	do	do.	do.	nicht	B	Proc. front. sq. temp.
141	♀	87,0	1400	do.	do.	do.	do.	A	
142	♀	80,7	1360	do.	do.	do.	do.	A	
143	♀	87,2	1500	do.	do.	do.	steht	A	
144	♀	86,5	1480	do.	do.	do.	nicht	B	Proc. frontalis compl. l. r.
145	♀	88,2	1300	phaneroz.	do.	do.	steht	B	Links Proc. front.
146	♀	87,9	1460	kryptoz.	do.	do.	do.	A	Rechts Proc. front. Os Incae lateris dextr.
147	♀ ?	80,4	1540	do.	do.	do.	nicht	B	Aus St. Gertraud. Ultenthal

Schädel aus der Beingruft Villanders im Eisakthal.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput	Form der Flügelfortsätze	Bemerkungen
148	♀	76,7	1260	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	A	
149	♂	77,1	1270	phaneroz.	do.	do.	do.	B	
150	♂	77,2	1760	kryptoz.	do.	do.	do.	A	
151	♂	76,5	1420	do.	do.	do.	do.	A	
152	♂	80,9	1460	phaneroz.	do.	do.	steht	A	
153	♂	82,6	1520	kryptoz.	do.	do.	do.	B	
154	♂	84,6	1320	do	do.	do.	nicht	B	
155	♂	83,2	1510	do.	do.	do.	steht	B	Spitzenbein
156	♂	83,7	1400	do.	do.	do.	do.	B	
157	♂	85,7	1580	do.	do.	do.	do.	B	
158	♂	92,8	1420	do.	do.	do.	do	A	
160	♂	86,7	1540	do.	do.	do.	do.	B	
161	♂	87,2	1480	do.	do.	do.	steht	B	Proc. front. rechts
162	♂	85,5	1310	do.	do.	do	do.	B	
163	♂	90,2	1510	do.	do.	do.	do.	B	
164	♂	83,2	1460	do.	do.	do.	do.	B	
166	♂	93.4	1350	do.	de.	do.	do.	B	
167	♂	89.9	1320	do.	do.	do.	do.	B	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index Grösste Länge : Breite	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
168	[illegible]	83,8	1560	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	B	
169	♀	95,5	1610	do.	do.	do.	steht	B	
170	♀	88,2	1520	do.	do.	do.	do.	B	Proc. front. stark beiderseits
171	[illegible]	82,3	1460	do.	do.	do.	do.	B	
172	♀ !	81,0	1720 !	do.	prognath	do.	nicht	A	Proc. front. rechts
173	♀ !	79,1	1500 !	do.	orthogn.	do.	do.	A	
174	♀ !	90,3	1120 !	do.	do.	do.	steht	B	Proc. front. rechts
175	♀	86,3	nicht mess-bar	do.	do.	do.	do.	B	Os interparietale. Spitzenbein. Zwei geheilte Trepan.-löcher neben der Sut. sagittal.!
176	♀	85,0	1260	do.	do.	do.	do.	B	
177	♀	86,2	1120	do.	do.	do.	do.	B	
178	♀	85,5	1270	do.	do.	do.	nicht	A	
179	♀	94,5	1320	do.	do.	do.	steht	zer-stört	
180	♀	92,4	1360	do.	do.	do.	nicht	B	Spitzenbein
181	♀	89,3	1200	do.	do.	do.	do.	A	Proc. front. ambilater.
182	♂	85,5	1240	do.	do.	do.	do.	B	
183	♂	83,0	1360	do.	do.	do.	steht	A	
184	♀	88,7	1400	do.	do.	do.	do.	B	Reiche Lambd. Protub. Occip.
185	♂	94,0	1400	do.	do.	do.	do.	B	
186	♀	**104,7**	1180	do	do.	do.	do.	B	Cor. ganz synost. Sag. und Stirnnaht normal
187	[illegible]	86,6	1670	do.	do.	do.	do.	B	
188	♀	76,0	nicht mess-bar	do.	do.	do.	nicht	B	Die 2 letzten Schädel sind a. d. Eggenthal, gegenüber Villanders

Schädel aus der Beingruft in Lorenzen bei Bruneck im Pusterthal.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index Grösste Länge : Breite	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
189	♀	93,6	1500	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	
190	♀ !	74,6	1280	phaneroz.	do.	fliehend	nicht	B	
191	♂	85,6	1540	kryptoz.	do.	gewölbt	steht	A	
192	♀	89,4	1660	do.	do.	do.	do.	B	Dopp. Spitzenbein
193	♂	87.3	1580	kryptoz.	do.	do.	nicht	B	
194	♀	80,0	1300	do.	do.	do.	steht	A	
195	♂	79,7	1260	phaneroz.	do.	d o.	do.	B	
196	♂	83,4	1450	kryptoz.	do.	do.	do.	A	
197	♀	91,0	1240	do.	do.	do.	do.	A	
198	♀	83,1	1620	do.	do.	do.	do.	B	
199	♂	82,8	1400	do.	do.	do.	do.	B	
200	♂	88,5	1520	do.	do.	do.	do.	B	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
201	♂	83,5	1480	krygtoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
202	♂	85,6	1740	do.	do.	do.	nicht	B	
203	♂	83,7	1580	do.	do.	do.	steht	B	
204	♀	74,9	1320	do.	do.	do	nicht	A	
205	♂	88,1	1610	do.	do.	do.	steht	B	
206	♂	87,1	1520	do	do.	do.	do.	A	
207	♂	87,0	1740	do.	do.	do.	do.	B	
208	♂	89,2	1840	do.	do.	do.	do.	A	
209	♂	86,3	1680	do.	do.	do.	do.	A	
210	♂	91,2	1380	do.	do.	do.	do.	B	
211	♀	86,8	nicht messbar	do.	do.	do.	do.	B	Zufälliges Loch am Stirnbein
212	♀	83,0	1460	do.	do.	do.	do.	A	Rechts grosses Schaltbein am Occiput
213	♂	79,8	1520	phaneroz.	prognath	fliehend	nicht	B	Proc. front. rechts
214	♂	82,7	1540	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	do.	B	
215	♂	82,6	1590	do.	do	do.	do.	B	
216	♀	82,7	1380	do.	do.	do.	do.	A	
217	♀	93,0	1260	do.	do.	do.	steht	A B	
218	♂	81,3	1420	do.	do.	do.	do.	B	
219	♂	79,9	1440	do.	do.	do.	nicht		
220	♂	79,2	1620	do.	do.	do	do	A	
221	♂	80,2	1560	do.	do.	do.	steht	B	
222	♂	78,8	1560	phaneroz.	do.	do.	nicht	A	
223	♀	84,8	nicht messbar	do.	do.	do.	do.	A	

Kleinere Beingrüfte im West-Pusterthal: Dietenheim, Nieder-Olang.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
224	♂	86,4	1420	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	Ober-Rasen und Gais
225	♀	85.8	1450	do.	do.	do.	do.	B	
226	♀	84,9	1380	do.	do	do.	do.	B	
227	♂	89,1	1400	do	do.	do.	do.	A	
228	♀	82.6	1260	do.	do.	do.	nicht	A	
229	♀	91,0	1380	do.	prognath	do.	steht	B	
230	♀	83,7	1180	do.	orthogn.	do.	nicht	A	
231	♂	90,7	1540	do.	do.	do.	steht	B	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
232	[illegible]	80,3	1530	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	do.	B	
233	♀	92,5	1360	do	do.	do.	do.	A	
234	♀	81,3	1160	do	do.	do.	nicht	A	
235	♂	79,8	1370	do.	do	do.	do.	A	
236	[illegible]	83,3	1260	phaneroz.	do.	do.	steht	B	
237	♂	86,5	1660	kryptoz.	do.	do.	do.	B	
238	♀	91,4	1310	do.	do.	do.	do.	B	
239	♀ [illegible]	93,3	1440	do.	do.	do.	do.	A	
240	♂	82,4	1370	do.	do.	do.	nicht	B	
241	♂	84,0	1500	do.	do.	do.	steht	B	
242	♀	80,1	1300	do.	do.	do	nicht	B	
				Beingruft Sand im Taufererthal, West-Pusterthal.					
243	♂	91,7	1650	phaneroz.	prognath	gewölbt	steht	B	
244	♂	90,7	1540	kryptoz.	orthogn.	do.	do.	B	
245	♂	90,9	1590	do.	do.	do.	do.	A	
246	♂	87,4	1800 !	do.	do.	do.	do.	B	Sut. normal
247	♀	84,4	1300	do.	do	do.	do.	B	
248	♀ [illegible]	82,7	1510 !	do.	do.	do	do	B	
249	♂	82,3	1400	phaneroz.	do.	fliehend	do.	B	Sehr starke Brauen
250	♂	90,1	1410	kryptoz.	do.	gewölbt	do.	B	
251	♂	85,7	1580	do	do.	do.	do.	B	
252	♂	84,7	1520	do.	do.	fliehend	do.	A	Starke Brauen
253	♀	88,4	1440	do.	do.	gewölbt	nicht	A	Impr. basilar.
254	♀	86,1	1340	do.	do.	do.	do.	B	
255	♀	84,7	1320	do.	do.	do.	steht	B	
256	♀	89,0	1220	do.	do.	do.	do.	A	
257	♀	80,2	1280	do.	do.	do.	do.	B	
258	♀	85,6	1310	do.	do.	do.	steht	A	
259	♀	93,1	1200	do.	do.	do.	do.	B	
260	[illegible]	89,9	1820 !	do	prognath	do.	do.	A	Protuberanz des Occiput und des Schläfenbeins
261	[illegible]	82,4	1520	do.	orthogn.	do.	do.	B	Reiche Lambda- und
262	[illegible]	79,9	1600	do.	do.	do.	nicht	A	Temporal-Naht
263	♂	87,8	1380	do.	do.	do.	steht	B	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
264	♀	88,9	1480	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
265	♀	81,2	1340	do.	do.	do.	nicht	B	
266	♀	79,2	1440	do.	prognath	do.	do.	B	
267	♀	83,9	1450	do.	orthogn.	do.	steht	B	
268	♂	79,9	1290	do.	do	do.	nicht	A	
269	♂	87,6	1460	do.	do.	do.	steht	A	
270	♀	90,6	1200	do.	do.	do.	do.	B	
271	♂	86,0	1650	do.	prognath	fliehend	do.	A	Basilar-Impression
272	♂	82,5	1500	do.	orthogn	gewölbt	do.	B	Starke Brauen
273	♂	84,4	1440	phaneroz.	prognath	fliehend	do.	B	
274	♂	85,1	1440	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	do.	B	
275	♂	82,1	1480	do.	do.	fliehend	do.	B	Starke Brauen
276	♂	91,9	1540	do.	do.	gewölbt	do.	B	
277	♂	84,4	1420	do.	do.	do.	do.	A	
278	♂	85,9	**1940** !	do.	do.	do.	do.	B	Normaler Schädel mit guten Suturen
279	♂	81,1	1500	do.	do.	do.	do.	B	
280	♂ !	85,8	1700 !	do.	do.	do.	nicht	B	Normaler Schädel
281	♀	86,4	1560	do.	do.	do.	do.	B	
282	♀	89,5	1440	do.	do.	do.	steht	A	Processus frontalis complet.
283	♀	78,3	1460	—	—	—	—	—	Defecter Schädel
Beingrüfte im Ost-Pusterthal: Innichen, Lienz, Pens, Hafling.									
792	♂	84,0	1480	kryptoz.	prognath	fliehend	steht	B	
793	♂	84,8	1530	do.	do.	gewölbt	do.	B	
794	♂	80,2	nicht messbar	do.	do	do.	nicht	A	
795	♂	78,3	1500	do.	do.	do.	do.	B	
796	♀ !	92,3	1620 !	do.	do	do.	steht	A	Normale Suturen, grosse runde Orbitae
797	♂	83,1	1560	do.	do.	fliehend	do.	B	Starke Brauen, grosse hohe Orbitae
798	♂	86,0	1500	do.	do.	gewölbt	do.	B	
799	♀	80,2	1760	do.	orthogn.	do.	do.	A	Normal, mit weibl. Form, aber männl. Capacität

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index Cranio: Länge : Breite	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
800	♂	82,0	1640	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
801	♂	85,8	1740	do.	do.	do.	do.	B	
802	♂	84,8	1390	do.	do.	fliehend	do.	A	
803	♂	84,9	1810	do.	do.	gewölbt	do.	B	
804	♂	84,7	1700	do.	do.	do.	nicht	A	
805	♂	89,1	1580	do.	do.	do.	steht	B	
806	♂ !	81,9	1280 !	do.	do.	fliehend	do.	A	Starke Brauen, grosse runde Orbitae
807	♂	80,8	1760	do.	do.	gewölbt	nicht	A	Starke Brauen
808	♂	83,2	1640	do.	do.	do.	do.	B	do.
809	♂	83,8	1440	do.	do.	do.	steht	B	do.
810	♂	92,4	1440	do.	do.	do.	do.	A	
811	♀	75,7	1350	do.	do.	do.	nicht	A	
812	♂	77,5	1560	do.	do.	do.	do.	B	
813	♂	79,8	1360	phaneroz.	do.	fliehend	do.	B	do.
814	♀ !	87,4	1640 !	kryptoz.	do.	gewölbt	steht	B	Normaler weiblicher Schädel, Stirnnaht
815	♀ !	86,5	1520 !	do.	do.	do.	nicht	A	Normaler weiblicher Schädel, Stirnnaht
816	♀	79,7	1480	do.	do.	do.	do.	B	Normaler weiblicher Schädel, ohne Stirnnaht
817	♀	80,3	1470	do.	do.	do.	do.	B	
818	♂	80,8	1320	do.	prognath	fliehend	steht	B	
819	♀ !	89,5	1120 !	do.	orthogn.	gewölbt	do.	A	
896	♀	88,6	1580	do.	do.	do.	do.	B	
897	♀	88,0	1480	do.	do.	do.	nicht	B	
898	♂	82,5	1360	do.	do.	do.	do.	A	
899	♀	80,5	1390	—	—	—	—	—	Defecter Schädel ohne Gesicht
900	♂	83,6	1410	do.	do.	do.	steht	B	
901	♀	82,0	1320	do.	do.	do.	do.	B	

Beingrüfte im Ober-Innthal.

a) Beingruft Toesens.

764	♂	86,3	1760	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B
765	♂	87,6	1580	do.	do.	do.	do.	B
766	♂	80,5	1540	do.	do.	do.	nicht	B
767	♀ !	76,1	1570 !	do.	do.	do.	do.	B
768	♂	82,9	1640	do.	do.	do.	steht	A

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form des Flügelfortsatzes nach Waldeyer	Bemerkungen
769	♀ !	90,0	1500 !	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	A	1 Condyl. am Foram. magn., 2 nach innen, 2 nach aussen
770	♂	92,5	**1860** !*	do.	do.	do.	do.	B	* grösste Capacität, aber norm. Schädel
771	♂	85,4	1440	do.	do.	do.	do.	B	

b) Beingruft Ried.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form des Flügelfortsatzes nach Waldeyer	Bemerkungen
747	♂	82,9	1460	phaneroz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
748	♂	87,3	1620	kryptoz.	do.	do.	nicht	A	
749	♂	92,9	1640	do.	do.	do.	do.	B	
750	♂	83,9	1560	do.	do.	do.	steht	B	
751	♂	84,2	1580	do.	do.	do.	do.	B	
752	♂	86,6	1660	do.	do.	do.	do.	A	Rechts zw. Condyl. und Proc. mast. ein 1 *cm* langer pyram. senkrechter Fortsatz mit abgebr. Spitze
753	♀ !	89,0	1640 !	do.	do.	do.	nicht	B	
754	♂	77,9	1520	do.	do.	fliehend	do.	B	
755	[illegible]	85,4	1480	do.	do.	gewölbt	steht	B	
756	♂	78,5	1500	do.	do.	fliehend	nicht	A	Grosses Spitzenbein
757	♂	84,5	1720	do.	do.	gewölbt	do.	B	
758	♂	75,3	1720	do.	do.	do.	do.	B	
759	♀ !	78,3	1600 !	do.	do.	do.	do.	A	
760	♀	90,1	1400	do.	do.	do.	do.	B	
761	♀	86,8	1280	do	prognath	fliehend	do.	B	
762	♀	89,9	1300	do.	orthogn	gewölbt	do.	B	
763	♀ !	92,6	1100 !	do.	do.	do.	steht	A	Hochschädel. Sagitt. und Coron. synostot.

c) Beingruft Grins.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form des Flügelfortsatzes nach Waldeyer	Bemerkungen
719	♂	75,1	1440	kryptoz.	orthogn.	fliehend	steht	A	
720	♂	85,8	1560	do.	do.	gewölbt	do	B	
721	♂	83,3	1520	do.	prognath	do.	nicht	B	
722	♂	81,3	1340	do.	orthogn.	do.	steht	B	Sagitt. und Coronaria synost.
723	♀	80,3	1280	do.	do.	do.	do.	B	
724	♂	84,1	1740	do.	do.	do.	do.	B	

d) Beingruft Prutz.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form des Flügelfortsatzes nach Waldeyer	Bemerkungen
725	♂	83,0	1620	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	Processus frontalis ambilater.
726	♂	87,9	1660	do.	do.	do.	nicht	B	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index Grösste Länge : Breite	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
727	♂	82,0	1490	phaneroz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	
728	♂	81,9	1720	kryptoz.	do.	do.	do.	B	Rechts halb. Spitzenb.
729	♂	90,5	1600	do.	do.	do.	nicht	B	
730	♂	88,6	1800 !	do.	do.	do.	steht	A	Proc. front. ambilater.
731	♂	79,7	1620	do.	do.	do.	nicht	B	
732	♂	95,8	1520	do.	do.	do.	steht	B	
733	♂	91,4	1500	do.	do.	do.	do.	B	Beide Condyl erhöht mit einem pyramidal. Kegel dazwischen
734	♂	87,1	1820 !	do.	do.	do.	do.	B	
735	♂	77,4	1380	phaneroz.	do.	fliehend	nicht	B	Starke Brauen
736	♂	77,2	1520	kryptoz.	do.	gewölbt	do.	B	Reiche Lambda
737	♂	77,2	1540	do.	do.	fliehend	do.	A	Basilar-Impression
738	♂	86,5	1560	do.	prognath	gewölbt	steht	*	* Zerstört
739	♂	80,2	1570	phaneroz.	orthogn.	fliehend	nicht	A	
740	♂	81,0	1600	kryptoz.	do.	gewölbt	steht	B	
741	♀ !	88,1	1700 !	do.	do.	do.	do.	B	
742	♀	86,0	1120	do.	do.	do.	nicht	B	
743	♀	82.7	1180 !	do.	do.	do.	steht	A	Stirnbein am Bregma 4 1/2 cm breit, 3 cm lang, verlängert nach rückwärts
744	♀	79,5	1340	do.	prognath	do.	nicht	B	
745	♀	79,0	1440	do.	orthogn.	do.	do.	A	
746	♀	77,2	1360	do.	do.	do.	do.	B	

e) Beingruft Imst.

662	♂	82,2	1370	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	B	
663	♂	81,1	1430	do.	do.	fliehend	do.	A	
664	♂	88,0	1840 !	do.	do.	gewölbt	steht	A	
665	♀	89,8	1600	do.	do.	do.	do.	B	Weibl. Typus, männl. Capacität
666	♀ !	89,0	1660 !	do.	do.	do.	nicht	B	

f) Beingruft Ropen.

668	♂	80,0	1760	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
669	♂	93,5	1640	do	do.	do.	do.	B	
670	♂	79,1	1600	do.	do.	do.	do.	A	
671	♀	79,8	1400	do.	prognath	do.	do.	B	
672	♀	98,7	1480	do.	do.	do.	do.	B	
673	♀	92,5	1160	do.	orthogn.	do.	do.	B	
667	♀	90,9	1240	do.	do.	do.	nicht	A	Beingruft Imst

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
				g) Beingruft Tarrentz.					
656	♂	91,4	1580	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
657	♂	85,5	1700	do.	do.	do.	do.	B	
658	♂	80,8	1540	do.	do.	do.	do.	B	
659	♂	91,4	1560	do.	do.	do.	do.	B	
660	♂	80,8	1480	do.	do.	do.	nicht	A	Proc. front. links
661	♀	81,7	1380	do.	do.	do.	do.	A	
				h) Beingruft Oetz im Oetzthal.					
674	♀	83,8	1260	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	
675	♀	80,8	1400	do.	do.	do.	do.	B	Spitzenbein
676	♀	84,3	1420	do.	do.	do.	do.	A	Hint. ein Interparietalbein
677	♀	92,3	1480	do.	prognath	do.	do.	A	Reiche Lambdanaht
678	♀	95,7	1390	do.	orthogn.	do.	do.	B	
679	♀	98,8	1240	do.	do.	do.	do.	A	
680	♀	81,5	1220	do.	do.	do.	nicht	B	
681	♂	85,1	1390	do.	do.	do.	steht	A	
682	♀	86,6	1400	do.	do.	do.	do.	A	
683	♂	90,1	1340	do.	do.	do.	do.	B	
684	♂	89,9	1640	do.	do.	do.	do.	B	
685	♂	83,0	1560	do.	do.	do.	do.	B	
686	♀	85,1	nicht messbar	—	—	—	—	—	
687	♂	82,8	1480	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	An Stirn rechts 2 geheilte ellipt. Wunden mit Impress. Mitte Stirn eine kreisrunde, 3 cm lange, 5 mm tiefe Impression
688	♂	90,8	1500	do.	do.	do.	do.	B	
689	♂	84,4	1440	do.	do.	do.	do.	B	
690	♂	93,0	1620	do.	do.	do.	do.	A	
691	♂	89,9	1660	do.	do.	do.	do.	B	
692	♂	89,6	1480	do.	do.	fliehend	do.	B	Starke Brauen
693	♀ !	82,1	1540 !	do.	do.	gewölbt	nicht	B	
694	♂	85,0	1740	do.	do.	do.	steht	*	* zerstört
695	♂	83,9	1520	do.	do.	do.	do.	B	
696	♂	84,4	1480	do.	do.	do.	nicht	B	
697	♂	87,2	1600	do.	do.	do.	steht	B	Starke Brauen

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
698	[illegible]	86,6	1400	kryptoz.	prognath	fliehend	do.	B	Starke Brauen
699	[illegible]	86,9	1420	do.	orthogn.	do.	do.	B	
700	♀	84,9	1600	do.	do.	gewölbt	steht	B	
701	♀	84,0	1420	do.	do.	do.	nicht	B	
702	♀	94,5	1420	phaneroz.	do.	do.	steht	B	
703	♀	80,4	1360	kryptoz.	do.	do.	nicht	A	
704	♀ !	76,6	1680 !	do.	do.	do.	do.	B	Basil. Impress.
705	♀	79,8	1300	do.	do.	do.	do	A	
706	♀	86,4	1300	do.	do.	do.	steht	B	
707	♀	80,2	1400	do.	do.	do.	nicht	A	
708	♀	90,9	1280	do.	do.	do.	do.	B	
709	♀	80.5	1260	do.	do.	do.	do.	A	
710	♀	78,9	1220	do.	do.	do.	do.	A	
711	♀ !	89,2	1440 !	do.	prognath	do.	do.	B	
712	♀	83,6	1200	do.	do.	do.	steht	A	
713	♂	80,9	1500	do.	orthogn.	do.	nicht	B	

i) Beingruft Lengenfeld im Oetzthal.

714	♂	78,3	1520	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
715	♂	78,5	nicht messbar	do.	do.	fliehend	do	B	
716	♂	85,1	1460	do.	do.	gewölbt	do.	B	
717	♂	85,8	1660	do.	do.	do.	do.	B	
718	♂	84,4	1500	do.	do.	do.	do.	A	

k) Beingruft Lermos bei Reute.

650	♂	85,3	1580	—	—	—	—	—	Dormitz, Ober-Innthal
653	♂	80,3	1480	kryptoz.	orthogn.	fliehend	steht	A	
654	♂	88,2	1520	do.	do.	gewölbt	do.	B	
655	♂	86,6	1640	do.	do.	do.	do.	B	

l) Beingruft Zirl, Ober-Innthal.

644	♂	78,9	1500	kryptoz.	orthogn.	fliehend	steht	A	
645	♂	81,6	1720	do.	do.	gewölbt	nicht	B	
646	♂	78,1	1580	do.	do.	do.	do.	B	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
647	♂	95,7	1420	—	—	gewölbt	steht	—	
648	♀	83,5	1280	kryptoz.	prognath	do.	nicht	B	
649	♀	80,8	1420	do.	orthogn.	do.	steht	B	Os interparietale anterius

Beingruft Holzgau im Lechthal.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
284	♀	85,8	1500	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
285	♀ !	89,9	1740 !	do.	do.	do.	do.	B	Normaler Schädel
286	♀	87,3	1300	do.	do.	do.	nicht	B	
287	♂	95,9	1720 !	do.	do.	do.	steht	B	
288	♂	81,6	1440	do.	do.	do.	do.	B	Reiche Lambd.
289	♂	80,6	1640	do.	do.	do.	nicht	B	Protub. des Occiput
290	♂	85,9	1720	do.	do.	do.	steht	B	
291	♂	84,0	1670	do.	do.	do.	do.	B	
292	♂	81,0	1640	do.	do.	do.	do.	B	
293	♂	80,8	1660	do.	do.	do.	do.	B	
294	♂	79,1	1440	do.	do.	do.	nicht	A	Starke Brauen
295	♂	79,0	1660	do.	do.	do.	do.	B	
296	♀	83,6	1500	do.	do.	do.	do.	B	
297	♀	88,0	1550	do.	do.	do.	steht	B	
298	♀	88,8	1550	do.	do.	do.	do.	B	
299	♀	94,5	1440	do.	do.	do.	do.	B	
300	♂	85,8	1500	do.	prognath	do.	do.	B	
301	♂	80,6	1540	do.	do.	fliehend	do.	B	Starke Brauen
302	♂	82,3	1520	do.	orthogn.	gewölbt	nicht	A	Starke Protuberanz
303	♀	85,0	1400	do.	do.	do.	steht	A	des Occiput. Reiche
304	♂	75,8	1480	do.	do.	fliehend	do.	B	Lambd.
305	♂	93,9	1520	do.	do.	gewölbt	do.	A	
306	♂	83,6	1560	do.	do.	do.	nicht	B	
307	♀	89,8	1670	do.	do.	do.	steht	B	
308	♀ !	85,3	1550	do.	do.	do.	do.	B	
309	♂	95,3	1620	do.	do.	do.	do.	B	
310	♂	79,8	1520	do.	do.	do.	do.	B	
311	♀ !	90,2	1560	do.	do.	do.	nicht	A	Hoch-Schädel. Hohe rundliche Orbitae
312	♂	85,8	1360	do.	do.	do.	do.	A	ohne Brauen. Beide
313	♀	83,9	1240	do.	do.	do.	steht	A	Coron. unten seitlich synostotisch

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
314	♀	84,2	1360	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	
315	♀ !	93,2	1460	do.	do.	do.	do.	A	Normale Suturen
316	♀	93,8	1400	do.	do.	do.	do.	B	Normal
317	♀	84,7	1220	do.	do.	do.	nicht	A	do.
318	♀	86,2	1420	do.	do.	do.	steht	B	do.
319	♀	79,4	1320	do.	do.	do.	nicht	B	
320	♀	80,1	1240	do.	do.	do.	do.	A	Ohne Weisheitszahn
321	♀	87,1	1350	do.	do.	do.	do.	A	
322	♀	84,5	1440	do.	do.	do,	steht	B	
323	♀	83,3	1220	do.	do.	do.	nicht	B	
324	♀	97,4	1240	do.	do.	do.	steht	*	* zerstört
325	♀	90,3	1260	do.	do.	do.	do.	A	
326	♀	85,3	1230	do.	do.	do.	nicht	A	

Beingruft Vulpmes im Stubaithal.

514	♀	81,3	1230	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	
515	♂	72,9	1420	do.	do.	fliehend	nicht	B	Starke Brauen
516	♂	75,4	1500	do.	do.	gewölbt	do.	B	do.
517	♂	84,8	1520	do.	do.	fliehend	steht	B	do.
518	♂	88,2	1360	do.	do.	gewölbt	nicht	A	
519	♀ !	91,7	1360	do.	do.	do.	steht	A	

Beingruft Castelnuovo, Valsuganathal.

902	♂	83,8	1570	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	
903	♂	87,3	1500	do.	do.	fliehend	nicht	A	
904	♀	90,3	1410	do.	do.	gewölbt	steht	A	Os Incae
905	♂	84,5	1380	do.	do.	fliehend	do.	A	
906	♂	80,0	1420	do.	do.	gewölbt	do.	A	
907	♂	76,0	1480	do.	do.	do.	do.	B	
908	♂ !	78,9	1280	phaneroz.	do.	fliehend	do.	B	
909	♀ !	86,1	1460 !	kryptoz.	do.	gewölbt	do.	B	
910	♀	86,3	1300	do.	do.	do.	do.	B	
911	♀	81,4	1210	do.	do.	do.	do.	A	
912	♀	80,2	1200	do.	do.	do.	do.	A	
913	♀	81,5	1340	do.	prognath	do.	nicht	B	Spitzenbein
914	♀	90,4	1420	do.	do.	do.	do.	B	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form des Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen

Beingruft Torcegno im Valsuganathal.

915	♂	80,2	1460	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
916	♂	80,7	1460	phaneroz.	prognath	fliehend	do.	B	Starke Brauen
917	♀	83,7	1380	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	do.	A	
918	♀	82,6	1360	do.	do.	do.	do.	B	Proc. front. ambilat.
919	♂	80,3	1300	do.	do.	do.	do.	B	
920	♂	82,8	1440	phaneroz.	prognath	fliehend	do	B	Starke Brauen
921	♂	78,9	1420	kryptoz.	orthogn.	do.	do.	A	do.
922	♀	78,5	1350	do.	do.	gewölbt	nicht	B	
923	♂	75,4	1410	do.	do.	do.	do.	A	
924	♀ !	84,6	1560 !	do.	do.	do.	steht	B	Beide Schädel norm. mit weiblichem Typus
925	♀ !	76,8	1640 !	do.	do.	do.	do.	B	
926	♀	98,1	1600 !	—	—	—	do.	—	Ohne Gesichts-Schäd.
927	♀	85,2	1300	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	do.	A	In Cles, Nonsberg. gekauft

Beingruft Absam im Unter-Innthal.

820	♂	81,9	1660	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	B	
821	♂	79,8	1520	do.	do.	do.	do.	B	
822	♂	79,1	1560	do.	do.	fliehend	do.	A	
823	♀ !	80,0	1550 !	do.	do.	gewölbt	do.	A	
824	♀	80,3	1220	do.	prognath	do.	do	B	
825	♂	80,0	1340	do.	orthogn.	fliehend	do.	A	
826	♂	87,2	1810 !	do.	do.	gewölbt	steht	A	
827	♂	86,4	1560	do.	do,	do.	do.	B	
828	♀	90,0	1140	do.	do.	do.	nicht	A	Coron. synost.
829	♀	88,5	1300	do.	do.	do.	steht	A	3 Molar fehlt noch
830	♀	88,7	1400	do.	do.	do.	do.	A	
831	♀	91,9	1440	do.	do.	do.	do.	A	
832	♂	87,8	1700	do.	do.	do.	do.	B	Dopp. Spitzenbein
833	♀	87,4	1260	do.	do.	do.	do.	B	
834	♂	80,5	1620	do.	do.	do.	do.	A	Starke Brauen
835	♂	75,8	1480	do.	do.	fliehend	nicht	B	do.
836	♂	82,2	1660	do.	prognath	do.	do.	A	Sehr starke Brauen
837	♀ !	92,5	1540 !	do.	orthogn.	gewölbt	steht	A	

Beingruft Kitzbühel im Unter-Innthal.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
838	[illegible]	78,3	1500	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	B	Starke Brauen
839	♂	80,4	1620	do.	do.	do.	do.	B	do.
840	♂	81,0	1540	do.	do.	do.	steht	B	do., reiche Lambda
841	[illegible]	74,6	1640	—	—	—	nicht	—	
843	♂	79,7	1470	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	do.	A	Starke Brauen
844	♂	81,6	1480	do.	do.	do.	steht	A	do.
845	♂	80,6	1360	do.	do.	do.	do.	A	do.
846	♂	86,7	1480	do.	do.	do.	do.	B	do.
847	♂	85,1	1540	do.	do.	do.	do.	B	do., ein doppeltes Spitzenbein
848	♀ !	81,1	1460 !	do.	do.	do.	do.	A	
849	♀	82,3	1420	do.	do.	do.	do.	B	
850	♀ !	86,9	1520 !	do.	do.	do.	do.	B	Stirnnaht, Suturen normal
851	♀	81,1	1320	do.	do	do.	do.	A	
852	♀ !	91,9	1680 !	do.	do.	do.	do.	B	
853	♀	81,9	1420	do.	do.	do.	do.	B	
854	♂	88,8	1740	do.	do.	do.	do.	A	Starke Brauen. Coronaria synost.
855	♂ !	83,2	1360 !	do.	do.	do.	nicht	B	Starke Brauen
856	♂	82,1	1460	do.	do.	do.	steht	B	
857	♂	83,3	1140	do.	do.	do.	do.	B	do.
858	♂	80,9	1620	do.	do.	do.	nicht	zerstört	Sehr starke Brauen
861	♂ !	81,8	1340 !	do.	do.	do.	steht	B	do.
864	♂	83,7	1560	do.	do.	do.	nicht	A	do.
865	♂	80,7	1420	do.	do.	fliehend	do.	B	do. rechts am Occiput grosses Schaltbein
868	♂	80,2	1500	do.	prognath	gewölbt	do.	B	Sehr starke Brauen
870	♂	81,6	1460	do.	orthogn.	do.	steht	B	
871	♀	78,3	1350	do.	do.	do.	do.	A	
872	♂	91,9	1780 !	do.	do.	do.	do.	B	
873	♂	90,8	1400	—	—	—	do.	zerst.	
874	♂	87,7	1420	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	do.	A	do.
875	♂	80,8	1460	do.	do.	do.	do.	B	
876	♀	83,8	1420	do.	do.	do.	do.	A	
877	♀	80,5	1380	do.	do.	do.	do.	B	
878	♀	79,5	1380	do.	do.	do.	do.	zerst.	
879	[illegible]	82,6	1420	do.	do.	do.	nicht	B	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
880	♂ !	80,0	1240 !	kryptoz.	orthogn.	fliehend	nicht	B	
881	♀	83,0	1300	do.	do.	gewölbt	do.	B	
882	♀	80,2	1280	do.	do.	do.	steht	A	
883	♂	83,4	1430	do.	do.	do.	nicht	B	Starke Brauen, reiche Lambda.
884	♀	80,5	1380	do.	do.	do.	do.	B	
885	♀	85,7	1280	do.	do.	do.	do.	zerst.	
886	♀	82,5	1280	do.	do.	do.	steht	B	
887	♀	82,1	1320	do.	do.	do.	do.	A	
888	♀	88,1	1400	do.	do.	do.	do.	A	
889	♀	86,5	1380	do.	do.	do.	do.	B	
890	♀	85,0	1450	do.	do.	do.	do.	B	
891	♀	86,5	1390	do.	do.	do.	do.	zerst.	
892	♂	83,6	1460	do.	do	do.	nicht	A	
893	♂	82.5	1400	do.	do.	do.	steht	B	
894	♀	90,1	1480	do.	do	do.	do.	B	
859	♂	81,3	1440	do.	do.	do.	nicht	A	Starke Brauen
860	♂	85.1	1700	do.	do.	do.	steht	B	do.
862	♂	85,8	1600	do.	do.	do.	do.	B	do.
863	♂	85,1	1400	do.	do.	do.	do.	B	do.
866	♂	86,0	1640	do.	do.	do.	do.	B	do.
867	♂	87,0	1540	do.	do.	do.	do.	A	
869	♀	80,9	1560	do.	do.	do.	do.	A	

Beingrüfte im Vintschgau.

1. Beingrüfte Reschen und Haid.

642	♂	85,7	1460	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	
635	♂	81,3	1460	do.	do.	do.	do.	B	Links grosses Schaltbein zwischen Stirn und Parietalbein
636	♂	79,7	1400	do.	do.	do.	nicht	B	
637	♂	87,4	1820	do.	do.	do.	steht	B	
638	♂	89,1	1680	do.	do.	do.	nicht	B	
639	♂	91,4	1640	do.	do.	do.	steht	B	
640	♀	88,4	1420	do.	do.	do.	do.	B	

2. Beingruft Mals.

630	♂	81.9	1460	kryptoz.	orthogn.	fliehend	nicht	B	
631	♂	86,8	1280	do.	do.	gewölbt	steht	B	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form des Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
632	♂	88,2	1650	krygtoz.	orthogn.	gewölbt	do.	B	
633	♀	80,4	nicht mess-bar	do.	do.	do.	nicht	A	
634	♀	88,6	1180	do.	do.	do.	steht	B	
				3. Beingruft Laas.					
602	♂	78,4	1530	kryptoz.	orthogn.	fliehend	nicht	B	Stirnnaht, starke Brauen
603	♂	75,4	1420	do.	do.	gewölbt	do.	B	
604	♂	79,5	1560	do.	do.	do.	do.	B	
605	♂	83,7	1540	do.	do.	fliehend	steht	B	
606	♀ !	87,3	1580 !	do.	do.	gewölbt	do.	B	Starke Brauen
				4. Uralte Beingruft der St. Sisinius-Kirche bei Laas.					
607	♀	101.3 !	nicht mess-bar	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	—	Incabein, reiche Lambda mit Schaltbein
608	♀	90,3	1200	—	—	do.	do.	—	
609	♀	89,5	1140	—	—	do.	—	—	
610	♂	84,6	1520	kryptoz.	prognath	do.	steht	B	
611	♂	77,8	1480	do.	orthogn.	fliehend	do.	A	Grosses dreieckiges interpariet. Schaltb. vorn
612	♀	87,2	1240	do.	do.	gewölbt	do.	A	Vorn an der Sagittalis ein Quer-Eindruck, 3 *mm* tief, 85 *mm* lang, 22 *mm* breit
613	♀	83,4	1240	do.	do.	do.	do.	B	
614	♀	85,0	1350	do.	do.	do.	do.	B	Reiche Lambda
615	♀	78,5	1220	do.	do.	do.	do.	B	
616	♀	85,0	1160	do.	do.	do.	do.	A	
617	♀ !	85,1	1520 !	do.	do.	do.	do.	B	
618	♂	85,1	1380	do.	do.	do.	do.	B	
619	♀	84,5	1420	do.	do.	do.	do.	B	
620	♂	86,4	1220	do.	do.	do.	do.	B	
621	♂	92,1	1400	do.	do.	do.	do.	B	

Diese Schädel aus dem längst aufgegebenen Friedhof der Sisinius-Kirche stammen aus dem 9. bis 11. Jahrhundert.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
				5. Beingruft Lichtenberg im Mittel-Vintschgau.					
622	♀	81,2	1500	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	
623	♂	75,0	1470	do	do.	fliehend	nicht	A	Starke Brauen
624	♂	79,9	1300	phaneroz.	do.	do.	steht	B	do.
625	♂	79,9	1650	kryptoz.	do.	gewölbt	nicht	B	do.
626	♂	86,9	1500	do.	do.	fliehend	steht	B	Proc. front. rechts
				6. Beingruft Matsch bei Mals.					
627	♂	77,4	1560	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	B	Am Bregma Schaltbein
628	♂	81,0	1540	do.	do.	do.	steht	B	
629	♀	80,6	1380	do.	do.	do.	nicht	A	
				7. Beingruft Latsch, Mittel-Vintschgau.					
532	♂	80,3	1520	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	B	
533	♂	79,7	1380	do.	do.	do	do.	A	
534	♂	85,1	1860 !	do.	do.	do	steht	B	Gr. normaler Schädel mit norm. Suturen
535	♂	84,8	1420	do.	do.	do.	nicht	B	
536	♂	89,3	1460	do.	do.	do.	steht	B	
537	♂	85,6	1700	do.	do.	do.	do	B	Normaler Schädel
538	♂	89,1	1580	do.	do.	do.	do.	B	
539	♂	90,1	1320	do.	do.	do.	nicht	B	
540	♂	95,4	1660	do	do.	do.	steht	B	Normaler Schädel
541	♂	82,0	1560	do.	do.	do.	do.	A	
542	♀	82,9	1540 !	do.	do.	do.	do.	B	Reiche Lambda mit Schaltbein. Norm. Weiberschädel
543	♀	79,8	1220	do.	do.	do.	nicht	B	
544	♀	89,0	1380	do.	do.	do.	steht	A	Coronaria beiderseits unten synost.
531	♂	74,4	1260	do.	do	do.	nicht	A	
				8. Beingruft Martell im Mittel-Vintschgau.					
583	♂	90,7	1300	kryptoz.	orthogn.	fliehend	steht	B	Starke Brauen. Proc. front. compl.
584	♂	89,2	1480	do.	do.	gewölbt	nicht	B	
585	♂	94,7	1500	do.	do.	do.	steht	B	
586	♂	94,7	1520	do.	do.	do.	do.	B	
587	♂	87,9	1780 !	do.	do.	fliehend	do.	B	Starke Brauen
588	♂	86,2	1520	do.	do.	gewölbt	do.	B	do.
589	♂	90,2	1560	do.	do.	do.	do.	B	Stirnnaht, starke Lambda m. Schaltkn

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index Grösste Länge : Breite	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
590	[illegible]	79,0	1360	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	do.	B	Basilar-Impression
591	[illegible]	82,8	1380	do.	do.	do.	nicht	A	
592	[illegible]	88,4	1420	do.	do.	do.	steht	B	Starke Brauen
593	[illegible]	86,5	1460	phaneroz.	do.	do.	do.	B	do.
594	[illegible] !	86,5	1520 !	kryptoz.	do.	do.	do.	A	
595	[illegible] ?	83,1	1600 !	do.	do.	do.	nicht	B	Brauen sehr schwach. Orb. rund, sehr hoch
596	[illegible]	89,1	1600	do.	do.	do.	steht	B	NormalerSchädel
597	♀	82,8	1380	do.	do.	do.	do.	B	
598	♀ !	89,9	1560 !	do.	do.	do.	nicht	B	do.
599	♀ !	95,8	1700 !	do.	do.	do.	steht	B	Norm. Weiber-Schäd.
600	♀	89,5	1360	do.	do.	do.	nicht	B	Reiche Laml danaht. 3 Mol. Edler feiner Schädel
601	♀	86,4	1100 !	do.	do.	do.	steht	B	3 Molaren

9. Beingruft Tarsch im Mittel-Vintschgau.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index Grösste Länge : Breite	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
565	[illegible]	79,1	1540	kryptoz.	prognath	fliehend	steht	B	Starke Br., Schädel links hinten vorgewölbt und rechts vorne
566	[illegible]	80,8	1420	do.	orthogn.	gewölbt	do.	B	Starke Brauen
567	[illegible]	76,8	1500	do.	do.	do.	nicht	A	do.
568	[illegible]	77,9	1360	do.	do.	do.	do.	B	
569	♀	82,0	1380	do.	do.	do.	steht	B	
570	[illegible]	88,5	1500	do.	do.	do.	do.	B	
571	[illegible]	90,3	1640	do.	do.	do.	do.	B	
572	[illegible]	79,1	1640	do.	do.	do.	nicht	A	Os Incae med. und laterale dextrum.
573	[illegible]	84,9	1260	do.	do.	do.	do.	B	
574	[illegible]	92,3	1400	do.	do.	do.	steht	B	
575	[illegible]	84,9	1680	do.	do.	do.	steht	B	
576	[illegible]	85,5	1600	do.	do.	do.	do.	B	
577	[illegible]	84,1	1550	do.	do.	fliehend	do.	B	Basil.-Impr. Starke Brauen
578	[illegible]	89,6	1560	do.	do.	gewölbt	do.	A	Starke Brauen
579	[illegible]	84,8	1360	do.	do.	do.	do.	B	
580	[illegible] !	92,3	1480 !	do.	do.	do.	do.	B	2½ cm breiter Proc. front. beiderseits
581	[illegible]	74,2	1260	phaneroz.	do.	fliehend	nicht	B	Aus der alten Kirche St. Karpophorus bei Tarsch: beide Schädel lagen allein in der uralten Kirche und sind ganz verschieden von den Beingruft-Schädeln in Tarsch
582	[illegible]	80,1	1110	kryptoz.	do.	gewölbt	do.	B	(see 581)

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
				10. Beingruft Tschars im Mittel-Vintschgau.					
545	♂	74,7	1540	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
546	♂	79,2	1520	do.	do.	fliehend	nicht	B	Starke Brauen
547	♂	77,1	1640	do.	do.	gewölbt	steht	B	Grosse runde Augen
548	♂	82,0	1360	do.	do.	do.	nicht	B	
549	♀	77,9	1260	do.	do.	do.	do.	A	
550	♀	75,5	1430	do.	do.	do.	do.	B	
551	♀	81,4	1260	do.	do.	do.	do.	A	
552	♂	88,5	1430	do.	do.	do.	steht	B	
553	♂	85,5	1180	do.	do.	do.	do.	A	
554	♂	85,1	1620	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen
555	♂	97,8	1600	do.	do.	do.	nicht	*	* zerstört. Grosser norm. Schäd. Starke Basilarknickung
556	♂	87,4	1500	do.	do.	do.	steht	A	Sehr grosse rundliche Orbitae
557	♂	92,1	1660	do.	do.	do.	do.	*	* zerstört
558	♂	79,1	1470	do.	do.	do.	do.	B	
559	♂	83,9	1400	do.	do.	fliehend	do.	B	Starke Brauen
560	♀	80,3	1360	do.	do.	gewölbt	nicht	B	
561	♀ !	79,3	1520 !	do.	do.	do.	do.	B	Reiche Lambda m. Schaltb.
562	♀	78,3	1350	do.	do.	do.	do.	B	do.
563	♀	89,8	1360	do.	do.	do.	steht	A	
564	♀	92.2	1400	do.	do.	do.	do.	A	

11. Beingruft Naturns im Unter-Vintschgau.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
520	♂	80,8	1460	kryptoz.	orthogn.	fliehend	steht	B	Sagittal. und Coron. synostot.
522	♀	80,8	1600	do.	do.	gewölbt	do.	A	Sehr kleine Brauen, runde Orbitae, senkrechte Stirn, horiz. Schädeldach. Stirnnaht, also weibliche Form mit männlicher Capacität
523	♂	88,8	1680	do.	do.	do.	do.	B	
524	♂	87,2	1720	do.	do.	do.	do.	B	Sehr starke Brauen
525	♂	88,2	1400	do.	do.	do.	do.	B	Sagittal. synostot.
526	♂	83,7	1380	do.	do.	do.	nicht	B	Starke Brauen
527	♂	78,3	1400	do.	do.	do.	do.	A	Stirnnaht. Synost. sagittal.
528	♀	90,4	1300	do.	do.	do.	steht	B	
529	♀ !	85,9	1700	do.	do.	do.	nicht	B	
530	♂ !	91,0	1280 !	do.	do.	do.	steht	B	

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
				Beingruft Truden ober Neumarkt. Deutsch-Süd-Tirol.					
775	♂	83,0	1600	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	Rechte Cor. synostot.
776	♂	78,1	1340	do.	do.	do.	nicht	B	
777	♂	85,2	1500	do.	do.	do.	steht	B	Drei grosse Schaltbeine am Occiput
778	♂	83,8	1620	do.	do.	do.	do.	B	
779	♂	88,2	1400	do.	do.	do.	do.	A	
780	♂	87,4	1340	do.	do.	do.	do.	A	
781	♂	88,5	1660	do.	do.	do.	do.	B	
782	♂	89,7	1560	do.	do.	do.	do.	B	
783	♂	95,1	1380	do.	do.	do.	do.	B	
784	♀	90,9	1440	do.	do.	do.	nicht	A	
785	♀ !	82,0	1600 !	do.	do.	do.	steht	A	
786	♀ !	84,4	1500 !	do.	do.	do.	do.	B	
787	♀	78,8	1160	do.	do.	do.	nicht	A	
788	♀	82,4	1300	do.	do.	do.	steht	B	Processus front rechts.
789	♂ !	81,1	1280 !	do.	do.	do.	do.	B	Links zwischen Processus mastoideus u. Condylen eine 15 *mm* lange, senkrechte Exostose
790	♂	87,1	1420	do.	do.	do.	do.	B	Alle Suturen fast spurlos, synost.
791	♀	94,0	1240	do.	do.	do.	do.	B	Die Coronarien beiderseits fast ganz synostotisch
				Beingruft Neumarkt, unteres Etschthal.					
772	♂	79,8	1240	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	
773	♂	81,8	1440	do.	do.	fliehend	do.	A	
774	♀	88,1	1340	do.	do.	gewölbt	do.	B	Zwischen beiden Condylen ein gekopfter Vorsprung
				Beingruft Unsere Frau im Wald, Nonsberg.					
327	♂	82,2	1720	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	Rechts zwischen Condylen und Processus mast. eine Exost. m. einem dritten Gelenk
328	♂	82,2	1500	do.	do.	do.	do.	B	
329	♀	84,5	1400	do.	prognath	do.	do.	A	
330	♂	79,3	1360	do.	orthogn.	fliehend	do.	A	Starke Brauen

Beingruft Partschins am Schluss vom Vintschgau.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
500	♂	73,4	1360	kryptoz.	orthogn.	fliehend	steht	B	Starke Brauen
501	♀	78,3	1380	do.	do.	gewölbt	nicht	*	* zerstört
502	♀	79,3	1500	do.	do.	do.	do.	A	
503	♂	74,3	1500	do.	do.	fliehend	do.	*	* zerstört. St. Brauen
504	♂	79,5	1600!	do.	do.	gewölbt	do.	B	Starke Brauen
505	♂	79,5	1640!	do.	do.	do.	do.	A	do.
506	♂	81,4	1680!	do.	do.	do.	do.	A	Starke Brauen, reiche Lambda, normale Suturen
507	♂	83,6	1400	phaneroz.	do.	do.	steht	B	Alle Suturen synostot.
508	♀	81,0	1320	kryptoz.	do.	do.	nicht	B	
509	♂!	81,2	1260!	do.	do.	do.	steht	B	Stirnnaht, alle Suturen normal
510	♀	88,5	1260!	do.	do.	do.	nicht	A	
511	♀	91,9	1160	do.	do.	do.	do.	A	
512	♂	89,3	1600	do.	do.	do.	steht	B	Normale Suturen
513	♂	88,5	1540	do.	do.	do.	do.	B	Links a. Occip. ein gr. Schaltb., norm. Sut.

Diese Schädel waren in der Beingruft, wurden aber im Friedhof begraben und von mir 10 Jahre später ausgegraben.

Anfang der Beingrüfte im Burggrafen-Amte.

1. Beingruft Algund.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
451	♀	85,7	1200	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	
452	♂	82,2	1480	do.	do.	do.	do.	A	
453	♂	79,5	1540	do.	do.	do.	nicht	A	
454	♂	83,5	1520	do.	do.	do.	steht	B	Starke Brauen
455	♂	89,6	1380	do.	do.	do.	do.	B	Vorgew. Stirne mit Grat in der Mitte in sagitt. Richt.
456	♂	90,1	1540	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen
457	♂	88,8	1560	do.	do.	fliehend	do.	B	do.
458	♂	84,8	1700	do.	do.	gewölbt	do.	B	do.
459	♂	85,4	1420	do.	do.	do.	do.	B	do.
460	♂	83,5	1560	do.	do.	do.	nicht	B	St. Brauen, rechts am Occiput ein langes Schaltbein

2. Beingruft St. Peter bei Schloss Tirol.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
434	♂	84,3	1720	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	Starke Brauen
435	♂	80,6	1640	phaneroz.	do.	do.	do.	B	do.
436	♂	78,8	1680	kryptoz.	do.	do.	nicht	*	* zerstört. St. Brauen
437	♂	77,3	1550	do.	do.	do.	do.	*	* zerstört. St. Brauen

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index Grösste Länge : Breite	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
438	[illegible]	85,6	1500	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	A	Starke Brauen
439	[illegible] !	79,2	1600 !	do.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen
440	[illegible] !	88,0	1500 !	do.	do.	do.	do.	A	do.
441	[illegible]	81,6	1380	do.	do.	do.	do.	A	do.
442	[illegible]	80,6	1320	do.	do.	do.	nicht	B	Sehr schwache Brauen
443	[illegible]	81,1	1260	do.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen
444	[illegible]	86,0	1300	do.	do.	do.	do.	B	Schwache Brauen
445	[illegible]	85,6	1500	do.	do.	do.	steht	B	Starke Brauen
446	[illegible]	90,4	1700 !	do.	do.	do.	nicht	B	Starke Brauen; rechts a Occip. gr. Schaltb.
447	[illegible] !	82,4	1580 !	do.	do.	do.	do.	B	Grosse runde Orbitae, keine Brauen
448	[illegible]	83,6	1360	do	do.	do.	steht	B	Starke Brauen, reiche Lambda
449	[illegible]	82,1	1350	do.	do.	do.	nicht	A	Starke Brauen
450	[illegible]	76,2	1420	phaneroz.	do.	do.	do.	B	do.

3. Beingruft Schenna im Burggrafen-Amt.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index Grösste Länge : Breite	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
461	[illegible]	75,3	1520	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	A	Starke Brauen
462	[illegible]	83,4	1480	do.	do.	do.	do.	B	
463	[illegible]	85,4	1780 !	do.	do.	do.	do.	B	St. Brauen, Stirnnaht
464	[illegible]	71,3	1380	do.	do.	do.	steht	B	Mässige Brauen
465	[illegible]	81,5	1480	do.	do.	do.	nicht	A	do.
466	[illegible]	79,4	1740 !	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen
467	[illegible]	75,5	1540	do.	do.	do.	do.	B	do.
468	[illegible]	84.0	1460	do.	do.	do.	steht	A	Mittelgrosse Brauen
469	[illegible]	81,4	1580	do.	do.	do.	do.	B	Mittelgr. Br., grosse runde hohe Orbitae
470	[illegible]	81,6	1340	do.	do.	do.	nicht	B	Reiche Lambda, Protuberanz des Occiput
471	[illegible]	81,0	1620	do.	do.	do.	do.	B	Mittelgr. Br., grosse rundliche Orbitae
472	[illegible]	80,7	1300	do.	do.	do.	steht	B	Stirnnaht
473	[illegible]	84,6	1380	do.	do.	do.	nicht	B	
474	[illegible]	83,8	1680	do.	do.	do.	steht	B	Starke Brauen
475	[illegible]	78,5	1360	do	do.	do.	do.	B	do.
476	♂	83,1	1560	do.	do.	do.	do.	B	do.
477	[illegible]	83,9	1520	do.	do.	do.	nicht	B	do.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
478	♀	89,7	1460	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	B	Schwache Brauen, grosse runde Orbitae
479	♂	85,3	1640	do.	do.	do.	steht	B	Starke Brauen, Stirnnaht
480	♂	88,3	1720	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen, Spitzenbein
481	♂	90,2	1420	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen
482	♂	89,0	1460	do.	do.	do.	do.	B	Normaler Schädel
483	♂	89,3	1640	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen
484	♂	83,0	1620	do.	do.	do.	do.	B	do.
485	♂	84,4	1650	do.	do.	do.	do.	B	do.
486	♂	88,2	1640	do.	do.	do.	do.	B	do.
487	♂	89,0	1540	do.	do.	do.	do.	A	do.
488	♂	89,7	1540	do.	do.	do.	do.	B	Mässige Brauen
489	♂	88,1	1400	do.	do.	do.	do	A	do.
490	♂	87,6	1380	do.	do.	fliehend	do.	B	Starke Brauen
491	♀	86,0	1380	do.	do.	gewölbt	do.	B	Schwache Brauen, runde Orbitae
492	♀ !	86,2	1560 !	do.	do.	do.	nicht	B	Schwache Brauen, Stirnnaht .
493	♀	93,7	1350	do.	do.	do.	steht	A	Schwache Brauen, runde Orbitae
494	♀	97,5	1380	do.	do.	do.	do.	A	Keine Brauen, runde Orbitae
495	♀	91,5	1280	do.	do.	do.	do.	A	do.
496	♀	92,5	1370	do.	do-	do.	do.	B	do.
497	♀ !	87,8	1600 !	do.	do.	do.	do.	B	do.
498	♀	93,7	1360	do.	do.	do.	do.	A	do.
499	♂	90,5	1600 !	do.	do.	do.	do.	A	Kleine Brauen, rundliche Augen

4. Beingruft Mais bei Meran im Burggrafen-Amte.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
331	♂	82,0	1700	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	B	Starke Brauen
332	♂	83,2	1460	do.	do.	do.	steht	A	do.
333	♂	83,2	1480	do.	do.	do.	do.	B	do.
334	♂	824,	1480	do.	do.	do.	do.	B	do.
335	♂	79,8	1380	do.	do.	do.	nicht	B	do.
336	♂	80,1	1440	do.	do.	do.	do.	B	do.
337	♂	81,7	1320	do.	do.	do.	steht	A	do.
338	♀ !	82,2	1520 !	do.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
339	♂	78,2	1640	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	Sehr starke Brauen
340	♂	80,4	1440	do.	do.	do.	do.	B	do.
341	♂	87,1	1840 !	do.	do.	do.	nicht	B	Schwache Brauen, rechte Coron. synost.
342	♂	77,8	1460	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen
343	♂ !	79,9	1260 !	do.	do.	do.	do.	B	do.
344	♀ !	83,0	1420 !	do.	do.	do.	do.	B	Schwache Brauen
345	♂	78,1	1320	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen
346	♂	80,1	1360	do.	do.	do.	do.	B	do.
347	♂	79,8	1620	do.	do.	do.	steht	B	Stirnnaht, starke Brauen
348	♂	86,9	1700	do.	do.	do.	do.	B	Sehr starke Brauen
349	♂	84,3	1600	do.	do.	fliehend	do.	B	do.
350	♀ !	82,4	1520 !	do.	do.	gewölbt	do.	B	Keine Brauen, Stirnnaht
351	♀	77,7	1380	do.	do.	do.	do.	B	Schwache Brauen, Stirnnaht, reiche protuberirte Lambda
352	♀	82,7	1220	do.	do.	do.	nicht	A	Schwache Brauen, runde Augen
353	♀	79,9	1280	do.	do.	do.	do.	B	Schwache Brauen. Stirnnaht, runde Augen
354	♀	79,3	1280	do.	do.	do.	do.	B	do.
355	♀	81,7	1280	do.	do.	do.	steht	B	Schwache Brauen, runde Augen
356	♀	81,3	1440	do.	do.	do.	do.	A	Keine Brauen, runde Augen
357	♀	78,9	1360	do.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen, runde Orbitae
358	♀	84,8	1400	do.	do.	do.	do.	B	do.
359	♀	79,3	1380	do.	do.	do.	nicht	B	do.
360	♀	84,1	1380	do.	do.	do.	steht	B	do.
361	♀	86,1	1260	do.	do.	do.	nicht	B	do.
362	♀ ?	77,8	1460	phaneroz.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen, viereckige Orbitae
363	♂	82,6	1520	kryptoz.	do.	do.	steht	B	Starke Brauen
364	♀	83,7	1440	do.	do.	do.	do.	B	Schwache Brauen, runde Orbitae
365	♀	81,3	1400	do.	do.	do.	nicht	B	Keine Brauen, runde Aug., reiche Lambda, Protub. des Occiput

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
366	♂	84,1	1340	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	B	Starke Brauen, grosse runde Augenhöhlen
367	♀	76,0	1320	do.	do.	do.	do	B	Keine Brauen, grosse runde Augenhöhlen
368	♂	86,2	1590	do.	do.	do.	steht	A	Starke Brauen
369	♂	87,9	1560	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen, grosse runde Augenhöhlen
370	♂	83,8	1080	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen
371	♂	85,0	1500	do.	do.	do.	do.	B	do.
372	♂	79,9	1540	do.	do.	do.	do.	B	do.
373	♂	92,9	1690	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen, reiche Lambda
374	♀ !	87,5	1480 !	do.	do.	do.	nicht	B	Keine Brauen, schönes Spitzenbein
375	♀	83,8	1300	do.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen, runde Augenhöhlen
376	♂	84,6	1440	do.	do.	do.	steht	*	* zerstört. Starke Brauen
377	♀ !	81,4	1500 !	do.	do.	do.	nicht	B	Keine Brauen, Stirnnaht
378	♂ !	87,5	1260 !	do.	do.	do.	steht	A	Mittelstarke Brauen, viereckige schiefe Augenh., Stirnnaht
379	♀	83,6	1260	do.	do.	do.	nicht	B	Keine Brauen, Stirnnaht
380	♀	86,0	1210	do.	do.	do.	do.	B	Schwache Brauen, Stirnnaht
381	♀	87,5	1380	do.	do.	do.	steht	B	Keine Br., Stirnnaht, viereck. Augenhöhlen
382	♀	93,4	1350	do.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen, Stirnnaht, runde grosse Augenhöhlen
383	♀	85,6	1340	do.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen, Stirnnaht, runde Augenh.
384	♂	86,1	1260	do.	do.	do.	do.	B	Schwache Br., Stirnnaht, eckige Augenh.
385	♀	84,0	1420	do.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen, grosse runde Augenhöhlen
386	♀	81,5	1380	do.	do.	do.	nicht	B	do.
387	♂	81,1	1480	do.	do.	do.	steht	B	Starke Brauen
388	♂	81,9	1460	phaneroz.	do.	fliehend	do.	B	Starke Brauen, grosse schiefe Augenhöhlen
389	♂	84,9	1740	kryptoz.	do.	gewölbt	nicht	B	do.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
390	♂	81,9	1380	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	steht	B	Starke Brauen, enge schiefe Augen
391	♂	84,6	1550	do.	do.	do.	do.	B	do.
392	♂	77,3	1650	do.	do.	do.	nicht	B	Starke Brauen, reiche Lambda und Protuberanz des Occiput
393	♂	82,8	1480	do.	do.	do.	steht	B	Starke Brauen, Protuberanz des Occiput
394	♂	82,1	1460	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen
395	♂	83,7	1500	do.	do.	do.	do.	A	Starke Brauen, sehr hohe runde Augen
396	♂	83,2	1480	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen
397	♀	85,6	1500	do.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen, rundliche schiefe Augen
398	♀	79,8	1180	do.	do.	do.	nicht	A	Keine Brauen, runde grosse Augen
399	♀	81,3	1320	do.	do.	do.	do.	B	do.
400	♀	92,2	1300	do.	do.	do.	steht	B	Keine Brauen, runde Augen, Protuberanz des Occiput
401	♂	91,9	1520	do.	do.	do.	do.	B	Schwache Brauen
402	♂	83,7	1480	do.	do.	do.	nicht	B	Starke Brauen
403	♂	92,7	1450	do.	do.	do.	steht	B	do.
404	♂	84,3	1460	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen, grosse rundliche Augen
405	♂	85,7	1310	do.	do.	do.	do.	B	Schwache Brauen, schiefe Augen
406	♀	86,9	1360	do.	do.	do.	do.	A	Keine Brauen, grosse runde Augen
407	♀	86,7	1200	do.	do.	do.	do.	B	do.
408	♀	89,2	1280	do.	do.	do.	do.	B	do.
409	♀	84,5	1240	do.	do.	do.	do.	B	do.
410	♂	82,0	1260	do.	do.	do.	do.	A	Schwache Brauen, eckig-schiefe Augen
411	♂	86,3	1180	do.	do.	do.	do.	A	do.
412	♀	87,2	1260	do.	do.	do.	nicht	B	Keine Brauen, runde Augen
413	♀	86,6	1300	do.	do.	do.	steht	A	do.
414	♀	83,4	1280	do.	do.	do.	do.	B	do.
415	♀	91,9	1220	do.	do.	do.	do.	B	do.
416	♀	93,6	1240	do.	do.	do.	do.	B	do.

Katalog-Nummer	Geschlecht	Index (Grösste Länge : Breite)	Capacität	Jochbogen	Alveolarbogen	Form der Stirn	steht auf dem Occiput nach Virchow	Form der Flügelfortsätze nach Waldeyer	Bemerkungen
417	♀	85,0	1340	kryptoz.	orthogn.	gewölbt	nicht	B	Keine Brauen, runde Augenhöhlen
418	♀	83,3	1340	do.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen, runde Augen
419	♂	82,1	1400	do.	do.	do.	steht	B	Schwache Brauen, eckige, schiefe Augen
420	♀ !	83,4	1450 !	do.	do.	do.	nicht	B	Keine Brauen, grosse runde Augen
421	♂	78,2	1420	do.	do.	do.	steht	A	Starke Brauen, Protuberanz des Occiput
422	♂	81,7	1380	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen, reiche Lambda
423	♂	88,3	1540	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen, Synost. der Coronaria
424	♂	82,1	1680	do.	do.	do.	nicht	B	Starke Brauen, alter normaler Schädel
425	♂	78,8	1680	do.	do.	do.	steht	B	Starke Brauen
426	♂	88,7	1360	do.	do.	do.	do.	B	do.
427	♀	89,2	1300	do.	do.	do.	nicht	B	Keine Brauen, runde Augen
428	♂	82,7	1440	do.	do.	do.	steht	A	Starke Brauen, schiefe Augen
429	♂	88,3	1700	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen, grosse runde Augen, reiche Lambda
430	♂	80,5	1340	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen, grosse schiefe Augen
431	♂	84,0	1540	do.	do.	do.	do.	B	Starke Brauen, Protuberanz des Occiput
432	♀	88,7	1160	do.	do.	do.	do.	B	Keine Brauen, reiche Lambda, runde schiefe Augen
433	♀	84,5	1340	do.	do.	do.	nicht	B	Keine Brauen, grosse runde Augenhöhlen

Summa aller Schädel: 918.

VII.

Aus den Berichten über die armenische Expedition.

Von

WALDEMAR BELCK.

(Vorgelegt in den Sitzungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 21. October und 18. November 1899.)

1. Die Herrschaft der Genuesen.

Es ist zur Genüge bekannt, dass Genua im Mittelalter als seebeherrschende Macht eine recht erhebliche Rolle gespielt hat und sich in dieser Stellung auch ziemlich lange behaupten konnte.

Nicht nur an den Küsten des Mittelländischen, sondern auch an denen des Schwarzen Meeres eroberten die Kriegsschiffe des unternehmungslustigen Seefahrervolkes die wichtigsten Hafenplätze, die dann auch für lange Zeit unter Aufwendung grosser Opfer an Geld und Menschenleben siegreich gegen die inländischen Nachbarn behauptet wurden.

Diese Thatsachen sind zu allgemein bekannt unh wohl verbürgt, als dass ich mich lange bei ihnen aufhalten sollte. Aber, wie nicht anders zu erwarten, der Nimbus, welcher die Genuesen und ihre kühnen Unternehmungen bald umgab, verleitete auch sehr schnell zur Mythenbildung. Die Völker, wie auch die zu jener Zeit ziemlich naïven Geschichtsschreiber begnügten sich nicht mit der thatsächlich vorhandenen, recht imponirenden Machtstellung dieser Seestadt und der Erzählung ihrer wirklich ausgeführten Unternehmungen, Kriege und Eroborungen, sondern sie waren nur allzusehr geneigt, all das zu übertreiben und den Genuesen eine Machtstellung anzuweisen, ihnen Unternehmungen zuzuschreiben, die weit über die Wirklichkeit hinausschossen.

Wie ja selbstverständlich, dienten die von den Genuesen eroberten Hafenplätze ihnen lediglich als Stützpunkte für ihren ausgebreiteten Handel; niemals konnte und ist es diesem numerisch so unbedeutenden Volke eingefallen, von diesen Hafenplätzen aus etwa das ganze Hinterland oder grössere Theile desselben zu erobern. Vielmehr können wir hier schon denselben Vorgang beobachten, wie später bei den Engländern, welche allüberall die wichtigsten Häfen zur Sicherung ihrer Seehandelsstrassen besetzten, ohne damit zugleich die Absicht zu verbinden, von

dort aus die Hinterländer zu erobern, wenigstens nicht in früheren Jahrhunderten.

Von diesen Häfen aus betrieben dann die Genuesen schwunghaften Handel in das Innere des Landes, zu dessen Erleichterung, Ausdehnung und Sicherung sie natürlich alles Mögliche gethan haben werden. Soweit kann auch der moderne Geschichtsforscher den Angaben der mittelalterlichen Historiker ohne Bedenken folgen; dann aber, in den weiteren Angaben und Schlussfolgerungen, verlassen die letzteren den Boden der Thatsachen und berichten mehr oder weniger unwahrscheinliche Dinge, die leider bisher von der Geschichtsforschung gutgläubig auf- und angenommen worden sind.

In dieses Fabelgebiet z. B. müssen wir die Angaben der Alten über die im Innern Kleinasiens vorhanden gewesenen Handelsstrassen der Genuesen verweisen. Wie war es nur möglich, ernsthaft zu glauben an eine genuesische Handelsstrasse, die von Trapezunt und anderen Hafenplätzen des Schwarzen Meeres bis nach Persien hinführen sollte, geschützt durch in nicht allzu weiten Entfernungen von einander angelegte Burgen? Welche Heeresmacht würde allein erforderlich gewesen sein, um die Linie Trapezunt-Choi-Täbriz mit ihren sogenannten Genuesen-Castellen Baiburt-(Ispir)-Hassankala-Bajazed zu behaupten? Wie dachte man sich überhaupt die Aufrechterhaltung der Verbindung zwischen diesen einzelnen, von einander mindestens 150 *km* entfernten Burgen im Falle kriegerischer Verwickelungen, an denen es in diesem Gebiete wahrlich nie gefehlt hat? Wie wollte und konnte man je eine zwischen zwei solchen Burgen stattfindende Ausraubung oder Vernichtung einer Handelskarawane bestrafen und sühnen ausser durch Aufbietung einer grossen Heeresmacht?

Konnten die Genuesen, die doch von den inländischen Nachbarn als feindliche Eroberer angesehen wurden, überhaupt jemals daran denken, eine ihrer Karawanen anders als unter Bedeckung einer erheblichen Militärmacht hinauszuschicken, die um so grösser sein musste, je grösser die Karawane oder je höher der Werth der zu transportirenden Güter war? Und mussten die Kosten eines derartigen umfassenden ständigen Militärschutzes schliesslich nicht den ganzen mercantilen Vortheil einer solchen Handelsstrasse illusorisch machen? Ich meine, diese und ähnliche, naheliegende — namentlich militärische — Reflexionen machen die bisherige Annahme einer solchen, durch genuesische Burgen vertheidigten Handelsstrasse so allerhöchst unwahrscheinlich, dass es sich kaum lohnt, noch directe Beweise für deren Unrichtigkeit zu suchen, obgleich auch in dieser Beziehung vielerlei beigebracht werden könnte. Um so interessanter aber scheint es mir, den Gründen für die Entstehung dieser eigenthümlichen Ansicht nachzugehen und zu eruiren, warum selbst ein Ritter, wie so viel Andere, dieselbe unbedenklich adoptirte und ohne Zögern die Castelle von Baiburt, Ispir, Hassankala usw. als „genuesische“ bezeichnen

konnte. Ich glaube, eine allseitig befriedigende Erklärung dafür geben zu können, die freilich zu dem im ersten Moment etwas befremdenden Resultate führt, dass, soweit neuere Forscher in Betracht kommen, die englische Sprache die Hauptschuld an der bestehenden Verwirrung trägt.

Um das nachzuweisen, muss ich freilich wieder einmal bei — Van und seiner Bevölkerung anfangen!

Bei meinen Nachforschungen über Alter, Entstehung, Beginn und Verlauf der Grundwasserleitungen in Van, — einer Methode der Wasserversorgung, die eine eigenste Erfindung des Chaldervolkes von Van und hier in geradezu grossartiger Weise ausgearbeitet und nutzbar gemacht ist, da nicht weniger als 28, z. Th. uralte unterirdische Canal-Leitungen bestehen, — stiess ich eines Tages auf eine interessante Volkssage. Es handelte sich um eine, um den Felsen von Toprakkaleh herum und nach dem benachbarten Dorfe Akkirpi hinführende unterirdische Canalleitung, von der kein Mensch mir angeben konnte, wann und von wem sie angelegt worden sei. Schliesslich aber stiess mein Freund, der hiesige Schullehrer Herr Ambarzum Ter Harutinian, den ich speciell mit diesen Nachforschungen betraut hatte, auf einen alten Greis (Armenier), der darüber eine höchst interessante Geschichte zu erzählen wusste.

„Diese Canalleitung", so sagte er, „hat Dschinowass angelegt".

„Und wer ist dieser Dschinowass?"

„Das war ein König, der vor unvordenklichen Zeiten hier regiert hat; sein Schloss befand sich oben auf Toprakkaleh, und einen Theil des Wassers dieses Canals leitete er in das grosse Felsenzimmer, das die Alemannialar (die Deutschen, das sind Lehmann und ich) jetzt dort oben ausgegraben haben, einen anderen Theil aber benutzte er dazu, um die von ihm am Fusse des Burgfelsens angelegten Mühlen zu betreiben (der Mühlenkanal ist dicht unterhalb des Felsenzimmers überall deutlich erkennbar und schon lange vor dieser Erzählung von mir aufgefunden worden), während der Rest des Wassers nach Akkirpi floss."

Diese Volkssage beweist zunächst deutlich, dass die Vanli (= Bewohner von Van) eine Erinnerung daran, dass diese Leitungen von den Chaldern, bezw. den Chalder-Königen von Van angelegt worden waren, behalten hatten; auch die Thatsache, dass sich auf Toprakkaleh einst ein Königs-Palast befand (der Rusas-Palast = Rusahinilis in der Belck-Stele[1]) genannt) war im Volksmunde lebendig geblieben.

Wer aber war dieser König „Dschinowass"? Der Name hat zunächst mit keinem der uns bekannten chaldischen Königs-Namen irgend welche Verwandtschaft; aber ich glaube kaum, dass wir fehl gehen, wenn wir ihn mit der bedeutendsten Persönlichkeit des Chalder-Reiches

1) So haben wir die Rusas-Stele vom Keschisch Göll, um sie von der Rusas-Stele von Topsauä deutlicher zu unterscheiden, jetzt benannt.

identificiren. Und über die Frage: „Wer war der bedeutendste Herrscher von Van? wessen Andenken konnte noch am ehesten der Nachwelt überliefert werden, selbst im Volksmunde?", kann kaum ein Zweifel bestehen. Unter den vielen grossen Heerführern des Chalder-Volkes giebt es einen, der nicht nur seinen Ruhm darin suchte, sein Gebiet zu vergrössern durch ständige Kriege, sondern der auch seinem Volke die Segnungen des Friedens und grossartiger Culturwerke zu Theil werden liess, der im ganzen Lande die zerstörten und verfallenen Burgen, Tempel und Paläste wieder aufbaute, nicht nur für die Verschönerung seiner Hauptstadt, sondern auch für die Bedürfnisse aller seiner Provinzen in der ausgiebigsten Weise besorgt war, überall Canäle und grossartige Wasserwerke anlegte und sich bestrebte, die Cultur seines ganzen Landes zu heben, nicht nur seiner Hauptstadt, dessen Name somit im Gedächtniss des ganzen Volkes sich wach erhalten konnte, und das um so mehr, als seine Werke die Jahrtausende überdauerten und heute noch existiren und functioniren. Dieser König ist Menuas, oder vielmehr Minuas, wie der Name richtiger auszusprechen ist[1]). Aus diesem Königs-Namen dürfte im Laufe der seitdem vergangenen 2700 Jahre jener „Dschinowass" entstanden sein.

Einmal mit dieser Volkssage vertraut, forschte ich seitdem bei jeder altchaldischen Burgruine, Canalanlage usw. bei den Anwohnern nach dem Urheber derselben, und stets und überall bekam ich zu hören: „Das hat Dschinowass gemacht, ein sehr, sehr alter König!" Sehr bald schon wurde es mir klar, dass dieser Name zu einem Volksausdruck mit der Bedeutung „undenklich alt" geworden war. So bezeichnete man die Keilinschriften als von ihm herrührend, die Felsenzimmer, die chaldischen Burgruinen, die Canalanlagen usw.; dass in der Regel die betreffenden Inschriften oder Bauten auch wirklich von Minuas herrührten, möchte ich mehr als einen Zufall bezeichnen.

Weiter im Norden von Van zeigt dieser Name eine leichte Veränderung; schon in Bergri, kaum 100 *km* nördlich von Van, sagt man nicht mehr „Dschinowass", sondern „Dschinowiss", und diese Form findet man von dort an nördlich stets vor.

Unter den Reisenden, zumal den Forschungsreisenden, die in früheren Zeiten und bis zur Mitte dieses Jahrhunderts das Gebiet zwischen Trapezunt im Westen und Täbriz im Osten durchstreiften, nehmen die Engländer eine ganz hervorragende Stellung ein: ich erinnere nur an Leute wie Brandt, Hamilton usw. Diese nun erhielten auf ihre Fragen nach dem Erbauer der Burgen von Baiburt, Ispir usw. stets die gleichlautende Antwort: „Dschinowiss", ein Name, der sehr stark anklingt an die englische Aussprache für „Genuesen", und da ihnen von einem alten

---

1) Der armenische Vorname Minas legt es nahe, nicht Minu-as, sondern Minos auszusprechen (mit einem Klang des zweiten Vocals zwischen o und a).

Könige von Van dieses Namens nichts bekannt war, so ist es leicht erklärlich, dass sie alle diese Bauten den „Genuesen“ zur Last legten. Thatsächlich sind alle diese Anlagen ganz unzweifelhaft chaldische Bauten. Es giebt hierfür, wie schon in einem früheren Bericht bemerkt, ein ganz untrügliches Kriterion: die ausgesprochene Vorliebe, geradezu Manie der Chalder für Felsenbauten und -Anlagen. Dass dieses Volk zahllose Felsenzimmer angelegt hat, die meist mit der allergrössten Sorgfalt aus dem harten Gestein herausgehauen worden sind, ist an und für sich schon höchst interessant; freilich ist deshalb noch lange nicht jede Anlage von Felsenzimmern — auch wo dieselben höchst überflüssiger Weise angebracht erschienen — eine chaldische. Dazu gehört noch mehr, nehmlich das Vorhandensein von ganz zwecklosen und überflüssigen Felsglättungen, Plattformen, kleinen Ruhebänken, und namentlich auch die Bethätigung der Treppomanie, d. h. der Anbringung sowohl vereinzelter Treppenstufen, wie auch ganzer Treppenfluchten an den überflüssigsten Stellen, ohne den leisesten Zweck, es sei denn zur Verzierung des Felsens! So entdeckte ich erst kürzlich in Persien, in der Nähe von Maku auf einer ganz allmählich ansteigenden Berglehne, auf die uns ein ganz bequemer Fusspfad hinaufführte, eine sehr sauber eingehauene, ausserordentlich bequeme und dabei absolut überflüssige Felsentreppe, deren einzelne Stufen eine Tritthöhe von — sage und schreibe — nur 100 *mm* hatten! In der That: die reine Treppen-Manie, wie sie in grossartigster, umfassendster Weise am Van-Felsen beobachtet werden kann!

Zu einem definitiven Urtheil über die sogenannten „Genuesen-Castelle“ gelangte ich in Bajazed. Inschriften existiren an dem dortigen alten Felsen-Castell nicht; ein von mir dort aufgefundenes, höchst merkwürdiges Fels-Relief gab auch keinen Aufschluss über die Erbauer, ebenso wenig wie ein darunter befindliches, sehr sauber eingehauenes Felsenzimmer diese Frage entscheiden konnte. Da aber sagten mir die Bajazedli, dass auch diese „Kala“ von „Dschinowiss“, einem „uralten“ Könige, erbaut worden sei. War nun meine Anschauung richtig, so mussten sich auch hier die chaldischen Fels-Arbeiten vorfinden, namentlich die ganz überflüssigen Anlagen, speciell Treppenfluchten; indessen alle Leute behaupteten, so etwas gebe es dort nicht. Das war für mich natürlich erst recht die Veranlassung, den steilen, reichlich 300 *m* sich über der Stadt erhebenden Fels hinanzusteigen (in Begleitung des Herrn Ambarzum Ter Harutinian, alle andern zogen sich scheu vor der sehr mühsamen Kletterei zurück) und selbst nachzuforschen. Lange, sehr lange suchten wir vergebens, bis wir, höher und höher steigend, endlich die erste Felsentreppe erblickten, der bald mehrere und mehrere folgten, ebenso wie kleine Plateaus usw., und alles an ganz zwecklosen Stellen eingehauen! — Und beim Nachschlagen im „Ritter“ fand sich natürlich auch Bajazed als „Genuesen-Festung“ angegeben!

Ich glaube, dass die Wissenschaft unter diesen Umständen alle diese sogenannten „Genuesen-Castelle“, soweit sie inländische sind, ohne Weiteres aus der Liste der historisch beglaubigten Bauten streichen und sie ihren wirklichen Erbauern, den Chaldern, zuertheilen kann. Zugleich ergiebt sich daraus eine wesentliche Beschränkung des bisher für die Genuesen-Herrschaft angenommenen Machtbereiches.

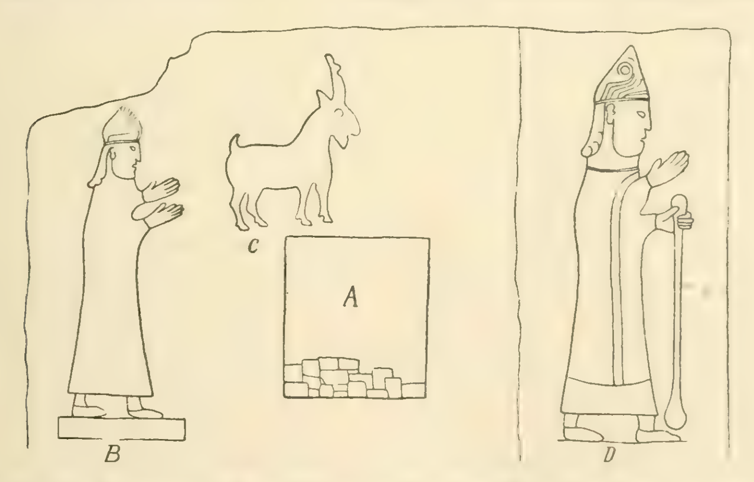
Van, 12. September / 31. August 1899.

---

2. Die Fels-Sculptur von Bajazed.

Diese sehr merkwürdige Sculptur entdeckte ich beim Umherklettern in den Ruinen der alten Felsenburg, die, wie die sonstigen Felsarbeiten ergeben, eine Anlage der Chalder, bezw. der alarodischen Rasse repräsentirt. Ob freilich dieses Relief den Chaldern zuzuschreiben ist, oder ob es einer noch älteren Zeit, bezw. einer jüngeren Bevölkerung, den Armeniern-Kimmeriern zuzuweisen ist, muss ich bei der ohne Parallele dastehenden Eigenart der Sculptur einstweilen noch unentschieden lassen. Hervorheben will ich hier nur, dass die drei von uns im alten Chalder-Reiche neuentdeckten Sculpturen (ganz abgesehen von der römischen Sculptur bei Majafarkin) sämmtlich von einander durchaus verschieden sind und nicht die geringste Aehnlichkeit oder Verwandtschaft aufweisen.

Etwa 100 *m* über der terrassenförmig aufsteigenden Stadt Bajazed bemerkt man an der Felswand die Eingangsthür zu einem Felsenzimmer (*A*),



die, heute bis fast zur halben Höhe mit rohen Bruchsteinen zugemauert, gegenwärtig von unten her nicht mehr zugänglich ist (ausser mittelst einer etwa 4—5 *m* langen Leiter), da die dort früher augenscheinlich vorhanden gewesene Felsentreppe jetzt fast vollständig zerstört ist. Durch eine in der Decke jenes Zimmers vorhandene Oeffnung kann man indessen von oben her in dasselbe eintreten. Es ist ein sauber ausgehauener Raum mit

zahlreichen Nischen, die in Form und Ausführung durchaus denen der Felsenzimmer in Van gleichen und ganz unbestreitbar die Prototypen der Nischen sind, die man heute in den armenischen Häusern Van's so überaus zahlreich antreffen kann. Im Boden dieses Zimmers befindet sich eine grosse rectanguläre Oeffnung mit sauber ausgeführter Anschlagskante, so wie sie erforderlich sein würde, wollte man diese Oeffnung regelrecht und sauber und zugleich in einer Ebene mit dem Zimmerboden durch grosse Steinplatten oder dgl. verschliessen.

Nach der wiederholt abgegebenen, sehr bestimmten Versicherung der mich begleitenden Leute von Bajazed sollte diese Oeffnung, die bis zum Rande mit Erde und grossen Steinen vollgefüllt war, der Ausgang eines sehr langen, abwärts führenden unterirdischen Felsenganges sein, der zu einer am Fusse des Felsens befindlichen Quelle hinableitete und der Burgbesatzung die Beschaffung des nöthigen Trinkwassers, zumal in Fällen von Belagerungen, gewährleistete. Diese Erzählung kam mir indessen ziemlich unglaubwürdig vor; ich liess deshalb die Erde und dic Steine etwa $^1/_2$ *m* tief aus der Oeffnung herausschaffen, wobei sich statt eines in die Tiefe führenden Ganges die Decke eines direct unter unserem Raum befindlichen zweiten grossen Felsenzimmers zeigte. Die dasselbe gegenwärtig grösstentheils anfüllende Erde war ausserordentlich feucht, und nach dem ganzen Befunde ist anzunehmen, dass wir es hier mit einer grossen Fels-Cisterne zu thun haben.

Aussen, um die Eingangsthür herum, ist eine ziemlich roh und ungleichmässig gearbeitete Nische eingehauen, auf deren Hintergrund sich die erwähnte Fels-Sculptur befindet.

Links (*B*)erblickt man eine weibliche Gestalt (Priesterin), die, nach rechts vorwärts schreitend, mit erhobenen Händen einen gerade über die Eingangsthür hinwegschreitenden Ziegenbock (*C*) betend anfleht. Das Weib ist bekleidet mit einem glatt, ohne alle Falten herabfallenden, bis fast zu den Knöcheln reichenden, einfachen Gewande, das in der Taille weder durch einen Gürtel noch sonstwie zusammengehalten wird. An jeder Hand befindet sich am Handgelenk ein Armring; die Kopfbedeckung ist leider recht zerstört, doch scheint es eine Art niedriger Helm gewesen zu sein. Die Fussbedeckung besteht in niedrigen flachen Schuhen (keine Schnabelschuhe, wie sie den Hetitern und Kimmeriern eigenthümlich waren).

Rechts vor dem Ziegenbocke schreitet eine männliche Gestalt (*D*) einher, mit einem ebensolchen Gewand bekleidet, wie die weibliche Gestalt; auch hier an jedem Handgelenk ein Armring. In der linken Hand trägt dieser Mann eine schwere Keule, während die rechte Hand schräge nach oben, und zwar vorwärts, ausgestreckt ist; seine Kopfbedeckung besteht in einem sehr hohen und eigenthümlich geformten Helm.

Irgend eine Inschrift oder auch nur leiseste Spuren einer solchen befinden sich bei der Sculptur nicht, so dass es zur Zeit ganz unmöglich ist, irgend etwas über den Urheber dieser Sûrat (dies der persisch-türkische Ausdruck für Fels-Sculptur) zu sagen. Um so besser wussten die Bajazedli über diesen Punkt Bescheid, die mir auf eine diesbezügliche Frage erwiederten: Das hat das ‚Volk der Ziegenbock-Anbeter' gemacht!"

In einer letzthin von mir copirten, leider sehr zerstörten neuen Keil-Inschrift kommt unter den für die Götter bestimmten Opferthier-Bezeichnungen eine meines Wissens ganz neue, in den assyrischen Inschriften bisher nicht vertretene complexe Zeichengruppe vor, die ich entweder mit „Bergschaf" oder mit „Ziegenbock" transcribiren möchte. Bestätigt sich letztere Auffassung als richtig, so könnte daraus auf die Chalder als die Autoren dieser Sculptur geschlossen werden.

Hoffen wir, dass weitere Funde uns recht bald die definitive Entscheidung dieser Frage ermöglichen.

Van, $\frac{17.}{5.}$ September 1899.

3. Nachträge zu meinen Ausführungen über den babylonisch-assyrisch-jüdischen Sintfluth-Bericht.

1. Geographische Lage Mutsatsir's. Das von mir erwähnte Keilschrift-Täfelchen Kir(?)zana's (Brief an einen assyrischen Statthalter) ist gefunden worden in Choi Sandschak, Hauptort eines im Norden unmittelbar an den Bezirk von Rowanduz-Sidikan-Topsauä[1])-Kelischin anstossenden Districtes. Somit haben wir mit allergrösster Wahrscheinlichkeit, ja mit fast absoluter Gewissheit Choi Sandschak als den Residenzort des assyrischen Statthalters zu betrachten, an welchen Kirzana jenen Brief richtete. Als assyrische Provinznamen für jenen Bezirk können hier nur in Betracht kommen: Chubuskia und Zamna (?), wobei mir ersterer die grössere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben scheint. Selbstverständlich wurde mit der Controle und Ueberwachung Mutsatsir's der Statthalter der nächstgelegenen assyrischen Provinz betraut, was allein schon — ganz abgesehen von den jetzt gewonnenen Resultaten — beweist, dass Mutsatsir dem Bezirk von Choi Sandschak benachbart sein musste. Dies gegen Jensen, der unsere schon vor Jahren erfolgte Localisirung Mutsatsir's (in die Gegend Kelischin-Sidikan) aus irgend welchen, nur ihm allein bekannten geographisch-historischen Gründen für unzutreffend erklärte.

2. Warum lässt der Sintfluth-Bericht die Arche gerade auf den Bergen bei Arbela-Erbil landen? Ist diese Angabe eine rein zufällige oder lagen dafür irgend welche bestimmenden Gründe vor?

1) Dieses Dorf heisst Topsauä, nicht Topsanä, wie es in dem betr. Bericht in Folge der undeutlichen Schreibweise im Manuscript fälschlich heisst. W. B.

Das Schiff des Xisuthros treibt vor starkem Südsturm vom indischen Ocean her über die durch eine grosse Sturmfluth und gewaltige Regengüsse inundirte Ebene der Euphrat- und Tigris-Länder nach Norden zu. Es versteht sich von selbst, dass es auf den diese Ebene im Norden begrenzenden Gebirgszügen irgendwo landen, bezw. stranden muss, und so treffen wir denn auch bei den verschiedenen, dort heute wohnenden Völkerschaften eine ganze Reihe von Localitäten an, auf denen die Arche gelandet sein soll. Aber alle diese Bergspitzen befinden sich eben in jenen Randgebirgszügen zwischen Mardin im NW. und Erbil im SO. Vom seemännischen Standpunkte aus kann freilich kaum irgend ein anderer Punkt, als die Gegend bei Erbil, für diese Landung in Betracht kommen.

Das Schiff fliegt vor dem Südsturm nach Norden; selbstverständlich hielten sich Xisuthros und seine Leute, den damaligen Gesetzen der Seeschifffahrt entsprechend, auf dieser Fahrt so nahe wie möglich am Ufer, d. h. an den die Ebene im Osten begrenzenden Gebirgen, um nicht in dem unbekannten Terrain irgendwo auf das hohe Meer verschlagen zu werden. Nördlich vom unteren Zab, zwischen jenem Randgebirge und dem wie eine Insel aus den brausenden Wogen auftauchenden Karatschoch-Gebirge hindurchsteuernd, bemerkten sie dann zu ihrer Rechten eine grosse, sich nach Osten weit in das Land hineinerstreckende Bucht, die, auf allen Seiten von hohen Bergzügen eingerahmt, ihnen Schutz gegen den wüthenden Sturm und die Wogen des Meeres zu bieten versprach. Es war nicht nur natürlich, sondern ein Gebot seemännischer Technik, dass sie mit ihrem Schiff in dieser Bucht, der grossen Ebene von Arbela, Schutz und Zuflucht suchten und fanden. Vor dem Winde hergehend, mussten sie so nothwendigerweise in der Nordostecke dieser Bucht, also etwas nordöstlich von Arbela auf einer der dort besonders hohen Bergkuppen landen; dort also ist es, wo wir den Berg Nisir zu suchen haben.

Van, $\frac{18.}{6.}$ September 1899.

---

4. Die Bewässerung der Ebene von Bergri und der Bendimahi-Tschai.

Aus der Fülle des neugewonnenen Materiales will ich hier noch einiges Wenige herausgreifen und in Kürze berichten. Zunächst die Bewässerung der Ebene von Bergri, welche durchflossen wird von dem recht ansehnlichen Bendimahi-Tschai, dessen Bett häufig genug so tief ist, dass man ihn zu Pferde nicht durchreiten kann. Gerade bei dem Städtchen Bergri (etwa 1 *km* westlich davon) tritt dieser Fluss aus den Gebirgsschluchten heraus und in die dortige grosse Uferebene des Van-Sees ein. Da aber einerseits das Flussbett hier ausserordentlich tief eingeschnitten ist in den felsigen Untergrund, andererseits die Ebene selbst nur wenig Fall besitzt, so würde die Anlage eines Bewässerungs-Canals hier auf sehr

erhebliche Schwierigkeiten stossen, ja für die im östlicheren Theile der Ebene gelegenen Gärten und Felder geradezu unmöglich sein. Aus einer auf dem alten armenischen Kirchhof von mir aufgefundenen, jetzt als Grabstein verwendeten, rudimentären Stelen-Inschrift des Menuas, die lediglich die Fluchformel enthält, hatte ich aus dem in ihr verkommenden Satze:

A-lu-še u-li-e-še ti-u-li-e
Wer fälschlich behauptet

I-e-še i-ni pi-li-e a-gu-bi usw.
Ich diesen Canal habe angelegt usw.

geschlossen, dass Menuas hier einen Bewässerungs-Canal — und zwar einen bedeutenden, denn sonst würde der König diese Arbeit nicht erwähnen — angelegt hat.

Bei meinem diesmaligen Besuche war meine Aufmerksamkeit auf die Wiederauffindung jenes alten Canals gerichtet, dessen Wiederentdeckung mir auch schliesslich gelang.

Zunächst ergab eine Untersuchung der auf einem Felsenhügel vorhandenen Burgruinen, dass dieselben chaldischen Ursprungs waren; conform damit berichtet Menuas in einer anderen, dort von mir aufgefundenen Inschrift, dass er die dortige Burg neu wieder aufgebaut habe. Die von mir befragten Armenier von Bergri gaben an, dass die Burg von einem uralten Könige „Dschinowiss“ erbaut sei!

Bei meinen Recherchen nach dem Menuas-Canal bemerkte ich einen hoch oben an felsiger, senkrecht abfallender Berglehne entlang laufenden Canal, dessen Bett aus mächtigen Steinen künstlich dort aufgebaut war. Ueber die Erbauung des Canals wussten die Leute nichts weiter zu berichten, als dass er ebenfalls aus der Zeit des „Dschinowiss“ stamme und mehrere Stunden weiter aufwärts aus dem Bendimahi-Tschai abgeleitet sei. Da der reissende Bergstrom — der mindestens 10000 Sekunden-Liter führt — in den Gebirgsschluchten, so weit ich beobachtet hatte, durchweg in etwa 10 *m* tiefer enger Felsenspalte dahinschiesst, so war ich nicht wenig darauf gespannt, wie Menuas aus dieser Tiefe heraus seinem Canal das erforderliche Wasser zuführen mochte. Die Untersuchung dieses Canals ergab recht interessante Daten. Wie fast alle anderen Wasserwerke der Chalder-Könige, so existirt und arbeitet der Canal auch heute noch wie vor 2700 Jahren, wenngleich die indifferente kurdische (d. h. heute kurdische, früher armenische) Bevölkerung jetzt fast gar nichts mehr für die Unterhaltung desselben thut, ihn von Jahr zu Jahr mehr und mehr verfallen lässt.

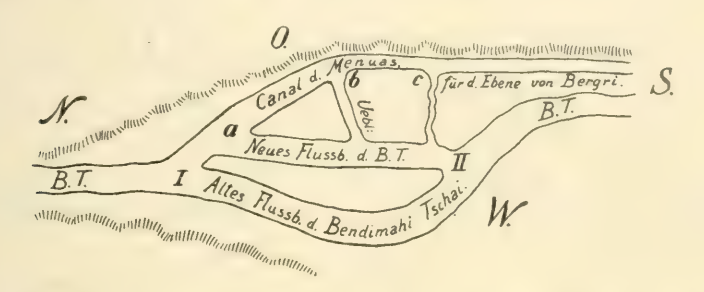
Das Bett des Canals weist bis kurz vor Bergri bedeutenden Fall auf, da es unmittelbar auf der Thalsohle angelegt ist; erst kaum 5 *km* von Bergri hat man dem Canal geringeres Gefälle gegeben, um ihn auf die

Berglehnen hinaufzuführen. Die Thalsohle ist fast durchweg felsig und auf sehr grosse Strecken hin ist deshalb das Canalbett zum Theil in den Felsboden eingehauen, während man rechts und links von der so geschaffenen Rinne Erddämme aufführte, um die Tiefe des Canalbettes und damit die Quantität des von ihm fortgeleiteten Wassers zu erhöhen. Leider trägt man heute nicht mehr die geringste Sorgfalt für die Unterhaltung dieser Erddämme, von deren Höhe in erster Linie die der Ebene von Bergri zugeführte Wasserquantität abhängt. Sie sind heute auf grosse Strecken hin so niedrig und abgetreten, dass der Canal kaum noch mehr als 2000 Sekunden-Liter fortzuführen vermag.

Immer dem Canalbette folgend, in welchem das Wasser bei dem enormen Gefälle mit grosser Geschwindigkeit abwärts schoss, gelangte ich nach etwa 15 *km* endlich an die Canalmündung, deren Anlage und Ausführung einen hübschen Beweis für den technischen Scharfblick des Chalder-Volkes liefert. An jener Stelle nehmlich setzt quer durch das kaum 100 *m* an der Sohle breite Thal ein breiter, ausserordentlich harter Felsrücken, den die Wassergewalt des Bendimahi-Tschai — letzterer heisst weiter nördlich im Districte Abaga, in dem er entspringt, der Kanli (Kan = Blut, Kanli = blutig)-Tschai, (den Namen Bendimahi führt er nach einer nahe seiner Mündung in den Van-See befindlichen gleichnamigen Brücke) — nicht in demselben Maasse wegspülen und auswaschen konnte, wie das sonstige weiche Ufergestein. Demzufolge hebt sich hier die bis dahin, wie gesagt, bis zu 10 *m* tief eingeschnittene Sohle des Flussbettes allmählich höher und höher; die bis dahin rasende Geschwindigkeit des Flusslaufes verlangsamt sich mehr und mehr, und schliesslich fliesst der Bach auf eine kurze Strecke hin fast in der Ebene der Thalsohle verhältnissmässig langsam und gleichmässig dahin, um gleich darauf in gewaltigen Sätzen bei einer Länge von kaum mehr als 20 *m* wieder in eine 10 *m* tiefe enge Felsenrinne hinabzustürzen — d. h. so war es früher, heute kann man ein solches Schauspiel an dieser wahrhaft imposanten Stromschnelle, die schon mehr einem Katarakt gleicht, nur noch zur Zeit des Frühjahrs-Hochwassers beobachten! Menuas nehmlich benutzte diese Stelle —, soweit ich gesehen habe, die einzig mögliche für eine Canalableitung, — für die Anlage seines heute noch einen grossen Theil und früher wohl die gesammte Ebene von Bergri bewässernden Aquäducts. Er liess zunächst seitlich davon ein zweites Flussbett flach, aber breit, in den Felsboden einhauen, so dass das Wasser gezwungen wurde, seitlich abzufliessen.

Die nachstehende Skizze wird die dortigen Constructionen in etwas veranschaulichen. In dem neuen Flussbett, durch welches zur jetzigen Jahreszeit fast das gesammte Flusswasser abfliesst, so zwar, dass in dem alten Bett kaum 250—300 Sekunden-Liter weglaufen, die ebenfalls durch bessere und höhere Absperrung des alten Flussbettes (Damm aus Steinen und

Rasen bei *I*) vollständig dem Dienste des Canals gewonnen werden könnten, befindet sich kaum 25—30 *m* von der Ableitungsstelle eine breite (wohl an 30 *m* breite) flache Stelle in der südlichen Uferwand, durch welche das überschüssige, nicht für den Dienst des Canals benöthigte Wasser wie über ein Wehr abfliessen und wieder dem alten Flussbett auf dem gezeichneten Wege zuströmen konnte. Früher war dieses Wehr wohl die natürliche, beim Eingraben des neuen Flusslaufes in den Felsboden stehen gebliebene Felswand; im Laufe der Jahrtausende aber hat das Wasser dieses Wehr fast vollständig weggewaschen, so dass man heute an jener Stelle einen Schutzdamm aus Steinen usw. errichtet, der das Flusswasser zwingt, dem Canal zuzuströmen. Natürlich muss dieser Damm heute nach jedem Hochwasser erneuert werden!



Bei *b* befindet sich dann noch ein zweiter Ueberlauf in dem hier schon recht engen Canalbette, während bei *c* die halbe Canalwand weggerissen und ein grosses Loch entstanden ist, durch das reichlich die Hälfte des Canalwassers wieder in den Bendimahi zurückstürzt. Bei *II* stürzt das im neuen Flussbett herabkommende Wasser zuerst steil, senkrecht, wohl an 4 *m* hinab und dann in tollen Sprüngen hinunter zu dem alten Flussbett. Obgleich das neue Flussbett jetzt schon an 2700 Jahre existirt, ist es doch noch kaum zu bemerken, dass der Fluss sich irgendwie nennenswerth in den Felsboden eingegraben hat; ich meine, dass die Stelle für Geologen ausserordentlich interessant ist, da man aus ihren Kennzeichen einen ungefähren Schluss auf die Dauer von Jahren ziehen könnte, binnen deren sich ein 10 *m* tiefes Flussbett bilden kann in derartigem Felsboden. Seiner ganzen Anlage nach war das neue Flussbett und der aus ihm abgeleitete Canal dazu bestimmt, das gesammte Normal-Wasserquantum des Bendimahi nach Bergri zu führen, um von dort aus die gesammte Ebene zu bewässern: ein neuer Beweis für die umfassende Thätigkeit des Chalder-Volkes auf dem Gebiete der Wasserbauten.

Ich bemerke schliesslich noch, dass diese Wasserleitung nicht den Namen „Regierungswasser“ führt, wie die Ableitung aus dem Keschisch Göll und der Semiramis-Menuas-Canal, somit ihr Wasser auch nicht von der Regierung an die verschiedenen Dörfer verkauft wird, vielmehr den einzelnen Ortschaften gehört, deren Felder sie bewässert.

Man berichtete mir von allen Seiten übereinstimmend, dass in den Gebirgen östlich von Bergri, am Fusse des hohen Pir Räschid Dagh sich ein künstlicher Stau-See von der Grösse des Keschisch Göll befinde, dessen Wasser ebenfalls der Ebene von Bergri zugeführt werde. Eine Inschrift sollte bei diesem Stau-See nicht vorhanden sein, und da die Untersuchung desselben bei seiner Entfernung und den sehr unsicheren localen Verhältnissen dieses Grenzgebietes mehrere Tage in Anspruch genommen hätte, so liess ich für dieses Mal diese Arbeit unerledigt. —

Wir haben fortgesetzt herrliches Reisewetter, und wenn das Schicksal uns auch weiterhin nur ein wenig begünstigt, darf ich hoffen, zum Schluss noch einige schöne Resultate zu erlangen.

An den Transport der Pithos wage ich mich, bei dem Ausbleiben aller Nachrichten Ihrerseits, nicht heran; das mit Schulden überlastete Expeditions-Conto vermag eine derartige Ausgabe nicht zu tragen.

Ueber die in der Bergri-Ebene entdeckte Burgruine Pertak will ich mich hier nicht des Näheren auslassen, ebensowenig wie über den unmittelbar bei Bergri entdeckten Hügel mit alten (prähistorischen?) Steinkistengräbern, deren Untersuchung besser späteren Forschungen überlassen bleibt.

Van, $\frac{19.}{7.}$ September 1899.

---

5. Die Quellgrotte des Tigris[1]).

An der Quellgrotte, $\frac{24.}{12.}$ October 1899.

Ich schrieb Ihnen zuletzt aus Farkîn und da mein Gesundheitszustand sich absolut nicht bessern wollte, so bin ich vor 3 Tagen einfach weitergegangen. Ich besuchte das Surat (Fels-Sculptur) in Boschat, dem m. E. eine weitergehende historische Bedeutung nicht zukommt, und stieg von dort direct wieder zum Batmansu hinunter, um Xenophon's Spuren nicht zu verlieren. Diesem Flusse aufwärts folgend, habe ich zunächst festgestellt, dass Xenophon ihn nicht überschritten hat, wenigstens lag keine Nothwendigkeit dazu vor: der Weg, auf dem er heranzog, setzt sich auf dem östlichen Ufer ganz anstandslos fort, und wenn sich die Griechen den Luxus leisteten, ihn zu überschreiten, um stellenweise etwas bessere Wege auf dem Westufer zu finden, so hatten sie nachher das Vergnügen, wieder auf das Ostufer zurückzukehren, umdem, schliesslich dort noch besseren Wege aufwärts zu folgen. Anzunehmen aber, dass die Griechen, die augenscheinlich auf der ganzen Route von ausgezeichneten Wegweisern

1) Vgl. Lehmann's Mittheilungen diese Verh.

bedient gewesen sind, ganz überflüssigerweise zweimal oder noch öfter durch einen grossen Fluss waten werden, noch dazu während der kälteren Jahreszeit, erscheint mir ganz unwahrscheinlich. Unter „den Quellen“ (sic! Plural!) des Tigris haben wir also den Batman-Su selbst nicht zu verstehen, wir müssen uns schon an die Quellflüsse desselben halten. Der Batman-Su nun entsteht durch den Zusammenfluss des grossen Hidje-Tschai und des noch grösseren Chulp- (Kulp-) Su, von deren Zusammenfluss ab der vereinigte Fluss dann den Namen Batman-Su führt. Späterhin fliessen dem Batman auf dem rechten Ufer nur unbedeutende Bäche zu, auf dem linken dagegen der Chian-Tschai und der Bodjian-Tschai, letzterer der dort bei den Kurden übliche Name für den Sassun-Tinggert-Tschai, der als Sassun-Tschai in den Sassuner Gebirgen, als Tinggert-Tschai auf dem Mallato-Dagh (von den Kurden aus Maruto-Dagh verderbt) entspringt. Ein Marsch von 2 Tagen, jeder zu 5 Parasangen, brachte das Griechenheer an das Ufer des Bodjian-Tschai, unweit von dessen Mündung in den Batman-Su; nach Ueberschreitung desselben kamen sie nach wenigen Stunden an den Chian-Tschai, der ebenfalls überschritten werden musste. Von diesen beiden Quellflüssen aus gelangten sie in dreitägigem Marsche ganz bequem in die Ebene von Musch. Sie marschirten zunächst parallel mit dem Ostufer des Chulp-Su bis an die Bergketten, auf deren Hang das grosse Dorf Neertschück (Neertschick) gelegen ist, und zwar nothwendigerweise auf ungefähr dem Wege, den ich gezogen bin und den ihnen schon von fernher das obere Thal des Chulp-Su als bequemen, weil niedrigen, Pass nach Norden zu zeigte. Bei Neertschick hatten sie dann die Wahl, ob sie den näheren, aber beschwerlicheren Weg über die Bergketten, oder den etwas weiteren, aber bequemeren Weg im Thal des Chulp-Su aufwärts nehmen sollten. Ich werde nun, nachdem ich die Arbeiten an der Quellgrotte beendet haben werde, von hier wieder nach Osten bis Neertschki (oder Neer tschick, das ist gleich, man spricht so und so) zurückgehen, um den Weg am Chulp-Su aufwärts zu verfolgen und zu sehen, ob diese Route für die Griechen möglich war oder nicht. So, Schritt für Schritt vorgehend, hoffe ich Xenophon's Weg so genau wie möglich festzustellen, ohne dass mir das einen irgendwie erheblichen Aufwand an Zeit kostet: denn nach Norden muss ich ja doch, und dieser kleine Umweg bedeutet nicht mehr als einen Tag.

Hier an der sogenannten „Quellgrotte“, aus der ein bedeutender Quellbach des westlichen Tigris, d. h. des Flusses von Diarbekr hinausströmt (die aber nach Lehmann's Mittheilungen gar keine Quellgrotte im eigentlichen Sinne des Wortes ist, da sie nicht die Quelle dieses Baches enthält, sondern nur einen Durchlauf desselben repräsentirt, während die Quelle selbst sich mehrere Stunden oberhalb, d. h. nördlich von der Grotte befindet): an dieser Grotte also handelt es sich um die Frage, ob

wir es hier mit dem „Quellort des Supnat“ zu thun haben, den Asurnasirapal in seinen Annalen Col. I, Z. 104 und 105 erwähnt, wie folgt:

104. „Auf Geheiss von Ašur, Šamaš und Rammân (lies Adad!), den Göttern meines Vertrauens, bot ich meine Wagen und Truppen auf. Am Quellort des Subnat, wo die Bilder Tiglatpileser's und Tukulti-Ninip's, der Könige von Aššur, meiner Väter, standen, fertigte ich ein Bild meiner königlichen Person und stellte es neben ihnen auf.“

Ist nun diese „Quellgrotte“ identisch mit dem „Quellort des Supnat“, so muss es dort die Sculpturen und Inschriften Tiglatpileser's, Tukulti-Ninib's und Asurnaṣirapal's geben, abgesehen von Inschriften noch späterer Könige. Man hat aber bisher nur 2 Bildnisse gefunden, von denen noch dazu das eine nach Lehmann's bei seinem Besuch im Mai ausgeführten Untersuchungen[1]) [2]) Salmanassar II. angehört, so dass also die Bildnisse und Inschriften Tuklat-Ninib's und Asurnaṣirapal's fehlen. Sind dieselben wirklich nicht vorhanden, so repräsentirt die berühmte „Quellgrotte“, wie auch Lehmann betont hat, eben nicht die „Quelle des Supnat“, die wir dann mitsammt den erwähnten drei Bildnissen und Inschriften an einem anderen Quellbach zu suchen haben würden.

Dass diese „Quellgrotte“ keine wirkliche Quellgrotte ist im wahren Sinne des Wortes, erkannte ich, als ich gestern früh zu ihr hinabstieg; denn das Wasser des aus ihr herausströmenden Baches war so lehmgelb und schmutzig, wie das irgend eines anderen Baches hier zur jetzigen Regenzeit, und wie es niemals eine wahre, dem Boden entspringende Quelle haben kann. Und als ich dann meine Zaza-„Kurden“ — diese Leute sind schwerlich Kurden, sprechen sie doch z. Th. heute noch eine den wirklichen Kurden ganz unverständliche Sprache! — nach dem Namen und Ursprung des in der „Quellgrotte“ scheinbar dem Innern der Erde entspringenden Baches befragte, berichteten sie mir, dass er etwa 3 bis 4 Stunden oberhalb (in etwa Nordost-Richtung) auf den Bergen der Kaza-Peet scharr entspringe und nach dem an ihm gelegenen gleichnamigen Dorfe Schäch-Miran-Tschai heisse, dann aber, nicht sehr weit von hier, in einer Felsgrotte verschwinde, um schliesslich in der „Quellgrotte“ wieder zu Tage zu treten. Ich habe daraufhin den Oberlauf des Baches aufgesucht und hierbei, wie vor mir Lehmann[2]), festgestellt, dass sich jener Schäch-Miran-Tschai in der That bei einem Punkte, der in Luftlinie nicht mehr als 1000 bis 1200 *m* von der „Quellgrotte“ entfernt liegt (und zwar in ONO.-Richtung nach dem Compass), in eine Höhle stürzt, um in der „Quellgrotte“ wieder zum Vorschein zu kommen. Dieser Bach führt heute etwa 750 Sekunden-Liter, und sein Wasser war genau

1) Vgl. Lehmann's kurze Mittheilungen, Verh. 1899, Mai-Sitzung (S. 428f.) und seinen aus Tiflis, August 1899 eingelaufenen Bericht, der in der October Sitzung erscheint.
2) Vgl. Sitz.-Ber. d. Berl. Akad., Juli 1899, S. 747 und Näheres in der Oct.-Sitz.

so lehmgelb und schmutzig, wie das des Grotten-Baches, der zur trockenen Jahreszeit natürlich weit weniger Wasser führt; im Uebrigen bezeichneten mir alle Leute diesen Bach zunächst und allgemein mit dem Namen „Diarkr-Schatt" (= Diarkekr-Tigris). — So bestätigt sich schliesslich die als eine Fabel betrachtete Angabe des Strabo und Plinius, dass der Tigris bald nach seinem Ursprunge sich in einen Erdschlund stürze und weiter abwärts dann wieder zu Tage trete[1]).

Die falsche „Quellgrotte" führt, wie auch der Bach abwärts von ihr, den sonderbaren Namen „Byll-kalen" (so, nach der Schreibung eines hiesigen Chodscha, nicht etwa Byr-kalen![2]), der angeblich kurdisch sein soll; indessen keiner der Kurden konnte mir Aufschluss über die Bedeutung dieses Wortes geben, sie blieben nur immer hartnäckig dabei, dass der Name eben so laute, was mich zu der Vermuthung brachte, dass es gar keine kurdische, sondern eine viel ältere Bezeichnung sei.

Und so ist es in der That: das Wort ist augenscheinlich aus Dhu'l- (oder Su'l-) qarnain (dem hier gebräuchlichen Beinamen Alexander's des Grossen) verderbt! Ewlia Effendi, der türkische Geograph, berichtet über diese Quelle Folgendes:

„Eine Tagereise nördlich von Diarbekir, beim Schlosse Pali, in einer reizenden Gartengegend, strömt die erste und Hauptquelle des Tigris, Schatt-i Baghin, auch Schatt-i Su'l-qarnain, d. i. „der Fluss des Zweihörnigen" aus dem Boden, so genannt, gemäss einer islamitischen Sage, weil Alexander, das reinste Wasser zur Linderung seiner Schmerzen aufsuchend, hier stille stand, da er beides an dieser Stelle gefunden."

Zur Erläuterung des an sich unverständlichen Wortes „beides" will ich bemerken, dass nicht weit von hier eine warme Quelle dem Boden entspringt, die von den Zaza und Türken immer im Zusammenhang mit dem Quellgrottenbach genannt wird; letzterer ist bei ihnen die „kalte", erstere die „warme" Quelle! Alexander, dessen richtiger Beiname (Dhu'l- oder) Su'l-qarnain hier, wie in Bitlis — dessen Castell er angeblich erbaut haben soll — vom Volksmund in Dul(e)-karnein verderbt worden ist, soll also hier „beides", sowohl das reinste warme, wie auch das kalte Quellwasser, gefunden haben.

Den Namen Zibbeneh-Su als Bezeichnung dieses Baches kannte hier niemand[3]); schwerlich existirt irgend eine philologische Beziehung zwischen dem Namen des 6—7 Stunden flussab gelegenen modernen Dorfes

1) Vgl. auch Lehmann's Hinweis in den Verh., October-Sitzung 1899.

2) Ich habe (s. meine Berichte a. a. O.) während meines neuntägigen Aufenthalts stets Byrkele(i)n gehört. Es ist sehr leicht möglich, dass zwei derartige lautliche Varianten neben einander bestehen. Dass Byrkele(i)n oder Bylkalen irgend etwas mit Dhu'l-karnain zu thun habe, halte ich für ausgeschlossen. Man gab mir auch eine kurdische Erklärung des Namens. C. Lehmann.

3) Vgl. Lehmann's Feststellung Mai-Sitzung 1899. S. (188). Bericht der Berl. Akad. a. a. O.

Zibben-h und dem alt-assyrischen Flussnamen Supnat, wie man bisher allgemein angenommen hat.

Eine genaue Untersuchung der Wasserverhältnisse des „Quellgrottenbaches“ hat schliesslich ergeben, dass die Grotte ihren bisher bei den Assyriologen gebräuchlichen Namen „Quellgrotte“ in gewissem Sinne doch verdient. Denn da der in die Grotte hineinströmende Schäch-Miran-Bach nicht mehr als 750 Sekunden-Liter, der ausströmende Byll-kalén-Bach aber etwa 2000 bis 2500 Sekunden-Liter führt, so muss nothwendigerweise im Innern der Grotte selbst eine ziemlich starke Quelle entspringen!

Ob diese „Quellgrotte“ aber den „Quellort des Supnat“ repräsentirt, muss ich dahingestellt sein lassen; die Entscheidung liegt bei der Frage, ob die eine der dortigen Inschriften mit danebenstehendem Bildniss, die man bisher dem Könige Tuklat-Ninib II. zugeschrieben hat, wirklich von diesem Könige (oder wenigstens von seinem Sohne Asurnaṣirapal) herrührt, oder von Salmanassar II., wie Lehmann behauptet. Der Text der Inschrift, — die übrigens in ihrem unteren Theil fast vollständig zerstört ist, so dass zur Reconstruction ein mehrtägiges, körperlich wie geistig sehr anstrengendes Studium an der etwa 4 *m* über dem Flussniveau gelegenen Felsfläche erforderlich wäre[1]), — weist m. E. zunächst auf Asurnaṣirapal, event. selbst auf Tuklat-Ninib hin und nur sehr unwahrscheinlich auf Salmanassar. Es kommt besonders auf die Lesung des ideographisch geschriebenen Königsnamens an, den eben Schrader bisher als Tuklat (Ninib) gedeutet hat; mir selbst ist die genaue Lesung des Ideogramms unbekannt Kommt hierfür die Lesung „Salmanassar“ nicht in Frage[1]), so halte ich die „Quellgrotte“ für identisch mit dem „Quellort des Supnat“; allerdings würde noch Bildniss nebst Inschrift des dritten Königs fehlen, indessen diese können — wenn an ungünstiger Stelle, wo sie dem Einfluss von Wind und Wetter stark ausgesetzt waren, angebracht — im Laufe der 2750—2800 Jahre vollständig verschwunden sein, so wie grosse Partien der sogenannten Tuklat Ninib-Inschrift vollständig verschwunden sind[2]). Auch ist die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, dass sich die Inschrift an einer versteckten Stelle der im Innern recht dunklen Höhle noch vorfindet. Zur Zeit war eine minutiöse Untersuchung daselbst in Folge des stark angeschwollenen Baches nicht ausführbar; man muss nehmlich, da eine andere Wegmöglichkeit

---

1) Wie dies von Lehmann geleistet worden ist. — (Die Entscheidung über die Zuweisung der Inschrift an Salmanassar II. liegt gerade in meinen sicheren Ermittelungen betreffs der Lesung dieser, dem unteren, schwierigen Theil angehörigen Zeilen. Siehe soeben, S. 250 und meine Berichte a. a. O. C. Lehmann.)

2) Bei der guten Beleuchtung, in der ich die Inschrift tagelang studiren konnte, erwies sich, dass die, übrigens doch nicht etwa allzu umfangreichen Zerstörungen nicht etwa eine Folge natürlicher Verwitterung sind, sondern von Kreuzen herrührten, die offenbar in christlicher Zeit über die Inschrift eingehauen sind. (Vgl. dazu speciell noch meinen Bericht in der Zeitschr. f. Religionswissenschaft Bd. III (1900) S. 1ff.). C. Lehmann.

nicht existirt, im Bett des Baches selbst in die Höhle hineinreiten, ein etwas gefährliches Wagniss, da eine Untersuchung mit Stangen schwimmtiefes Wasser ergab. Mit dem Feldstecher aber war im dunklen Innern der Höhle natürlich nichts zu erkennen.

Nur das möchte ich schliesslich noch bemerken: Ist der „Quellort des Supnat“ anderswo zu suchen, so kann es sich nur noch um die Quelle des sogenannten Lidje- (so lautet der richtige Name, während Ilidje- volksetymologisch entstanden ist) -Tschai, der mit seinem wahren Namen Sarun-Tschai heisst, handeln: denn der „Quellort“ muss sich an oder nahe bei dem Wege befinden, der die Assyrerheere an den Murad-Tschai oberhalb Palu brachte, den sie regelmässig überschritten, um in Biaina-Urartu einzufallen. Wenn aber die Assyrer einen östlicheren Weg gegangen wären, z. B. an dem von dem Sarún nächst östlichen Chulp-Su entlang, so würden sie direct in die Ebene von Musch, also nach Biaina-Urartu, gelangt sein, ohne den Murad-Tschai überschreiten zu müssen.

In einer Seitenschlucht, oberhalb dieser „Quellgrotte“, die nach Osten zu gerade in den Anfang der „Quellgrotte“ ausläuft, fanden wir (Lehmann und jetzt auch ich) auf Grund der uns in Mosul von einem freundlichen Chaldäer gegebenen Informationen eine grosse Inschrift — oder vielmehr eine Doppel-Inschrift — Salmanassar's II. auf, deren oberer, wichtigster Theil leider zur grösseren Hälfte vollständig durch Verwitterung zerstört und rettungslos verloren ist, während der untere Theil, im Wesentlichen die üblichen Titel und Phrasen enthaltend, recht gut erhalten ist[1]). Diese recht breite und geräumige Tropfstein-Höhle zieht sich etwa 300 *m* in das Innere des Berges hinein.

In derselben Schlucht, östlich von dieser Höhle, und wie diese in der Nordwand der Schlucht gelegen, befindet sich noch eine weitere, sehr grosse Tropfstein-Höhle, über welche im Munde des Volkes die wunderbarsten Gerüchte existiren.

Nach den Einen soll die Höhle überhaupt kein Ende haben, nach den Anderen führt sie direct bis Erzerum, und es wurde allen Ernstes erzählt und wiederholt betheuert, dass vor drei Jahren ein Mann dort hineingegangen und nach 15 Tagen wohlbehalten bei Erzerum ans Tageslicht gekommen sei.

Diesen Volks-Sagen und -Erzählungen, die mir selbst von aufgeklärten Türken in Lidje wiederholt wurden, habe ich ein gründliches Ende durch genaue Untersuchung der sagenhaften Höhle bereitet.

---

1) Es sind zwei ganz getrennte Inschriften: die untere ist fast wörtlich identisch mit der dritten, schon von Schrader als von Salmanassar II. herrührend erkannten Inschrift in der „Quellgrotte“. Sie berichtet, wie jene, von einem dritten Besuch des Königs, der für uns ein Novum darstellt. Die obere rührt von einem der bekannten beiden Besuche des Königs her. Näheres a. a. O. C. Lehmann.

Begleitet von meinem Gendarmerie-Officier Osman Effendi und zwei Zaptieh, sowie von zwei führenden Kurden, die namentlich mehrere Säcke mit Häcksel mit sich schleppten, drangen wir mit zahlreichen Lichtern bewaffnet in das Innere der angeblich viele labyrinthische Seitengänge enthaltenden Höhle vor. Dabei streuten die Kurden, was ich erst auf dem Rückwege bemerkte, reichlich Häcksel auf den Weg, um sich nur ja nicht zu verirren, — eine, wie sich späterhin zeigte, ganz überflüssige Maassregel, da es nur einen Weg in der Höhle giebt und die angeblichen Labyrinthgänge alle Fabel waren.

Die grossartigen Tropfsteinbildungen, Stalaktiten von bis zu 5—6 *m* Höhe und 50—60 *cm* Durchmesser, und fast ebenso grosse Stalagmiten nach Gebühr bewundernd, rückten wir nur langsam in der eine Temperatur von mindestens 25° C. zeigenden Höhle vor. Nach 20 Minuten, wobei wir etwa 1000 *m* vorwärtsgeschritten waren, hatte die bis dahin 6—8 *m* hohe und recht breite Höhle anscheinend plötzlich ihr Ende erreicht; doch bemerkte ich einen engen Spalt in einer Ecke, durch den ich beabsichtigte weiter vorzudringen. Da aber erhoben die Kurden ein grosses Geschrei: „Burda hetsch kimse getmemisch!“ „Dort ist noch niemand gegangen! Alle Leute sind hier umgekehrt!“ Worauf ich sehr kühl erwiderte, ich sei nicht „hetsch kimmse“, und wenn noch niemand dort gegangen sei, so werde der „Allemannia“ erst recht gehen, womit ich einfach in den Spalt hineinkroch. Weiterhin wurde der Gang streckenweise so niedrig, dass wir auf allen Vieren kriechen mussten; so rückten wir noch weiter etwa 5 Minuten vor, dann aber hatte die Höhle wirklich ein Ende! Ich liess in alle Ecken hineinleuchten, kletterte selbst auf allen, am Ende der Höhle aufgehäuften grossen Felsblöcken umher, indessen umsonst: nirgends ein Spalt oder auch nur die Andeutung einer Fortsetzung der Höhle! Somit hat die ganze Höhle eine Länge von höchstens 1500 bis 1750 *m*, während selbst der Ingenieur Hr. Sester in einem Briefe an Professor Schrader ihre Länge auf zwei Stunden angab.

Um so interessanter war es mir, in diesem innersten Winkel der Höhle untrügliche Anzeichen des Aufenthalts von Menschen anzutreffen. Wir stiessen auf grosse Haufen sehr lockerer Erde, die bei näherer Untersuchung grosse Quantiäten von Holzkohlen-Theilchen aufwiesen!

Auf dem Rückwege untersuchte ich ganz genau die Seitenwände der Höhle, um event. eine seitliche Abzweigung aufzufinden; indessen alle Seitenspalten endigten bereits nach 20—50 *m*, und so muss die berühmte endlose, oder doch wenigstens bis Erzerum reichende Höhle, wie so vieles Andere, in das Bereich der Fabel verwiesen werden.

Um so wichtigere Ausbeute würde aber dereinst von dieser, wie von der vorerwähnten Höhle für die Prähistorie zu erwarten sein, namentlich auch in anthropologischer Beziehung. Beide Höhlen werden nicht nur von zahllosen verschiedenen Vogelarten bevölkert, sondern dienen im

Winter auch Bären und anderen Raubthieren als Aufenthalts- und Zufluchtsort. Die kleinere Höhle zeigt nicht nur, wie die grössere, durch Haufen von Asche und Kohle an, dass sie noch bis in die neueste Zeit hinein von Menschen benutzt worden ist, sondern an ihrem Eingange bemerkt man sogar die deutlichen Reste einer starken Quermauer, welche einst das Innere der Höhle vollständig abschloss, letztere zu einer grossen, geräumigen und im Winter warmen Wohnung gestaltend. Das Innere beider Höhlen ist viele Meter hoch mit Schutt und Erde aufgefüllt, in der Nachgrabungen gewiss sehr interessante Resultate ergeben würden.

Nicht unerwähnt will ich schliesslich lassen, dass noch heute, wie im Alterthum, die Hauptroute von Diarbekr her nach Norden zu an diesen Höhlen vorbei zum Murad führt, den man unweit Kelleck überschreitet, um in die Kaza Djabachdjur und von dort nach Melasgert, Musch oder Chinis zu gelangen.

6. Der Weg Xenophon's.

Dorf Kăsŭrr (etwa 10 *km* westlich von Musch), $\frac{31.}{19.}$ October 1899.

Nach dreitägigem Aufenthalte an der „Quellgrotte" bin ich über Lidje nach Pasŭrr und Neertschick, zum Anfangspunkt der engen Thalspalte des Chulp-su, des bedeutendsten Quellflusses des Batman-Su, zurückgegangen, um den Weg Xenophon's weiter zu verfolgen.

Von Neertschick aus führen zwei Hauptwege nach Norden in die Murad-Ebene. Die eine Route läuft über die Berge weg, am Nordhange des grossen Massivs Andook Dagh entlang und dann über den Kurrtick-Dagh hinweg zur Ebene hinunter, die man etwas westlich von Musch erreicht. Die andere Route, welche einen erheblichen Umweg bedeutet, läuft in der Thalschlucht des Chulp-Su aufwärts bis fast zur Quelle desselben, an der sich die weit zerstreuten Häuser des heutigen Kurdendorfes Schēn befinden, von dem aus man entweder auch über den Kurrtick-Dagh oder über den Kŏzmi Dagh hinweg zur Ebene von Musch hinabsteigt.

Da der Endpunkt der Bergroute mir bereits bekannt war und ich geneigt war, die Thalroute für bequemer zu halten, so verfolgte ich letztere, namentlich auch um zu sehen, an welchem Punkte ich auf ihr und über den Kŏzmi-Dagh in die Murad-Ebene gelangen würde. Es war ein ziemlich beschwerlicher Marsch. So lange wir am Chulp-Su entlang marschirten, ging der Weg noch an, obgleich wir dabei den schnell dahinschiessenden Bergstrom dreissigmal zu überschreiten hatten. Schliesslich aber schleppten mich meine Zaptieh vom Flusse westlich ab und auf die Berghöhen hinauf, die wir auf erst steilen Wegen zu erklettern hatten, dabei wohl an 750 *m* in die Höhe steigend, um unmittelbar darauf wieder

fast ebensoviel hinunterzusteigen und wieder an den Chulp-Su, nahe seiner Quelle beim Dorfe Schēn zu gelangen. Wie ich später von den dortigen Bauern erfuhr, kann man auch dem Chulp-Su aufwärts bis zum Dorfe folgen, dabei wenigstens 2 Stunden Weg ersparend und den grossen Auf- und Abstieg vermeidend; aber dieser Weg sei wegen grosser, im Flussbett lagernder Felsblöcke nur für Fussgänger, nicht auch für Reiter oder Packthiere practicabel[1]. Im Uebrigen sei der Bergweg, obgleich er auch wegen vieler Schluchten fortwährend bergauf bergab laufe, doch verhältnissmässig leichter, als die von uns benutzte Route, und laufe in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde (= etwa 3 *km*) östlich vom Dorfe vorüber auf den Kurrtick-Dagh hinauf. Wer dieser Route folge, komme gewöhnlich doch nach Schēn, um dort zu übernachten.

Einerlei, ob die Griechen den Bergweg wählten oder den Thalweg, sie konnten nur in der etwa 200 *m* breiten, grossen Thalfläche bei Schēn übernachten; nirgends sonstwo findet sich auf der ganzen Strecke (=37 ½ Werst auf unserem Wege, etwa 29—30 Werst stets am Fluss entlang und etwa ebenso viel auf dem Bergwege) eine grössere ebene Fläche, auf der man das Lager hätte aufschlagen können.

Obgleich ferner die Griechen in Folge der Natur des Terrains mit aufgelöster Marschordnung, meist nur 2 Mann, höchstens 3 Mann nebeneiander, also in sehr langer Linie marschiren mussten, hatten sie doch irgend welche Feindseligkeiten oder Angriffe seitens der Landesbevölkerung nicht zu befürchten; denn das ganze Gebiet ist so gut wie unbewohnt, da es an für Ackerbau geeigneten Flächen mangelt und die steilen Berghänge selbst für Viehzucht nicht besonders geeignet sind. Abgesehen von drei Dörfern, nur wenig nördlich von Neertschick, giebt es auf dem ganzen Wege kaum noch ein wirkliches Dorf; nur hier und da bekommt man vereinzelte Bauernhäuser zu sehen. Daraus ergiebt sich auch mit Nothwendigkeit, dass die Griechen für den zweitägigen Marsch von Neertschick bis zur Murad-Ebene Lebensmittel mit sich geführt haben müssen.

Die von uns passirten Höhen waren noch schneefrei, nur auf dem Kurrtick-Dagh lag eine dünne Schicht frisch gefallenen Schnees, und da die Griechen fast genau zur selben Jahreszeit wie ich diesen Weg zurückgelegt haben, so werden sie wohl auch im Allgemeinen dieselben Witterungsverhältnisse angetroffen haben.

Von Schēn aus wählte ich heute weder den ganz östlich laufenden Kurrtick-Weg, noch auch den ganz westlich über die niedrigsten Partieen des Kozmi-Dagh laufenden bequemen, aber auch viel weiteren Weg —

[1] Diese Felsblöcke brauchen durchaus nicht schon zur Zeit Xenophon's im Flussbette gelegen zu haben, sie können vielmehr in den 2300 Jahren ganz bequem von den benachbarten Felswänden heruntergestürzt sein.

die von den Karawanen fast ausschliesslich benutzten Routen, den eigentlichen, sogenannten Kozmi-Weg, — sondern eine mittlere, directere und deshalb nähere Route, als oben den letzteren Weg: eine mittlere Route, die über die östlichen, höchsten Partien des Kozmi-Dagh hinwegführt. Denn die westlichste Route musste mich — wie ich schon gestern vom Pass aus gesehen hatte — viel zu weit westlich, nicht an den Karasa, sondern direct an den Murad-Tschai hinabbringen.

Aber selbst diese mittlere Route brachte mich noch etwa 12—15 *km* westlich von der Mündung des Karasa in den Murad-Tschai hinab in die Ebene: freilich, wenn man letztere in der Richtung der grossen, hier gelegenen Dörfer durchquert, d. h. in Nordostrichtung, so gelangt man direct an den Karasa, nahe seiner Mündung in den Murad-Tschai. Immerhin bin ich der Ansicht, dass die Griechen nicht meinem in N. 30° O. laufenden Wege, sondern dem noch östlicheren Kurrtick-Dagh-Wege gefolgt sind, der sie unzweifelhaft direct an den Kara-Su und nicht erst an den Murad-Tschai brachte.

Aber, so wird man fragen, wie kommt es, dass die Griechen, welche doch in Nordwest-Richtung ziehen müssen, um das Schwarze Meer und die Heimath zu erreichen (eine Richtung, die sie bisher auch immer treulich beibehalten hatten), nun plötzlich in entgegengesetzter Richtung, nach Nordost, gezogen sein sollen, eine Richtung, die sie von der Heimath mehr und mehr entfernen musste? Die Erklärung für diese anscheinend so auffällige Thatsache ist eine sehr einfache. Auf welchem Wege auch immer die Griechen gezogen sein mögen, sobald sie die die Murad-Tschai-Ebene im Süden begrenzende Bergkette erstiegen hatten, und schon viel früher vom Bergwege auf dem Andook-Dagh oder von der von mir gestern überstiegenen Passhöhe aus, hatten sie einen prächtigen Ueberblick über das ganze, im Nordwesten, Norden, Nordosten und Osten vor ihnen sich ausbreitende Gebiet. Und von Nordwest angefangen bis nach Nordosten hin starrte ihnen eine einzige ununterbrochene Kette hoher schneebedeckter Gebirge entgegen, unter denen ihnen namentlich das in tiefem Schnee vergrabene Plateau des Bingöl-Dagh und der sich östlich daran schliessende, charakteristische Kamm des hohen Chamurrpert-Dagh-Massivs auffallen mussten. Erst östlich von letzterem Gebirge, zwischen ihm und dem in der Ebene von Bulangk isolirt aufsteigenden Bilidjian-Dagh, zeigte die Gebirgskette eine breite, klaffende, schneefreie Lücke, den von der Natur gegebenen Weg nach Norden für ein grosses Heer, das zudem noch im Winter diese Gebiete durchziehen will. Und sicherlich haben auch die Führer des Griechenheeres berichtet von den ununterbrochenen Gebirgszügen, die sich nördlich vom Murad bis nach Erzerum hin ausdehnen und die, wenn schneebedeckt, zu überschreiten schon fast unmöglich genannt werden muss.

Und da ich mit absoluter Sicherheit nachweisen kann, dass die Griechen nur in der Gegend von Karaklissa den Murad-Tschai überschritten haben, unmöglich irgendwo flussabwärts von dort, so erfordert die Wahl dieser anscheinend so unbezweiflichen Route — unbezweiflich freilich nur für den mit den Terrain-Verhältnissen nicht Vertrauten — unbedingt als Voraussetzung und Erklärung die Thatsache, dass die Griechen von hochgelegenem Standpunkte aus sich selbst von der Unmöglichkeit überzeugt hatten, auf anderem Wege nach Norden vordringen zu können. Einen derartigen Ueberblick über die Terrain-Verhältnisse aber gewinnt man nicht, wenn man von Bitlis her auf der Ebene heranzieht: die Routen durch Motki, Chuth und Sassun sind absolut unpassirbar für ein Heer und lediglich der Chulp-Su-Pass konnte ihn den Griechen gewähren.

Es ist gewiss ein ausserordentlich günstiger Umstand, dass ich zur selben Jahreszeit, fast an demselben Tage, wie die Griechen, ihren Wegen folgend, von Süden her heranzog und auf diese Passhöhe gelangte. Nur durch die Vereinigung aller dieser günstigen Umstände konnte ich das volle Verständniss für die Situation der Griechen gewinnen, das ich z. B. nicht in demselben Maasse gewonnen hätte, wenn ich dieselbe Strasse von Norden her, oder nur 4 Wochen früher selbst von Süden her (denn damals waren die Gebirgsketten im Norden des Murad noch alle schneefrei!) gezogen wäre.

Es erübrigt mir noch festzustellen, wo sich das von Xenophon erwähnte „königliche Schloss“ — worunter wir sicher einen Palast der Chalder-Könige zu verstehen haben, denn schwerlich werden sich die Perser-Könige in dieser nie von ihnen besuchten, weltentlegenen Ebene ein Schloss erbaut haben! — befunden hat, und welche specielle Bergkette Xenophon bei seinem Bericht über den von Tiribazes beabsichtigten Angriff im Auge hatte. Durch diese beiden Punkte würde dann die ganze Route bis nach Karakilissa hin festgelegt sein, denn nördlich vom Bilidjian-Dagh kann über den Weg kein Zweifel herrschen.

Schliesslich möchte ich noch bemerken, dass es von der Mündung des Chian-Tschai bis Neertschick ein Tagemarsch ist, ebenso von dort nach Schén und von dort zur Ebene, so dass Xenophon's Angabe von den 3 Tagemärschen „von den Quellen des Tigris bis zum Teleboas“ ausgezeichnet stimmt; übrigens kommt man in diesem Gebiet vom Chian-Tschai bis zur Ebene am Karasa-Murad-Tschai zu Fuss schneller vorwärts als zu Pferde.

7. Chaldische Alterthümer.

District Chiüth, $\frac{13.}{1.}$ October 1899.

(Im Dorfe Ting-gert, am Fusse des Mallato-Dagh, an der Grenze von Sassun und an der Quelle eines der Hauptzuflüsse des Batman-Su.)

Welch einen Erfolg hat die Wissenschaft Ihnen wieder einmal zu verdanken! Die Aufhellung der Geschichte eines Culturreiches von 1000 bis 600 v. Chr., eines Volkes, dessen Cultur (ausgenommen die Schriftsprache) nicht — wie bisher allgemein angenommen und behauptet wurde — von den Assyrern-Babyloniern entlehnt ist, sondern im Gegentheil sehr nachhaltig und tief auf eben jene semitischen Völker eingewirkt hat.

Roh und ungeschickt sehen die assyrischen Sculpturen aus, verglichen mit den von mir in Adeldjiwaz entdeckten, zart und schön ausgeführten chaldischen Sculpturen.

Die Mosaik-Arbeit dieses Volkes steht einzig da; höchst wahrscheinlich waren die Chalder die Entdecker der Eisenbereitung; ihre Wasserbauten, ihre Canal-Anlagen, ihre technischen Kenntnisse sind bewunderungswerth und übertreffen bei Weitem Alles, was wir von den Babyloniern wissen. — Und nicht allein über die Chalder, auch über die noch ältere Zeit, die vorchaldische, ist einiges Licht verbreitet, wenigstens in dem speciellen Gebiet des Van-See-Beckens. Wir wissen jetzt positiv — was ich schon ausführlich, lediglich auf Grund indirecter Folgerungen aus den Inschriften der Könige von Van in einer ausführlichen, bisher nicht publicirten Abhandlung dargelegt hatte, — dass die Chalder nicht autochthon in Van sind, sondern dass sie jenes Gebiet erst in historischer Zeit erobert haben. — Und der Schutthügel von Schamiramalti eröffnet uns Perspectiven in unbestimmbare Jahrtausende zurück. Und dass nebenher Fragen, die direct in rein assyrisch-babylonisches Gebiet (Berg Nisir, Lage von Kakzi, Canalanlage des Asurnaṣirabal für Nimrud, Identification von Matiaut-Midjat usw.) oder in griechisches (Xenophon), bezw. römisch-armenisches Gebiet (Tigranokerta) übergreifen, gelöst werden konnten; dass den noch heute vorhandenen Resten des Chalder-Volkes nachgegangen werden konnte, war nur möglich durch die von Ihnen in so reichlichem Maasse beschafften Mittel.

Durch Ihre Mitwirkung allein, mein hochverehrter Gönner, ist es schliesslich gelungen, einen Plan für zukünftige Forschungen aufzustellen, Ausgrabungsobjecte zu entdecken von vielversprechender Lage: denn was wir fernerhin noch für die Aufhellung der Geschichte dieses Landes finden zu können erhoffen dürfen, das ruht im Schoosse der Erde: über der Erde ist jetzt Nennenswerthes kaum noch zu erwarten.

Ausser Pertuck, der Burgruine an der NO.-Ecke des Van-Sees, von der ich Ihnen schon kurz berichtete, habe ich jetzt noch 2 andere chaldische Ruinenstätten aufgefunden, die seit der Einwanderung der Armenier, also seit etwa 2500 Jahren unberührt daliegen, mithin vielversprechende Ausgrabungs-Objecte sind. Die eine ist die kleine Burgruine von Bostankaya, nahe Karakaya, etwas nördlich von Melasgert, die andere die colossale, etwa 4—5 *qkm* umfassende Burg- und Stadt-Ruine Kefir-Kala, etwa 3 *km* NO. von Adeldjiwaz. Meine Tour von Van war kurz die folgende: Van-Vostan-Sorp-Tadwan-Achlath (wo nur Ruinen jüngeren Datums zu erblicken, Chaldisches nur von Ausgrabungen zu erhoffen ist) — Adeldjiwaz (Auffindung einer griechischen Inschrift) — Besteigung des Sipan-Dagh (trotz aller Kurden-Räuber) — Marmos (wo wir schon früher eine Canal-Inschrift des Menuas auffanden, die aber dorthin von unbekanntem Orte her verschleppt worden ist) — Bostankaya-Karakaya-Melasgert (nur jüngere Ruinen; Chaldisches nur von Ausgrabungen zu erhoffen, freilich in reichem Maasse). — Ada (Auffindung zweier grosser Menuas-Canäle, von denen der eine nach Melasgert, der andere nach Chotanlu läuft) — Chotanlu-Jundjalu (Inschrift Tiglatpileser's I.) — Sirnack-Kala (neuzeitliche Ruinen, nichts Chaldisches) — Chinis (nichts Chaldisches zu erhoffen) — Besteigung des Bingöl-Dagh (wobei ich das sagenumwobene Bingöl-Schloss dorthin zu verweisen hatte, wohin es gehört, nehmlich in das Gebiet der Sage: es existirt nichts dergleichen, hat niemals auf dem Bingöl existirt! Was man dafür ausgiebt, ist ein grosser eingestürzter Krater! Auch die dort von den verschiedensten Seiten her signalisirte Keil-Inschrift ist lediglich eine Mythe) — Abstieg über Gummgumm (Warte) nach Musch-Trmerd (Copie der 2 neuen, von Frl. Majewski aufgefundenen fragmentarischen Keil-Inschriften) und dann von dort nach Süden in dieses noch nie von einem europäischen Reisenden besuchte wilde Gebirgsland mit seiner hochinteressanten Bevölkerung, deren Name Chuth (Choith) aus Chalt verderbt ist. In diesem Dorfe Ting-gert z. B. hat die Bevölkerung nur einmal einen türkischen Reisenden (nach der Beschreibung einen Landmesser) gesehen, erinnert sich nicht mehr des letzten Besuches türkischer Soldaten, hat in diesem Jahre noch keinen Zaptieh gesehen, bezahlt keine Kopfsteuer und auch keinen Aschár (Zehnten) an die Regierung usw. Der Typus der hiesigen Bevölkerung (halb kurdisch, halb armenisch) ist sehr verschieden von dem der anderen Kurden und Armenier. Die Armenier haben hier keine krummen Nasen, es fehlt ihnen durchaus die sonst so typische jüdische Gesichtsform: sprachliche Untersuchungen, die recht schwer anzustellen sind, da die Leute türkisch gar nicht verstehen, kann ich natürlich bei diesem flüchtigen Orientirungsbesuch nicht ausführen, das muss schon für eine Specialaufgabe reservirt bleiben. — Irgend welche alt-chaldischen Ueberreste sind hier in diesem geradezu unzugänglichen, wildzerrissenen Gebirgslande, dessen Bergrücken sich scharf, wie Messer-

schneiden, steil (unter 45—50°) aus den engen Thalschluchten zu 1200 und 1500 *m* relativer Höhe erheben, um so weniger zu erwarten, als die Könige von Van sich schwerlich hier hineingetraut haben. „Wege" existiren gar nicht; nur schmale, höchst beschwerliche und lebensgefährliche Fusssteige führen auf die Höhen hinauf und an Steilhängen entlang, und unsere ganze heutige Tour, bei der wir oft nach $2\frac{1}{2}$–3stündigem Marsche kaum 4 *km* in Luftlinie vorwärtsgerückt waren, repräsentirt eine ständige Lebensgefahr.

Fürwahr ein Land, wie geschaffen für ein Asyl eines bedrängten, freiheitsliebenden, tapferen Volkes. In Sassun und Motki herrschen gleiche Terrain-Verhältnisse, und Xenophon, der mit den Zehntausend den westlichsten, niedrigsten Theil von Sassun auf seinem Wege zum Telebaos (Kara-Su) passirt, hat dort wahrscheinlich seine Informationen über die Chalder und ihr Verhältniss zu den Armeniern gewonnen, die er uns in der Kyropaidia mittheilt. Ich will hierbei zu Ihrer Orientirung bemerken, dass Thomas Ardzruni, ein armenischer Historiker des X. Jahrhunderts und am Van-See beheimathet, angiebt, dass die Chuth (Choith), denen er ein ganzes Capitel widmet, zwar Christen, aber dabei wilde, wenig civilisirte Bergbewohner südlich von Musch seien, die eine den Armeniern ganz unverständliche Sprache redeten.

Zu den mehr negativen archäologischen Resultaten und der positiven Feststellung der Thatsache, dass Xenophon dieses Gebirgsland ganz unmöglich hat durchziehen können, ergiebt dieser Streifzug in eine völlige terra incognita natürlich reiche geographische Ausbeute, sowohl in orographischer, wie hydrographischer Beziehung.

8. Die Quelle des Batman-Su.

Därägusi, $\frac{15.}{3.}$ October 1899.

Die Quelle eines der Hauptzuflüsse des Batman-Su ist festgestellt, sie liegt auf dem reichlich 3000 *m* hohen Mallato-Dagh; ich verfolgte den Fluss von Mallato bis etwa 6 Stunden vor seiner Mündung in den Batman-Su und entdeckte dabei eine Tribus sogenannter „Kurden", die sich Chalit-Kurden nannten, aber absolut keine Kurden, sondern sicher autochthone Bevölkerung sind, und deren sagenhafter Chef Chalit einst stets im Kriege mit den Türken gelegen, schliesslich aber hier sich friedfertig angesiedelt habe. Er sei weder Kurde noch Türke gewesen! Die Bevölkerung hat grösstentheils gelocktes Haar, das in langen Ringeln in den Nacken fällt, so wie es auf einigen der neugefundenen Fels-Sculpturen abgebildet ist. Es erscheint mir kaum zweifelhaft, dass Chalit aus Chalt entstanden ist; veränderten doch unsere Zaptieh stets das ihnen vorgesprochene „Chaldi-Dagh" in „Chalidi-Dagh". Und bei einigermaassen

schlechtem Gehör oder schlechter undeutlicher Aussprache kann man statt Chalit auch sehr wohl Chalib verstehen, so dass mir die Angabe der griechischen Autoren, das Wort Chali(y)ber sei aus Chalder (Chaldoi) entstanden, keineswegs mehr als ein Curiosum, sondern als richtig und wohlbegründet erscheint. Dass die Griechen die ihnen als vorzügliche Meister in Eisenarbeiten bekannten Chalid lieber als Chalib bezeichneten, bezw. den Namen so zu verstehen glaubten, erscheint um so verständlicher, als sie dann diesen Namen etymologisch als von Chalybs abgeleitet erklären konnten.

Auch die Quelle eines anderen bedeutenden Zuflusses des Tigris, des Flusses von Arzen oder Redwan (auf Kiepert's Karte fälschlich Jezidchane-Fluss bezeichnet) konnte festgestellt werden. Ein 4tägiger angestrengter Gebirgsmarsch quer durch Chuth und Sassun hindurch brachte uns dann heute Abend hierher, an den Nordrand des Plateaus von Diarbekr, nur wenige Stunden NW. von Arzen entfernt, so dass ich Anschluss an meine frühere Tour habe. Von diesem hoch über dem Plateau gelegenen Dorfe kann ich das ganze, von Xenophon durchzogene Gebiet, vom Kentrites-Bohtan-Su bis zum Batman-Su bequem überschauen. — Für ein von der Kentrites-Uebergangsstelle her anrückendes Heer war die Route gegeben: immer entlang den Gebirgszügen, hinter denen sich das wilde, für ein Heer unpassirbare, meist dicht bewaldete Gebirgsland von Motki, Cuth und Sassun erstreckt, nach Nordwesten hin zur Thalschlucht des Batman-Su, in deren nördlichem Verlauf ein verhältnissmässig sehr niedriger Pass den Uebergang zur Ebene des Kara-Su (Telebaos) ermöglichen soll.

An der Batman-Su-Brücke, $\frac{16.}{4.}$ October 1899.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel mehr, dass Xenophon hierher gezogen ist und auch hierher ziehen konnte. Die hier im Norden vorgelagerten Gebirge präsentiren sich alle als nur niedrige Rücken, die zu überschreiten keinerlei Schwierigkeiten bieten kann, wie denn auch Xenophon nichts dergleichen erwähnt. Der Batman-Su ist entschieden viel wasserreicher, als der Tigris-Arm von Diarbekr, so dass die Ansicht der hiesigen Bevölkerung, die ihn für den Hauptzufluss des Schatt hält und demgemäss den vereinigten Tigris- und Batman-Fluss weiter unten gewöhnlich als „Batman-Su" bezeichnet, wohlbegründet erscheint.

So also konnte auch Xenophon, der beim Uebergange über den Kentrites-Bohtan-Tschai den Tigris etwas südlich von der Furtstelle noch als mächtigen Strom erblickt hatte, beim Uebergange über den breiten, wasserreichen Batman-Su drei Tage später davon sprechen, dass er die Quelle (d. h. natürlich den Quellfluss) des Tigris passirt habe. Dieser Uebergang aber muss ein ganz leichter gewesen sein und sich ohne alle

Schwierigkeiten haben bewerkstelligen lassen, da Xenophon letztere sonst sicher erwähnt haben würde. Und das ist auch der Fall hier, wo man oberhalb wie unterhalb der Brücke an jeder beliebigen Stelle jetzt, wie überhaupt von Ende Mai bis Ende Januar, den Fluss überschreiten kann, ohne durch mehr als gut knietiefes Wasser zu waten. Auf dem Rückwege von Farkin werde ich dem Batman-Su aufwärts folgen und bis zur Ebene von Musch hinabsteigen, dadurch zugleich den Beweis erbringend, dass Xenophon nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, diese Ebene von Südosten nach Nordwesten, sondern umgekehrt von Südwesten nach Nordosten durchzogen hat.

Gestern gelang mir noch eine schöne Identification: Tiglatpileser sagt in seiner Sieges-Inschrift von Gondjalu, dass er „die Länder Naïri vom Lande Tummi bis zum Lande Dajani erobert habe." Dajani ist schon von Sayce als das Gebiet um Delibaba herum identificirt worden und bezeichnet unstreitig das nördlichste der von Tiglatpileser eroberten Naïri-Länder. Tummi, das demgemäss logischer Weise das südlichste derselben bezeichnen musste, war bisher seiner Lage nach völlig unbekannt. Etwa 25 *km* östlich von hier finden wir mehrere grosse Thalschluchten mit zahlreichen Dörfern, die den Gesammtnamen Tummook Därässi führen und sich nach Süden, dem Hochplateau von Diarbekr zu, öffnen, sowohl bei Därägusi, wie auch bei Hazo, letzterer Ort Sitz eines Kaimakam's und früher durch ein Castell geschützt. Auch bei Därägusi wird der Eintritt in die Tummook-Schlucht durch eine (auf steil zu mehr als 500 *m* Höhe aus dem Plateau aufsteigender felsiger Bergspitze angelegte) kleine Burg geschützt. Es ist mir nicht zweifelhaft, dass wir in Tummook den alten Namen „Tummi" vor uns haben.

Morgen werde ich das vermuthliche Schlachtfeld Lucull's aufsuchen[1]); schon von Därägusi aus war es klar ersichtlich, dass nur eine einzige Stelle hierfür in Betracht kommen kann, die allerdings auch der geographischen Beschreibung der römischen Autoren ganz genau zu entsprechen schien. Alles hängt jetzt davon ab, dass man von dem betreffenden Platze aus Tigranokerta-Farkin erblicken kann, was sich nur an Ort und Stelle entscheiden lässt. Wahrscheinlich ist das der Fall, und damit wäre dann die Identität Majafarkin's mit Tigranokerta wohl entschieden.

9. Majafarkin und Tigranokerta[1]).

Majafarkin, $\frac{17.}{5.}$ October 1899.

Wie ich schon in meinem Märzbriefe aus Soört schrieb, hielt ich die Frage nach der Lage Tigranokerta's nicht für gelöst, obgleich mir unser

1) Vgl. hierzu Lehmann's Berichte über seinen im Mai ausgeführten Besuch von Maiafarkin, Verh. Mai 1899, S. (488) u. Oct. 1899. — Sitz.-Ber. d. Berl. Akad., 27. Juli 1899.

seliger Kiepert auf eine diesbezügliche Anfrage, ob wir uns auf der Reise mit dieser Angelegenheit beschäftigen sollten, brieflich erwiderte, das sei überflüssig, die Frage sei bereits durch Sachau's Abhandlung: „Ueber die Lage von Tigranokerta" dahin entschieden, dass wir die Ruinen dieser einst so glänzenden und wichtigen Stadt bei Tell-Ermen — dem „Armenier-Hügel" — etwas südlich von Mardin zu suchen hätten. Das eingehende Studium dieser Abhandlung zeigte mir indessen, dass Sachau mit seiner Identification sich auf falscher Fährte befand und befinden musste, hauptsächlich aus folgenden Gründen:

1. In keinem Reiche, bei keinem Volke finden wir es, dass eine neu zu gründende Hauptstadt unmittelbar an der Reichsgrenze und so angelegt wird, dass nothwendiger Weise die Angriffe benachbarter Völker immer sie zuerst treffen müssen. Das aber ist bei Tell-Ermen der Fall, das bereits in der mesopotamischen Tiefebene, an der Grenze der Wüste und des armenischen Reiches zur Zeit Tigran's gelegen ist und allen Angriffen der Parther und der arabischen Wüstenstämme in gleicher Weise ausgesetzt war.

2. Plutarch berichtet, dass Lucullus bei der Annäherung Tigran's seinen Unterfeldherrn Murena mit 6000 Mann bei Tigranokerta zurückgelassen habe, selbst aber dem Tigran mit dem Rest des Heeres entgegengezogen sei und sein Lager „am Fluss in einer grossen Ebene" aufgeschlagen habe. Wenn man sich aber in der mesopotamischen Tiefebene befindet, erscheint es mehr als überflüssig, ja als ein Unding, zu sagen, dass man in einer grossen Ebene sein Lager aufschlägt. Jedermann wusste damals wie heute, dass Mesopotamien eine ungeheure Ebene ist, und obige Stelle kann logisch nur dahin verstanden werden, dass das Terrain, aus dem Lucullus heranzog, keine Ebene war, dass „die grosse Ebene" am Fluss einen Gegensatz bildete zu dem Terrain von und um Tigranokerta herum, welches wir uns demgemäss, wenn nicht als Gebirgsland, so doch als ein mindestens hügeliges Land vorzustellen haben, was für das in vollkommener Ebene gelegene Tell-Ermen nicht zutrifft.

3. Lucullus schlägt sein Lager am Fluss auf, marschirt am nächsten Tage an diesem Flusse abwärts und sucht eine geeignete Stelle zum Uebergange. Die Erwähnung einer solchen Thatsache besagt klar und deutlich, dass wir es hier mit einem grossen, wasserreichen Flusse zu thun haben, der aber nicht an allen Stellen durchwatbar ist, selbst nicht zur Zeit des kleinsten Wasserstandes im Monat October (die Schlacht fand am 6. October 69 statt). Das trifft in keiner Weise zu für das Rinnsal von Tell-Ermen, von dem Sachau sagt, dass es nie „ganz austrockne!" Wenn er gleichzeitig bemerkt, dass er diesen Bach im März nicht durchwatbar fand, so möchte ich darauf hinweisen, dass derartiges bei vielen Rinnsalen Mesopotamiens häufig vorkommt. Als ich von Babil, südwestlich von Dschesireh, nach Romeel ritt, um Mustapha Pascha,

den grossen Kurden-Räuber, in seinem Zeltlager zu besuchen, passirte ich auf dem Hinwege ein derartiges Rinnsal von kaum mehr als 100 Sekunden-Litern, in dem bei der Rückkehr bei einem Haar einige meiner Soldaten ertrunken wären: es war ein brausender grosser Strom geworden, der gut und gern jetzt an 100 Sekunden-Kubikmeter führte und schwimmtief war. Und das Alles in Folge eines etwa 10stündigen Regens. Trotz alledem wird es niemandem einfallen, dieses Rinnsal als „Fluss" zu bezeichnen, und ich bin überzeugt, dass die meisten Reisenden es überhaupt nicht in ihrem Intinerarium verzeichnen würden.

4. In Tell-Ermen sind keinerlei Reste einer grossen, wohlbefestigten Stadt zu erkennen! Sachau erklärt dies dadurch, dass Tigranokerta ein Ziegelbau gewesen und im Laufe der Jahrtausende bis auf einen winzigen Tell verschwunden sei. Wer aber Armenien, armenische Stadtmauern und Prachtbauten, sowie die den Armeniern eigenthümliche, stets angewandte Baumethode kennt, weiss, dass schon allein aus diesem Grund Tell-Ermen nicht Tigranokerta repräsentiren kann. Die Armenier, und namentlich die armenischen Könige verwendeten zu ihren besseren Bauten ausschliesslich Hausteine, sofern solche sich nur überhaupt irgendwie beschaffen liessen, und in dieser Beziehung wurden keine Mühen und Kosten gespart, um nur ja recht schöne, dem Auge gefällige Hausteine zu beschaffen. So liess König Kakig (Ardzruni) von Van zum Bau seiner Kathedrale auf der Insel Agthamar die Steine aus der wohl über 100 *km* entfernten Gesüldara (= „schöne Schlucht") herbeischaffen: für die Kirchenbauten in Van selbst schleppte er sie sogar von dem fast 175 *km* entfernten Melasgert herbei, und einer seiner Brüder benutzte für den Bau seiner grossen Kathedrale in Adamakert (Gross-Albag) ebenfalls Melasgerter Steine, für deren Transport von der Küste (Van) bis Adamakert ein mehr als 120 *km* langer Weg eigens gebaut wurde. Diese Vorliebe für schöne Hausteine, die in verschiedenen Farben, gelb, roth, weiss und schwarz, in wohlgefälligem Contrast vermauert wurden, haben die Armenier wahrscheinlich (wie zwischen Lehmann und mir bereits in Van erörtert ist) von den Chaldern übernommen, die dieselbe Art der Bauausführung liebten, wie das die Funde von Toprakkaleh deutlich beweisen.

Die Mauern führten die Armenier — im Gegensatze zu den Chaldern, die sie massiv aus Hausteinen erbauten — in der Weise aus, dass an der Aussen- und Innenseite Hausteine verwendet wurden, während man den oft gewaltigen Zwischenraum, um Zeit, Mühe und Kosten zu sparen, mit rohen Feldsteinen und Mörtel ausfüllte.

Diese Bauart ist so durchaus typisch für die Armenier seit historischer Zeit, dass man nach ihr ohne Weiteres die Frage entscheiden kann, ob ein Bau möglicherweise armenisch sein könne oder nicht.

Und von solchen Bautenresten findet sich bei Tell-Ermen keine Spur; nicht ein einziger alter Haustein tritt auf, obgleich das Gebirge

von Mardin ganz in der Nähe liegt, die Beschaffung von Hausteinen also nicht die geringste Schwierigkeit machen würde.

5. Von Tigranokerta zieht Lucull nach dessen Eroberung nach Gordyene: Sachau meint, über die Route von Nisibis nach Dschezireh. In diesem Falle müsste aber der römische Berichterstatter die Eroberung solcher grossen Städte, wie Dara, Nisibis und Dschezireh erwähnen, was nicht geschieht! Dann auch existirt von Dschezireh aus kaum eine für ein grosses Heer geeignete Zugangs-Strasse, es sei denn, dass Lucull es dem Xenophon hätte nachmachen und viele Leute verlieren wollen. Mir scheint diese Route höchst unglaubwürdig.

6. Die Lage von Tell-Ermen stimmt in keiner Weise zu der von Ptolemaeus für Tigranokerta angegebenen Breite, es liegt bedeutend zu weit südlich: wir haben demnach Tigranokerta etwa auf dem Breitenparallel von Söört zu suchen. Und wenn man Ptolemaeus sonst immer als eine glaubwürdige, zuverlässige Autorität ansieht, so ist es mir unklar, weshalb er gerade bei dieser Angabe unzuverlässig sein und Tigranokerta zu weit nach Norden verlegt haben soll[1]).

Es giebt noch eine ganze Menge mehr nebensächlicher Punkte, die gegen Sachau's Identification sprechen, die ich hier aber nicht weiter ausführen will.

Die von anderen Gelehrten versuchten Identificationen lassen sich mit wenigen Worten erledigen:

a) D'Anville, Forbiger und Andere betrachten Söört als damit identisch, höchst wahrscheinlich, weil die von Ptolemaeus für Tigranokerta angegebene Breite so ungefähr für Söört zutrifft. In Söört nun finden sich weder Ruinen, noch auch der einen Theil der Stadtmauern von Tigranokerta umfliessende Fluss Nicephorius — Söört liegt an keinem Fluss —, noch auch stimmt im Geringsten das Terrain zu der erforderlichen Localität des Schlachtfeldes. Die ganze Stadt macht einen durchaus modernen Eindruck, besitzt auch nicht die für Tigranokerta angegebene starke Citadelle, in der sich ein Theil der Bewohner gegen Corbulo (A. D. 60) tapfer vertheidigte.

---

1) Die Sachlage wird dadurch sehr erheblich complicirt, dass Tacitus (Annalen 15, 6), ausdrücklich angiebt, Tigranokerta sei von Nisibis 37 Milien entfernt, was mit einer Lage nördlich des West-Tigris absolut unvereinbar ist. Darauf, dass sich dergestalt gegenüberstehen Tacitus einerseits, Ptolemaeus (der übrigens meines Wissens durchaus nicht immer als zuverlässig betrachtet wird) und die Tabula Peutingeriana andererseits, beruhen überhaupt sehr wesentlich die Schwierigkeiten des Problems, wie das besonders in der zwischen Mommsen und Kiepert (Hermes 9, 1875) geführten classischen Discussion zum Ausdruck gekommen ist. S. ferner Sachau, Tigranokerta, S. 20f., 45. Wer, wie wir Beide, Tigranokerta nördlich des West-Tigris sucht, darf dies nur thun unter ausdrücklichem Hinweis darauf, dass er sich dadurch mit der Ueberlieferung bei Tacitus, und Manchem, das damit zusammenhängt, in Widerspruch setzt.

C. F. Lehmann

b) St. Martin, Ainsworth und die meisten armenischen Historiker (so auch Faustus von Byzanz) betrachten Diarbekr als die Stätte Tigranokerta's. Ohne mich auf die orographische Configuration des Landes einzulassen, wird eine einzige Bemerkung genügen, diese Identification als eine absolute Unmöglichkeit darzuthun. Diarbekr ist eine der ältesten Städte der Welt und kommt in den frühesten assyrischen Keil-Inschriften unter dem Namen Amid — daher der noch heute bei den Türken gebräuchliche Ausdruck „Kara-Amid" für diese Stadt — als eine sehr bedeutende Stadt und später als Sitz eines Provinz-Gouverneurs vor, der häufig die Ehre genoss, die assyrischen Jahre nach sich benannt zu hören. Auch den Römern war Diarbekr unter dem Namen Amida wohl bekannt; wenn also Tigran diese grosse Stadt umgetauft und nach sich benannt hätte, würden die römischen Schriftsteller das unzweifelhaft erwähnen.

c) Müller und Dübner versetzen Tigranokerta an die Stelle des heutigen Edessa, offenbar hierzu verleitet durch die Thatsache, dass Edessa bald darauf als Residenz der kleinarmenischen Könige genannt wird. Diese Stadt liegt viel zu weit westlich und auch südlich. Es sprechen dagegen namentlich die oben sub 1., 3. und 5. angeführten Gründe.

d) Sir Henry Rawlinson betrachtet dagegen das unbedeutende Tell-Abad, hoch oben im Masius-Gebirge nördlich von Midjat, als Tigranokerta. Hier fehlt der Fluss, die grosse Ebene, sodann die für eine Reichs-Hauptstadt unerlässlichen grossen Zugangs-Strassen: — der Weg von Hasan-Kef [ich betrachte Hazan als aus Charzan, bezw. Arzan (Arzen) entstanden, durch welchen Zusatz dieses Kef (= Kiffenia) von anderen gleichnamigen unterschieden werden sollte] nach Midjat ist einfach entsetzlich, ein Ruin für die Füsse von Menschen und Thieren! — Auch liegt, wie Sachau ganz richtig bemerkt, Tell-Abad nicht, wie Nisibis, unter dem Taurus (Masius), sondern mitten in diesem Gebirge.

e) Kiepert, der zuerst Rawlinson beistimmte, identificirte später die Ruinen von Arzen mit Tigranokerta, was namentlich auch für die ptolemäische Breite stimmte. Bei Arzen befindet sich ein grosser Fluss, der Arzen-Tschai, der etwa 30 *km* südöstlich davon an Redwan (dem Dorfe mit dem Satrapen-Schloss Xenophon's) vorbeifliesst und auf Kiepert's Karte fälschlich als Jezidchane-Tschai bezeichnet ist, ein im Frühjahr — Mitte März bis Ende Mai — sehr bedeutender Fluss, der dann nicht an allen Stellen furthbar ist, wohl aber im Herbst, wo er keinerlei Schwierigkeiten bietet. Im Uebrigen aber stimmt das Gelände keineswegs zu dem vom Schlachtfelde gegebenen Localbericht; von einer stark befestigten Stadt und Burg kann keine Rede sein, auch fehlen durchaus alle antiken Ruinen. Es kommen keinerlei Hausteine vor, sondern die vorhandenen wüsten Ruinenhaufen bestehen aus mit Mörtel zusammengekitteten, ganz gemeinen Feldsteinen, aus denen die Stadtmauern und die Häuser errichtet waren; von irgend welchen „Prachtbauten" eines

solchen Königs, wie es Tigran gewesen ist, findet sich nicht die allergeringste Spur, kann keine Rede sein.

f) Gegen G. Rawlinson's Ansicht, der Tigranokerta mit irgend welchem Tell oder Ruinenhügel in der Nähe von Mardin identificiren will, ist alles das einzuwenden, was ich gegen Sachau's Ansicht angeführt habe.

g) Cuinet und vielleicht auch Andere verlegen Tigranokerta nach Redwan hin; auch hier würde die Breite etwa stimmen, ebenso auch ungefähr das Gelände bis auf den zu kleinen Fluss, dem namentlich die entscheidende Westbiegung fehlt. Indessen fehlt es hier absolut an irgend welchen antiken Ruinen: der erkennbare ehemalige Umfang der alten Stadt würde kaum 500 Häuser einschliessen können; der künstliche Tell — sicher von den Assyrern angelegt —, auf dem die Burg und später das Satrapen-Schloss stand, ist viel zu klein für die Citadelle einer königlichen Haupt- und Residenzstadt; im Uebrigen ist von irgend welchen Befestigungen hier nichts wahrzunehmen.

h) v. Moltke endlich hält Majafarkin für das ehemalige Tigranokerta, ohne dafür aber irgend welche entscheidenden Gründe anzugeben. Ich habe seine Auslassungen über diesen Punkt nicht gelesen, wie ich überhaupt erst nachträglich erfuhr, dass auch Moltke die Stadt an diesen Ort hin verlegt; aber ich freue mich sagen zu können, dass die Meinung unseres grossen Strategen, wie in so vielen anderen Fällen, so auch hier zutreffend und richtig war.

Für Majafarkin, auch kurz nur Farkin, officiell jetzt aber Silliwan nach der hier siedelnden gleichnamigen Kurden-Tribus genannt, treffen alle erforderlichen Bedingungen zu. Lehmann, der nach längerem Widerstreben, meine gegen Tell-Ermen aufgeführten Gründe anerkannt und seinerseits das Argument betreffs der „grossen Ebene am Flusse" (oben sub 2) betont hatte, hat bei seinem Besuche von Farkin im Mai ds. Js. bereits den grösseren Theil dieser Erfordernisse als zutreffend anerkannt und mir in einem von der Tigrisgrotte $\frac{28.}{16.}$ Mai datirten Briefe nach Van seine Ueberzeugung mitgetheilt, dass wir es in Majafarkin mit Tigranokerta zu thun hätten. Da es ihm jedoch aus verschiedenen Gründen nicht möglich gewesen war, alles zu Untersuchende zu erledigen (namentlich die Westwendung des Batman-Su persönlich aufzusuchen), so ersuchte er mich, meinerseits ebenfalls nach Farkin zu gehen, und sandte mir eine Liste von Desideratis zur Erledigung. Indem ich annehme, dass Lehmann in seinen eigenen Berichten seine Ermittelungen und die verbliebenen Desiderata näher formulirt hat[1]), berichte ich im Folgenden,

1) Ist geschehen: s. S. 263, Anm. 1, und meine, ebenfalls meine Reise Rowanduz-Alaschgert betreffenden Berichte in den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg. C. F. Lehmann.

wo nichts anderes bemerkt ist, die Gesammt-Ergebnisse in unser Beider Namen[1]). So ist im Folgenden das „wir" überall zu verstehen.

Sehen wir nun, wie die erforderlichen Bedingungen zutreffen:

1. Die geographische Lage[2]). Ptolemaeus giebt hierfür:

76° 45′ = Länge.

39° 40′ = Breite.

Zahlen, die uns bei Vergleichung mit anderen Oertlichkeiten auf die Breite von Arzen, bezw. Söört führen.

Majafarkin aber liegt auf ungefähr derselben Breite.

Hinsichtlich der Länge darf man an Ptolemaeus keine zu grossen Ansprüche stellen; kann man doch selbst heute, wo ganz andere Instrumente zur Verfügung stehen, nur schwierig zuverlässige Zahlen erhalten.

Und wenn Eutropius und Faustus von Byzanz angeben, dass Tigranokerta in Arzanene liege, wenn Plinius diese Stadt als „in excelso" gelegen bezeichnet, so trifft das ausgezeichnet für Majafarkin zu.

Mit den für diese Gebiete höchst confusen Angaben Strabo's, — der z. B. den Masius als einen Theil der gordyäischen Gebirge bezeichnet[3]), — lässt sich absolut nichts anfangen. Auf einen Punkt möchte ich hierbei Sachau gegenüber hinweisen: Er hält die Angabe des Plinius, dass der Tigris die Grenze zwischen Armenien und Mesopotamien bilde, als im Widerspruch stehend mit Strabo's Angabe, laut deren irgend ein südlicher Taurus-Zug diese Grenze darstelle. Die Sache erklärt sich aber sehr einfach aus der zwischenzeitlich eingetretenen politischen Verschiebung: Ländergrenzen zu jener Zeit, namentlich Armeniens Grenze, unterlagen gewiss vielfachen Wechseln.

2. Die Stadt. Nachdem Tigran nicht nur Gross- und Klein-Armenien wieder vereinigt, sondern auch den Parthern und Seleukiden mehrere Provinzen entrissen hatte, gründete er für die südliche Reichshälfte eine neue Hauptstadt, die er nach sich Tigranokerta (= Tigranesstadt) benannte. Diese Neugründung ist sicherlich nichts weiter als der Ausbau, die Vergrösserung und Befestigung eines bereits bestehenden Ortes gewesen, und zwar eines Ortes von historischer Bedeutung für die armenischen Könige. Denn Appian giebt an, dass Tigran sich an diesem Orte die armenische Königskrone aufs Haupt gesetzt und ihn nach sich Tigranokerta benannt habe. Eine solche Handlung aber vollzieht man nicht in irgend einem weltentlegenen, unbekannten und unbedeutenden Orte, sondern nur an Stätten von historischer Bedeutung. Nach meiner Ansicht vergrösserte

1) Auf solchen gemeinsamen Bericht ist bereits in den Sitzungsber. der Berl. Akad. vom 27. Juli 1899, S. 747, Anm. 2 hingewiesen worden.

2) Vgl. aber oben S. 266, Anmerk. 1. C. F. Lehmann.

3) Und an einer anderen Stelle angiebt, dass Tigranokerta nahe bei Iberien liege. (Belck's Kritik von Strabo geht m. E., wie ich ihm gegenüber auch wiederholt betont habe, zu weit. C. F. Lehmann.)

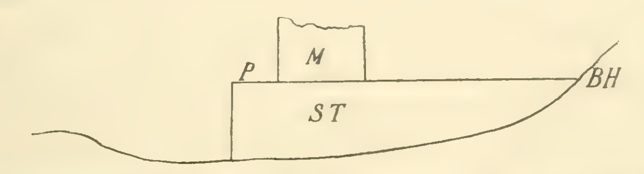
Tigran lediglich die Schöpfung des älteren Tigran, des Zeitgenossen des Cyrus. Wenn letzterer von Kiepert und Anderen als eine mythische Person und des Moses von Chorene Angabe, dass er eine nach sich „Tigranokerta“ benannte Stadt im Süden Armeniens gegründet habe, als erfunden betrachtet wird, so möchte ich ersterem gegenüber auf Xenophon und die in der Kyropaidia gemachten detaillirten Angaben über Tigran hinweisen, die er sich, ebenso wenig wie den Namen, aus den Fingern gesogen haben kann. Auch auf einem im Britischen Museum vorhandenen, der Seleukiden-Zeit entstammenden Keilschrift-Täfelchen wird ein „(T)igran, König der Stadt der Armenier“ erwähnt, ein Beweis, dass lange vor unserem Tigran dieser Name als der armenischer Könige auftritt. Bezüglich der Angabe des Moses von Chorene aber verweise ich auf die Behistun-Inschrift, in der Darius von einer Schlacht in Armenien bei der „Stadt Digra“ berichtet, — was ich als gleich bedeutend mit „Digranstadt“ auffasse.

Die neue Stadt wurde von Tigran sehr stark befestigt, der sie mit Mauern von 50 Ellen Höhe umgab; natürlich haben wir uns hierunter, wie schon oben ausgeführt, Mauern aus Hausteinen vorzustellen. Er bevölkerte sie mit gefangenen Griechen und Mazacenern und zwang die Angesehensten seines Volkes, dort ihren Wohnsitz zu nehmen. So konnte er in der That eine Prachtstadt schaffen. Die Stadt lag an einem Fluss, der einen Theil der Stadtmauern bespülte.

Majafarkin liegt auf einem sehr stark gewellten Hochplateau, etwa 800—1000 *m* vom Südfusse der Hazro-Daghlari benannten felsigen Gebirgskette, die hier nach Süden mit einem Bergzuge von kaum 150 *m* relativer Höhe abschliesst und sich nach Osten in einem Bogen bis zum Batman-Su — dem bedeutendsten Quellfluss des Tigris — fortsetzt, den sie bei der grossen Batman-Brücke erreicht. Die Stadt liegt ferner in einer kleinen Einsenkung zwischen welligen, mit fruchtbarer Ackererde bedeckten Anhöhen von 30—35 *m* Höhe, die sie im Osten, Süden und Norden umgeben. In der Mitte des städtischen Terrains erhebt sich ein etwa 15 *m* hoher Hügel, von dem heute kaum mit Sicherheit zu entscheiden ist, ob er künstlich (aus Hausteinen) aufgerichtet oder ein natürlicher Erdhügel ist (ich neige der letzteren Ansicht zu), auf dessen Spitze die sehr starke Citadelle angelegt ist, von der man einen herrlichen Rundblick über die Stadt, das angrenzende Gefilde bis zum Batman-Su und weiter hinaus auf die Gebirgszüge im Osten, Süden und Westen geniesst. Es scheint, dass das städtische Terrain diesen Querschnitt zeigte (siehe die Fig.). Um einerseits dem Feinde die Annäherung zu erschweren und andererseits für den Aufbau der Stadtmauern eine gleichmässige Fläche zu gewinnen, legte Tigran zunächst rund um die Stadt herum eine Art von Steinterrasse von mit den Hebungen und Senkungen des Geländes wechselnder Höhe

an. Ueber die Breite dieser Steinterrasse, die Lehmann doch wohl nicht ganz zutreffend mit der Platform der assyrischen Städte vergleicht. lässt sich nichts Bestimmtes sagen, doch bildet sie z. B. auf der West- und Nordseite vor den Mauern noch ein etwa 15 *m* breites kleines Plateau, einen schönen breiten Weg, auf dem aber immerhin stets nur eine kleine Anzahl von Kriegern angreifen konnte, während gleichzeitig Mauerbrecher, Sturmböcke usw. nicht bis dicht an die Mauer herangeschoben werden konnten. Dann folgt auf dieser Terrasse die colossal dicke Stadtmauer, hinter der sich die Terrasse sicherlich noch mindestens 6—8 *m* weit (so viel wäre für eine sorgfältige Fundamentirung der Mauern erforderlich) in das Innere erstreckte, vielleicht aber auch so weit fortgeführt war, um das ganze Terrain zwischen Mauer und Burghügel zu einer ebenen Fläche zu gestalten.

Die obere Skizze hier repräsentirt einen Vertical-Querschnitt durch die Terrasse und Mauer, die untere einen Vertical-Längenschnitt zur Veranschaulichung der wechselnden Höhe der Terrasse.



BH = Burghügel. — *M* = Mauer. — *P* = Plateau. — *ST* = Steinterrasse.



Auf der Westseite, wo eine kleine Schlucht am Fusse der Terrasse ansetzt, und auf der Nordseite finden wir nur einfache Mauern, verstärkt durch zahlreiche colossale Thürme von verschiedenster Gestalt, theils rund, theils vier-, theils fünfeckig. Auf der Ostseite dagegen springt die Terrasse bedeutend weiter vor die Mauer vor, und an ihrem Rande ist streckenweise eine zweite Mauer aufgeführt, die an anderen Stellen durch isolirte starke Thürme ersetzt wird. Hier nehmlich ist das Terrain ziemlich eben, ein Angriff also leichter, was die Verstärkungsmauer begründet. An der Nordostecke befanden sich die höchsten Gebäude, das Serail, wie der Volksmund heute noch behauptet, und mitten in der Stadt liegen die nackten Umfassungsmauern einer sehr grossen alten Kathedrale, augenscheinlich in sehr alter Zeit erbaut. Und das ganze Innere der Stadt ist voll von solchen und anderen Ruinen: da sieht man türkische und persische Moscheen, Regierungsgebäude, Bäder und grosse Privathäuser nebst vielen christlichen Kirchen in ihren Ruinen liegen, die eine stumme, aber beredte Sprache von dem einstigen Glanze dieser prächtig erbauten Stadt reden.

Von den Mauern selbst wie von den Thürmen ist nirgends mehr ein Stück in seiner vollständigen Höhe erhalten; überall fehlt die Mauerkrone, und in kurzen Zwischenräumen sind grosse Breschen in die Mauer hineingelegt.

Auch die mächtigen Thürme sind in einer greulichen Weise zerstört: oft ragt nur noch eine Ecke des Mauerwerkes wie eine Nadelspitze gen Himmel; wenn aber diese Reste stellenweise noch heute eine Höhe von 20—25 *m* aufweisen, so wird man die Angabe des Appian, dass die Stadtmauern 50 Ellen Höhe hatten, nicht übertrieben finden.

Umfang der Stadt: In ihr leben heute etwa 500—600 Familien, was ebenso vielen Häusern entspricht (genaue Zahlen sind bei dem Misstrauen der Behörden schwer zu erlangen, und man kann sicher sein, dass der Kaimakam in der Regel $^1/_3$—$^1/_2$ zu wenig angeben wird, während man in den Dörfern womöglich $^1/_2$—$^2/_3$ zu unterschlagen sich bemüht); davon sind 300—400 Moslems (meist Kurden vom Stamme der Silliwan-Kurden, deren Chef Hadschi Reschid Aga hier ein schönes Haus bewohnt, in welchem Lehmann seiner Zeit gastliche Aufnahme fand), etwa 150 Armenier, 28 (Suriani) Jakobiten und 25 Keldani (das heisst chaldäische Christen). Indessen, diese Häuser nehmen mitsammt ihren grossen Gärten, die zur Zeit Tigran's schwerlich in der Stadt, sondern vor der Stadt (vgl. Appian) angelegt gewesen sein werden, kaum $^1/_5$—$^1/_4$ des Areals ein, der Rest repräsentirt ein wüstes Trümmerfeld: namentlich der ganze nördliche Theil der Stadt ist in einer Breite von 150—200 *m* durchweg, von der Ost- bis zur Westmauer unbebaut. Alles in Allem kann man sagen, dass die Stadt Raum für etwa 2000—3000 Häuser bot.

An der Nordwestecke der Stadt, kaum 250—300 *m* von ihr entfernt, entspringt dem Boden eine ausserordentlich starke Quelle, die in der am Fusse der Westmauer sich hinziehenden Schlucht ehemals dem nahen Farkin-Su, dem Nicephorius der Römer, zuströmte, so einen Theil der Mauern der Stadt bespülend: heute wird dieses Wasser in vielen Canälen auf die umliegenden Felder und in die Gärten der Stadt geleitet, und nur noch ein kleiner Theil läuft in der flachen Schlucht hinab. Unzweifelhaft legte Tigran für die Wasserversorgung seiner Stadt einen unterirdischen Canal von dieser Quelle aus an, die er ausserdem durch ein ausserhalb der Stadt, auf der nur wenige hundert Meter davon entfernten Höhe der Hazro-Daghlari (und zwar auf dem Kuttschatt-Dagh) angelegtes Castell zu schützen suchte, von dem sich noch heute die Ruinen erkennen lassen (vgl. Appian).

3. Der Fluss und die grosse Ebene am Fluss. Durch die breite Thalmulde des Farkin-Su nach Südosten langsam herabsteigend, gelangt man nach etwa 20 *km* in eine grosse Ebene, die Uferebene des wasserreichen Batman-Su, die bald unterhalb der grossen, etwa 20 *km*

nördlich von hier gelegenen Brücke beginnt und sich nach Süden wohl noch 12—15 *km* fortsetzt, dann aber aufhört. Sie besitzt eine wechselnde Breite von 1—3 *km*; in der Verlängerung des Farkin-Thales fortmarschirend, gelangt man erst nach 5 *km* zum Uferrand des Flussbettes, und etwa $^1/_2$ *km* vorher trifft man auf einen kleineren runden Hügel von etwa 12 *m* Höhe, der oben nicht mehr als 12—15 *m* Durchmesser hat, augenscheinlich ein künstlicher Hügel ist und vordem wohl ein kleines assyrisches Castell getragen haben mag. Etwa $3^1/_2$—$3^3/_4$ *km* südlich von der Brücke bemerkt man beim kurdischen Dorfe Kala (= Festung) einen ähnlichen künstlichen Hügel. Ob die Assyrer diese Castelle zum Schutze der Hauptfurthen, — also der Stellen, die noch furthbar sind, wenn der sonstige Fluss in Folge Hochwassers unpassirbar ist, — angelegt haben?

Hier also haben wir die grosse Ebene am Flusse erkannt und gefunden, in der Lucullus sich mit seinem Heer am Abende des ersten Tages lagerte, gegenüber dem unermesslichen Heere Tigran's. Es ist eine vollkommene Ebene ohne irgend welche Hebungen und Senkungen, gross genug, um dem bedeutendsten Heere einen Lagerplatz zu gewähren.

Und der von Lucullus am nächsten Morgen zu überschreitende Fluss ist der Batman-Su, der in wechselnder Breite von 30, 40, 50 *m* still und geräuschlos, aber in schnellem Laufe seine gewaltigen Wassermassen dem bedeutend kleineren (d. h. wasserärmeren) Fluss von Diarbekr zuwälzt, der in Folge seiner grösseren Länge als Haupt-Quellstrom des Tigris betrachtet und demgemäss von unseren Geographen auch so bezeichnet wird. In dem Gebiete zwischen der Mündung des Batman-Su und der des Bohtan-Tschai bezeichneten mir die Eingeborenen den Tigris freilich immer als Batman-Su, eben weil dieser Fluss erheblich grösser ist.

Von Ende Februar bis etwa Ende Mai ist nach Angabe der Flussanwohner der Batman-Su nicht furthbar, dann aber an den meisten Stellen sowohl oberhalb wie unterhalb der Brücke, ausgenommen wenn heftige Regen im Gebirge fallen, die den Fluss für 1—3 Tage unpassirbar zu machen pflegen. Das Wasser soll den Pferden nur bis etwa zum Knie reichen; jedenfalls bietet der Uebergang an den breiteren Stellen nicht die geringsten Schwierigkeiten, so dass weder bei Lucullus, noch auch bei Xenophon — der den Fluss in der Gegend der Brücke überschritten hat — solche erwähnt werden.

Gerade gegenüber diesem Lagerplatze erhebt sich ein grosses Plateau, das ziemlich steil nach Westen zu dem etwa 5—6 *km* vom Plateaurande entfernten Batman-Su herunterfällt, nach Südwesten dagegen sehr allmählich sich zum Fluss herabsenkt, nahe demselben von einigen niedrigen Hügeln gekrönt. Hier oben nun und auf der sanften Plateau-Abdachung lagerte das grosse Heer Tigran's, der von diesem wohl 150—200 *m* relative Höhe besitzenden Punkte Tigranokerta und die Zelte des Be-

agerungsheeres erblicken konnte, ebenso wie die Belagerten ihn erblickten; denn von hier aus überschaut man deutlich das ganze Gelände, das Plateau, die sanfte Abdachung, den Batman-Su und die Ebene.

Gerade an dieser Stelle auch macht der bisher genau in Nord-Süd-Richtung fliessende Batman-Su eine entscheidende Biegung nach Westen, die heute etwa 35° beträgt, aber nach dem durch die steilen Uferränder angedeuteten alten Laufe gut 50—60° betragen haben mag, freilich nur für eine Strecke von etwa 12 *km*, um dann wieder eine mehr südliche Richtung anzunehmen und bis fast zur Mündung beizubehalten.

Dies also ist die „Westbiegung" des Flusses[1], an der Lucullus am nächsten Morgen flussabwärts zieht, eben auf das Ende der erwähnten sanften Plateau-Abdachung zu und auf die nahe dem Flusse gelegenen kleinen Hügel, an deren Fusse die Kataphrakten, die schwere Reiterei der Armenier, aufgestellt waren. Dort befindet sich auf beiden Seiten eine kleine flache Uferebene, während am Lagerplatz Lucull's der westliche Uferrand an 4—5 *m*, der östliche an 3—4 *m* steil abfällt. Somit war dieser Marsch Lucull's am Flussufer abwärts lediglich eine durch die Terrain-Verhältnisse gebotene taktische Bewegung, die er machte, um eine leichte und bequeme Uebergangsstelle zu erreichen und gleichzeitig von dort aus auf nicht beschwerlichem Wege den Feind zu erreichen. Der Verlauf der Schlacht ist bekannt. Nach dem vom Feinde nicht behinderten Uebergang über den Batman-Su lässt Lucullus die schwere armenische Reiterei gleichzeitig von römischer Reiterei und römischem Fussvolk angreifen. Die Kataphrakten, derart von beiden Seiten angegriffen, halten nicht Stand; sie fliehen auf das höher gelegene Plateau hinauf und reissen das gesammte Fussvolk mit sich fort, was kein sehr glänzendes Zeugniss für dessen Tapferkeit ablegt, ebenso wenig für das militärische Genie Tigran's.

Dass bei der nun stattfindenden Verfolgung die gesammte Reiterei und angeblich 100 000 Mann Fuss-Soldaten vernichtet werden konnten, erklärt sich vollständig aus der Natur des Terrains; denn das nach Südwesten so sanft abfallende Plateau geht nach Norden und Nordosten in ein sehr schluchtenreiches Gebiet über, in dem die Wände der Schluchten oft 30 und 40 *m* hoch senkrecht hinunterstürzen. Lucullus brauchte also nur seine Reiterei nach Osten zu schicken, um dem Feinde die einzig mögliche Rückzugslinie abzuschneiden und ihn den Schluchten, aus denen natürlich ein Entrinnen schwierig war, zuzutreiben.

Die von den römischen Autoren gegebene Localbeschreibung des Schlachtfeldes stimmt ausgezeichnet zu der Configuration des Geländes.

Nachdem ich alle diese Punkte durch Autopsie an Ort und Stelle, eben von jenem kleinen assyrischen Tell aus, festgestellt und die Localität

1) Obige Punkte hatte Lehmann nicht erledigen können. Sie bildeten seine Haupt-Desiderate. W. B. und C. F. L.

des Schlachtfeldes fixirt hatte, hörte ich noch an demselben Abend, als ich mich in Majafarkin nach dem Namen jenes Plateaus — das sich von hier aus wie eine dunkle Linie am Horizont scharf und deutlich abzeichnet — erkundigte, zu meiner angenehmen Ueberraschung, dass dasselbe den Namen Kjewaní Kärrí, d. h. „Pfeil-Schiessen"[1] führt, gewiss eine schöne Bestätigung des Resultates unserer und hier speciell meiner Untersuchungen. Es hatte sich also im Volksmunde die Erinnerung an die grosse, hier stattgehabte Schlacht lebendig erhalten.

Was den Zug Lucull's nach Gordyene anbetrifft, den er nach der Einnahme Tigranokerta's unternahm, so traf er auf dem ganzen Wege bis Söört keinen einzigen nennenswerthen Ort, denn Arzen und Söört sind bedeutend spätere Schöpfungen.

Von Inschriften hat sich in der Stadtmauer am inneren Thurm des Nordwestthores die von Lehmann[2]) signalisirte grosse griechische, leider zum Theil arg zerstörte und zudem noch fragmentarische Inschrift gefunden, ausserdem sehr viele und theilweise sehr grosse kufische, sowie mehrere persische in hervorragend schöner Ausführung, mehrere derselben leider nur fragmentarisch erhalten. Was uns zugänglich war, ist abgeklatscht und zum Theil photographirt worden, die zu hoch angebrachten mit Tele-Objectiv (16fache Vergrösserung!), das sich hier, ebenso wie in Van bei der Xerxes-Inschrift, sehr gut bezahlt machte. Auch im Innern der Stadt auf den Gebäude-Ruinen, Moscheen usw. finden sich mehrere Inschriften. Die Stadt mit ihrer hochgelegenen Burg — im wahren Sinne eine lebende Ruine, welche die berühmte Ruinen-Stadt Ani an Interesse weit übertrifft — haben wir vön allen möglichen Seiten photographirt. Man findet in ihr übrigens lediglich Gebäude aus alten Hausteinen, und die Bewohner benutzen die Ruinen der Stadtmauern, Thürme und Gebäude mit grossem Eifer als Steinbruch.

Ausgrabungen in den nicht bewohnten Theilen der Ruinen-Stadt würden gewiss vieles Interessante zu Tage fördern: auf die Thatsache, dass hier viele römische Münzen gefunden werden, ist weiter kein Gewicht zu legen, da solche in diesem Gebiet fast an allen Orten auftreten, selbst an solchen, die in weit späterer Zeit entstanden sind.

1) Ist ein kurdischer Name!

2) Verhandl., Mai 1899, S. 488. — Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1899, S. 747, Anm. 2.

Besprechungen.

H. Breitenstein. 21 Jahre in Indien. Aus dem Tagebuche eines Militär-Arztes. Erster Theil: Borneo. Mit 1 Titelbild und 8 Illustrationen im Text. 264 Seiten 8vo. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1899.

Eine langjährige Dienstzeit als Militär-Arzt der niederländisch-indischen Armee hat den Verf. in seinen amtlichen Stellungen mit verschiedenen Gegenden der drei grossen Inseln Niederländisch-Indiens eingehend bekannt gemacht. Das vorliegende, auf 3 Bände berechnete Werk beabsichtigt, des Verf. Erlebnisse und Lebens-Erfahrungen einem weiteren Leserkreise bekannt zu machen. Der bis jetzt erschienene erste Band hat die Insel Borneo zum Gegenstande. Es handelt sich nicht um eine gründliche, erschöpfende Schilderung von Land und Leuten, sondern mehr um Selbsterlebtes; aber doch wird viel Interessantes geboten. Allerdings würde man manches Ethnologische oft wohl etwas ausführlicher, manche medicinische Frage, welche einem grösseren Leserkreise doch unverständlich bleiben muss, in etwas kürzerer Behandlung wünschen. Man gewinnt aber doch eine gute Vorstellung, wie sich die Leiden und Freuden eines Europäers gestalten, welcher hier an der äussersten Grenze der Civilisation Jahre lang sein Dasein fristen muss. Des Verf. Anschauungen und Erfahrungen über manche Punkte der Tropen-Hygieine werden auch unseren in die Colonien hinausgehenden Aerzten und Beamten manchen lehrreichen Wink zu geben vermögen. Seine Schilderungen der Thier- und Pflanzenwelt sind, trotz aller Kürze, wohl geeignet, uns ein Bild der tropischen Natur zu entwerfen. Ein paar Illustrationen hat die Verlagsbuchhandlung dem Werke beigegeben, welche nach Zeichnungen des Verf. gefertigt sind. Es sind eine Kartenskizze des südöstlichen Borneo, ein Plan der Stadt Bandjermasing, ein paar landschaftliche Darstellungen und die Bilder eines Schweins-Affen, eines jungen Orang-Utan und eines aufrechtgehenden Gibbon. Ein ausführliches Namen- und Sach-Register ist dem Werke angefügt. Max Bartels.

Furness, William Henry. Folk-Lore in Borneo. A Sketch. Privately printed. 30 Seiten Mittel. 6 Tafeln. Wallingford, Delaware County, Pennsylvania 1899.

In dem vorliegenden Büchelchen wird uns ein Bericht gegeben über das geistige Leben der nicht malayischen Eingeborenen von Borneo, unter denen der Verfasser selber geweilt hat und aus deren eigenem Munde er den grössten Theil dieser Angaben erhielt. Er führt uns ihre verschiedenen Sagen vor von der Entstehung der Erde, von dem Ursprunge der Pflanzen und Thiere und von der Erschaffung und der allmählichen Ausbildung der ersten Menschen. Es folgen dann ihre Sagen über die verschiedenen Verbleibsorte der Seelen der Verstorbenen, die nach den Todesarten verschieden sind, über Heroen, welche dem Todtenreiche wiederum entnommen waren, über die Herkunft der Kopfjägerei, über die Erfindung der Feuerbereitung durch Reiben und über das Herabholen der ersten Reiskörner von den Plejaden. Der Glaube an gute und böse Vorzeichen ist auch bei diesen Naturvölkern sehr verbreitet, und namentlich sind die Vögel die Vermittler dieser Omina. Hier führt der Verfasser einige Beispiele an und er bespricht dann die rituelle Bedeutung des Feuers, des Wassers und endlich die abergläubischen Vorstellungen, welche sich an den Namen knüpfen. In gedrängter Kürze hat Hr. Furness hier ein reiches

wichtiges Material geboten. Sechs in Heliotypie ausgeführte Tafeln geben gute Typen von Eingeborenen, die dem Kayan-Stamme angehören, zum Theil auch bei ihrer Beschäftigung. Eine Tafel zeigt uns eine Flusslandschaft, eine das Innere von einem ihrer Häuser, welche oft eine erstaunliche Grösse haben und bis zu 400 Köpfen beherbergen. Der Charakter dieses Volkes wird, trotz der Kopfjägerei, von dem Verf. als ein freundlicher und gutmüthiger geschildert. Obgleich er lange unter dem gleichen Dache mit ihnen wohnte, hat er nie einen ernstlichen Streit bemerkt, und dem Hausoberhaupte, dem Orang Tuah, leisten sie in allen Anordnungen Gehorsam. Niemals aber ist von dem letzteren seine Macht missbraucht worden. Max Bartels.

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den Directeur over het tijdvak van 1. Januari 1897 tot 20. September 1898. Met 44 Illustraties. 'S Gravenhage (Landesdrukkerij) 1899. 59 Seiten 8vo. und 16 Tafeln.

Der rührige Direktor des Rijks Ethnographisch Museum zu Leiden, welcher eifrigst bemüht ist, die reichen Schätze der ihm unterstellten Sammlungen für die wissenschaftliche Verwerthung bequemer zugänglich zu machen, tritt hier mit dem ersten Jahresbericht über sein Museum in die Oeffentlichkeit. Wir sind ihm dafür zu besonderem Danke verpflichtet, denn es ist für die Fachgenossen immer interessant und belehrend, über den Zuwachs eines Museums zuverlässige Nachrichten zu erhalten. Dem vorliegenden Berichte gebührt aber auch noch erhöhte Anerkennung wegen der zahlreichen Abbildungen, welche demselben angefügt sind. Es sind 44 Figuren auf 16 Tafeln, welche in gutem Lichtdruck ausgeführt sind. Das Museum in Leiden ist bekanntlich das älteste ethnographische Museum in Europa und eine grosse Zahl von alten Stücken von hoher Bedeutung sind in ihm enthalten, aber zum Theil noch wenig bekannt. Jetzt sollen nun ausser diesen illustrirten Jahresberichten auch bestimmte Serien von Gegenständen in ausführlicher Veröffentlichung dem fachwissenschaftlichen Publicum vorgeführt werden. Die Drucklegung hat die Verlagsbuchhandlung von H. Kleinmann & Co. in Haarlem übernommen, während Director Dr. Schmeltz sich die persönliche Leitung und Redaction des Unternehmens vorbehalten hat.

Auf dem diesjährigen deutschen Anthropologen-Congress in Lindau vermochte Hr. Schmeltz schon die schönen fertiggestellten Tafeln zu dem ersten Jahrgange dieser „Mittheilungen und Berichte aus dem Ethnographischen Reichs-Museum in Leiden“ vorzulegen. Sie behandeln das „Batik“ der Eingeborenen von Java, das heisst deren eigenthümliche Art, den Kattun mit reichen Mustern zu bedecken, und die ethnographischen Gegenstände, welche das Museum aus dem Congo-Staate besitzt. Möge bald die Gelegenheit geboten werden, über das fertiggestellte Werk zu berichten.

Max Bartels.

L. Scherman und Friedrich L. Krauss. Allgemeine Methodik der Volkskunde. Berichte über Erscheinungen in den Jahren 1890–97. Erlangen (Fr. Junge) 1899. 134 Seiten Gross-Octav.

Dieses Buch hat ursprünglich den Zweck, einen Literaturbericht zu liefern. Scherman, welchem die 20 ersten Seiten zukommen, stellt aus den Schriften der neuen Folkloristen hauptsächlich dasjenige zusammen, was dieselben über den Begriff der Volkskunde und über ihr Verhältniss zur Völkerkunde und zu den verwandten Wissenschaften geäussert haben. Oft sind es spitzfindige Erörterungen, die den Gegenstand wenig fördern. Krauss fasst sein Thema vielseitiger auf. Er macht uns mit dem reichhaltigen Inhalte der hauptsächlichsten volkskundlichen Arbeiten des letzten Jahrzehntes näher bekannt: aber er hat dieselben derartig angeordnet und mit kritischen Bemerkungen begleitet, dass der Leser dieser Abhandlung ein klares Bild über die Ziele und Aufgaben der

heutigen wissenschaftlichen Volkskunde erlangt, sowie über die Wege und Methoden, welche hier die Forschung einschlagen soll. Deshalb möge die Lectüre dieses Buches allen denen empfohlen sein, welche sich für die Volkskunde im Speciellen und auch für die Ethnologie interessiren, von welch letzterer die Volkskunde ja doch nur ein besonderes Capitel ist.

Max Bartels.

M. Höfler. Deutsches Krankheitsnamen-Buch. München. Piloty und Loehle 1899. XI und 922 doppelspaltige Seiten. 4to.

Der Verfasser, welchem wir bereits eine ganze Reihe verdienstvoller Arbeiten über die Volksmedicin und die Volkskunde seines engeren Vaterlandes Ober-Bayern verdanken, hat uns hier mit einem Werke überrascht, das weit über die Kreise der Folkloristen und der Ethnographen hinaus sich eine reiche Anerkennung erobern wird. Mit emsigstem Fleisse hat der Verfasser die im ganzen deutschen Sprachgebiete im Volke gebräuchlichen Krankheitsnamen in lexikographischer Reihenfolge zusammengestellt. Jedem einzelnen ist eine genaue, durch eingehende germanistische Studien gestützte, etymologische Erklärung beigegeben. Hierdurch ist das Werk nicht allein in linguistischer Beziehung von Wichtigkeit: auch dem Arzte, der ältere medicinische Werke zu studiren wünscht, sowie namentlich auch demjenigen, welcher in den Kreisen des niederen städtischen und des Landvolkes verkehren muss, wird es eine sehr erwünschte Hülfsquelle der Verständigung bieten. Ausser den Namen der eigentlichen Krankheiten haben auch diejenigen der Krankheitssymptome ihre Berücksichtigung gefunden, und auch die wichtigsten Medicamente des Volkes sind in die Liste mit aufgenommen worden. Endlich wurden auch die volksthümlichen Namen für die einzelnen Körpertheile mit eingefügt, und dieses giebt dem fleissigen Werke wiederum noch eine gesteigerte Bedeutung. Ausser den Krankheiten der Menschen sind auch die Namen der Thierkrankheiten berücksichtigt worden, welche ja in vielen Fällen ein besonderes Anrecht auf ein hohes Alter besitzen. Allen denen, welche für das Fühlen und Empfinden unserer Altvorderen und auch unserer unteren Volksschichten, sowie für deren Ausdrucksweise ein Interesse haben, möge das Werk angelegentlichst empfohlen sein. Namentlich erwünscht aber kommt es den Medicinern und den Ethnographen, welche auch unser eigenes Volk zu erkennen und zu verstehen bemüht sein müssen. Ein reichhaltiger Quellen-Nachweis ist dem Werke beigefügt. Der deutliche Druck und die gute Ausstattung verdienen lobend hervorgehoben zu werden.

Max Bartels.

B. Hagen. Unter den Papua's. Beobachtungen und Studien über Land und Leute, Thier- und Pflanzenwelt in Kaiser Wilhelmsland. Gr. 4to. Mit 46 Vollbildern in Lichtdruck. Wiesbaden, C. W. Kreidel, 1899. 327 Seiten.

Der Verfasser, der Jahre lang als Arzt die Inselwelt des Ostens studirt und ihre Bevölkerung durch treffliche Photographien fixirt hat, bringt in dem stattlichen Bande, der uns jetzt vorliegt, ein ungemein reiches Material über Kaiser Wilhelmsland, namentlich die Umgebung der Astrolabe-Bay. Neben den auf sorgfältigen Beobachtungen beruhenden Schilderungen hat er zugleich die Früchte umfassender literarischer Nachforschungen vorgelegt, so dass sein neues Werk nicht nur für den heimischen Gebrauch, sondern auch als Grundlage für Vorstudien von Reisenden und Colonisten dienen kann. Er behandelt im II. Capitel Klima und Gesundheitsverhältnisse, im III. die Pflanzenwelt, im IV. die Thierwelt und den Entwickelungsgang Neu-Guineas, im V. die Eingeborenen, und zwar in physischer, wie in socialer und ethischer Beziehung. Es würde hier zu weit führen, wenn wir dem Verf. in alle Einzelheiten folgen wollten. Es mag genügen, dass er für die Bevölkerung folgende 5 Punkte als Ergebnisse der allgemeinen Zustimmung hinstellt (S. 150):

1. Die Einwanderung in alle Theile des von ihm behandelten Gebietes ist von Westen her über den malayischen Archipel erfolgt.
2. Die dunkle, kraus- oder lockenhaarige Bevölkerung Australiens und Melanesiens war die älteste, am frühesten eingewanderte.
3. Die helleren, schlichthaarigen Polynesier sind später eingewandert.
4. Die polynesische Einwanderung ist im Norden um das von den Australo-Melanesiern besetzte Gebiet herumgegangen und hat dasselbe höchstens gestreift oder eben herührt.
5. In dem australo-melanesischen Gebiet kommen hellere polynesische Einsprengungen vor.

Wegen der genaueren Ausführung muss auf das Original verwiesen werden. Ref. hegt die grössten Zweifel in Bezug auf die Einwanderung der Melanesier, die, auch wenn man sie als zweifellos betrachten wollte, in so weit entlegene Zeiten versetzt werden müsste, dass es schwer sein dürfte, ihre Wege noch jetzt wieder aufzufinden. Wie viele Veränderungen in der Gestaltung der Erdoberfläche mögen erfolgt sein, seitdem die schwarze Rasse auf allen den Inseln und Continenten des Ostens festen Fuss gefasst hat. Weit bequemer liegen die Verhältnisse für die Polynesier, deren Wanderungen noch bis in die historische Zeit hineinreichen. Jedenfalls wird man die Ausführungen des Verf. auch wo sie etwas cursorisch über diese zerstreuten Besiedelungen hinweggehen, mit Aufmerksamkeit lesen.

Von grossem actuellen Interesse sind die Mittheilungen im II. Capitel über die Gesundheitsverhältnisse, namentlich Malaria, Sterblichkeit, Influenza, Pocken, Dysenterie und Beriberi. Hier standen ihm seine früheren Beobachtungen in Deli auf der Ostküste von Sumatra zur Vergleichung zu Gebote. Als Hauptursache der häufigen Erkrankungen betrachtet er den schnellen und häufigen Wechsel zwischen Regen und Trockenheit; daher ist gerade die trockene Zeit am gefährlichsten (S. 28). So ist der Verf. auch wenig geneigt, die sogenannte Mosquito-Theorie als genügende Erklärung der Malaria-Infektion anzuerkennen: die Mosquitos sind am häufigsten in der Regenzeit. Er hat aber „unanfechtbare Neuinfektionen in der mosquitoarmen Trockenzeit ebenso häufig wahrgenommen, als in der mosquitoreichen Regenzeit“. Dabei erklärt er: „Kaiser Wilhelmsland, das ist gar kein Zweifel, zählt zu den ersten Malaria-Ländern der Welt. Jeder Mensch, der dahinkommt und einige Zeit da verweilt, wird vom Fieber ergriffen“ (S. 33). Aber Verf. betrachtet zugleich den Charakter dieser Fieber als einen „ziemlich milden“ und das Klima von Neu-Guinea nicht als ein so mörderisches, als „es in Europa verschrien wurde.“ Er constatirt die Verbesserung des Klimas durch die hygienischen Fortschritte und die der Gesundheit durch die Ausschliessung minderwerthiger Arbeiter.

Die Photographien, welche zum grössten Theil nach Original-Aufnahmen des Verf. gemacht sind, sowohl die landschaftlichen, als die ethnologischen, dürfen zu den besten gezählt werden, die von Neu-Guinea gebracht sind. Die Verlagsanstalt verdient eine besondere Erwähnung für die Sorgfalt und Genauigkeit, welche auf die Reproduction verwendet ist.

Rud. Virchow.

Joachim Graf Pfeil. Studien und Beobachtungen aus der Südsee. Gr. 8vo. 322 Seiten mit 22 Tafeln nach Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und Photographien von Parkinson. Braunschweig. Friedr. Vieweg und Sohn. 1899.

Der Verf., der seine Befähigung als Reisender schon in Africa genügend dargelegt und sich überall als ein scharfer Beobachter und ein energischer Mann bewährt hat, war schon vor 9 Jahren zu einer längeren Reise in den Bismarck-Archipel ausgezogen, über deren Ergebnisse er gelegentlich öffentliche Mittheilungen machte. Das vorliegende Werk, das durch weitere Studien über die Forschungsreisen anderer Männer erweitert ist, hat eine vollständige Schilderung des ganzen Bismarck-Archipels in einer Vollständigkeit, wie sie bis dahin noch nicht versucht war, zum Gegenstande. Nicht bloss die früher als

Neu-Britannien, Neu-Irland usw. bezeichneten Archipel, die der Verf. übrigens ausschliesslich nach der neuen deutschen Benennung aufführt, sondern auch Neu-Guinea, endlich Kaiser Wilhelmsland werden darin behandelt. Die grosse Geschicklichkeit in der volksthümlichen Darstellung, durch welche der Verf. rühmlich bekannt ist, und seine Gewandtheit in der Beschreibung der Natur und der Menschen, man kann auch wohl hinzufügen, das flotte Urtheil über Gewohnheiten und Fähigkeiten des Volkes werden sein Buch zu einer angenehmen und lehrreichen Quelle des Verständnisses unserer überseeischen Colonien machen. Obwohl der Verf. im strengen Sinne nicht als Ethnolog gelten will, so ist seine Schilderung der Eingeborenen und ihrer Sitten in den beiden ersten Capiteln doch in ihrer Art als eine Musterleistung zu betrachten. Wir lernen die Eingeborenen, die der Verf. hartnäckig Kanacken nennt, in allen Richtungen kennen, natürlich soweit sie bisher in weitere Beziehungen zu den Europäern getreten sind. Diese Beziehungen lassen freilich noch viel, in einer gewissen Betrachtung Alles zu wünschen übrig: die Leute haben alle Eigenschaften richtiger Wilden und selbst der Cannibalismus ist unter ihnen nicht erloschen. Einige Missionen und Handelsfactoreien sind zwar in Thätigkeit, aber es wird noch grosser Arbeit und noch grösserer Hingebung bedürfen, um wenigstens die Grundlagen für eine weitere Erziehung zu legen. Die modernen Deutschen sind auf diesem Gebiete, wie bekannt, erst Anfänger, aber die physikalischen und biologischen Verhältnisse sind so günstig, dass Geduld und ein mässiger Grad von Klugheit wohl den Uebergang zur Cultur erzwingen könnten. Was der Verf. im 5. Capitel über die wirthschaftlichen Gewohnheiten der Bewohner und über die Regelung der Arbeiterfrage sagt, zeugt von seiner Befähigung zu einem Urtheil über diese Seite der Volks-Entwickelung. Dass er in einzelnen Richtungen dem humanen Streben der modernen Colonisation nicht ganz geneigt ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden und soll ihm hier nicht vorgehalten werden, da seine offene Sprache jedermann gestattet, mit ihm in eine ehrliche Auseinandersetzung zu treten. Für die Entwickelung unserer Literatur kann es als ein gutes Zeichen betrachtet werden, dass Mitglieder aristokratischer Familien in einer grösseren Häufigkeit in die Reihen nicht bloss der Reisenden, sondern auch der Beobachter und der Schriftsteller eintreten. Unter diesen begrüssen wir gern den Verfasser des vorliegenden Werkes.

Rud. Virchow.

VIII.

Weiterer Bericht über den Fortgang der armenischen Expedition

von

C. F. LEHMANN.

(Vorgelegt von Hrn. Rud. Virchow in den Sitzungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom 21. October und 18. November 1899.)

Tiflis, Anfang September 1899.

Gegenwärtig bin ich beschäftigt, die Stele von Sarykamysch im hiesigen Museum auszumessen. Da diese Arbeit des Ausmessens um so schwieriger und gleichzeitig um so wichtiger ist, je stärkere Zerstörungen ein Text erlitten hat, und da diese Inschrift zu den sehr stark zerstörten und verwitterten gehört, so ist dies eine sehr mühevolle und zeitraubende Arbeit. Sie wird sich hoffentlich dadurch belohnen, dass, wie so manche andere, so auch die Inschrift von Sarykamysch, bis auf den gänzlich verlorenen oberen Theil der Stele, so ziemlich hergestellt werden wird.

Im Uebrigen habe ich meinen unfreiwillig verlängerten Aufenthalt in Tiflis auch dazu verwendet, mich, wie früher schon in Kedabeg, ein wenig mit dem Georgischen zu beschäftigen. Die Sprache in den paar Wochen wirklich zu erlernen, daran ist natürlich nicht zu denken, um so weniger, als sie ihre ganz besonderen Eigenthümlichkeiten und Nücken hat. Aber es wird mir vielleicht gelingen, mich soweit mit ihrer Structur bekannt zu machen, dass es für eine weitere Untersuchung und Erörterung der Frage einer Verwandtschaft des Chaldischen mit den kaukasischen Sprachen (im Erckert'schen Sinne) von Nutzen sein kann. Dem wahren Sachverhalt betreffs der Verbalbildung und Abwandlung beizukommen, hält allerdings um so schwerer, als die Grusiner selbst über Vieles methodisch durchaus nicht im Klaren sind. Die beiden Herren, die mir in höchst liebenswürdiger Weise einen Theil ihrer knappen Zeit zur Verfügung stellen, Hr. Dǰanaschwili und Hr. Dodaschwili[1]), weichen in der Auffassung wichtiger Punkte von einander ab; für mich ist das natürlich besonders lehrreich. —

Hier, wo jeder Gang durch die Strassen zur Beobachtung der Völkertypen einlädt und zwingt, hat sich mir mit erneuter Stärke die Frage

aufgedrängt, wie denn wohl der von dem indogermanischen so stark, kaum minder aber auch von, dem Typus kaukasischer Völker (der Grusiner, Imeretiner, Lesghiner usw.) verschiedene armenische Typus zu Stande gekommen sein mag. Wir haben auf unseren Reisen ja ziemlich häufig Armenier mit blauen Augen und blonden Haaren, — beide Merkmale nicht selten vereinigt, oft auch getrennt, — gesehen. Aber sie bilden entschiedene und auffallende Ausnahmen von dem gewöhnlichen armenischen Typus. Ich will für jetzt nur kurz der Erklärung, zu der ich schliesslich gekommen bin, Ausdruck geben. Es ist mir sehr wahrscheinlich, dass die Armenier schon bei ihrer Einwanderung in dem nach ihnen benannten Lande einen sehr starken Beisatz nicht-indogermanischen Blutes aus ihren letzten Sitzen vor dieser Einwanderung mitgebracht haben, so zwar, dass schon damals ein bedeutender Procentsatz der einwandernden Bevölkerung sich in seiner äusseren Bildung dem beigemischten Fremdtypus näherte[2]).

Inwiefern diese rein aus der Betrachtung des Typus gewonnene Schlussfolgerung sich zu der von Belck gewonnenen und dann von ihm und mir in diesen Verhandlungen bereits andeutend vorgetragenen Anschauung über die Herkunft und die letzten Sitze der Armenier vor der Einwanderung (Kappadokien) fügt, das mag später einmal ausführlicher zur Sprache kommen, wobei auch den eventuellen Einwendungen gegen meine Annahme ihr Recht werden kann.

Dagegen wird es wohl an der Zeit sein, auch an dieser, wie an einer anderen Stelle, eine Bemerkung zu äussern, die sich auf eine für die Vor- und Urgeschichte der Armenier bedeutsame Frage bezieht.

Dass die hieroglyphischen kleinasiatischen Inschriften armenisch sind, d. h. die Sprache der Armenier vor ihrer Einwanderung in Armenien darstellen, hat Jensen immer wahrscheinlicher gemacht. Für Jensen sind nun diese Vorarmenier identisch mit den Hetitern: der Name der Armenier 'Hai' (pl. 'Haik') wäre entstanden aus Hati(os), der „Hetiter" mit armenischem Schwunde des intervocalen t. Meine Bedenken gegen diese Aufstellung habe ich seiner Zeit, namentlich in dem Artikel „Chaldisch und Armenisch" im „Recueil", geltend gemacht. Sie wurden aber erschüttert, als Jensen folgende scharfsinnige Argumentation vortrug: der Name des Volkes, von dem die Inschriften herrühren, wird durch die Hieroglyphe der ein scharfes Instrument, eine Waffe haltenden Hand

1) Grusin. šwili „Kind" ist ein selbständiges Wort, das vielfach in Namens-Compositionen vorkommt. Mit der chaldischen rein suffixalen Endung -hinis darf dieses šwili unter keinen Umständen verglichen werden.

2) Zusatz October 1899: Das stimmt, wie mir nachträglich klar wurde, im Wesentlichen mit v. Luschan's Anschauungen überein. Diese waren mir während der Reise nicht gegenwärtig. Ueber den kraniologischen Typus der Armenier s. Virchow, „Ueber alte Schädel von Assos und Cypern" (Abh. der Berl. Akad. der Wiss. 1884, S. 35).

ausgedrückt. Nun heisst im Armenischen „schneiden“ hatanel, also würde die Hieroglyphe Hat (Stamm hat) zu lesen sein: Hati(os) = der Hetiter. Ganz zu Beginn unserer Reise, im Zuge von Novo-Rossysk nach Wladikawkas, machte Belck mich darauf aufmerksam, dass die durch die Hieroglyphe ausgedrückte Gebärde durchaus nicht die des „Schneidens“, sondern die des „Stechens“, des „Zustechens“ mit einem Dolch oder kurzen Schwerte darstellt. Demnach kam für die Gültigkeit von Jensen's Combination Alles darauf an, ob im Armenischen hatanel ausser „schneiden“, etwa auch „stechen, zustechen“ bedeute. Ich habe diese Frage auf der ganzen Reise nicht aus den Augen verloren, habe aber als Gesammtergebniss vielfacher Fragen und Nachforschungen eine absolute Verneinung dieser Frage festzustellen. Damit fällt diese scheinbar starke Stütze von Jensen's Combination, und was früher dagegen angeführt worden, bleibt vorderhand zu Recht bestehen. —

Vor Kurzem habe ich hier den uns von Ihnen übersandten Bericht über den Fortgang unserer Expedition (April-Sitzung dieses Jahres) erhalten. Ich kann dazu einiges Ergänzende und Verbessernde anführen.

Mit dem Wohnsitze Tuklat Ninib's I. (um 1300 v. Chr.) in Jarymdjâ ist es nichts. Die Legende des angeblich dort ausgegrabenen Backsteins stimmt genau überein mit der des vorher [S. (415) der Verhandlungen, S. 7 des Sonderdrucks] erwähnten, den wir in Mosul zu Gesicht bekamen. Ich habe später noch ein weiteres, genau übereinstimmendes Exemplar gesehen, und habe dabei aus zuverlässiger Quelle erfahren, dass alle diese Backsteine aus Kal'at-Scherkat, der Stätte der alten Stadt Assur, stammen, in der die älteren assyrischen Könige ihren Sitz hatten; viele Jahrhunderte nach Assur ist Kalach, noch später Niniveh zur Residenz erhoben worden. Es war daher schon sehr auffällig, in Jarymdjâ, 1 Stunde unterhalb Niniveh's, auch Paläste Tuklat-Ninib's I. zu finden.

Dass der Backstein in Jarymdjâ gefunden sei, haben die Herren Dorfbewohner einfach erlogen, um sich und den Stein interessant zu machen. Unser zeitweiliger Dragoman Näsrullah, den wir dort kennen lernten und zunächst für die Zeit von Färätsch' Erkrankung engagirten, wird wohl seinen Antheil an dem Schwindel haben. Da dieser edle Festgenosse von Nolde in seinem mehr interessanten als zuverlässigen Buche („Reise durch Inner-Arabien und Armenien“) ausserordentlich gelobt wird, so halte ich es für meine Pflicht, zukünftige Reisende darauf aufmerksam zu machen, dass es mit der Zuverlässigkeit dieses allerdings sehr schlauen und gewiegten, dazu äusserst sprachkundigen Hrn. Näsrullah sehr schwach bestellt ist.

Den Backstein mit der Inschrift Sanherib's aus KAK·ZI [S. (416), 8 des Sonderdrucks] habe ich dank der Liebenswürdigkeit des den kaiserlichen („Senia“-) Gütern vorstehenden Pascha's noch einmal bei meinem

zweiten Aufenthalt in Mosul in Musse studiren und copiren können. Er liess ihn eigens von Gwör für mich holen. Ueber seine Herkunft war nichts Sicheres zu erfahren. Man munkelte, er stamme aus der Nähe des von uns [S. (417), 8 des Sonderdrucks] im Verlauf unserer Nachforschung nach der Lage von KAK · ZI untersuchten Hügels Tell Ghasir.

Mehr beiläufig bemerke ich, dass die sub 7 angeführte Postkarte [S. (419), 11 des Sonderdrucks] nicht von Belck, sondern von mir herrührt. Nur der letzte Satz: „Durch Iradé des Sultans usw.“ ist von Belck hinzugefügt.

Da ich aus Ihrem Bericht in der April-Sitzung sehe, dass erfreulicherweise auch unsere kleinen und kleinsten Mittheilungen bei den Berichten mit in Betracht gezogen werden, so darf ich wohl annehmen, dass auch die nothgedrungen äusserst knappen Nachrichten, die ich von meiner beschleunigten und angestrengten Alleinreise Mosul — Farkin — Lidje — Charput — Malatia — Wank — Egin — Erzingian — Baiburt — Erzerum gemacht habe, eine ähnliche Verwendung finden werden. Ich werde ja jedenfalls Ihnen und unserer Gesellschaft noch im Zusammenhange über die mannigfachen Ergebnisse und Erfahrungen dieser Reise berichten. (Die knappe Skizze, die ich in dem zweiten Vorbericht über eine Forschungsreise in Armenien [Sitzungsberichte der Königl. Berliner Akademie der Wissenschaften, Gesammtsitzung vom 27. Juli 1899. Vorgelegt von Hrn. Sachau S. 747—749] gegeben habe, konnte und wollte in keiner Weise erschöpfend sein und wurde ja auch vor Beendigung der Reise, in Erzingian, geschrieben). Ueber einige Punkte gestatten Sie mir aber heute einiges, sei es Ergänzendes, sei es ganz Neues, mitzutheilen.

Von der von mir im Mai[1]) besuchten sogenannten „Quellgrotte des Sebeneh-su“ habe ich Ihnen, wenn ich nicht irre, schon Mancherlei Neues berichtet. Sie wissen bereits, dass es keine Quellgrotte ist, dass der Fluss vielmehr nach etwa sechs (?)stündigem Lauf in ein quasi-unterirdisches Bett eintritt, in einen Felsen, den er in seiner ganzen Länge durchläuft, um dann wieder frei und unbedeckt weiterzufliessen. Ich habe die Eintrittsstelle (kurdisch: *Abalan* = „wo das Wasser verloren geht“) besucht und photographirt. Bisher kannte man nur die Austrittstelle, die man als Quellgrotte betrachtete[2]).

1) Hr. Belck, der wegen seines Processes gegen die kurdischen Räuber vom Sipan-Dagh zurückgerufen war, befand sich damals in Van. Er besuchte die Tigrisgrotte später, Ende Oktober (s. diese Zeitschrift S. 248 ff.). Hr. Lehmann war zur Zeit der Abfassung des vorstehenden Berichtes durch Erkrankung zu einem unfreiwilligen Aufenthalt in Tiflis gezwungen. Rud. Virchow.

2) Zusatz October 1899. Wie sich nachträglich erweist — Hr. Prof. Tomaschek machte mich in Wien darauf aufmerkam — bin ich nicht der Erste, der diese Beobachtung gemacht und wissenschaftlich verwerthet hat. J. G. Taylor, Travels in Kurdistan, Journal of the Royal Geographical Society, Vol. 35, 1865, schreibt: At Duzla I was again near the Dibeneh-Su, and, striking across the country till I reached it, followed

Die drei Inschriften, die sich an der rechten Seite der Austrittsstelle befinden, rühren (von aussen nach innen gerechnet) her: 1. von Tiglatpileser I., 2. von Salmanassar II. deutlich erkennbar, namentlich an der Erwähnung der Königsstadt Arzaskun, des Aram von Urartu[1], sowie der Könige Irhulenu von Ḫammat und Daddiddri (Hadadezer) von Damaskus, die Zeitgenossen Salmanassar's II. und nur Salmanassar's II. sind, 3. von Salmanassar II., — nicht, wie man bisher annahm: 1. von Tiglatpileser I., 2. von Tuklat-Ninib II., und 3. von dessen Sohn Asurnâsirabal (II.). Dieses, sowie auch dass sich ferner in einer anderen Höhle, über die noch allerlei Interessantes zu vermelden sein wird, zwei weitere Inschriften Salmanassar's II. befinden, habe ich Ihnen bereits gemeldet und auch in dem Bericht an die Akademie der Wissenschaften dargelegt.

Aber nun kommt etwas Weiteres, sehr Wichtiges hinzu: Asurnâsirabal (II.) berichtet in seinen Annalen, dass er an der Supnat-Quelle neben den Bildern seiner Väter Tiglatpileser I. und Tuklat-Ninib (II.) das seinige errichtet habe. Diese Nachricht war es, auf der Schrader („Die Keil-Inschriften am Eingang der Quellgrotte des Sebeneh-su") fusste, als er auf Grund der von Sester übersandten undeutlichen Abklatsche je eine der Inschriften Tuklat-Ninib II. und Asurnâsirabal II. zutheilte[2]).

---

its course to the source, a distance of nine miles from this. About three miles below the sources the river enters a high cave, 80 feet high and two miles long, running northeast and southwest, and emerges from it near the village of Korkhar, at a point where the rocks are smooth and hard. Here, just outside the cave, on the right bank, and some twenty feet up the face of the rock, is the figure of an Assyrian king, with ten lines of a cuneiform inscription, in excellent preservation. Further inside the cave, but on an uneven and misshapen part of the rock, is another figure and inscription, but unfortunately, owing to the irregularities of the surface and other causes, in a nearly illegible state. During the spring floods, the river, confined in a narrow gorge with high perpendicular cliffs, comes down with immense force; the north-east end of the cave is naturally therefore a mass of fallen rock and smaller fragments: so if at any time another inscription existed there, it must from these causes have disappeared long ago. I am inclined to believe that from the numerous débris which now choke the stream, and the cave-like appearance through which it runs, this subterranean channel of the Tigris, or Dibeneh-Su, extended close up to its sources, and thus gave some countenance to the fabulous length of its underground course as mentioned by Strabo. The cave to the south-east ends close to the first inscription, but a few yards farther on the river passes through another high natural arch before it enters upon its course through the plain.

1) Ar-za-aš-ku-un alu šarrûti ša ᵐA-ra [-me šarri] mât U-[ra-ar-ti].

2) Zusatz October 1899. Die dritte, auf zwei Stellen in der unteren Höhle vertheilte Inschrift hat Schrader auf Grund dreier Abklatsch-Fragmente vollkommen zutreffend Salmanassar II. zugeschrieben. Die Fragmente *b* und *c* bei Schrader gehören zusammen: *b* enthält die erste, *c* die zweite Hälfte der Zeilen: *a* entspricht dem Haupttheil der Inschrift, *b* + *c* stellt den abgetrennten, weiter nach dem Innern der Höhle zu eingegrabenen Schluss der Inschrift dar. Die von Schrader Asurnâsirabal zugeschriebene Inschrift ist die zweite (untere) Inschrift der oberen Höhle Salmanassar II., dritter Besuch). Der Abklatsch bietet nur einen Theil (Zeile 1–9) der dreizehnzeiligen Inschrift und zeigt an etwas beschädigten, aber auf dem Original noch recht wohl les-

Da nun in der von Sester und nun von mir neu besuchten Höhle zwar eine Inschrift Tiglatpileser's I., aber weder eine von Tuklat-Ninib II., noch eine von Asurnâsirabal II. vorhanden ist, so folgt daraus, dass wir es hier mit einer ganz anderen Quelle zu thun haben, als die, von der Asurnâsirabal in jenen Worten berichtet, dass die (vermeintliche) „Quellgrotte“ bei Lidje gar nicht die Supnat-Quelle im Sinne der Assyrer ist. Damit stimmen dann weiter folgende Thatsachen:

a) Der Fluss, der in so merkwürdiger Weise ein Felsenbett durchfliesst, bildet einen wirklichen Tigris-Quellfluss. In den von mir bereisten Gegenden heisst übrigens der Fluss nirgends Sebeneh-su, sondern führt durchweg den Namen Byrkele(i)n-su. Ich habe ihn von der Austrittsstelle bis zur Vereinigung mit einem der anderen Quellflüsse des westlichen Tigris verfolgt und mir über den Oberlauf bis zum „Abalan“ Informationen verschafft. Der Name bleibt unverändert derselbe, nur die Quellbäche, aus denen er sich weit oberhalb des „Abalan“ bildet, führen eigene Namen. Das Dorf Sebeneh ist auf Kiepert's Karte erheblich weiter am unteren Lauf des als Sebeneh-su bezeichneten Tigris-Quell-(oder Neben-) flusses verzeichnet. Erst von diesem Dorfe an ist überhaupt die Bezeichnung Sebeneh-su zu erwarten. Dies ist ebenfalls von Wichtigkeit. Die Gleichung Supnat = Sebeneh-su wäre dadurch ohnehin in Frage gestellt.

b) In den sämmtlichen Inschriften der beiden Höhlen wird nie von der Quelle des Supnat, sondern nur von der des Tigris gesprochen. (Ausserdem kommt auch die des Euphrat vor, worüber sogleich mehr).

c) Damit im Einklang sagt Salmanassar II. in seinen Annalen, dass er in seinem 7. und 15. Jahr sein Königsbild und seine Inschrift an der Tigrisquelle errichtet habe. Dass wir es dabei mit einer Höhle oder mit Höhlen zu thun haben, wird einmal mindestens ausdrücklich erwähnt.

Also bleibt die Supnat-Quelle, an der die Bilder Tiglatpileser's I., Tuklat-Ninib's II. und Asurnâsirabal's II. errichtet waren, noch aufzusuchen. Dass es eine Grotte oder Höhle sei, ist bei Asurnâsirabal nicht gesagt. Uebrigens ist, worauf Belck speciell hinweist, bei Asurnâsirabal noch von einem weiteren „Quellort“ die Rede, an dem er sein Bild errichtet oder angebracht habe.

Die Assyrer waren ganz im Recht, wenn sie den aus dem Felsenbett hervortretenden Fluss für einen Tigris-Quellfluss hielten. Eine bei Plinius erhaltene Nachricht scheint, wenn Naumann („Vom goldenen

baren Theilen vielfache Lücken. Was ich, ohne Schrader's Abhandlung zu Händen zu haben, in diesen Verhandlungen und an anderen Stellen früher berichtet hebe, ist hiernach zu ergänzen und zu verbessern.

Horn zu den Quellen des Euphrat und Tigris"[1]) sie richtig wiedergiebt, darauf zu deuten, dass bei den classischen Geographen eine Kunde oder Ahnung vom richtigen Sachverhalt vorhanden war: Eintritt des Tigris, bezw. eines Tigris-Quellflusses in ein unterirdisches Felsenbett, nachdem er bereits geraume Zeit an der Oberfläche geflossen.

Salmanassar's beide Bilder, die er in den Annalen erwähnt, sind vorhanden: das eine bei Inschrift 2 an der unteren Höhle (der „Quellgrotte), das andere bei der ersten Inschrift an der oberen Höhle. Von diesen beiden Inschriften (nebst Bildern) stammt also die eine vom ersten Besuch (7. Jahr, 854 v. Chr.), die andere vom zweiten Besuch (15. Jahr, 846 v. Chr.). Die beiden anderen, fast wörtlich übereinstimmenden Salmanassar-Inschriften stammen, wie ausdrücklich gesagt wird, von seinem dritten Besuch. Mir war es am wahrscheinlichsten, dass diese, weil in den bis zum 31. Jahre des Königs reichenden Annalen nicht erwähnt, in das 32. oder in das Ende des 31. Jahres gehöre. Doch mag die nähere chronologische Bestimmung des dritten Besuches in der Schwebe bleiben.

Ueber die gesammten Configurationen der ausserordentlich höhlenreichen Gegend und speciell über den Eintritt des Flusses in den Felsen, sowie über eine event. in Betracht zu ziehende frühere Art und Weise des Wasserablaufes habe ich in meinem Bericht an die Hamburgische Geographische Gesellschaft etwas eingehender gesprochen und will Ihnen hier nur das Wichtigste betreffs der (oberen) Höhle mittheilen, an der sich die beiden Inschriften Salmanassar's befinden. Dem Felszug, durch den der Byrkele(i)n-su hindurchströmt, läuft ein anderer parallel, und zwar in Richtung NO. nach SW., rechts, im Sinne der Flussrichtung. Dieser Parallelzug, durch ein wildes Thal von dem ersteren Felszug getrennt, ist voll von Höhlen. Eine tief in den Berg hineinführende Tropfstein-Höhle mit den wunderbarsten Gewölbebildungen besuchte ich mit dem russischen Consul aus Van, Hrn. Majewski; nach 20 Minuten lebhaften Vordringens war noch kein Ende abzusehen.

Fast der Quellgrotte gegenüber, aber erheblich höher als diese, — man steigt zum Byrkele(i)n-su etwa 150 *m* hinab — befindet sich eine Höhle mit gewaltigem Eingang, der einem kühn geschwungenen Riesenportal gleicht. Sie zeigt in ihrem Hintergrunde ebenfalls Tropfsteinbildungen. Ausserdem zeigen die Kurden mit besonderer Lebhaftigkeit kleine Flecken dunkler Erde, die in dem Boden der Höhle zu bemerken sind und durch Herabtropfen von der Decke gebildet werden: sie sagen, es sei Schiess-

1) Naumann war schon, bevor er an die Tigrisgrotte kam, fieberkrank und hat sie nicht näher untersucht, nur seinen Dragoman hinuntergeschickt. Er hat recht daran gethan. Für die Erwerbung eines Fiebers oder die Steigerung eines schon vorhandenen Fiebers ist die Oertlichkeit wie geschaffen. Ich kam bei meiner neuntägigen Arbeit mit einer verhältnissmässig leichten Attaque davon.

pulver, und eine salpeterhaltige Erde wird wohl vorliegen. Die Höhle verengert sich nach innen zu sehr bald zu einem in seitlicher Richtung rechts abführenden Gang.

Die sämmtlichen Inschriften in der Umgebung der Byrkele(i)n-Grotte — das stimmt dazu aufs Beste — sprechen nur von der Quelle des Tigris, und ebenso nennt Salmanassar II. in seinen Annalen nur die Tigrisquelle und einmal die des Euphrat. Ebenso kommt in Salmanassar's Inschriften, wie ich sie an der Tigris-Grotte und an der oberen Höhle copirt habe, allem Anschein nach, — die Stellen sind verstümmelt —, die Euphratquelle vor. Möglich ist, dass es sich hier um den Besuch einer anderen, als Euphrat-Quelle geltenden, Stätte handelt. Denkbar ist aber auch, dass wir hier ein ältestes Zeugniss für die im Alterthum weit verbreitete Ansicht haben, wonach Euphrat und Tigris eine gemeinsame Quelle haben, bezw. an einer und derselben Stelle entspringen. Die obere Höhle mit den Inschriften läuft in den Berg hinein, in hauptsächlich nördlicher, dem Euphrat zugewandter Richtung. Nahm man an, oder sah man, dass ein Abfluss dieser Höhle existirte, — so weit ich, bis tief über die erwähnte Verengerung hinaus, eindringen konnte, war gegenwärtig von einem solchen nichts zu bemerken —, so musste ein solcher allerdings sein Wasser irgendwo und irgendwie zum Euphrat entsenden. Ganz trocken ist die Höhle, da die Tropfsteinbildung im Fortgang begriffen ist, auch jetzt nicht. Die vorher genannte andere grossartige Tropfsteinhöhle, die in ungefähr derselben Richtung verläuft, zeichnet sich durch grosse Feuchtigkeit aus, ganze Teiche und kleine Seen mussten umgangen werden.

Bemerkenswerth ist in diesem Sinne, dass in der unteren Höhle die Bilder der Könige aus der Höhle hinausblicken in der Richtung des Wasserlaufes; in der oberen Höhle dagegen blickt das Bild Salmanassar's II. in die Höhle hinein, d. h. in der Richtung des etwa zu vermuthenden Ablaufes der Höhle. Mit alledem will aber nichts weiter geäussert sein, als ein blosser Verdacht.

Dass der Felsen über der Quellgrotte eine chaldische Felsenfestung trägt, habe ich Ihnen wohl ebenfalls schon geschrieben. Sehr merkwürdig ist hier unter anderem der abwärts zum Grottenende führende Gang. Dieser endet nehmlich gegenwärtig nicht im Niveau des Wassers, sondern hoch oben im Gewölbe der Höhle. Davon überzeugte ich mich, indem ich Steine den Gang herunterwerfen liess, während ich mich selbst an den Königs-Inschriften unten in der Grotte befand. Die Steine traten oben im Gewölbe der Grotte zu Tage. Wenn man nicht mit einer starken Zerstörung des Felsens rechnen will, so muss man annehmen, dass hier das Wasser mit Eimern, die an Seile gebunden waren, geschöpft wurde.

Das Anfertigen der Abklatsche und das Photographiren von Gegend und Inschriften war hier mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, hat sich aber doch zumeist ermöglichen lassen. Die wichtigsten Abklatsche sind sehr gut geworden, von den Photographien hoffe ich das Gleiche[1].

Die obere Höhle liegt, wie bereits bemerkt, am Ende eines Felszuges, der dem von dem Flusse durchströmten Felsen parallel ist und durch ein wild romantisches, stark geneigtes Thal von ihm getrennt wird. Man kann vom Byrkele(i)n-su, unterhalb der Austrittsstelle aus der Grotte, nachdem man ihn durchschritten hat, direct zur oberen Höhle auf felsigem Pfade hinaufklimmen. Der bequemere Weg führt jedoch durch ein natürliches Felsenthor, das auf halber Höhe des von dem Fluss durchströmten Felsens und ungefähr über der Austrittsstelle liegt. Zu diesem Felsenthor gelangt man auf einem zum Theil künstlich in den Felsen gehauenen Wege, der mehrfache, später zu schildernde Besonderheiten zeigt. Dort wurde mir unter Anderem die Fussspur Alexander's des Grossen (Dhu'lkarnain) gezeigt. Meist begleitete mich ein Kurde Zulfakar (abgekürzt Zulfo), der beste Kenner der Gegend. Namentlich in seiner Begleitung habe ich die ganze Gegend sehr genau durchforscht, bin in die natürlichen Höhlen so weit als möglich eingedrungen und habe ihre Dimensionen und ihre Richtung festgestellt. Ebenso habe ich, was an künstlichen Bauten, Felsentreppen, Kammern usw. vorhanden ist, möglichst genau aufgenommen und werde darüber später Genaueres berichten.

Was ich Ihnen vorstehend über die Tigrisgrotte mitgetheilt habe, wird in mancher Hinsicht ergänzt (ausser durch einen Bericht, den ich von hier aus gleichzeitig an die Hamburgische Geographische Gesellschaft gesandt habe) namentlich durch die dem in Rom vom 5. bis 15. October 1899 tagenden internationalen Orientalischen Congress übersandte Abhandlung: „Die Tigrisgrotte und ihre Inschriften", in welcher auch die beiden Inschriften von Salmanassar's zweitem Besuch im Original und in Uebersetzung veröffentlicht werden, während aus der früher Tuklat-Ninib zugeschriebenen, ebenfalls Salmanassar angehörenden Inschrift (in der Grotte unten) die wichtigsten, für die Zuweisung der Inschrift maassgebenden Textstellen ebenfalls in Keilschrift wiedergegeben erscheinen.

Die Fortsetzung sende ich demnächst. Morgen (10. September 1899) will ich nochmals nach Uplistziche (nicht Uplostziche) [grusinisch = „Herrenburg"] fahren, um nun, nachdem ich die chaldischen Felsenbauten gründlich kennen gelernt habe, nochmals eine der bedeutendsten grusinischen Höhlenstädte vergleichend zu prüfen. Die Gemeinsamkeit des Höhlenbaues bildet ja jedenfalls ein wichtiges Indicium bei der Frage nach einer Verwandtschaft der Chalder mit den Georgiern und den diesen

1) Zusatz November 1899. Das ist zugetroffen. Namentlich sind die Bilder der Stelle, wo der Fluss in den Felsen eintritt, klar und deutlich ausgefallen.

näher stehenden kaukasischen Völkern. Ich werde die Fahrt in Gesellschaft unseres deutschen Consuls Hrn. Dr. Oberg machen, eines höchst liebenswürdigen, für alle ethnologischen und philologischen Fragen ein lebhaftes und verständnissvolles Interesse hegenden Herrn. Er ist Ihnen seiner Zeit in Athen, wo er sehr lange Zeit Consul war, durch Schliemann vorgestellt worden und sendet Ihnen seine besten Empfehlungen.

Besprechungen.

Rapport sur le climat, la constitution du sol et l'hygiène de l'État independant du Congo, redigé par une commission composée des M. M. A. Bourguignon, J. Cornet, G. Dryepont, Ch. Firket, A. Lancester et M. Meuleman. (Congrès national d'hygiène et de climatologie de la Belgique et du Congo. Congo. Partie II. 1898. Bruxelles.)

Der sehr sorgfältig gearbeitete und umfassende Bericht über die hygieinischen Verhältnisse des Congo-Staates, welcher dem Congress im Sommer 1897 vorgelegt worden ist, darf als einer der werthvollsten Beiträge zur Kenntniss dieses weit ausgedehnten Gebietes bezeichnet werden. Eine so grosse Arbeit wird vielleicht lange nicht wieder ausgeführt werden, und doch könnte sie vorbildlich für alle Colonialstaaten, insbesondere die jungen, sein. Die Disposition war folgende:

1. Das meteorische Klima.
2. Die Beschaffenheit des Bodens.
3. Morbidität und Mortalität, statistische Nachweise.
4. Anpassung, Acclimatisation und Hygieine.
5. Physische, klimatologische und hygieinische Verhältnisse der hauptsächlichsten Stationen, Missionen usw. nach den ausgegebenen Fragebogen und eingelieferten Dokumenten.

Vorweg mag die Aufmerksamkeit gerichtet werden auf das Capitel 5 (p. 481—870), welches allein 389 Seiten einnimmt und sämmtliche Ansiedelungen längs des grossen Stromes umfasst. Ob es richtig war, alle diese Plätze in alphabetischer Reihenfolge abzuhandeln, erscheint zweifelhaft; eine mehr geographische Anordnung und ein einfaches Namen-Register würden nicht bloss ausgereicht haben, sondern auch für den Text übersichtlicher gewesen sein. Vortrefflich sind die zahlreichen Tabellen und Diagramme, sowie namentlich die vielen theils nach Photographien, theils nach Zeichnungen ausgeführten Tafeln von landschaftlichen Ansichten, Dörfern, Stadtplänen usw. Ref. zählt einige 30 solcher Tafeln, bezw. Text-Abbildungen. Man erhält so in Schnelligkeit ein anschauliches Bild der gewaltigen Colonie und der verhältnissmässig weit fortgeschrittenen Anlagen.

Die Statistik der Mortalität (p. 432) ist begreiflicherweise noch sehr lückenhaft, und die Vergleichung mit den Verhältnissen anderer Colonien der Nachbarschaft, namentlich der deutschen und englischen, muss mit grosser Reserve aufgenommen werden.

Immerhin muss zugestanden werden, dass die mitgetheilten Zahlen das Urtheil über die Gefährlichkeit des Congo-Klimas etwas zu mässigen geeignet sind. Die Commission berechnet für die Zeit von 1885—1896 die Gesammt-Mortalität der Europäer auf 16 pro Mille (p. 437), wobei den einzelnen Verwaltungszweigen (Inneres, Finanzen) sehr verschiedene und nach den Jahren wechselnde Zahlen zukommen. Mit Recht wird hervorgehoben, dass es sich dabei ausschliesslich um Erwachsene handelt. Die vergleichende Tafel (p. 443) giebt für die Agenten des Departements des Innern 60, für die der Finanzen 35, für das Eisenbahn-Personal 52 pro Mille, während für Kamerun 113, für Deutsch-Ostafrica 89, für das Protectorat der Niger-Küste 75 und für das französische Cochinchina 53 pro Mille gerechnet werden. Die Prüfung der Richtigkeit dieser Zahlen wird zahlreiche Correcturen nöthig machen.

Von besonderem Interesse sind die Angaben über den Einfluss der Rassen (p. 461). Hier bestreitet die Commission die von dem Referenten angenommene grössere Resistenz

der südeuropäischen Rassen gegenüber den nordeuropäischen; nicht die Rasse an sich, sondern die Hygieine bestimme das Maass der Morbidität und Mortalität. Dieser Satz wird wohl zugestanden werden können, aber er giebt keinen Anhalt für das Urtheil über die Befähigung der einzelnen Rassen zur Acclimatisation. Die Entscheidung über diesen Punkt wird wohl vertagt werden müssen, bis die Zahl der wirklichen Colonisten angewachsen ist: so lange das Haupt-Contingent für die Statistik aus der fluctuirenden Zahl der Beamten und sonst vorübergehend Angestellten besteht, lässt sich ein überzeugendes Schlussurtheil nicht gewinnen. Die Commission hat viel Mühe darauf verwendet, die Heimath der einzelnen Personen, ihr Temperament, Alter, Geschlecht usw. zu sondern, und sie lehrt uns nicht geringe Unterschiede in den einzelnen Kategorien kennen. Damit ist für weitere Untersuchungen eine brauchbare Grundlage gewonnen, und wir dürfen hoffen, dass bei der Sorgfalt und dem Umfange der Recherchen bald mehr gesicherte Erfahrungen daraus werden abgeleitet werden. Rud. Virchow.

Keane, A. H. Man, past and present. Cambridge University Press 1899 (Cambridge Geographical Series).

Sehr zu seinem Vortheil unterscheidet sich das vorliegende Werk von dem früheren, an dieser Stelle besprochenen desselben Verfassers mit dem Titel „Ethnology“. Freilich sind manche in letzterer Arbeit enthaltene Irrthümer auch für dieses neue Werk nicht ohne Folgen gewesen, namentlich bezüglich der Rasseneintheilung und Gruppirung. Doch wird der sachliche Inhalt davon wenig berührt. Auch diesmal entspricht der Titel nicht dem Inhalt; er wäre besser mit dem des früheren Werkes zu vertauschen und umgekehrt, da der eigentliche Gegenstand des Buches die Völkerkunde ist. Von dieser giebt uns der Verfasser mit ungemeinem Geschick und erstaunlicher Belesenheit, auch in der deutschen Literatur, eine umfassende Darstellung, die deutlich die grossen Fortschritte erkennen lässt, welche die Ethnographie seit Peschel's und Fr. Müller's Arbeiten gemacht hat.

Fast alle einigermaassen wichtigen Völker und Stammesgruppen werden behandelt, wo es nöthig erschien, unter Berücksichtigung ihres Culturbesitzes, der religiösen Verhältnisse und ihrer Geschichte. Anzuerkennen ist namentlich, dass auf die Sprachen ein viel grösserer Werth gelegt wird, als man nach den früheren Arbeiten des Verf. erwarten durfte. Dagegen sind die hin und wieder mit herangezogenen anthropologischen Momente nur zum Theil beweiskräftig. Häufig tragen sie mehr zur Verwirrung als zur Klärung der Fragen bei, da der Kraniologie noch immer eine übertriebene Bedeutung beigemessen wird.

Die beiden ersten Capitel sind allgemeinen Inhalts. Sie behandeln die Entstehung und die Einheit des Menschengeschlechts, die Entstehung und Verbreitung der Rassen von einem Centrum aus. Keane nimmt als Urform an eine „generalised protohuman form, prior to all later racial differences“, und für jede der späteren vier Hauptrassen (primary divisions) einen besonderen pleistocänen Ahnen. Ref. muss demgegenüber seine Ansicht aufrecht erhalten, dass sich der Verf. in praxi damit nicht als Monogenist, sondern als Polygenist bekennt, da gar kein Bedürfniss vorliegt, über die in der Natur gegebenen Rassen zu einer gänzlich hypothetischen Urform hinauszugehen. Der Verwahrung, die der Verf. gegen diese Zumuthung auf S. 2, Anm. einlegt, vermag Ref. nicht beizupflichten.

Auch den Hypothesen über die „Wiege“ des Menschengeschlechts und den Wanderungen des Urmenschen ist vielleicht zu viel Raum gewidmet. Hier schwebt fast Alles noch in der Luft.

Vom dritten Capitel ab werden nun die einzelnen Hauptrassen mit ihren Völkerkreisen besprochen. Diese Aufgabe ist, wie gesagt, recht glücklich gelöst worden; fast alle wichtigen Zeit- und Streitfragen auf diesem Gebiete werden erörtert. Dass bei der riesigen Fülle des Stoffs hier und da Irrthümer vorkamen, ist nicht zu verwundern. Seinen Zweck

wird das Buch trotzdem erfüllen. Schlimmer ist, dass die Rasseneintheilung, die zu Grunde gelegt wird, in wesentlichen Punkten anfechtbar ist.

Am besten ist die Darstellung und Charakterisirung der Amerikaner gelungen. Ferner ist anzuerkennen, dass der Verf. die Bezeichnung „kaukasische Rasse" gut heisst und diesen Begriff rückhaltlos auch auf die hamitischen Nord- und Ost-Afrikaner ausgedehnt wissen will.

Hingegen ist er geneigt, auch diesmal wieder die Australier, Papuas, Negritos usw. in nähere Beziehung zur afrikanischen Negerrasse zu setzen, was grossem Bedenken unterliegt. Für die Australier wenigstens wäre das schlechterdings unmöglich. Für die übrigen Schwarzen Asiens und Oceaniens ist es mindestens verfrüht.

Am schlimmsten kommen aber die Malayen davon. Keane erkennt eine eigene malayische Rasse nicht an, er theilt vielmehr ganz willkürlich die Malayen in zwei Gruppen, von denen er die eine, die der Sunda-Inseln, auch die Hovas von Madagascar, der mongolischen, die Polynesier und Mikronesier aber der kaukasischen (!) Rasse zuweist. Wie der Verf. zu dieser völlig unhaltbaren Annahme kommt, ist absolut unerfindlich. Es wird auch nicht der leiseste Versuch einer Begründung gemacht. Es wäre dringend zu wünschen, dass der Verf. bei einer Neubearbeitung des sonst so nützlichen Werkes seine Ansichten in diesem Punkte einer Revision unterzöge. Auch die Einbeziehung der Draviden und Kolarier in die kaukasische Gruppe ist durchaus anfechtbar. Namentlich wird die wichtige Frage einer Verwandtschaft dieser schwarzen Stämme zu den Australiern nicht berücksichtigt. Die Aino werden ebenfalls ohne Weiteres den Kaukasiern zugerechnet, ohne dass ihre Beziehungen zu den Stämmen Ostsibiriens näher erörtert werden.

Trotz dieser Ausstellungen wird das Werk bei der ausserordentlichen Fülle seiner positiven Angaben und den reichen Literaturnachweisen für lange Zeit ein wichtiges Mittel zur schnellen Orientirung in der Völkerkunde bleiben. Auch die Illustrationen sind erheblich besser, als die des früheren Werkes, nur wäre eine grössere Anzahl von Profilköpfen erwünscht.

Paul Ehrenreich.

A. Bastian. Zur heutigen Sachlage der Ethnologie in nationaler und socialer Bedeutung. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 1899. 56 Seiten 8vo.

Die Absicht dieser kleinen Schrift ist eine eminent praktische. Es soll auf die Nothwendigkeit einer planmässigen ethnologischen Schulung für alle diejenigen hingewiesen werden, welche als Beamte der Regierung oder als Vertreter des heimischen Handelsstandes hinausziehen zu den Wildstämmen unseres Erdballs, mit denen wir durch die Erwerbung unserer Colonien in engste Berührung zu treten beginnen. Es ist von viel geringerer Bedeutung, die „Lautsprache" dieser Naturvölker zu erlernen, als ihre „Gedankensprache" zu verstehen und deren Verkörperung in Sitten und Gebräuchen, in festlichen Institutionen und mythologischen Vorstellungen usw. „Je engbeschränkter in die Kleinheit seines mentalen Sehkreises eingebannt, desto starrer findet sich der Wilde durch die eiserne Consequenz einer instinctiv immanenten Logik gefesselt und umschlossen, die durch unverrückbare Machtgebote seinen Gehorsam erzwingt. Ob die Wilden bessere Menschen sind, bleibt dahingestellt, jedenfalls halten sie selber sich dafür aus patriotisch berechtigten Gefühlen, und Alles, was ihnen aus altvererbten Traditionen als gesetzlich gilt, liegt in ihren Augen deshalb mit einem geheiligten Nimbus umschleiert, dessen Missachtung sie auf das Tiefste verletzt in ihren tiefinnerlichst religiösen Gefühlen." Missgriffe in dieser Beziehung sind es gewesen, welche die schmerzlichsten Opfer an Menschenleben und an Capital verursachten. Hiervor soll die Erwerbung gründlicher ethnologischer Kenntnisse durch die Auszusendenden uns ferner bewahren. „Um die unser Civilisationsgebäude tragenden Stützpfeiler fest und gesichert fundamentirt zu wissen, ist als unerlässlich erste Vorbedingung anerkannt, dass jedweder, der im Gemeinwesen sich mit einer verantwortlichen Stellung betraut findet, sich vorher in einem Rigorosum strengster

Prüfung zu unterziehen hat, um sich als competent und befähigt für sein Amt zu erweisen: so der Jurist, der Mediciner, der Ingenieur, der Architekt usw. In einer isolirten Ausnahmestellung findet sich dagegen der Colonialbeamte, in dessen Hand das Wohl und Wehe von Hunderttausenden gelegt sein mag, über deren Existenz auf der Erde er vielleicht am Tage seiner Ernennung erste Kunde erhält und von deren Gedankensprache er meistentheils kein einziges Wörtlein verstehen wird."

Der Verf. verweist auf den grossen Nutzen, den die Anlage der kostspieligen chemischen Laboratorien dem Volke gebracht hat. „Was hier die Chemie für die Industrie und ihre heutige Blüthe geleistet hat, das würde seitens der Ethnologie für den Welthandel und kosmopolitisch-internationalen Verkehr in Aussicht stehen mögen, nachdem ihr diejenige Pflege zugewandt sein wird, wie sie durch die unsere Gegenwart bewegenden Zeitideen dringlichst erheischt wird, — dringlicher jeden Tag." Die für diesen Zweck nothwendigen Unterrichtsanstalten müssten die ethnographischen Museen bilden, aber ausgerüstet mit den Geldmitteln, die für solche Lehrzwecke erforderlich sind, und besetzt mit einem viel beträchtlicheren Stabe von wissenschaftlichen Beamten, die das colossale Material in ausgiebiger Weise bearbeiten könnten. Allein die classische Alterthumskunde hat 135 Docentenstellen für ein Gebiet von ungefähr 400 000 *qkm*. „In der afrikanischen Abtheilung des Museums für Völkerkunde ist die Durcharbeitung eines Flächenumfanges von 26 080 842 (oder mit Hineinziehung des von den hellenischen Geographen zu Asien gerechneten Terrains 29 817 922 *qkm*) die Aufgabe eines Directorial-Assistenten mit zwei Hülfsarbeitern: für die sinologische Abtheilung (23 035 205 *qkm*) ist ein Directorial-Assistent beauftragt (in Bezug auf China, Mandschurei, Mongolei, Turkestan, Dsungarei, Kukunoor, Japan, Korea usw.), ebenso (über eine Ausdehnung von 14 301 108 *qkm* hin) ein Directorial-Assistent für die indische Abtheilung (Indien, Indochina, Indonesien, Afghanistan, Arabien, Transkaukasien, Tibet usw. einbegreifend); für die amerikanische Abtheilung (38 395 262 *qkm*) ist ein Directorial-Assistent nebst einem Hülfsarbeiter vorgesehen, um — neben den [bei vielfach durch die ganze Länge des Continents (in nördlicher und südlicher Hälfte) hindurcherstreckten Indianerstämmen] sonst gestellten Fragen — die Probleme alt-ältester Culturen in neuentdekter Atlantis zu lösen (aus den von Tolteken, Maya, Chibchas, Scyr, Quichés und Quechuas hinterlassenen Denkmalen), und dazu kommen die dem Vorsteher der oceanischen Abtheilung zugefallenen Durchwanderungen seines Forschungsgebietes, auf dem über eine den asiatischen Continent an Weite übertreffende Ausdehnung ein einheitlicher Menschheitsgedanke sich gewölbt hat." Die neue Sachlage erfordert auf das Dringendste neue Mittel.

Als Anhang ist ein Vortrag gegeben über die Aufgaben der Ethnologie, welchen der Verfasser in Batavia in der Genootschap van Kunsten en Wetenschappen im Jahre 1897 gehalten hat.

Max Bartels.

Maximilian Krieger, Neu-Guinea. Berlin (ohne Jahres-Angabe), Alfr. Schall. 535 S. gr. 8° mit 32 Tafeln und Karten, sowie mit einer grösseren Anzahl von Textbildern. (Bibliothek der Länderkunde von A. Kirchhoff und R. Fitzner, Bd. V u. VI.)

Die Herausgabe dieses starken und offenbar sehr sorgfältig vorbereiteten Bandes ist beschleunigt worden durch den Umstand, dass seit Kurzem durch den Uebergang der Landeshoheit über das bisherige Schutzgebiet in Neu-Guinea auf die deutsche Reichsregierung eine tiefgreifende Veränderung in den Verhältnissen eingetreten oder wenigstens angebahnt ist. Es ist daher sicher an der Zeit, die Aufmerksamkeit unserer Landsleute auf das grosse, noch so wenig explorirte und so wenig gekannte Kaiser Wilhelms-Land zu lenken. Mit Recht ist in dem Werk auch auf die holländischen und englischen Gebietstheile Rücksicht genommen und eine Schilderung sowohl der Natur, als der Bevölkerung beider versucht worden. Für diesen Zweck hat der Herausgeber anerkannte Sachverständige herangezogen: so Freihrn. v. Danckelmann für die Klimatologie, Hrn. O. Warburg für die Botanik, Hrn. Matchie für die Zoologie, Hrn. v. Luschan für die Ethnographie. So

ist ein bedeutendes Werk entstanden, vielleicht etwas zu gross und zu schwer für den Handgebrauch, dafür aber um so nützlicher als Lehrbuch, insbesondere zur Vorbereitung auf einen kürzeren oder längeren Besuch der grossen Insel. Dadurch, dass die anthropologischen, socialen und commerciellen Verhältnisse hier in 3 grossen Abschnitten (Kaiser Wilhelms-Land, Britisch-, Niederländisch-Neu-Guinea) gesondert behandelt werden, hat der gewaltige Stoff an Uebersichtlichkeit und Brauchbarkeit wesentlich gewonnen. Das Buch kann daher in vielen Beziehungen als ein Musterbuch für Colonien bezeichnet werden.

Am wenigsten genügend scheint uns der anthropologische Theil zu sein. Obwohl hier die wichtige Frage zu erörtern war und auch besprochen ist, wie sich die neuguinesische Bevölkerung zu den grossen Nachbarstämmen verhält, welche die weite Inselwelt des pacifischen und des indonesischen Oceans bewohnen, so hat der Herausgeber das zu der Beurtheilung derselben vorhandene Material doch nicht vollständig benutzt. Wären wir nicht daran gewöhnt, dass Geographen und Reisende, ja selbst Anthropologen und Culturhistoriker unsere Zeitschrift für Ethnologie so wenig benutzen, dass es häufig aussieht, als sei ihnen die Existenz derselben nicht bekannt geworden, so erscheint es doch auffallend, dass eine Arbeit, wie die des Hrn. Schellong, nicht einmal erwähnt wird. Heutzutage, wo die Anthropologie eine messende, also eine exacte Wissenschaft geworden ist, hätte es doch nahe gelegen, von den zahlreichen Zahlen-Angaben, die sich bei englischen, deutschen, französischen usw. Anthropologen finden, Einiges mitzutheilen, um der blossen Beschreibung und Schätzung einen präcisen Hintergrund zu geben. Nicht einmal die so wichtige Frage über die Haare und die Haartracht ist so genau erörtert, dass Reisende und Localbeamte daraus für ihre eigene Beobachtung und ihr Urtheil eine sichere Anleitung gewinnen können. Es soll nicht verkannt werden, dass die grosse Mannigfaltigkeit in den äusseren Merkmalen der dortigen Menschen eine nicht geringe Schwierigkeit für die Darstellung ergiebt: aber gerade desshalb wäre eine genauere Analyse der Einzelheiten der Untersuchung um so mehr am Platze gewesen.

Als ein musterhaftes Beispiel für eine solche Genauigkeit kann der Abschnitt des Hrn. v. Luschan über die „Kopfbänke“ (S. 472—491) angeführt werden, der nicht bloss die actuellen Kenntnisse über diese sonderbare Einrichtung in klarer Weise zusammenfasst, sondern auch die interessantesten Andeutungen über die Entstehung und den ethnologischen Zusammenhang derselben beibringt. Möge dadurch die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der Localforscher recht intensiv angeregt werden! Vielleicht wird dann der eine oder der andere auch auf die prähistorischen Kopfbänke Europas und Americas sein Auge richten.

Mit besonderer Anerkennung kann bei diesem Abschnitt und einigen benachbarten der vorzüglichen Text-Illustrationen gedacht werden, welche das Verständniss der zum Theil recht verwickelten Formen sehr erleichtern. So wird es gewiss allgemein mit Dank aufgenommen werden, dass vortreffliche Abbildungen der gerade in Neu-Guinea seit langer Zeit bekannten Pfahlbauten, sowohl der maritimen, als der terrestrischen, geliefert sind. Namentlich von „Baumhäusern“ finden sich mehrere gute Abbildungen (S. 152, 279—283), die für die vergleichende Ethnographie von grossem Werthe sind.

Was die typographische Ausstattung des Buches anbetrifft, so muss derselben unbedingtes Lob gespendet werden. Dieses Buch wird dem deutschen Buchhandel als ein wahrer Schmuck dienen. Die beigegebenen Karten werden ja voraussichtlich in einiger Zeit wesentliche Verbesserungen erfahren müssen, aber sie werden doch noch für manches Jahr ein gesuchtes Hülfsmittel des Verständnisses bleiben. Möge daher das schöne Werk einen recht grossen Leserkreis finden. Rudolf Virchow.

Ministerie van Binnenlandsche Zaken. Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den Directeur over het tijdvak van 1 Oct. 1898 tot 30 Sept. 1899. Met 4 platen. 's Gravenhage 1899. 34 Seiten 8°.

Der erste Jahres-Bericht des neuen Directors des Rijks Ethnographisch Museum in Leiden ist im vorigen Jahrgange auf S. 277 besprochen worden. Director Schmeltz legt hier seinen zweiten Jahres-Bericht vor, aus welchem wiederum ein erfreuliches Anwachsen

der Schätze des Museums innerhalb der verschiedensten Abtheilungen erhellt. Unter den Gönnern tritt mit reichen Gaben besonders Hr. Arthur Baessler hervor, dem auch unser Königl. Museum für Völkerkunde so grosse Schätze zu verdanken hat. Eine gründliche wissenschaftliche Durcharbeitung hat die japanische Abtheilung erfahren durch den Japaner Hrn. Shinkichi Hara, Assistenten am Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Auch ein paar dauernde Hülfen sind dem Director geworden durch die Ernennung des Dr. H. H. Juynboll zum Assistenten der indischen Abtheilung und durch die Berufung des cand. med. G. A. Koeze zur Hülfe in der anthropologischen Abtheilung. Letzterer wird zunächst die neuangekaufte grosse Schadenberg'sche Sammlung von Philippinen-Schädeln bearbeiten. Einige interessante Stücke sind auf vier gut ausgeführten Tafeln dem Berichte wieder beigegeben worden. Das Titelbild ist das gleiche wie in dem Katalog der japanischen Ausstellung. Tafel I führt in vortrefflichem Farbendruck ein in Holz geschnittenes Fabelthier, ein Singha-Bild, von der Insel Bali vor. Die anderen Tafeln bringen Gegenstände aus Lombok, aus Ost-Africa, von den Jivaros in Brasilien und aus Niederländisch-Neu-Guinea.

Die Aussichten auf den so nothwendigen Neubau des Museums scheinen sich nicht gebessert zu haben. Max Bartels.

Ruins of the Saga Time: being an account of travels and explorations in Iceland in the summer of 1895. By Thorsteinn Erlingsson, on behalf of Miss Cornelia Horsford, Cambridge, U. S. A. With an introduction by F. T. Norris and Jón Stefánsson, Ph. D., and a résumé in French by E. D. Grand. London, David Nutt, 1899. 112 Seiten 8°. Mit einer Landkarte und 60 Abbildungen.

Der verstorbene Professor E. N. Horsford hatte am Charles River in Massachusetts und an einigen anderen Punkten Nord-Americas die Reste von Baulichkeiten aufgefunden, welche er für die Ruinen alter Hausanlagen ansah. Er war der Ansicht, dass er hier Gebäude des alten Vinland constatiren könne, die von den einstigen isländischen Entdeckern Vinlands errichtet worden seien. Die Hausanlagen haben Aehnlichkeit mit einigen in Grönland entdeckten Gebäuderesten, welche ebenfalls den alten Isländern zugeschrieben werden. Die Tochter des Verstorbenen, Miss Cornelia Horsford, wollte nun diese Angelegenheit weiter verfolgen, und beauftragte Hrn. Thorsteinn Erlingsson, die alten Ruinenstätten in Island systematisch zu erforschen. Der Bericht über seine Studienreise ist, mit vielen Abbildungen erläutert, in diesem Werke niedergelegt worden. Aus dem kurzen Reisebericht (S. 17—31 umfassend) ersehen wir, dass er ausschliesslich das südliche und westliche Island für seine Untersuchungen geeignet hielt. Hier hat er 218 Plätze besucht, aber hier sind nur diejenigen gerechnet, wo er Ruinen von archäologischer Bedeutung besichtigen oder untersuchen konnte und wo er Zeit und Kosten aufwenden musste Seinen Reiseweg veranschaulicht die Karte. In der Einleitung des Buches, welche auch den Grundplan der in Massachusetts gefundenen Ruinen, sowie Beispiele der grönländischen Funde enthält, besprechen F. T. Norris und Jón Stefánsson die Anlagen der isländischen Gehöfte und die Namen und den Benutzungszweck der einzelnen Räume. Drei Hauptformen der Gehöfte lassen sich nachweisen, von denen die beiden älteren und einfacheren ihre Vorbilder in Scandinavien, die dritte und complicirteste ihr Vorbild auf den britischen Inseln finden Der hauptsächlichste Theil des Buches wird durch Erlingsson's Bericht über die antiquarischen Reste auf Island eingenommen. Er bespricht die Langhäuser (skáli), den geebneten Vorplatz (baejarstétt), die künstlichen Hügel (haugar), die alten Thing-Plätze, die alten Wasserläufe, Deiche und Dämme, die alten Docks, Steinhaufen und Befestigungen. Manche von diesen alten Erinnerungen sind durch elementare Einflüsse vernichtet; eine grosse Zahl von Abbildungen erläutert aber das noch Vorhandene. Eine kurz gedrängte Uebersicht der Ergebnisse hat E. D. Grand in französischer Sprache beigefügt. Ausserdem ist die interessante Abhandlung mit einigen guten Registern versehen.

Max Bartels.

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Rud. Virchow.

Jahrgang 1899.

BERLIN.

Verlag von A. Asher & Co.

1899.

Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
1899.

Ehren-Präsident:

Dr. Rudolf **Virchow**, Professor, Geh. Med.-Rath.

Vorstand, 1. Januar 1899.

Dr. Rud. **Virchow**, Professor, Geh. Med.-Rath, Vorsitzender.

Dr. Wilh. **Waldeyer**, Prof., Geh. Med.-Rath.
Dr. Wilh. **Schwartz**, Prof., Gymn.-Director a. D., Geh. Regierungsrath.
} Stellvertreter des Vorsitzenden

Dr. A. **Voss**, Director der vaterl. Abth. d. Kgl. Museums f. Völkerkunde, Schriftführer.

Dr. Max **Bartels**, Sanitätsrath, Schriftführer, NW. Roonstrasse 7.

Dr. med. R. **Neuhauss**, Schriftführer.

Wilhelm **Ritter**, Banquier, Schatzmeister, SW. Friedrichstrasse 242.

Ausschuss, 21. Januar 1899.

Dr. **Lissauer**, Sanitätsrath, Obmann, Bibliothekar der Gesellschaft.

Dr. med. A **Bastian**, Geh. Regierungsrath, Professor.

Dr. med. et phil. Paul **Ehrenreich**.

E. **Friedel**, Geh. Regierungsrath, Stadtrath.

Dr. jur. v. **Kaufmann**, Geh. Regierungsrath, Professor.

Dr. med. et phil. v. **Luschan**, Professor.

Dr. jur. G. **Minden**, Syndicus.

H. **Sökeland**.

V. **Weisbach**.

Ehrenmitglieder, 1. Januar 1899.

1. Frau Gräfin **Uwarow**, Präsident der Kaiserlich Russischen Archäologischen Gesellschaft, Moskau, erwählt den 21. December 1889.
2. Fräulein Johanna **Mestorf**, Director des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel, erwählt den 18. Juli 1891.
3. Ministerialrath, Freiherr Ferdinand v. **Andrian-Werburg**, Präsident der Wiener anthropologischen Gesellschaft, Aussee, Steiermark, erwählt den 14. Juli 1894.
4. Prof. Dr. Johannes **Ranke**, erster Vorsitzender der Münchener Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, General-Secretär der Deutschen anthropolog. Gesellschaft, München, erwählt den 8. März 1895.

Correspondirende Mitglieder,

mit Angabe des Jahres der Ernennung.

1. **Anutschin**, D., Dr., Professor, Präsident der Kaiserl. Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, der Anthropologie und Ethnographie, Moskau. 1889
2. **Aspelin**, J. R., Dr., Staatsarchaeolog, Helsingfors, Finland. 1874
3. **Barnabei**, Direttore del Museo Papa Giulio, Rom. 1894
4. **Baye**, Baron Joseph de, Chateau Baye, Dép. Marne, Frankreich. 1890
5. **Beddoe**, John, M. D., F. R. S. The Chantry, Bedford-on-Avon (Wilts) England. 1871
6. **Bellucci**, Giuseppe, Prof., Dr., Perugia. 1881
7. **Bertrand**, Alexandre, Membre de l'Institut, Directeur du Musée des Antiquités nationales à St.-Germain-en-Laye, Frankreich. 1877
8. **Bonaparte**, Roland, Prinz, Paris. 1885
9. **Brigham**, William, T., A. M., A. A. S., Director of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History, Honolulu, Hawaiian Islands. 1898
10. **Brinton**, Daniel G., Dr. med., Professor an der Universität von Pennsylvania, Doctor of Science, Media, Pa. 1886
11. **Brizio**, E., Professor, Director des Museo civico, Bologna. 1891
12. **Burgess**, J., L. L. D., C. I. E., Director Gen. of the Archaeolog. Survey of India, Edinburgh. 1887
13. **Calvert**, Frank, Amer. Consul, Dardanellen, Kleinasien. 1875
14. **Capellini**, G., Prof., Senator, Bologna. 1871
15. **Capistrano de Abreu**, Dr. João, Rio de Janeiro. 1895
16. **Cartailhac**, E., Toulouse. 1881
17. **Castelfranco**, Pompeo, R. Ispettore degli Scavi e Monumenti di Antichità, Mailand. 1883
18. **Chantre**, Ernest, Professor, Subdirector des Museums für Naturgeschichte, Lyon. 1881
19. **Costa**, Pereira da, Dr., Prof., Lissabon. 1872
20. **Dawkins**, W. Boyd, Professor, M. A., F. R. S., Woodhurst, Jallowfield, Manchester. 1877
21. **Delgado**, Joaquim Filippe Nery, Chef der Geologisch. Landesaufnahme, Lissabon. 1881
22. **Delorme**, D. Ancien Ministre d'Haiti, Brüssel. 1897
23. **Duhmberg**, Otto von, Dr., Staatsrath, Dorpat. 1879
24. **Dupont**, Ed., Director des Kgl. naturgeschichtlichen Museums, Brüssel. 1871
25. **Ernst**, A., Dr., Director des Nat.-Museums, Carácas, Venezuela. 1878
26. **Evans**, Sir John, D. C. L., L. L. D., F. R., S., Pres. Num. Society London, Nash Mills, Hemel Hempsted, England. 1874
27. **Fellenberg**, Edmund von, Dr., Director der archäolog. und anthropologischen Sammlungen, Bern. 1883
28. **Flex**, Oscar, Missionär, Ranchi, Nagpore, Ostindien. 1873
29. **Flower**, Sir William Henry, Prof., F. R. S., London. 1879
30. **Garson**, J. G., M. D., London. 1889
31. **Gemellaro**, Director des paläont. Museums, Palermo. 1883
32. **Gerlach**, Dr. med., Hongkong. 1880
33. **Gross**, V., Dr. med., Neuveville, Schweiz. 1880
34. **Guimet**, Emile, Lyon. 1882
35. **Hamdy Bey**, Director d. Grossh. Ottomanischen Museums, Constantinopel. 1894
36. **Hampel**, Josef, Professor, Dr., Custos am National-Museum, Budapest. 1884
37. **Hamy**, Ernest, Dr., Professeur d'Anthropologie au Muséum 1882

d'hist. naturelle. Membre de l'Institut. Paris.

38. **Hauer**, Franz Ritter von, Dr., Intendant a. D. d. K. K. naturhistorischen Hofmuseums, Wien 1887

39. **Hausmann**, Professor, Dorpat. 1896

40. **Hazelius**, Artur, Stockholm. 1888

41. **Heger**, Franz, Custos am K. K. Naturhistorischen Hofmuseum, Wien. 1893

42. **Heierli**, J., Privat-Docent, Zürich. 1890

43. **Helbig**, Wolfgang, Dr., Professor, Rom. 1883

44. **Heldreich**, Dr. von, Prof., Director des botanischen Gartens, Athen. 1873

45. **Herrmann**, Anton, Dr. phil., Professor, Budapest. 1889

46. **Hildebrand**, Hans, Dr., Reichsantiquar, Stockholm. 1872

47. **Hirth**, Fr., Professor Dr., z. Z. München. 1886

48. **Hörmann**, Constantin, Regierungsrath, Director des Landes-Museums, Sarajevo, Bosnien. 1894

49. **Hörnes**, Moriz, Dr. phil., Prof., Wien. 1894

50. **Hoffman**, W. J., Dr. med., Consul der Vereinigten Staaten von America, Mannheim. 1886

51. **Houtum-Schindler**, A., General, Teheran. 1878

52. **Jacques**, Victor, Dr., Secrétaire de la Société d'Anthropologie, Brüssel. 1889

53. **Jimenes de la Espada**, M., Prof. Dr., Madrid. 1891

54. **Jhering**, Hermann von, Dr., Director do Museo zoologico, Sao Paulo, Brasilien. 1886

55. **Kate**, H. ten, Dr., Batavia, Java. 1886

56. **Kern**, H., Prof. Dr. phil., Leiden. 1898

57. **Kollmann**, J., Dr. med., Prof., Basel. 1887

58. **Lacerda**, Dr., Professor, Director des National-Museums, Rio de Janeiro. 1889

59. **Lortet**, Louis, Prof. Dr., Director des naturhistorischen Museums, Lyon. 1883

60. **Lubbock**, Sir John, Bart., M. P., High Elms, Farnborough, Kent, England. 1871

61. **Macalister**, Prof. der Anatomie, Cambridge, England. 1893

62. **Majer**, Prof. Dr., Präsident der k. k. Akademie, Krakau. 1878

63. **Makowsky**, Alexander, Dr. phil., Professor, Brünn, Mähren. 1897

64. **Man**, Edward Horace, Assistant Superintendent, Port Blair, Andamanen. 1885

65. **Mantegazza**, Paolo, Prof., Director d. Nationalmuseums für Anthropologie, Senator, Florenz. 1871

66. **Marchesetti**, Carlo de, Dr., Dir. des naturhist. Museums, Triest. 1887

67. **Martin**, F. R., Dr. phil., Assistent am archäologisch-historischen Staatsmuseum, Stockholm. 1898

68. **Mason**, Otis T., A. M., Ph. D., Curator of the Department of Ethnology in the United States Nat. Mus., Smiths. Institution, Washington, D. C. 1895

69. **Montelius**, Oscar, Dr. phil., Prof., erster Amanuensis am Königl. histor. Museum, Stockholm. 1872

70. **Moreno**, Don Francisco, Director des National-Museums, La Plata. 1878

71. **Morgan**, J. de, z. Z. in Persien. 1897

72. **Morse**, Edw. S., Professor Dr., Director der Peabody Academy of Science, Salem, Mass. 1889

73. **Morselli**, Henri, Dr. med., Professor, Turin. 1881

74. **Much**, Matthäus, Dr. jur., Regierungsrath, Mitglied und Conservator der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Hietzing bei Wien. 1894

75. **Müller**, Sophus, Dr., Director des National-Museums, Kopenhagen. 1882

76. **Munro**, Robert, M. A., M. D., F. R., S. E., Secretary of the Society of Antiquaries of Scotland, Edinburgh. 1897

77. **Nicolucci**, Giustiniano, Prof., Dr., Isola di Sora, Neapel. 1871

78. **Noetling**, Dr. phil., Palaeontologist of the Geological Survey of India, Calcutta. 1894

79. **Orsi**, Paolo, Dr., R. Ispettore degli scavi, Syracus. 1888

80. **Peñafiel**, Antonio, Dr., Prof., Mexico. 1891

81. **Petrie**, W. M. Flinders, M. C. L., L. L. D., Edwards-Professor of Egyptology in the University College, London. 1897

82. **Philippi**, Rudolf A., Professor, Dr., Santiago, Chile. 1871

83. **Pigorini**, Luigi, Prof., Director des prähistorisch-ethnographischen Museums, Rom. 1871

84. **Pisko**, Leiter des k. und k. österr.-ungar. General-Consulates in Shanghai (China). 1895

85. **Pitt Rivers**, A. H. Lane Fox, Lieutenant-General, F. R. S., Inspector of Ancient Monuments in Great Britain, Rushmore, Salisbury, England. 1888

86. **Pleyte**, W., Conservator aan's Rijksmuseum van Oudheden, Leiden, Niederlande. 1890

87. **Powell**, J. W., Major, Smithsonian Institution, Director des Bureau of Ethnology, Washington, D. C. 1876

88. **Prosdocimi**, Alessandro, Cav., Professor, Dr., Este, Italien. 1889

89. **Radde**, Gustav, Dr., Wirkl. Geh. Rath, Director d. kaukasischen Museums, Tiflis. 1871

90. **Radloff**, W., Dr., Akademiker, St. Petersburg. 1884

91. **Retzius**, Gustaf, Dr., Professor, Stockholm. 1882

92. **Riedel**, Joh. Gerard Friedr., Niederländ. Resident, Haag. 1871

93. **Risley**, H. H., President Asiatic Soc. of Bengal, Calcutta. 1895

94. **Rivett-Carnac**, J. H., Colonel-Commandant of Volunteers, Aide de Camp of Her Majesty the Queen, Empress of India, Schloss Wildeck, Aargau, Schweiz. 1882

95. **Rygh**, O., Prof. Dr., Director d. Sammlung nordischer Alterthümer, Christiania. 1879

96. **Salinas**, Antonio, Professor, Director des Nationalmuseums, Palermo. 1883

97. **Schmeltz**, J. D. E., Dr. phil., Director des Ethnographisch Rijksmuseum, Leiden. 1894

98. **Schulze**, L. F. M., Capitän a. D., Batavia, Java. 1898

99. **Sergi**, Giuseppe, Professor Dr., Rom. 1891

100. **Serrurier**, L., Dr., Professeur à l'Ecole speciale pour le service civil des Indes Néerlandaises, Batavia. 1889

101. **Spiegelthal**, F. W., Schwedischer Vice-Consul, Smyrna. 1875

102. **Stieda**, Ludw., Geh. Medicinalrath, Prof. Dr., Königsberg i. Pr. 1883

103. **Stolpe**, Hjalmar, Dr. med., Stockholm. 1894

104. **Studer**, Theophil, Professor, Dr., Bern. 1885

105. **Szombathy**, Josef, Custos am k. k. naturhistor. Hofmuseum, Wien. 1894

106. **Tarenetzky**, Prof. Dr., Präsident der Anthropolog. Gesellschaft der Kaiserl. Militär-Akademie, St. Petersburg. 1899

107. **Tiesenhausen**, W., Baron von, Coadjutor der k. Archäolog. Commission, St. Petersburg. 1896

108. **Topinard**, Paul, Prof. Dr., Paris. 1879

109. **Troll**, Joseph, Dr., Wien. 1890

110. **Truhelka**, Ciro, Custos am Bosnisch - Hercegovinischen Landes - Museum, Sarajevo, Bosnien. 1894

111. **Turner**, Sir William, Prof. der Anatomie, Edinburg. 1890

112. **Tylor**, Edward, B., Curator des Museums, Professor d. Anthropologie, Oxford. 1893

113. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, Ch. E. de, Professor, Paris. 1879

114. **Vedel**, E., Amtmann, Vicepräsident der Königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, Sorö, Dänemark. 1887
115. **Watson**, Dr. med., Professor, Adelaide, Australien. 1898
116. **Weisbach**, Augustin, Dr. med., Oberstabsarzt, Sanitäts-Chef, Sarajevo, Bosnien. 1871
117. **Wheeler**, George M., Captain Corps of Engineers U.S. Army, Washington, D. C. 1876
118. **Wieser, Ritter von Wiesenhort**, Franz, Dr. phil., Professor, Präsident des Ferdinandeums, Innsbruck. 1894
119. **Wilson**, Dr. med., Professor, Sydney, Australien. 1898
120. **Zaaijer**, Professor Dr., Leiden. 1895
121. **Zampa**, Raffaello, Professor Dr., Rom. 1891
122. **Zichy**, Eugen, Graf, Budapest. 1897
123. **Zwingmann**, Georg, Dr., Medicinalinspector, Kursk, Russland. 1873

Ordentliche Mitglieder, 1899.

a) Immerwährende (nach § 14 der Statuten).

1. **Corning**, Dr. med., Morillon, Genf.
2. **Ehrenreich**, Paul, Dr. med. et phil., Berlin.
3. **Loubat**, Duc de, Excellenz, Paris.
4. **Riegler**, C., Director, Mannheim.

b) Jährlich zahlende (nach § 11 der Statuten).

1. **Abel**, Karl, Dr. med., Berlin.
2. **Abraham**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
3. **Achenbach**, v., Dr., Exc., Oberpräsident, Potsdam.
4. **Adler**, E., Dr. med., Berlin.
5. **Albrecht**, Gustav, Dr. phil., Charlottenburg.
6. **Aibu**, Dr. med., Berlin.
7. **Alsberg**, M., Dr. med., Cassel.
8. **Alterthumsverein**, Worms.
9. **Altrichter**, Karl, Gerichts-Secretär, Berlin.
10. **Andree**, Rich., Dr. phil., Braunschweig.
11. **Apolant**, Hugo, Dr. med., Berlin.
12. **Aschenborn**, Oscar, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
13. **Ascher**, Hugo, Kaufmann, Berlin.
14. **Ascherson**, F., Dr. phil., Ober-Bibliothekar an der Königl. Universitäts-Bibliothek, Berlin.
15. **Ascherson**, P., Dr. phil. et med., Prof., Berlin.
16. **Aschoff**, Albert, Dr. med., Berlin.
17. **Aschoff**, L., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
18. **Ash**, Julius, Fabrikant, Berlin.
19. **Audouard**, A., Major a. D., Charlottenburg.
20. **Auerbach**, Richard, Kaufmann, Berlin.
21. **Baensch**, v., Stralsund.
22. **Bär**, Adolf, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
23. **Bässler**, Arthur, Dr. phil., Berlin.
24. **Bankwitz**, Arthur, Dr. phil., Berlin.
25. **Barschall**, Max, Dr. med., Geheimer Sanitätsrath, Berlin.
26. **Bartels**, Max, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
27. **Bartels**, Paul, Dr. med., Berlin.
28. **Basler**, Wilhelm, Dr., Tübingen.
29. **Bastian**, A., Dr. med. et phil., Geh. Reg.-Rath, Professor, Director des Kgl. Museums für Völkerkunde, Berlin.
30. **Bauer**, Fr., Baurath, Magdeburg.
31. **Beckert**, Paul, Historien- und Porträtmaler, Wilmersdorf b. Berlin.
32. **Begemann**, Dr. phil., Gymnasial-Director, Neu-Ruppin.
33. **Behla**, Robert, Dr. med., Sanitätsrath, Kreiswundarzt, Luckau.
34. **Behlen**, Heinr., Oberförster, Büllingen, Reg.-Bez. Aachen.

35. **Behrend**, Adolf, Verlags-Buchhändler, Berlin.
36. **Belck**, Waldemar, Dr. phil., Frankfurt a. Main, z. Z. auf Reisen.
37. **Belli**, Ludwig, Dr. phil., Frankfurt a. M.
38. **Benda**, C., Dr. med., Privatdocent, Berlin.
39. **Bennigsen**, R. v., Oberpräsident, Exc., Hannover.
40. **Berendt**, G., Dr. phil., Prof., Berlin.
41. **Bergmann**, Ernst v., Dr. med., Geh. Medicinalrath, Prof., Berlin.
42. **Bernhardt**, M., Dr. med., Prof., Berlin.
43. **Bertram**, Alexis, Dr. med., Geheimer Sanitätsrath, Berlin.
44. **Bethge**, Richard, Dr. phil., Berlin.
45. **Beuster**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
46. **Beyfuss**, Gustav, Dr. med., Niederländisch-indischer Oberstabsarzt a. D. Berlin.
47. **Bibliothek**, Grossherzogliche, Neu-Strelitz.
48. **Bibliothek**, Stadt-, Stralsund.
49. **Bibliothek**, Universitäts-, Greifswald.
50. **Bibliothek**, Universitäts-, Tübingen.
51. **Bindemann**, Hermann, Dr. med., Berlin.
52. **Blasius**, Wilhelm, Dr. phil., Geheimer Hofrath, Professor, Braunschweig.
53. **Blell**, Theodor, Gross-Lichterfelde bei Berlin.
54. **Bleyer**, Georg, Dr. med., Tijucas, Estado de Santa Catharina, Brasilien.
55. **Bloch**, Iwan, Dr. med., Berlin.
56. **Blumenthal**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
57. **Boas**, Franz, Dr. phil., Professor, New York, America.
58. **Bohls**, J., Dr., Lehe.
59. **Borghard**, A., Fabrikbesitzer, Friedenau b. Berlin.
60. **Bormann**, Alfred, Dr. med., Charlottenburg.
61. **Born**, L., Dr., Prof., Corps-Rossarzt a. D., Berlin.
62. **Bouchal**, Leo, Wien.
63. **Bracht**, Eugen, Landschaftsmaler, Professor, Berlin.
64. **Braehmer**, O., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
65. **Bramann**, v., Dr. med., Prof., Halle a. S.
66. **Brand**, E. v., Major a. D., Wutzig bei Woldenberg in der Neumark.
67. **Brandt**, v., K. deutscher Gesandter und bevollmächtigter Minister a. D., Wirkl. Geheimer Rath, Exc., Wiesbaden.
68. **Brasch**, F., Dr. med., Berlin.
69. **Brecht**, Gustav, Dr., Oberbürgermeister a. D., Quedlinburg.
70. **Bredow**, v., Rittergutsbesitzer, Berlin.
71. **Bredow**, Ernst v., Retzow b. Buschow.
72. **Bresler**, H., Dr. med., Oberarzt, Freiburg i. Schlesien.
73. **Brösike**, G., Dr. med., Halensee b. Berlin.
74. **Bruchmann**, K., Dr. phil., Berlin.
75. **Brückner** sen., Dr. med., Rath, Neu-Brandenburg.
76. **Brunnemann**, Karl, Justizrath, Stettin.
77. **Buchholz**, Rudolf, Custos des Märkischen Provinzial-Museums, Berlin.
78. **Bürgerschule**, staatliche, höhere mit Latein-Abtheilung, Cuxhaven.
79. **Bütow**, H., Geheimer Rechnungsrath, Berlin.
80. **Busch**, Friedr., Dr. med., Prof., Charlottenburg.
81. **Buschan**, G., Dr. med. et phil., Kaiserl. Marine-Assistenzarzt a. D., Stettin.
82. **Buschke**, A., Dr. med., pract. Arzt, Berlin.
83. **Busse**, Hermann, Werkmeister, Berlin.
84. **Cahnheim**, O., Dr. med., Dresden.
85. **Castan**, Louis, Besitzer des Panopticums, Berlin.
86. **Cohn**, Alex. Meyer, Banquier, Berlin.
87. **Cordel**, Oskar, Schriftsteller, Halensee.
88. **Croner**, Eduard, Dr. med., Geheimer Sanitätsrath, Berlin.
89. **Davidsohn**, H., Dr. med., Berlin.
90. **Diercks**, Gustav, Dr. phil., Steglitz.
91. **Dieseldorff**, Coban, Guatemala.
92. **Dittmer**, Ludwig, Dr. med., Berlin.
93. **Dönhoff-Friedrichstein**, Graf, Friedrichstein bei Löwenhagen, Ostpreussen.
94. **Dönitz**, W., Dr. med., Prof., Steglitz b. Berlin.
95. **Dörpfeld**, Wilh., Dr. phil., Prof., Erster Secretär des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts, Athen.

96. **Dotti**, Regierungs-Baumeister, Berlin.
97. **Drory**, Eduard, General-Director, Berlin.
98. **Dzieduczìecky**, Graf, Lemberg, Galizien.
99. **Ehlers**, Dr. med., Berlin.
100. **Ehrenhaus**, S., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
101. **Ellis**, Havelock, Carbis Water, Lelant, Cornwall, England.
102. **Ende**, H., Königl. Baurath, Geh. Regierungsrath Prof., Berlin.
103. **Engel**, Hermann, Dr. med., Berlin.
104. **Eperjesy**, Albert von, k. k. Oesterr. Gesandter und Kammerherr, Teheran, Persien.
105. **Erckert**, Roderich v., Generallieutnant a. D., Exc., Berlin.
106. **Erdmann**, Max, Gymnasiallehrer, München.
107. **Ewald**, Ernst, Professor, Director des k. Kunstgewerbe-Museums, Berlin.
108. **Eysn**, Marie, Fräulein, Salzburg.
109. **Fasbender**, H., Dr. med., Professor, Berlin.
110. **Felkin**, Robert W., Dr. med., London.
111. **Feyerabend**, Dr. phil., Görlitz.
112. **Finckh**, Theodor, Kaufmann, Stuttgart.
113. **Finn**, W., k. Translator, Berlin.
114. **Fleitmann**, Theodor, Dr. phil., Commerzienrath, Iserlohn.
115. **Fliedner**, Carl, Dr. med., Monsheim b. Worms.
116. **Florschütz**, Dr. med., Gotha.
117. **Förtsch**, Major a. D., Dr. phil., Halle a. S.
118. **Fränkel**, Bernhard, Dr. med., Prof. hon., Geh. Medicinalrath, Berlin.
119. **Fränkel**, Fabrikbesitzer, Berlin.
120. **Freund**, G. A., Dr. phil., Berlin.
121. **Friedel**, Ernst, Geh. Regierungsrath, Stadtrath, Berlin.
122. **Friederich**, Dr. med., Ober-Stabsarzt a. D., Dresden.
123. **Friedländer**, Immanuel, Dr. phil., Berlin.
124. **Friedrich**, Woldemar, Maler, Prof., Berlin.
125. **Frisch**, A., Druckereibesitzer, Berlin.
126. **Fritsch**, Gustav, Dr. med., Prof, Geh. Medicinalrath, Berlin.
127. **Fritsch**, K. E. O., Architect, Berlin.
128. **Frobenius**, Oberstlieutenant a. D., Charlottenburg.
129. **Fronhöfer**, Kgl. Lotterie-Einnehmer, Major a. D., Berlin.
130. **Fülleborn**, Dr. med., Regierungsarzt, Langenburg, Deutsch-Ost-Africa.
131. **Fürstenheim**, Ernst, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
132. **Gaedcke**, Karl, Ober-Lehrer, Salzwedel.
133. **Gattel**, F., Dr. med., Berlin.
134. **Gesenius**, F., Stadtältester, Director des städtischen Pfandbriefamts, Geh. Regierungsrath, Berlin.
135. **Gessner**, Hans, Architekt, Berlin.
136. **Giebeler**, Carl, Ingenieur, Gross-Lichterfelde.
137. **Glogner**, Dr. med., Stadsgeneesheer, Samarang, Java.
138. **Glümer**, v., Lieutenant a. D., Secretär der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen, Steglitz bei Berlin.
139. **Görke**, Franz, Director, Berlin.
140. **Goës**, Apotheker, Soldin.
141. **Götz**, G., Dr. med., Obermedicinalrath, Neu-Strelitz.
142. **Götze**, Alfred, Dr. phil., Directorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
143. **Goldschmidt**, Heinr., Banquier, Berlin.
144. **Goldschmidt**, Leo B. H., Banquier, Paris.
145. **Goldschmidt**, Oscar, Dr. jur., Nieder-Lössnitz b. Dresden.
146. **Goldstücker**, Eug., Verlagsbuchhändler, Berlin.
147. **Gottschalk**, Sigismund, Dr. med., Berlin.
148. **Grawitz**, Paul, Dr. med., Professor, Greifswald.
149. **Grempler**, Wilhelm, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Breslau.
150. **Grosse**, Hermann, Lehrer, Berlin.
151. **Grossmann**, Adolf, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
152. **Grossmann**, Louis, Rabbi, Temple Beth El, Detroit, Mich., America.
153. **Grubert**, Dr. med., Falkenberg, Pommern.

154. **Günther**, Carl, Photograph, Berlin.
155. **Güterbock**, Bruno, Dr. phil., Berlin.
156. **Gusserow**, A., Dr. med., Geh. Medicinalrath, Prof., Berlin.
157. **Guthknecht**, Gustav, Maler, Friedenau b. Berlin.
158. **Gutmann**, Max, Regierungs-Baumeister, Berlin.
159. **Gutzmann**, H., Dr. med., Berlin.
160. **Haacke**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Stendal.
161. **Haerche**, Bergwerks-Director, Frankenstein, Schlesien.
162. **Hagenbeck**, Karl, Thierhändler, Hamburg.
163. **Hahn**, Eduard, Dr. phil., Lübeck.
164. **Hahn**, Eugen, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Professor, Director am allgem. städt. Krankenhause Friedrichshain, Berlin.
165. **Hallgarten**, Charles L., Frankfurt a. M.
166. **Handtmann**, E., Prediger, Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe, Westpriegnitz.
167. **Hansemann**, David, Dr. med., Prof., Prosector am Krankenhause Friedrichshain, Berlin.
168. **Hansemann**, Gustav, Rentier, Berlin.
169. **Hardenberg**, Freiherr v., Majoratsherr in Schlöben b. Roda, Sachsen-Altenburg.
170. **Harseim**, Wirkl. Geheimer Kriegsrath, Berlin.
171. **Hartmann**, Herm., Dr. phil., Prof., Landsberg a. W.
172. **Hartwich**, Karl, Dr. phil., Professor, Zürich.
173. **Hattwich**, Emil, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
174. **Hauchecorne**, W., Dr. phil., Geh. Bergrath, Director d. k. Bergakademie, Berlin.
175. **Heck**, Dr. phil., Director des zoologischen Gartens, Berlin.
176. **Hecker**, Hilmar, Dr. phil., Berlin.
177. **Heintzel**, C., Dr., Lüneburg.
178. **Helbig**, Georg, Maler, Berlin.
179. **Helff**, Albert, Rechtsanwalt, Frankfurt a M.
180. **Helff**, Pfarrer, Allendorf bei Weilburg.
181. **Hellmann**, Gustav, Dr. phil., Professor, Berlin.
182. **Henning**, Louis, New York, America.
183. **Henning**, R., Dr. phil., Prof., Strassburg im Elsass.
184. **Herz**, Dr. jur., Kammergerichts-Assessor, Berlin.
185. **Hilgendorf**, F., Dr. phil., Professor, Custos am königl. Museum f. Naturkunde, Berlin.
186. **Hille**, Dr. med., Strassburg im Elsass.
187. **Hirschberg**, Julius, Dr. med., Professor, Geheimer Medicinalrath, Berlin.
188. **Hölder**, v., Dr. med., Ober-Medicinalrath, Stuttgart.
189. **Höner**, F., Zahnkünstler, Berlin.
190. **Horn**, O., Dr. med., Kreisphysicus, Tondern.
191. **Hülsen**, Karl, St. Petersburg.
192. **Ideler**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Wiesbaden.
193. **Isaac**, Julius, Commerzienrath, Berlin.
194. **Israel**, Oskar, Dr. med., Professor, Berlin.
195. **Itzig**, Philipp, Berlin.
196. **Jacobsen**, Adrian, Schiffs-Capitän a. D., Dresden.
197. **Jacobsthal**, E., Geh. Regierungsrath, Prof., Charlottenburg.
198. **Jacubowski**, Apothekenbesitzer, Frankfurt a. O.
199. **Jänicke**, Ernst, Kaufmann, Gross-Lichterfelde.
200. **Jaffé**, Benno, Dr. phil., Berlin.
201. **Jagor**, Fedor, Dr. phil., Berlin.
202. **Jannasch**, R., Dr. jur. et. phil., Vorsitzender des Vereins für Handelsgeographie, Berlin.
203. **Jaquet**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
204. **Jentsch**, Hugo, Dr. phil., Professor, Guben.
205. **Jolly**, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
206. **Jürgens**, Rud., Dr. med., Custos am Pathologischen Institut, Berlin.
207. **Kahlbaum**, Dr. med., Sanitätsrath, Director, Görlitz.
208. **Kandt**, Richard, pract. Arzt, Berlin.
209. **Katz**, Otto, Dr. med., Charlottenburg.

210. **Kaufmann**, Richard v., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
211. **Kay**, Charles de, General-Consul a. D., New York.
212. **Keller**, Paul, Dr., Berlin.
213. **Kerb**, Moritz, Kaufmann, Berlin.
214. **Kirchhoff**, Dr. phil., Prof., Giebichenstein bei Halle a. S.
215. **Klaar**, W., Kaufmann, Berlin.
216. **Klas**, Pfarrer, Burg-Schwalbach bei Zollhaus.
217. **Klemm**, Dr. phil., Gross-Lichterfelde b. Berlin.
218. **Knorr**, Richard, Dr. med., Berlin.
219. **Koch**, Robert, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
220. **Köhler**, Dr. med., Posen.
221. **Kofler**, Friedrich, Hofrath, Darmstadt.
222. **Kollm**, Hauptmann a. D., General-Secretär der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin.
223. **Konicki**, Julius, Rentier, Berlin.
224. **Korth**, Karl, Hotelbesitzer, Charlottenburg.
225. **Kossinna**, Gustaf, Dr. phil., Bibliothekar, Gross-Lichterfelde b. Berlin.
226. **Krause**, Eduard, Conservator am Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
227. **Krause**, Hermann, Dr. med., Prof., Berlin.
228. **Krause**, Wilhelm, Dr. med., Prof., Charlottenburg.
229. **Kretschmer**, Paul, Dr. phil., Professor, Marburg.
230. **Krien**, F., Consul, Sëul, Korea.
231. **Kroner**, Moritz, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
232. **Kronthal**, Karl, Dr. med., Berlin.
233. **Kurtz**, F., Dr. phil., Prof., Córdoba, República Argentina.
234. **Kuthe**, Dr. med., Oberstabsarzt, Frankfurt a. M.
235. **Kuttner**, Ludwig, Kaufmann, Berlin.
236. **Lachmann**, Georg, Kaufmann, Berlin.
237. **Lachmann**, Paul, Dr. phil., Fabrikbesitzer, Berlin.
238. **Lähr**, Dr. med., Prof., Geh. Sanitätsrath, Zehlendorf.
239. **Landau**, H., Banquier, Berlin.
240. **Landau**, W., Freiherr v., Dr. phil., Berlin.
241. **Lang**, Carl Eugen, Blaubeuren.
242. **Lange**, Julius, Versicherungs-Director, Potsdam.
243. **Langen**, Königl. Baurath, Berlin.
244. **Langenmayr**, Paul, Rechtsanwalt, Pinne, Prov. Posen.
245. **Langerhans**, P., Dr. med., Stadtverordneten-Vorsteher, Berlin.
246. **Langerhans**, Robert, Dr. med., Prof., Prosector am Krankenhause Moabit.
247. **Langner**, Otto, Dr. med., Berlin.
248. **Laschke**, Alexander, Kais. Bankbuchhalter, Berlin.
249. **Lassar**, O., Dr. med., Professor, Berlin.
250. **Le Coq**, Albert v., Dr., Darmstadt.
251. **Lehmann**, Carl F., Dr. jur. et phil., Privatdocent, Berlin, z. Z. auf Reisen.
252. **Lehmann-Nitsche**, R., Dr. med. et phil., La Plata, Argentinien.
253. **Lehnerdt**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
254. **Lemcke**, Dr. phil., Prof., Gymnasial-Director, Stettin.
255. **Lemke**, Elisabeth, Fräulein, Berlin.
256. **Leonhardi**, Moritz Freiherr v., Gross-Karben, Grossherzogthum Hessen.
257. **Levin**, Moritz, Dr. phil., Berlin.
258. **Levinstein**, Walter, Dr. med., Schöneberg b. Berlin.
259. **Liebe**, Th., Dr. phil., Prof., Berlin.
260. **Liebermann**, F. v., Dr. med., Berlin.
261. **Liebermann**, Felix, Dr. phil., Professor, Berlin.
262. **Liebermann**, Karl, Dr. phil., Prof. Berlin.
263. **Liebreich**, Oscar, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
264. **Lindenschmit**, Dirigent des Germanischen Museums, Mainz.
265. **Lippelt**, Friedrich, Dr. med., Stabsarzt, Braunschweig.
266. **Lissauer**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
267. **Löw**, E., Dr. phil., Oberlehrer, Berlin.
268. **Lucae**, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
269. **Ludwig**, H., Zeichenlehrer, Berlin.

270. **Lühe**, Dr. med., Generalarzt a. D., Königsberg i. Pr.
271. **Luschan**, F. v., Dr. med. et phil., Prof., Dir.-Assist. am kgl. Museum f. Völkerkunde, Privatdocent, Friedenau.
272. **Maas**, Heinrich, Kaufmann, Berlin.
273. **Maas**, Julius, Kaufmann, Berlin.
274. **Maass**, Alfred, Berlin.
275. **Maass**, Karl, Dr. med., Oberstabsarzt a. D., Berlin.
276. **Mac Curdy**, George Grant, stud. phil., New Haven, America.
277. **Madsen**, Peter, Baumeister, Berlin.
278. **Magnus**, P., Dr. phil., Prof., Berlin.
279. **Majewski**, Erasm., Dr. phil., Warschau.
280. **Mankiewicz**, Otto, Dr. med., Berlin.
281. **Mansfeld**, Dr. med., z. Z. auf Reisen.
282. **Marcuse**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
283. **Marcuse**, Louis, Dr. med., Berlin.
284. **Marcuse**, Siegb., Dr. med., Geheimer Sanitätsrath, Berlin.
285. **Marggraff**, A., Stadtrath, Berlin.
286. **Martens**, E. v., Dr. phil., Geh. Regierungsrath, Prof., Zweiter Director der zoolog. Abtheilung des königl. Museums für Naturkunde, Berlin.
287. **Martin**, A. E., Dr. med., Professor, Berlin.
288. **Martin**, Rudolf, Dr. med., Docent für Anthropologie, Zürich.
289. **Maška**, Karl J., Oberrealschul-Director, Teltsch, Mähren.
290. **Matz**, Dr. med., Ober-Stabsarzt, Magdeburg.
291. **Maurer**, Hermann, Revisor, Berlin.
292. **Meitzen**, August, Dr., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
293. **Mendel**, E., Dr. med., Prof., Berlin.
294. **Menzel**, Dr. med., Sanitätsrath, Charlottenburg.
295. **Merke**, Verwaltungsdirector des städt. Krankenhauses Moabit, Berlin.
296. **Meyer**, Alfred G., Dr. phil., Prof., Director, Berlin.
297. **Meyer**, Ferdinand, Bankier, Berlin.
298. **Meyer**, Herrmann, Dr. phil., z. Zeit auf Reisen.
299. **Michel**, Gustav, Dr. med., Hermeskeil b. Trier.
300. **Mielke**, Robert, Zeichenlehrer und Schriftsteller, Berlin.
301. **Mies**, Josef, Dr. med., Cöln a. Rhein.
302. **Milchner**, M., Kaufmann, Berlin.
303. **Milchner**, R., Dr. med., Berlin.
304. **Minden**, Georg, Dr. jur., Syndikus des städt. Pfandbriefamts, Berlin.
305. **Miske**, Kálmán, Freiherr v., Köszeg (Günz), Ungarn.
306. **Möbius**, Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Director d. zoologischen Abtheilung des kgl. Museums für Naturkunde, Berlin.
307. **Möller**, Armin, Lehrer, Weimar.
308. **Möller**, H., Dr., Professor, Berlin.
309. **Möser**, Hofbuchdrucker, Charlottenburg.
310. **Möwes**, Dr. phil., Berlin.
311. **Morwitz**, Martin, Rentier, Charlottenburg.
312. **Moses**, S., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
313. **Müller-Beeck**, Georg, Kais. Deutscher Consul, Nagasaki, Japan.
314. **Münsterberg**, Oscar, Dr. phil., Berlin.
315. **Mützel**, Hans, Historienmaler, Berlin.
316. **Munk**, Hermann, Dr. med., ordentl. Honorar-Professor, Berlin.
317. **Museum**, Bernstein-, Stantien und Becker, Königsberg i. Pr.
318. **Museum** für Völkerkunde, Leipzig.
319. **Museum**, Provincial-, Halle a. S.
320. **Museum**, städtisches, Gera.
321. **Nehring**, A., Dr. phil., Prof., Berlin.
322. **Neuhauss**, Richard, Dr. med., Berlin.
323. **Neumann**, Oscar, Berlin.
324. **Neumayer**, G., Dr. phil., Wirkl. Geh. Admiralitätsrath, Prof., Director der deutschen Seewarte, Hamburg.
325. **Nordheim**, Jacob, Hamburg.
326. **Nordheim**, M., Hamburg.
327. **Nothnagel**, A., Prof., Hofmaler, Berlin.
328. **Obst**, Dr. med., Director des Museums für Völkerkunde, Leipzig.
329. **Oesten**, Gustav, Ober-Ingenieur, Berlin.
330. **Ohnefalsch-Richter**, Max, Dr. phil., Charlottenburg.
331. **Olshausen**, Otto, Dr. phil., Berlin.
332. **Oppenheim**, Max, Freiherr v., Dr. jur., Regierungs-Assessor, Cairo.

333. **Oppenheim**, Paul, Dr. phil., Charlottenburg.
334. **Oppersdorff**, Graf, Schloss Oberglogau, Schlesien.
335. **Oppert**, Gustav, Dr. phil., Prof., Berlin.
336. **Orth**, A., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
337. **Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, Blasewitz b. Dresden.
338. **Oske**, Ernst, Vereidigter Makler, Berlin.
339. **Ossowidzki**, Dr. med., Sanitätsrath, Oranienburg, Reg.-Bez. Potsdam.
340. **Palliardi**, Jaroslav, k. k. Notar, Frain, Mähren.
341. **Palm**, Julius, Dr. med., Berlin.
342. **Passow**, Dr. med., Prof., Heidelberg.
343. **Pauli**, Gustav, Berlin.
344. **Peiser**, Felix, Dr. phil., Privat-Docent, Königsberg i. Pr.
345. **Peronne**, Prediger, Prenzlau.
346. **Petermann**, Georg, Apotheker, Burg im Spreewalde.
347. **Pflugmacher**, E., Dr. med., Generalarzt a. D., Potsdam.
348. **Pfuhl**, F., Dr. phil., Professor, Posen.
349. **Philip**, P., Dr. med., Berlin.
350. **Pinckernelle**, W., Dr. med., Breslau.
351. **Pinkus**, Felix, Dr. med., Berlin.
352. **Pippow**, Dr. med., Regierungs- und Medicinalrath, Erfurt.
353. **Placzek**, S., Dr. med., Berlin.
354. **Platen**, -**Venz** v., Rittergutsbesitzer, Stralsund.
355. **Polakowsky**, Dr. phil., Berlin.
356. **Poll**, Heinrich, stud. med., Berlin.
357. **Ponfick**, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Breslau.
358. **Posner**, C., Dr. med., Prof., Berlin.
359. **Preuss**, Theodor, Dr. phil., Berlin.
360. **Prochno**, Apotheker, Blankenburg a. H.
361. **Przibylla**, Carl, Chemiker, Vienenburg am Harz.
362. **Pudil**, H., Baudirector, Prag.
363. **Rabl-Rückhard**, H., Dr. med., Prof., Oberstabsarzt a. D., Berlin.
364. **Rademacher**, C., Lehrer, Cöln a. Rh.
365. **Reich**, Max, Dr. med., Stabsarzt der Marine, z. Z. auf Reisen.
366. **Reichenheim**, Ferd., Berlin.
367. **Reinecke**, Paul, Dr. phil., Mainz.
368. **Reinecke**, Major a. D., Berlin.
369. **Reinhardt**, Dr. phil., Oberlehrer, Rector, Berlin.
370. **Reiss**, Wilhelm, Dr. phil., Geh. Regierungsrath, Schloss Könitz (Thüringen).
371. **Remak**, E. J., Dr. med., Prof., Berlin.
372. **Richter**, Berth., Banquier, Berlin.
373. **Richthofen**, F., Freiherr v., Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
374. **Riedel**, Bernh., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
375. **Riedel**, Paul, Kaufmann, Oranienburg.
376. **Ritter**, W., Banquier, Berlin.
377. **Robel**, Ernst, Dr. phil., Oberlehrer, Gross-Lichterfelde.
378. **Röckl**, Georg, Geh. Regierungsrath am Kaiserl. Gesundheitsamt, Colonie Grunewald b. Berlin.
379. **Röhl**, v., Dr. jur., Assessor, Berlin.
380. **Rösler**, E., Gymn.-Lehrer, Schuscha, Kaukasus.
381. **Rosenstein**, Siegmund, Director, Berlin.
382. **Rosenthal**, L., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
383. **Ruge**, Karl, Dr. med., Sanitätsrath, Professor, Berlin.
384. **Ruge**, Paul, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
385. **Runkwitz**, Dr. med., Marine-Stabsarzt, auf See.
386. **Salomon**, O., Dr., Berlin.
387. **Samson**, Alb., Banqier, Brüssel.
388. **Samter**, Dr. med. Berlin.
389. **Sander**, Wilh., Dr. med., Geh. Medicinalrath, Director, Dalldorf b. Berlin.
390. **Sander**, Marine-Stabsarzt a. D., Windhoek, Deutsch-Süd-West-Africa.
391. **Sarasin**, Fritz, Dr. phil., Basel.
392. **Sarasin**, Paul, Dr. phil., Basel.
393. **Saurma-Jeltsch**, Freiherr v., Exc., Wirkl. Geh. Rath, Kaiserl. Deutscher ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter, Rom.
394. **Schauenburg**, Dr. jur., Regierungsrath, Berlin.
395. **Schedel**, Joseph, Apotheker, Yokohama, Japan.
396. **Schlemm**, Julie, Fräulein, Berlin.
397. **Schlesinger**, H., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.

398. **Schmidt**, Colmar, Landschaftsmaler, Berlin.
399. **Schmidt**, Emil, Dr. med., Professor, Leipzig.
400. **Schmidt**, Max C. P., Dr. phil., Prof., Berlin.
401. **Schmidt**, Oscar, Dr. med., Berlin.
402. **Schneider**, Ludwig, Conservator der k. k. Central-Commission, Smiřic, Böhmen.
403. **Schöne**, Richard, Dr. phil., Wirkl. Geh. Rath, General-Director der Königl. Museen, Excellenz, Berlin.
404. **Schötensack**, O., Dr. phil., Heidelberg.
405. **Scholl**, Arthur, Dr. med., Berlin.
406. **Schütz**, W., Dr. med., Professor, Geh. Regierungsrath, Rector der thierärztl. Hochschule, Berlin.
407. **Schütze**, Alb., Academischer Künstler, Berlin.
408. **Schulenburg**, Wilibald v., Charlottenburg b. Berlin.
409. **Schultze**, Wilhelm, Dr. med., Sanitätsrath, Stettin.
410. **Schultze**, Premier-Lieutenant, Wittenberg.
411. **Schultze**, Rentier, Charlottenburg.
412. **Schumann**, Hugo, prakt. Arzt, Löcknitz, Pommern.
413. **Schwabacher**, Adolf, Banquier, Berlin.
414. **Schwartz**, Albert, Hof-Photograph, Berlin.
415. **Schwartz**, W., Dr. phil., Prof., Gymnasialdirector a. D., Geh. Regierungsrath, Berlin.
416. **Schwarzer**, Dr., Grubenbesitzer, Zilmsdorf bei Teuplitz, Kr. Sorau.
417. **Schweinfurth**, Georg, Dr. phil., Prof., Berlin, z. Z. auf Reisen.
418. **Schweinitz**, Graf v., Premierlieutenant, Berlin.
419. **Schwerin**, Ernst, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
420. **Sekiba**, F., Dr. med., Sapporo, Hokkaido, Japan.
421. **Selberg**, Emil, Kaufmann, Berlln.
422. **Seler**, Eduard, Dr. phil., Directorial-Assistent am kgl. Museum für Völkerkunde, Privatdocent, Steglitz b. Berlin.
423. **Siebold**, Heinr. v., Yokohama, Japan.
424. **Siegmund**, Gustav, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
425. **Siehe**, Dr. med., Sanitätsrath, Kreisphysicus, Züllichau.
426. **Sierakowski**, Graf Adam, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
427. **Sieskind**, Louis J., Rentier, Berlin.
428. **Sökeland**, Hermann, Berlin.
429. **Sommerfeld**, Sally, Dr. med., Berlin.
430. **Sonnenburg**, Dr. med., Prof., Director am Krankenhause Moabit, Berlin.
431. **Spemann**, Gottfried, Verlags-Buchhändler, Berlin.
432. **Staudinger**, Paul, Naturforscher, Berlin.
433. **Stechow**, Dr. med., Oberstabsarzt, Berlin.
434. **Steinen**, Karl von den, Dr. med. et phil., Professor, Neu-Babelsberg bei Potsdam.
435. **Steinen**, Wilhelm von den, Maler, Gross-Lichterfelde.
436. **Steinthal**, Leop., Banquier, Steglitz.
437. **Steinthal**, H., Dr. phil., Professor, Berlin.
438. **Stephan**, Georg, Mühlen-Besitzer, Lichterfelder Buschmühle bei Sallgast, Kr. Luckau.
439. **Stephan**, J., Buchhändler, Berlin.
440. **Stoltzenberg**, R. v., Luttmersen bei Neustadt am Rübenberge, Hannover.
441. **Strauch**, Curt, Dr. med., Berlin.
442. **Strauch**, Contre-Admiral z. D., Friedenau b. Berlin.
443. **Strebel**, Hermann, Kaufmann, Hamburg, Eilbeck.
444. **Stucken**, Eduard, Berlin.
445. **Stuhlmann**, Dr. med., kaiserl. Regierungsrath, Dar es Salam.
446. **Tänzer**, Dr. med. Charlottenburg.
447. **Tappeiner**, Dr. med., Hofrath, Schloss Reichenbach, Meran.
448. **Taubner**, Dr. med., Allenberg bei Wehlau.
449. **Telge**, Paul, Hof-Juwelier, Berlin.
450. **Thorner**, Eduard, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
451. **Thunig**, Amtsrath, Breslau.
452. **Tillmanns**, Dr. med., Medicinalrath, Professor, Leipzig.

453. **Timann**, F., Dr. med., General- und Corpsarzt, Coblenz.
454. **Titel**, Max, Kaufmann, Berlin.
455. **Tolmatschew**, Nicolaus, Dr. med., Prof., Kasan, Russland.
456. **Török**, Aurel v., Dr. med., Prof., Director des anthropologischen Museums, Budapest.
457. **Tornow**, Max L., Grunewald b. Berlin.
458. **Treichel**, A., Rittergutsbesitzer, Hoch-Paleschken b. Alt-Kischau, Westpreussen.
459. **Uhle**, Max, Dr. phil., Philadelphia.
460. **Umlauff**, J. F. G., Naturalienhändler, Hamburg.
461. **Urach**, Fürst von, Carl, Graf von Württemberg, Stuttgart.
462. **Vasel**, Gutsbesitzer, Beyerstedt b. Jerxheim.
463. **Verein**, anthropologischer, Coburg.
464. **Verein**, anthropologischer, Hamburg-Altona, Hamburg.
465. **Verein** der Alterthumsfreunde, Genthin.
466. **Verein** für Heimathskunde, Müncheberg.
467. **Verein**, historischer, Bromberg.
468. **Verein**, Museums-, Lüneburg.
469. **Virchow**, Hans, Dr. med., Prof., Berlin.
470. **Virchow**, Rudolf, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
471. **Voeltzkow**, Dr. phil., Berlin.
472. **Vohsen**, Consul a. D., Berlin.
473. **Volborth**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
474. **Volmer**, Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
475. **Vorländer**, H., Ritterguts-Besitzer, Dresden.
476. **Vorwerk**, Bernh., Kaufmann, Berlin.
477. **Voss**, Albert, Dr. med., Director der vaterländischen Abtheilung des kgl. Museums für Völkerkunde, Berlin.
478. **Wacker**, H., Oberlehrer, Berlin.
479. **Wahl**, E., Ingenieur, Berlin.
480. **Waldeyer**, Dr. med., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
481. **Waldschmidt**, Dr. med., Westend bei Berlin.
482. **Weber**, W., Maler, Berlin.
483. **Weeren**, Julius, Dr. phil., Prof., Charlottenburg.
484. **Wegner**, Fr., Rector, Berlin.
485. **Wegner**, Ph., Dr. phil., Gymnasial-Director, Neuhaldensleben.
486. **Weigelt**, Dr., Prof., General-Secretär d. Deutschen Fischerei-Vereins, Berlin.
487. **Weinhold**, Dr. phil., Prof., Geh. Regierungsrath, Berlin.
488. **Weinzierl**, Robert, Ritter von, Prag.
489. **Weisbach**, Valentin, Rentier, Berlin.
490. **Weissenberg**, S., Dr. med., Elisabethgrad, Süd-Russland.
491. **Weisstein**, Hermann, Reg.-Baumeister, Münster i. W.
492. **Wendeler**, Paul, Oekonom u. Brauereibesitzer, Soldin.
493. **Wensiercki-Kwilecki**, Graf, Wroblewo bei Wronke, Prov. Posen.
494. **Werner**, F., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
495. **Werner**, Johannes, Thierarzt, Lübeck.
496. **Wetzstein**, Gottfried, Dr. phil., Consul a. D., Berlin.
497. **Weule**, Karl, Dr. phil., Steglitz.
498. **Wiechel**, Hugo, Baurath, Chemnitz.
499. **Wilke**, Theodor, Rentier, Guben.
500. **Wilski**, H., Director, Gross-Lichterfelde bei Berlin.
501. **Winkler**, Hugo, Dr. phil., Privatdocent, Deutsch-Wilmersdorf bei Berlin.
502. **Witte**, Ernst, Dr. med., Oberstabsarzt a. D., Berlin.
503. **Wittgenstein**, Wilhelm v., Gutsbesitzer, Berlin.
504. **Wolff**, Julius, Dr. med., Prof., Berlin.
505. **Wolff**, Max, Dr. med., Prof., Berlin.
506. **Wolter**, Carl, Chemulpo, Korea.
507. **Wutzer**, H., Dr. med., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
508. **Zander**, Kurt, Dr. jur., Rechtsanwalt, Berlin.
509. **Zechlin**, Konrad, Apothekenbesitzer, Salzwedel.
510. **Zenker**, Wilhelm, Dr. med., Kreisphysikus a. D., Bergquell-Frauendorf bei Stettin.
511. **Zschiesche**, Paul, Dr. med., Erfurt.

(23. Februar 1899.)

Uebersicht
der der Gesellschaft durch Tausch, Ankauf oder als Geschenk zugehenden periodischen Veröffentlichungen.

Das nachstehende Verzeichniss dient zugleich als Empfangsbestätigung der uns im letzten Jahre zugegangenen Schriften.

*Die mit * vermerkten Gesellschaften, deren Schriften wir nicht erhalten haben, bitten wir um gefällige Nachlieferung der etwa erfolgten Publicationen* ***ausschliesslich*** *an die Adresse:*
Anthropologische Gesellschaft, Berlin SW., Königgrätzer Strasse 120.

Abgeschlossen den 18. Februar 1899.

I. Deutschland,

nach Städten alphabetisch geordnet.

1. Berlin. Amtliche Berichte aus den königl. Kunstsammlungen. XIX. Jahrg. Nr. 2—4. XX. Jahrg. Nr. 1.

*2. „ Veröffentlichungen aus dem königlichen Museum für Völkerkunde. (1 u. 2 von der General-Direction der königlichen Museen.)

*3. „ Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direction des königl. Museums für Völkerkunde. (V. d. D.)

4. „ Zeitschrift für Erdkunde. Bd. XXXII. 1897. Nr. 5–6. Bd. XXXIII. 1898. Nr. 1—4.

5. „ Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Bd. XXV. 1898.

6. „ Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Bd. X. Nr. 4. Bd. XI. Nr. 1—4. (4—6 v. d. G. f. E.)

*7. „ Jahrbuch der königl. Geologischen Landesanstalt. (V. d. G. L.)

8. „ Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. (Von dem Hydrographischen Amt der kaiserl. Admiralität.) XXVI. Jahrg. Nr. 1—12. XXVII. Jahrg. Nr. 1—2.

9. „ Verhandlungen der Berliner medicinischen Gesellschaft. (V. d. B. m. G.) Bd. XXVIII u. XXIX.

10. „ Berliner Missions-Berichte. (Von Hrn. M. Bartels.) 1898. Nr. 1—12; 1899. Nr. 1—2.

11. „ Nachrichten für und über Kaiser Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel. (V. d. Neu-Guinea-Compagnie.) Jahrg. 1897 u. 1898.

12. „ Die Flamme. Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Auslande. (V. d. Red.) XV. Jahrg. 1898. XVI. Jahrg. 1899. Nr. 163—166.

13. „ Jahresbericht des Directors des königl. Geodätischen Instituts. (Durch Hrn. R. Virchow.) 1896/97.

14. „ Mittheilungen aus der historischen Literatur. (V. d. Red.) XXVI. Jahrg. XXVII. Jahrg. Nr. 1.

15. „ Verwaltungsbericht über das Märkische Provincial-Museum. (Von Hrn. C. Künne.) 1. April 1897 bis 31. März 1898.

16. Berlin. Brandenburgia. Monatsblatt und Archiv der Gesellschaft für Heimathskunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. (V. d. G. f. H. VI. Jahrg. Nr. 4—9.
17. „ Verhandlungen des deutschen Geographentages. Bd. 12.
18. „ Sonntags-Beilage der Vossischen Zeitung. 1897. Nr. 49—52. 1898 Nr. 1—52. 1899. Nr. 1—6.
(17 u. 18 von Hrn. C. Künne.)
19. „ Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. (V. d. V. f. V.) VIII. Jahrg. 1898. Heft 1—4.
20. „ Deutsche Colonial-Zeitung, Jahresbericht und Mittheilungen aus der Abtheil. Berlin der Deutschen Colonial-Gesellschaft. (V. d. D. C.-G.) Ztschr.: XI. Jahrg. XII. Jahrg. Jahresber. 1897. Mittheil. 1898. Nr. 1—6.
21. „ Naturwissenschaftliche Wochenschrift. (V. d. Red.) Bd. XII. 1897. Nr. 49—52. Bd. XIII. 1898. Nr. 1—52. Bd. XIV. 1899. Nr. 1—5.
22. „ Sitzungsberichte der Gesellschaft naturforschender Freunde. 1897. Nr. 9—10. 1898. Nr. 1—9.
23. „ „Africa“. Herausgegeben vom evangelischen Africa-Verein. V. Jahrg. Nr. 1—12. VI. Jahrg. Nr. 1.
(22 u. 23 von Hrn. M. Bartels.)
24. „ Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen. (V. d. Red. III. Jahrg. Heft 3 u. 4. IV. Jahrg. Heft 1 u. 2.
25. „ Mittheilungen a. d. Museum f. deutsche Volkstrachten. (V. d. Vorstand.) 1897. Heft 2 u. 3.
26. „ Ost-Asien. (V. d. Red.) I. Jahrg. Nr. 1—11.
27. „ Helios. Organ des Naturwissenschaftlichen Vereins des Regierungsbezirks Frankfurt a. O. (V. d. V.) Bd. XV. 1898.
28. „ Mutter Erde. (V. d. Red.) I. Jahrg. 1898. Nr. 1—19.
29. Berlin-Charlottenburg. Verhandl. der Deutschen Colonial-Gesellschaft. (Von Hrn. Dr. Minden.) Jahrg. 1896/97 u. 1897/98.
30. Bonn. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden. (V. d. V. v. A. Heft 102 u. 103.
31. Brandenburg a. d. H. Jahresberichte des Historischen Vereins. (V. d. H. V.) XXIX—XXX.
32. Braunschweig. Archiv für Anthropologie. (V. HHrn. Fr. Vieweg & Sohn.) Bd. XXV. Heft 1—4.
33. „ Braunschweigisches Magazin. (V. d. Red.) Bd. III. 1897. Nr. 1—26.
34. „ Globus. Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. (Angekauft.) Bd. LXXIII. Bd. LXXIV. Bd. LXXV. Nr. 1—6.
35. Bremen. Deutsche Geographische Blätter. (V. d. geogr. Gesellschaft.) Bd. XX. Heft 4. Bd. XXI. Heft 1—4.
36. „ Abhandlungen, herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Verein. (V. d. Red.) Bd. XIV. Heft 3. Bd. XV. Heft 1 u. 2.
37. Bremerhaven. Jahres-Bericht der Männer vom Morgenstern Heimatb. in Nord-Hannover. (V. d. V.) 1898. Heft 1.
38. Breslau. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. (V. d. Museum Schlesischer Alterthümer.) Bd. VII. Nr. 3.
39. Bromberg. Jahrbuch der historischen Gesellschaft für den Netze-District. (V. d. h. G.) Jahrg. 1898 u. 1899.

40. Cassel. Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Jahrg. 1896 u. 1897.
41. „ Zeitschrift des Vereins f. H. G. u. L. Bd. XXXII u. XXXIII, nebst Suppl. XII.
(40 u. 41 v. d. V. f H. G. u. L.)
*42. Colmar (Elsass). Bulletin de la Société d'histoire naturelle. (V. d. S.)
43. Crefeld. Berichte des Crefelder Museums-Vereins. (V. d. M.-V.)
44. Danzig. Bericht über die Verwaltung der naturwissenschaftlichen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen. (V. d. Westpr. Provincial-Museum.) XVII. Bericht. 1896. XVIII. Bericht. 1897.
*45. „ Schriften der Naturforschenden Gesellschaft. (V. d. N. G.)
*46. Dessau. Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde. (V. d. V.)
47. Dresden. Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis. (V. d. G. I.) Jahrg. 1897 u. 1898, Januar-Juni.
48. „ Jahresberichte des Vereins für Erdkunde. (V. d. V. f. E.) XXVI. Jahresb.
*49. Emden. Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer. (V. d. G.)
50. Erfurt. Mittheilungen des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde von Erfurt. (V. d. V.) Bd. 19. Jahrg. 1897.
51. Giessen. Mittheilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. (V. d. O. G.) Bd. VII. 1898.
52. Görlitz. Neues Lausitzisches Magazin. (V. d. Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften.) Bd. 73. Heft 2. Bd. 74. Heft 1 u. 2.
*53. „ Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. (V. d. G.)
54. Gotha. Dr. A. Petermann's Mittheilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt. (V. Hrn. C. Künne.) Bd. 44. 1898. Nr. 1—12.
55. Greifswald. Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft. (V. d. G. G.) II. Theil. 1896—98.
56. „ Nachträge zur Geschichte der Greifswalder Kirchen. 1898. Heft 2.
*57. „ Jahresberichte der Rügisch-Pommerischen Abtheilung der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde.
(56 u. 57 V. d. G. f. P. G. u. A.)
58. Guben. Mittheilungen der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte. (V. d. N. G. f. A. u. U.) Bd. V. Heft 1—7.
59. Halle a. S. Mittheilungen des Vereins für Erdkunde. (V. d. V. f. E.) 1898.
60. „ Photographische Rundschau. (V. d. Freien Photogr. Vereinigung in Berlin.) XII. Jahrg. XIII. Jahrg. Heft 1 u. 2.
*61. Hamburg. Verhandlungen des Vereins für Naturwissenschaftliche Unterhaltung. (V. d. V. f. N. U.)
62. Hannover. Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen. (V. d. V.) Jahrg. 1898.
63. Hildburghausen. Schriften des Vereins für Meiningische Geschichte und Landeskunde. (V. d. V.) Jahrg. 1888—1898. Heft 1—30.
*64. Jena. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft (für Thüringen) zu Jena. (V. d. G. G.)
65. Kiel. Mittheilungen des Anthropolog. Vereins in Schleswig-Holstein. (V. d. A. V.) 1897. Heft 11.

*66. Kiel. Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Alterthümer. (V. d. M.)
*67. Königsberg i. Pr. Sitzungsberichte der Alterthums-Gesellschaft Prussia. (V. d. A.-G. P.)
68. „ Schriften der Physikalisch-Oekonomischen Gesellschaft. (V. d. Ph.-Oek. G.) 38. Jahrg. 1897.
*69. Leipzig. Bericht für das Museum für Völkerkunde. (V. d. M.)
70. „ (Mannheim). Forschungen zur Geschichte Mannheims und der Pfalz. (V. d. Alterthums-Verein in Mannheim.) Bd. I u. II.
71. Lübeck. Berichte des Vereins für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde. Jahrg. 1895—1897.
72. „ Mittheilungen d. V. f. L. G. u. A. Heft VII. Nr. 10—12. Heft VIII. Nr. 1—8.
73. „ Zeitschrift d. V. f. L. G. u. A. Bd. VII. Heft 3.
(71—73 v. d. V.)
*74. Lüneburg. Jahresberichte des Museums-Vereins. (V. d. M.-V.)
75. Metz. Jahresberichte des Vereins für Erdkunde. (V. d. V. f. E.) XX. Jahresb. 1897/98.
76. München. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. (V. d. G. f. A. u. U. B.) Bd. XII. Heft 3 u. 4.
*77. „ Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft. (V. d. G. G.)
78. „ Monatsschrift des Historischen Vereins von Oberbayern. (V. d. H. V.) VI. Jahrg. 1897. Nr. 11—12. VII. Jahrg. 1898. Nr. 1—8.
79. „ Oberbayerisches Archiv. (V. d. Hist. Vereins von und für Oberbayern.) Bd. 50.
80. „ Prähistorische Blätter. (Von Hrn. Dr. J. Naue.) X. Jahrg. 1898. XI. Jahrg. 1899. Nr. 1.
81. Münster. Jahresberichte des Westfälischen Provincial-Vereins für Wissenschaft und Kunstgeschichte. (V. d. V.) XXVI. Jahresber. 1897/98.
*82. „ Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. (V. d. Red.)
83. Neu-Brandenburg. Jahresbericht über das Museum in Neu-Brandenburg. (V. d. M.) Jahresbericht 26.
*84. Neu-Ruppin. Historischer Verein f. d. Grafschaft Ruppin. (V. d. V.)
85. Nürnberg. Mittheilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. 17. Jahrg. 1898. Seite 1—20.
86. „ Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums. Jahrg. 1897. Nr. 5—6. Jahrg. 1898. Nr. 1—5.
(85 u. 86 v. d. G. N.-M.)
87. Oldenburg (im Grossh.). Schriften des Oldenburger Vereins f. Alterthumskunde und Landesgeschichte. (V. d. O. V.) Theil XVI. 1897. Theil XVII. 1898.
88. Osnabrück. Mittheilungen des Historischen Vereins. (V. d. h. V.) Bd. XXI. 1896. Bd. XXII. 1897.
89. Plauen i. V. Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Plauen i. V. (V. d. V.) Jahresschrift (1894—1896) 11 u. 12.
*90. Posen. Album. (V. d. HHrn. Köhler u. Erzepki.)
91. „ Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen. (V. d. H. G.) XII. Jahrg. Heft 2—4. XIII. Jahrg. Heft 1 u. 2.

92. Posen. Roczniki towarzystwa Przyj. nauk Poznánskiego. (V. d. G.) Tome XXIV. 3. u. 4.

*93. Potsdam. Jahresbericht des Directors des Königl. Geod. Inst. (Von Hrn. Rud. Virchow.)

*94. Salzwedel. Jahresberichte des altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte. (V. d. a. V. f. v. G.)

95. Schwerin. Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. (V. d. V. f. M. G. u. A.) Jahrg. 63.

*96. Speyer. Mittheilungen des Historischen Vereins der Pfalz. (V. d. V.)

97. Stettin. Baltische Studien. 46. Jahrg. Neue Folge. Bd. I.

98. „ Monatsblätter. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde. Jahrg. 1897. Nr. 1—12.

(97 u. 98 V. d. G. f. P. G. u. A.)

*99. Strassburg (Els.). Beiträge zur prähistorischen Archäologie. (V. Hrn. Forrer.)

100. Stuttgart. Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (V. d. V.) VII. Jahrg. 1898. Heft 1—4.

101. „ Fundnachrichten. (V. d. V.) V. Jahrg. 1897.

*102. Thorn. Mittheilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst.

*103. „ Jahresberichte des Coppernicus-Vereins.

(102 u. 103 v. d. C.-V.)

104. Trier. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. XVI. Jahrg. Heft 4. XVII. Jahrg. Heft 1—3.

105. „ Correspondenzblatt für Geschichte und Kunst. XVI. Jahrg. Nr. 12. XVII. Jahrg. Nr. 1—12.

106. „ Limesblatt. Nr. 26—30.

*107. „ Jahresberichte der Gesellschaft für nützliche Forschungen.

(104—107 v. d. G. f. n. F.)

*108. Ulm. Mittheilungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. (V. d. V.).

109. Wernigerode. Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. (V. d. H.-V.) XXX. Jahrg. XXXI. Jahrg. 1898. Register. Jahrg. 13—24 (1880—1891).

110. Wiesbaden. Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. 29. Bd. 1898. Heft 2.

111. „ Mittheilungen d. Vereins f. Nassauische Alterthumskunde. Jahrg. 1897. Nr. 3. u. 4. Jahrg. 1898/99. Nr. 1—3.

(110 u. 111 v. d. V. f. N. A. u. G.)

II. Europäisches Ausland.

Nach Ländern und Städten alphabetisch geordnet.

Belgien.

*112. Brüssel. Bulletins de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.

*113. „ Annuaire de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.

(112 u. 113 v. d. Ac. R.).

114. Brüssel. Bulletin de la Société d'Anthropologie. (V. d. S. d'A.) Tome XIV. 1895/96. Tome XV. 1896/97.
115. „ Annales de la Société d'Archéologie. Tome XII. 1898. Liv. 1—4. Tome XIII. Liv. 1.
116. „ Annuaire de la Société d'Archéologie. Tome VIII. 1897. Tome IX. 1898. (115 u. 116 v. d. S. d'Arch.)
117. Lüttich. Bulletin de l'Institut archéologique Liégeois (V. d. I.) Tome XXVI. Tome XXVII.

Dänemark.

118. Kopenhagen. Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord. Série 1897.
119. „ Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie. 1897. Bd. XII. Heft 4. 1898. Bd. XII. Heft 1—3.
*120. „ Nordiske Fortidsminder, udgevne af det Kgl. Nordiske Oldskrift Selskab. (118—120 v. d. N. O. S.)
121. Reikjavik (Island). Arbók hins Islenzka fornleifafelag. (V. d. I. f.) Jahrb. 1897 u. 1898. Fylgirit. 1898.

Finland.

*122. Helsingfors. Journal de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Aikakauskirja.)
*123. „ Mémoires de la Société Finno-Ougrienne. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Toimituksia.)
124. „ Finska Fornminnesföreningens Tidskrift. Bd. XVIII.
125. „ Finskt Museum. Finska Fornminnesföreningens Månadsblad. IV. Jahrg. 1897. V. Jahrg. 1898.
126. „ Suomen Museo. Suomen Muinaîsmuisto-Yhdistyksen Kuukauslethi. IV. Jahrg. 1897. V. Jahrg. 1898.
(122—126 durch Hrn. Aspelin.)

Frankreich.

127. Grenoble. Bulletins de la Société Dauphinoise d'Ethnologie et d'Anthropologie. (V. d. S.) Tome IV. 1897. Nr. 3 u. 4. Tome V. 1898. Nr. 1 u. 2.
128. Lyon. Bulletin de la Société d'Anthropologie. (V. d. S. d'A.) Tome XV. 1896. Tome XVI. 1897. Nr. 1.
*129. „ Archives du Muséum d'histoire naturelle. (V. d. M.)
130. Paris. L'Anthropologie. [Matériaux pour l'histoire de l'homme, Revue d'Anthropologie, Revue d'Ethnographie réunis.] (Von d. Verleger Hrn. Masson). 1897. Tome VIII. Nr. 6. 1898. Tome IX. Nr. 1—6.
131. „ Le Tour du Monde. (Von Hrn Bartels.) 52. Jahrg. 1898. Nr. 1—53. Jahrg. 1899. Nr. 1—5.
132. „ Mémoires de la Société d'Anthropologie. Tome II (III[e] Série), Fasc. 2.
133. „ Bulletins de la Société d'Anthropologie. Tome VIII (IV[e] Série). Nr. 3—6. Tome IX (IV[e] Série). 1898. Nr. 1—3.
(132 u. 133 v. d. S. d'A.)
134. „ Revue mensuelle de l'Ecole d'Anthropologie. (V. d. École d'Anthrop.) Jahrg. VIII. 1898. Jahrg. IX. 1899. Heft 1.
135. „ Annales du Musée Guimet. Tome XXVIII. 1896. Tome XIX. 1896.

136. Paris. Annales du Musée Guimet. (Bibliothèque d'études.) Tome 6 u. 7.
137. „ Revue de l'histoire des religions. Tome XXXIV XXXVII. Tome XXXVIII. Nr. 1.
(136 u. 137 v. d. Ministère de l'Instruction publique.)

Griechenland.

138. Athen. Δελτίον τῆς ἱστορικῆς καὶ ἐθνολογικῆς ἑταιρίας τῆς Ἑλλάδος. (V. d. Historischen und Ethnologischen Gesellschaft von Griechenland.) Bd. V. Heft 18.
139. „ Ephemeris archaiologike. Periode III. Jahrg. 1897. Heft 3 u. 4. Jahrg. 1898. Heft 1 u. 2. Praktika für 1897.
140. „ Ephemeris Parnasson. Jahrg. 1. u. 2.
(139 u. 140 v. d. archäol. G.)
141. „ Mittheilungen des kaiserlich-deutschen Archäologischen Institutes. (V. d. A. I.) Bd. XXIII. 1898. Heft 1—3. Register v. Bd. XVI—XX.
142. „ Bulletin de Correspondance Hellénique. (V. d. École Française d'Athènes.) Jahrg. 1897. XXI. 9—12. Jahrg. 1898. XXII. 1—11.

Grossbritannien.

143. Edinburgh. The Scottish Geographical Magazine. (V. d. Sc. G. Society.) Vol. XIV. Vol. XV. Nr. 1 u. 2.
144. „ Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland. (V. d. S.) Vol. XXXI. 1896/97.
145. London. The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland. (V. d. A. I.) Vol. XXVII. Nr. 3 u. 4. New Series, Vol. I. Nr. 1 u. 2.
146. „ Reports of the North West Tribes of Canada. (V. Hrn. Boas.) VII. VIII. X.
147. „ The Reliquary and illustrated Archaeologist. (Wird angekauft.) Vol. IV. Vol. V. Nr. 1.

Italien.

*148. Bologna. Atti e Memorie della Reale Deputazione di storia patria per le provincie di Romagna. (V. d. R. D.)
149. „ Memorie della R. Accademia delle Scienze. Serie V. Tomo 5 u. 6.
*150. „ Rendiconto delle sessioni della Reale Accademia delle Scienze dell' Istituto di Bologna.
(149 u. 150 v. d. R. A.)
151. Florenz. Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. (Von Hrn. P. Mantegazza.) 1897. Vol. XXVII. Fasc. 2 u. 3. 1898. Vol. XXVIII. Fasc. 1 u. 2.
152. „ Bollettino di Publicazione Italiane. (V. d. R.) Nr. 288—314.
*153. Neapel. Bollettino della Società Africana d'Italia. (V. d. S. A.)
154. Parma. Bullettino di Paletnologia Italiana. (V. Hrn. L. Pigorini in Rom.) Serie III. Tomo III. Anno XXIII. Nr. 6—12. Serie III. Tomo IV. Anno XXIV. Nr. 1—12.
155. Rom. Atti della Società Romana di Antropologia. (V. d. S.) Vol. V. Fasc. 1—3.
156. „ Bullettino dell' Istituto. Mittheilungen des Kaiserlich-Deutschen Archäologischen Instituts. (V. d. D. A. I.) Vol. XII. Fasc. 3 u. 4. Vol. XIII. Fasc. 1—4.

157. Rom. Rivista Geografica Italiana. (V. d. Società di studj geografici in Florenz.) Vol. IV. Fasc. 10. Vol. V. Fasc. 1—10.
158. „ Atti della Reale Accademia dei Lincei. Vol. VI. II° Sem. Fasc. 12. Vol. VII. I° Sem. Fasc. 1—12. II° Sem. Fasc. 1—12. Vol. VIII. I° Sem. Fasc. 1 u. 2.
159. „ Rendiconti della Reale Accademia dei Lincei. Vol. VI. Fasc. 11—12. Vol. VII. Fasc. 1—7.
160. „ Notizie degli scavi di antichità. 1897. Nr. 11 u. 12. 1898. Nr. 1—10. (158—160 v. d. R. A. d. L.)
161. Turin. Cosmos. (Von Hrn. G. Cora.) Serie II. Vol. XII. 1894/95. 6—10.

Luxemburg.

162. Luxemburg. Ons Hémecht. Organ des Vereins für Luxemburger Geschichte, Literatur und Kunst. (V. d. V.) V. Jahrg. Nr. 1 u. 2.

Niederlande.

163. Haag. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. (V. d. Koninklijk Instituut voor de T.-, L.- en V. v. N.-I.) VIe volgr. 1898. V. 1—4. 1899. IV. 1.
164. Leiden. Internationales Archiv für Ethnographie. (Von dem Königl. Niederländischen Cultus-Ministerium.) Bd. X, Heft 6. Bd. XI, Heft 1—6. Suppl. z. Bd. XI.

Norwegen.

165. Bergen. Bergens Museums Aarsberetning. (V. d. Mus.) Jahrg. 1897.
166. Kristiania. Aarsberetning fra Foreningen til Norske Fortidsmindesmerkers bevaring. 1897. II. Raekke; III. Hefte.
167. „ Kunst og Handverk fra Norges Fortid. II. Folge. Heft 2 u. 3. (166 u. 167 v. d. Universitets Samling af nordiske Oldsager.)

Oesterreich-Ungarn.

168. Brünn. Museum Francisceum: Annales. (Von der k. k. Mährischen Ackerbau-Gesellschaft.) Jahrg. 1896/97.
169. Budapest. Archaeologiai Ertesitö. (Von der Anthropolog.-archäologischen Gesellschaft.) XVIII. Bd. 1898. Nr. 1—5.
170. „ Ethnographia. (Von der Ungar. ethnograph. Gesellschaft.) 1898. 1—6.
171. Časlau. Veštnik českoslovanských muséi a spolku archaeologickych. (V. d. V.) Dilu III. Čislo 1—7.
*172. „ Veštnik i musei. (V. Hrn. Čermák.)
173. Graz. Mittheilungen des Historischen Vereins für Steiermark. 1894—1897. Heft 42—45.
174. „ Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. Jahrg. 26—28. (173 u. 174 von dem Historischen Verein.)
175. Hermannstadt. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Bd. XXVIIII. Heft 1—3.
176. „ Jahresbericht des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. Vereinsjahr 1897/98. (175 u. 176 v. d. V.)

177. Innsbruck. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. (V. d. F.) III. Folge. Bd. 42.
178. Krakau. Anzeiger der Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 1897. Nr. 10. Jahrg. 1898. Nr. 1—10.
179. „ Materialy antropologiczno-archeologiczne. Tome II. 1897. Tome III. 1898.
180. „ Rozprawy Akademii umiejętności. Serya II. Tome X—XIII. (178—180 v. d. A. d. W.)
181. Laibach. Argo. Zeitschrift für krainische Landeskunde. (V. d. Red.) V. Jahrg. Nr. 6. VI. Jahrg. Nr. 1—10.
*182. „ Mittheilungen des Museal-Vereins für Krain.
183. „ (Ljubjani.) Izvestja muzejskega društva za Kranjsko. (182 u. 183 v. d. M.-V.)
184. Lemberg. Kwartalnik historyczny. (Von dem Historischen Verein.) 1898. Jahrg. XII. Nr. 1—3.
185. Olmütz. Časopis vlasteneckého Musejniho spolku Olomuckého. (V. d. V.) Čislo 50—58.
186. Prag. Památky archaeologické a místopisné. (Von dem Museum Regni Bohemiae.) Dilu XVII. Sešit 5—8. Dilu XVIII. Sešit 1 u 2.
187. „ Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. (V. d. V.) XXXVI. Jahrg. Nr. 1—4.
188. „ Bericht der Lese- und Redehalle deutscher Studenten. (V. d. L. u. R.) 1896.
189. „ Český Lid. (V. d. Red.) Ročnik VII. 1897. Čislo 3—6. Ročnik VIII. Čislo 1—3.
190. „ Časopis Společnosti Přátel Starožnitností Českých. (V. d. Sp.) Ročnik V. Čislo 3 u. 4. Ročnik VI. Čislo 1—3.
191. „ Národopisný sbornik Českoslovanský. (V. d. Verein.) 1897. Svazek I. 1898. Svazek II u. III.
192. „ Veštnik slovanských starožitnosti. (Von Hrn. L. Niederle.) 1898. Svazek 1.
193. Roveredo. Atti della I. R. Accademia di Scienze, Lettere ed Arti degli Agiati. (V. d. A.) 1897. Vol. III. Fasc. 4. 1898. Vol. IV. Fasc. 1 u. 2.
194. Salzburg. Jahresberichte des städtischen Museum Carolino-Augusteum. (V. d. M.) Jahrg. 1896.
*195. Triest. Atti del Museo civico di storia naturale. (V. d. M.)
196. „ Bollettino della Società Adriatica di Scienze naturali. (V. d. S.) Vol. XVI—XVIII.
197. Wien. Annalen des K. K. Naturhistorischen Hofmuseums. (V. d. M.) Bd. XII. Nr. 2—4. Bd. XIII. Nr. 1.
*198. „ Anzeiger des Vereins für österreichische Volkskunde. (V. d. Red.)
199. „ Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. (V. d. A. G.) Bd. XXVIII. Heft 1—6.
*200. „ Mittheilungen der prähistorischen Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. (V. d. Pr. C.)
201. „ Mittheilungen der K. K. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. (V. d. K. K. C.-C.) Bd. XXIV. Bd. XXV. Heft 1.
*202. „ Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. Herausgegeben von dem Bosnisch-Hercegovinischen Landes-Museum in Sarajevo. (V. d. L.-M.)

203. Wien. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. (V. d. V. f. österr. Volksk. III. Jahrg. 1897. Heft 10—12. IV. Jahrg. 1899.

Portugal.

204. Lissabon. Boletim de la Sociedade de Geographia. (V. d S.) XVI. Serie. Nr. 4—9.

205. „ O Archeologo Portuguez. (V. d. Museo Ethnographico Portuguez. Vol. III. Nr. 6—12. Vol. IV. Nr. 1—9.

206. Porto. Revista de Sciencias Naturaes e Sociaes. (V. d. Sociedade Carlos Ribeiro.) Vol. V. Nr. 20.

Rumänien.

207. Bucarest. Analele Academiei Romane. (V. d. A.) Serie II. Tomul XX. 1897/98.

208. Jassy. Archiva d. Societătii sciintifice si Literare. (V. d. S.) Anul VIII. Nr. 11—12. Anul IX.

Russland.

*209. Dorpat. Sitzungsberichte der gelehrten Estnischen Gesellschaft.

*210. „ Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft. (209 u. 210 v. d. G.)

211. Kasan. Nachrichten der Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnographie. (V. d. G.) Tome XIII. Nr. 5 u. 6. Tome XIV. Nr. 1—5.

*212. Moskau. Tagebuch der anthropologischen Abtheilung. [Nachrichten der kaiserlichen Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften.] (Von Hrn. Anutschin.)

*213. „ Kawkas. Materialien zur Archäologie des Kaukasus und Materialien zur Archäologie der östlichen Gouvernements Russlands. (Von dem Moskauer k. archäolog. G.)

214. St. Petersburg. Arbeiten der Anthropol. Gesellschaft der militär-medicinischen Akademie. (V. d. G.) Tome I. 1893/94. Tome II. 1894/95. Tome III. 1895/96.

*215. „ Mátériaux pour servir à l'archéologie de la Russie.

216. „ Compte rendu de la Commission Impériale Archéologique. (215 u. 216 d. k. Archäologischen Commission.)

217. „ Bericht d. k. Russischen Geographischen Gesellschaft. (V. d. G.) Jahrg. 1897.

218. Warschau. Wisla. M. Geograficzno-Etnograficzny. (V. d. Red.) Tome XI. 1897. Nr. 3 u. 4. Tome XII. 1898. Nr. 1—3.

Schweden.

219. Stockholm. Antiqvarisk Tidskrift for Sverige. Del. XVI, Nr. 4.

220. „ Akademiens Månadsblad. Jahrg. 1894. (219 u. 220 v. d. Kgl. Vitterhets Historie og Antiqvitets Akademien.)

221. „ Samfundet för Nordiske Museet främjande Meddelanden, utgifna af Artur Hazelius. Jahrg. 1895/96.

*222. „ Minnen fra Nordiske Museet.

*223. „ Handlingar angående nordiske Museet. (221—223 von Hrn. Hazelius.)

*224. „ Svenska Forenminnesförening. Tidskrift.

*225. Stockholm. Svenska Konstminner från Medeltiden och Renässansen.
(224 u. 225 v. d. G.).

226. Upsala. Ymer. Bd. XVII. 1897. Heft 4. Bd. XVIII. 1898.

227. „ Svenska Landsmålen. Heft 58—64.
(226 u. 227 v. d. Universitäts-Bibl. i. Upsala.)

Schweiz.

*228. Aarau. Fernschau. (V. d. Mittelschweizerischen Geographisch-Commerziellen Gesellschaft.)

*229. Basel. Mittheilungen aus dem ethnographischen Museum. (V. d. M.)

230. Neuchâtel. Bulletin de la Société Neuchâteloise de Géographie. (V. d. S.) Tome X. 1898

*231. Zürich. Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde. (V. d. Red.)

232. „ Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft. (V. d. A. G.) Bd. XXIV. Heft 5—6.

233. „ Schweizerisches Archiv für Volkskunde. (V. d. Schw. Ges. f. V.) II. Jahrg. Heft 1—4.

III. America.

*234. Austin. Transactions of the Texas Academy of Science. (V. d. A.)

235. Boston (Mass. U. S. A.). Proceedings of the Boston Society of Natural History. (V. d. S.) Vol. XXVII. Vol. XXVIII. Part 1—12.

*236. Buenos-Aires (Argentinische Republik). Anales del Museo Nacional. (V. d. M.)

237. „ Boletin de la Academia Nacional. (V. d. A. N.) Tomo XV. Nr. 4.

238. Chicago. Anthropological Series of the Field Columbian Museum. (V. d. M.) Vol. II. Nr. 2 u. 3.

*239. Davenport. Proceedings of the Academy of Natural Sciences. (V. d. A.)

240. Halifax (Nova Scotia, Canada). Proceedings and Transactions of the Nova-Scotian Institute of Natural Science. (V. d. I.) Vol. IX. part 3.

*241. La Plata. Revista del Museo de La Plata.

*242. „ Anales del Museo de La Plata.
(241 u. 242 v. d. M.)

243. Milwaukee. Annual Report of the Board of Trustees of the Public Museum of the City of Milwaukee. (V. d. B. o. T.) Sep. 1st, 1896, to Aug. 31st, 1897.

244. New York. Science. (Von Hrn. Boas.) Vol. VII u. VIII. 1898. Vol. IX. 1899. Nr. 211—214.

245. „ Bulletin of the American Museum of Natural History. (V. d. M.) Vol. IX—XI.

246. „ Memoirs of the American Museum of Natural History. (V. d. M.) Vol. II. Anthropology I.

247. Pará (Brazil). Boletim do Museu Paraense. (V. d. M.) Vol. II. Nr. 2 u. 3.

248. Philadelphia (Penn's. U. S. A.). Proceedings of the Academy of Natural Sciences. (V. d. A.) 1897, Part II, April-Sept.; 1897, Part III, Oct.-Dec.; 1898, Part I, Jan.-March; 1898, Part II, April-Sept.

249. Philadelphia Free Museum of Science and Art, Dep. of Arch. a. Pal., Un. of Pennsylvania. (V. d. M.) Nr. 1—4.
250. „ Proceedings of the American Philosophical Society. (V. d. P. S.) Vol. XXXVII. July 1898. Nr. 157.
251. Rio de Janeiro. Revista do Museu Nacional. (V. d. M.) Vol. I.
252. San José (Costa Rica). Informe del Museo Nacional. (V. d. M.) Jahrg. 1897/98.
*253. Santiago (Chile). Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins. (V. d. V.)
*254. „ Actes de la Société scientifique du Chili. (V. d. S.)
255. Toronto (Canada). Proceedings of the Canadian Institute. Vol. I. Part. I Nr. 2—6.
256. „ Transactions of the Canadian Institute. Vol. V. Nr. 9 u. 10. Supplement to Nr. 9.
*257. „ Annual Report of the Canadian Institute.
*258. „ Annual archaeological Reports.
(255—258 v. d. C. I.)
259. Washington (D. C. U. S. A.). Annual Report of the Smithsonian Institution. (V. d. S. I.) June 30, 1895.
*260. „ Annual Report of the Geological Survey.
261. „ Annual Report of the Bureau of Ethnology. (V. d. Bureau of Ethnol.) Vol. XVI. 1894/95.
*262. „ Special Papers of the Anthropological Society. (V. d. S. I.)
263. „ The American Anthropologist. (V. d. Anthropol. Society of Washington.) Vol. X. 1897. Nr. 10—12. Vol. XI. 1898. Nr. 1—9.
*264. „ Bulletin of the U. S. National Museum.
265. „ Proceedings of the U. S. National Museum. Vol. XIX. 1896.
(264 u. 265 v. d. Smithsonian Inst.)

IV. Asien.

266. Batavia. Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde. Deel XL. Afl. 1—6.
267. „ Notulen van de Algemeene en Bestuursvergaderingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel XXXV. 1897. Deel XXXVI. 1898. Afl. 1 u. 2.
268. „ Verhandlingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel XLI. Nr. 1.
269. „ Nederlandsch-indisch Plakatboek. 1810—1811. XVI. Deel.
(266—269 v. d. G.)
270. Bombay. The Journal of the Anthropological Society. (V. d. S.) Vol. IV. Nr. 5—7.
271. Calcutta. Epigraphia Indica and Record of the Archaeological Survey of India. (V. d. Government of India.) Vol. V. Part 1—4.
272. „ Proceedings of the Asiatic Society of Bengal. 1897. Nr. 5—11. 1898. Nr. 1—8.
273. „ Journal of the Asiatic Society of Bengal. Vol. LXVI. Part I. Nr. 2 u. 3. Vol. LXVII. Part. III. Nr. 1.

274. Colombo. Journal of the Ceylon branch of the Royal Asiatic Society. 1897. Vol. XV. Nr. 48.

(272—274 v. d. Gesellsch.)

275. Irkutsk. Mittheilungen und Denkschriften der Ostsibirischen Section der kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft. T. XXIX. 1898. Nr. 1.

*276. „ Berichte der Ostsibirischen Section der kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft.

(275 u. 276 v. d. O. S.)

277. Seul. Korea. The Korean Repository. (V. Hrn. Consul Krien.)

278. Shanghai. Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society. (V. d. S.) Vol. XXVIII. 1893/94.

279. Tiflis. Bericht über das Kaukasische Museum und die öffentl. Bibliothek in Tiflis. Jahrg. 1897/98.

280. „ Mittheilungen des Kaukasischen Museums. 1897. Bd. I. Liefr. 1 u. 2. (279 u. 280 (V. d. Museum.)

281. Tokio. Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ost-Asiens. (V. d. G.) Suppl. Theil II—IV.

282. „ The Calendar, Imperial University of Japan. (V. d. I. U. o. J.) Jahrg. 1896/97. 1897/98.

V. Australien.

*283. Adelaide. Report on the progress and condition of the Botanic Garden.

284. „ Transactions of the Royal Society of South Australia. (V. d. Anthropological Society of Australasia.) Vol. XXII. Part 1.

285. Honolulu. Occasional papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. (V. d. M.) Vol. I. Nr. 1.

286. Sidney. Report of the trustees of the Australian Museum. 1897.

287. „ Records of the Australian Museum. Vol. III. Nr. 3 u. 4.

288. „ Memoirs of the Australian Museum. Mem. III. Part 5—6.

(287—288 v. d. M.)

289. „ Science of man. (Angekauft.) Vol. I. Nr. 1—11.

Ausserordentliche Sitzung vom 14. Januar 1899.

Vorsitzender: Hr. **W. Schwartz.**

Hr. Ohnefalsch-Richter berichtet

Neues über die auf Cypern mit Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers, der Berliner Museen und der Rudolf-Virchow-Stiftung angestellten Ausgrabungen.

Unser langjähriges Mitglied, Hr. Prof. Weeren, hatte die Freundlichkeit, sechs Gegenstände chemisch zu analysiren, welche aus den von mir auf Cypern unternommenen Ausgrabungen vorgeschichtlicher Gräber stammen und in meinem demnächst erscheinenden Werke „Tamassos und Idalion" abgebildet werden sollen.

Es wurden ausgewählt:

1. ein Meissel der gewöhnlichen Steinbeil-Form.
2. ein Schwert mit Griffangel, 63,8 *cm* lang.
3. } zwei Meissel von derselben Form wie Nr. 1, aber beide am oberen Ende
4. } rechtwinkelig zur Breitseite durchlocht.
5. ein Tüllen-Meissel und
6. eine mehrfach gewundene Ohr-Spirale.

Die vier ersten Gegenstände bestehen aus zinnfreiem Kupfer[1], die beiden letzteren enthalten fast genau soviel Zinn, wie die heutige Kanonen-Bronze, nehmlich der Tüllen-Meissel (Nr. 5) 10,02 pCt. Zinn und die Ohr-Spirale (Nr. 6) 11,06 pCt. Zinn[2]).

Der einfache Kupfer-Meissel (Nr. 1) wurde dem 1894 für die Rudolf-Virchow-Stiftung — am Abhange des Lamberti-Hügels bei Tamassos — geöffneten Einzelgrabe (Nr. 35) entnommen. Ein einfaches, grubenförmiges und flaches Erdgrab, sicher uralt, in welchem nur eine Leiche bestattet war. Die wenigen sonstigen Beigaben waren aus Thon und bestanden aus zwei handgemachten, unbemalten Gefässen und einem Thon-Wirtel. Das Grab gleicht im Einzelnen, wie im Gesammtcharakter, den Gräbern von Alambra-Mavragi, die ich 1883 und 1885 untersuchte und die zu der ältesten, wohl vor 3500 v. Chr. liegenden Kupferzeit-Schicht der Insel, unserer Periode I (vergl. S. 39), gehören.

Die Kupfer-Gegenstände Nr. 2 und 3, das Griffangel-Schwert und der durchlochte Meissel, wurden dem Grabe 42 derselben Ausgrabung entnommen, in welchem mehrere Leichen bestattet waren. Zwei Schädel konnten auch gerettet, nach Berlin gebracht und Hrn. Geheimrath Rud. Virchow übergeben werden, der dieselben in meinem Werke „Tamassos und Idalion" publiciren wird.

---

1) Nr. 1 enthält 98,22, Nr. 2 97,60, Nr. 3 97,39 und Nr. 4 97,50 pCt. Kupfer. Der Rest sind sonstige Beimischungen. Zinn fehlt.

2) Nr. 5 ergab 89,15 pCt. Kupfer und 10,02 pCt. Zinn, Nr. 6 87,54 pCt. Kupfer und 11,06 pCt. Zinn.

Obwohl in diesem Grabe ebenso jede Spur eines bemalten bronzezeitlichen Gefässes fehlte, deutet doch namentlich die eine der übrigen acht metallischen Beigaben auf einen gegenüber dem Grabe 35 jüngeren Charakter. Diese Beigabe ist eine Pincette oder Zange, die mit einem Holzgriffe versehen ist und in Grösse und Form an die 1889 in unmittelbarer Nähe im Grabe 28 für die Berliner Museen gefundene Zange oder Pincette mit Elfenbein-Griff erinnert. In diesem Grabe 28 wurden bemalte Gefässe gefunden. Auch führe ich gleich noch eine analysirte einfache cyprische Pincette ohne Griff an, welche 9 pCt. Zinn enthält, also der zweiten Hälfte, bezw. dem Ende der Bronzezeit angehört. Auch sonst habe ich die Pincetten **nie** in den früheren Kupferzeit-Schichten, dagegen häufig in späteren Bronzezeit-Schichten, besonders auch in der Schicht der Mykenae-Gefässe mit Firniss-Malerei gefunden. Da das Grab 42 wiederholt zu Bestattungen benutzt worden ist, dürfen wir sehr wohl ältere Bestattungen während der Kupfer- und jüngere während der Bronzezeit annehmen.

Dasselbe Verhältniss muss in noch höherem Maasse von dem bereits erwähnten Grabe 28 gelten, dem der analysirte Kupfer-Meissel Nr. 4 unserer Analysen angehört. Es ist allerdings hier auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass dieser riesige, fast 18 *cm* lange Meissel, seiner exceptionellen Dimensionen und Stärke wegen, sich durch eine Reihe von Generationen immer von Vater auf Sohn vererbend forterhielt. Endlich ist es nicht unmöglich, dass den von der grossen Verkehrsader der Landwege abliegenden Insulanern noch zuweilen während der vollendeten Bronzezeit das Zinn ganz ausging, welches bekanntlich auf der Insel nicht vorkommt und schwer zu beschaffen war. Die cyprischen Waffenschmiede griffen dann nothgedrungen auf die Kupferwaffen zurück.

Der Tüllen-Meissel, Nr. 5 der Analysen, mit 10 pCt. Zinn, also aus einer Bronze, wie unsere modernen Bronze-Geschütze, weist nicht nur durch Form, Technik und Ausführung, sondern auch durch sämmtliche Umstände, unter denen er 1889 für die Königl. Berliner Museen bei Tamassos gefunden wurde, auf das Ende der Bronzezeit und in die älteste Uebergangs-Schicht zur gräco-phönikischen Eisenzeit, d. h. in das Ende unserer Periode V, bezw. in den Anfang unserer Periode VI (vergl. S. 35). Er wurde in einem spät-bronzezeitlichen Massen-Grabe, im Grabe Nr. 3 der Section 4 Chomazudhia bei Tamassos ausgegraben. Wie viele Leichen in der grossen Grube bestattet worden waren, liess sich nicht mehr feststellen; doch waren es sicher mehr als zehn. Auf die Menschen-Leichen war nach der letzten Bestattung ein Pferde-Cadaver gelegt worden. Eisen liess sich ebenso wenig nachweisen, wie irgendwelche Scherbe eisenzeitlicher, scheibengedrehter, gräco-phönikischer Thon-Gefässe. Bronzezeitliche Bronzen cyprischer Fabrik waren in Mengen niedergelegt. Es wurden 20 Stück zur Sammlung gegeben, aber mindestens die doppelte Anzahl war ursprünglich vorhanden, darunter auch Pincetten und als aussergewöhnlich ein Paar Krotalen oder Klingbleche. Thon-Gefässe hat es etwa 500 Stück im Grabe gegeben; sie tragen bis auf zwei den späten cyprischen Bronzezeit-Charakter. Viele sind bemalt, aber sämmtlich bis auf zwei handgemacht; diese zwei cyprischen Bronzezeit-Gefässe sind nun zum ersten Male richtig auf der Scheibe gedreht, während sich sonst nur die mykenischen Gefässe und eine kleine Gattung langer rother Flaschen als Scheiben-Arbeiten in cyprischen Bronzezeit-Gräbern zeigen. Deshalb gehört auch dieses Grab, welches noch dazu mitten in einem gräco-phönikischen eisenzeitlichen Gräberfelde und nahe den drei steinernen Königs-Gräbern des 7. und 6. vorchristl. Jahrhunderts liegt, bereits in die älteste Uebergangs-Periode zur geschichtlichen Eisenzeit, und ist in das Ende des zweiten vorchristl. Jahrtausends zu setzen.

Die Ohr-Spirale Nr. 6 unserer Analysen wurde im Grabe Nr. 6 der 1894 mit Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers zu Nikolides bei Idalion vorgenommenen Ausgrabungen entdeckt. Das dem Ende der Bronzezeit, unserer Periode V (vergl. S. 36), angehörende Grab enthielt neben den Resten grosser Bronze- oder Kupferkessel und anderer bronzezeitlicher Bronze-Gegenstände handgemachte unbemalte und bemalte Thongefässe der cyprischen Bronzezeit, sowie eine grosse scheibengedrehte mykenische Bügel-Kanne des dritten Stiles mit Firniss-Malerei. Das Grab, wie viele der benachbarten Gräber (ja vielleicht das ganze Gräberfeld), gehört in die zweite Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, dürfte aber auch bis in die Anfänge der Eisenzeit hinunter benutzt worden sein. Auch die späteren Mykenae-Gefässe sind von mir noch in den Gräbern der Uebergangs-Periode zur Eisenzeit entdeckt worden, in 2 Fällen mit den ersten Gegenständen aus Eisen, einer eisernen Schmuck-Kette [1885 in einem Grabe zu Katydata-Linu, auf eigene Rechnung gefunden, Grabinhalt im Berliner Antiquarium[1]] und einem Sägenmesser aus Eisenoxyd (1883 in einem Grabe zu Phönidschás für Sir Charles Newton, damals Director am British Museum, gefunden). — Eiserne Finger-Ringe sind bekanntlich auch in Mykenae in den Kammer-Gräbern mit Bügel-Kannen gefunden worden.

Ausser unseren 4 Kupfer-Analysen kommen 4 in früheren Jahren vorgenommene in Betracht: drei von M. Flight im Auftrage von A. Franks, dem langjährigen Director der prähistorischen Abtheilung des britischen Museums, ausgeführte Analysen cyprischer Dolche (zwei mit Griffangel und einer mit Griffzange ergaben reines Kupfer); das vierte Stück, ein Schwert-Fragment, das in einer geheimen Ausgrabung der Fels-Nekropole von Hagia Paraskevi bei Nicosia gefunden wurde, gelangte durch mich in die Hände des Hrn. Dr. Jul. Naue in München und ist durch Hrn. Freiherr v. Pechmann analysirt und als reines Kupfer erkannt worden.

Wir haben also im Ganzen von Cypern bereits 8 analysirte Kupfer-Gegenstände, welchen 7 analysirte Bronze-Gegenstände gegenüberstehen; es darf auch für Cypern von nun an als erwiesen betrachtet werden, dass der jüngeren Bronzezeit eine ältere Kupferzeit vorangegangen ist, der unsere Perioden I und II (S. 39) mit der unteren Grenze von etwa 3000 v. Chr. anzugehören scheinen und würde also in diese Zeit der Beginn der Bronzezeit fallen, was ungefähr mit dem stimmt, was J. W. Gladstone (Proceedings of the Soc. of Bibl. Archaeol. 1892, p. 223) für Aegypten herausfand, als er einen von Flinders Petrie bei Medum gefundenen in die IV. Dynastie gehörenden Gegenstand analysirte.

Wir sahen, dass der reinen Kupferzeit eine vollendete Bronzezeit der Edelbronze mit 9 bis 11 pCt. Zinn gegenübersteht. Zu den 2 Edelbronzen Nr. 5 und 6 unserer Analysen tritt noch eine Bronze-Pincette mit 91 pCt. Kupfer und 9 pCt. Zinn, welche wieder Hr. v. Pechmann analysirte, die auch in der cyprischen Hagia-Paraskevi-Nekropole gefunden und durch mich in die Sammlung des Hrn. Naue in München gelangt ist[2]).

Ebenso gehört als viertes Stück hierher ein cyprischer Bronze-Dolch, den Hr. Flight für Hrn. Franks untersuchte und der neben 88,11 pCt. Kupfer 8,51 pCt. Zinn und 1,50 pCt. Blei enthielt. —

Wir haben also hier bereits 4 Analysen der cyprischen Bronzen, die sämmtlich

---

1) Grundriss, Durchschnitte und Inhalt des Grabes abgebildet in meinem Werke „Kypros, die Bibel und Homer“, Taf. CLXXII, 16, dazu Text S. 469.

2) „Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“ 1888, S. 127.

der vorgeschrittenen Bronzezeit angehören und deren Zinngehalt von 8,51 bis 11,06 pCt. schwankt. Wir brauchen aber mehr Analysen. Ich bin absolut sicher, dass Hunderte und Tausende von Bronzen desselben Zinngehaltes in den betreffenden Fund-Schichten auszugraben und analytisch zu verificiren sind. Auf rein empirischem Wege sind die alten Cyprier im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, oder vielleicht schon früher, zu der Herstellung der zähesten Bronze mit einem Zinngehalt von 9 bis 11 pCt. gelangt, demselben Mischverhältniss zwischen Kupfer und Zinn, welches heute die moderne Technik der Geschütz- und Torpedo-Fabrication als das denkbar günstigste anwendet. Hr. Prof. Weeren, der seit Jahren seine analytische Thätigkeit und Fachkenntnisse in den Dienst der Alterthums- und Völkerkunde gestellt und mehr als 100 Analysen antiker vorgeschichtlicher Bronzen verschiedener Länder und Zeiten vorgenommen hat, ist längst vor mir zu demselben Resultate bei anderen Völkern gelangt, und dass mir das für die Bewohner der Kupfer-Insel jetzt möglich wurde, verdanke ich nicht nur seiner Unterstützung, sondern auch zum guten Theile seiner Anregung.

Zwischen den frühen reinen Kupferzeit-Schichten und den späteren, aber immer noch prähistorischen Schichten der Edelbronze mit 9 bis 11 pCt. Zinn liegt eine grosse Reihe weiterer Fund-Schichten, in denen die Bronzen zuerst einen ganz niedrigen Zinnzusatz von $1^1/_2$ oder 1 pCt. oder noch weniger erhalten haben, der dann allmählich auf 3, 4, 6 pCt. und mehr mit der Weiterentwickelung der Cultur, der Vervollkommnung der Technik und der Formen gesteigert wird, um schliesslich den Grad der möglichsten Vervollkommnung, Zähigkeit und Festigkeit bei 9 bis 11 pCt. zu erreichen. Leider liegen hier vorläufig nur 3 Analysen vor, wo Hunderte wünschenswerth und Tausende möglich wären.

Hr. Dr. Much hat von mir eine Anzahl cyprischer Kupfer- und Bronze-Gegenstände 1890 erworben. Davon sind 2 Stück, ein Dolch mit Griffangel und ein Meissel, die ich auf Cypern selbst von einem kleinen Händler in Nicosia gekauft hatte und die vermuthlich aus der Fels-Nekropole von Hagia-Paraskevi stammen, von Hrn. Dr. Köhler in Gröningen analysirt worden. Sie bestehen beide aus schwach-zinnhaltiger Bronze: der Dolch enthält 98,33 pCt. Kupfer und 1,55 pCt. Zinn, der Meissel 97 pCt. Kupfer und 1,71 pCt. Zinn. Da auf Cypern das Kupfererz nur ganz zinnfrei vorkommt, so müsste schon ein durch die Analyse nachgewiesenes halbes Procent Zinn oder noch weniger als eine beabsichtigte Beimischung angesehen werden.

Das dritte Stück, eine Ohr-Spirale von der Fels-Nekropole zu Hagia Paraskevi, die wieder Hr. Dr. Jul. Naue von mir erwarb und von Hrn. Prof. v. Pechmann analysiren liess, ergab 93,8 pCt. Kupfer und 6,2 pC. Zinn. Ueber die der Kupferzeit in Cypern vorangegangene Steinzeit habe ich schon in früheren Vorträgen, auch schon an dieser Stelle gesprochen. Abgesehen von wenigen Einzelfunden polirter Steinmeissel und dem Stücke eines jetzt in Leipzig befindlichen Feuerstein-Messers hat man auf Cypern noch keine eigentlichen Reste einer reinen Steinzeit-Cultur entdeckt. Das scheint mir aber hauptsächlich daran zu liegen, dass bisher noch Niemand dort gegraben hat, wo man im Süden die Steinzeit-Cultur-Niederlassungen und Wohnungen erwarten darf, in den Höhlen, wie an der syrischen Küste.

Die grosse Masse von Steingeräthen und Steingefässen, die man an den Stätten der Kupfer-Bronzezeit-Cultur findet, die vielen polirten und unpolirten steinernen Hämmer, Kugeln, Keulenknäufe und Schleifsteine in den Kupfer-Bronzezeit-Gräbern der Insel lassen ferner auf eine vorangegangene reine Steinzeit schliessen.

Auch sind in den ältesten Kupferzeit-Gräberschichten die kupfernen Beigaben noch ausserordentlich selten und viele Gräber sind noch ganz kupferfrei.

Andererseits scheint in dem wald- und kupferreichen Cypern der Mensch schon sehr früh, als er in vielen anderen Ländern noch in der Steinzeit lebte, auf den Gebrauch des Kupfers geführt worden zu sein. Das hat auch neuerdings wieder der englische Archäologe John L. Myres im Londoner „Journal of the Anthropological Institute" (1892, p. 192) ausgesprochen. Wie mir Hr. Prof. Weeren auseinandersetzte, ist es nicht ausgeschlossen, dass der Mensch in dem Ausgehenden von Kupfererz-Gängen einzelne Kupfertheilchen fand, die er ohne Schmelzprocess durch blosses Hämmern, der ihm bis dahin wohl geläufigsten Arbeitsmethode, in seine primitiven Werkzeuge umarbeitete, und die ihn Behufs weiterer Gewinnung zum Abbau der Gänge anregten, wobei er dann allmählich auch wohl den ersten Schritt in der Metall-Gewinnung aus Erzen gethan hat.

Diese Betrachtung führt uns näher zu den verschiedenen Fundschichten, die ich nun am besten an der Hand unserer Projectionsbilder vorführe, um zugleich eine Datirung der Fundschichten und, soweit heute thunlich, eine cultur-, rassen- und völkergeschichtliche Ergründung derselben zu versuchen. Die meisten der hier abgebildeten cyprischen Denkmäler werden zum ersten Male edirt. Aber auch die bereits edirten wird man gern noch ein Mal in vollkommener Weise wiedergegeben sehen, besonders weil die von F. Dümmler in den Athenischen Mittheilungen 1886 (S. 209, 3 Beilagen mit 42 Bildern) publicirten Illustrationen aussergewöhnlich mangelhaft sind. Wenn man nach diesen Missgebilden, welchen Dümmler's eigene, äusserst dilettantenhafte und theilweise unrichtige Zeichnungen zu Grunde liegen, Cyperns Vorgeschichte zu beurtheilen gedenkt, wird man von ihr einen wenig erfreulichen Begriff bekommen. Dagegen dürfte das Urtheil auf Grund unserer Autotypien, die nach den guten Photogrammen meiner Gattin hergestellt sind, wesentlich günstiger ausfallen. Sie sollen Ihnen einmal zeigen, wie sich in der cyprischen Vorgeschichte 4 der 5 von mir nun näher fixirten Perioden organisch immer eine aus der anderen heraus entwickelten, wie dann die grosse mykenische Glanzperiode kommt, unsere cyprische Periode V miterstehen lässt und wie schliesslich auf dem Ende der vorgeschichtlichen und vorphönikischen Bronzezeit die graeco-phönikische Eisenzeit-Cultur herauswächst (vergl. S. 36).

Uebrigens rückt jetzt die cyprische Bronzezeit von etwa 1400 v. Chr. in die geschichtliche Zeit hinein, seitdem es P. Jensen (Zeitschrift für Assyriologie 1896, S. 379), auf dessen Entdeckung mich H. Winckler aufmerksam gemacht hat, geglückt ist, das Kupferland Alasia auf den Tell-el-Amarna-Briefen, im Staatsarchiv des Pharao Amenhotep IV., genannt Akhenaten oder Chuenaten (um 1400 v. Chr.), mit dem Alasia auf einer der zwei Bilinguen zu identificiren, die ich November 1885 in einem heiligen Haine des Apollon-Ressef zu Frangissa bei Tamassos auf Cypern ausgegraben habe[1]).

---

1) Vergl. Jul. Euting und W. Deecke in den Sitzungs-Berichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1887, S. 119 u. ff., und R. Meister („Die griechischen Dialekte", S. 171 u. 172), der Philippe Berger („Mémoire sur deux nouvelles inscriptions Phéniciennes de l'île de Cypre" in den „Comptes rendus de l'Académie des inscriptions et belles lettres", 1887, p. 9—12) berichtigend nachweist, dass der phönikische Apollon-Beiname Alahijotas die mechanische Uebersetzung des griechisch-kyprisch-syllabaren Alasiotas ist. Obwohl diese dem Apollon von Alasia geweihte Inschrift aus dem Jahre 374 v. Chr. stammt, beweist sie doch, dass Kypros schon viel früher Alasia hiess (H. Winckler, Die Tell-el-Amarna-Briefe, Nr. 25 bis 33). Bereits W. Deecke „Berliner Philologische Wochenschrift", 1886, Nr. 42, Sp. 1322ff. und bei Euting, „Sitzungs-Berichte d. Berl.

Während meines letzten Aufenthaltes auf Cypern habe ich zusammen mit dem rühmlichst bekannten Oxforder Gelehrten John L. Myres, der damals Ausgrabungen für das Britische Museum und den „Cyprus Exploration Fund“ anstellte, das Material für einen „Catalogue of the Cyprus Museum“ aufgearbeitet. Das auf 234 Seiten Text angewachsene Werk ist bereits ausgedruckt und wird nach Fertigstellung der Tafeln sofort in Oxford, allerdings nur in englischer Ausgabe, erscheinen. Auf den Seiten 36 bis 40 haben wir nach gegenseitiger Verständigung eine Eintheilung der kupfer-bronzezeitlichen Keramik (eine Steinzeit ist bekanntlich bisher auf Cypern immer noch nicht nachgewiesen) nach den verschiedenen technischen Verfahren und möglichst chronologisch gegeben, auf die ich mich in Zukunft beziehe, und die, wenn sie auch im Einzelnen noch ausgebaut werden kann, als endgültig und grundlegend angesehen werden darf.

Wir theilen (C. M. C., S. 36 bis 40 [Erklär. d. Abkürz. s. weiter unten S. 35]) die Thongefässe der Kupfer-Bronzezeit ein in: I. Unbemalte, und II. Bemalte:

I. Unbemalte.

1. Meist roth, seltener schwarz polirte Waare.
   a) Ohne Ornamente, oder nur mit Hörnern, Erhöhungen und Warzen versehen.
   b) Ornamente eingeritzt, oft weiss ausgefüllt.
   c) Ornamente in Relief.

Akad.“, 1887, Nr. IX, S. 119 ff. (vgl. auch R. Meister, „Die griech. Dialekte“, S. 172) hat den Apollon-Beinamen Ἀλασιώτας mit dem Berge Ἀλήσιον bei Mantinea, dem lykischen πεδίον Ἀλήϊον bei Homer („Ilias“ 6, 201) und anderen ähnlich klingenden griechischen Namen zusammengebracht. Das Wort Alasia ist sicher griechischen Ursprungs. Ferner ist durch die an Ort und Stelle von Flinders Petrie angestellten Ausgrabungen erwiesen, dass zur selbigen Zeit (um 1400 v. Chr.) sowohl cyprische Thongefässe der Bronzezeit, wie Massen mykenischer Vasen (es wurden etwa 800 Stück constatirt) nach Tell el Amarna gebracht wurden, und zwar nur solche Arten, die, wie Flinders Petrie in seinem Werke über Tell el Amarna (p. 17, Pl. XXVI—XXX) selbst anführt, besonders oder ausschliesslich auf Rhodos und auf Cypern gefunden werden, weshalb dieselben über Rhodos und Cypern nach Aegypten gekommen seien. — Es sind Bügel-Kannen wie im Pylagrabe (M. V. Leipzig), Pyxides wie in Pyla, specifisch cyprische Vorrathsgefässe wie in Pyla, und Kugelbauch-Vasen wie in Pyla, anderswo auf Cypern häufig, Fig. IV, 1 u. 2 (vergl. auch K. B. H. CLII, 1, 2, 4, 7 u. 8). Diese mykenischen Gattungen des dritten Stiles der Firniss-Malerei wurden höchst wahrscheinlich auf Cypern und Rhodos, einzelne sicher und ausschliesslich in grossen Mengen auf Cypern fabricirt. Ich komme darauf in meinem März-Aufsatz zurück. Der König von Alasia zur Zeit des Pharaos Akhenaten war also vermuthlich ein Grieche, ja vielleicht, wie die Könige von Mykenae und Tiryns, peloponnesischer Abkunft, der ganz Cypern unter seinem Scepter vereinigte. Das stimmt vortrefflich mit R. Meister's Ausführungen, nach welchen die Arkader, Achäer und andere peloponnesische Griechen schon lange vor 1100 v. Chr. nach Cypern kommen. (Griechische Dialekte, Bd. II, S. 129). Ed. Meyer, dem aber noch die Identificirung von Alasia durch meine Bilinguis entgangen war, hatte, W. Max Müller folgend, nur aus den grossen Kupfer- und Bronzegeschenken, welche die Könige von Alasia (Glossen zu den Thontafel-Briefen von Tell el Amarna S. 65) regelmässig an die Pharaonen schicken, gefolgert, mit Alasia müsse Cypern gemeint sein. Er sagt wörtlich: Geschichtlich ist die Identificirung von Alasia mit Cypern von grösster Bedeutung; sie beweist die Richtigkeit der wiederholt, namentlich von Ohnefalsch-Richter ausgesprochenen Behauptung, gegen die ich mich bisher immer gesträubt habe, dass es im 15. Jahrhundert, als die mykenische Cultur bereits in Cypern eindrang, noch keine phönikischen Ansiedelungen auf der Insel gegeben hat. Meine für die orientalische Geschichte so wichtigen Bilinguen von Tamassos (Frangissa), die sich im British Museum befinden, werden in meinem Werke „Tamassos und Idalion“ von Euting und Meister neu herausgegeben (vgl. K. B. H. S. 9).

2. Waare mit schwarzem Thonüberzug (zuweilen glänzend).
   a) Ohne Ornamente (sehr selten).
   b) Ornamente eingeritzt.
   c) Ornamente in Relief. [Zuweilen auf denselben Gefässen b) u. c) vereinigt.]
3. Schwarze oder braune Fussring-Waare (manchmal schwach gefirnisst).
   a) Ornamente in Relief.
   b) Ornamente eingeritzt.
   c) Ornamente in Deckweiss aufgemalt.
4. Weisse Fussringwaare.
5. Durch und durch schwarze und punktirte Waare.
6. Die Strohgeflecht-Gattung.
7. Cyprische Buchero-Waare.
8. Rothe, scheibengedrehte Gattung.

II. Bemalte.

1. Weisse Thonwaare, Ornamente matt schwarz, überfeuert röthlich.
2. Polirte weisse Waare mit Firniss-Malerei.
3. Gefirnisste schwarze Waare, Ornamente in stumpfem Deckroth.
4. Weiss überzogene Waare.
5. Mykenische, stets auf der Scheibe gedrehte Gefässe:
   a) nach Cypern importirte,
   b) auf Cypern fabricirte.

Sämmtliche Thongefäss-Gattungen der Kupfer-Bronzezeit Cyperns sind bis auf die Gattung I, 8 (ein Exemplar abgebildet Fig. VI, 18) und bis auf die mykenischen Gefässe ausnahmslos aus freier Hand ohne Scheibe hergestellt. Erst ganz am Ende der Periode V und in der Uebergangschicht zur Eisenzeit, Periode VI, werden hier und da bronzezeittiche Gefässtypen noch auf der Scheibe gedreht, ehe sie verschwinden[1]). Genau dieselbe, hier fixirte Eintheilung werde ich in meinem grossen, demnächst erscheinenden Werke „Tamassos und Idalion", dem vollständige Formen- und Decorationstafeln der gesammten cyprischen Keramik, mit Ausschluss der hellenistischen und griechisch-römischen Zeit, beigegeben werden, innehalten.

Die meisten der hier abgebildeten Denkmäler stammen aus dem von mir 1883 mitgegründeten cyprischen Museum, welches ich 1895 mit John L. Myres neu geordnet habe. C. M. bedeutet das Cyprus-Museum, C. M. C. den Cyprus Museum Catalogue, K. B. H. mein „Kypros, die Bibel und Homer", F. T. soll bedeuten, dass die hier abgebildeten Gefässe für die Formen- und Ornament-Tafeln meines Werkes T. I. d. h. „Tamassos und Idalion" benutzt werden. In zweiter Linie kommen die heute im Museum für Völkerkunde zu Leipzig befindlichen, von Hrn. Valentin Weisbach, dem bekannten Berliner Mäcen und Mitglied der Berliner anthropologischen Gesellschaft, geschenkten Alterthümer in Betracht, und diese schöne Leipziger Stätte der Völkerkunde deuten die Buchstaben M. V. an.

Es lassen sich heute nach den zahlreich vorliegenden Funden 6 Perioden unterscheiden, von denen 5 in die Kupfer-Bronzezeit fallen, die 6. in die Uebergangszeit von der Bronze- zur Eisenzeit und in den Beginn der Eisenzeit selbst.

1) Eine ausführlichere Charakterisirung des Thones, aus dem die verschiedenen kupferbronzezeitlichen cyprischen Gefässgattungen gemacht sind, würde hier zu viel Raum beanspruchen, weshalb ich auf den vorläufig allerdings nur in englischer Sprache zugänglich werdenden „The Cyprus Museum Catalogue" p. 36—40 verweise, und auf mein bald nur in Deutsch erscheinendes Werk „Tamassos und Idalion" vertröste.

Die letztere, Periode VI, steigt in's 10. vorchristliche Jahrhundert, also in die Zeit des Königs Hiram I. der Bibel (969 bis 936 v. Chr.) hinab, in welche die auf Cypern gefundenen, bisher nachweisbar ältesten phönikischen Weih-Inschriften an den Baal des Libanon stammen[1]. In der Zeit von etwa 1200 oder noch früher bis um 900 v. Chr. haben offenbar, wie es auch F. Dümmler ähnlich ausgesprochen hat, die spätere und späteste bronzezeitliche Mykenae-Periode und die früheste eisenzeitliche graeco-phönikische Periode nebeneinander bestanden. Mykenische scheibengedrehte, auf Cypern oder ausserhalb Cyperns fabricirte Vasen kommen neben einheimischen, aus freier Hand so wie auf der Scheibe hergestellten, specifisch cyprischen Gattungen vor. Neben den bronze-zeitlichen erscheinen früh-eisenzeitliche, stets auf der Scheibe gedrehte cyprische Thongefäss-Gattungen, die zum ersten Male mit 2 Farben, schwarz und roth, bemalt sind. In diese Zeit fällt der Grabfund von Kition (jetzt in Leipzig).

Daran reiht sich nach rückwärts aufsteigend von 1600 bis 1200 v. Chr. als fünfte Periode die mykenische Haupt-Blüthezeit, die wir auf Cypern bisher zwar nur von 1400 an abwärts sicher verfolgen können. In diese Zeit fällt der Grabfund von Pyla (jetzt in Leipzig). Neben viel mykenischen Alterthümern treten noch viele, Cypern eigene bronzezeitliche Alterthümer auf, die sich als Fortbildungen und Umbildungen aus Periode IV erweisen. Nur die mykenischen Vasen, die dem 3. Stil mit glänzender Firniss-Malerei angehören, und die der Gattung I, 8, sind auf der Scheibe gedreht, wobei hier unerörtert bleibt, ob sie ausserhalb der Insel oder auf der Insel fabricirt sind. Dann tauchen handgemachte cyprische Vasen auf, die mit derselben stark glänzenden, meist rothen oder braunen Firniss-Malerei versehen sind (Fig. II, 2). Die in der vierten Periode beginnenden, in der sechsten verschwindenden Rund-Idole, 2 Typen, einer mit Eulen-Gesicht (Fig. XIV, 3) und einer mit Menschen-Gesicht (Fig. XV, 6), sind in dieser Periode am häufigsten. Diese stets weiblichen Idole sind nackt, während vorher die Brett-Idole bekleidet gedacht sind.

Der vierten Periode, der vormykenischen, fehlt wie den vorhergehenden Perioden auf Cypern absolut die Töpferscheibe. Neben den aus Periode II und III fortfabricirten und weitergebildeten Vasen mit eingeschnittenen, weiss ausgefüllten Ornamenten (wie Fig. IV, 11) und aufgelegten Relief-Ornamenten (wie Fig. IV, 12) erscheinen Massen mit stumpfer Farbe bemalter Vasen, die sich in die fünfte Periode fortsetzen. Es ist im einzelnen Falle schwer zu sagen, ob eine cyprische bemalte Bronzezeit-Vase der vierten oder fünften Periode angehört. Im Allgemeinen ist gerade die vierte Periode durch viele bizarre Gefässe, durch die Vasen mit den

---

1) Jul. Euting theilte mir mündlich mit, dass diese auf Bronze-Gefässen eingravirten Inschriften sehr gut aus der Zeit des Hiram I. herrühren könnten. Die Herausgeber des „Corpus Inscriptionum Semiticarum“ (5 und 86B) neigen dagegen mehr zu der Ansicht, in dem genannten Hiram, der damals über Kart-hadašt (von E. Schrader, „Sitzungs-Berichte der königl. Akademie der Wissensch. zu Berlin“, 1890, S. 337 u. ff. zuerst mit Kition-Chittim identificirt) herrschte, vielmehr den zweiten, um die Mitte des 8. Jahrhunderts regierenden König zu erblicken. Hugo Winckler scheint sich nach einer mir neuerdings gemachten Mittheilung auch für den zweiten Hiram entscheiden zu wollen. In Bronze eingegrabene Schriftzeichen erhalten in Folge des Materials leicht ein archaischeres Aussehen, als der Schreiber beabsichtigte. Sei dem, wie da wolle (vgl. auch K. B. H., S. 21, 93, 147, 166): jedenfalls hat aber König Hiram I. von Tyrus bereits das cyprische Karthago an der Stelle einer älteren Hetiter-Stadt, von welcher der Name Chetem oder Chittim an der Oertlichkeit haften blieb, gegründet (vgl. H. Winckler, „Orientalische Forschungen, S. 441).

vielen Oehsen-Henkeln (wie Fig. VI, 2 und 9) gekennzeichnet. Aber auch das eiförmige Väschen mit Oehsen-Henkel (wie VI, 1) und das Kugelbauch-Väschen mit Schnabelmündung (wie VI, 5) sind schon in Periode IV häufig. Ich setze diese Periode in die Zeit von etwa 2500 bis 1600 v. Chr.[1]) und nenne sie die kyprisch-kykladische, weil auf den Kykladen, besonders von F. Dümmler auf Amorgos, eine verwandte und gleichzeitige Cultur entdeckt worden ist. Die Kykladen-Cultur erscheint als eine locale Fortbildung und eigenartige Schattirung derselben kyprischen Cultur[2]). Auf dem Boden dieser kyprisch-kykladischen Cultur, in der zuerst die soeben erwähnten nackten Rund-Idole erscheinen[3]) erwächst die mykenische, die übrigens mehr von Cypern als von den Kykladen geschöpft hat.

Dazu passen stilistisch und zeitlich vortrefflich andere vormykenische Cultur-Regungen, die sich neben dieser kyprisch-kykladischen Epoche, respective innerhalb derselben bewegen. Die eine dieser beiden Vorstufen zur mykenischen Cultur, wie sie Furtwängler u. Löschcke[4]) genannt haben, umschliesst die von Fouqué in Thera unter dem Bimsstein gemachten, zum Theil polychromen Vasen-Funde, soweit sie nicht mykenisch sind. Diese theräischen Funde gehören in die Zeit vor 2000 v. Chr. Die zweite Vorstufe betrifft die offenbar verwandten, auch zum Theil polychromen Vasen-Funde, die Flinders Petrie in der Schicht der 12. Dynastie, also auch dem Ende des 3. vorchristl. Jahrtausends angehörend, in Kahun gemacht und wohl mit vollem Recht ägäisch genannt, sie auch den Griechen[5]) zugeschrieben hat. — Es ist sicher kein Zufall, wenn unter dieser ägäischen Thon-Waare[6]) die auch auf Cypern gefundene Gattung der durch und durch schwarzen, mit eingestochenen Punkten versehenen Thon-Gefässe (C. M. C., S. 37, Black punctured Ware, Technik I, 5, S. 35) auftritt. (Ein gutes Exemplar hier abgebildet Fig. VI, 6). Auch habe ich 1885 in 2 Bronzezeit-Gräbern von Hagia Paraskevi mit roth polirten, gravirten und weiss ausgefüllten Gefässen, die sehr gut in die Mitte oder zweite Hälfte des 3. vorchristl. Jahrtausends gehören konnten, je ein Gefäss derselben Technik wie „Ilahun, Kahun and Gurob“, Taf. I, 13, ausgegraben. Auf dem fein geschlemmten, warm fleischrothen Grundton sind die Ornamente in kräftigerer, etwas schmutzig purpurrother Farbe aufgetragen.

In der weiter zurückliegenden dritten Periode auf Cypern, die man ungefähr in die Zeit von 2500 bis 3000 v. Chr. ansetzen muss, fehlt jede Bemalung der Vasen und herrscht hier die grösste Uebereinstimmung mit der zweiten, dritten,

1) In dieser Schicht habe ich den seit seiner 1885 erfolgten Entdeckung viel citirten Keilschrift-Cylinder (mit dem gesammten Inhalte und Grundriss des Grabes abgebildet S. 37 u. 38, Fig. 34 bis 36 meines K. B. H.) ausgegraben, den die Assyriologen heute ungefähr um 2000 v. Chr. ansetzen. Auch Hr Much hat sich in seinem Werke „Die Kupferzeit in Europa“, 2. Auflage, S. 371, dieses Cylinders bei seinem Versuche einer Datirung bedient. Die cyprische Vasen-Gattung der bemalten halbkugelförmigen Schalen (eine abgebildet Fig. VI, 10), die zwar auch noch in der fünften Schicht häufig vorkommt, ist dieser vierten Schicht eigen. Eine cyprische Schale dieser Art ist in Thera unter dem etwa 4000 Jahre alten Bimsstein gefunden worden Fouqué, Santorin, Taf. XLII, 6.)

2) Vgl. F. Dümmler in den „Athenischen Mittheilungen“, 1886, S. 42 u. 250.

3) Auf die Verwandtschaft zwischen den Marmor-Idolen der Kykladen und die cyprischen bronzezeitlichen nackenden Thon-Idole ist wiederholt hingewiesen worden.

4) Mykenische Vasen, S. 19.

5) „Ilahun, Kahun and Gurob“, London 1891, S. 8 ff., Taf. I.

6) Fig. 17, 20 u. 21. Flinders Petrie hat übrigens griechische Stämme auf den ägyptischen Denkmälern als Fremde oder Gefangene der Aegypter um 2500 v. Chr. nachgewiesen, wodurch also schon sehr frühe Wanderungen der Griechen beglaubigt werden.

vierten und fünften Niederlassung von Hissarlik. Wir haben es an beiden Culturcentren sicher mit derselben Civilisation zu thun[1]; doch ging F. Dümmler, indem er von einer Identität der Bevölkerung beider Plätze sprach, entschieden zu weit, und von irrigen Voraussetzungen aus, wenn er dieselbe zu einer vorphönikischen, aber semitischen Binnen-Bevölkerung stempeln wollte[2]). Hierher gehören Brett-Idole, wie in meinem K. B. H. (Taf. XXVI, 3, 4, 8 u. 10), vierfüssige Gestühle mit 4 Kesseln, 2 Tauben und 2 Götterpaaren (Fig. III, 12), Taubenbecher (Fig. II, 17). — Hier beginnen phrygische[3]) und hetitische Einflüsse, von denen sich namentlich die letzteren in den folgenden Perioden steigern und z. B. noch in der graeco-phönikischen Vase Fig. IX um 900 v. Chr. so erheblich zum Ausdruck gelangen, dass G. Perrot dieselbe Vase in seiner Kunstgeschichte über die Hetiter (Bd. IV, S. 564, Fig. 286) zur Erläuterung der hetitischen Tracht abgebildet hat. Die viel genannten Hetiter-Schuhe mit den nach oben gerichteten Spitzen (Perrot und Chipiez, „Hist. de l'art", IV., S. 562) sind auf Cypern noch während der historischen Zeit des 7. und 6. Jahrhunderts bei den Göttinnen und Priesterinnen sowohl in den Aphro-

1) In meinem K. B. H., Fig. CXLVI und CXLVIII, habe ich einige der am meisten Uebereinstimmung zeigenden hissarlikischen und cyprischen Denkmäler in guten Abbildungen gegenübergestellt.

2) Trotz der grossen Verwandtschaften und Aehnlichkeiten springen doch auch zahlreiche Unterschiede sofort in die Augen, wozu ein Besuch der Schliemann-Säle im Berliner Museum für Völkerkunde und der cyprischen Abtheilung im Berliner Antiquarium genügt. Auch wollte Hr. Dümmler einzig und allein aus dem Vorhandensein anthropomorpher und nackter Idole und Taubenbilder den semitischen Ursprung der ganzen vorgeschichtlichen Bevölkerung Cyperns herleiten. Nun fehlen aber in der ältesten Schicht Cyperns überhaupt Idole, und wenn sie in der zweiten spärlich, in der dritten häufiger auftreten, sind sie stets bekleidet. Die ersten nackten Idole kommen in der kyprisch-kykladischen Schicht vor. Auch wissen wir noch nicht, wann die nicht-semitischen Völker im Orient die ersten anthropomorphen Idole bildeten und verehrten. Vögel, die man als Tauben wohl mit Recht deutet, kommen allerdings besonders auf Bechern (vgl. Fig. II, 17) und sacralen Drei- und Vierfüssen (vgl. Fig. III, 12) schon in der dritten Schicht Cyperns vor (über den Tauben-Cultus, V. B. II, S. 281 bis 288 u. S. 299). Aber wenn ganz ähnliche Vögel aus Thon mit eingelegten Zinn-Ornamenten in Schweizer Pfahlbauten an Gefässen erscheinen (Gross, „Les Préhelvètes", Taf. XXVI, 66 und Mortillet, „La France préhistorique", Taf. XCI, 1114) sowie vereinzelte menschen-ähnliche Bilder, wird man doch wohl daraus nicht auf den semitischen Rassen-Charakter der Schweizer Pfahlbauten-Bewohner schliessen wollen. Was den geometrischen Stil anlangt, den man als indogermanischen (und arischen?) Ursprungs wohl ferner in Anspruch nehmen darf, so hat ja gerade F. Studniczka, der mit Dümmler die Ur-Einwohner Cyperns zu Binnen-Semiten machen will, den geometrischen Stil als urgriechisches Gut hingestellt. — Ebenso irrig war es, eine Insel- und Küsten-Bevölkerung, wie die cyprische, als eine Binnen-Bevölkerung hinzustellen einfach deshalb, weil man in den frühen und frühesten Gräber-Schichten der Insel viel Milch- und Melk-Gefässe, die auf Viehhaltung schliessen lassen, gefunden hat, und weil an den Siedelplätzen und selbst in den Gräbern der vorgeschichtlichen Bevölkerung viel Kornquetscher auftreten, die auf Mehlerzeugung und an sich höchst primitive Anfänge des Ackerbaues hinweisen.

3) Vgl. A. Milchhöfer („Die Anfänge der Kunst in Griechenland"), S. 27, der sich hauptsächlich mit dem Golde der Phrygier beschäftigt und ihnen unter den mykenischen Gold-Ornamenten wohl mit Recht jene Gruppe der Spiralen, Flecht- und Webe-Muster zuschreibt, die sich im Golde zu Hissarlik wiederfindet. Auf Cypern sind vormykenische Gold-Ornamente sehr spärlich gefunden worden. Ich grub ausser der goldenen Fassung des viel citirten Keilschrift-Cylinders, die mit dem Cylinder importirt sein dürfte, ein paar goldene Kinder-Armringe aus, die Funden von Hissarlik zum Verwechseln ähneln.

dite- wie in den Artemis-Hainen Mode gewesen, z. B. im Aphrodite-Hain zu Idalion (K.B.H., Taf. LII, 3) und im Artemis-Hain zu Achua (K. B. H., Taf. IV TE').

In die erste Hälfte des 4. vorchristlichen Jahrtausends verlege ich die zweite cyprische Periode, die vorphrygisch und vorhetitisch ist, und in welche die unterste Stadt von Hissarlik fällt. Diese Periode ist gekennzeichnet durch den Beginn des ältesten geometrischen Stiles: die Vasen roth oder schwarz zu poliren, mit eingeritzten Ornamenten zu verzieren und diese mit weisser Masse auszufüllen. In Hissarlik ist dieser Stil selten, auf Cypern ausserordentlich verbreitet, aber er wird selbst in archaischer Form respective archaistischer Umbildung bis in die mykenische Zeit hinein fortfabricirt und gelangt dann in einzelnen Prachtexemplaren zum Ausdruck. Die cyprischen Perioden II und III vergegenwärtigen uns 2 Phasen der Hissarlik-Cultur, Periode II die Hissarlik-Cultur ohne, die Periode III mit phrygisch-hetitischen Beimischungen. In diese Periode gehört der ebenfalls zuerst von mir in Nikosia in der Sammlung Konstantinides entdeckte und publicirte, nach der Insel im Alterthum exportirte Keilschrift-Cylinder von Naram-Sin (K. B. H., S. 87, Fig. 111), den A. H. Saye, Hilprecht u. A. um 3800 ansetzen, während ihn H. Winckler (Geschichte Babyloniens und Assyriens, S. 40) in die Zeit um 3000 v. Chr. hinabrückt. In die Zeit um 3000 v. Chr. oder etwas früher setzt auch Flinders Petrie sein in Aegypten (Ballas u. Naqada) entdecktes libysches Volk, das offenbar mit Cypern in Verkehr stand, die ersten Kupfer- und Bronze-Waffen von der Insel bekam und zur selben Zeit auch der Keramik der Insulaner verschiedene technische Verfahren entlehnte[1]).

Die Periode I Cyperns, welche offenbar vor 3500 vor Chr. liegt, fehlt in Hissarlik, fällt aber vor die Gründungszeit der untersten Stadt daselbst. Ich nenne sie deshalb die vorhissarlikische kyprische Urzeit.

Betrachten wir noch die in Fig. XIV–XVIII uns dargebotenen Entwickelungsreihen der cyprischen Sculptur und Thonbildnerei und die in Fig. XIX vereinigten cyprischen Thongefässe der hellenistischen und griechisch-römischen Keramik, so haben wir ein 4 Jahrtausende und mehr umschliessendes Culturbild Cyperns vor uns, das wir bis zu seinem Ausgangspunkt der bisher bekannten ältesten Urzeit zurückverfolgten.

Diesen müssen wir nun näher untersuchen. Er führt uns klarer wie irgendwo sonst zurück in die Zeit der allerersten Manufacte zu den allerersten Versuchen der Menschen, sich überhaupt irgendwelche Behälter oder Gefässe, in denen er sich Trinkwasser, dessen er zum Leben beim Durchstreifen wasserarmer Gegenden unbedingt bedurfte, aufbewahren konnte. Ehe der Mensch nur auf den Gedanken

---

1) Im C. M. C., S. 16, haben John L. Myres und ich die cyprische Bayonett-Dolch-, bezw. Schwert-Gattung, von der ein Exemplar durch Flinders Petrie in Naqada gefunden wurde, als spät (quasi-Mykenaean) hingestellt (Exemplar von Kypros in K. B. H., Taf. CLI, 27). — Ich glaube aber jetzt, dass diese Waffengattung, wie überhaupt die von Flinders Petrie gefundenen, von Cypern nach Aegypten hin exportirten Kupfer- und Bronze-Waffen, 2 Meissel, (Ballas u. Naqada, Taf. LXV, 5 u. 6), 1 Dolch (Taf. LXV, 3) und 1 Brodteigschaber (Taf. XLV, 4) bis in die Periode IV, ja theilweise in die Periode III u. II zurückgehen können. (Vergl. auch p. 41 u. 45). Allerdings darf ich auch nicht verschweigen, dass die von Flinders Petrie dabei mit ausgegrabene cyprische Schleifen-Nadel (Ballas u. Naqada Taf. LXV, Fig. 19; vergl. Much, die Kupferzeit in Europa, S. 374 u. K. B. H. Taf. CXLVI. Fig 3B, n.) kaum älter als unsere Periode IV sein kann, in welcher diese Nadelart zum ersten Male auftritt. Demnach müsste entweder unsere cyprische Periode über 2500 v. Chr. hinauf, oder es müssten die Funde der Gräberfelder von Ballas und Naqada über 3000 v. Chr. hinunter reichen. Beides wäre möglich, selbst gleichzeitig.

kam, den Stein, den Knochen oder das Horn zu bearbeiten, ehe er diesen Gedanken in die That umsetzte, hat er in allen jenen Gegenden der Welt, in denen der Flaschen-Kürbis gedeiht, sich eine Kürbis-Flasche, eine Kürbis-Schale, einen Löffel oder eine Schöpfkelle aus einem Flaschen-Kürbis gemacht. Wo immer im Süden Jahr aus Jahr ein Wasser sprudelt, genügte es, den hoch an den Bäumen emporkletternden Flaschen-Kürbis abzubrechen, erst mit einem Stückchen festen Holzes die Aushöhlung und Entfernung des Kürbis-Fleisches zu beginnen und dann durch eingefüllte Steinchen und fortgesetztes Schütteln die Aushöhlung der von der Natur gelieferten Flasche zu beenden. Erst durch zufälliges und dann durch absichtliches Zerbrechen und Zerschneiden der Flaschen-Kürbisse, und weiter durch Benutzung der Naturspiele, die das eigenartige Wachsthum der Kürbisse ins Unendliche variirend mit sich brachte, erweiterte sich gar bald der Formen-Reichthum dieser Kürbis-Gefässe, zumal da man den bizarrsten Abnormitäten nachspürte und gern diese zu Gefässen benutzte. Ja, der heutige Cypriot beeinflusst zuweilen künstlich die Form des Kürbis und erhält eine eckige Kürbis-Flasche durch die rechtzeitige Anbringung von Brettchen um die sich schnell aus der Blüthe heraus entwickelnde Frucht, die gleichsam in eine ihr gebotene Form hineinwächst. Auf dieselbe Weise gelangt er zu Kürbis-Flaschen mit einfachen und doppelten Einschnürungen, die wir nun auch, z. B. in unserem bemalten Gefässe Fig. III, 9, wie die gesammten Erzeugnisse der Kürbisgefäss-Fabrication, die eigenthümlich geschweiften und gekropften Hälse, die überbauten Gefässe u. s. w. in Thon nachgebildet sehen.

Um den Kürbis-Behälter haltbarer und wasserdichter zu machen, goss ihn der cyprische Urmensch mit seinem gewöhnlichen schwarzen, aus den Nadelhölzern (Pinus maritima und Pinus halipensis) gewonnenen Pech aus. Sass dann später der Hirt, wenn das cyprische Wildschaf (das noch auf der Insel existirt) zum Hausthier gezähmt und umgebildet war (wozu Tausende von Jahren gehörten) bei seiner Heerde[1]), so kam er aus Langweile auf den Gedanken, die Kürbis-Flasche mit eingeritzten Ornamenten oder mit allerlei seltsamen Halsausschnitten zu verzieren. Durch langen Gebrauch dunkelten die ursprünglich gelben Kürbis-Gefässe nach, so dass sie eine kräftig rothe Färbung und noch stärkeren Glanz annahmen. Auch setzte sich der auf Cypern so häufige, oft blendend weisse Kalkboden-Staub in die vertieften Ornamente. — Auf diese Weise wurden nicht nur die Formen und Ornamente, sondern selbst die Farbe und die hohe Politur, der schwarze Pechguss auf der Innenseite, der auf die Aussenseite der Kürbis-Gefässe unregelmässig verläuft, sowie der weisse Kalkstein-Staub der Vertiefungen in Thon nachgeahmt.

So entstanden, als der Mensch den Thon formen und brennen lernte (noch heute benutzt der cyprische Töpfer ausschliesslich einen offenen Herd zum Brennen), zuerst die unverzierten, dann die mit eingeritzten Ornamenten verzierten und weiss ausgefüllten thönernen Nachbildungen von Kürbiss-Gefässen, die bald mit prächtig rothem Thon überzogen, schön polirt und mit schwarzem Ueberzug im Inneren versehen, oder ganz roth glänzend, oder ganz schwarz fabricirt wurden[2]). Das vielleicht eclatanteste Beispiel der Nachbildung einer Spielart des Flaschen-Kürbis mit angeschwollenem Obertheil habe ich in Fig. I, 2 abgebildet, wo man den ganzen Inhalt eines Einzel-Erdgrabes (Grab Nr. 3 des Fund-Protokolles), das ich im December 1884

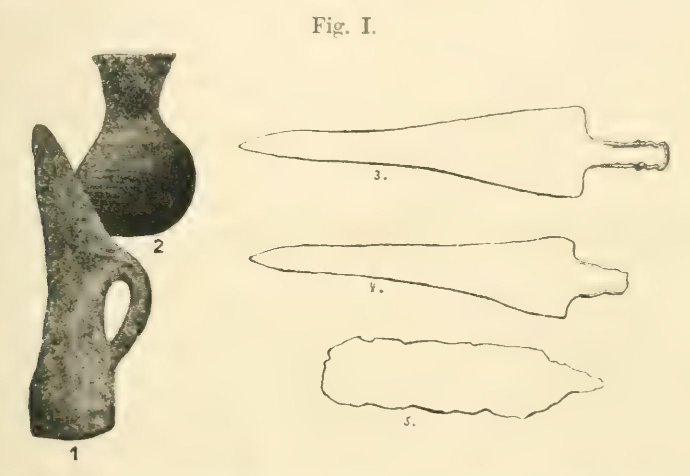
1) Noch heute werden die mit geometrischen Mustern, aber auch mit Thieren, Schiffen und Menschen, zuweilen auch zugleich mit eingelegten Glasperlen verzierten Kürbis-Flaschen fast ausschliesslich von den cyprischen Hirten angefertigt.

2) Vergl. auch das S. 379 in K. B. H. Gesagte.

zu Hagia-Paraskevi bei Nikosia mit Staats-Gefangenen für das Cyprus-Museum ausgrub, (bis auf 2 weggelassene Fragmente der Gattung Fig. I, 1) abgebildet findet. Wenn nicht die schon der Form nach mehr entwickelten kupfernen Votiv- oder Gewichts-Dolche (Fig. I, 3 u. 4) und die Blechzange (Fig. I, 5) (sie sind noch heute biegsam und so dünn, dass ihr praktischer Gebrauch als Waffe ausgeschlossen ist) auf eine fortgeschrittenere Cultur und die 3. oder 4. Periode deuteten, so würde ich das Grab in unsere 2. kyprisch-hissarlikische Periode setzen.

Denn auch der lang aufgeschlitzte rohe Krug des Grabes (Fig. I, 1) könnte sehr alt sein, obgleich andererseits der hier bereits vorhandene horizontal abgeschnittene Boden, der allen (den Kürbis-Gefässen nachgebildeten Thongefässen) in den ältesten Schichten (vgl. S. 32) vollkommen fehlt (die Dreifüsse ausgenommen) wieder dagegen spricht.

Fig. I.



Die bisher unedirte Thonflasche (Fig. I, 2) ist (wie der Typus VIII, 5, K. B. H., Taf. XXIV, 2, auch Verhandl. der Berliner Anthr. Gesellschaft 1891, S. 35, Fig. 2) henkellos und statt dessen mit 2 Löchern zum Aufhängen oder zur Aufnahme der Pfropfenschnur wie bei den Kürbis-Flaschen (K. B. H. XXXIV, 1 und Verhandl. der Berliner Anthr. Gesellschaft, S. 35, Fig. 1) versehen; sie ist roth polirt, schwarz ausgegossen, und die schwarze Politur setzt sich, wie bei allen Gefässen dieser Technik[1]), unregelmässig verschwimmend auf das obere Halsende fort. Die eingeritzten Ornamente bestehen in Punkten und einem Grätenmuster, welches so um die 2 Löcher angeordnet ist, dass man den Eindruck bekommt, als habe der Töpfer ein Menschen- oder Eulen-Gesicht darstellen wollen (hier Fig. I, 2, sowie auf F. T. des Werkes T. I).

Stroh, widerstandsfähige Blätter, Binsen und biegsame Ruthen veranlassten den Proto-Kyprier ferner, Flechtereien zu erfinden und sich Matten, Teller, endlich auch kleine Behälter herzustellen. Besonders kam es wieder dem Hirten

1) Dieselbe Technik ist von Flinders Petrie in Naqada Ballas in ausgedehnter Weise bei den Libyern beobachtet und von ihm black topped red pottery, d. h. rothe, an der Spitze schwarze Thonwaare benannt. Auf Cypern ist in der frühen und allerfrühesten Kupferzeit diese überaus charakteristische, den mit Pech ausgegossenen Kürbis-Gefässen nachgebildete Technik noch viel gewöhnlicher und namentlich bei den gewöhnlichen Trink-Schalen, wie Fig. II, 15 und henkellosen Flaschen, wie Fig. VIII, 5 stets angewandt, die in derselben Weise bis in die Periode V hinabreichen.

darauf an, seinen Käse, seine Oliven, die er mit sich auf die Weide nahm, vor dem Austrocknen bei der grossen Hitze möglichst zu schützen. Noch heute wird man auf Cypern im Hochsommer unter 100 Hirten mindestens 90 bis 95 finden, die ihren Mundvorrath an Käse und Oliven in einem kleinen fassförmigen, dickwandigen Strohflecht-Gefäss mit zugeschnürtem Deckel, dazu ihr Brod in der Hirtentasche, ihr Wasser in der Kürbis-Flasche bei sich führen. In meinem 1891 hier vor der Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage habe ich Originale dieser modernen Strohgefässe sowie die thönernen Nachbildungen der cyprischen Vorgeschichte zusammen mit modernen Stroh-Deckeln, Kürbis-Flaschen, Holz-Gefässen, Holz-Fenstern, Holz-Schlössern, Holz-, Thon- und Rohr-Spinnwirteln und Kunkeln, sowie die entsprechenden antiken, meist der Vorgeschichte Cyperns angehörenden Originale in Thon, Stein, Kupfer und Bronze, oder Photographien derselben vorgelegt; das Nähere findet man in dem reich von mir illustrirten, bereits angezogenen Berichte der Verhandlungen der Gesellschaft (1891, S. 34 bis 44).

Dann nächst den Kürbis-Gefässen und geflochtenen Gefässen (unsere heutige Abbildung IV, 11) liess sich der vorgeschichtliche Töpfer durch Holz- und Horn-Arbeiten, ferner aber auch durch primitive Leder- und Seiler-Arbeiten inspiriren. Dabei kam er auf den Gedanken, den Schnurhenkel, der schon bei uralten Kochtöpfen häufig ist, einzuführen und in Relief-Arbeit die Thonvasen mit Nachbildungen von Riemchen und Schnüren zu umspinnen, ganz wie der Hirt es mit seiner Kürbis-Flasche noch heute macht. Der grosse, Fig. V, 1 abgebildete Wasserkrug[1]), den ich 1885 bei der August-Ausgrabung zu Hagia-Paraskevi in einem Erdgrabe unserer dritten kyprisch-hissarlikischen Periode mit phrygisch-hetitischen Einflüssen gefunden habe, giebt dafür ein recht eclatantes Beispiel ab. Aus diesen auf die Vasenkörper aufgelegten einfachen Schnur-Ornamenten wurden die Perlenschnur- und Brillenschnur-Ornamente (Fig. II, 12 und V, 4), die schliesslich zu richtigen Schlangen (ältere Exemplare Fig. V, 2; jüngere, aber noch vormykenischen Ursprungs Fig. VI, 12 u. Fig. VII, 2, sowie mykenische [Fig. XI, 1]), und zu rohen Thierbildern, Hirschen (Fig. V, 2), Mouflons (Fig V, 4) und Büffeln (Fig. IV, 12) gruppirt und umgebildet werden und dann in den eingeritzten Thierbildern der Hissarlik-Wirtel [schlagende Parallelen in K. B. H., Taf. XXVIII, 3 bis 6[2])] und der kyprisch-kleinasiatische Cylinder (K. B. H., Taf. XXVIII, Fig. 17, 20 bis 22) ihre Gegenstücke finden.

Auch die Sitte, grosse Hörner als Trinkgefässe, kleine Hörner als Gewürzbehälter zu benutzen und zu decoriren, ist uralt. Ein solches, 1885 ausgegrabenes Horngefäss mit scharfer Bodenspitze, 2 Löchern zum Aufhängen und eingeschnittenen Ornamenten, welches die Hornform und die Horntechnik trefflich wiedergiebt, habe ich in K. B. H., Taf. CLXXIII, 22h abgebildet.

Aus diesen an Formen, Ornamenten, Decorationsgliedern und technischen Verfahren bereits überreichem Vorrath an Gefässen, in erster Linie aus Kürbis, in zweiter Linie aus Geflechten, Leder, Holz und Horn, bildet auf Cypern der Töpfer seine ältesten Gefässe der 1. Periode, die die Grundlage für die Keramik aller weiteren Perioden ist. Aber der allerälteste und hauptsächlichste Ausgangspunkt, der zugleich der ausgiebigste bis in die 5. Periode, die Zeit mit der Mykenae-Cultur bleibt,

1) Vgl. Verhandl. 1891, S. 35, Fig. 3.

2) Bei 6 sieht man besonders klar, wie der Töpfer das ihm geläufige Brillen-Ornament auf dem grossen Wasserkruge mechanisch in linearer Manier nach den verschiedenen Richtungen hin gruppirt und auf diese Weise die primitiven Relief-Bilder von Hirschen entstehen lässt.

war die Fabrication von Kürbis-Gefässen, die noch heute im Leben der Cyprioten eine so hervorragende Rolle spielen.

In der vorhissarlikischen kyprischen Urzeit, die ich bereits in der Zeitschrift für Assyriologie 1888, S. 67 ausführlicher geschildert habe, liegen die kleinen, meist nur eine Leiche enthaltenden Gräber so flach, dass sie mit den Beigaben kleine Hügel bilden. Ich habe sie bis jetzt in ihrer vollen Reinheit nur in der an einem steilen Abhange liegenden Nekropole zu Alambra-Mavragi 1883, und zu Psemmatisneno 1885 entdeckt. Die meisten der Gräber enthalten noch gar keine Kupfer-Gegenstände, und die vereinzelten Kupferfunde beschränken sich auf Meissel und Pfriemen, die Thongefässe auf Kochtöpfe, grosse Krüge, kleine Trinkschalen und Löffel; vor Allem aber bilden sehr viele grosse Milch-Gefässe, mit den doppelten röhrenförmigen Löchern (wie Fig. II, 1, 2, 3, 4, 6, 7, 9, 10, 11 und 14), alles noch ziemlich roh und fast ohne Ornamente, die beliebtesten Beigaben dieses Hirten-Volkes. Schleifsteine und Spinnwirtel sind sehr selten, Idole fehlen noch ganz. — Wenn Ornamente auftreten, sind es einzelne Erhöhungen und Warzen, oder Finger-Eindrücke, kurze, rohe, erhabene Perlen-Schnüre und Brillen-Ornamente, einzelne eingestochene rohe Punktreihen oder einzelne eingeritzte Zickzack-Linien. Aber ein geometrisches Decorations-System ist, selbst vertieft, noch nicht ausgebildet. Dass jede Spur einer bemalten Scherbe fehlt, darf kaum hinzugefügt werden. Alle Gefäss-Formen sind, etwa mit Ausnahme der vielleicht hölzernen Vorbildern entlehnten grossen Milchschalen, ausnahmslos den Formen der Kürbis-Gefässe entlehnt. Die Gefässe haben einen kugelförmigen oder birnförmigen Körper. Ein eigentlicher Fuss oder horizontal abgeschnittener Boden fehlt. Soll das Gefäss aufrecht stehen, so klebt der Töpfer 3 Füsse unter den Kugelboden; aber auch das geschieht nur selten und ausschliesslich bei den Kochtöpfen, wie Fig. II, 4.

Ich habe diesen zuerst von mir nachgewiesenen Ursprung der kyprischen Keramik so ausführlich geschildert, weil ich beweisen wollte, dass sie auf Kypros autochthonisch-epichorisch ist, wie die ganze frühe kyprische Urcultur, wofür ich schon in meiner Publication in der Zeitschrift für Assyriologie 1888, S. 62—68 und hier in meinen Vorträgen 1891 und 1896 eingetreten[1]), aber daraufhin vielfach angegriffen worden war. Dann hat der so begabte und leider zu früh verstorbene F. Dümmler in den Athen. Mittheilungen 1886, S. 228 (Aelteste Nekropolen auf Cypern) den Beweis mit grossem Nachdruck anzutreten versucht, dass wir für alle vorgeschichtlichen Thon-Gefässe mit eingeschnittenen und Relief-Ornamenten eherne Vorbilder annehmen müssen, bei denen die Relief-Ornamente theils herausgetrieben, theils aufgelöthet und ciselirt, die vertieften Ornamente eingravirt worden wären. Nur sind die meisten dieser kyprischen Thon-Gefässe um Jahrhunderte, ein oder mehrere Jahrtausende älter, als die ältesten Bronze-Gefässe, die nicht viel früher als in der 5. Periode mit dem Mykenae-Einfluss auftreten. Dümmler hat die Ohrringe einer Gesichts-Vase (Mittheilungen, Beil. II, 5) irrthümlicher Weise für die Metallringe eines Metall-Gefässes genommen, das in Thon nachgebildet sei, und hat aus diesem einen Gefässe, welches, nebenbei gesagt, in die 4. oder 5. Periode, in die Zeit der kyprisch-kykladischen oder kyprisch-mykenischen Cultur gehört, Rückschlüsse auf die Massen-Fabrication der Keramik der 3. und 2., ja theilweise der 1. Periode gemacht, die als durchaus verunglückt bezeichnet werden müssen. Eine bemalte Gesichts-Vase (Technik II, 1, S. 35), die mit der schwarzen Gesichts-

1) Zu demselben Resultate sind wir, J. L. Myres und ich, in unserem demnächst erscheinenden Katalog des Cyprus-Museums, p. 16, gelangt, wo wir es auch ausführlicher begründen und auf meine Veröffentlichung in den Verhandlungen 1891 verweisen.

Vase Dümmler's (des späteren Bronzezeit-Stiles, Technik I, 2c, S. 34) zeitlich zusammenfällt, habe ich hier in Fig. VIII, 9 wiedergegeben; andere charakteristische Exemplare, die jede andere Deutung als die einer Gesichts-Vase ausschliessen, sind in meinem K. B. H., Taf. CCXVI, 21 und 22 abgebildet.

Die den Kürbis-Gefässen nachgebildeten Urformen der Keramik, die nirgends sonstwo so charakteristisch und massenhaft gefunden werden, die technischen Verfahren, die Decorationsweisen und Decorations-Elemente des geometrischen Vasenstils, die, selbst die bemalten Gefässe eingeschlossen, bis zur ägäisch-mykenischen Zeit nirgends sonstwo nur annähernd so früh in solcher Vollendung, Mannichfaltigkeit und Anmuth erdacht, durchdacht und in förmlich fabrikmässiger Massen-Production durchgeführt werden, beweisen wohl für immer, dass in der orientalisch-mittelmeerländischen und europäischen Urzeit die Keramik von Cypern aus thatsächlich ihren Ursprung nahm. Die Proto-Kyprier erfanden die Kunst, Thon-Gefässe zu formen, zu verzieren und zu brennen, unabhängig von anderen Völkern und viel früher, als die übrigen Mittelmeer-, vorder-, westasiatischen und europäischen Völker. Sie leisteten Erstaunliches in der Regelmässigkeit der Thon-Gefässe ohne Töpferscheibe, die sie erst durch die Mykenäer in der 5. Periode kennen lernten. Vorher auch nicht eine Spur derselben. Denn auch die scheibengedrehte bronzezeitliche Gattung, Technik I, 8, S. 35 (ein Gefäss derselben abgebildet, Fig. VI, 18), erscheint erst mit den mykenischen Gefässen, und in so wenigen Exemplaren und stets in so eigenartiger, rothgefirnisster Flaschenform, dass es nicht einmal erwiesen ist, ob sie von Cypern ausging. Auch tritt sie genau so in Aegypten auf (z. B. Flinders Petrie, „Kahun", Lady Maket's Tomb in der 20. Dynastie).

Ich gehe sogar heute noch weiter, als in dem bereits von John L. Myres und mir in der Hauptsache 1895 niedergeschriebenen Katalog des Cyprus-Museums, p. 17, und glaube bereits beweisen zu können, dass die von Flinders Petrie in den Niederlassungen und Gräbern zu Ballas und Naqada in Aegypten gefundene libysche Cultur, sowie die von ihm und Bliss in Palästina, in Tell-el-Hesy, gefundene libyo-amoritische Cultur[1]), mit den Kupfer- und Bronze-Waffen, den Meisseln, Dolchen und Pfriemen, den Pincetten und den rechtwinklig zum Bolzen durchlochten Kleid-Nadeln, von Cypern nicht nur kupferne und bronzene Waffen und Werkzeuge einführte, sondern auch cyprische Thon-Gefässe[2]), oder doch (wo diese, wie in Ballas-Naqada fehlen) von den cyprischen Töpfern erfundene technische Verfahren.

---

1) F. J. Bliss, A mound of many cities: p. 38, Fig. 73—76, Meissel; darunter ein durchlochter, Fig. 75, wie die zwei analysirten cyprischen, vergl. oben S. 29; ferner Bliss p. 83, Fig. 167 und 169, Meissel; p. 59, Fig. 98—100, Nähnadel 101, Pincette 159.

2) Nur ein Beispiel für viele: die von Flinders Petrie in Tell-el-Hesy gefundene (Lachish, Pl. IX, 198 abgebildete), scharfgebrannte, rothbraune, scheibengedrehte Flasche (eine ähnliche bei Bliss p. 120, Fig. 239) kommt identisch in Form, Grösse, Thon und Technik, aber auch ausserdem bemalt, ausserordentlich häufig in der frühen Eisenzeit Cyperns vor, wo auch der handgemachte Prototypus in der Bronzezeit nachweisbar ist. Ein bemaltes und in dieser Abhandlung abgebildetes Exemplar (Fig. XI, 3) grub ich im gräco-phönikischen Erdgrabe (Nr. 10) 1894 bei Idalion auf Cypern aus. Zwischen Palästina und Kypros hat sowohl während der Kupfer-Bronzezeit wie während der Eisenzeit ein reger Verkehr bestanden. Aber auch da gab Kypros viel mehr, als es empfing. Nur bei zwei überaus typischen Gegenständen aus Thon, der Muschel-Lampe und einem kleinen, modernen Leuchtern ähnlichen Fackelhalter (vergl. J. L. Myres, The Journal of Hellenic Studies 1897, p. 159, Fig. 12, Nr. 7, 12 und 13) frägt es sich, ob sie von Cypern zuerst nach Palästina gebracht wurden oder umgekehrt.

Die rothpolirte lybische Thonwaare (der cyprischen Technik Fig. I, 1a entsprechend), zum grossen Theil innen schwarz nach der rothen Aussenseite verlaufend (Black topped red ware, Flinder Petrie 3), oder mit eingeritzten, weiss ausgefüllten Ornamenten verziert (der cyprischen Technik I, 1b entsprechend), ferner viele cyprische Gefässformen, die halbkugelförmigen Schalen (Ballas u. Naqada, Taf. XXX, 10), die Ringflaschen (ebenda Taf. XXXVI, 84), die Vasen in Thier- und Fassform (ebenda Taf. XXVII, 69, XXVI, 34b), die aus mehreren Behältern zusammengekoppelten Gefässe (ebenda Taf. XXVI, 42a, 44, XXXIII, 19 u. 91b haben in Cypern Tausende von sehr frühen und vollendeten Gegenstücken (z. B. hier Fig. II, 14 bis 16; III, 10; IV, 6; III, 3; XIII, 1; IV, 11; III, 4, 5, 6, 7, 9, 11 u. 12) und zwar so, dass Cypern der gebende, die ägyptisch-lybische Niederlassung in Ballas-Naqáda der empfangende Theil war. —

Die durchgreifenden Unterschiede zwischen den früheren cyprischen Kupfer- und Bronzezeit-Culturen und dieser libyschen Steinzeit-Cultur, die von Kypros ihre ersten metallenen (kupfernen, bezw. bronzenen) Gebrauchsgegenstände, Waffen und Werkzeuge erhält, sind aber doch viel bedeutender als die Verwandtschaften und Aehnlichkeiten. Während die Proto-Kyprier, bei denen von einer eigentlichen Steinzeit bis jetzt nichts zu eruiren ist, ihre Thongefäss-Formen ausschliesslich oder fast ausschliesslich den Kürbisgefäss-Formen nachbilden; so ahmen die Libyer in erster Linie ihre Steingefässe und erst in zweiter Linie Kürbisgefässe in Thon nach. Allerdings scheinen wiederum viele der Steingefäss-Formen (die übrigens auch vereinzelt in Tiryns aus Stein und Thon[1]), auf Cypern in Thon beobachtet sind) Kürbisgefäss-Formen nachgebildet.

In Ballas und Naqada sind aber ferner viele eigenartig stumpf in einer Farbe bemalte Gefässe gefunden, von denen Flinders Petrie glaubt, sie seien sämmtlich importirt, während ich sie schon deshalb für die Erzeugnisse einer libyschen Local-Fabrik halte, weil sie dieselben Steinzeit- und bizarren Formen der nichtbemalten libyschen Thongefässe wiederspiegeln. Allerdings weist deren Technik das Schachbrett-Muster, bei denen das einzeln gemalte Schachbrett-Feld aus parallel an einander gezogenen Linien besteht, wiederum auf eine entsprechende cyprische bronzezeitliche Technik, Deckroth auf schwarzem Firnissgrund (Technik II, 3, S. 35) hin, was auch bereits Flinders Petrie aufgefallen ist. Diese bemalten libyschen Gefässe, bei denen auch ausser geometrischen Mustern aufgemalte Schiffe, Menschen und Thiere in linearer roher Manier erscheinen, deuten immerhin schon auf eine Zeit hin, welcher in Cypern die Periode IV, ja sogar die Periode V (die Zeit mit Mykenae-Gefässen) entsprechen würde. Ferner weisen die libyschen rothpolirten, mit Deckweiss bemalten Gefässe, bei denen wiederum rothe Thierbilder vorkommen, bereits auf eine weiter entwickelte Culturstufe. Wir stehen vorläufig bei diesem libyschen Volke noch vor einem Räthsel, dass zu lösen weiteren Entdeckungen vorbehalten bleiben muss. — Soviel steht fest, das Volk stand mit den Kypriern während der Kupfer-Bronzezeit im Verkehr und empfing von der Kupfer-Insel eine höhereCultur, als es selbst besass.

Ich wende mich jetzt zur Einzelbeschreibung meiner Illustrationen cyprischer Denkmäler, die ich in guten Projections-Bildern in meinen Vorträgen von 1896 und 1899 den Mitgliedern der Gesellschaft gezeigt habe, und beginne zuerst mit der Vorführung einiger charakteristischer Thongefäss-Typen, die theils der allerältesten Schicht vor 3500 v. Chr., unserer Periode I, selbst entnommen sind, oder deren Ursprung doch soweit zurückliegt. Es ist das uralte cyprische Hirtenvolk,

---

1) Schliemann, Tiryns, S. 65, Fig. 1, S. 66, Fig. 2 u. Taf. XXIII d.

das eine zahllose Masse der Milchschalen und Kürbisgefäss-Nachbildungen hinterlassen hat.

Fig. II, 1—17. C.-M. Meist von der Nekropole zu Hagia-Paraskevi. Nr. 4 von Katydata-Linu.

Fig. II, 1 und 2. Zwei jener grossen (ein halbes Meter und mehr im Durchmesser haltenden) Milchschalen, mit doppelten und senkrechten röhrenförmigen Löchern zum Aufhängen. (Sehr mangelhafte Abbildungen bei Dümmler, Athen. Mittheil. 86, Beil. II, 1 und 3.)

1. Halbkreisförmiger Ausguss am Rande, zum Abgiessen des oberen Rahmes, so dass die magere Milch zurückbleibt.

2. Röhrenförmiger Ausguss, tief am Schalenbauche, zum Ausgiessen der mageren Milch, so dass der Rahm zurückbleibt. — Ganz entsprechende grosse Milch- und Melkgefässe werden heute auf Cypern vom Töpfer fabricirt und vom Hirten benutzt.

3 u. 4. Zweihenklige Kochtöpfe, Henkel stets ungleich. 3 ohne, 4 mit Dreifuss. Meist grauer Thon, oft mit Feuerspuren.

6. Einhenkliger Kochtopf.

7. Einhenkliger Krug mit erstem Ansatz zur Lippe. Thon von 6 und 7 wie bei 3 und 4 und nicht polirt.

9. und 10. Schalen zum Schöpfen und Trinken mit einem enorm langen Henkel.

11. Schöpflöffel mit durchlochtem Stiel.

12 u. 13. Kleine Giess-Schalen mit Aussgüssen und Oehsen-Henkel. 12 Rohes erhabenes Perlenschnur-Ornament und Höcker.

14 bis 16. Halbkugelförmige Trink-Schalen mit Oehsen-Henkel. 14 unverziert.

15 u. 16 eingeritzte und weiss ausgefüllte Ornamente, 15 roth, 16 schwarz polirt. Innen beide schwarz. Die schwarze Farbe setzt sich bei 15 unregelmässig verlaufend auf den Rand der Aussenseite fort (vergl. oben S. 40 und 41).

Alle diese Thongefässe gehören den Techniken I, 1a und I, 1b an. Die auf Fig. II mit abgebildeten Stücke 5 und 8 gehören der Periode IV, und 17 der Periode III an.

Fig. II, 5, aus Periode IV. Hier wird zum ersten Male dieses aus hellem Thon mit schwarzem Ueberzug (C. M. C., S. 37, Black Slip Ware, Technik I, 2a) bestehende Honig-Gefäss mit Dreifuss und einem mit zwei Löchern versehenen, zum Zuschnüren eingerichteten Deckel direct nach Photographie abgebildet. Es wurde im Grabe des Keilschrift-Cylinders gefunden, dessen Gesammt-Inhalt nebst Plan und Durchschnitt ich in meinem Werke K. B. H., S. 34 und 35, Fig. 34—36 abgebildet habe[1]). Schliemann hat in der untersten Stadt von Hissarlik ein in der Form merkwürdig ähnliches, im Thon und der Technik abweichendes Gefäss gefunden[2]).

Fig. II, 8, Technik I, 2a. Aehnliche späte Technik wie das vorige, aber mit eingeritzten Ornamenten. Periode IV. Trinkbecher.

---

1) Schlechte Abbildung bei Dümmler, (Athen. Mittheilungen 1886, Beil. I, Fig. 5), der dem Gefässe irrthümlicher Weise ein viel höheres Alter zuschreibt und vergessen hat, dass es im Grabe des Keilschrift-Cylinders 5 Monate vor seiner Ankunft in Cypern gefunden worden ist. — Ich habe dasselbe Gefäss in den Verhandlungen der Gesellsehaft 1891, S. 36, Fig. 7 abgebildet und einem modernen Palmenblatt-Gefässe (Fig. 11) gegenübergestellt.

2) Ilios, Fig. 44.

Fig. II.



Fig. II, 17. Taubenbecher, Fuss abgebrochen. K. B. H., Taf. CLXX, 13c. Ein Becher mit Fuss, bei dem die Tauben in den Becher hineinsehen, aus derselben Nekropole von Hagia-Paraskevi (Erdgrab) abgebildet K. B. H., Taf. CLXX, 13b[1]).

In diesen Bechern habe ich zuerst die Prototypen zu dem mykenischen Taubenbecher Schliemann's erblickt, was allgemein anerkannt wird. (Fig. II, 4, 5, 8, 12, 13 und 17 benutzt für die F. T. des Werkes T. I.)

Fig. III, 1—12. 3—12 in C. M., 1 V.-M. Sämmtliche Stücke bis auf 2, das in Londoner Privatbesitz, aus der vorgeschichtlichen Kupfer-Bronzezeit. Das roth und schwarz bemalte Gefäss 2, aus drei aneinandergerückten Feldflaschen zusammengekoppelt, die einzeln auf der Scheibe gedreht sind, gehört der graeco-phönikischen Zeit (entweder Periode VI oder VII) an und legt dar, wie selbst diese bizarren Formen eine Zeit lang während der Eisenzeit fortfabricirt wurden. (1—12 in den F. T. des Werkes T. I)

11 wie 12 und 1, Technik I, 1. Nekropole Hugia-Paraskeoi 1885. Drei Kugelbauch-Flaschen laufen in einem Halse zusammen. Ornamente im Relief. Aehnliches Gefäss bei Cesnola-Stern, Taf. XL, 6. Aus der Periode III.

12. Ein Ring, der von vier langen Füssen gestützt wird, trägt in vier gleichen Abständen 4 Kessel und in den vier Zwischenräumen zwei sich gegenüberstehende Tauben (hier schlecht sichtbar) und zwei sehr rohe Idolpaare, jedesmal Gott und Göttin darstellend. Eingeritzte Ornamente. Aus der Periode III[2]).

1. Höchst seltsame Schale, mit 2 abstehenden Henkeln und 12 weit abstehenden Hörnern am Rande. Ornamente eingeschnitten. Unicum. Original im Leipziger M. V.

4. Zwei kleine, nicht bemalte, zweihenklige Dreifuss-Kochtöpfe, auf den Henkeln das eingeritzte Schnurmuster, sind zu einem Gefässe zusammengekoppelt und durch einen fünften Henkel verbunden. Technik I, 1b.

5. 3 Näpfe mit 6 Füssen sind zu einem Gefässe verbunden; oben ein mächtiger Henkel, dessen Enden zwischen den drei Behältern gabelförmig ansetzen. Götter und Schachbrett-Muster in glänzender Firniss-Malerei (= K. B. H, CLXX, 9c). Technik II, 2.

6. 2 Flaschen, zusammen verbunden. Technik I, 3a. Aus dem Keilschriftcylinder-Grabe. K. B. H., S. 37, Fig. 34. Ein identisches Gefäss in dem Pyla-Grabe (Leipzig).

7. 2 Töpfchen, wie ein Salz- und Pfeffer-Gefäss mit einander verbunden. In der Mitte ein grosser Henkel (= K. B. H., CLXX, 9a; schlecht bei Dümmler, Mittheilungen; Athen. Mittheil. 86, Beil. I, 7). Unbemalt. Technik I, 1a. Auch 4—7 von mir in der Hagia-Paraskevi-Necropole bei Nicosia 1885 ausgegraben.

8. Einhenklige Kugelbauch-Vase mit zwei überbogenen, aufgeschlitzten Hälsen. Viele decorative Oehsenhenkel. Reihen von aufgemalten, gegitterten Dreiecken. (Aehnliches Gefäss K. B. H., CL, 16.) Technik II, 1; 1894 von mir im Grabe 38 zu Lamberti bei Tamassos ausgegraben (vergl. dazu die Dreifuss-Vase VI, 9).

9. 3 Kugelbauch-Behälter über einander gebaut, unten ein Dreifuss, oben Aufsatz einer einhenkligen Vase mit aufgeschlitzter, blattförmiger Mündung. Spuren von matter Bemalung. Technik II, 1.

10. Ringförmige Flasche mit Gitter-Malerei. Vergl. IV, 6. Technik II, 1.

---

1) Beide Stücke auch von S. Reinach in der Revue Archéologique 1885 (Chronique d'Orient) p. 355/56 flüchtig abgebildet; vergl. oben S. 38.

2) Schlecht bei Dümmler, Mittheil. 86, Beil. III, 1; besser K. B. H., CLXX, 13e; vergl. auch ebenda S. 283.

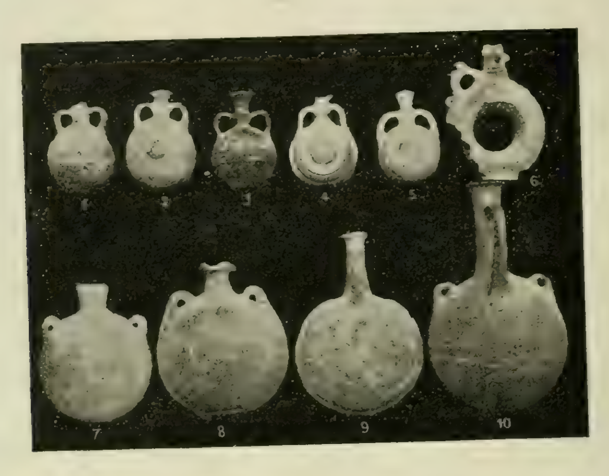


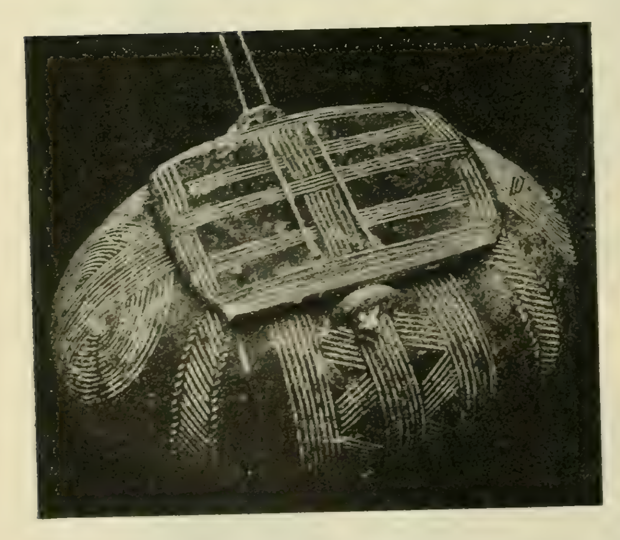
11 12

Die Fig. III, 3 mit abgebildete Thier-Vase, rothpolirt, mit eingeschnittenen, weiss ausgefüllten Ornamenten (mangelhaft bei Dümmler, Mittheil. I, 6; besser K. B. H., CLXX, 13a), 1885 zu Hagia-Paraskevi ausgegraben, wird unten bei den Thier-Vasen S. 64 und folg. besprochen.

Fig. IV, 1—10. Entwickelungsreihe der Pilger- und Feldflaschen. Sämmtlich im Leipziger M. V.

Fig. IV.





11



12

Mykenisch sind die zwei scheibengedrehten Kugelbauch-Vasen mit Firniss-Malerei (Fig. IV, 1 u. 2). Davon hat die eine Bilder von Palmenbäumen unter den Henkeln; gräco-phönikisch, roththonig und schwarz bemalt ist die ebenso geformte und scheibengedrehte darauf folgende Vase (Fig. IV, 3). Da der Grund ein rother Firniss-Ueberzug, die blauschwarze Malerei mit matter Deckfarbe aufgesetzt ist, so erscheinen die Valeurs im photographischen Bilde umgekehrt.

Mykenisch mit glänzender Firnissfarbe bemalt ist die flache, scheibengedrehte

Feldflasche (Fig. IV, 4): kyprisch-gräcophönikisch die gleichgeformte, scheibengedrehte Flasche rechts daneben (Fig. IV, 5).

Fig. IV, 6. Eine handgemachte, ringförmige Gesichts-Flasche der kyprischen Bronzezeit, mit braunem Firniss-Ueberzug und Relief-Verzierungen, einer der ältesten Prototypen zu ähnlichen späten Ringflaschen im Dipylon-, ja selbst im attischen Stile. Hier kommt noch das Gesicht am Ausguss hinzu. Technik I, 2.

Von der unteren Reihe gehört nur die scheibengedrehte Pilger-, bezw. Feldflasche links (Fig. IV, 7) der gräco-phönikischen Eisenzeit an, die drei handgemachten (Fig. IV, 8—10) der vor-gräco-phönikischen Bronzezeit[1]). Die beiden mittleren Gefässe haben einen braunen Firniss-Ueberzug mit deckweisser Strahlen-Malerei. Unserem Gefässe (Fig. IV, 10) gleicht in merkwürdiger Weise, sowohl was Form wie Technik anlangt, die Vase (Ilios, Fig. 433) aus Schliemann's 3. Stadt.

Fig. IV, 11. Fass-Gefäss, zum Schnüren eingerichtet. Technik I, 1b. Oben S. 42 erwähnt. Im Wiener Hof-Museum. Aus Hagia-Paraskevi. Periode III oder II(?)

Fig. IV, 12. Selbst ausgegraben. Hagia-Paraskevi 1885. Mittelstück eines grossen Kruges mit dem charakteristischen Brillen-Ornamente und Ringen und einem Vierfüssler (Mouflon?) in Relief. Technik I, 1c. Periode III. Derselbe Krug ganz abgebildet, mangelhaft bei Dümmler, Mittheil. 86, Beil. 2, Fig. 8, besser in K. B. H., Taf. CLXXI, 11 und 12a.

Fig. V, 1 u. 2. Vasen der älteren Relief-Gattung, Technik I, 1c, aus Periode III, aus derselben Ausgrabung wie 2, oben S. 41 erwähnt: Fig. V, 1 mit Lederriemchen und Schnüren umwickelt gedacht.

Fig. V, 2. Mit Schlange und Hirsch in Relief (mangelhaft in anderer Stellung bei Dümmler, Beil. 2, 6).

Fig. V, 3. Andere Aufnahme der von John L. Myres 1894 ausgegrabenen und im Journal of Hellenic Studies (1897, S. 137) abgebildeten Vase. In Oxford. Technik I, 1c, Periode III. Auf der anderen Seite der Vasenschulter ein Mouflon in Relief.

Fig. V, 4. Aus Alambra. Mit Mouflon in Relief. Dieselbe Technik und Periode (K. B. H., Taf, CXLIX, 13).

Hier sehen wir eines der wenigen Beispiele, dass in einzelnen Fällen doch schon in sehr alter Zeit der runde Kugelbauch-Boden horizontal abgeschnitten und so zum Stehen eingerichtet wurde.

Fig. VI und VII sind Vasen der IV. und V., bezw. VI. Periode vereinigt. Nur die Vase Fig. VII, 1 fällt in die frühe gräco-phönikische Eisenzeit und vergegenwärtigt uns den stets auf Cypern schwach gebliebenen Versuch, eine Dipylonvase nachzubilden oder etwas Aehnliches zu schaffen. Die Vase ist gefirnisst, scheibengedreht: die dunkelbraunen Ornamente stehen auf hellbraunem Grunde.

Fig. VI, 1—18, C. M. Fig. VII (1, 2, 3 u. 5 Privatbesitz, 4 Museum in Philadelphia).

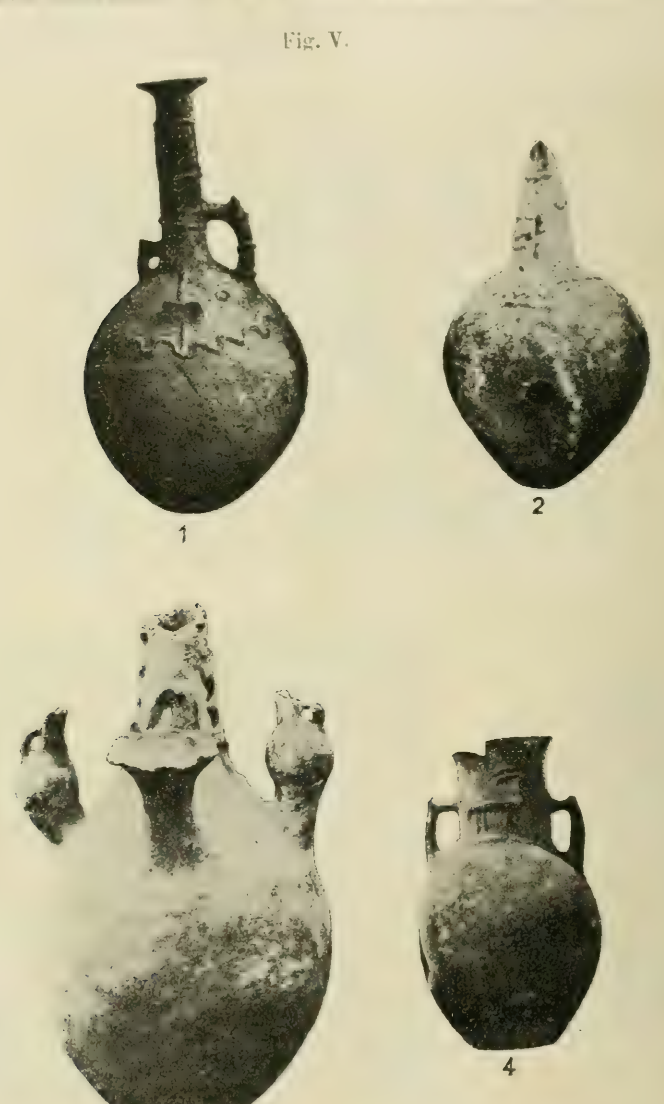
Fig. VI, 1. Bemaltes, eiförmiges Fläschchen mit Ochsen-Henkel, Technik II, 1. Das häufigste Gefäss in der IV. Periode der kyprisch-kykladischen Periode, aber auch in Periode V noch häufig, in der es verschwindet. Dasselbe gilt von 5.

1) In meinem zweiten, in der März-Sitzung der Gesellschaft von Hrn. R. Virchow vorgelegten Aufsatze weise ich weiter nach, dass sowohl mykenische Kugelbauch-Vasen (wie Fig. IV, 1 u. 2) und flachgedrückte mykenische Pilger-, bezw. Feldflaschen (wie Fig. IV, 4) Producte einer kyprisch-mykenischen Localfabrik sind. Was die in Aegypten fabricirten grünglasirten Pilgerflaschen anlangt, so hat auch Flinders Petrie bereits (Tanis II, Nebesheh and Defenneh, p. 20) nachgewiesen, dass die Aegypter die Form dieser Gefässe cyprischen Vorbildern, die auch zahlreich von Cypern nach Aegypten schon zur Zeit Amenhotep's III. (um 1400 v. Chr.) und von da an Jahrhunderte lang importirt wurden, entlehnten.

der überaus häufigen Kugelbauch-Vase derselben Technik mit schnabelförmiger Mündung[1].

In Fig. VII. 3 habe ich von unten eine für Periode IV (aber auch V) recht charakteristische, henkellose, nur mit Löchern zum Aufhängen versehene, bemalte,

Fig. V.



bauchige Trinkschale derselben Technik abgebildet. Besonders häufig kehrt auf dem Boden dieser und anderer Schalen die durchaus eigenartige Verschrägung der Linienbänder und die Ausfüllung der Felder durch aufgemalte Schlangen wieder

1) Ein ähnliches bei Dümmler, Mittheil. 86, Beil. 2, 16, welches Antoni Tavamelli im American Journal of Archaeology 1897, p. 289 bei der Besprechung einer daselbst (Fig. 2 abgebildeten, auf Kreta (A Prehistoric Grotto at Miamu) gefundenen, sehr ähnlichen Vase citirt.

(die Nachbildung der Schlangen der alten rothpolirten Gefässe, Fig. V, 2, oder der späteren schwarzüberzogenen Gefässe, wie hier Fig. VI, 12 und Fig. VII, 2).

In derselben Technik II, 1 sind die bemalten Vasen 6—9 gearbeitet, welche wiederum für die kyprisch-kykladische Periode höchst charakteristische Formen darstellen. Neben der Schnabelmündung der eigenthümliche Vasenhals, der in der

Fig. VI.



Mitte der Seite rund aufgeschnitten ist und in eine rings geschlossene Röhrenspitze ausläuft.

Dieselbe Dreifuss-Vasenform, wie 9, sehen wir in Fig. VII, 4, bei der die drei Füsse sogar durchlocht sind. Ausser der Bemalung, wie bei 9, sind als weitere Verzierung Reihen kleiner grünblau-glasirter Thonperlchen in den weichen Thon

vor dem Brennen eingedrückt. Selbst diese eigenartige Technik, von der ich früher einige Scherben im Kunsthandel sah, jedoch über den antiken Ursprung in Zweifel war, ist also für unsere Periode IV oder V gesichert. Die Vase stammt von Hagia-Paraskevi. Auch diese Technik, blaue Perlen in den weichen Kürbisgefäss-Grund zur Erhöhung des Effectes der eingeschnittenen Ornamente zu drücken und so diese Perlen-Technik mit der Technik des Einritzens zu verbinden, üben heute die cyprischen Hirten aus; ein solches Exemplar habe ich der Gesellschaft 1891 im Original vorgelegt und in den Verhandl. 1891, S. 35, Fig. 3 abgebildet[1]).

Vasen, wie Fig. VI, 4, mit Schachbrett- und Gittermuster überladen und mit eigenartigen Fortsätzen versehen, kennzeichnen den Ausgang der Bronzezeit (Periode V) und den Uebergang zur gräco-phönikischen Eisenzeit. Dieses Gefäss hier wurde im Grabe 3, Sect. IV, Chomazudbia, 1889 für die Königl. Berliner Museen bei Tamassos ausgegraben.

In Fig. VI, 10 bilde ich ein Exemplar jener vielgenannten, auf Cypern in Periode IV [aber auch noch in Periode V[2])] ungemein häufigen Schalengattung ab. Der Schneppen-Henkel ist für die Gattung ebenso charakteristisch, wie der Thon und die Bemalung. Die vom Schalenrande vertical herablaufenden Linienbänder haben die Eigenthümlichkeit, sich nie zu durchschneiden, und stets, bevor sie den Boden erreichen, aufzuhören. Diese Gattung (ausser Schalen auch Becher und Krüge) wird oft massenhaft mit alten mykenischen Gefässen gefunden. Da sie auf Cypern so enorm häufig vorkommt, dagegen in anderen Ländern, wie Aegypten (Tell-el-Amarna), Palästina (Tell-el-Hesy), ferner in Thera (unter dem Bimstein), Hissarlik und Athen selten oder unter Umständen, welche einen Importweg von Cypern beweisen (aber nicht den umgekehrten Weg), so muss man auch Cypern als das Erfindungs- und Fabrications-Centrum (wenn nicht als den ausschliesslichen Fabricationsort) ansehen[3]).

Fig. VI, 2 u. 3, Gefässe mit schwärzlichem, bezw. bräunlichem Thon-Ueberzug, Technik I, 2b und I, 2c. 2 mit eingeritzten, 3 mit erhöhten Ornamenten. Ebenfalls Gattungen, die der Periode IV und V eigen sind.

Fig. VI, 12 und VII, 2 gehören zu derselben Gattung Technik I, 3a der Fussringwaare, zu welcher die aus zwei Flaschen gekoppelten Gefässe, wie Fig. III, 6, gehören. Das eine davon (Fig. VI, 12) stammt wie III, 6 aus dem Keilschrift-Cylinder-Grabe (K. B. H., S. 37, Fig. 34). Wir sehen hier aufs Klarste zwei Schlangen dargestellt[4]).

Eine andere Variation derselben schwarz überzogenen Gattung, Technik I, 3c, die mit Gittermustern in Deckweiss verziert ist, ist in Fig. VI, 13 abgebildet. Diese Vasen-Gattungen, die bemalte und unbemalte, die auch stets handgemacht, aber mit Fuss versehen sind, kommen wieder auf Cypern so enorm häufig vor, dass sie auf der Insel fabricirt und dorthin, wo sie bisher sonst gefunden werden, wie in Aegypten, Palästina[5]), Phönikien (Tyrus), Kyrenaika, Ungarn, Italien, im Alterthum exportirt worden sind.

1) Auch in K. B. H., Taf. XXXIV, 5 reproducirt.

2) Vergl. C. M. C., S. 39. Eine sehr schlechte Abbildung bei Dümmler, Mittheil. 86. Beil. II, 12.

3) Einmal (1885) habe ich eine solche Schale in Periode VI, der Uebergangszeit zur gräco-phönikischen Eisenzeit, in einem Grabe zu Katydata-Linu (Grab-Inhalt im Antiquarium) mit den Resten einer Schmuckkette aus Eisen ausgegraben. Grab und Inhalt abgebildet K. B. H., Taf. CLXXII, 16. Vergl. oben S. 37, Anmerk. 1.

4) Vergl. über die Schlange auf cyprischen und anderen Denkmälern K. B. H., Taf. CXIX—CXXIII.

5) Vergl. C. M. C., S. 37.

In derselben Technik I, 3c, d. h. also schwarz überzogen und mit durcheinandergezogenen Deckweiss-Streifen bemalt, sind übrigens die in dieser Schicht ungemein häufigen Ochsen-Figuren oder Vasen in Ochsenform. Auch diese kommen, wie die Vasen-Gattungen I, 3, mit den Mykenä-Gefässen sehr häufig vor. So ist die in K. B. H., Taf. XCIV, 20 abgebildete Ochsen-Vase dieser Art in dem Grabe mit dem mykenischen Ochsenkrater (K. B. H., Taf. CLII, 16) gefunden, dessen Inhalt sich im Berliner Antiquarium befindet und in meinem Werke Tamassos und Idalion publicirt werden wird.

Diese in eine cyprische Bügelkanne umgebildete, aber handgemachte Vase mit Ochsenkopf (Fig. VI, 14), welche ich 1883 in Katydata-Linu ausgrub, C. M. C. Nr. 261, gehört ferner der Technik I, 3c an. Sie ist bereits, schlecht bei Dümmler, Mittheilungen, Athen, gut in K. B. H., Taf. CCXVI, 29 abgebildet.

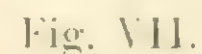


Fig. VII.



Auch die in Fig. VIII, 7 wiedergegebene Vase gehört zu diesen Gattungen I, 3 und repräsentirt die seltene Variante I, 3b mit eingeritzten Ornamenten. C. M. C. Nr. 260.

Mykenisch und dem dritten Stile der Firniss-Malerei angehörend ist das dreihenklige Vorraths-Gefäss Fig. VI, 17.

Die drei Gefässe: die Fischvase (Fig. VI, 11, Technik II, 1, handgemacht), die cyprisch umgebildete Bügelkannen-Variante (Fig. VI, 15, derselben Technik II, 1, handgemacht), und Fig. 16 die scheibengedrehte, mykenische Bügelkanne des 4. Stiles der Firniss-Malerei, wurden zusammen mit einer im Museum zu Nikosia befindlichen grossen Bügelkanne und einer mächtigen mykenischen Amphora mit aufgemalten Dreiecken und einem Hirsch (letztere im Antiquarium zú Berlin), beide letzteren auch des 4. Firniss-Stiles, in einem Grabe bei Lapithos im Norden der Insel gefunden[1]).

1) Der Grabfund gut abgebildet K. B. H., Taf. XCVIII, 1 a, b, c, d, e.

Fig. VI, 18 ist eine jetzt in Nicosia befindliche (C. M. C. Nr. 300), von mir 1894 zu Nikolides in einem späten Bronzezeit-Grabe mit einem Mykenae-Gefässe und einem cyprischen Cylinder[1]) entdeckte, langgestreckte, mit rothem Firniss-Ueberzug versehene Flasche aus Technik I, 8 (vergl. oben S. 35), eine Gattung, die stets auf der Scheibe gedreht ist[2]).

Die in Fig. VII, 1 mit abgebildete, bereits beschriebene Schale erinnert in Form, Thon und Malerei, obgleich kyprisch, an die Dipylon-Gefässe. Diese Gefässe kyprischer Fabrik, sowie ächte importirte Dipylon-Gefässe tauchen vereinzelt in den frühen gräco-phönikischen Gräbern auf.

VI. Entstehung der griechisch-attischen und griechisch-kyprischen Oinochoe aus den Gefässen der kyprischen Kupfer-Bronzezeit.

In Fig. VIII—X und Fig. II, 7 u. 8 habe ich fast nur solche Gefässe zusammengestellt, die illustriren, wie sich die Vorbilder für griechische Vasen des 4. Jahrhunderts und eine attische, für den cyprischen Markt fabricirte schwarzfigurische Oinochoen-Gattung des 6. vorchristl. Jahrhunderts bis in unsere älteste vorhissarlikische Alambra-Fundschicht, also in die Zeit um 4000 v. Chr. oder weiter zurück verfolgen lässt. (Sämmtliche auf Fig. 8 abgebildete Vasen im C. M.)

Ehe ich diese einhenklige, mit Schnabel-Mündung versehene Kruggattung bespreche, seien kurz die in Fig. VIII, 1, 4, 5, 6 u. 8 (7 haben wir beschrieben) vorgeführt, die eine runde und wie die Kürbis-Flaschen sich erweiternde Mündung haben.

Der stets henkellosen, an der trichterförmigen Mündung mit zwei Löchern versehenen, einer Kürbis-Flasche pedantisch nachgebildeten, überaus häufigen Thonflaschen-Gattung Fig. VIII, 5 der Technik I, 1b wurde bereits oben S. 41 gedacht. Sie beginnt in der II. Periode, in welcher auch die in Fig. VIII, 4 u. 6 abgebildete einhenklige Gattung derselben Technik I, 1b, meist roth (6), aber auch zuweilen prächtig schwarz polirt, die eingeritzten Ornamente weiss ausgefüllt, entsteht und massenhaft durch mehrere Perioden hindurch fabricirt wird[3]).

In Fig. VIII, 8 ist der Kopftheil eines gehörnten Thieres, das zu einer bemalten Vase der Gattung II, 1 gehörte, sichtbar.

Ich wende mich nun zu den Schnabel-Kannen, aus denen die attisch-kyprische Oinochoe entsteht, und beginne mit

Fig. II, 7 (S. 47). Roher, einhenkliger Kochtopf mit erstem Ansatz zur schnabelförmigen Mündung; derselbe kommt bereits in der ältesten Alambra-Mavragi-Schicht der Periode I vor. Technik I, 1a.

Fig. II, 8 (S. 47). Krug mit engerer Mündung und deutlicherer Lippe aus Hagia-Paraskevi. Ein ähnlicher, aber noch viel roherer Krug wurde im August 1885 gleichfalls von mir in Grab Nr. 5 der Hagia-Paraskevi-Nekropole ausgegraben und ist mit dem ganzen Grabfunde und Grabplane in K. B. H., Taf. CLXVIII, 5e, abgebildet. In Privatbesitz.

Fig. IV, 2. Einhenkliger Krug mit aufgeschnittener Mündung und Warze auf dem runden Boden des Körpers. Von Kalopsida.

Fig. VIII, 3. Einhenkliger Krug mit breiter, kleeblattartiger Gefässlippe und

1) Vergl. den Abschnitt über die Cylinder im folgenden Aufsatz.

2) Dieselbe Gattung, Flinders Petrie, Illahun, Taf. XXVII, 18. Auch eine abgebildet in K. B. H., Taf. CXXXVII, 5a. Eine im Ochsen-Kratergrabe des Berliner Antiquariums (vergl. oben S. 55).

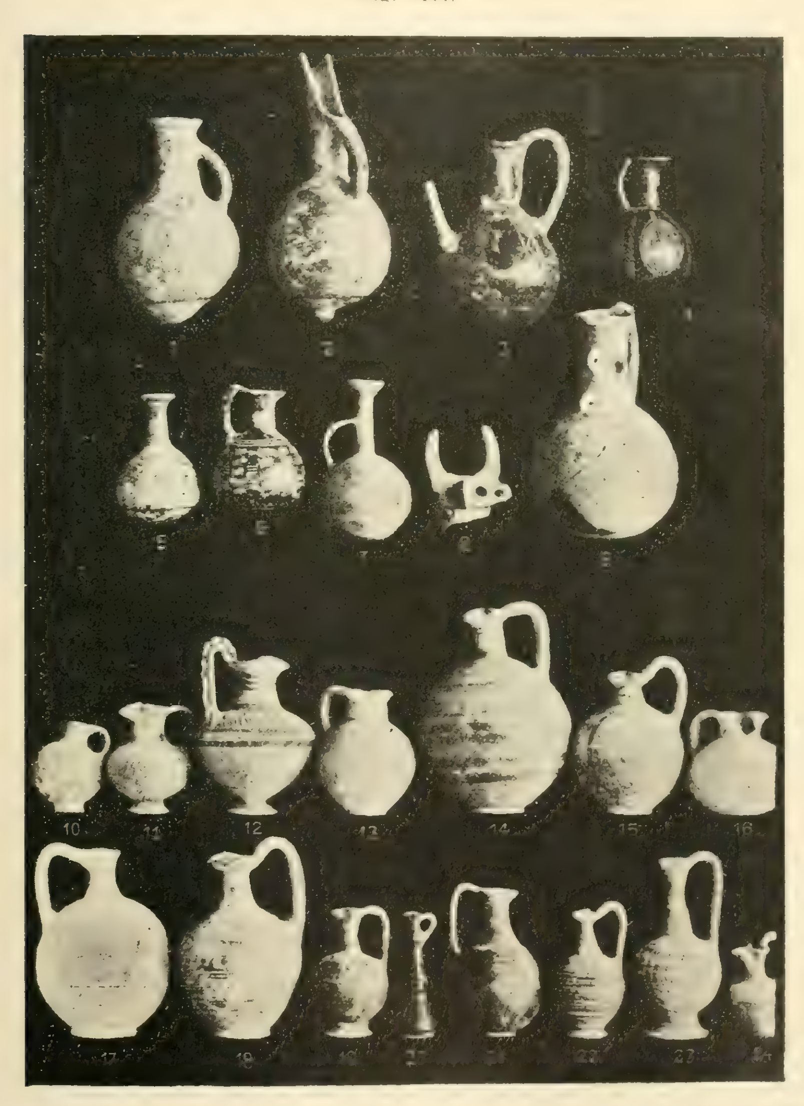
3) K. B. H., Taf. CLXVIII, 2e und d habe ich in einem und demselben Grabe (beide Arten: e, wie Fig. VII, 5, und d, wie Fig. VII, 4 u. 6) ausgegraben; daselbst Grab (und Grab-Inhalt) abgebildet, welches am 4. Juli 1885 in Dümmler's Gegenwart geöffnet wurde.

langem Röhren-Ausguss. Glänzend roth polirt. Einfache Ornamente eingeschnitten, aber nicht weiss ausgefüllt.

Fig. VIII. 9. Matt einfarbig bemalter Krug mit Gefässlippe und Gesicht. 1889 zu Lamberti bei Tamassos im Grabe 14 ausgegraben[1]).

Zwei Krüge mit Lippen, beide aus demselben Grabe von Katydata-Linu mit einem Mykenae-Gefässe zusammen gefunden. Uebergangs-Periode von der Bronze- zur

Fig. VIII.



Eisenzeit. Der ganze Grab-Inhalt und Grabplan abgebildet in K. B. H., Taf. CLXXII, 17, dazu der Text S. 502 und Fig. 272 u. 273. Gegenstände im Berliner Museum. Die eine der beiden Vasen (Technik I, 1 a) ist handgemacht und plump, ohne Fuss[2]),

1) Vergl. die Gesichts-Vasen in K. B. H., Taf. CCXVI, 21 u. 22 und oben S. 44 u. 51.

2) P. Orsi hat im Bull. di Paletn. Ital. 1889, Tav. IV, Fig. 10 eine bei Pentalica auf Sicilien gefundene handgemachte und ganz ähnliche Vase abgebildet und bereits p. 208

die andere, die aus der ersten entstand, auf der Scheibe gedreht, Bauch unten gerade abgeschnitten.

Fig. VIII, 10. Sehr rohe Scheiben-Arbeit. Cyprische, schwarze Bucchero-Waare[1]. Uebergangszeit zur Eisenzeit (Technik I, 7).

11. Früh-eisenzeitliches, schwarzes, cyprisches Bucchero-Gefäss. Bessere Scheiben-Arbeit.

12. Spät-mykenische Oinochoe eleganter Form, sicher wieder aus der kyprisch-mykenischen Localfabrik. Schlange in Relief auf Henkel. Gitter-Dreiecke auf der Schulter, matt einfarbig rothbraun bemalt. Scheiben-Arbeit wie folgende.

13. Gräco-phönikisch, wie alle folgenden. Einzelne kleine concentrische Kreise auf der Schulter.

14. Desgleichen. Horizontal-Streifen und concentrische Kreis-Gruppen oben auf der Schulter.

15. Desgleichen. Mit höherem Henkel, wie das mykenische Gefäss, und grossen sogen. Jahresringen, nach mykenisch-kyprischen Vorbildern, z. B. Fig. IV, 1 u. 2[2]).

16. Desgleichen. Unbemalt. Bauchiger Körper.

17. Grosse, in einander gezeichnete concentrische Ringe.

18. Desgl. Aehnlich decorirt wie 14, aber schlanker. Schwarz und roth bemalt.

19. Noch eleganter, schon fast rein griechisch.

20. Roththonig gefirnisst. Ornamente in Mattschwarz. Birnförmig; auf dem Halse eine Erweiterung in Form eines aufsitzenden kleinen Väschens.

21. Roththonig. Ornamente unkenntlich.

22. Griechisch-kyprische Oinochoe des 5. oder 4. vorchristl. Jahrhunderts, von Marion. Horizontal gehende Decorationen. Auf der Schulter ein Blattkreuz. Mattmalerei in einer Farbe.

23. Aehnliche Form wie 22 von Marion. Horizontale und verticale Kreise durchschneiden sich. Die letzten drei sind stark attisch beeinflusst und gehören ins 5. u. 4. vorchristl. Jahrhundert.

24. Kleine attische Oinochoe.

Das nächste hochwichtige und seltene Stück (Fig. IX), eine heute in Leipzig befindliche Vase, führt uns in die ältere vorattische, gräco-phönikische Zeit, in die dorische Fibelschicht zurück.

Es ist die Vase des Sonnen-Anbeters in hetitischer Tracht, — die schon sehr viel citirt, beschrieben und abgebildet worden ist, von mir mit einer Farbentafel im Jahrbuch des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts, von S. Reinach, Perrot und Chipiez (vergl. oben S. 38) u. A. Auch in meinem Werke (K. B. H., Taf. XIX, 4) ist die Vase wiedergegeben und S. 361 ausführlich beschrieben. Es ist klar, dass diese plumpe gräco-phönikische Oinochoen-Art aus der mykenisch-kyprischen Oinochoe (VIII, 12), wie diese ihrerseits aus vormykenischen Vor-

auf die grosse Aehnlichkeit mit meinem Funde von Katydata-Linu als aussergewöhnlich wichtig im Zusammenhange mit mykenischen Vasenfunden (die auch in Katydata-Linu vorkommen) hingewiesen.

1) Diese cyprische, von John L. Myres und mir benannte Gattung, die am Ende der Bronzezeit beginnt, in der älteren Eisenzeit häufig und elegant durchgebildet wird, ist von der italienischen Bucchero-Waare zwar grundverschieden, wird aber von uns der Einfachheit halber und der trotz aller Verschiedenheiten in die Augen fallenden Verwandtschaft wegen cyprische Bucchero-Waare genannt. Vergl. C. M. C., S. 59. Technik I, 2 der gräco-phönikischen Zeit.

2) Furtwängler und Löschcke, Mykenische Thongefässe XIII, 92, XX, 149 und S. 24a folg. Vergl. III, 3 u. 4.

bildern (z. B. Fig. II. 8, S. 47) hervorging und andererseits den folgenden Oinochoen (X, 1—8) als Vorbild zur Weiterentwickelung diente.

Es sei hier nur erwähnt, dass die auf der Vase angebrachte Rosette Analogien in der mykenischen Keramik, das Pfeil-Ornament Analogien in der mykenischen und Dipylon-Keramik hat. Die Hakenkreuze, deren vier auf der Vase angebracht und die auf Cypern meist keinen ornamentalen, sondern sacralen Charakter tragen[1], sind auf der Insel merkwürdiger Weise ausschliesslich der frühen gräco-phönikischen Eisenzeit, der eigentlichen Fibelschicht mit dem starken dorischen Einfluss eigen

Fig. IX.



und fehlen vorher ganz, während sie in Hissarliks vorgeschichtlichen Städten, von der zweiten Niederlassung angefangen, überaus häufig sind. Es ist nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, dass diese Vase in den Anfang des ersten christlichen Jahrtausends hinaufreicht und noch in der Periode VI entstand, in welcher die späte Bronzezeit und die frühe Eisenzeit neben einander bestanden.

Unsere weitere Bilderreihe Fig. X, 1—8[2] zeigt uns nun weiter, wie in der That auf Cypern, unter gesteigertem attischen Einfluss, aus der gräco-phönikischen Oinochoe, die ihr ältestes Urbild in der uralten Alambra-Schicht (Vasen wie I, 7) hat, eine rein griechisch-attische Vasen-Gattung (7 und 8) entstehen konnte.

1) Vergl. K. B. H., S. 525. Ich komme auf die Hakenkreuze in meinem zweiten Aufsatze, der diesem folgt, zurück.

2) Vergl. das farbige Titelbild zu meinem K. B. H., S. 501.

Sämmtliche hier zusammengestellten Vasen stammen aus meiner 1886 zu Marion-Arsinoe angestellten Ausgrabung.

Fig. X. 1. Oinochoe mit den noch steifen concentrischen Kreisgruppen in Schwarz.

Fig. X. 2. Grosse schwarze, verticale und horizontale Kreise durchschneiden sich. Die Vase wird schon etwas gefälliger, als die plumpe Vase 1.

1 und 2 Ende des 7. bis Anfang des 6. Jahrhunderts. In demselben Grabe 34, Nekr. II, gefunden.

Fig. X. 3. Aehnliche Decoration wie bei 2, in Schwarz und Deckweiss aufgetragen. Aber die Form hat sich weiter verfeinert, der Hals ist schlanker und eleganter, der Fuss beträchtlicher geworden. 5. Jahrhundert. Nekr. II, Grab 80.

Fig. X.

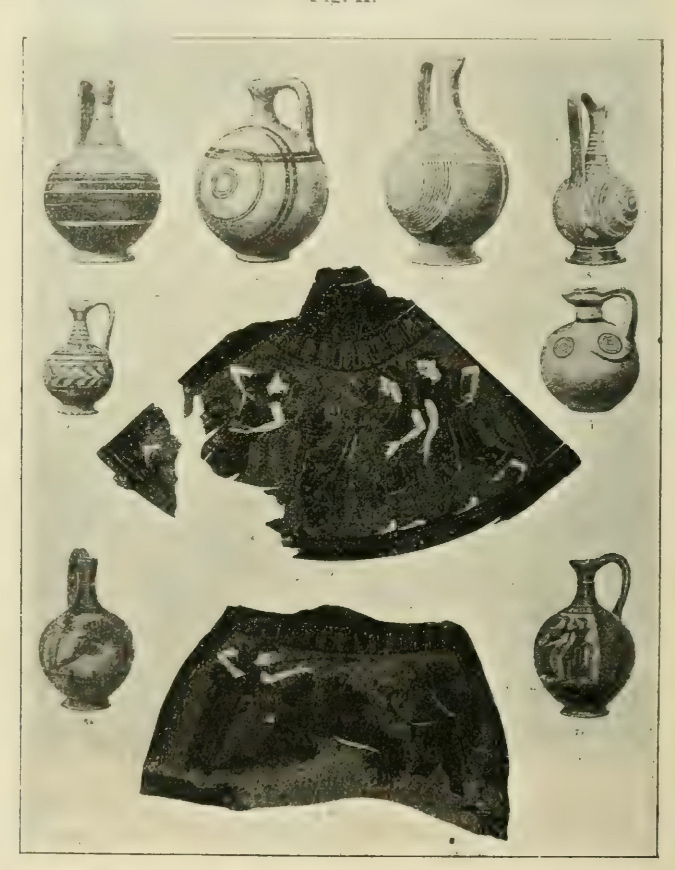


Fig. X, 4. Fig. XI, 5 (S. 62).

Hoch ins 6. oder in den Anfang des 7. Jahrhunderts hinauf reicht die in Fig. XI, 5 vortrefflich wiedergegebene, der vorigen sehr ähnliche, schwarz und roth bemalte Vase. Ausser den grossen concentrischen Kreisen, die sich rechtwinklig durchschneiden, sind in den Zwischenräumen kleinere concentrische Kreise und auf der Schulter unter der Gefässlippe ein Lotuszweig angebracht.

Fig. X, 4. Aehnliche Form wie Fig. X. 2; Technik wie 2 und 3. Die sich durchschneidenden Kreise sind aufgegeben, die Ornamente horizontal angeordnet. Mit Bändern, Punkt-Rosetten und Bäumchen verziert. 4. Jahrhundert. Nekr. I, Grab 65.

Fig. X, 5. Form noch anmuthiger als 3. Deckweiss und schwarze Ornamente auf dunkelbraunem Grunde: auf dem Halse und Fusse horizontal, auf dem Bauche vertical angeordnete Kreise, Linien und Blattbänder. Nekr. II, Grab 75.

Fig. X, 6. Aehnliche Vase. Deckweiss und violette, nur horizontal angeordnete Decorationen. Zwischen Linienbändern ein Eierstab und ein Blattkranz-Muster. 4. Jahrhundert.

Der attische Töpfer (ob er nun in Athen für Kypros oder auf Kypros selbst arbeitete, ist für das Resultat gleichgültig) ahmte nun für den cyprischen Markt die sonst nirgends bei attischen Gefässen beobachtete cyprische Vasenform nach, dieselbe veredelnd. Er arbeitete sie in attischem Thon und attischer Technik und schmückte sie auch mit attischen Bildern.

Bei Fig. X, 7 (aus Nekr. II, Grab 113) wurde das Motiv des von Satyren und Bacchantinnen umschwärmten Dionysos gewählt.

Bei Fig. X, 8 (aus Nekr. II, Grab 119) die Gruppe des von Athene und Iolaos umgebenen, mit dem Löwen ringenden Herakles[1]).

VII. Entstehung der griechischen Amphora aus kyprisch-kupferbronzezeitlichen Vorbildern.

Was ich hier für die Oinochoe nachwies, bin ich im Stande für die griechische Amphora in nicht minder überzeugender Weise darzuthun.

Fig. XI, 1, 4, 6 und 7, und Fig. XII, 1—12[2]).

Schon in der ersten cyprischen Periode in vorhissarlikischer Zeit haben die Kyprier Amphoren erzeugt, zweihenklige rohe Krüge, wie ich einen 1885 am 20. Mai in einem flachen Erd-Grabhügel zu Psemmatismeno zusammen mit einer Schnabel-Flasche und zwei grossen Milchschalen ausgegraben habe[3]).

Der dritten Periode, der kyprisch-hissarlikischen Zeit mit phrygisch-hetitischen Einflüssen, gehört die von mir 1883 von einem Bauern in Alambra gekaufte, schon ziemlich elegante Amphora mit dem Brillen-Ornamente und einem Vierfüssler (Mouflon?) in Relief an (Fig. V, 4).

Fig. XII, 1 stellt eine mit Scheiben und dem Schnur-Ornament in Relief verzierte Amphora dar, die derselben Zeit zuzusprechen ist. Die Henkel-Ansätze stehen senkrecht unter einander. Die Vase ist roth polirt. Technik I, 1.

Fig. XII, 3. Die Amphora 3 mit eingeritzten und erhabenen Ornamenten (und Scheiben), Technik I, 2, der Periode IV angehörig, hat gehörnte Henkel, deren Ansätze ebenfalls vertical über einander stehen, während auf der Amphora

Fig. XII, 2 die Henkel-Enden parallel neben einander aufsitzen. Technik I, 1. Aehnlich stehen die Henkel bei der auch roth polirten und graciösen Amphora

Fig. XII, 4 mit eingeschnittenen, weiss ausgefüllten Ornamenten. Technik I, 1b, die schon mehrfach abgebildet worden ist und die ich 1885 in Hagia-Paraskevi ausgrub[4]). Periode III.

1) Ich grub noch eine dritte Vase dieser eigenthümlichen attischen, für Cypern fabricirten, von mir zuerst ausgegrabenen und auch wissenschaftlich nachgewiesenen Gattung mit dem bekannten Motive brettspielender Krieger (C. M. Nr. 1603) aus, und seitdem ist die Gattung auch in den Ausgrabungen zu Amathus beobachtet. (C. M. C., S. 61. Ich habe die hier vorgeführten Vasen 1—8 so genau datiren können, weil mit ihnen genau datirbare attische Vasen, Münzen und andere, heute genau datirbare attische Alterthümer gefunden wurden.

2) Sämmtliche in Fig. XII abgebildete Stücke befinden sich im C. M.

3) Grab und Grab-Inhalt abgebildet in K. B. H., Taf. CLXVIII, 1.

4) Sehr schlecht bei Dümmler, Mittheil. 86, Beil. 2, 10; besser bei John L. Myres im Journal of the Anthropological Institute 1897, Taf. XI, 1.

Fig. XII, 5. Väschen mit kleinen, senkrecht durchlochten Henkeln und weitem Halse. Form sonst ähnlich wie 4.

Fig. XII, 6. Bemalte Flasche mit zwei horizontal durchbohrten Oehsen-Henkeln. Technik II, 1. Aus Periode IV.

Fig. XI.

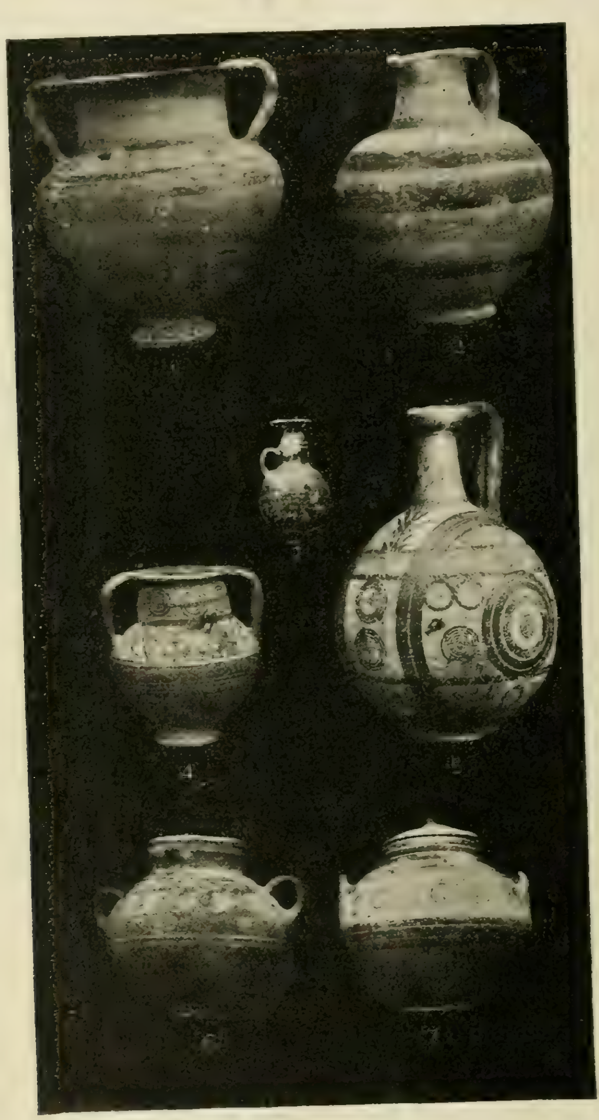


Fig. XII, 7. Wie alle vorigen, handgemachte Amphora mit horizontal durchbohrten Henkeln. Glänzende Firniss-Malerei. Technik II, 2. Cyprische Imitation des 3. Stiles der mykenischen Firniss-Malerei, aber ohne Drehscheibe. Periode V.

Fig. XI, 1. Auf Cypern fabricirte, scheibengedrehte Amphora des 4. Stiles der mykenischen Firniss-Malerei. Mit bemalten Relief-Schlangen auf den Henkeln und vertical über einander gestellten Ansätzen.

Fig. XII, 11. Elegante cyprisch-mykenisirende Amphora. Henkel-Ansätze horizontal neben einander.

Fig. XII, 12. Desgl., aber plumper, und auf dem einen Henkel das uns aus der älteren cyprischen Keramik geläufige Napf- oder Becher-Motiv [vergl. den Taubenbecher Nr. 1, 11[1])], das schon in der 2. Periode auftritt und, wenn auch

Fig. XII.



vielleicht ursprünglich als Gefäss gedacht (K. B. H., Taf. CLXIX, 6e. CLXX, 9d), sehr bald ornamentale Verwendung findet. Auch dieses Napfmotiv wurde in Cypern erfunden.

1) Näpfe auf cyprischen Kupferbronzezeit-Gefässen K. B. H., Taf. CXLIX, 14; CLVIII, 4e; CLXX, 13; CLXXIII, 22g, f. Bei dem letzten Trinkbecher, der ein reines Schaustück war, stehen rings um den Rand sechs Näpfe, die am Trinken verhindern.

In den Uebergang zur Eisenzeit und in die frühe Eisenzeit selbst führt uns die in

Fig. XII, 9 abgebildete, zweihenklige, roh scheibengedrehte, kyprische Bucchero-Vase, ein Mittelding zwischen Amphora und Krater.

In Fig. XII, 10 haben wir bereits die gräco-phönikische, roth und schwarz mit concentrischen Kreisen bemalte, exact auf der Scheibe gedrehte Amphora der vorgeschrittenen Eisenzeit erreicht.

Dasselbe gilt von den wieder etwas älteren eisenzeitlichen Amphoren (Fig. XI, 4) und den beiden, mit den zwei Fibeln und der Thonfigur (Fig. XV, 4) aus Grab 61, Idalion, Ausgrabung 1894, stammenden Amphoren (Fig. XI, 6 und 7).

Concentrische Kreise, geradlinige und gebogene geometrische Muster und Lotusblumen beherrschen diese ältere gräco-phönikisch-kyprische Vasenmalerei, bei der stets die Farben matt aufgetragen, ausser Roth und Schwarz auch wohl Deckweiss (z. B. Fig. XI, 6) verwandt werden. Man sieht förmlich, wie diese gräco-phönikischen Amphoren, zu denen sich der Leser leicht die nicht abgebildeten attischen Amphoren des 6. vorchristl. Jahrhunderts hinzudenken kann, die fast endlose Scala aus den bronzezeitlichen Vorbildern und Grundtypen der Urzeit Stufe für Stufe heraufsteigen.

Fig. XII, 13 zeigt schliesslich eine besonders in Amathus eigenartig ausgebildete kyprische, gräco-phönikische, schwarz und roth bemalte Amphoren-Gattung des 6., bezw. 5. vorchristl. Jahrhunderts, die attisch beeinflusst ist. In dem von der Gitter-Malerei wie bei attischen Vasen freigelassenem Felde der Schulter ist ein Lotus-Strauch gemalt.

Ein Blick schliesslich auf die kyprisch-hellenistische Keramik, die ich in Fig. XIX am Schlusse des Aufsatzes abbilde und mit nach Cypern exportirter samischer Waare (XIX, 18) zusammenstelle, zeigt am besten, wie selbst hellenistische und römische Amphoren und andere Gefässe in der cyprischen Urzeit ihre Prototypen haben, wenn auch davon die unter den Ptolomäern und römischen Kaisern arbeitenden Töpfer ebenso wenig eine Ahnung hatten, wie die heutigen Töpfer Cyperns, die in dem Dorfe Kornu rohe Dreifuss-Schnabelkannen mit zwei Brustwarzen vorn auf der Schulter bilden, die, wenn heute in einem Grabe gefunden, selbst der geschulte Archäolog ohne cyprische Localkenntniss für Werke der ältesten Alambra-Periode (4000 v. Chr.) halten muss (eines abgebildet in K. B. H., S. 493, Fig. 268).

VIII. Die Thiere und Thiervasen der kyprischen Keramik.

Die Thiervasen, die als Kinder-Klappern und Kinder-Spielzeug bis in die römische Zeit andauern (Fig. XII, 19 u. XIX, 15), lassen sich ebenso bis in die Urzeit zurückverfolgen und beginnen während der zweiten oder dritten kyprisch-hissarlikischen Periode; aber es ist noch nicht erwiesen, ob diese Thiervasen ihre erste Entstehung den Proto-Kypriern selbst verdanken, bevor oder nachdem sie mit den Phrygiern und ältesten Hetitern in Verkehr traten. Doch scheint mir die letztere Eventualität die wahrscheinlichere. Rohe, unverzierte, primitive Thiere und Thiervasen bilden den Ausgangspunkt, für welche

Fig. XII, 20, vielleicht Ochsenkopf mit Vogelleib und Dreifuss, und

Fig. XIII, 1 eine Vogelvase, gute Beispiele sind:

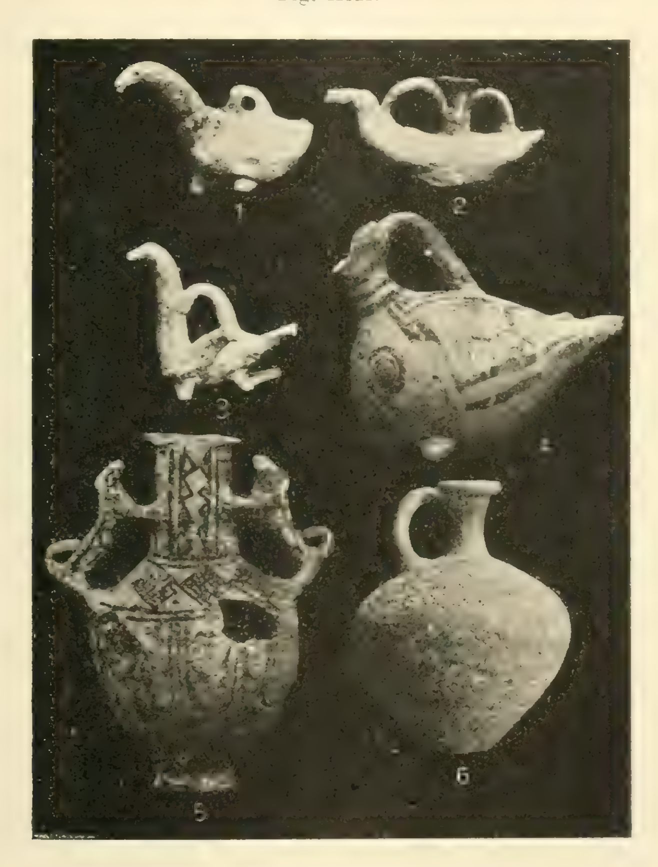
Fig. III, 3 (S. 49), eine Vogelvase ohne Kopf mit eingeritzten Ornamenten und 3 Beinen, sowie eine ähnliche bemalte, spät-bronzezeitliche Vase (Fig. XI, 18), repräsentiren einen anderen Typus.

Auch die rohen Vögel (Tauben?) auf den Bechern Fig. II, 17 (S. 47), die sacralen Drei- und Vierfüsse Fig. III (S. 49) gehören zur Gruppe der Thiervasen.

Fig. XIII, 2 (aus Kition, jetzt M. V. Leipzig) und Fig. XII, 17 führen uns bemalte fusslose gräco-phönikische Vogelvasen mit zwei und einem Bügel und mit aufgesetztem Vasenhalse vor.

Die einen entenartigen Eindruck machende Vogelvase XII, 17 habe ich 1889 bei Tamassos in der Nekropole II, Grab 47 ausgegraben. Die Ornamente sind dem mykenischen Formen-Vorrath entlehnt. In demselben Grabe lagen zwei alte cyprische Bronze-Fibeln, die ich in dem Berichte über die Verhandlungen der März-Sitzung publiciren werde. Geradezu überraschend wirkt der Vergleich zwischen dem (von einer aus der Mykenae-Schicht stammenden Vase abgebrochenen) Ziegen-

Fig. XIII.



bock-Kopf des cyprischen, in Leipzig befindlichen (ebenfalls im Bericht über die Verhandlungen der März-Sitzung erscheinenden) Pylagrabes und der römischen Ziegenbock-Vase (Fig. XIX, 19), sowie zwischen der Kinder-Klapper mit Eulen-Gesicht (aus demselben Pylagrabe, wie der Ziegenbock-Kopf) und der Kinder-Klapper in Form eines Schweines (Fig. XII, 19 und XIX, 15), die in römischen Gräbern, besonders in Salamis, häufig ist.

In Folge dessen hat L. P. di Cesuola (Cesuola-Stern, Cypern, Taf. XV) Thiervasen und Vasen mit Thierprotomen der verschiedensten Zeiten, als aus einer Schicht zu Dali stammend, zusammengeworfen. Vormykenisches, Mykenisches, Gräcophönikisches und selbst Römisches. Links unten ist eine römische Vase

mit einer Vogelprotome (wieder abgebildet, in ähnlicher gemischter Gesellschaft, im Atlas of the Metropolitan Museum of Art of New York. II. Pl. XCV, Fig. 817, aber mit der Fundorts-Angabe Kurion) und rechts unten eine römische Kinder-Klapper, identisch mit der unserigen, abgebildet. In denselben Fehler sind Perrot und Chipiez (III. p. 694, Fig. 501) verfallen, wo sie unter den vorgeschichtlichen bronzezeitlichen Funden aus dem 2. bis 4. vorchristl. Jahrtausend, eine mit unserem Stück des C. M. S. 74. Fig. XIX, 19 identische griechisch-römische Ziegenbock-Vase abbilden und ausführlich beschreiben.

Wer auf Cypern längere Zeit als Archäolog und Ausgraber praktisch gearbeitet hat, muss aber an Ort und Stelle durch eigene Beobachtungen und Fundumstände sofort den Unterschied herausfinden. Der Körper dieser griechisch-römischen, nie bemalten Vasen mit Ziegenbock- und Vogelprotomen, sowie der Körper der Klappern in Form von Schweinen, ist stets auf der Scheibe gedreht, tonnenförmig, und auch der Thon derselben ist vollkommen von dem Thone der Thiervasen früherer Schichten verschieden. Auch fallen die Verschiedenheiten des Stils, der Behandlung der Augen u. s. w. bei diesen verschiedenen Thiervasen, die um mehr als ein Jahrtausend aus einander liegen, so auf, dass man sich wundern muss, wie Perrot sie zusammenwerfen konnte.

IX. Aegäische Thongefässe und die Kefto auf Cypern.

Fig. XIII, 6, eine von John L. Myres bei Kalopsida ausgegrabene Vase, ist ein gutes Beispiel dieser durch und durch schwarzthonigen, bereits oben S. 37 besprochenen Gattung, die stets mit Reihen von Punkten (oft zu Dreiecken angeordnet) verziert ist, deren Ursprungs-Ort und Land, Beginn und Ende der Fabricationszeit aber noch genauer festzustellen ist. John L. Myres, der das Verdienst hat, diese Gattung zuerst festgestellt zu haben, beschreibt sie ausführlich im Journal of Hellenic Studies 1897, p. 145, wo er auch p. 141, Fig. V, 6 und 7, zwei Exemplare nach der photographischen Aufnahme meiner Gattin abbildet: seine Fig. V, 6 = unserer Fig. XIII, 6. C. M. C., S. 37. I. 5, black punctured ware, von mir in Nikolides 1894, aber in der späten Mykenaeschicht gefunden. Dieselbe und andere ägäische Waare dagegen im Fayum, während der 12. Dynastie, also der ersten Hälfte des 3. Jahrtausend v. Chr.[1]).

Fig. XIII, 5, die bemalte Vase (Technik II, 1, S. 35) mit zwei Henkeln in Form von Hunden, stammt aus dem 1889 für die Königl. Museen ausgegrabenen, zu Lamberti entdeckten Grabe bei Tamassos (Sect. V, Grab 25), das, obwohl seinem ganzen Inhalte nach der Bronzezeit angehörig, doch schon das umfangreiche Eindringen der Töpferscheibe darthut und in die Periode VI, in der schon die gräco-phönikische Eisenzeit lebendig wird, gehört. Auch unsere Vase ist auf einer primitiven Scheibe gedreht und hat einen Fuss, und die Henkel sind in Form von emporspringenden Hunden aus freier Hand roh modellirt und angeklebt.

Diese Vase ist von eminenter Bedeutung, da sie uns, zusammen mit dem vorgeschichtlichen Ochsenkopfe Fig. XIV, 1, der Ochsenkopf-Vase Fig. VI, 14, der Ziegenbock-Vase von Pyla, den Vasen mit den Näpfen, den Spiralen- und Schuppen-Mustern und den Düten und Trichter-Vasen, den richtigen Schlüssel über die Herkunft der auf den ägyptischen Denkmälern seit Thutmosis III. um 1500 v. Chr. (besonders auf den Wandmalereien des berühmten thebanischen Rechmerē-Grabes) mit ihren Tribut-Leistungen dargestellten und beschriebenen Fürsten von Kaft, Kefa

1) Vgl. oben S. 37 und C. M. C., S. 38, sowie Flinders Petrie (aus Kahun, abgebildet in Illahun, Kahun and Gurob, Pl. I, Fig. 17, 20 und 21), der die ägäische Thonwaare mit Maspero (Revue critique 1892. p. 265) sogar in die Zeit von 3200—2500 v. Chr. setzt.

oder Kefto und der Inseln im Grossen Meere giebt[1]). Während, wie ich in der über die März-Sitzung dieser Gesellschaft erscheinenden Fortsetzung dieser Studie zeigen werde, die Schardana, Schakaruscha, Aqayvasa, Turscha und Ruku die Kriegerstämme unter den fremden, von Norden und Nordwesten nach Aegypten kommenden fremden Seevölkern der Inseln und des Grossen Meeres darstellen und als solche auch theilweise auf den ägyptischen Denkmälern abgebildet sind, repräsentiren die Kefto in erster Linie die Kunst-Handwerker unter diesen zahlreichen Völkern, die zusammen als die Träger der mykenischen Cultur, theils ihre Erzeugnisse, theils ihre Motive und technischen Verfahren durch die Mittelmeer-Länder tragen, von Mykenae bis nach Klein-Asien, Cypern und Aegypten im Osten, bis nach Sicilien und den Balearen im Westen, bis nach Thrakien und Transylvanien im Norden.

Hier sei heute nur im Anschluss an unsere cyprischen Funde kurz der Kefto gedacht, da ich auf die gesammte mykenische Cultur in dem Berichte über die März-Sitzung der Gesellschaft zurückkomme.

So gehört unser grosser cyprischer Ochsenkopf, roth polirt, mit eingeritzt angegebenen Details und Grätenmuster (Fig. XIV, 1 aus Hagia-Paraskevi, jetzt in Leipzig), zu jener Sorte von Geschenken, die in den ägyptischen Denkmälern Kefto-Leute dem Pharao darbringen [W. Max Müller, Asien und Europa, S. 342. Virey, Mission Française. 5[2])]. In meinem Werke K. B. H., Taf. XCIV und

1) Vergl. K. B. H., S. 158 u. 450, wo ich bei Besprechung dieser Vase, die aber hier zum ersten Male abgebildet wird, sage: „Es scheint, dieses Vasenmotiv, welches dem Motive der an den Cultsäulen und Bäumen emporspringenden Thiere ungemein ähnelt, gelangt erst durch die Kefa, zu deren Ländergebiet auch Cypern gehörte, nach Aegypten.“ — Ich werde am Schlusse meiner zweiten Abhandlung in einer ethnographischen Erörterung auf die Kefto zurückkommen.

2) W. Helbig, Homerisches Epos S. 33, citirt dieselbe ägyptische Darstellung aus der Zeit Thutmosis III. und vergleicht mit diesem Kefto-Geschenke an den Pharao den von Schliemann in Mykenae gefundenen silbernen Rindskopf mit goldenen Hörnern und fügt dazu als weitere Parallele eine cyprische Statue gräco-phönikischer Zeit hinzu (Cesnola-Stern, Cypern, Taf. CXXXVI), welche einen Ochsenkopf als Weihgeschenk darbringt. Eine ganze Reihe solcher Ochsen- oder Kuhköpfe war im Heiligthum der Astarte auf der Hafenburg Kitions aufgestellt, einer abgebildet in K. B. H., Taf. XCIV, 4. Wir brauchen nur unter den Kefto die Kyprier, Rhodier, Kreter und andere Insel-Griechen, sowie die Kilikier, Hetiter und andere kleinasiatische (bezw. auch syrische) Stämme zusammenzufassen und die durchaus haltlose Identificirung der Kefto (Puchstein, Steindorff, Naville u. A. folgend) mit den Phönikern aufzugeben, wie sie Brugsch, Geschichte Aegyptens, S. 208 bis 211, W. Helbig, Homerisches Epos, S. 33, u. A. versuchten, und die heutigen Funde passen vorzüglich zu der geschichtlichen Ueberlieferung und den uns heute in Aegypten erschlossenen Denkmälern, Hieroglyphen und Keilschrift-Texten (Tell-el-Amarna-Briefe), nach denen in mykenischer Zeit, ziemlich genau um 1400 v. Chr., der König von Cypern grosse Geschenke an Kupfer an den Pharao schickt. Diejenigen Goldfunde aus Mykenae, die W. Helbig, Homerisches Epos (S. 32 und 33), als phönikisch, A. Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland (S. 7), als orientalisch bezeichnet, zu denen der Rindskopf, die Bilder des Tempels von Papho, der Taubengöttin gehören, sind kyprisch und gehören unserer Periode V und der Mykenae-Zeit an, in denen sich die aus den früheren Perioden III und IV bekannten phrygischen, hetitischen und kykladischen Einflüsse forterhalten. Ja, gerade ein vorphönikischer Zuzug von Hetitern, der auf Cypern die Cheta-Städte Chittim und Amathus (Hamath) erstehen liess, scheint die Taubengöttin zur Insel gebracht zu haben, aus der dann die Phöniker, als sie kamen, ihre Astarte machten, die z. B. als Taubengöttin, in einem kegelförmigen Taubenhause, von Tauben umflattert, in einem merkwürdigen gräco-phönikischen Cultobject dargestellt ist, das von

CXCI, habe ich einen Theil des Materiales über den Ochsenkopf auf cyprischen Denkmälern, das 1893 bekannt war, zusammengestellt und auch bereits S. 247 und 497 auf die grosse stilistische und Motiv-Aehnlichkeit unseres thönernen Ochsenkopfes, den ich auch daselbst (Taf. CXCI, 4) abbilde, mit dem silbernen von Mykenae hingewiesen. Ferner habe ich ebenda zum ersten Male die bisher unedirte (von der Maulspitze bis zum Schwanze 57 *cm* lange) Thon-Statue eines Ochsen aus Kappadokien mit gütiger Erlaubniss des Hrn. Director Erman abgebildet, die sich in der Vorderasiatischen Abtheilung der Berliner Museen befindet und die im Thon (roth polirt, auf der Bruchfläche schwärzlich mit sichtbaren Kies-Einlagen. Technik I, 1 b, S. 34) in der Behandlung der eingeritzten Einzelheiten, wie Auge, Maul u. s. w., ja, im Gesammt-Habitus der dargestellten Rasse und Grösse, unserem cyprischen Kopfe fast zum Verwechseln ähnelt. Diese beiden Keftowerke, der kappadokische wie der kyprische Fund, dürften noch vormykenisch und stark von früher hetitischer Kunst imprägnirt sein und in unsere vierte, bezw. dritte kyprische Periode gehören.

Die nächsten, aber fast ebenso in die Augen springenden Analoga, drei wunderbare in Madrid befindliche bronzene Ochsenköpfe (vgl. P. Paris. Revue Archéologique 1897, p. 38 u. folg. mit Taf. V), führen uns bis zum äussersten Westen des Mittelmeeres, nach Mallorca, der Hauptinsel der spanischen Balearen; sie sind, zusammen mit anderen, noch heute schwer näher zu bestimmenden, aber auch (nach P. Paris) nach Mykenae weisenden Alterthümern, in einem kyklopischen Bauwerke bei dem Dorfe Costiz gefunden. Während aber P. Paris diese Bronzeköpfe ausschliesslich mit dem silbernen, goldgehörnten Rindskopfe von Mykenae, der frappanten Aehnlichkeit wegen, verglichen haben will, hat Mélida sehr richtig den Vergleich auf eine hetitische Arbeit (Perrot. IV. Fig. 369) und auf eine vorgeschichtliche kyprische Thonvase mit zwei Thierprotomen an beiden Enden (Perrot III. Fig. 500), davon die eine, ein Ochsenkopf, absolut im Stile unseres Kopfes (Fig. XIV, 1) und des kappadokischen Ochsen (K. B. H., Taf. CXCI, 1 u. 2) abgebildet ist, ausgedehnt. Demnach hätten wir die Male der theils mykenischen, theils vormykenischen Kefto-Kunst, bei der weder ein kyprisches, noch ein kappadokisch-hetitisches Element zu leugnen wäre, in Kappadokien, auf Kypros, in Mykenae und auf den Balearen nachgewiesen.

Auf den cyprischen Cylindern, die nur in der Periode IV und V, hauptsächlich aber in Periode V mit Mykenae-Gefässen gefunden werden, spielt nun ferner der Ochsenkopf, wie in Mykenae und bei den hetischen Bilderschriften, die allergrösste und sacrale Rolle. Ochsenköpfe erscheinen in derselben Zeit an den Vasen, wie Fig. VI, 14, und unter den Geschenken der Kefto, so auch mehrere an einem Becher (Rosselini 57, 42, Max Müller, S. 349), dem der mykenische Silberbecher von Vaphio in der Form gleicht, sowie 17 Male auf einem um die Schulter eines Bronze-Gefässes gehenden Streifens (und mehrere Male auf dem Henkel), welches Gefäss in einem der Gräber der niederen Stadt in Mykenae selbst ausgegraben wurde (G. Perrot. VI. Fig. 534—536).

Neuerdings sind nun von A. S. Murray und A. Smith (vergl. C. M. C., S. 183) in dem wunderbaren Gräberfelde zu Enkomi in der salaminischen Ebene auf Cypern Massen mykenischer Alterthümer, theils in cyprischen spätbronzezeitlichen Gräbern, theils in besonderen, ausschliesslich mykenische Reste ent-

Kition stammend, in der Sammlung D. Pierides zu Larnaka war und von mir in meinem Werke K. B. H., Taf. XVII, 2 und 3 (vergl. auch daselbst den Abschnitt über die Taubengöttin in Kypros und Mykenae) abgebildet ist.

haltenden Gräbern, theils in bereits in die Uebergangszeit von der Bronzezeit zur gräco-phönikischen Eisenzeit gehörenden Gräbern gefunden worden, bei denen ebenso der Ochsenkopf an den Gold-Ornamenten eine höchst bedeutende Stellung einnimmt. Er tritt an Ohrringen massenhaft auf, bildet zahlreich gefundene Hänge-Zierathe, und erscheint wiederholt, wie der Ziegenkopf, reihenweise in Goldbleche eingepresst, also ganz so wie auf dem Kefto-Becher, eines ebenfalls thebanischen Grabes (Müller, S. 349), und auf der Bronzevase von Mykenae (Perrot VI. 534).

Ziegenköpfe treffen wir in derselben Zeit an cyprischen Bronzezeit-Vasen (der noch zu publicirenden Pyla-Vase), wie unter den ägyptischen Kefto-Geschenken (Prisse d'Avennes, W. M. Müller, Rechmerē-Grab, S. 348). — Ferner sind auf dem Rande der kupferbronzezeitlichen Thongefässe Cyperns Napf-Ornamente, einzeln oder in Gruppen bis zu sechs, plastisch ausserordentlich häufig aufgesetzt (Fig. II, 17. K. B. H., CLXXIII, 22f.: 6 Näpfe um den Rand eines Bechers, in dessen Boden ein Polyp gemalt ist); dieselben Napf-Ornamente finden wir bis zu vier und sechs auf dem Rande der Kefto-Vasen des Rechmerē-Grabes angeordnet (W. Max Müller, S. 342, nach Champ. 191, S. 349, nach Ros. 62, 3). Auch die Spiralen- und Schuppen-Muster, die auf den Tribut-Gefässen der Kefto an die Pharaonen häufig angebracht sind, weisen auf die mykenische Keramik und eine cyprisch-locale Mykenae-Manufactur, die wir in der Fortsetzung dieser Abhandlung in dem Berichte über die März-Sitzung der Gesellschaft in Wort und Bild vorführen werden. Schliesslich sei hier noch der Trichter- und Düten-Gefässe gedacht, die bei den Keftos (W. M. Müller, S. 348, nach Prisse d'Avennes) ebenso häufig vorkommen, wie in der mykenischen und kyprischen Keramik, in der dieselben schon sehr zahlreich in alten Gräbern der Periode II, im 4. Jahrtausend v. Chr., auftreten. (Ein etwas späteres Exemplar in K. B. H., Taf. CLXIX, Fig. 7g.)

Das schlagendste Beispiel ist nun wohl unsere Vase mit dem Henkel in Form von Thieren, die wie Hunde aussehen, mit denen aber auch Löwen gemeint sein können. Diese von mir ausgegrabene Vase der Periode VI ist offenbar eine cyprische thönerne Nachbildung eines metallenen Gefässes der Fürsten der Kefto, der Rechmerē-Grab-Malereien, wie ich es bereits in meinem K. B. H., Taf. CXXXVII, 2 nach Wilkinson-Birch Manners and customs of the ancient Egyptians II, p. 5, Fig. 271, 2[1]) abgebildet habe. Die Vasenform ist dieselbe. Die Thiere, in diesem Falle wohl Löwen, sind in derselben Weise als Henkel verwendet.

X. Die kyprische Thon-Bildnerei von der bisher nachweisbar ältesten Zeit bis in die hellenistische Zeit.

Wir gehen nun zu Fig. XIV, 2—4 und Fig. XV, 6, unseren vorgeschichtlichen Idolen, über.

Sehr alte, thönerne Brett-Idole, die sicher hoch in die vorkykladische Periode III (wenn nicht in Periode II) hinaufreichen, habe ich in meinem K. B. H., Taf. XXXVI, 3, 4 und 10, vorgeführt. Auch die offenbar sacralen Zwecken dienenden Dreifuss- und Vierfuss-Ringe, auf denen kleine Vasen, Näpfe, Tauben und Bilder von Götterpaaren in Brettform aufsitzen (ein Stück abgebildet und beschrieben S. 47 u. 48, Fig. III, 12) gehören noch in die Periode III, da sie noch in der Schicht auftreten, welcher die bemalten Vasen fehlen. Offenbar hat man aber auch aus Brettern hergestellte Holzschnitz-Bilder sehr lange im Cultus der Insel (ja noch, wie anderswo bis in die historische Zeit hinein) benutzt, so dass ich z. B. ein jetzt im British Museum befindliches thönernes Brett-Idol (abgebildet K. B. H., S. 36, Fig. 29) 1883 zu Phönidschäs in einem Grabe der Periode V mit Mykenae-Gefässen ausgrub.

1) W. Max Müller hat S. 348 dieselbe Vase nach Prisse d'Avennes wiedergegeben.

Auch das hier in Fig. XIV, 4 abgebildete sehr rohe Idol, welches J. L. Myres 1894 in einem Grabe zu Hagia-Paraskevi ausgrub (Journal of Hellenic Studies 1897, S. 137, Fig. 1), gehört in dieselbe Zeit.

Die Idole Fig. XIV, 2—4 und Fig. XV, 6 können also neben einander vorkommen.

Fig. XIV.



Das Rund-Idol (Fig. XIV, 3), Details eingeritzt, hat ein Vogel-Gesicht, sowie vier grosse bewegliche Ohrringe (drei abgebrochen), und wurde von mir 1894 zu Nikolides mit Mykenae-Gefässen ausgegraben.

Das Rund-Idol [Fig. XV, 6[1])] mit menschlichem Gesicht, bei dem zuerst

---

1) S. Reinach hat einen grossen Apparat und viel Mühe vergeblich mit seinem „Mémoire lu à l'Académie des inscriptions et belles lettres. Les déesses nues dans l'art oriental et dans l'art Grec" (am 29. März und 6. April 1895, Revue archéologique 1895. I. p. 367—394 und Chroniques d'Orient, II. p. 565—589) aufgeboten, indem er nachzuweisen versucht hat, dass der Typus der nackten Göttin der archaisch-babylonischen Kunst ursprünglich absolut fremd gewesen, wohl aber eine uralte Erfindung der ägäischen Kunst, an den Küsten und auf den Inseln des ägäischen Meeres (Hissarlik und Kypros mit eingeschlossen) in der Zeit von 3000—1000 v. Chr. anzutreffen sei.

Dagegen hat Fritze im Jahrbuch des Kaiserl. Deutschen Archäolog. Instituts 1897, S. 200 u. folg. in seinem Aufsatze „Die nackte orientalische Göttin" mit Hülfe Hilprecht's und dessen in Niffer (Nippur) gefundenen, jetzt im Kaiserl. Museum zu Constantinopel be-

zweierlei Bemalungen, rothe und schwarze Bänder am Halse und Schwarz für die Scham, auftauchen (zuweilen hat das Gesicht noch einen fleischrothen Thon), stammt aus einem Grabe von Hagia-Paraskevi (das Original jetzt in Oxford).

findlichen Thon-Idolen nachgewiesen, dass das Motiv der nackten Göttin schon 2500 bis 3500 v. Chr. geläufig war. Nur hat sich Fritze nicht die Mühe gegeben, mein Buch K. B. H. gründlich anzusehen, da er sonst unmöglich hätte schreiben können, ich datire die Statuette der nackten Göttin, ohne sie abzubilden (S. 277 in K. B. H.) in das 2. vorchristliche Jahrtausend, auch entbehre meine Datirung der wissenschaftlichen Begründung. Ich empfehle daher Hrn. Fritze in meinem Werke folgende Seiten und folgende Abbildungen zu consultiren:

S. 37, Fig. 31 u. 32, bilde ich zwei andere Repliken der beiden nackten weiblichen Idol-Typen (wie hier Fig. XIV, 3 und Fig. XV, 6) ab, und sage, dass das eine Stück (wie Fig. XV, 6, dort Fig. 31) mit Mykenae-Gefässen und dem Ochsenkrater in einem Felsgrabe zu Hagia-Paraskevi gefunden sei, und verweise auf die überraschende Aehnlichkeit der Thon-Idole von Sendscherli.

S. 151 bilde ich Fig. 149 das Schliemann'sche Blei-Idol von Hissarlik (Ilios, S. 380, Fig. 226) ab, und vergleiche es mit den kyprischen Idolen (Fig. 31 u. 32) und mit dem Idole, Taf. XXXVII, 6, wie unser Typus von Nikolides, Fig. XIV, 3) und den Marmor-Idolen der griechischen (besonders kykladischen) Inseln.

S. 207 sage ich von demselben Typus, den Fritze nach meinem Werke und dem Bilde, Taf. XXXVII, 6, citirt, und das ich ausdrücklich ebenfalls citire, er gehöre einer Zeit an, in der in der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends der Import mykenischer Gefässe, ägyptischer Erzeugnisse der Kleinkunst und auch in grösserer Menge babylonisch-assyrischer Keilschrift-Cylinder (die aber auch vorher in älteren Gattungen bis zu Naram-Sin hinauf, um 3800 v. Chr. vorkommen) beginnt. In diesem Typus, so fahre ich fort, spielen Nana-Istar-Elemente hinein.

S. 272 constatire ich, dass diese nackten Nana-Istar-Astarte-Aphrodite-Idole Cyperns zwar meist mit Mykenae-Gefässen zusammen gefunden wurden und daher in die Zeit 1500—1000 v. Chr. fallen, und verweise auf eine dahingehende Notiz, die ich A. Furtwängler seiner Zeit zur Verfügung stellte und die in den „Mykenischen Vasen" S. 26 von Furtwängler und Löschcke abgedruckt ist. Ich füge weiter hinzu, dass Kypros den Uebergang des nackten Aphrodite-Idoles aus dem Orient zu den Griechen übermittele, dass aber derselbe auch auf Kypros fast 2000 Jahre älter sein müsse, als die Bilder der Kyprogeneia eines Praxiteles oder Skopas. Ich datire also den Typus bereits ins 3. vorchristl. Jahrtausend zurück.

S. 277 breche ich für E. Curtius gegen G. Perrot eine Lanze, indem ich ausführe, dass ich 1883 eine aus der Nekropole von Hagia-Paraskevi stammende, sehr rohe Thonfigur in der Pose der mediceischen Venus erworben hätte, dass sie aus dem 2. vorchristl. Jahrtausend oder aus noch früherer Zeit stamme und jetzt im Besitze des (inzwischen verstorbenen) Hrn. Schaaffhausen sei. (Ich habe also diese interessante Figur, von der ich eine gute Photographie aufbewahre, nicht selbst ausgegraben, wie S. Reinach, wiederum mich unrichtig citirend, p. 567 seiner Chroniques d'Orient angiebt.)

S. 383 erläutere ich meine Taf. XXXVII, wo ich die Entwickelung der Aphrodite *κουροτρόφος* in Wort und Bild vorführe und in Fig. 6 zeige, dass auch die Mutter mit dem Kinde schon in diesem Typus, wie hier unsere Fig. XIV, 3 (ja noch in einem älteren Brett-idol-Typus, Taf. XXXVII, 7), auftrete, und verweise auf die Seiten 151, 272 und 273.

Auf den Taf. CLXXII und CLXXIII meines Werkes habe ich schliesslich nicht weniger als 7 Idole, die uns hier interessiren, mit dem gesammten Grab-Inhalt und den Gräbern, in denen sie, theils zu Hagia-Paraskevi und Katydata-Linu gefunden wurden, abgebildet und S. 469 beschrieben. Zum Theil sind diese Idole in ausserordentlich exact in den Felsen gehauenen Kuppel-Gräbern von Halbkugel-Form und wiederum mit Mykenae-Gefässen (vgl. besonders die Gräber und deren Inhalt, Taf. CLXXII, 17 u. 18) gefunden.

Fritze hat sich also nicht die geringste Mühe gegeben, mein Werk zu benutzen und hat nicht einmal die Erklärung zur Taf. XXVII nachgeschlagen. Denn dann hätte er doch

Wir haben hier ein Beispiel des zweiten, nicht minder häufigen Typus[1]), den ich auch in Katydata-Linu in einem Grabe der Periode VI, der Uebergangs-Schicht von der Bronze- zur Eisenzeit, 1885 ausgegraben habe (abgebildet mit dem Grabe und dem im Berliner Antiquarium befindlichen Grab-Inhalt in K. B. H., Taf. CLXXII, Fig. 17).

Das in Fig. XIV, 2 abgebildete Idol ist nur in seinem oberen Theile erhalten und ist offenbar die Variante unseres 1. Typus mit Vogel-Antlitz, nur dass hier wohl ein menschliches Antlitz gemeint ist. Ich habe das Stück in einem vormykenischen Grabe der kyprisch-kykladischen Periode IV zu Hagia-Paraskevi (1885, Grab VII) ausgegraben und dürfte in die erste Hälfte des 2. vorchristl. Jahrtausends fallen. Hier scheint der erste primitive Versuch, ein Klageweib darzustellen, gemacht zu sein. (Original in C. M. zu Nicosia, Skizze in K. B. H., Taf. CLXXIII, 23a.)

In Fig. XV sieht man neben unserem meist schwarz und roth bemalten Typus II, der nackten Göttin, welche die Brüste quetscht (6), eine im Stile schon vorgeschrittenere gräco-phönikische Thonfigur (Original in Leipzig) der in derselben Stellung die Brüste quetschenden Astarte, die ägyptischen Einfluss zeigt (Fig. XV, 7).

Aber die eigentliche Weiterbildung der frühen Thon-Bildnerei, die vor die ersten Anfänge der Stein-Sculptur fällt, sehen wir in den unbemalten, in Schneemanns-Technik roh ausgeführten Figuren, für welche

Fig. XVI (C. M.) und Fig. XV, 1 (in Wien) die besten Beispiele sind. Ich habe zuerst die Bezeichnung Schneemanns-Technik für diese erst aus einzelnen Stücken roh geformten und dann ebenso roh an- und ineinander gekneteten und geklebten Figuren- und Körpertheile eingeführt. Aber diese Technik ist Jahrhunderte lang auf Cypern für billige Weihgeschenke fortgeführt worden, und das in Fig. XV, 5 (C. M.) abgebildete Fragment gehört sicher in eine spätere, zwischen dem 7. und 4. Jahrhundert liegende Zeit. Es stellt zwei hinter einander auf einem Wagen stehende Männer, vorn den Wagenlenker, dahinter den Krieger mit Helm auf dem Rücken dar, und gehört zu einem Viergespann, deren ich viele in guter Erhaltung zusammen aus-

auf meine zahlreichen erschöpfenden Erörterungen und Abbildungen, die sich im Werke zerstreut vorfinden, kommen müssen. Ich kann demnach die mir von Fritze zu Theil gewordene abfällige Kritik nur als einen groben Fehler und als eine fast unverzeihliche Nachlässigkeit seinerseits bezeichnen.

Hrn. Reinach, der p. 577 (Chroniques d'Orient. II.) sagt, meine Meinungen hätten minder Gewicht, als meine Beobachtungen (die ich ihm allerdings in Fülle mehrere Jahre hindurch zur ersten Publication überliess, um mit seinen Meinungen herauszutreten), empfehle ich, doch erst einmal wirklich nachzuweisen, wie alt die kykladisch-ägäischen Idole sind. Das nächst den Niffer'schen und den kyprischen Idolen am sichersten datirbare ist das Blei-Idol von Hissarlik, das sehr alt sein muss, mindestens so alt, wie die verbrannte Stadt, in der es gefunden wurde, und das zu den Niffer'schen Hilprecht's auch zeitlich vortrefflich passen würde. Oder sollen nach Reinach's Theorie etwa Hilprecht's Nippur-Idole auch von Schliemann's Hissarlik-Idol abstammen? In der verbrannten Stadt Hissarliks, jetzt der 2., ist vielmehr ein früher von den Hetitern hingebrachter archaisch-babylonischer Einfluss durch die Cylinder-Funde und andere Umstände erhärtet. Auch Cypern hat früh mit dem alten Babylon irgendwie in loser Verbindung gestanden, wie das Auftreten des Cylinders von Naram-Sin (vgl. oben S. 39) und das Vorhandensein eines noch näher zu erweisenden Duodecimal- und Sexagesimal-Gewicht-Tragsteines darthut. Ich sage ausdrücklich: „in loser Verbindung"; denn ein wirkliches Eindringen der babylonischen Cultur ist auf Cypern selbst noch in unserer Periode V nicht bemerkbar. Die ersten umfangreichen mesopotamischen und hauptsächlich assyrischen Einflüsse, auf die ich in meiner zweiten Abhandlung zu sprechen komme, knüpfen sich an die gräco-phönikische Eisenzeit der Insel und reichen vielleicht in die Uebergangs-Schicht, in die Ausläufer der Bronzezeit und der späten kyprisch-mykenischen Zeit, hinauf.

1) Vergl. oben S. 38, Anmerk. 2, und S. 54, Anmerk. 3.

grub. Diese rohen Viergespanne, die vielfach bunt bemalt sind, wurden von Griechen dem Apollon Alasiotas, von Phönikern dem Resef Alahijotas geweiht und in dem gemeinschaftlich verehrten heiligen Haine am Brand-Altar in die Aschenschicht niedergelegt (vergl. oben S. 33).

Aber in dem benachbarten Weihgeschenk-Raume standen lebensgrosse Statuen und Kolosse in guter Ausführung[1]. Werke vom 7. bis zum 4. Jahrhundert v. Chr., gräco-phönikische, griechisch-archaische und rein griechische.

Fig. XV.



Die Gruppe des mit einem Schwert umgürteten Kriegers, der 2 Pferde führt (Fig. XVI), Original im C. M., deren Fundort unbekannt, scheint in eine ältere Zeit zu gehören, wie es für die Gruppe Fig. XV, 1 sicher ist. Wir sehen eine Frau auf der Erde sitzen und auf einem Dreifusse Kuchen backen; davor ein flaches Gefäss mit Mehl, dahinter ein lauernder Hund. Die Gruppe gelangte durch mich ins Wiener Hof-Museum. Die näheren Fundumstände sind zwar auch unbekannt; jedoch habe ich in einem gräco-phönikischen Grabe der Fibelschicht und Hakenkreuze zu Kurion 1883 eine verwandte Gruppe von zwei Weibern ausgegraben, von denen das eine das Mehl siebt und das zweite den Brodteig knetet (abgebildet in K. B. H., Taf. CLXXIII, 19h). Original im Cyprus-Museum.

---

1) Vgl. auch die in dem Apollon-Resef-Haine zu Limniti (K. B. H., Taf. XLIV—XLVII) und dem Aphrodite-Astarte-Haine zu Idalion (K. B. H., Taf. XLIX—LXV) gefundenen, im Berliner Antiquarium befindlichen Bildwerke.

Eine zweite Phase kyprischer, früh-gräco-phönikischer Thon-Bildnerei sehen wir in dem schwarz und roth bemalten Reiter (Fig. XVII), Original im Leipziger M. V. Nähere Fund-Angaben fehlen, aber der ähnlich bemalte Reiter Fig. XV, 2 ist von mir 1894 im Grabe LXX bei Idalion ausgegraben worden.

Fig. XVI.



Die beiden bemalten Figuren mit Säulenfuss: Fig. XV, 3 (Grab LXXI, Idalion 1894), Astarte mit dem Kinde, und Fig. XV, 4 (Grab LXI, Idalion 1894), die Flöten-Spielerin, gehören in dieselbe frühe gräco-phönikische Fundschicht, die nicht viel älter als 1000, nicht jünger als 600 v. Chr. sein kann. Mit der Flöten-Bläserin wurden die Gefässe Fig. XI, 6 und 7, sowie die Fibeln, die ich hier demnächst publicire, ausgegraben.

Die in Anbetung begriffene und bemalte weibliche Figur XV, 8 (Original in Oxford) dürfte dagegen ins 8. bis 7. vorchristl. Jahrhundert gehören, zu der die wenig ältere, in derselben Stellung gebildete Anbeterin aus dem Aphrodite-Astarte-Haine (K. B. H., Taf. LI, 6) eine gute Parallele bildet.

Die unten abgebrochene und bemalte Figur eines gehörnten Mannes (Original im Leipziger M. V.), Fig XV, 10, stammt aus dem Apollon-Resef-Haine Limniti's (bei Soloi), wo in Apollon's Gefolge das gehörnte Kentauren-Geschlecht eine grosse Rolle spielt. Unser Fragment gehört in der That zu einem der gehörnten Kentauren. von denen ich zehn verschiedene Repliken aus demselben Temenos in meinem K. B. H., Taf. XLVII, 8—18 (Funde im Berliner Antiquarium) abgebildet habe[1]. Dieser cyprische gehörnte Kentauren-Typus vereinigt Elemente des Besa und Ptah-Pattäke in sich[2].


Fig. XVII.



In Fig. XV, 9 habe ich eine Replik des kauernden Besa-Pattäke-Typus, als Kind gedacht, abgebildet, der wiederum auf Cypern mit dem Adonis-Tammuz-Typus[3] zu einer eigenartigen Mischgestalt verschmilzt. Dass wir hier in der Fundschicht sind, in der sich Aegyptisch-Phönikisches (Besa-Ptah-Tammuz) mit Griechischem (Adonis und Kentauren) vermischt, unterliegt keinem Zweifel, und dieses aus so verschiedenen religiösen Ideen, Göttern und Götter-Bildern entstehende kyprische Conglomerat beginnt auf Cypern wohl bereits in unserer 6. Periode, in der Uebergangs-Schicht aus der Bronze- zur Eisenzeit, gelangt aber doch wohl erst

1) Ueber Horn-Menschen und gehörnte Kentauren auf Cypern s. K. B. H., S. 255.
2) Vergl. darüber K. B. H., Index, unter Besa, Kentauren, Pattäke und Ptah
3) K. B. H., Taf. XLII und Text S. 206, 225, 261. 289 und 429.

im 10. und 9. Jahrhundert, wenn die Phöniker auf die Höhe ihrer Macht emporsteigen und von Tyrus und Kypros aus das afrikanische Karthago gründen, zum vollen Durchbruch. Die Phöniker haben sich Theile Cyperns unterjocht, aber nie über die ganze Insel die Oberhand gewinnen können, weil die Griechen zu mächtig waren und sich Jahrhunderte lang vor den Phönikern (vergl. S. 34 Ed. Meyer in der Anmerkung) angesiedelt hatten.

In Fig. XVIII, 1—6 (C. M.) sehen wir an der Hand eines Motives, wie in der Zeit vom Ende des 7. Jahrhunderts bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. sich die cyprische


Fig. XVIII.



Stein-Sculptur und Thon-Bildnerei entwickelte[1]). Die 2 Steinfiguren (Fig. XVIII, 1 u. 3) sind dem 1885 von mir bei Idalion ausgegrabenen Temenos der Aphrodite-Astarte[1]), die übrigen 4 Terracotten den 1885 und 1886 von mir bei Marion-Arsinoe im Westen der Insel angestellten Ausgrabungen von Gräbern entnommen. Auch hier sehen wir wieder, wie in der bildenden Kunst des Eilandes der griechische Geist siegreich durchdrang, wenn er sich auch nie zu jenen Werken vollendeter Kunst erhob, die auf dem Boden von Hellas ein Phidias oder Praxiteles zu schaffen vermochte[2]).

Eine eigentliche specifische phönikische Kunst hat es weder auf Cypern noch sonstwo in irgendwie erheblicher und eigenartiger Weise gegeben. W. Helbig, G. Perrot, E. Meyer, P. Orsi u. A. haben den Antheil der Phöniker am Bildungs-Processe der Kunst in den Mittelmeer-Ländern viel zu sehr überschätzt, und seitdem

1) K. B. H., Taf. VII, XVI, L—LVII.

2) Aehnliche Entwickelungsreihen in K. B. H., Taf. XI, XII u. LXVIII, die sämmtlich meinen 1882 für das britische Museum angestellten Ausgrabungen des Temenos der Artemis zu Achna entstammen. Taf. XI, 1—7, und Taf. LXVIII, 11—14. Elf bemalte Terracotten der die Brüste quetschenden Göttin, Motiv wie unsere Bilder Fig. XIV, 3 u. XV, 6 u. 7, aber bekleidet. Davon vier farbig wiedergegeben. Taf. XI, 8—14. Sieben Terracotten, mehrere bemalt, dasselbe Motiv wie oben Fig. XVIII. Taf. XII, 1—14 und Taf. LXVIII, 5 u. 15. Sechzehn meist bemalte (zwei farbig wiedergegebene) Terracotten. Motiv der die Lyra spielenden Frau (Göttin, Priesterin oder Tempel-Dienerin).

ich den Spaten zur Hand nahm, bin ich fortwährend auf neue Momente gestossen, die heute mit überzeugender Sicherheit die Ansiedelung der Griechen um Jahrhunderte früher als die der Phöniker erscheinen lassen und die den Phönikern in der Cultur-Entwickelung des Orientes nur ein sehr bescheidenes Plätzchen einräumen.

Hugo Winckler's „Altorientalische Forschungen" (S. 421—462) können nicht genug angerufen werden. Derselbe weist unwiderleglich nach, dass gerade in jener Zeit, in der man in den Tell-el-Amarna-Briefen Anzeichen eines sich kräftig entwickelnden, auf Ausdehnung hinarbeitenden politischen Lebens bemerken sollte, die kleinen phönikischen Duodez-Fürsten von den Hebräern unterjocht werden. Als Knechte, der Staub unter den Sandalen des Königs (wie die Texte wörtlich besagen), dem sie sich sieben und sieben Male zu Füssen werfen, flehen sie unaufhörlich zu dem Pharao, ihrem Herrn, ihrem Gotte, ihrer Sonne, um Hülfe. Wie kläglich ergeht es Abi-milki, dem Könige von Tyrus! Er hat, wie er winselnd schreibt, weder Wasser zu trinken, noch Holz zu brennen, weil er sich von seiner Insel nicht ans Land wagt. In dem einen Briefe bittet er den Pharao um zwanzig, im folgenden nur um zehn Mann Besatzung, die während seiner Abwesenheit in Aegypten genügen sollen, Tyrus zu halten. Statt dessen müssten wir gerade in dieser Zeit, um 1400 v. Chr., der Glanzperiode der mykenischen Cultur, auch eine Blüthezeit phönikischer Macht im phönikischen Mutterlande finden, wenn damals die Phöniker ihre Macht über das weite Meer getragen hätten. Dagegen entfalten sie erst mehrere Jahrhunderte später ihre Macht. Zu der Zeit um 1400 v. Chr. aber herrscht über ganz Kypros ein mächtiger und offenbar griechischer König, der, genau so, wie die Könige von Babylon, Assyrien und Mitani, zum Pharao in seinen Briefen als Bruder zum Bruder und gleichberechtigter König spricht, mit seinen Häusern, seinem Weibe, seinen Söhnen, Hauptleuten, Rossen und Streitwagen.

XI. Kyprische spätgriechische und griechisch-römische Keramik.

Fig. XIX.



19

Fig. XIX, 1—19 (C. M.) besprochen S. 64 und 65.

Nachträglicher Zusatz.

Leider habe ich verabsäumt, auf den Seiten 29—48, zur Erhöhung der Uebersicht, die wünschenswerthen Ueberschriften einzuführen.

Auf S. 29 sollte die Abhandlung beginnen mit der Ueberschrift

I. Kupfer- und Bronze-Analysen.

Auf S. 34 nach der 11. Zeile ist einzuschalten

II. Eintheilung der Thongefässe während der Kupferbronze-Zeit nach den verschiedenen technischen Verfahren.

Auf S. 35 vor der 3. Zeile von unten

III. Die Hauptperioden der Kupfer- und der Bronzezeit.

Auf S. 39 vor der 5. Zeile von unten

IV. Kypros als Ausgangspunkt der Keramik während der Urzeit.

Auf S. 45 vor der 6. Zeile von unten

V. Einige der Haupttypen der kyprischen kupferbronzezeitlichen Keramik.

Zugleich möchte ich noch, auf G. Schweinfurth's Vortrag „Ueber den Ursprung der Aegypter" (in diesen Verhandl. 1897, S. 263 u. folg.) verweisend, an Stelle des nicht haltbaren Libyer-Volkes Flinders Petrie's (oben S. 39, 41, 44 u. 45) die Aegypter der ersten Dynastie setzen. —

Ohnefalsch-Richter.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Der Vorsitzende begrüsst die Gäste: Hrn. Kanzleirath Kulpa aus Berlin, Hrn. Rich. Andree aus Braunschweig, Hrn. Max Kurka aus Tahiti und Hrn. Joseph Kalkin aus Lüttich.

(2) Es erfolgt statutengemäss auf Grund einer durch den Vorstand aufgestellten Vorschlagsliste die

Wahl der Ausschuss-Mitglieder für 1899.

Die Majorität der eingesammelten Stimmzettel fällt auf die HHrn. Lissauer, v. Luschan, Friedel, Minden, Ehrenreich, v. Kaufmann, Sökeland, Val. Weisbach und Adolf Bastian.

Nach der Constituirung des Ausschusses wird Hr. Lissauer wieder zum Obmann gewählt. —

(3) Durch den Tod hat die Gesellschaft verloren Prof. Dames, Prof. Gurlt und Sanitätsrath Oscar Schultze († 22. December). —

Wilh. Dames, der gleichfalls am 22. December verstorben ist, war erst seit Kurzem, an Stelle seines Onkels Beyrich, in den Vorstand der Gesellschaft eingetreten. Wir betrauern seinen Verlust um so tiefer, als wir gerade von ihm gehofft hatten, es werde ihm gelingen, das Interesse seiner paläontologischen Collegen in höherem Maasse für die Ziele unserer Gesellschaft zu erregen.

Ernst Gurlt, der am 8. Januar entschlafen ist, stand uns von jeher nahe, glaubte aber, bei der Ausdehnung seiner wissenschaftlichen Arbeiten, sich eine gewisse Zurückhaltung auferlegen zu müssen. So sahen wir ihn fast nur bei Gelegenheit von Excursionen und Congressen. Erst kürzlich, nach Vollendung seines grossen Werkes über die Geschichte der Chirurgie, meldete er sich zum Eintritt in die Gesellschaft und mit grosser Freude sahen wir ihn seitdem regelmässig in diesem Saale. Um so tiefer ist jetzt unsere Betrübniss. —

(4) Das von Hrn. Bässler der Gesellschaft geschenkte grosse Bild von Wilh. Joest ist in der Bibliothek aufgehängt worden. Indem der Vorsitzende den Dank der Gesellschaft dafür ausspricht, erinnert er daran, dass die Mehrzahl der Mitglieder der Aufforderung, ihre photographischen Porträts für die Sammlung der Gesellschaft zu schenken, nicht entsprochen hat. —

Frau Künne hat das von ihrem verstorbenen Manne der Gesellschaft ausgesetzte Legat von 3000 Mk. eingezahlt und die von unseren Commissarien in Gemeinschaft mit denen der Gesellschaft für Erdkunde und des märkischen Museums aus der grossen Bibliothek unseres Freundes ausgewählten Bücher an unsere Bibliothek ausgeliefert. Der Vorsitzende spricht den besonderen Dank der Gesellschaft für das höchst freundliche Entgegenkommen der Frau Künne aus und versichert, dass das reiche Geschenk stets in Benutzung gehalten werden soll. —

(5) Vorstand und Ausschuss haben Hrn. Prof. A. Tarenetzky, Präsidenten der Anthropologischen Gesellschaft an der Kaiserl. Militär-Akademie in St. Petersburg, zum correspondirenden Mitgliede erwählt. —

(6) Neu gemeldet als ordentliche Mitglieder sind die HHrn. DDr. Arthur Scholl, O. Salomon und Richard Knorr in Berlin. —

(7) Hr. Lissauer berichtet über den von ihm hergestellten

Fach-Katalog der Gesellschafts-Bibliothek.

Die gesammten Bücher sind nach geographischer Eintheilung in 36 Rubriken aufgestellt. Ueber das Ganze ist ein Zettel-Katalog hergestellt, von dem einzelne Abschnitte zur Probe vorgelegt werden.

Der Vorsitzende dankt dem Hrn. Obmann des Ausschusses, dass er auch diese so mühevolle und zugleich so nothwendige Aufgabe übernommen und glänzend durchgeführt hat. Hoffentlich werde er es auch noch erleben, den Druck des Kataloges ausgeführt zu sehen.

Hr. Lissauer theilt mit, dass bei der nun möglich gewordenen vollständigen Controle sich leider herausgestellt habe, dass etwa 50, aus der Bibliothek der Gesellschaft im Laufe der Jahre entliehene Bände nicht zurückgegeben sind. Er bittet dringlich alle diejenigen, welche etwa im Besitze solcher Bände sein sollten, dieselben möglichst bald zurückzuschicken. —

(8) Der Vorsitzende theilt mit, dass nunmehr auch an die Arbeit gegangen werden soll,

das Sachregister für die Zeitschrift der Gesellschaft

fortzuführen. Bekanntlich wurde vor Jahren ein erster Band dieses Registers veröffentlicht, der die ersten 20 Jahrgänge der Zeitschrift umfasst. Trotz mancher Mängel hat sich diese Einrichtung doch als eine so wohlthätige, ja unentbehrliche herausgestellt, dass Vorstand und Ausschuss die Ermächtigung ertheilt haben, wiederum 10 Jahrgänge (Bd. XXI—XXX) bearbeiten zu lassen. Hr. Dr. Hubert Jansen, der gelehrte und höchst zuverlässige Corrector der Zeitschrift, hat sich dazu verstanden, diese grosse Arbeit zu übernehmen und so schnell als möglich zu fördern. Die Verlags-Anstalt Asher & Co. hat sich bereit erklärt, die Hälfte der Kosten zu tragen, wenn die Gesellschaft die Verpflichtung übernimmt, für jedes ihrer Mitglieder ein Exemplar zu kaufen. Dieses ist zugestanden worden und wir dürfen hoffen, vielleicht schon in Jahresfrist die gedachte Fortsetzung in Händen zu haben. —

(9) Hr. Sophus Bugge, Professor an der Universität Kristiania, hat unter dem Datum des 22. December an die Redaction der Zeitschrift folgendes Schreiben gerichtet, betreffend eine Notiz über

Germanen auf Kreta.

„In den Verhandl. 1898, S. 235 wird nach dem „Berl. Lokal-Anzeiger“ vom 5. März 1898 folgende Nachricht über „Germanen auf Kreta“ mitgetheilt: „Vor Kurzem wurde auf Kreta ein besonders wohlerhaltener Stein entdeckt, dessen Runen darauf schliessen liessen, dass schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts ein nordischer Abenteurerzug nach der Insel verschlagen wurde. Der Wortlaut des betreffenden Steines ist folgender:

(Runen.	Deutsch.)
: Reste stenar	„Steine errichtete
Och staf gjorde	Und Zeichen eingrub
Uk den store	Uk der Grosse
Till minnestecken :	Zum Andenken:
Och gjorde	Und er errichtete
Vardthorn at Uiri	Wachtthürme dem Uiri.
Som pa Kreta	Darauf Kreta
Försvarat landet :	Das Land vertheidigte.
: Kunir högg stenen :	Kunir formte den Stein."

Diese Inschrift ist nicht eine mittelalterliche Inschrift Kretas, sondern ein modernes Fabricat. Der angebliche „Wortlaut des betreffenden Steines" ist neuschwedisch. Das ächte Original dieser Fälschung ist eine Runen-Inschrift in Bällestad, Vallentuna socken och härad, Upland, Schweden.

Die Fälschung beruht, jedoch nicht unmittelbar, auf „The Old-Northern Runic Monuments by George Stephens", vol. III (Kopenhagen 1884), p. 284. Man vergleiche z. B. die Zeilen der falschen Inschrift: „Som pa Kreta Försvarat landet" mit der (unrichtigen) Deutung der Zeilen des schwedischen Originals bei Stephens: „he in Crete had gaiten (guarded) the lands."

In Wirklichkeit erwähnt das altschwedische Original gar nicht Kreta. Der betreffende Ausdruck desselben i krati bedeutet nicht „in Kreta", sondern altnord. í gráti, d. h. in Thränen. Siehe die Erklärung der Inschrift in „Runverser" von E. Brate und Soph. Bugge, Stockholm 1891, S. 91—100.

Die hier besprochene Fälschung ist also jünger als 1884. —

(10) Der Vorsitzende hat seit der Sitzung vom 17. December 1898 (Verhandl. S. 568 flg.) keine weiteren Nachrichten über die

armenische Expedition der HHrn. W. Belck und C. F. Lehmann

empfangen. Nach allen Meldungen ist auch in Vorder-Asien der diesjährige Winter ungemein schneereich und kalt, so dass die Schwierigkeiten in den Hochgebirgen recht gross sein dürften. Die Absicht der Reisenden, bis nach Mossul vorzudringen, wird nur mit der grössten Anstrengung verwirklicht werden können. —

(11) Hr. Robert Lehmann-Nitsche, Abtheilungs-Vorstand am Museo de La Plata, übersendet unter dem Datum des 17. December 1898 folgende Abhandlung:

Präcolumbianische Lepra und die verstümmelten peruanischen Thon-Figuren des La-Plata-Museums vor dem ersten wissenschaftlichen lateinisch-amerikanischen Congresse zu Buenos Aires: die angebliche Krankheit llaga und briefliche Nachrichten von Hrn. Carrasquilla.

Ich sende Ihnen heute einen Aufsatz, der soeben die Presse verlassen hat[1]; da derselbe ein von der Berliner Anthropologischen Gesellschaft aus angeregtes Thema behandelt, so erlaube ich mir, das, was an die in diesen Verhandlungen niedergelegten Ergebnisse anknüpft, in Folgendem daraus wiederzugeben. —

1) Lehmann-Nitsche, ¿Lepra precolombiana? Ensayo crítico. Revista del Museo de La Plata. Tomo IX. 1898. p. 337—371. 1 Tafel in Lichtdruck.

Am 16. October 1897 gab Hr. R. Virchow einen übersichtlichen Bericht über den damaligen Stand der Frage[1]), nachdem auf der internationalen Lepra-Conferenz zu Berlin dieselbe wieder aufgeworfen war, und Hr Polakowsky wiederholte und erweiterte seine dort gemachten Angaben, namentlich was die ihm von Hrn. Dr. Juan de Dios Carrasquilla L. aus Bogotá privatim gemachten Angaben anbelangt. Diese Mittheilungen (Verhandl. 1897, S. 474—477) kamen gerade noch im richtigen Augenblick in meine Hände, um mich zu veranlassen, die interessante Frage auch auf der medicinischen Section des ersten wissenschaftlichen lateinisch-amerikanischen Congresses, der vom 10. bis 20. April 1898 in Buenos Aires anlässlich des 25jährigen Stiftungsfestes der Sociedad Científica Argentina abgehalten wurde und dem ich als Comité-Mitglied angehörte, zur Sprache zu bringen. Ich schickte Ihnen zur Zeit einen diesbezüglichen Prospect ein (s. diese Verhandl. 1898, S. 91) und habe an das Centralblatt für Anthropologie von Hrn. Dr. Buschan einen ausführlichen Bericht über den schönen Verlauf dieses Congresses zur Veröffentlichung eingesandt. Ich durfte um so mehr hoffen, etwas zur Aufklärung beizutragen, als das Thema Lepra extra zur Besprechung auf die Tagesordnung gesetzt worden war; freilich liess sich, nachdem kurz zuvor die internationale Conferenz vorangegangen war, wesentlich Neues über die Lepra im Allgemeinen nicht erwarten; nur wurde, namentlich von Hrn. Dr. Sommer in Buenos Aires, einem sehr erfahrenen Specialisten, die Möglichkeit der Uebertragung durch Insecten und den Gebrauch der Bombilla beim Mate-Trinken betont. Genaueres wird sich erst ergeben, wenn der bald erscheinende Congress-Bericht gedruckt vorliegt.

Da das Museum zu La Plata unter seinen prächtigen, mehrere Hundert betragenden Collectionen altperuanischer Thongefässe auch 10 mit analogen Verstümmelungen besitzt, so legte ich dieselben der Versammlung zur Begutachtung vor[2]). Ich recapitulirte die Ansichten von Ashmead, Virchow, Polakowsky

1) S. diese Verhandl. 1897, S. 474—477. — Frühere Literatur: Ashmead, Virchow, Verhandl. 1895, S. 305—306. — Bastian, Virchow, Verhandl. 1895, S. 365—366. — Albert S. Ashmead, Photographs of two ancient Peruvian vases, with some particularities presented by them, and some observations about them. Journal of cutaneous and genito-urinary diseases for November, 1895. (Eines der beiden Gefässe, welches nach Virchow krätzeähnliche Veränderungen aufweist, ist wieder abgebildet in Bartels, Die Medicin der Naturvölker. Leipzig 1893, S. 235, Fig. 121. Dasselbe Exemplar befindet sich im Trocadero zu Paris und ist abgebildet in Wiener, Pérou et Bolivie, Paris 1880, p. 646. Nach Wiener handelt es sich um Syphilis, ebenso wie bei einer einen Schiefmäuligen (!) darstellenden Vase, nachdem Quatrefages sich bei einigen altperuanischen Schädeln für Syphilis ausgesprochen hatte.) — Ashmead, Pre-Columbian Leprosy. Journal of the American medical Association. 1895. Sep.-Abdr. 66 S. — Ders., Prof. Bandelier's Views on Huacos pottery deformations and Pre-Columbian syphilis. Journal of cutaneous and genito-urinary diseases for February 1896. — Ders., Pre-Columbian Leprosy. Journal of the American medical Association, April 10, 1897. — Ders., The question of Pre-Columbian Leprosy: photographs of three Pre-Columbian skulls, and some huacos pottery. Mitt. und Verhandl. der internat. wissensch. Lepra-Conferenz im October 1897. Bd. I. Abth. 4. p. 71—75. — Virchow, Die von Dr. Ashmead (New York) aufgefundenen krankhaften Darstellungen an alt-peruanischen Thon-Figuren, ibid., Bd. II, 3. Sitzung vom 13. October 1897, S. 79—82. Ad hoc Polakowsky, ibid., S. 82. — Schliesslich Virchow, diese Verhandl. 1897, S. 474—476; ad hoc Polakowsky, ibid., S. 476—477.

2) Lehmann-Nitsche, ¿Ha existido la lepra en la época precolombiana? Actas del I Congreso Científico Latino-Americano. Im Druck. Ein gutes Referat bringt „La Semana Médica“, Buenos Aires, año V, Nr. 228, mayo 26 de 1898, p. 182—183. — Der betreffende Original-Artikel ist bis auf die Bibliographie und die Discussion unter gleichem Titel un-

und die von letzterem in die Literatur eingeführte des Dr. Carrasquilla aus Bogotá; meinerseits bezweifelte ich zunächst, ob man die Verstümmelungen von Lippe und Nase mit denen der Füsse so ohne Weiteres in ätiologischen Zusammenhang bringen dürfe. Möglicherweise seien es arme Krüppel und Bettler, mit allem Elend und Ungemach des Lebens behaftet, die eine der Krankheiten der Armuth, nach Virchow also wohl Lepra, aufgelesen hatten. Die Schwierigkeit der Entscheidung, führte ich weiter aus, liege darin, dass Syphilis, Lepra und Lupus sehr ähnliche Veränderungen im Gesicht hervorrufen und früher daher wohl sehr häufig verwechselt wurden. Trotzdem auf den peruanischen Vasen jedenfalls immer ein und dieselbe Krankheit dargestellt wurde oder werden sollte, könne man doch nicht entscheiden, ob sich der Künstler einmal an einen Lupus-, das andere Mal an einen Lepra- oder dergl. Fall gehalten habe. Jedenfalls müsse man daran festhalten, dass die Künstler wohl immer dieselben Verunstaltungen haben darstellen wollen.

Ueberhaupt waren die alten Peruaner grosse Künstler im Darstellen charakteristischer, auch pathologischer Persönlichkeiten. Ich zeigte 2 Gefässe, die einen an Fettsucht leidenden Mann und einen blinden Bettler darstellen, der mit erschütternder Tragik wiedergegeben ist.

Zum Schlusse wandte ich mich gegen die Auffassung Ashmead's[1], in den Darstellungen von Füssen und Beinen amputirte Gliedmaassen zu sehen; es seien doch jedenfalls auch nur Trinkgefässe gewesen, wie ich deren zwei aus dem La-Plata-Museum vorlegen konnte und wie sie beispielsweise Wiener (Pérou et Bolivie, Paris 1880, p. 620) und Seler (Peruanische Alterthümer u. s. w., herausg. von der Verwaltung des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin, Taf. 25, Nr. 17, 25) abbilden. Der bei den Vasen Ashmead's sogen. hervorstehende Knochen ist jedenfalls nur analog dem Henkel aller anderen Gefässe anzusehen.

In der Discussion ergriff das Wort Dr. A. Valdés Morel aus Chile. Betreffend die Nase handle es sich jedenfalls um Lupus, nicht um Lepra; was die Extremitäten anbelange, so sei die Erklärung zweifelhaft.

Universitäts-Professor Dr. Baldomero Sommer (Buenos Aires) erklärte sich mit aller Entschiedenheit gegen Lepra. Dieselbe verursache nicht so scharfe Substanzverluste, wie sie auf den Gefässen dargestellt werden, ebenso wenig der tuberculöse Lupus. Die Nase wird nicht direct verstümmelt, sondern schwindet allmählich. Andererseits sei es doch auffallend, warum die Künstler, wenn sie Lepra hätten darstellen wollen, nicht andere, viel charakteristischere Verunstaltungen hervorgehoben hätten, z. B. die Tuberkeln, die doch gleich beim ersten Blick die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. — Viel eher handle es sich um absichtliche Verstümmelungen, wahrscheinlich um Strafen, was ja auch von Hrn. Lehmann-Nitsche vorgebracht wurde.

Was die unteren Extremitäten anbelange, so sei Lepra absolut ausgeschlossen; diese greife die Phalangen an, nie das ganze Glied, und nie mit solcher Regelmässigkeit, wie es auf den peruanischen Gefässen zur Darstellung gebracht worden ist.

gekürzt bereits abgedruckt in den „Anales del Círculo Médico Argentino", tomo XXI, año XXI, Nr. 7 y 8, p. 106—198.

1) Albert S. Ashmead, American pathological notes. I. Pre-Columbian Surgery. II. Syphilitic lesion observed in a Pre-Columbian skull. University Medical Magazine. June 1895. — Ders., Pre-Columbian Leprosy. Journal of the American Medical Association. 1895. Sep.-Abdr. p. 49.

Nur der hohen Autorität Virchow's, der sich zur Annahme lepröser Affectionen hinneigte, sei es zuzuschreiben, dass auf der ganzen internationalen Lepra-Conferenz auch nicht einer dagegen auftrat, dass es sich bei den vorliegenden peruanischen Kunstwerken um Lepra handle. —

Soweit mein Bericht und die Discussion vor dem Congresse. —

Nachdem der Congress geschlossen, gingen mir die weiteren Hefte der Verhandlungen zu, welche die ganze, unser Thema betreffende Discussion enthalten (Verh. 1897, S. 558—561, 609—621). Ich bedaure, dass ich sie nicht habe berücksichtigen können; indessen hätte das an dem Ergebniss der Discussion wenig geändert, und auch betreffend die Llaga hätte ich jedenfalls nicht mehr erfahren, als ich ohnedies in Kenntniss bringen konnte. Zunächst aber seien noch einige zusätzliche Bemerkungen zu der Discussion in diesen Verhandl. (1897, S. 558—561, 609—621) gestattet.

Don Marcos Jimenez de la Espada kennt nur eine einzige Stelle in der einschlägigen Literatur, wonach die kleinen Könige oder Curacas der Insel Puna ihren Eunuchen Lippen und Nase abschneiden liessen, nachdem sie sie entmannt hatten, damit, ausser der materiellen Unmöglichkeit, auch das abstossende Aeussere sie hindere, den Concubinen gefällig zu sein. Offenbar ist das dieselbe Notiz, welche Zarate bringt (mir steht nur die französische Ausgabe zur Verfügnng: Histoire de la Découverte et de la Conquête du Perou, traduite de l'espagnol d'Augustin de Zarate, par S. D. C. Tome premier. A Paris, par la Compagnie des libraires, 1742. Avec privilège du Roi). Dort heisst es auf p. 25: „Der Herrscher dieser Insel [Puna] war sehr gefürchtet und respectirt von seinen Unterthanen, und so eifersüchtig, dass alle, die zur Bewachung seiner Frauen bestellt wurden, ja selbst alle Dienstboten entmannt wurden; und man schnitt ihnen nicht nur die Geschlechtstheile, sondern auch, um sie zu entstellen, die Nase ab." Auch Bastian berichtet dasselbe (Die Culturländer des Alten America, Berlin 1878, I. Bd., S. 593): „Der Cacique in Puna liess die Hüter seiner Frauen nicht nur entmannen, sondern ihnen auch Nase und Lippen abschneiden, damit sie nicht verführerisch aussähen (s. Oviedo). Die Frauen in den Klöstern Perus wurden von Eunuchen gehütet (nach Diego de Molina)."

Unter den Strafen, die Bastian (a. a. O. S. 548 ff.) nach Herrera aufführt, findet sich keine Strafe der Verstümmelung, ebenso wenig bei Rivero und Tschudi (Antigüedades Peruanas, Viena 1851, p. 81—82). —

Jimenez de la Espada will aber diese Stellen nicht auf unsere Peruaner-Vasen beziehen; er schreibt die betr. Läsionen einer für Peru charakteristischen Krankheit, der llaga oder uta zu und führt als Quelle für seine Angaben die Reisebeschreibung eines Hrn. Barraillier aus dem Boletin der Geographischen Gesellschaft in Lima an. In seinem Bericht an Polakowsky giebt er ein Referat derselben. Da die Originalstelle, wie aus der Anmerkung (Verhandl. 1897, S. 612) hervorgeht, schwer zugänglich ist, habe ich sie in meinem Aufsatze „¿Lepra precolombiana?" ungekürzt wieder abdrucken lassen. Der volle Titel lautet: „E. Barraillier, Viaje à Andamarca y Pangoa. Bol. de la socied. geograf. de Lima, Tomo II, Nr. 4—6, Set. 1892, p. 121—144." Auf S. 141—142 findet sich die Beschreibung der llaga; ich gebe eine möglichst wörtliche Uebersetzung des Originals:

„Ich will nun von dem grossen Fehler von Pangoa sprechen und seine Krankheiten beschreiben. Da sie zum grössten Theil dieselben sind, wie sie in allen Berg-Gegenden vorkommen, werde ich mich speciell nur mit einer besonderen Eigenthümlichkeit von Pangoa beschäftigen, der llaga oder uta.

„Die Ursache dieser merkwürdigen Krankheit ist bis jetzt noch ziemlich unbekannt, obwohl die Mehrzahl der Personen, welche sie beobachtet haben, darin übereinstimmen, dass sie durch Berührung mit einer giftigen Fliege hervorgerufen wird.

„In der That, da Pangoa ein sehr feuchter Ort ist, so kann man ganz gut glauben, dass die Miasmen, welche sich aus den Wasserpfützen her verbreiten, diese so schrecklichen Fliegen erzeugen (L.-N.). Nach meiner Meinung kommt dem Gifte dieser Insecten noch sehr die Unreinlichkeit und Unmässigkeit der Arbeiter in diesen Gegenden zu Hülfe.

„Reinlichkeit ist erste Bedingung zur Gesundheit in den Berg-Gegenden, und nur zu viele Personen vernachlässigen sie, trotzdem sie so abschreckende Beispiele vor Augen haben.

„Die llaga kündet sich durch eine starke Hitze in dem befallenen Körpertheile an; dieses ist gewöhnlich die Nase. Diese schwillt dann an und verfärbt sich, bis sie schliesslich violet und schwarz wird.

„Dann bedeckt sie sich mit einem aschfarbenen Pulver; damit beginnt die Gangrän des Fleisches, das so allmählich abfällt; schliesslich verschwindet die befallene Partie vollständig und lässt ein schreckliches Loch zurück, das täglich grösser wird.

„Ich sah in Andamarca eine Person, die ein lebender Schädel zu sein schien. Die Nase war verschwunden; fünf oder sechs obere Zähne standen inmitten einer durch die llaga verursachten Oeffnung hervor. Von der Nase geht dieses Uebel regelmässig auf die Kehle über, wo es seinen Zerstörungs-Process beendet und den Unglücklichen unter grässlichen Schmerzen nach und nach zu Grunde gehen lässt.

„Noch sah ich zwei andere Fälle von llaga; der eine betraf die Hand, bereits waren die Knochen zum Vorschein gekommen; in dem anderen war die eine Wade vollständig weggefressen.

„Glücklicherweise ist diese Krankheit nicht contagiös.

„Die besten Heilmittel sind nach meiner Anschauung die Aetzmittel.

„Hinzufügen möchte ich noch, dass ich nie gesehen habe, dass jemand, der die Reinlichkeit liebte, mochte er nur auf der Reise begriffen sein oder in Pangoa leben, an diesem Uebel litt, was genügend beweist, dass Schmutz und Unmässigkeit zum grossen Theile die Schuld daran trägt. —

„Die zweite für Pangoa charakteristische Krankheit ist die Mirunta u. s. w." (So werden Eiterpusteln genannt, aus denen sich eine Made ausdrücken lässt; wenn man Abends die Kleider liegen lässt, legen Insecten ihre Eier darin ab; die ausschlüpfende Made bohrt sich in die Haut ein und verursacht die Pusteln.)

Mit solcher Beschreibung der llaga von durchaus unwissenschaftlicher Seite her ist nun doch recht wenig anzufangen; ein Grund, hier eine specielle Krankheit anzunehmen, liegt nicht vor. Meine Hauptbedenken sind sprachlicher Art. Das Wort llaga bezeichnet im Spanischen: Geschwür, Wunde, offene Stelle. Im „Diccionario nacional de la lengua española por Dominguez, Madrid 1860", wird ‚*ulcera*' (Geschwür), im „Primer Diccionario general etimológico de la lengua española por D. Roque Bárcia, Madrid 1881" ‚*Desunion de la carne, causada por corrosion ó por herida*' (herida = Wunde) dafür angegeben. In einer Stelle bei Rivero und Tschudi (Antigüedades Peruanas, Viena 1851, p. 123) ist von „llagas, heridas ó contusiones, en una palabra, toda contusion externa" („llagas, Wunden oder Contusionen, mit einem Worte, jede äussere Contusion") die Rede. Auf die in den beiden genannten Dictionarien angeführten figürlichen Wendungen will ich nicht weiter eingehen. Llaga bezeichnet also wohl den Effect einer Krankheit.

nie aber diese selbst! Genaueres kann ich über den sprachlichen Gebrauch des Wortes llaga in Argentinien mittheilen, wo ich eingehende Erkundigungen eingezogen habe. Eine Krankheit llaga giebt es in ganz Argentinien nicht! Wenn man von llagas (gewöhnlich im Plural) spricht, versteht man darunter zunächst Hals- und Rachen-Affectionen. Es ist ein volksthümlicher Ausdruck für geschwürähnliche Bildungen verschiedenster Art und verschiedensten Sitzes: wie gesagt, wenn man von llagas sprechen hört, denkt man zunächst an die eben bezeichneten Affectionen. „Tiene llagas en la garganta" ist wohl eine der häufigsten Redewendungen, in denen das Wort gebraucht wird (= er hat llagas im Halse). Fragt man dann genauer, so heissen Affectionen leichterer Art llagas benignas, gefährliche llagas malas oder llagas negras. Speciell die Diphtherie wird in den hiesigen ärztlichen Kreisen dem Publicum gegenüber mit „llagas" (Plural!) oder „llagas negras" bezeichnet. Jede Bläschen-Bildung auf der Zunge und im Halse sind „llagas en la lengua, — en la boca, — en la garganta" (llagas auf der Zunge, — im Munde, — im Rachen); ist die Affection stark, heisst es sogar: „tiene toda la boca una llaga viva" oder „la boca es una llaga viva" (sein ganzer Mund ist eine starke llaga). Ich hörte sogar von „llagas en el interior" (im Inneren).

Auch die Blasen, welche Zugpflaster u. s. w. ziehen, sind llagas, ebenso die nach Verbrennungen: „se le ha formado una llaga."

Bei einer infectiösen Entzündung der unteren Partien des Unterschenkels hiess es: „se le ha formado una llaga viva en la pierna" (pierna = Bein).

Ebenso sind oberflächliche Haut-Affectionen, die lange nicht heilen wollen, llagas.

Geschwüre und Wunden, namentlich eiternde, sind llagas. So sagt man statt „las cinco heridas de Nuestro Señor" gewöhnlich „las cinco llagas de Nuestro Señor", wenn man von den fünf Wunden Christi spricht. Ebenso heissen „llagas" die Wunden des Sanct Rochus, des Schutzpatrons in Krankheit und Pestilenz. —

Sehr häufig gebraucht man besagten Ausdruck für venerische Affectionen, wie es ja in der Natur der Sache liegt. Sowohl der Primär-Affect bei Mann und Frau, wie die späteren Eruptionen, namentlich im Halse (garganta!) werden so bezeichnet. „Ah, este tiene llagas!", oder „este está con llagas" heisst es dann.

Interessant ist der wenn auch recht seltene Gebrauch der Verbalform „llagado" (mit llag. behaftet): „este está llagado!" — „Un individuo, que tiene cuatro, cinco lagas [en la garganta z. B.], está todo llagado", wurde mir erklärt: „ein Individuum, das 4, 5 llagas [im Halse z. B.] hat, ist vollständig mit llagas behaftet".

Wir dürfen somit für Argentinien unter llaga die vulgäre Bezeichnung für ätiologisch sehr verschiedene geschwürähnliche Erscheinungen zu verstehen haben; keineswegs ist es der Name einer oder der betreffenden Krankheit! —

Um zu erfahren, wie es sich mit den von Dr. Carrasquilla dem Hrn. Polakowsky gegenüber geäusserten Behauptungen verhalte, schrieb ich an Dr. Carrasquilla: er hat mir sofort in liebenswürdigster Weise geantwortet und in jeder Beziehung Aufschluss ertheilt. Auch hier spreche ich ihm meinen verbindlichsten Dank für seine Zuvorkommenheit aus. Ich will zunächst hier dasjenige seines Briefes mittheilen, was auf die llaga Bezug hat.

Hr. Carrasquilla schreibt mir: „Was die Special-Krankheit Perus, die sog. llaga, anbetrifft, der Hr. Jimenez de la Espada die Verstümmelungen auf den peruanischen Vasen glaubt zuschreiben zu müssen, so kann ich Ihnen nichts mittheilen, weil ich die betr. Beschreibung im Boletin de la sociedad geográfica de Lima nicht kenne; aber es giebt in Columbien eine specielle Krankheit, die anscheinend recht grosse Aehnlichkeiten mit der peruanischen ‚llaga' aufweist. Diese

Krankheit kennt man hier unter dem Namen „Buba" oder „Bubon de Velez", und Dr. R. Azuero hat darüber eine Monographie veröffentlicht, die ich Ihnen mit zugehen lasse. Darin wird die Krankheit beschrieben und als eine Krankheit sui generis betrachtet, verschieden von Krebs, Scrophulosis, Syphilis und Tuberculosis, obwohl die bakteriologischen Nachweise für eine derartige Annahme noch fehlen.

Da diese Krankheit (nach Dr. Azuero) in ihrer zweiten Periode die Nase angreift und sie fast vollständig zerstört, ausserdem die Oberlippe erfasst, wenn auch nicht zerstört, so könnte daraus hervorgehen, dass es dieselbe Krankheit, wie die peruanische llaga, ist. Sie werden aus dem Vergleiche beider ja ersehen, ob man sie mit anderen Krankheiten identificiren oder wohl eher davon abzutrennen hat. In jedem Falle können die Verstümmelungen an den peruanischen Thon-Gefässen weder die llaga, wie dies Hr. Jimenez de la Espada behauptet, noch den „Bubon de Velez", noch viel weniger die Lepra darstellen, weil die ersten beiden nicht die Füsse in Mitleidenschaft ziehen, die Lepra aber u. s. w." (Ich komme später darauf zurück, warum nach Dr. Carrasquilla es sich nicht um Lepra handeln kann.)

„Wenn die llaga", fährt Hr. Carrasquilla fort, „ein Lupus ist, wie man behauptet, ebenso wie der „Bubon", dürfte man ebenso wenig daran denken, dass sie auf den Henkel-Flaschen dargestellt worden ist: denn anscheinend war die Tuberculosis in der Neuen Welt ebenso unbekannt, wie Lepra und Syphilis, Geschenke, mit denen uns die Conquistadoren beglückten: und da die Thonwaaren präcolumbischen Ursprungs sind, so konnte man schlechterdings keine Krankheits-Erscheinungen darstellen, die damals noch gar nicht existirten."

Was die von Hrn. Carrasquilla angezogene Monographie anlangt, so lautet der volle Titel: „Buba ó Bubon de Velez. Por el doctor Roberto Azuero. Revista Medica de Bogotá, año XIX, No. 222, Bogotá (Colombia), oct. 1897." Ich habe den grössten Theil der Arbeit, namentlich die Abschnitte über Genese, Aetiologie und Symptomatologie, in meinem Ihnen heute übersandten Aufsatze wieder abdrucken lassen. Hiernach handelt es sich um eine epidemisch in bestimmten Zonen auftretende Krankheit, aber nur bei einem Klima mit mehr als 20° C.; sie befällt beide Geschlechter, namentlich die ärmeren Classen (der äusseren Verhältnisse wegen). Ist contagiös, die Uebertragung geschieht durch Insecten oder Gebrauchs-Gegenstände. Bakterieller Nachweis fehlt vorläufig noch, indess sind Präparate nach Deutschland zur Untersuchung gesandt worden. — Der Verlauf der Krankheit zeigt 3 Perioden. In der ersten treten Papeln auf den entblössten Hautstellen, mit Prädilection an Hand- und Fussrücken auf, die zu Pusteln werden; dazu kommt Veränderung in der umgebenden Haut und Lymphangitis. Die Pustel dickt allmählich ein, der Schorf fällt ab, es bleibt ein scharfbegrenzter Substanzverlust mit stinkendem Eiterbelag zurück. Nach der Heilung sieht man entsprechende Narben, die nach Azuero für die Diagnose sehr wichtig sind. Nach einem Jahre treten nehmlich, nachdem sich Patient ganz wohl befunden, mit einem Male Affectionen und Ulcerationen in den nasopharyngealen Partien auf, auch in der Nase selber, die stark anschwillt. Die Ulcerationen werden grösser, zerstören die Nasen-Scheidewand und die knöchernen Theile, greifen dann auch auf die Oberlippe über. Nase und event. Oberlippe werden stark hypertrophisch, so dass die Kranken den Anblick einer facies lupina gewähren. Auch die Ulcerationen der Rachen-Gegend greifen immer mehr um sich; schliesslich resultirt in der 3. Periode vollständige Kachexie, und der Betroffene geht zu Grunde. — Differential diagnostisch wichtig sind die Narben vom 1. Stadium her. —

Es ist hier nicht der Ort, nach dieser kurzen Skizzirung, die möglichst im Anschluss an das Original gegeben wurde, weiteres über diesen „Bubon“ anzuführen: ebenso wird man sich einer Kritik vorläufig zu enthalten haben, bis Genaueres auch von anderer Seite her darüber mitgetheilt wird. Wie sich die Sache auch verhält, um Buba scheint es sich bei unseren peruanischen Thonfiguren nicht zu handeln.

Um nun wieder auf die llaga zurückzukommen, so schrieb ich deswegen an Hrn. Dr. Rudolf Lenz, Professor am Instituto pedagógico in Santiago de Chile, und auch ihm verdanke ich recht wichtige Notizen. Hr. Lenz schreibt:

„Llaga bedeutet in Chile und, soviel ich weiss, heute überall in America (ich habe es für Costa Rica und Honduras durch meine Schüler constatirt) jede offene Wunde, die nicht durch äussere Verletzung hervorgerufen ist, also ganz besonders alle eiternden Geschwüre und ähnliche Affectionen. Die Bedeutung „las 5 llagas de Cristo“ entspricht nicht dem heutigen Sprachgebrauch. In älterer Zeit und so auch gelegentlich noch in der Literatursprache war die Bedeutung von llaga allgemeiner. Denken Sie an das deutsche „Wundmale Christi“, das man ja sonst auch nicht gebraucht. Soviel ich weiss, sind in Chile, besonders an den Unterschenkeln, offene eitrige Wunden häufig. Ich bin also durchaus Ihrer Meinung: „llaga“ ist nicht eine besondere Krankheit, sondern eine besondere Krankheits-Erscheinung, deren Ursache sehr verschiedener Art sein kann. Ich habe zufälligerweise von den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft Kenntniss, weil Dr. Polakowsky mir die betr. Debatte zuschickte. Eine eigene medicinische Ansicht habe ich begreiflicherweise nicht: doch glaube ich nicht an die vorcolumbianische Lepra. In Chile ist diese Krankheit überhaupt erst in 3 Fällen constatirt, 2 davon vor einigen Jahren durch den deutschen Dermatologen Dr. Frömel (der inzwischen verstorben), der dritte Fall vor einigen Wochen in Valparaiso bei einem Portugiesen vom Cabo Verde. Auch die beiden ersten Fälle waren bei Einwanderern. Hätte die Krankheit früher in Peru und Bolivien bestanden, so wäre sie wahrscheinlich über ganz Süd-America mehr oder weniger verbreitet. Lupus kommt vor, aber ich glaube unter denselben Formen, wie anderswo, nicht endemisch. Dass bei den Indianern andere fressende Geschwüre vorkamen, ist mehr als wahrscheinlich. An Bezeichnungen dafür fehlt es nicht: einige sind charakteristisch für den vorliegenden Fall. Man vergleiche:

Araucanisch.

Febrés (Arte de la Lengua general del reyno de Chile, Lima 1765).

p. 534, loy, lloy: llaga; lloycatun: llagarse.

Keshua.

Middendorf (Wörterbuch des Runa Simi oder der Keshua-Sprache. Leipzig 1890).

p. 509. 'hut'u: carcomido i podrido (auch von cariösen Zähnen) [wurmstichig und verfault].

p. 502. 'hucuya: ulcera de las narices ó de la mejilla, de naturaleza escrofulosa o sifilítica [Geschwüre der Nase oder Wange, scrofulös oder syphilitisch]. Davon abgeleitet: 'hucuyayoj: afectado de ulceras (die deutsche Uebersetzung sagt: „mit Lupus behaftet!“).

Aimará.

Bertonio (Vocabulario de la lengua aymara. Juli 1612: Neudruck, Leipzig 1879),

I. p. 289, queri: postillas que salen en los labios i en otras partes del cuerpo, itambien la llaga con su costra que remeta de algun golpe. [Schorfe, die sich auf den Lippen und anderen Theilen des Körpers bilden, und

ebenso das Geschwür mit seinem Schorf, das von einer äusseren Verletzung herrührt.] Da queri auch Schuppen des Fisches bedeutet, so ist die Grundbedeutung ‚Schorf auf der Wunde', was, wie oben angedeutet, auch bei Verletzungen vorkommt, aber hauptsächlich bei eiternden und fressenden Wunden.

I. p. 269, llaga de enfermedad: queri. Es wird besonders aufgeführt: llagado en la boca, mano etc. [mit Geschwüren im Munde, an der Hand u. s. w. bedeckt]: llaca queri (Mund-, Lippen-Wunde), ampara queri (Hand-, Unterarm-Wunde).

II. p. 89, choco usu: mal de viruelas [Pocken]; hanka usu: sarampion [Masern]. usu = enfermedad [Krankheit]; d. h. wohl nicht wörtlich dieselben Krankheiten, sondern schwere Krankheiten mit Ausschlag.

„Im Araucanischen scheint es keine besonderen Krankheiten mit Haut-Ausschlag zu geben, wenigstens wird für viruela und sarampion das spanische Wort gebraucht: perte (= peste, was ohne Weiteres mit „Pocken" zu übersetzen ist), und charam (abgekürzt aus sarampion)."

Soweit Dr. Lenz. Ich füge seinen Angaben noch hinzu:

Moxa.

Marban (Arte de la lengua Moxa. Publ. por nuevo por Julio Platzmann. Leipzig 1894),

p. 269, llaga: Posirè. Nezimoyocò. Nuñaña. nesococo. llaga hecha con fuego [mit Feuer beigebrachte Ll.]: nezama, nihuine.

p. 581, Posire, Nuposira: llagas malignas.

Quichua.

Mossi (Diccionario Castellano-Quíchua, Sucre 1860).

llaga: kquiri, ó chhocri.

llagado: kquiri, kquiriyoc, kquirichascca, chhocri, chhocriyoc, chhocrisca.

llagar: kquirichani, chhocrichani.

kquiri: llaga, ó herida [Wunde].

xquirichani: herir [verwunden], hacer llaga [eine Ll. beibringen].

xquirichascca: llagado, herido [mit Ll. behaftet, verwundet].

xquiriyoc: el herido, ó liciado [der Verwundete oder mit einem äusseren Schaden Behaftete].

xquiritucuni, vel xquirimcani: estar herido [verwundet sein].

xquirichacayani: estar tendido del dolor de las heridas [vom Schmerze der Wunden geplagt sein].

xquirizapa: lleno de heridas [voller Wunden].

xquirichacuni: llagarle, herirle en muchas partes.

xquirihamppi: medicina de llaga.

Fray Domingo de S. Thomas (Grammatica, ó arte de la lengua general de los Indios de los Reynos del Peru. Impresso en Valladolid (1560)]. Original.

p. 72, llaga con materia: queree, o quee.

llagoso: queree çapa.

p. 169, Quee, o queree: materia de llaga.

Queecapa: llaga con materia.

Quereeçapa: llagoso, lleno [voll von] de llagas.

Quereeyani, gui, ó chopoyani, gui: apostemarse, con postema o llaga [postema = Geschwür. Abscess].

p. 139. Hutheuni, gui, ó checrini, gui: descalabrar [verletzen, verwunden].

Hutheusca: descalabrado.

Hutoscoro: gusano, que come trigo verde en la haza [der Wurm, der den grünen Weizen in dem Garbenfelde (haza) frisst].

p. 124, Chocrini, gui: herir [verwunden].

Chocrisca: herida [Wunde], idem p. 65.

Indem ich Hrn. Lenz nochmals danke, kann ich bemerken, dass ich auch für Uruguay und die Canarischen Inseln denselben Gebrauch des Wortes llaga, wie für die übrigen spanischen Länder, feststellen konnte, was bei den Verhältnissen unseres Museums, wo augenblicklich 10 Nationen mit 8 verschiedenen Sprachen vertreten sind (früher waren es noch mehr!), nicht allzu schwer fiel. Llaga bedeutet also krankhafte Affectionen, nie aber die Krankheit selber. Von Perú weiss ich es nicht direct, aller Wahrscheinlichkeit nach verhält es sich aber ebenso. Was Hr. Barraillier beschrieben hat, wären eben nur llagas „in der Nase" u. s. w. Er hat wahrscheinlich (als Ausländer?) die Bedeutung des Wortes nicht recht verstanden. Es ist nicht zu bezweifeln, dass an den von Hrn. Barraillier beschriebenen Stellen Perus derartige Affectionen, eben „llagas", vorkommen, aber welcher Art dieselben sind, entzieht sich, wie man ja aus dem Original-Bericht am besten ersieht, ganz der Beurtheilung. —

Bezüglich des Quichua-Wortes uta konnte ich nichts weiter ermitteln. Hr. Jimenez de la Espada leitet es vom Verbum huttuni ab, das bei Mossi (l. c.) mit: roer el gusano el maiz en su caña [das Zernagen des Maises in seinem Halme durch die Made] übersetzt wird; Middendorf (l. c. p. 510) giebt an „'hut'uy, v. intr. picarse, podrirse [verfaulen, cariös werden, angehen"]; Domingo de S. Thomas (l. c.), wie wir schon sahen, „huthcuni: descalabrar [verletzen, verwunden]; hutoscoro: gusano, que come trigo verde en la haza" [der Wurm, der den grünen Weizen im Garbenfelde frisst]. —

Zur Bekräftigung seiner Ansicht, dass es sich bei den Verstümmelungen der Peruaner-Gefässe um diese specifische Krankheit llaga handle, hat Don Marcos eine Stelle in einer der Relationen des Santillan (Relacion del orígen, descendencia, política y gobierno de los incas por el licenciado Fernando de Santillan, p. 117, in ‚Tres relaciones de antigüedades peruanas'. Madrid 1879) angezogen, wo von einem „Mal de los Andes", „einer Art Krebs", die Rede ist. Damit bezeichnet man in den Gebirgs-Gegenden Argentiniens die Berg-Krankheit, die man, wie mir Ambrosetti sagte, in Argentinien auch „Puna", in Chile und Perú „Soroche" nennt. Auf derartige Stellen in den alten Chronisten ist nicht viel zu geben: Ambrosetti theilte mir eine ähnliche aus Zárate mit (Histoire de la découverte et de la conquête du Pérou, traduite de l'espagnol d'Augustin de Zárate par S. D. C. Tome I. Paris 1742), wo es auf p. 16 heisst: „Dieses Land [Peru] ist sehr heiss und sehr ungesund, man ist dort ganz besonders gewissen Warzen oder einer Art sehr schlimmer und sehr gefährlicher Furunkel ausgesetzt, welche im Gesicht und an den übrigen Theilen des Körpers auftreten; sie dringen weit in die Tiefe und sind mehr zu fürchten als die kleinen Pocken und fast ebenso wie die Beulen der Pest." Nun, das kann eben alles Mögliche sein! Wie mir der hier sehr bekannte Hr. Samuel A. Lafone Quevedo erzählte, giebt es auch in den niedriger gelegenen Gegenden der Moxos und Chiquitos in Bolivien eine Krankheit „Espundia"; Näheres wusste er nicht. Jedenfalls hat man auf so unbestimmte Nachrichten aus den alten Chroniken und auf Provincialismen nicht viel zu geben; soviel geht jedenfalls

hervor, dass in Peru und überhaupt in den heissen Gegenden Süd-Americas Krankheiten, die das Gesicht angreifen, häufig waren und es noch sind; welcher Natur dieselben waren, lässt sich nicht daraus ersehen.

Ehe ich auf den Brief des Hrn. Carrasquilla zu sprechen komme, möchte ich vorher noch kurz erwähnen, dass sich auch im hiesigen Museum Darstellungen von Gefangenen befinden. Hr. Virchow hat darauf aufmerksam gemacht, dass keine der von ihm früher (Verhandl. 1873. S. 153. Taf. XV) publicirten Holz-„Götzen" von den Guano-Inseln (es sind Gefangene) Verstümmelungen der Nase u. s. w. aufweisen. Ganz ebensolche Holz-Figuren bildet auch Wiener (a. a. O. S. 580) ab, auch sie sind unverstümmelt. Genau dieselben Figuren, in Thon gebildet, finden sich bei Seler (a. a. O. Taf. 27, 13—19); ebensolche im La-Plata-Museum. Bei einer sind nur die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, bei den anderen 12 läuft ausserdem ein dicker Strick um den Hals. Ausserdem haben wir noch 2, bei denen der Strick eine Schlange darstellt, die den Betreffenden in den Penis beisst, wie auch Rivero und Tschudi (l. c. Taf. 24) ein ebensolches Exemplar abbilden. Sämmtliche dieser Figuren sind unverstümmelt. —

Von Thongefässen, welche Mutilationen des Gesichtes, bezw. der Füsse aufweisen, besitzt das La-Plata-Museum 10 Stück. Sie sind denen Ashmead's und denen aus dem Berliner Museum möglichst ähnlich, zum Theil mit ihnen anscheinend identisch, z. B. der auf dem Bauche liegende und der blinde, die Trommel schlagende Bettler. Eines der Gefässe stellt nur den Kopf, die anderen ganze Figuren dar. Bei einer (Fig. 2 meiner Tafel) ist nur die Nase verstümmelt, die Lippen wulstig vorgetrieben. Ob die Füsse verstümmelt, lässt sich nicht erkennen. — Bei einer anderen (Nr. 10) fehlen die Nase und die Füsse; auf dem Kinn ist eine grosse Wanze gezeichnet, soll das vielleicht den „Wurm" darstellen, der die Nase weggefressen? (Ich habe das Stück in natürlicher Grösse abbilden lassen.) — Bei allen 6 weiteren fehlen Nase und Oberlippe, bei den letzten 2 Nase und beide Lippen, worauf man bisher anscheinend noch nicht geachtet hat. Speciell dem auf dem Bauche liegenden Bettler fehlen an unserem Exemplare ganz deutlich beide Lippen; beide Zahnreihen sind sichtbar (leider lässt sich gerade dieses auf meiner Tafel nicht deutlich erkennen). Die von Hrn. W. von den Steinen angefertigte Zeichnung des Berliner Exemplars giebt über dieses Verhalten keine genauere Auskunft. — Bei einem Exemplar (Fig. 8), dem Oberlippe, Nase und Füsse fehlen, ist die Unterlippe ganz enorm prominent. — Deutlich erkennbares Fehlen der Füsse bei 5 Gefässen, damit in Combination einmal (Nr. 10, wo auf dem Kinn die Wanze gezeichnet ist) Fehlen der Nase, dreimal Fehlen von Nase und Oberlippe, einmal (der auf dem Bauche liegende) Fehlen der Nase und beider Lippen. Diese 5 Gefässe mit deutlichem Stumpfe zeigen in diesem eine Kerbe, die dreimal transversal, zweimal sagittal verläuft. — Der Auffassung Polakowsky's, dass einige dieser Kunstwerke durch den besonders scharfen Rand der Verstümmelungen auf chirurgisches Eingreifen schliessen lassen, kann ich nicht beipflichten; die Ausführung auch der Verstümmelungen entspricht dem Charakter der gesammten Figur. Bei derartigen sind auch andere Theile des Körpers, z. B. Augen u. s. w., „scharf wie mit dem Messer" zugeschnitten. —

Ich komme nun zu dem Briefe des Hrn. Carrasquilla aus Bogotá: indem ich auf seinen ausdrücklichen Wunsch alles das persönliche Gebiet Berührende weglasse, womit er sein Nicht-Antworten nach Europa begründete, und ihm auch an dieser Stelle wiederholt bestens danke, gebe ich seine Darlegungen nach Gesichtspunkten geordnet wieder.

Was seine Ansicht, die Lepra habe in America zur vorcolumbianischen Zeit noch nicht bestanden, anbelangt, so schreibt er mir:

„Die einzige Angabe, die mir in der von mir studirten einschlägigen Literatur aufgestossen ist, war eine Stelle, wonach in den „Llanos" eine Gruppe (poblacion) von Leprosen existirte; da aber diese Notiz von einem Spanier herrührt, der nicht Arzt war, und da die Spanier diesen Namen jeder beliebigen Haut-Krankheit beilegten, scheint mir diese Angabe ohne Belang. Ich fand sie in der ‚Coleccion de documentos inéditos etc.' Ich citire folgende Stelle aus Tomo II, p. 463 ff.:

‚Lepra. Diese Nation (Tunevos) ist von Natur aus mit Lepra behaftet, womit sie alle bedeckt sind, und wie man mir sagt, ist es ein Leiden, das sie zu Grunde richtet und sich von Vater auf Sohn vererbt. Wegen dieser Krankheit sehen sie ekelhaft aus, und ihre Gleichgültigkeit hat sie unbeständiger gemacht, als sie vor ihrer Ansiedelung waren.'

„Diese Notiz bezieht sich auf Pilar de Patute, eine Ortschaft, womit diejenigen Ortschaften aufhören, welche die Jesuiten-Patres im Norden des Rio Casanare besassen, und obwohl der Ort zu den ältesten gehört, hat er sich so wenig weiter entwickelt, dass sein Untergang bedauernswerth ist. Es gründete ihn im Jahre 1661 der Pater Juan Fernandez Pedroche am eigentlichen Abhang der Serrania oder Cordillera, um zwischen den Hauptplätzen der Flüsse Ele und Tame, oder vielmehr unmittelbar an denen des ersten Flusses bleiben zu können. Seine Bewohner bildeten Angehörige des Stammes der Tunevos, die heute nur noch in spärlichen Resten existiren. (Coleccion de documentos inéditos sobre la Geografía y la Historia de Columbia recopilados por Antonio B. Cuervo. Seccion segunda, Tomo III. 1893. – Informe reservado . . . . del Mariscal de Campo, Dn. Eugenio de Alvarado, de orden superior del Excmo. Sr. Conde de Aranda. p. 223.) —

„Dieses Werk citirte ich dem Dr. Polakowsky[1], und wie Sie sehen, bezieht es sich auf die Frage, ob die Lepra in America vor Columbus schon bestanden hat oder nicht.

„Den Beweis dafür, dass die Spanier jede beliebige Haut-Krankheit Lepra nannten, und dass die Krankheit, woran die Tunevos litten, keine Lepra war, giebt uns folgender Passus des Pater Rivero: „„Ganz das Gegentheil davon ist die Nation Tuneva; nicht kennt man gröberes oder unreineres Volk in dieser ganzen Gebirgs-Gegend, das so dem Tratsch und Klatsch zugethan; Mann wie Weib gehen sie einher nur bekleidet mit einigen Fetzen grober und schmutziger Leinwand, fast ähnlich der Kleidung der Armenier, welche sie von oben bis unten bedeckt: um

1) Von dem von Hrn. Carrasquilla citirten Werke konnte ich leider nur die beiden ersten Theile der ersten Abtheilung in der National-Bibliothek zu Buenos Aires auftreiben; die von Hrn. Carrasquilla erwähnten Stellen finden sich in den übrigen, mir nicht zugänglichen Bänden. Die von mir eingesehenen beiden Bände, welche nichts auf unsere Frage Bezügliches enthalten, führen den Titel: „Coleccion de documentos inéditos sobre la geografia y la historia de Colombia recopilados por Antonio B. Cuervo durante su permanencia en España como ministro de la República y publicados por orden del Gobierno nacional (Administracion C. Holguín). Seccion 1ª. Geografia y viajes. Tomo I. Costa Atlántica (impresion dirigida y revisada por Francisco Javier Vergara V.). Bogotá 1891. Imprenta de Vapor de Ijalamea Hermanos. 559 Seiten." — „Colleccion de documentos inéditos sobre la Geografia y la Historia de Columbia recopilados por Antonio B. Cuervo durante su permanencia en España como ministro de la República. Seccion primera. Geografia y viajes. Tomo II. Costa pacifica. Provincias litorales y Campañas de los Conquistadores. Bogotá. Casa editorial de J. J. Pérez. Director, F. Ferro. 1892. 544 und XX Seiten."

nichts kümmern sie sich so wenig, als um das Kämmen, so dass ihr Haar zerzauset und voll von kleinen unreinen Thierchen ist, und es ergötzet sie baass gemächlich im Sonnenschein zu sitzen, dieselben zu fangen und zu verspeisen, so dass auch nicht eines mehr übrig bleibet; und ihre Lieblingsspeise bildet ein Stück fauligen Fleisches, und je mehr es stinket, schmecket es ihnen um so besser. Sie leiden an einer gewissen schmutzigen und ekligen Krankheit, so carate heisset, und ist sie nach Art der Lepra, womit sie bedeckt sind bis zum Gesicht und auf den Händen, mit einigen blauen und weissen Flecken, die da erschrecklich anzuschauen sind; und diese Leut sind so barbarisch, dass sie sich dessen rühmen und mit solcher Krankheit Staat machen, also dass, so eines ihrer Frauenzimmer nicht carate besitzet, niemand sie zum Weibe begehret; weswegen man ihr, nach altem Herkommen und damit sie nicht um die Heirath komme, etwas zu trinken giebt, so carate entstehen lässet, und findet sie dann mit nicht mehr Vatersgut und Mitgift als damit das, so ihr zukommet, und soviel Freiersleut, als wenn sie in dem carate ein Majorat oder Grafschaft oder die flandrischen Staaten besässe."" (Historia de las Misiones de los Llanos de Casanare y los rios Ornoco y Meta, escrita en el año 1736 por el Padre Juan Rivero, de la Compañia de Jesús. — Bogotá, Imprenta de Silvestre y Compañia 1883. Capítulo XVI. Del Sitio y Naciones à las cuales fueron enviados nuestros primeros misioneros. p. 54—55. —

„Hiernach ist es ersichtlich, dass Alvarado den „Carate" der Tunevos für Lepra ansieht, um so leichter, als der nämliche Pater Rivero sagt, dass die Krankheit (der Carate) nach Art der Lepra (mit blauen und weissen Flecken auftretend), beschaffen ist. Die Gegend, welche die Tunevos innehaben, entspricht durchaus in dem Berichte des Pater Rivero der Ortschaft, auf welche sich Alvarado bezieht; so bleibt auch nicht der geringste Zweifel, dass letzterer, wo er sagt: „„die Nation Tuneva war von Natur mit der Lepra behaftet, womit alle bedeckt sind"", sich auf den Carate bezieht, eben jene Krankheit, welche der P. Rivero unter diesem Volke antraf." —

Betreffs des Fehlens der Lepra unter den eingebornen Indianer-Stämmen heisst es:

„Ich theilte dem Dr. Polakowsky noch verschiedene Thatsachen mit, wie z. B., dass die Lepra unter den wilden oder halb-civilisirten Stämmen, welche noch in keiner Berührung mit den Europäern oder deren Nachkommen oder nur in sehr beschränkten Handels-Beziehungen mit ihnen stehen, nicht existirt. Ich erwähnte ihm gegenüber u. a. die grosse Halbinsel Goagira, die im Nordosten an der atlantischen Küste von den Eingebornen bewohnt wird; die östliche Gegend, bekannt unter dem Namen „llanos de Casanare y San Martin", eine weite Ebene, die sich bis zum östlichen Ausläufer der Cordillere der columbianischen Anden erstreckt, bespült von den Zuflüssen des Orinoco und Amazonenstromes, wo einige wilde Stämme und Reste alter eingeborner, halb unterworfener Ansiedler existiren, ohne dass sich unter ihnen auch nur eine Spur von Lepra finden liesse; ferner das Fluss-System des Opón, eines Nebenflusses des Magdalena, wo ebenfalls noch einige Naturstämme, frei von besagter Krankheit, anzutreffen sind."

In Bezug auf den Eroberer Jimenez de Quesada heisst es:

„Im Privat-Gespräch mit Dr. Polakowsky über die Existenz der präcolumbianischen Lepra äusserte ich ihm gegenüber, dass nach meiner Auffassung diese Krankheit damals absolut unbekannt war und von den Spaniern bei der Entdeckung dieser Länder eingeschleppt wurde. Zur näheren Begründung führte ich an, dass D. Gonzalo Jimenez de Quesada, Eroberer des Nuevo Reino de Granada (welches heute die Republik Columbien bildet) und Gründer ihrer Hauptstadt Santafé de

Bogotá, der erste Lepröse gewesen, von dem man im Gebiete unserer Republik etwas erfuhr.

„In der „Advertencia" zu meiner „Memoria sobre la lepra griega en Columbia", welche ich der Berliner Conferenz vorlegte, sage ich: „„Ich bestimmte für diese Memoria die zahlreichen Documente, welche ich über die Einschleppung und Verbreitung der Lepra heutzutage in der Republik Columbien gesammelt habe — —:"" sah mich aber genöthigt, diesen Theil zu unterdrücken. Wenn ich ihn publicire, werde ich Ihnen ein Exemplar zugehen lassen, damit Sie frühere Angaben danach berichtigen können."

Es wird nun der Charakter der Lepra geschildert und auf die Peruaner-Vasen eingegangen:

„Hr. Prof. Virchow hatte der Berliner Conferenz einige Thongefässe vorgelegt, welche von Dr. Albert S. Ashmead aus New York eingesandt waren, die Verstümmelungen der Füsse, Nase und der Oberlippe aufwiesen, und da man in der Sitzung vom 13. October 1897[1]) vermuthete, dass derartige Verstümmelungen durch die Lepra hervorgerufen seien, so protestirte ich dagegen, als ich sie sah, und sagte, dass die Lepra in America vor der Entdeckung noch gar nicht existirt habe — die Gefässe waren, wie man behauptete, präcolumbianisch —: dass in Folge dessen diese Mutilationen nicht durch diese Krankheit veranlasst seien und man sie viel eher auf Strafen, die bei bestimmten Vergehen angewandt wurden, zurückführen müsse. Dieses hörte Dr. Polakowsky (S. 82), und theilte es, ohne dazu autorisirt zu sein und ohne dass ich eine Ahnung davon hatte, dass er darüber sprechen wollte, den Mitgliedern des Congresses mit. Veranlasst durch die Ausführungen des Dr. Polakowsky, trat noch während der Sitzung Hr. Virchow auf mich zu und fragte mich, was ich eigentlich zu Dr. Polakowsky bezüglich dieser Verstümmelungen gesagt hätte. Ich erwiderte, die Lepra habe weder in Columbien noch in einem anderen Theile Americas vor der Entdeckung bestanden, wofür ich zahlreiche Belege hätte: die Form der Mutilationen — rechtwinklig, senkrecht zur Axe des betreffenden Gliedes — entsprächen nicht denen der Lepra. Diese beständen in Absorbirung einiger Knochen des Metatarsus, so dass die übrigen unbeschädigt blieben; einige Male reichten sie bis zu den Knochen des Tarsus und nicht bis zu allen und liessen unregelmässige Narben zurück: die Verstümmelungen der Hände seien häufiger als die der Füsse — wie ich es in meiner Praxis beobachten konnte —, und die Thonsachen wiesen in gar keiner Hinsicht derartige Verhältnisse auf: deshalb müsse der Gedanke an Lepra ganz bei Seite gelassen werden. Auch die Nase [an den peruanischen Vasen] zeigt gerade Linien, die nicht den von der Lepra hervorgebrachten Verstümmelungen entsprechen: diese zerstört gewöhnlich die Nasen-Scheidewand, verschont die eigentlichen Knochen der Nase und die weichen Theile der Haut: auf den peruanischen Gefässen hingegen war, wie ich sah, die ganze Nase und auch die Oberlippe weggeschnitten, welch letztere, soweit es sich um Verstümmelungen handelt, im Allgemeinen von der Lepra verschont wird: denn wenn die Tuberkeln die Nase befallen, so deformiren sie dieselbe, ohne sie zum Verschwinden zu bringen.

„Dieses war mehr oder weniger das, was ich zu Hrn. Virchow sagte, und man kam nicht mehr auf dieses Thema in den Sitzungen der Conferenz zurück. —

„Die Mutilationen, welche die peruanischen Gefässe aufweisen, können nicht der Lepra zugeschrieben werden, denn

1) Mittheilungen und Verhandlungen der internationalen wissenschaftlichen Lepra-Conferenz zu Berlin im October 1897. II. Mittwoch den 13. October, Vormittags 11 Uhr, S. 79.

„1. verstümmelt die Lepra nicht in einer Form, dass Stümpfe mit so scharfen Rändern übrig bleiben,
2. fehlen an den Händen, die bei Leprösen viel häufiger angegriffen werden als die Füsse, analoge Verstümmelungen,
3. plattet die Lepra die Nase ab durch Zerstörung der Knorpel, lässt aber die Haut und die eigentlichen Knochen heil und zerstört nicht die Oberlippe.
4. würden die Thongefässe, falls man die Verheerungen der Lepra hätte darstellen wollen, andere, viel charakteristischere Spuren dieser Krankheit aufweisen, wie die Vergrösserung und monströse Deformation der Ohren, die Facies leonina; die Stirn voller Leprome, wie auch Wangen, Kinn und Lippen; die untere Lippe sehr beträchtlich herunterhangend, und auch die in Mitleidenschaft gezogenen Augen; alle diese leprösen Veränderungen hätte man leicht darstellen können, und sie würden, wenn man das beabsichtigt hätte, das Typische der Lepra wiedergeben.
5. Soweit man Sculpturen u. s. w. kennt, war es nicht üblich, Krankheiten oder Deformationen darzustellen[1], im Gegentheil, man bildete den gesunden, kräftigen Menschen, mit seinen bemerkenswerthesten Attributen, geschmückt mit den Insignien seiner Macht, einen Menschen voller Kraft, nicht der Schwäche, oder auch, wie z. B. in unserem Falle, das Walten des Mächtigen über den Schwachen, über den Verbrecher.

„Bei Lepra sind die Mutilationen der Füsse nur partiell, unregelmässig, und erstrecken sich selten bis zur Articulatio tarso-tibialis, da sie gewöhnlich in den Gelenken und zum Theil in den Metatarsen vor sich gehen. Ich sagte schon früher, dass die Lepra mit grösserer Häufigkeit die Hände als die Füsse angreift und dass in Folge dessen, wenn man Lepra hätte darstellen wollen, die Hände in gleicher Weise, wie die Füsse, und zwar ganz besonders sie, verstümmelt dargestellt worden wären.

„Wenn man andererseits zugeben würde, dass diese Thonwaaren Krankheiten und speciell Lepra darstellen sollten, so wäre es doch nur natürlich, dass auf ihnen auch Deformationen der Ohren vorkommen würden, was zum auffallendsten Anzeichen der Lepra gehört, ausser den Lepromen der Stirn, der Wangen, des Kinns und der Lippen, welche die eigenartige und charakteristische Physiognomie der sogen. Lepra tuberosa oder tuberculosa ausmachen. Die alten Künstler wären sehr ungeschickt gewesen, hätten sie nur die Deformation der Nase, und auch diese nur sehr schlecht, durch ein paar gerade Striche, dargestellt und alles Andere, viel mehr Bemerkenswerthe und Typische, bei Seite gelassen. Sehen Sie sich einmal die Abbildungen und Gyps-Abgüsse Lepröser an! Da sind die Ohren riesengross, voller Leprome, wie auch Stirn, Wangen, Lippen und Kinn! Hätte man pathologische Verhältnisse nachbilden wollen, so hätte man doch jedenfalls alle zusammen und nicht nur eines derselben dargestellt! Auch die Augen, die nur selten verschont werden, weisen so bemerkenswerthe Veränderungen auf, dass sie kaum der Aufmerksamkeit der alten Künstler entgangen wären."

Es wird nun auf die absichtlichen Verstümmelungen eingegangen:

„Damit Sie sehen, dass die Americanisten im Unrecht sind, welche nicht glauben, dass man in der That auf diese Art und Weise die Sträflinge verstümmelte, theile ich Ihnen folgende Stelle mit, die ich gerade aufgefunden habe, ohne dass ich mich aus Mangel an Zeit weiter damit befassen könnte. D. Vicente Restrepo, sehr bewandert in der Geschichte, Verfasser verschiedener Werke, im Besitze

---

1) Dieses ist jedenfalls nicht richtig L.-N.

prächtiger amerikanischer Alterthümer und Specialwerke über dieses Gebiet, sagt von den Chibchas: „„Sie schnitten Hände, Nasen und Ohren ab und gaben Peitschenhiebe für andere Vergehen, welche sie für weniger schwer hielten.““ (Los Chibchas antes de la Conquista española, por Vicente Restrepo, Caballero gran Cruz de la orden de San Gregorio Magno, ex-Ministro de Relaciones Exteriores y de Hacienda de Colombia etc. etc. 1895, Bogotá [Colombia] Imprenta de ‚La Luz', calle 13, número 100. Capítulo IX, pag. 103.)

Im gleichen Werke auf S. 217 heisst es:

„„Als der Capitän San Martin sich in der Ortschaft Iza befand, kam zu seinem Lager ein Indianer, Gesicht, Arme und Körper in Blut gebadet: eben waren ihm die linke Hand und beide Ohren frisch abgeschnitten und ihm an seinen Haaren aufgehängt worden. Wie er erzählte, kam er von Tundama; dort hatte sich das Gerücht von den Thaten der Sonnensöhne verbreitet, und er habe wohlerfahren dem Caciquen angerathen, er solle sie, begleitet von einigen Geschenken, wie es Brauch war, in Frieden ziehen lassen. Beleidigt, habe ihn der Tyrann heftig getadelt und ihn grausamst verstümmeln lassen und ihm gesagt, er solle den Suachies (Spaniern), welche ankamen, mittheilen, dass sie und alle, die nach ihnen kämen, das gleiche Schicksal treffen würde.““

„Es bestand also in der That der Gebrauch, die zu Bestrafenden zu verstümmeln, und man kann nach den eben citirten Stellen ganz genügend davon überzeugt sein; denn Hr. Restrepo hatte alle Chronisten vor sich und sie sorgfältig verglichen, um die Geschichte der Chibchas zu schreiben.

„Alles dies: diese Stellen aus den alten Chronisten der Conquista, und das Fehlen der Lepra in einer Bevölkerung, die noch keine Berührung mit den Europäern hatte, — nach allem diesen bleibt es ausser Zweifel, dass die Lepra vor der Entdeckung noch nicht in America existirte und dass die peruanischen Gefässe weder diese Krankheit, noch eine andere, wie den Lupus, der ebenso wenig zur präcolumbianischen Zeit existirte, noch die Syphilis, welche von den Europäern mit den Pocken und anderem mehr erst eingeschleppt wurde, darstellen. Ebenso wenig die „Llaga", weil hierbei Verstümmelungen der Füsse nicht vorkommen." —

In einer Nachschrift, datirt vom 7. October, theilt Hr. Carrasquilla noch Folgendes mit: „In ‚The Journal of the American Medical Association', vol. XXXI, num. 6, Chicago, August 6, 1898, Abtheilung ‚Correspondence' — Pottery evidences of Leprosy, p. 311 — ist ein Brief des Dr. Albert S. Ashmead publicirt, worin er dem Herausgeber des ‚Journal' einen Brief des Dr. Leopold Glück mittheilt; beide wenden sich gegen die irrige Annahme des Prof. Virchow, es handle sich um Lepra, mit denselben Gründen, die ich in meinem ersten Briefe an Sie anführte.

„Des Ferneren findet sich folgende Stelle in der ‚Historia de Yucatán, por Eligio Ancona, Tomo primero, Barcelona, imprenta de Jaime Jepús Roviralta, 1889, p. 137, cap. X': „„Die öffentliche und private Busse war ebenfalls unter den Mayas bekannt. Man unterzog sich in den Tempeln schmerzhaften Operationen, die in freiwilligen Blut-Entziehungen und in einigen leichten Amputationen bestanden, und liess die Zeichen dafür auf den Altären zurück.““

„Diese Stelle ist von einer Anmerkung begleitet, welche besagt: „„Man brachte mit seinem eigenen Blute Opfer dar, indem man sich entweder die Ohren stückweise rund wegschnitt und sie dort als sichtbares Zeichen liegen liess; oder man durchbohrte sich die Wangen oder die Unterlippen, oder man schnitt sich Körpertheile ab, oder man durchbohrte sich die Zunge von der Seite her und steckte durch die Löcher unter grossen Schmerzen Strohhalme; oder — — —““ (Landa, Relación de las cosas de Yucatán, § XXVIII).

„In der ‚Historia de la conquista de Mexico, por don Antonio de Solis y Rivadeneyra. Madrid. año de 1776, libro segundo. cap. XX. p. 752', heisst es: „„Nachdem bereits Hernan Cortés die Absichten von Xicotencál durch das Geständniss seiner Spione herausgebracht hatte, trachtete er danach, alles, was zur Vertheidigung seines Quartiers nöthig, zu besorgen und ging dann daran, über die Strafe zu berathschlagen, welche jene nach den Kriegsgesetzen zum Tode verurtheilten Verbrecher verdienten; aber es schien ihm, dass, wenn er sie tödtete, ohne dass die Feinde davon wüssten, dadurch kein abschreckendes Beispiel gegeben würde; und da ihm weniger an Genugthuung, als daran lag, den Anderen Schrecken einzujagen, so befahl er, denjenigen, die am meisten leugneten (etwa 14 oder 15), die Arme, anderen die Daumen abzuschneiden und sie so zu ihrem Heere zurückzusenden, mit dem Auftrage, in seinem Namen dem Xicotencál zu sagen, dass man sie schon erwartete; und dass man sie lebend zurückschicke, damit die Nachrichten nicht verloren gingen, die sie von seinen Befestigungen brächten. — Dieses blutige Schauspiel verursachte im Heere der Indianer (die schon im Anzuge waren) grossen Schrecken; sie waren aufs Aeusserste bestürzt, als sie das für sie Neue und die Härte der Strafe sahen"" (— quedaron todos atonitos, notando la novedad, y el rigor del castigo).

„Aus dieser Notiz ersieht man, dass auch die Spanier Körper-Verstümmelungen als Strafe für Verrath anwandten, weil sie es entweder von den Mejikanern so angewandt sahen oder in Europa so geübt hatten; erstere Vermuthung scheint ausgeschlossen, weil es in der betr. Stelle ja heisst: „Sie alle (die Indianer) waren äusserst bestürzt, als sie das für sie Neue sahen." —

Soweit der Brief des Hrn. Carrasquilla. Da also liegt der Hund begraben! Das citirte Buch des D. Vicente Restrepo war mir leider unzugänglich, und Hr. Carrasquilla giebt nicht an, ob Restrepo anführt, welchem der alten Chronisten er diese Notizen entnimmt. In einem sorgfältig, mit genauer Quellen-Angabe gearbeiteten Werke eines Hrn. Ernesto Restrepo Tirado[1]) über das gleiche Gebiet und in dem Bastian'schen Werke (Die Culturländer des Alten America) konnte ich zwar nichts auf Verstümmelungen unter den alten Chibcha Bezügliches auffinden, doch liegt kein Grund vor, die Richtigkeit der Angaben Restrepo's anzuzweifeln. Anders die Frage, ob man von der Justiz der Chibcha so ohne Weiteres auf die der alten Peruaner schliessen darf! An den Eunuchen Perus wurde ja derartiges ausgeführt, aber (abgesehen als Todes-Strafe) sonst auch nicht, und es ist wohl anzunehmen, dass dann die alten Chronisten auch darüber berichtet haben würden. So plausibel auch die Annahme absichtlicher Verstümmelungen, namentlich wegen des Fehlens der Füsse erscheint, wird man sie doch wohl fallen lassen müssen. Von pathologischen Ursachen ist Lepra so gut wie ganz auszuschliessen; bis auf Virchow hat sich jeder, der die Figuren oder deren Abbildungen gesehen, dagegen ausgesprochen, Hansen[2]), Brinton[3]), Ashmead, Glück[4]), Sommer,

1) Ernesto Restrepo Tirado. Estudios sobre los Aborígenes de Colombia. Primera parte. Bogotá (Colombia). Imprenta de La Luz, Calle 13, número 100, Apartado 160, Teléfono 220. 1892. Die Quellen, Fr. Pedro Simon, Castellanos (Historia del Nuevo Reino de Granada) etc. werden genau angeben.

2) Seine Ansicht bei Ashmead, Photographs of two ancients Peruvian vases, with some particularities etc. Journ. of cutaneous and genito-urinary diseases for November 1895.

3) Bei Ashmead, Pre-Columbian Leprosy. Journal of the American Medical Association, April 10, 1897.

4) Verhandl. 1897, S. 616.

Valdez Morel, Carrasquilla. Ob sich das Fehlen der Füsse durch pathologische Processe überhaupt erklären lässt, zumal da, wie auch Ashmead hervorhebt[1], immer beide Extremitäten gleichmässig betroffen sind, ist doch die Frage. Ich persönlich bezweifelte auch auf dem lateinisch-amerikanischen Congresse zu Buenos Aires den ätiologischen Zusammenhang. Wie steht es nun mit den Stümpfen? Auffallend ist eine Notiz bei Rivero und Tschudi (l. c. p. 125), die doch wohl auf Richtigkeit beruht: „Die operative Chirurgie war den damaligen Peruanern ganz unbekannt. Llagas, Wunden, Contusionen, mit einem Worte jede äussere Verletzung, heilte man mit Balsamen und Arznei-Kräutern, ohne dass man die Amputation von Gliedmaassen, oder die Eröffnung der Abscesse mit schneidenden Instrumenten, oder das Nähen schwerer Wunden, oder die Anwendung von Feuer oder alle die anderen in Europa angewandten Operationen nur im Geringsten kannte." Wie kommt man da aus der Schwierigkeit heraus, sich die Amputations-Stümpfe zu erklären? Ambrosetti, mit dem ich darüber sprach, äusserte die Vermuthung, dass es überhaupt gar nicht solche seien, sondern man habe nur die Füsse nicht weiter ausgeführt; nur die oberen Theile des Körpers, speciell der Kopf, seien vollständig dargestellt, alles andere nur angedeutet worden. Er erinnert an den verwandten Calchaqui-Culturkreis, wo man an Idolen die Füsse nur durch einfache Stummel wiederzugeben pflegte, und führt als Beispiele einige Abbildungen aus seinen ‚Notas de Arqueología Calchaqui' an (Bolet. del Instit. Geogr. Argentino, Tomo XVII, Nr. 7—9, p. 415—462; Nr. 10—12, p. 527—559). Ich reproducire die betreffenden Stellen nebst Abbildungen in meiner Ihnen heute übersandten Abhandlung. Statt der Füsse finden sich Stümpfe, in dem einen Falle in kleinen knopfartigen Anschwellungen endigend, bei anderen zeigen sich sogar Kerben, durch die offenbar die Zehen angedeutet werden sollen. Bei allen sind Arme und Hände genauer ausgeführt (l. c. p. 423, Fig. 3; p. 453, Fig.; p. 527, Fig. 28). Aber ich glaube nicht, dass man Analoges auch bei unseren peruanischen Gefässen annehmen darf. Alle peruanischen Gefässe mit verstümmelten Füssen zeigten regelmässig solche des Gesichts, und Ashmead[2]) bildet auch eine derartige Person ab, welche in der linken Hand den Stummel den Vorübergehenden zeigt und mit der rechten aus einem Gefässe, wie Ashmead sich ausdrückt, „Balsam darauf giesst". Ausserdem tragen andere Verstümmelte einen Stock in der Hand, offenbar um sich besser damit fortschleppen zu können. Es handelt sich also wohl ganz zweifellos um einen richtigen Amputations-Stumpf, wenngleich die Ursachen seiner Entstehung damit durchaus noch nicht aufgeklärt sind. —

Ich bedaure, nichts Positiveres haben vorlegen zu können. Um absichtliche Verletzungen dürfte es sich wohl nicht handeln, trotzdem auch für Peru Belegstellen vorliegen; bei pathologischen Processen liegt nur die grosse Schwierigkeit vor, eine derartig weit vorgeschrittene symmetrische Zerstörung beider unteren

1) Mittheil. u. Verhandl. der internat. Lepra-Conferenz, 1897. Bd. I, Abth. 4, S. 71—75.

2) Die Discussion über die ganze Frage wird jedenfalls, wenn diese Zeilen in Ihre Hände gelangen, weitergeführt worden sein; wenigstens schliesse ich dies aus der Mittheilung, die Fritsch machte (Verhandl. 1898, S. 141) und aus einer Notiz bei Polakowsky, der in „Petermann's Mittheilungen", Nr. 8 vom August 1898, ein übersichtliches Résumé über den Stand der Frage gab und ein Manuscript Dr. Alb. S. Ashmead's für die „Verhandlungen" ankündigte. Dieses nur zur Kenntnissnahme, dass ich in meinem heute gesandten Aufsatze event. weiterhin erschienene Literatur (auch die Mittheilungen von Fritsch, Verhandl. 1898, S. 141) nicht mehr berücksichtigen konnte, um die Arbeit zum Abschluss zu bringen.

Extremitäten zu erklären, wenngleich es sich um einen richtigen Stummel handelt? Welche dann von den in Betracht zu ziehenden Krankheiten in Frage kommt, lässt sich vorläufig, vielleicht überhaupt nicht, entscheiden. Eine Krankheit „Haga" giebt es nicht; Lepra ist fast übereinstimmender Ansicht nach auszuschliessen[1].

Hr. Rud. Virchow spricht die Erwartung aus, dass die rein medicinischen Fragen, welche bei dieser Gelegenheit auch die active Betheiligung von Nichtärzten veranlasst haben, künftig wieder ganz den Fachleuten überlassen werden. Die jetzt eingetroffenen Nachrichten über die Haga genügen, um zu zeigen, wie bedenklich eine Discussion über speciell pathologische Dinge sich gestaltet, wenn das objective Material dafür fehlt. —

(12) Es liegt eine Subscriptions-Aufforderung vor für ein neues

American Journal of Anthropology.

An der Spitze des Gründungs-Comités steht Hr. Franz Boas; zu dem Editorial board gehören ausserdem die HHrn. Dr. F. Baker, Dr. Daniel G. Brinton, Dr. G. A. Dorsey, Major J. W. Powell, Dr. G. M. Dawson, Prof. W. H. Holmes, Prof. F. W. Putnam und als Secretär F. W. Hodge. Das Journal wird eine Vierteljahrs-Zeitschrift sein und an die Stelle des American Anthropologist als Organ der Anthropologischen Gesellschaft von Washington treten.

(13) Der Herr Unterrichts-Minister übersendet unter dem 19. December ein Exemplar des 26. Jahresberichts des Westfälischen Provincial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. —

(14) Hr. M. Bartels übergiebt einen Brief des Hrn. Redacteurs Dr. Ziller in Berlin, betreffend

das Weben mit Blättchen in Bosnien und der Hercegovina.

„Bei einer gelegentlichen Anwesenheit in einer Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft hörte ich Ihre Mittheilungen über das sogen. Weben mit Blättchen, die an eine frühere Mittheilung anknüpften. Es dürfte Sie vielleicht interessiren,

1 Inzwischen ist eine weitere Arbeit über den Bubón de Vélez veröffentlicht worden: „Bubón de Vélez, por el Dr. Samuel S. Pinto (de Colombia). La Semana Medica. Buenos Aires, 16 Febrero 1899, año VI, No. 7, p. 57—63." Als Synonyma werden angegeben: „Ulcera de Pamplonita. Ulcera de la nariz [der Nase] (so in Chinácota genannt). Reuma oder Rema gálica (so in Venezuela genannt)". Die Arbeit ist viel ausführlicher und eingehender, als die von Azuero, namentlich wird eine Menge von Quellen theilweise wörtlich citirt, die leider nicht bibliographisch nachgewiesen werden. Für den mit der südamerikanischen Special-Literatur nicht ganz vertrauten Leser ist es daher sehr schwer, die angegebenen Autoren aufzufinden. Im Princip sind die Resultate vorliegender Publication dieselben, wie die von Azuero: „der Bubón de Vélez ist eine Krankheit sui generis, wahrscheinlich durch einen Diplococcus verursacht, der in der Mucosa der Luftwege einen geeigneten Entwickelungsboden findet; die Krankheit ist endemisch in den Quellgebieten einiger Flüsse mit heissem und feuchtem Klima; die Uebertragung geschieht durch Insecten oder sonstwie; wegen Fehlens lupöser Tuberkeln und wegen des negativen mikroskopischen Befundes handelt es sich jedenfalls nicht um eine lupöse Affection."

Da dieses Thema die vorliegende Frage der präcolumbianischen mutilirten Figuren nur streift, übrigens die „Semana Medica" auch in Deutschland leicht zugänglich ist, so liegt keine Veranlassung vor, hier auf den Bubón de Vélez weiter einzugehen. —

(Nachträgliche Anmerkung von R. L.-N.)

dass ich bei einer Reise durch Bosnien und die Hercegovina die gleiche Technik in allgemeiner Ausübung antraf. Freilich benutzte man nicht Kartenblätter, sondern quadratförmige, viermal durchbohrte Stücke getrockneter Thierhaut. Aber soviel ich als Laie von der Sache verstehen konnte, war es im Wesentlichen die gleiche Technik, wie sie von Ihnen aus Island, Jütland und Tiflis geschildert wurde, und das Resultat auch das von Prof. Jacobsthal charakterisirte „Schnurband". Ich sah diese Arbeiten speciell vielfach in der Čaršija von Sarajevo ausführen." —

(15) Die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erlässt eine erneute Einladung zu dem

VII. internationalen Geographen-Congress,

der vom 28. September bis 4. October 1899 hierselbst abgehalten werden soll. —

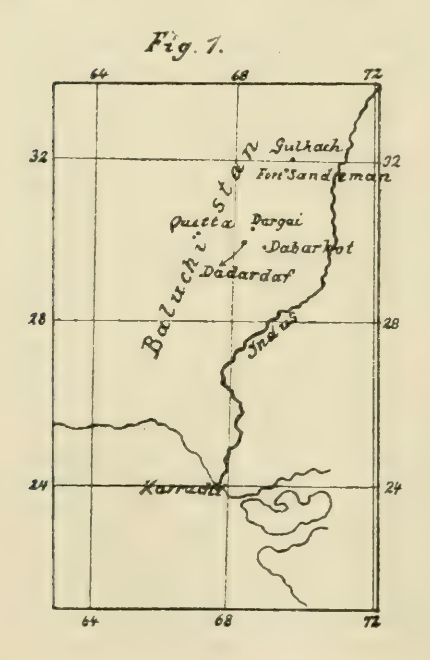
(16) Hr. Fritz Noetling berichtet aus Calcutta, 15. December, in einem Briefe an den Vorsitzenden, dass er nach $7^1/_2$ monatlicher Abwesenheit zurückgekehrt sei, nachdem er eine höchst anstrengende Tour beendet hatte. Am meisten klagt er über das alkalische Trinkwasser in Baluchistan, welches chronische Diarrhöe hervorrief.

Folgendes ist der Wortlaut seines Berichtes:

Ueber prähistorische Niederlassungen in Baluchistan.

Im letzten Bande dieser Zeitschrift (Verhandl. 1898, S. 461) brachte ich eine kurze Mittheilung über die Auffindung einer prähistorischen Niederlassung bei Fort Sandeman und bemerkte gleichzeitig, dass ich hoffte, späterhin noch Ergänzungen bringen zu können. Ich habe inzwischen noch drei solcher Niederlassungen entdeckt, womit die Zahl derselben, einschl. zwei etwas zweifelhafte, die ich nicht selbst untersucht habe, auf sieben steigen würde.

Fig. 1.



Die nebenstehende Karten-Skizze mag zur Orientirung über die geographische Lage dienen.

1. Gulkach.

32° 0′ nördl. Br., 69° 30′ östl. L.

Leider war es mir nicht möglich, diesen Platz selbst zu besuchen. Der Stamm der Darwesh-Khel-Waziris, der die nördlich vom Gomal-Flusse liegenden Berge bewohnt, befand sich auf einem seiner üblichen Raubzüge, so dass ein Besuch dieser Gegend, selbst unter starker Bedeckung, mit grossen Gefahren verbunden war. Nach ihrer üblichen Taktik erwarten diese Raubgesellen, hinter Felsen versteckt, eine ruhig daherziehende Karavane, um, wenn dieselbe in derartige Nähe gekommen ist, dass auch nicht ein Schuss fehlgehen kann, eine Salve zu feuern und dann zu plündern. Unter diesen Umständen sind kleinere Partien beinahe hoffnungslos verloren, und wenige Tage vor

meinem Besuche von Mir-Ali-Khel, das etwa 20 engl. Meilen südlich von Gulkach liegt, war eine Patrouille von 6 Sepoys bis beinahe auf den letzten Mann vernichtet worden. Ich erwähne diesen Vorfall nur, um zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten wissenschaftliche Untersuchungen in diesen Gegenden verknüpft sind. Dabei ziehe ich noch nicht einmal den fanatischen Meuchelmörder, den Ghazi, in Betracht, der, im Wahne eine gottgefällige That auszuführen, einen nichtsahnenden Europäer oder einen armseligen Hindu niedersticht. Sind doch innerhalb der 6 Monate, die ich in Baluchistan war, sieben solcher Mordthaten ausgeführt worden, und musste ich doch selbst Zeuge sein, wie in Fort Sandeman, in dem Hause, nächst welchem ich wohnte, zwei arme Diener zusammengehauen wurden, ohne dass ich dabei Hülfe bringen konnte, so schnell ging Alles vor sich. Dass ich im Dak-bangalow von Smallan in demselben Zimmer schlafen musste, in dem 8 Tage vor meiner Ankunft der Deputy Commissioner des Thal-Chotiali-Districtes, Colonel Gaisford, auf grauenhafte Weise von einem Ghazi ermordet wurde, mag nebenbei bemerkt werden.

Man verzeihe mir diese Abschweifung, die ich nur erwähne, um darzuthun, mit welchen Schwierigkeiten, ganz abgesehen von den Strapazen des Reisens, wissenschaftliche Untersuchungen an der sogen. North-West Frontier Indiens verbunden sind. Für den Privatmann, d. h. den nicht in Regierungsdiensten stehenden Reisenden, werden diese Gegenden noch viele Jahre hindurch verschlossenes Land bleiben.

Gulkach liegt am nördlichen Ende der Girdao-Ebene am Gomal-Flusse. — Die Nachricht von der Existenz einer Niederlassung beruht auf der Mittheilung eines Eingebornen, der, als ich den bei Fort Sandeman liegenden Hügel Kaudeni untersuchte, mir von der Existenz eines zweiten, ähnlichen Hügels erzählte und dann hinzufügte, bei Gulkach gebe es noch einen solchen Hügel. Da der erste Theil seiner Mittheilung sich als richtig erwies, so habe ich keinen Grund, an der Richtigkeit des zweiten Theiles zu zweifeln.

2. Fort Sandeman. 31° 18′ nördl. Br., 69° 30′ östl. L.

Fort Sandeman ist der Name der neugegründeten englischen Niederlassung in der Nähe des von Angehörigen des Stammes der Mandokhel bewohnten Dorfes Apozai. Meiner früheren Beschreibung habe ich nichts hinzuzufügen, denn trotz wiederholten späteren Besuches wurde Neues nicht aufgefunden.

3. Dargai. 30° 22′ nördl. Br., 68° 45′ östl. L.

Das wohlhabende Dorf Dargai liegt etwa 6½ engl. Meilen östlich von der grossen Militär-Station Loralai. Dicht an der Strasse von Loralai nach Fort Sandeman erhebt sich ein etwa 50 *m* hoher, regelmässig konischer Hügel, jedoch von geringem Umfange, aus der Alluvial-Ebene. Schon von fern schloss ich, dass hier eine natürliche Bergform nicht vorliegen könne, und fand beim Näherkommen meine Vermuthung bestätigt. Der Hügel war mit grossen und kleinen Geröllen bedeckt, zwischen welchen sich grosse Mengen von Topfscherben vom Typus der bei Fort Sandeman beobachteten fanden. Im Allgemeinen schien die Ausführung roher und nicht die gleiche Sorgfalt auf das Bemalen verwendet worden zu sein.

Der Hügel war deswegen von grossem Interesse, weil er durch Abgrabungen seitlich bis nahe zur Mitte angeschnitten war. Die jetzt in dieser Gegend lebenden Eingebornen hatten augenscheinlich herausgefunden, dass die Erde, aus welcher der Hügel bestand, ein vorzügliches Dünge-Material für ihre ärmlichen Felder abgab, und waren zur Zeit meiner Anwesenheit emsig damit beschäftigt, die Erde

wegzuschaffen. Da diese Abgrabungen augenscheinlich schon längere Zeit gedauert hatten, so war die nordwestliche Seite des Hügels seiner ganzen Höhe nach fast bis zur Mitte angeschnitten, und so konnte sein innerer Aufbau vortrefflich untersucht werden.

Es zeigte sich, dass der ganze Hügel aus unregelmässig wechselnden Schichten, die sich auskeilten oder in einander griffen, aufgebaut war. Diese Schichten bestanden entweder aus Asche, untermengt mit Holzkohlen-Stückchen und calcinirten Thierknochen, oder Lehmschichten, untermengt mit Topfscherben und Thierknochen. Ich konnte mich hier aufs Bestimmteste überzeugen, dass die Fragmente der Thongefässe bereits Scherben waren, als sie zur Ablagerung gelangten, und nicht etwa Reste nachträglich zerbrochener Gefässe darstellten.

In diesem Schutt fanden sich, unregelmässig eingelagert, grosse und kleine Gerölle; manchmal waren dieselben auch zu horizontalen Lagen vereinigt, und an einer Stelle bemerkte ich eine etwa 4 Fuss hohe und 6 Fuss lange verticale Wand von unregelmässigen Geröllen, die jedoch durch mehrere Zoll breite Zwischenlagen von Lehm getrennt waren.

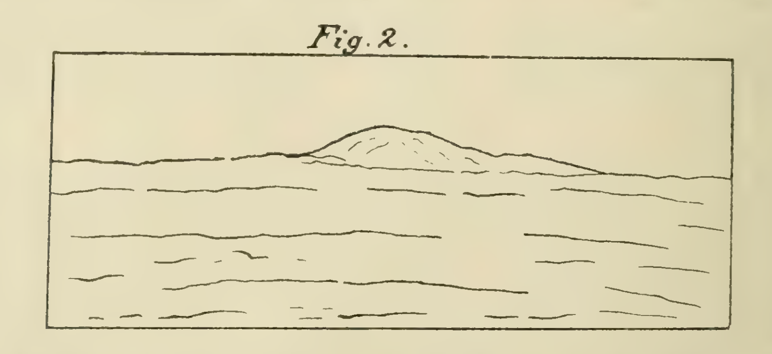
Nachfragen ergaben, dass die Arbeiter irgend welche Funde nicht gemacht hatten, die sie sicher gebracht haben würden, da ich eine gute Belohnung versprach.

4. Dabarkot. 30° 3′ nördl. Br., 68° 42′ östl. L.

Dabarkot ist ein kleines unbedeutendes Dorf, das nahe dem nördlichen Rande der weiten, reich bewässerten Thal-Chotiali-Ebene liegt. Etwa $1^1/_2$ engl. Meile südlich von dem Polizei-Fort ragt aus der Alluvial-Ebene ein Hügel heraus, der, aus der Ferne gesehen, ganz den Eindruck eines erloschenen Vulcanes gewährt. Auch hier war es mir klar, dass dies nur eine künstliche Aufschüttung sein konnte.

Der Hügel ist weitaus der grösste und umfangreichste, den ich untersucht habe; seine Höhe mag nahe an 100 engl. Fuss betragen, während sein Umfang an der Basis nahezu $1^1/_2$ *km* beträgt. Die Profil-Linie des Hügels, wie sie in der folgenden Skizze, vom Polizei-Fort aus gesehen, sich darstellt, ist die folgende (Fig. 2):

Fig. 2.



Ich habe diese Skizze mittels der Camera gezeichnet, die Böschungs-Winkel sind somit genau. In dieser Skizze macht der Hügel den Eindruck, als ob er aus zwei Theilen bestände, einer ziemlich niedrigen Basis, auf der sich gegen Osten hin ein höherer, oben abgeflachter Kegel aufbaut. Ich mag hier erwähnen, dass die beiden Hügel bei Fort Sandeman eine ähnliche Gestalt zeigen. Ob dies die ursprüngliche Form ist oder nicht, vermag ich nicht zu sagen. Der Hügel ist stark durch die Erosion angegriffen; das Regenwasser hat tiefe Schluchten auf allen

Seiten eingeschnitten, deren Wände einen Einblick in den inneren Aufbau gestatten.

Auch hier zeigte es sich, dass der Hügel aus unregelmässig über einander lagernden und in einander greifenden Aschen und Erdschichten, die mit zahlreichen Topfscherben und Knochenresten untermengt sind, aufgebaut war. Gerölle waren wiederum, theils reihenweise, theils ganz isolirt, eingelagert.

Die Oberfläche war mit ausgewaschenem Geröll und zahllosen Gefäss-Scherben bedeckt, und bald zeigten einige Funde, dass hier die Töpferkunst augenscheinlich zu hoher Blüthe gediehen war. Ueberhaupt muss diese Niederlassung, sowohl was Grösse als Schönheit und Reichhaltigkeit der Fund-Objecte angeht, als die bedeutendste der von mir untersuchten bezeichnet werden.

Meine bei der Untersuchung der früheren Hügel gemachten Erfahrungen liessen eine schichtenweise vorzunehmende Untersuchung sehr wünschenswerth erscheinen, da es festzustellen galt, ob sich mehrere Culturperioden unterscheiden lassen oder nicht. Ich kann diese Frage gleich verneinen, denn der Gesammt-Charakter hat sich als ein durchweg gleichartiger erwiesen.

Ich begann mit der tiefsten Schicht, die sich nur wenig über dem Niveau der Ebene erhob, und fand sofort eine Reihe roher Stein-Werkzeuge, daneben schön bemalte Scherben von auf der Drehscheibe hergestellten Gefässen, ein kleines Stückchen Glas und verschiedene Metallreste. Etwas höher fand ich neben den gleichen Topfscherben die schön gearbeitete Feuerstein-Pfeilspitze, und zu alleroberst, nahe der Oberfläche, den rohen Stein-Schaber, direct daneben ein paar Glas-Stückchen. Verschiedenartige Cultur-Perioden waren also nicht nachzuweisen, im Gegentheil, der Charakter war ein durchaus einheitlicher, wenn sich auch eine merkwürdige Mischung zeigt, auf die ich gleich zurückkommen werde.

Ich gehe zunächst zur Besprechung der einzelnen Fundstücke über, die alle aufzuzählen hier zu weit führen würde; ich erwähne also nur die wichtigsten.

I. Metall-Gegenstände.

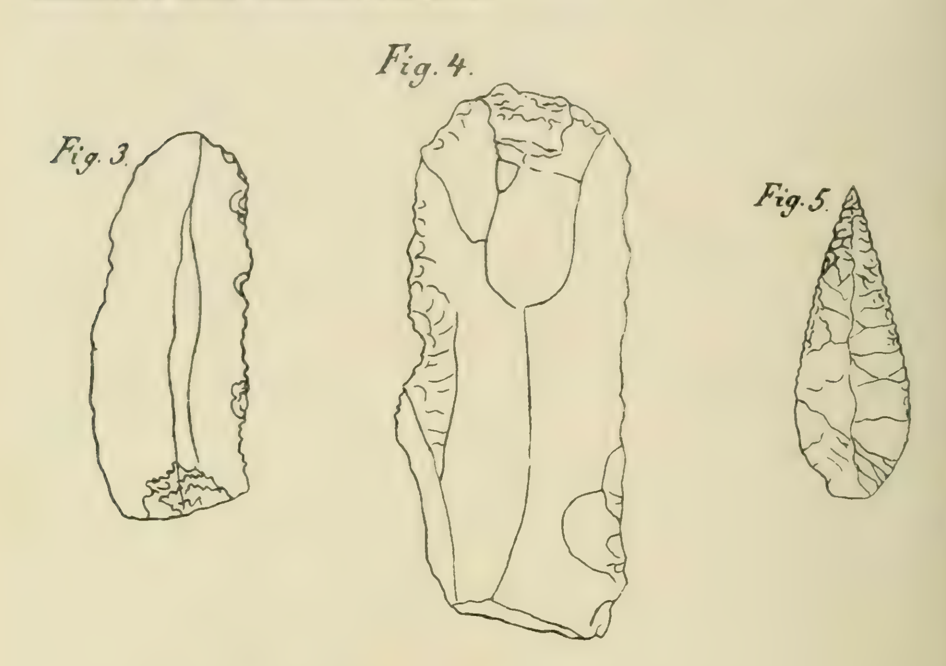
Grössere Werkzeuge wurden nicht gefunden, das grösste Stück ist ein etwa 5 *cm* langes Fragment des vorderen Theiles eines gekrümmten Messers; dasselbe ist stark oxydirt, so dass sich ohne Analyse wohl schwerlich entscheiden lassen wird, ob Kupfer oder Bronze vorliegt. Ausser diesem Stück wurden etwa 12 kleine, unregelmässige, stark oxydirte Metall-Fragmente, deren ursprüngliche Bedeutung sich wohl schwer feststellen lässt, gefunden. Dieselben waren unregelmässig in allen Höhenlagen vertheilt.

II. Stein-Werkzeuge.

Roh behauene Schaber wurden in verhältnissmässig grosser Zahl gefunden; wie die früheren, sind auch diese durchweg aus Feuerstein hergestellt. Fig. 3 und 4 stellen zwei solcher Stücke von 52, bezw. 73 *mm* Länge dar; beide sind an den Schneiden augenscheinlich stark abgenutzt.

Das beste Stück ist jedoch eine mit grosser Sorgfalt gearbeitete Pfeilspitze (Fig. 5) von 41 *mm* Länge und 15 *mm* grösster Breite; die grösste Breite liegt genau im unteren Viertel der Länge, und von hier aus spitzt sich das Stück langsam nach vorn zu, so dass die beiden geraden Schneiden einen Winkel von etwa 30° bilden; nach rückwärts verlaufen die Schneiden leicht gekrümmt, so dass das hintere Ende nur 5 *mm* Breite besitzt. Die Schneiden sind sehr fein gezackt, und grosse Sorgfalt war augenscheinlich auf die Herstellung verwendet. Die beiden Seitenflächen sind nicht ganz gleich; die eine ist beinahe flach, die andere leicht gewölbt, von einer

deutlich erkennbaren Mittellinie nach den Schneiden zu abfallend: die grösste Dicke im unteren Viertel beträgt etwa 4 *mm*, nimmt jedoch bis auf 1 *mm* an der Spitze ab. Als Material wurde lichtrother Feuerstein, wie er in der oberen Kreide Baluchistans häufig vorkommt, verwendet.



Reibekugeln, wahrscheinlich zum Zermahlen des Getreides verwendet, ebenfalls mühselig durch Behauen aus Feuerstein hergestellt, finden sich ziemlich häufig, meist aber zerbrochen. Auch Reibesteine, zumeist aus Sandstein, kommen häufig genug vor.

III. Thon-Geschirre u. s. w.

Wie anderwärts, so sind auch hier die Fragmente von Thon-Gefässen in geradezu unglaublicher Menge vorhanden, und aus den erhaltenen Resten zu schliessen, muss der Formen-Reichthum und die Grösse derselben eine geradezu erstaunliche Mannichfaltigkeit aufgewiesen haben. Die früher erwähnten Ornamente finden sich natürlich auch hier vertreten, doch scheint das „Cobra-Ornament" nicht mit derselben Vorliebe verwendet worden zu sein. Dagegen spricht sich in der Bemalung einiger Stücke unzweifelhaft das Bestreben aus, Scenen aus dem Leben zur Darstellung zu bringen. Auf dem leider nur kleinen Fragment eines augenscheinlich grossen Gefässes (Fig. 6) ist mit unverkennbarer Deutlichkeit ein Wald dargestellt; ein Vogel sitzt auf einem Zweige; die grossen blattartigen Formen sollen jedenfalls die dort heimische Zwergpalme repräsentiren.

Ebenso interessant, vielleicht von noch grösserer Bedeutung, ist das Fragment eines Tellers (Fig. 7), auf dem ein grosses Thier zur Darstellung gebracht ist. Auf den ersten Anblick wäre man geneigt, dasselbe für einen Vogel zu halten, jedoch erweist sich bei näherer Prüfung diese Ansicht nicht als stichhaltig.

Das Thier zeigt einen langen, nach vorn schnabelartig auslaufenden Schädel, einen Schwanenhals und einen plumpen langen Körper, der auf der Dorsalseite einen unverkennbaren Höcker zum Ausdruck bringt; zwei kurze, nach rückwärts ein-

geknickte Füsse sind beinahe unmittelbar unter dem Halse angebracht. Das hintere Ende ist leider nicht erhalten, doch zeigt sich ein deutlicher Ansatz zu Hinterfüssen. Das zur Abbildung gebrachte Thier ist also unverkennbar ein Vierfüssler,

Fig. 6.

und die ganze Darstellung legt die Deutung desselben als die eines Kamels sehr nahe. Das Kamel zeigt eine derartige Schädelbildung, es hat den langen gekrümmten Hals, den höckerartigen Rücken, und schliesslich beugt es beim Niederlegen die Beine in sehr charakteristischer Weise derartig, dass die Metacarpalia, nach rückwärts gewendet, sich an den Vorderarm anlegen. Dass natürlich Abweichungen von der Wirklichkeit zu constatiren sind, z. B. vier Zehen anstatt zwei, und dass die Beugung der Vorderbeine rückwärts, anstatt vorwärts, stattfindet, mag der unvollkommenen, kindlichen Technik des Verfertigers zuzuschreiben sein.



Fig. 7

Ist meine Erklärung richtig, dann würde dieselbe schliessen lassen, dass die Bewohner dieser Niederlassung die Kamele kannten und wahrscheinlich bereits als Hausthiere gebrauchten.

Von weiterem Interesse ist das Fragment eines grossen, ziemlich roh hergestellten Topfes (Fig. 8), auf dem neben dem Schnur-Ornament ein anderes eigenartiges Ornament dargestellt ist, dessen Auffassung mehrere Deutungen zulässt. Ich möchte beinahe glauben, dass hier eine rohe Wiedergabe der Cypraea moneta, der bekannten Kauri-Muschel, vorliegt. Ich stütze meine Ansicht darauf, dass sich gerade bei Dabarkot eine Voluta-Species gefunden hat, die noch heutzutage neben verschiedenen Cypraea-Arten zur Verzierung von Satteldecken, Teppichen u. s. w. verwendet wird. Es ist möglich, dass die alten Ansiedler bereits eine ähnliche Verwendung für diese Gastropoden-Schalen hatten.

Fig. 8.

Fig. 9.

Interessant ist ferner das in Fig. 9 dargestellte Fragment eines kleinen Gefässes mit weitem Hals, dessen Wände von grossen Löchern durchbohrt sind; augenscheinlich liegt eine Art Seiher vor; Fragmente, welche auf eine grössere und beinahe kugelförmige Gestalt dieser Geschirre deuten, sind nicht selten.

Am wichtigsten scheint mir aber der Knauf eines Deckels (Fig. 10) zu sein, auf dem eine Reihe von Zeichen eingeritzt ist, die etwas vergrössert in Fig. 10*a*

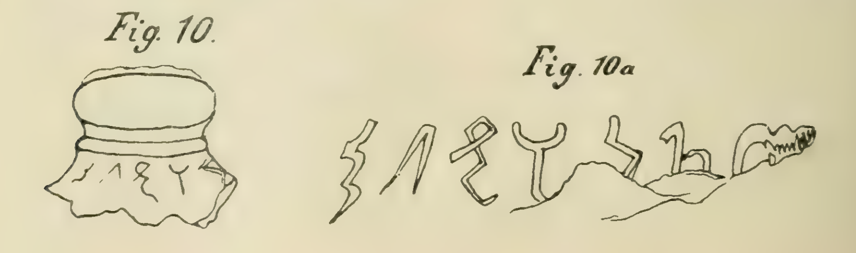


Fig. 10.

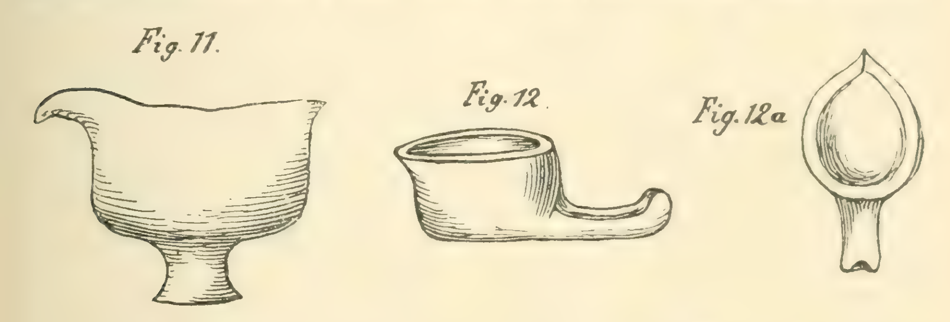
Fig. 10a

zur Darstellung gebracht sind. Werden sich diese Zeichen als Buchstaben deuten lassen und wird trotz der fragmentarischen Erhaltung eine Entzifferung möglich sein? Gelingt beides, so hätten wir ja einen vortrefflichen Anhaltspunkt zur Fixirung der Periode, welcher die hier beschriebenen Ansiedelungen angehören. Ich bemerke, dass dieses Stück, trotz vielen Suchens, leider das einzige seiner Art geblieben ist.

IV. Verschiedenes.

Hier mag das curiose Stück Fig. 11 erwähnt sein, dessen Deutung räthselhaft erscheint; das dem schwanzartig auslaufenden entgegengesetzte Ende ist oben abgeflacht und mit einer Durchbohrung versehen.

Bemerkenswerth sind ferner die Oel-Lampen, deren Form, aus zwei Bruchstücken reconstruirt, in Fig. 12 dargestellt ist: der vordere, zur Aufnahme des Oels dienende Behälter war von ovaler Gestalt, unten abgeflacht, um festes Aufstellen


Fig. 11. Fig. 12. Fig. 12a

zu ermöglichen; nach vorn lief der Behälter in eine kurze Schnauze aus, und am rückwärtigen Ende war ein kurzer, starker Griff, der in zwei niedrigen Spitzen endigte, angebracht. Ich möchte bei dieser Gelegenheit erwähnen, dass sich etwa 45 engl. Meilen südlich von Dabarkot, in der Nähe des oben erwähnten Des-Thales, natürliche Petroleum-Quellen finden, und dass nicht ausgeschlossen ist, dass das Roh-Petroleum bereits in jener Zeit zu Beleuchtungszwecken verwendet wurde.

Von Schmuck-Gegenständen haben sich die bereits früher erwähnten thönernen Armreifen in grosser Zahl vorgefunden; daneben Halsperlen aus Thon, aus Achat und aus rothen Korallen.

Die Achat-Perlen hatten vollständig den Typus derjenigen, welche in Chota-Nagpur in Indien gefunden werden. Leider sind diese Stücke nicht in meinem Besitz; ich möchte jedoch noch zum Schluss eine auffallende Beobachtung erwähnen. Als Schmuck-Material ist vielfach solch minderwerthiges Material wie gebrannter Thon verwendet worden; es muss unter diesen Umständen verwunderlich erscheinen, warum eigentlich die Nummuliten, namentlich aber die Alveolinen, die geradezu natürliche Perlen darstellen und die sich in schönster Erhaltung zu Millionen in den in nächster Nähe anstehenden Eocän-Schichten finden, nicht als Schmuck verwendet wurden. Ich habe wenigstens, trotz sorgfältigen Suchens, auch nicht ein einziges Stück derselben gefunden.

5. Dadardäf. 29° 48′ nördl. Br., 68° 10′ östl. L.

Mit diesem Namen wird der Platz bezeichnet, wo der Dadar-Bach, aus den Bergen kommend, in das weite Quat-Mandai-Thal, das vom Beji-Fluss durchströmt wird, mündet. Fast hart am Ausgange der Schlucht erhebt sich ein niedriger, ziemlich regelmässig konischer Hügel von geringem Umfange, der sich ebenfalls

als künstliche Aufschüttung erwies. Rohe und feinbemalte Thonscherben lagen in Menge auf der Oberfläche, und an Einschnitten liessen sich wieder die einzelnen oder reihenartig angeordneten Gerölle beobachten. Ein verhältnissmässig gut erhaltenes Gefäss roher Arbeit fand sich umgestürzt, d. h. mit dem Hals schräg nach unten liegend, in situ vor. Die Bemalung, obschon roherer Art, zeigte denselben Typus, wie diejenige der anderweitig gefundenen Scherben. —

Anschliessend möchte ich hier den isolirten Fund eines verhältnissmässig gut gearbeiteten Stein-Werkzeuges im Des-Thale erwähnen. Das Des-Thal liegt am Nord-Abhange eines 4000′ hohen Bergrückens, etwa 29° 35′ nördl. Br. und 68° 31′ östl. L., ungefähr 35 engl. Meilen südöstlich von Dadardäf, inmitten eines wilden Gebirgslandes, das zumeist aus den Knollen-Kalken des Eocäns und der Kreide aufgebaut wird. Heisse Schwefel-Quellen neben einzelnen Petroleum-Quellen treten überall zu Tage und verliehen dem Trinkwasser einen unangenehmen, brackigen Geschmak. Der grosse Alkali-Gehalt des Trinkwassers erzeugt, nebenbei gesagt, einen chronischen Durchfall. Diese Wüstenei wird nur von wandernden Marri's durchstreift, deren Schafheerden in dem spärlichen harten Gras, das auf den Hängen zwischen dem Geröll wächst, ein kärgliches Futter finden.


Fig. 13.

Zum eigentlichen Des-Thale, das sich am oberen Ende zu einem rings von steilen Felswänden umschlossenen Amphitheater erweitert, führt eine enge Schlucht, die von einem heissen Bache durchströmt wird. Der obere Thalkessel ist von einem Gewirr niedriger Hügel, deren Gehänge vielfach durch die nackten Schicht-Flächen gebildet werden, bedeckt. Auf einer dieser Schicht-Flächen fand ich das Fig. 13 abgebildete Steinbeil, das eine Länge von 115 *mm* bei 53 *mm* grösster Breite besitzt; es ist aus dem in der dortigen Kreide vorkommenden gelblich-braunen Hornstein angefertigt.

Wie dieses Stück an diesen Platz gelangte, vermag ich nicht zu sagen; an eine Ansiedelung kann hier kaum gedacht werden: ganz abgesehen davon, dass hier an Anbau irgend welcher Getreidearten nicht zu denken ist, wäre die Bevölkerung wohl in kürzester Frist an den Folgen des schädlichen Trinkwassers gestorben. An ein Grab kann auch wohl kaum gedacht werden; denn warum ein solches auf einer schräg abfallenden Schicht-Fläche angebracht werden sollte, während die Herstellung wenige Schritte weiter viel bequemer war, ist nicht einzusehen. Bleibt also nur ein zufälliger Verlust übrig. Dass jedoch das Beil in dieselbe

Cultur-Periode gehört, welcher die bisher beschriebenen Hügel ihre Entstehung verdanken, ist zweifellos.

6. Quetta. 30° 10′ nördl. Br., 67° 0′ östl. L.

Leider konnte ich diesen Hügel nicht genauer untersuchen, da derselbe heutzutage in ein Fort, dessen Besuch aufs Strengste verboten ist, umgewandelt wurde. An dem künstlichen Ursprung kann jedoch nicht gezweifelt werden, und soweit sich erkennen lässt, ist der Typus derselbe, wie der der vorbeschriebenen Hügel. Griechische Alterthümer sollen angeblich beim Bau des Forts gefunden worden sein; ich habe jedoch nicht ermitteln können, was aus denselben geworden ist.

Die bisherigen Beobachtungen lassen eine Reihe von Schlüssen zu, die von einem gewissen Interesse sind, und zwar sind dies die folgenden:

1. Im östlichen Baluchistan finden sich innerhalb eines Gebietes, das etwa vom 29. bis zum 32.° nördl. Breite reicht und vom 68. und 70.° östl. Länge begrenzt[1]) wird, in Thälern, die culturfähigen Boden besitzen, und stets in der Nähe von fliessendem Wasser, künstlich aufgeschüttete Hügel.
2. Diese Hügel sind durchweg aus unregelmässig über einander gelagerten Aschen- und Erdschichten aufgebaut, in welchen sich, neben Holzkohlen und calcinirten Knochenresten, zahlreiche, vielfach bemalte Topfscherben neben rohen und fein gearbeiteten Stein-Werkzeugen und Waffen vorfinden. Gleichzeitig mit diesen waren Metall-Waffen und -Werkzeuge, die vielleicht aus Bronze, möglicherweise aber nur aus Kupfer hergestellt sind, im Gebrauch. Glas-Fragmente, Splitter von Lapis lazuli, Achat-Perlen, marine Konchylien deuten auf ausgebreitete Handelsbeziehungen mit dem Osten (Indien) und dem Westen (Afghanistan) hin.
3. Die merkwürdige Mischung von Stein- und Metall-Werkzeugen, daneben Glasgefässe, lässt sich vielleicht am besten dadurch erklären, dass die Bewohner jener Plätze sich auf verhältnissmässig niedriger Culturstufe befanden und sich noch der Stein-Werkzeuge bedienten, während bei ihren Nachbarn das Metall bereits allgemein im Gebrauch war, von welchen sie dasselbe im Wege des Handels bezogen. Ein derartiges Zurückbleiben der Cultur in Gebirgs-Ländern, im Vergleich zur fortgeschrittenen Cultur der angrenzenden Ebenen, lässt sich in Indien vielfach beobachten. Ich erinnere nur an die Chin-Stämme und ihre Nachbarn, die Birmanen.

Zum Schlusse möchte ich noch bemerken, dass mir anfänglich die generelle Deutung dieser Tumuli nicht ganz sicher erschien. Hatten wir es mit Begräbnissplätzen oder alten Wohnstätten zu thun? Die Asche und sonstigen Brandspuren, die zahlreichen Topfscherben brachten mich anfangs auf die Vermuthung, dass wir es mit alten Begräbniss-Plätzen zu thun hätten; bei genauerer Untersuchung erwies sich diese Vermuthung jedoch nicht als stichhaltig.

Rührten die Scherben von zertrümmerten Urnen her, so musste man bei Nachgrabungen doch schliesslich einmal auf vollständige Urnen stossen; nun habe ich mich theilweise durch eigene Nachgrabungen, theilweise in natürlichen oder künstlichen Einschnitten, überzeugen können, dass an eine Beisetzung Verstorbener in Urnen nicht zu denken ist. Wo die Thon-Gefässe in einiger Vollständigkeit er-

1) Natürlich sind diese Grenzen nur näherungsweise, um eine ungefähre Vorstellung über das Areal zu geben, innerhalb dessen diese prähistorischen Niederlassungen bekannt sind. Es ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, dass dasselbe noch ausgedehnter ist, als hier angegeben.

halten waren, wiesen sie stets alte Beschädigungen auf und fanden sich meist umgekehrt oder schief im Schutt lagernd. Mehr beweisend ist jedoch die Beobachtung, dass die Topfscherben bereits solche waren, als sie abgelagert wurden, und dass sie nicht erst durch die nachträgliche Zertrümmerung ursprünglich ganzer Gefässe producirt wurden. Die ganze Schuttmasse ist mit Topfscherben förmlich durchspickt, der beste Beweis für die obige Ansicht.

Zur Unterstützung der Ansicht, dass alte Wohnstätten vorliegen, mag ferner die folgende Beobachtung dienen, die gleichzeitig eine Erklärung gewisser Eigenthümlichkeiten der inneren Structur der Hügel abgiebt:

Permanent bewohnte, grössere Niederlassungen sind in Baluchistan nicht gerade häufig: wo sie vorkommen, finden sie sich fast ausschliesslich in den wohlbewässerten Thälern. Das Dorf, gewöhnlich von einer dicken Mauer umgeben, die aus mit Flussgeröll untermischtem Lehm aufgebaut ist, erhebt sich dann fast immer auf einem Schutthügel: es wächst förmlich auf seinem eigenen Schutte empor; alle Abfälle werden einfach über die Mauer geschüttet. Bei dieser Gelegenheit machte ich nun eine interessante Beobachtung: an einer Stelle befand sich eine Lage von Getreidehülsen, nutzlosem Häcksel und dergl.; darüber hatte jemand die noch glimmende Kohlen enthaltende Heerdasche geleert, und die ganze Masse gerieth nun in eine langsame schwelende Verbrennung. Auf ähnliche Weise können wir sicherlich die Existenz ausgedehnter Aschen-Schichten in den Tumuli erklären, ohne sofort an eine Zerstörung der Niederlassung durch Feuer und Schwert denken zu müssen.

Die Wahrscheinlichkeit, dass wir in diesen Tumuli die Reste permanenter Niederlassungen zu vermuthen haben, wird also durch sehr gewichtige Beweisgründe unterstützt. Die Häuser mögen wahrscheinlich ganz in der Art der heutigen aufgeführt gewesen sein; die Mauern waren aus grobem Flussgeröll, das durch dicke Lehm-Zwischenlagen zusammengehalten wurde, errichtet. Wenn ein solches Haus einmal in sich zusammenfiel, so baute man auf dem Schutt eben einfach von Neuem. So mögen sich auch die horizontalen und verticalen Steinreihen auf ungezwungene Weise erklären. —

In seinem Begleitschreiben betont Hr. Noetling als Ergebniss seiner Reise:

„Es darf nunmehr als festgestellt gelten, dass, wie auch immer die zeitliche Folge der Stein- und Metall-Perioden in Europa gewesen sein mag, die Bewohner jener Niederlassungen sich gleichzeitig der Stein- und Metall-Waffen bedienten. Roh behauene Schaber, fein gearbeitete Feuerstein-Pfeilspitzen waren gleichzeitig im Gebrauch mit Bronze-Messern und -Celten. Glas-Stückchen deuten auf die Verwendung von Glas-Gefässen neben Stein-Werkzeugen. Wenn die eigenartigen Zeichen auf dem Topf-Fragment wirklich Buchstaben sind, so wird sich die Periode, welcher diese Niederlassungen angehörten, ungefähr feststellen lassen.

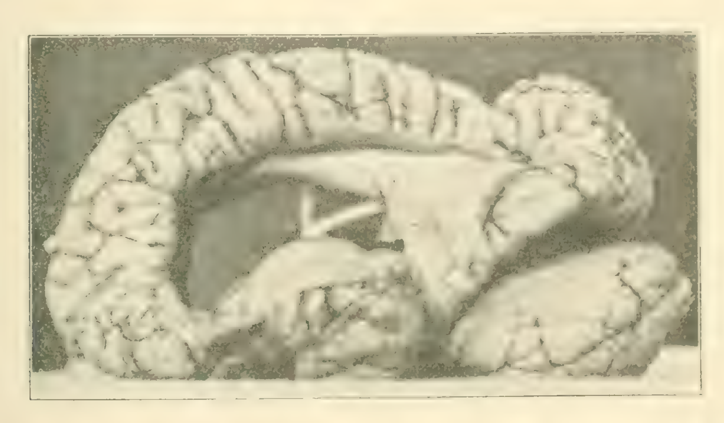
„Ich möchte ausdrücklich Gewicht darauf legen, dass ein Irrthum in der Aufsammlung der Fundstücke vollständig ausgeschlossen ist. Meine geologische Schulung befähigt mich ja ganz speciell, schichtenweise zu sammeln, und ich habe die geologische Methode auch streng eingehalten. Das Ergebniss war jedoch ein absolut negatives, oder, vielleicht besser gesagt, ein positives, weil es sich aufs Unumstösslichste ergab, dass die Stein-Werkzeuge zusammen mit Metall-Fragmenten und Glas-Stückchen vorkommen. Der Charakter der Fundstücke ist ein durchaus einheitlicher; mehrere Cultur-Perioden, etwa zu unterst eine Stein-Periode und darüber eine Metall-Periode, lassen sich nicht nachweisen. Dies erscheint mir das wichtigste Ergebniss.“ —

(17) Hr. O. Katz zeigt

ein abnormes menschliches Gehirn, sowie ein Schädeldach mit einem Knochen der grossen Fontanelle.

Das Gehirn, welches ich mir gestatte vorzulegen, entstammt einem 14 Monate alten Knaben, der vor einigen Wochen nach 5tägigem Aufenthalte im Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinder-Krankenhause unter den Erscheinungen einer schweren Nerven-Erkrankung zu Grunde ging. Der Patient zeigte abnorm hohe Temperaturen gegen Schluss seines Lebens und bot das Bild einer allgemeinen krampfartigen Starre dar. — Bei der Section fand sich dieses merkwürdige Gehirn. Wir sehen an der Seitenwand desselben beiderseits ein grosses, länglich ovales Loch, vom Stirn-Hirn bis zum Hinterhaupts-Hirn sich erstreckend. Graue Substanz, sowie Markmasse fehlen hier gänzlich, so dass man quer durch das Gehirn durchsehen kann (Fig. 1). Am Rande dieses Defectes setzte sich eine feine Haut an,

Fig. 1.



die wohl allseitig geschlossen war und einen Sack bildete, der mit heller Flüssigkeit gefüllt war, bei der Eröffnung des Schädels aber einriss, so dass die Flüssigkeit abfloss. Die den Defect begrenzenden Windungen schliessen glatt nach dem Loche zu ab. Es lässt sich an diesen Stellen keinerlei Narben-Gewebe erkennen. Blickt man nun in das Loch hinein, so sieht man die grossen Ganglienmassen des Thalamus opticus und des Corpus striatum frei daliegend, wobei der Sehhügel als besonders schön gewölbtes Gebilde auffällt. — Bei dem Anblick von oben her sieht man beiderseits zwei Brücken von Windungen, die das Stirn-Hirn und Hinterhaupts-Hirn verbinden. Links ist diese Brücke ganz schmal, in der Mitte etwa $^1/_2$ *cm* breit, und die Windungen fallen von hier aus ganz steil lateral ab. Rechts ist die das Stirn-Hirn und Hinterhaupts-Hirn verbindende Masse etwas vollständiger ausgebildet. Die Windungen fallen hier lateral schräg nach innen zu ab (Fig. 2. Die Photographie ist so aufgenommen, dass das Hirn aufgerichtet wurde; oben ist hier die Spitze des Stirnlappens, unten das Hinterhaupts-Hirn, und dazwischen sieht man Theile des Klein-Hirns. Thalamus opticus und Corpus striatum springen auch hier wieder sehr deutlich vor).

Fig. 2.

An der Basis des Gehirns scheint es, als ob alle

Theile von den Hirn-Schenkeln an bis zum verlängerten Mark dünner wären, als in der Norm. Ganz besonders auffallend aber sind die Sehnerven, die ganz dünne, zarte Fädchen sind, und im Gegensatze dazu die Züge der Riechnerven, die ganz klobige Massen darstellen, wesentlich dicker und plumper, als in der Norm.

Auf die Einzelheiten, die Gestalt und Anzahl der erhaltenen Windungen, die sehr complicirten Verhältnisse im Innern des Gehirns soll hier nicht weiter eingegangen werden; das soll an anderer Stelle geschehen. — Wir haben es in unserem Falle mit einer doppelseitigen Porencephalie zu thun, die in dieser Ausbildung, wo nahezu dieselben Stellen des Gehirns auf beiden Seiten fehlen, zu den grossen Seltenheiten gehört. — Eine befriedigende Erklärung für die Entstehung dieser Zustände ist nach meiner Ansicht bis jetzt noch nicht gegeben. Ich glaube, dass man wohl auf die allerfrüheste Entwickelungszeit des Gehirns zurückgehen muss, wenn man hier Aufschluss erhalten will. Eine geringe Störung, die in dieser frühen Zeit eintrat und vielleicht nur einen ganz kleinen Zellbezirk an der Nervenplatte betraf, könnte sehr wohl später die grösseren Defecte bedingt haben. Man könnte sich so vielleicht auch das Bilaterale der Affection erklären. —

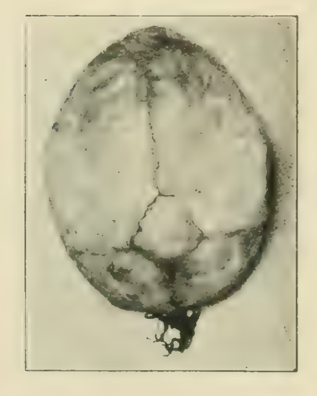
Wir hätten dann in der That ein Vitium primae formationis vor uns, durch das auch das Fehlen jeglichen Narbengewebes vielleicht zu erklären wäre. —

Der kleine Patient kannte übrigens sehr wohl seine Umgebung; er wurde ängstlich und weinte, wenn man sich seinem Bette näherte, weil bei der leisesten Berührung des Bettes ein heftiger Starrkrampf auftrat. Auch an seinem sonstigen Mienenspiel u. s. w. erkannte man, dass seine Intelligenz nicht allzu schwer gestört war.

An dem zugehörigen Schädeldache, das jetzt noch sehr roth ist und bei der Section ausserordentlich blutreich war, fällt zunächt die sehr grosse Fontanella magna auf, während die kleine Fontanelle ganz geschlossen ist. Ausserdem findet man noch eine ganze Anzahl dünner, häutiger Stellen am Schädel, unter denen besonders die beiderseits am Scheitelbein befindlichen auffallen, die ziemlich genau der Lage der Defecte im Gehirn entsprechen. Der Knochen fehlt hier ganz, die Lücke ist durch ein ganz dünnes Häutchen geschlossen, so dass der Schädel an diesen Stellen völlig transparent ist und, gegen das Licht gehalten, einen sehr merkwürdigen Anblick gewährt. — In der Lambdanaht finden sich beiderseits mehrere Worm'sche Knochen. —

Ich gestatte mir dann noch, das Schädeldach eines 2 Monate alten Kindes vorzulegen, welches auch eine Art von Nahtknochen zeigt, aber einen wesentlich grösseren und in eine ganz andere Kategorie gehörigen, als die eben erwähnten Worm'schen Ossicula. Es handelt sich um einen Knochen der grossen Fontanelle. Derselbe ist in einer sehr schönen Ausbildung vorhanden. Er füllt fast den ganzen Bezirk aus, der sonst der grossen Fontanelle in dieser Lebenszeit angehört. Von der Fontanelle ist eigentlich bloss noch ein kleiner Rest vorn vorhanden (Fig. 3). Der grösste Längs-Durchmesser des Knochens beträgt 33 *mm*, der grösste Quer-Durchmesser 31 *mm*. Die Nähte, die den Knochen mit seinen Nachbarknochen verbinden, sind ziemlich fest, mit Ausnahme der Verbindung vorn rechts, wo sich die häutige Fontanelle noch etwas zwischen Fontanell-Knochen und rechtes Stirnbein erstreckt; ebenso befindet sich hinten links

Fig. 3.



zwischen Fontanell-Knochen und linkem Scheitelbein eine schmale, häutige Verbindung. — Das Kind soll, nach Angabe der Angehörigen, mehrere Male Krämpfe gehabt haben, und es ist ja ganz interessant, hier einmal bei einem Individuum mit Krämpfen den Knochen zu finden, der in früheren Jahrhunderten als Specificum gegen die Krämpfe κατ' ἐξοχὴν, die Epilepsie, galt.

Im 16. und 17. Jahrhundert ist viel über diesen Knochen und seine Wirksamkeit bei der Epilepsie gestritten worden. Bemerkenswerth sind hier besonders Daniel Sennert's Mittheilungen im 1. Bande seiner Practicae medicinae, p. 648. Er erzählt uns, dass der allgemeine Gebrauch, menschliche Schädel-Knochen gegen die Epilepsie einzunehmen, von Erastus (Thomas Erastus 1525—1583) sehr getadelt worden sei, und er weist auf dessen Werk „Disputationes contra Paracelsum" hin, worin Erastus erklärt, dass der Gebrauch, menschliche Knochen zu essen, vom Teufel herrühre, und dass Paracelsus, als er gemerkt habe, dass dieses Heilmittel nichts nütze, in dem Wunsche, den Aberglauben nicht untergehen zu lassen, sondern im Gegentheil ihn noch zu kräftigen, die Lüge erfunden habe, dass im Scheitel des menschlichen Kopfes ein kleiner eckiger Knochen gefunden werde, nach dessen Genuss man von der Epilepsie befreit werde, und damit er nicht der Lüge überführt würde, hinzugefügt habe, dass dieser Knochen sich nicht bei allen Menschen, sondern nur bisweilen finde. Erastus nun behauptet, dass dieser Knochen überhaupt nicht gefunden wird. Sennert aber neigt sich trotzdem der Ansicht zu, dass in der That gepulverter Schädel-Knochen von gutem Nutzen bei der Behandlung der Epilepsie sei, beruft sich auf Galenus u. s. w., und giebt natürlich auch ein genaues Recept für die Anwendung. Er fügt in Bezug auf diesen Knochen des Paracelsus hinzu, dass, obwohl Thomasus Erastus seine Existenz leugne, in der That „in multis tamen ad commissuram suturae coronalis et sagittalis talia ossicula triangularia reperiuntur." Er selbst habe solche Knochen von Michael Döring bekommen, die derselbe auf einer Reise gesammelt habe. — Bei der grossen Aufmerksamkeit, die gerade dem Morbus sacer von den ältesten Zeiten an von Aerzten und Laien entgegenbracht wurde, ist es wohl kaum zu verwundern, dass die absurdesten Sachen zu seiner Heilung herangezogen wurden. Aretaeus überliefert uns, dass das warme Blut eines geköpften Gladiators als Heilmittel gegen die Epilepsie angewandt wurde, — aber niemand habe ihm versichern können, dass davon Epileptische ihre Gesundheit wiedererlangt hätten. Auch menschliche Leber war ein berühmtes Heilmittel, und ganz besonders bemerkenswerth und vielberühmt war die Ungula alcis (der Huf des Elenthieres), von der uns van Swieten im 3. Bande der Commentaria in Hermanni Boerhaeve Aphorismos etc. p. 454 mittheilt, dass sie ein „omnium pulverum antepilepticorum ingrediens celebratissimum" war, und dabei erwähnt, welche abenteuerlichen Vorstellungen man gerade an diese Angabe knüpfte, wie es die äussere Klaue des rechten Fusses sein müsse, die sich ja der Elch beim epileptischen Anfall sofort ins Ohr stecke und damit den Anfall coupire u. s. w. u. s. w. —

Hr. R. Virchow: Die Sammlung des Pathologischen Instituts enthält eine ganze Reihe sehr ausgebildeter, zum Theil recht grosser Fontanell-Knochen, namentlich auch solche der „grossen" Fontanelle. Die Tradition, dass dies das Os epilepticum sei, hat sich stets erhalten, nur ist man nicht immer einig darüber gewesen, ob der Genuss dieses Knochens oder des aus ihm bereiteten Knochenmehls die Epilepsie heile, oder ob der Knochen sich wesentlich bei Epileptischen finde. —

Hr. v. Luschan erzählt, dass in gewissen slavischen Gegenden noch heute Fontanell-Knochen als antiepileptische Mittel getragen werden. —

(18) Hr. A. Treichel in Hoch-Paleschken übersendet unter dem 2. Januar folgende Mittheilung über

eine Moorbrücke bei Hoch-Paleschken, Kreis Berent.

Im westpreussischen Kreise Berent hat der Flusslauf der Kleinen Ferse seinen Ursprung aus dem See von Paleschken, obschon sich seine weitere Entstehung und sein Anwachsen durch kleinere Fliesse und durch Gräben aus dem Prziwitz-See bei Eichenberg (142'), dem oberen (137'), mittleren und grossen Gattno-See (136' über der Ostsee) und dem Szittno-See (136') bei Niedamowo und dem Kleino-See (136') bei Sobacz, wie man sieht mit stetem Gefälle, bis in den See von Paleschken (135') fverfolgen lässt. Erst vom Ausfluss aus jenem See an tritt die Kleine Ferse als Fluss auf, berührt mit ihrem stark gewundenen Laufe einige Dörfer oder deren Gebiete und mündet nach etwa einer Meile innerhalb der Wiesen von Gr.-Boschpol, Schloss Kischau und Chwarvsznau in die Grosse Ferse, auch einem Nebenfluss des Schwarzwassers und somit im Zusammenhange mit der Weichsel, in welche letzeres bei Schwetz einmündet.

Im Pomerellischen Urkunden-Buch kommt sie als Seshina, Zeshina, Zeshino (S. 400, 469, 555) vor. So heisst dort aber auch der See, aus dem sie hier fliesst, wie auch ein Dorf, das untergegangen zu sein scheint. Auch der Name Thesino, Dessino, welchen der Index für einen Bach bei Pogutken (S. 192 u. 216) angiebt, scheint nach meiner Meinung, da es sich um einen Grenzduct handelt und der Name darauf hindeutet, auch sich kaum anders beziehen lässt, durchaus derselbe zu sein. Damit stimmt überein ihr heutiger, mehr slavischer Name Gieszyna, welchen man nur selten und nur bei ganz alten Leuten zu hören bekommt. Die neuere Zeit hat sie Kleine Ferse getauft, da sie in die Verissa der Alten, die jetztige Grosse Ferse, einmündet. Meist fliesst die Kleine Ferse durch moorige Thäler, mehr oder minder gute Wiesen, dann in vielfachen Krümmungen und äusserst gemächlich, bis ihr eine straffere Einengung und festerer Untergrund einen eiligeren Lauf giebt. Von dem gekrümmten Laufe auch der Grossen Ferse habe ich schon mehrfach in meinen Niederschriften sprechen müssen. Die Beseitigung solcher gewundenen Flussläufe gehört zur Fürsorge der Regierung, welcher bestimmte grössere Mittel zu Gebote gestellt werden, die ebenso wie die minderen der Provinz aufgebraucht werden müssen. Hierbei fand man in weiser Fürsorge es für gut, auch dem Krickellaufe der Kleinen Ferse Aufmerksamkeit zuzuwenden, namentlich auf der Strecke von dem Austritte aus dem Paleschker See bis ein wenig über die Grenze von Hoch-Paleschken hinaus. Hier geht sie nur durch moorige Wiesen, mit häufigem Rückstau. Auf dieser Strecke ist ihr Lauf 1898 theils geradegelegt, theils vertieft worden. Schon vor Jahren schwebten über dies Project Unterhandlungen mit der Regierung, welche letztere aber eine so gewaltig grosse Vertiefung beabsichtigte, dass ich selbst, als Mitinteressent mit einem übergrossen Inundationsgebiete, in die Gefahr kam, zu viel Wiesen zu verlieren und zu viel Ackerland zu gewinnen, und aus diesem Grunde einen steten Einspruch erhob, bis nach Fortgang des bestimmenden Regierungs-Baurathes dessen Project fallen gelassen wurde. Ein neuer Mann, ein neuer Sinn! Das Project sollte anders lauten und die Vertiefung des Flusses nicht so stark genommen werden. Eine Genossenschaft der Adjacenten wurde gegründet. Die Ausführung wurde unter mannigfachen Fährlichkeiten geplant und ausgeführt. Es war Monat Juni des Jahres 1898 und ich beging die innerhalb meiner Ländereien liegende Hauptstrecke, wachsamen Auges etwaige Funde in den mich interessirenden Fächern ermessend.

Noch muss ich die Thatsache vorführen, dass in früherer Zeit die Rittergüter

Alt- und Hoch-Paleschken eins waren, bis etwa um das Jahr 1847 das letztere, bisher ein Vorwerk mit Namen Wielezebloto, also Wolfsbruch, mit 2 anderen Pertinentien (Kuhberg und Ignacewo) davon abgetrennt wurde. Es gab also in früherer Zeit viel Oedland, das der Bewirthschaftung nicht für werth erachtet wurde. Trotzdem ersieht man Spuren früherer Beackerung nicht bloss im Walde, sondern auch gerade hier auf höher gelegenen Stellen, sogenannten Kämpen, die heutzutage eine solche nicht erfahren. Das ist namentlich der Fall bei 3 Kämpen, die in der Mitte jener von der Kleinen Ferse durchwundenen Moorwiese liegen. Ich finde dieselbe aber nicht deutlich auf dem sonst so genauen Messtischblatte der Landesaufnahme von 1877. Die Mitte jener Moorebene muss den alleinigen Anhalt für ihre Lage auf meinem Eigen gewähren. Noch genauer wäre die Feststellung, wenn man auf der anderen Flussseite, die hier zum Gut Czernikau (was als Dorf dasselbe [Dornendorf], wie Tirnowa als Stadt bedeutet) gehört, 2 halbinselartig vorspringende Theile des festeren Landes verfolgt und von ihnen den nördlicheren ? ins Auge fasst. Mit diesem Vorsprunge correspondirt auf meiner Seite die von der Gutslage zumeist abgelegene Kämpe. Der Fluss hat sich hier ein Knie gewühlt. Dies wurde gleich anderen Krümmungen bei der Geradelegung durchstochen, sodass die ausgebauchte Seite mir verblieb. Der neue Wassergang aber auf früherem Gebiete von Czernikau fliesst also da, wo früher Wiesenterrain war. An dieser Stelle fielen mir nun bei meinem Begange mehrere Pfähle ins Auge, eigentlich nur die Ueberbleibsel von solchen, die sich unter der Decke des eisenockerhaltigen Moores erhalten hatten und die im neuen Laufe des Flusses als senkrechte Merkzeichen stehen geblieben waren, weil ihre Entfernung aus Mangel an Hebekräften wohl zu beschwerlich gewesen war.

Bei einem Stücke, das auf der anderen Seite lag, schien die Hebung doch geglückt zu sein. Die Stücke waren deutlich viereckig behauen. Ein genauerer Fundbericht soll folgen. Die Bearbeitung der Stücke liess keinen Zweifel darüber, dass diese Position Menschenwerk sei und ehemals einem bestimmten Zwecke gedient habe. Aber welchem? Gehörte sie etwa zu einer Mühlen-Anlage? Dem müsste man widersprechen, da sich kaum $^1/_8$ Meile entfernt eine solche im Dorfe Alt-Paleschken selbst neben der Brücke bei der Schmiede früher befunden hat, wie durch die Acten, durch andeutende Bezeichnungen, wie Mühlenland und Mühlenzins, durch Ueberlieferung und durch ebenfalls im Wasser befindliche Pfähle nahe der Brücke bewiesen wird, wenn es auch nur eine kleinere Mühle nach alter Art gewesen sein mag, die nur für engere Grenzen des Gratialgutes und ehemaligen Starosten-Wohnsitzes und dessen Bewohner zu sorgen berechtigt war. Es gäbe also keinen Grund, schon nach einer so kurzen Entfernung wiederum eine solche zu errichten, zumal da die betreffende Stelle doch intra eosdem limites gelegen hat. — War etwa das Pfahlwerk das Substrat einer gewöhnlichen Brücke im heutigen Sinne? Auch das muss kurzweg und aus dem einfachen Grunde verneint werden, weil an der Stelle, wo sich heute die Pfähle zeigen, gar kein Fluss geflossen ist, derselbe vielmehr früher weiter westlich seinen Lauf nahm, eine Veränderung des Bettes im Laufe der Zeit bei dem trägen Gange des Fliesses innerhalb der Moorbettung auch wohl ausgeschlossen erscheint, jene Stelle also auch schon früher unter Tage gelegen haben muss.

Somit bleibt nur übrig, diesen Resten einer früheren Unterlage die Bedeutung einer **Moorbrücke** zuzusprechen. Solche Brückenreste werden nur selten aufgefunden, auch nur bei ganz zufälligen Gelegenheiten, wie sich hier gerade eine dargeboten hat; auch werden dergleichen Ueberreste (besonders, wenn sie wie diese hier, einer vielleicht weit zurückliegenden Vorzeit angehören und ausserdem im moorigen

Versteck liegen) den augenfälligeren, ansprechenderen und nach der Auffassung der Zeit in ihrer Bedeutung weit wichtigeren Zeugen gegenüber, wenn auch ohne grösseren allgemeinen Schaden, so doch mit halbem Unrecht auffallend zurückgesetzt Nur selten bin ich den Moorbrücken im Gebiete der Sage und des Geredes begegnet. Umsomehr darf ihre Auffindung wohl betont werden.

Wohl habe ich von alten Leuten gehört, wie schon bemerkt, dass jene Kämpen vor Gedenken der heutigen Menschen in Beackerung standen, aber niemals von einem Uebergange an dieser Stelle. Möglicherweise wurde ein solcher, da an seinem Dasein nicht mehr zu zweifeln ist, mit der Zeit überflüssig, weil, um auf jene Seite des jetzt nur kleinen, früher vielleicht breiteren Flusses zu führen, bei Alt-Paleschken selbst, da, wo sich heutzutage die Chausseebrücke befindet, ehemals eine armselige Landwegbrücke war, die man nicht zu passiren brauchte, weil durch das seichte Flüsschen selbst eine Durchfahrt freistand, die selbst nach meinem Erinnern öfters gemacht wurde (wenn auch nur, um den Pferden die Aufnahme durststillenden Wassers zu gestatten), aus dem einfachen Grunde, weil sich hier durch Versandung eine offenbare Fuhrt (slav. brod) gebildet hatte.

Es ist aber auch möglich, dass vordem diese Fuhrt nicht bestanden hat, dass es also geboten erschien, an dieser Stelle einen verkehrssicheren Uebergang über dies heute armselige Ding von Fluss zu dem jenseitigen festen Lande des Dornendorfes zu gewinnen. Zu diesem Zwecke muss die Moorbrücke gedient haben. Sie kann sich nur in geringer Entfernung ausgedehnt haben. Sie ging von einer der Kämpen, dem vorgeschobensten Posten, aus zu einem ähnlichen, aber höher gelegenen Punkte des festen Landes auf der anderen Seite, das sich ihr, von der Natur geboten, entgegenstreckte, so dass sich beide Seiten gleichsam die Hand reichten. Eine weitere Untersuchung über Anfang und Ende, gleichviel von welcher Seite man seinen Ausgang nimmt, ist sehr schwer. Man müsste einen Wiesentheil mit grossen Kosten zerwühlen. Was hülfe es? Und, wenn festgestellt innerhalb solcher Grenzen, welches grosse Ergebniss? Nur die Dorfprähistorie hätte etwas davon. Ausserdem liegt das Geheimniss unter einer Moordecke, und seine Deutung harmonirt nicht zu sehr mit der sonst in der Prähistorie erstrebten Auffassung. Einzig und allein wäre es möglich, in dem Bette des alten Flusslaufes die erforderliche Feststellung von weiteren Pfahlresten vorzunehmen. Jetzt wird noch an der Regulirung gearbeitet und der Zudrang des Wassers während der Zeit der Tagesarbeit durch 2 Schleusen verwehrt und abgehalten. Bald aber nimmt die Kleine Ferse im neuen Bette in grösserer Eile mit viel höherem Wasserstande ihren geraden Lauf. Jedenfalls stehen die Pfähle noch da, wie sie früher unsichtbar im schwarzen Moore unter grünender Wiesendecke vorhanden waren, werden auch wohl noch später zu erblicken sein, selbst bei höherem Wasserstande, aber hellblinkendem Untergrunde, und sie zeugen durch ihre viereckige Form und durch ihr Rammungs-System durchaus für die obige Behauptung.

Es muss aber auch die Beschaffenheit des Bodens ins Auge gefasst werden, soweit sie durch die ausgeworfene Erde und den jetzigen Flusslauf sichtbar wird. Danach zu urteilen, geht die Moordecke am Flussufer hier nicht allzu tief, höchstens bis zu 2—3 Fuss; dann folgen abwechselnd Schlickerde, Kalkmergel, Lehm und auch Thon. Zum Theile liegt die Auswurfsmasse noch zu beiden Seiten da, zum Theile ist sie als nicht ganz zureichender Füllstoff für die abgestossenen und ausser Thätigkeit gesetzten Flussläufe verwendet worden. Besonders Erwähnenswerthes hat der Auswurf nicht dargeboten, wenn nicht einige Versteinerungen und Knochenreste, wie es scheint, von Schwein oder Hund. Ganz wunderbar erscheint als Fund ein deutlich gebrannter Urnenscherben, hellgrau mit quarziger Mischung. Selbst-

verständlich werden, wie überall hier in den Mooren, auch dort, selbst in der Schlick- und Lehmlage, Ueberreste von Baumstämmen gefunden, durchaus in liegendem Zustande, die man aber für den neuen Lauf nicht abgehauen hat, so dass sie in diesen hineinragen. Es scheint Eiche und Kiefer zu sein, beide Baumarten aber von nicht zu starkem Umfange, höchstens in Mittelstämmen. Man hat inzwischen die beim Aushub zerstreuten Einzelstücke des Baummaterials zusammengelesen und sie hoch gegeneinander gestellt, um durch Luft und Sonne darin Brennholz zu gewinnen. Ich habe nun diese Holzstapel auch durchgemustert und ebenfalls Eiche und Kiefer darin vorgefunden. Allein es kamen dabei drei Absonderlichkeiten zum Vorschein. Ich fand darunter auch ein relativ sehr starkes Stück, das nach seiner glatten Borke für Kirsche angesprochen werden muss. Ich folge hierin aber auch dem Urtheile meines Stellmachers v. Czapiewski. Sodann fand ich sehr viele kleine Stücke, denen man Bearbeitung ansehen muss. Theils waren es Bretter von Kiefernholz, theils dickere Bohlenstücke von der Eiche. Während das Wasser diese Stücke aufbewahrte, gaben Licht und Luft ihnen später Risse. Doch ist das Eichenholz sofort an der Schwärze des Einschnittes zu erkennen. Allerdings fand ich auch ein Brettstück mit einem eisernen Nagel darin; doch muss dieses Stück durch Zufall aus landwirtschaftlichem Betriebe der neueren Zeit in das Flussbett gerathen sein. Sonst aber ist alte Lagerung sofort von neuerer Bearbeitung zu unterscheiden. Endlich ist hervorzuheben die Auffindung eines eichenen Stückes, ganz verwittert, aber sofort als Querstück eines ehemaligen Einkahnes zu erkennen.

Hierbei gestatte ich mir die Bemerkung, dass solche Einkähne wunderbarer Weise noch zu jetziger Zeit in einem Dorfe im Königreiche Polen angefertigt werden, wie ich einer gefl. Zuschrift des Hrn. Dr. Ign. Klein in Rehden entnehme, und dass solche Einkähne also auch jetzt noch zu beiden Seiten der russischen Grenze für die Fahrten auf binnenländischem Wasser im Gebrauche sind. So meldet man es mir auch für den See von Garlowitz bei Rehden.

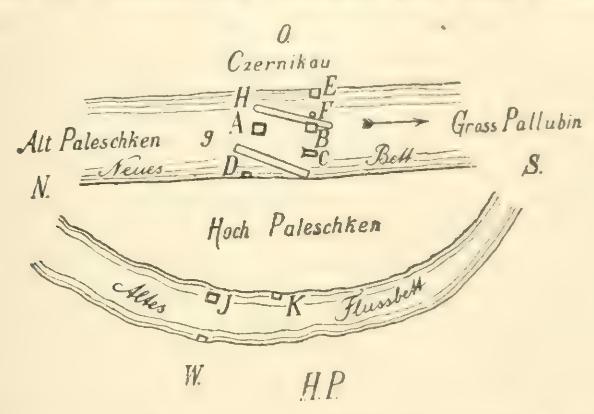
Jene bearbeiteten Stücke von Brettern und Bohlen dürften nun, da ich solche zumeist in der Nachbarschaft gerade dieser Stelle gefunden habe (wenn auch nicht ausgeschlossen ist, dass sie ebenfalls aus Zufall in den Fluss gerathen und weiter fortgetrieben worden sind, bis sie zu Boden sanken), zum Belage der Moorbrücke gehört haben, — die Bohlenstücke jedenfalls, während man mit den kiefernen Brettern wohl die noch durch Quelligkeit jeweilig weniger passirbaren Stellen der Moordecke bis dahin überdeckte, wo man festeren Fuss fasste.

Nach meiner Ansicht von der Sache construire ich mir Folgendes: Das Dorf Alt-Paleschken, das jetzt in Gut und Gemeinde zerfällt, hat früher mit einem Theile an dieser Stelle gelegen, während der Herrenhof an dem jetzigen höheren Platze lag. Ein anderer Theil der Hintersassen hatte seine Siedelung wohl links des Weges von Alt- nach Neu-Paleschken, näher dem jetzt mir gehörigen Buchenwalde Grabs (grab = Weissbuche), wo man auf der Ackerfläche an Orten noch jetzt auf schwärzliche und von Brand herrührende Stellen stösst. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass diese Stellen von alten Theer-Schwelereien herrühren, wie eine solche auch auf meinem Felde noch deutlich verfolgbar ist, die nicht zu fern ab von jenem Platze liegt. Das mehr Historische zu dieser Sache, soweit es die früheste pomerellische Zeit anbetrifft, werde ich zum Schlusse bringen. Eine jede Zeit, die pomerellische, die deutsche Ordenszeit und die folgende polnische, brachte gewiss auch für den Bestand dieser kleinen Stelle ihre Veränderungen. Welcher Zeit diese Anlage zuzusprechen, ist schwer zu entscheiden. Wohl neige ich fürs erste zu der pomerellischen Zeit. Jedoch will ich zunächst die Möglichkeiten für die frühere und spätere polnische Zeit erwähnen und beleuchten.

Hätte ganz Alt-Paleschken immer da gelegen, wo es heute liegt, so hätte man stets die Fuhrtstelle an der Brücke benutzen können, um zur anderen Seite zu gelangen, und die Moorbrücke wäre unnöthig gewesen. Sie ist doch einmal da und erwiesen. Das heutige Dorf Alt-Paleschken und die Siedelung auf diesem Raume sind zu eng an einander. Die Siedelung am Grabs dagegen ist weit genug entfernt, um die Annahme einer zweiten Siedelung zu rechtfertigen, und wahrscheinlich ist der Weg von der Siedelung Grabs bis zur Siedelung Gieszina zwischen zwei ausgedehnten Moorstrecken gegangen, deren eine die heutige sogenannte Pawelmiss bei Hoch-Paleschken ist und deren andere heute die bäuerlichen Wiesen am Flusse selbst darstellen. Wie dann aber weiter? Hier half eben die Moorbrücke aus und nur die obige Supposition kann ihr Entstehen, und mit der Veränderung der Dorflage durch die grössere Zusammenziehung in die Nähe des Herrenhofes zugleich auch ihr allmähliches Vergehen und Vergessen erklärlich machen. Selbstverständlich muss sie auch über den Fluss als Brücke, und nur im Zu- und Abgange bis dahin und von da als Moorbrücke gedacht werden. Eine Untersuchung dieser Sache ist aber nicht gut möglich, wenn man nicht den Wiesenrasen zerwühlen will. Auch gälte es, im schwarzen Moorwasser des alten Flusses, wie gesagt, nach dem Bestehen von weiteren Pfahlresten zu forschen. Für eine Siedelung spricht aber ausser dem Gerede der Leute die noch sichtbare Spur des Pfluges auf jenen 3 Kämpen von vornherein. Für eine Siedelung sprechen aber auch die Einzelfunde des starken Kirschbaumes, des grauen Urnenscherbens (doch nur Wirthschaftsgeräth), der behauenen Bretterbohlen, sowie auch des Einkahnes, sodass an diesem Platze vielleicht mehr der sogenannte Kietz zu suchen wäre mit einer mehr slavischen (Kirschbaum!), fischenden (Einkahn!), ärmlicheren (Thonscherben!) Bevölkerung. Alsdann ist auch die Anlage und Bedeutung einer Flussbrücke mit Moorbrücken zu beiden Seiten für An- und Abgang förmlich wie von selbst gegeben. Es bleibt als wunderbar noch zu bemerken, dass noch heute etwa 30 Morgen Land jenseit des Flusses, die man deshalb eigentlich als zu Czernikau gehörig denken müsste, in Wirklichkeit zu Paleschken gehörten und bei späterer Theilung, weil mehr nach Südosten gelegen, zu Hoch-Paleschken kamen

Der Fund im Einzelnen besteht nun im neuen Flussbette. früher also unter Tage gelegen, nur noch aus wenigen Pfählen, mögen die fehlenden ganz oder nur bis zur Sohle des neuen Wasserlaufes verfault sein, wie es eher wahrscheinlich, als dass man sie (was bei dem Wechsel und Fortgang der grabenden Leute nicht mehr festzustellen) bei der diesjährigen Regulirung aus ihrer tiefen senkrechten Stellung mit starker Mühe herausgezogen hat. Selbst diese wenigen werden nicht mehr so gut sichtbar sein, wenn der viel höhere Wasserstand des zur Zeit nur durch zwei Schleusen zurückgehaltenen Flusslaufes sich darüber fortwälzen wird. Deshalb habe ich zur Kenntlichmachung der Stelle in der Mitte des präsumptiven Brückenraumes einen betafelten Markpfahl aufstellen lassen. Das Markante an den wenigen Pfählen ist eben, dass sie, deutlich sichtbar, vierkantig behauen sind. Darauf fusst aber einwurfslos meine ganze Theorie. Sämmtliche Pfähle sind von Eichenholz. Linksseitig (vom Ufer Hoch-Paleschken aus gesehen!) stehen nun 2 Pfähle, rechtsseitig aber 3. Eine Zeichnung muss hier zur Verdeutlichung dienen. Die erhaltenen Pfähle stehen einander unregelmässig gegenüber; am besten ist dies zwischen *A* und *B* zu ersehen. Pfahl *A* ist der besterhaltene, 23 *cm* breit und 22 *cm* stark, also ein Rechteck. So wurde an der besterhaltenen Stelle gemessen, während am verwitterten Kopfe des Pfahles der Umfang 73 *cm* betrug. Sein Abstand bis zu *B* beträgt etwa 220 *cm*. Damit ist die ungefähre Breite der ganzen Anlage gegeben; es ist also Raum genug für die Gangspur eines Wagens. Neben

B steht wohl zufällig noch ein rundes, espenes Pfählchen *F*, das also nicht mitzusprechen hat. Pfahl *C* muss unten verfault sein, da er sich stark auf die Seite gelegt hat. Wollte man sich dazu auf der linken Seite das Complement (Ideal *C*) denken, so beträgt der Abstand zwischen *A* und Ideal *C* 2 etwa 150 *cm*. Dieser Abstand zwischen den Einzelpfählen in linea directa, wie es in alten Mess- und Duct-Urkunden heisst, dürfte überall der gleiche sein. Weniger bemerkbar, weil beiderseits unter der Flusssohlborte verborgen, steht noch Pfahl *E* auf Gebiet



Czernikau rechts und Pfahl *D* auf Gebiet Hoch-Paleschken links. Zu erwähnen wären noch 2 längere Querhölzer; diese schimmern unter dem blinkenden Wasser hervor. Davon erstreckt sich Holz *H*, von oberhalb *A* anfangend, zwischen *F* und *B* hindurch und darüber hinaus, erscheint aber, weil rund, von weniger Bedeutung, während Holz *g* zwischen Ideal *C* 2 und *D* beginnt und sich unterhalb *C* weiter erstreckt. Dieses Querholz ist ebenfalls vierkantig behauen. Mein Hofmeister v. Czapiewski hat das alles in meinem Beisein festgestellt, indem er in dem wässerigen Schlick umherwatete, sich vor dem Einsinken an dieser Stelle bewahrend und ausserdem mit Rodehacke und Metermaass, unter Beihülfe seiner Finger, an den Stellen unter Wasser hantirend.

Diese Querhölzer werden aber vordem als solche für Ueberlagen der Pfahlrammungen gedient haben. Eigentlich wäre dazu eine viereckige Bearbeitung garnicht nöthig gewesen, sodass auch Querholz *H* gut dazugehören könnte. Mit diesen Funden wäre eine Moorbrücke aber noch lange nicht als practicabel hergestellt. Es würden immer noch die Verbindungen zwischen diesen Festigungsräumen fehlen. Jedoch auch dafür ist durch meine Funde gesorgt, leider, wie ich sagen muss, nicht so recht nahe dieser betreffenden, als an anderen Stellen rechts und links davon, wo ich in grosser Anzahl, wie gesagt, Ueberreste von kiefernen Brettern und eichenen Bohlstücken, allerdings stark verwittert und dennoch in Flachbearbeitung, aufgefunden habe.

Schliesslich ist zu bemerken die Veranlagung des ganzen Baues in durchaus schräger Richtung. Es machte mich nur stutzig, dass diese Richtung in ideeller Linie nicht auf eine der erwähnten Kämpen stossen würde, sondern dabei vorüberstreichend, mehr auf das weiter entfernte Höhenland. Dieses Fragezeichen lasse ich bei Seite. Fürs erste galt es ja nur, eine Fortsetzung überhaupt festzustellen. Eine solche fand ich aber zu meiner grössten Genugthuung in dem nur etwa 30 Schritt entfernten alten Flussbette der Gieszina, wenn sie auch hier nur 2 bis 3 *m* breit sich durch den Moorboden durchzwängt. Auf diesem noch so kärglichen Raume, sagte ich mir, müsse eine Fortsetzung zu finden sein, bei Voraus-

setzung selbst aller Widerwärtigkeiten des Zufalles. Vor allen Dingen war hier der Wasserspiegel schon so gesunken, dass das, was ich als Stütze meiner hypothetischen Brücke voraussetzte und zu finden hoffte, sich in der That auch vorfand. Es fand sich nehmlich nahe am Ufer des alten Flussbettes Pfahl *J*, vierkantig bearbeitet, aber leider trotz alles Suchens mit der langstieligen Hacke weder rechts noch links oder geradeaus irgend ein weiteres Pendant dazu. Jedoch auch so war die Sache gerettet, weil der Pfahl behauen. Er war ebenfalls von Eichenholz. Ihm entsprach zwar noch Pfahl *K*, mehr nach Norden; jedoch war bei diesem, weil von 2 Seiten abgefault, die Bearbeitung nicht so deutlich zu erkennen. Es ist nun meine Meinung, dass über den Fluss selbst ein wirkliches Brückenwerk führte, zu und von diesem jedoch ein moorbrückenartiges Vor- und Nachwerk aus Brettergefüge auf Rammpfahl und Querholz. Letzteres muss sich auf der östlichen Seite (Czernikau) wegen des näher herantretenden festen Landes weniger weit erstreckt haben, als auf der Seite gen Westen (Hoch-Paleschken), wo ein Höherland sich namentlich bei der (unbekannt aus welchem Grunde, erfolgten) Schrägrichtung des Baues erst in grösserer Entfernung darbietet. Es wäre aber sehr wohl noch eine andere Auffassung der Sachlage möglich. Man hat hier, im Flusse besonders und dann auch in der mehr wässerigen und quebbigen Fortsetzung für den Bau deshalb die schräge Richtung gewählt, weil eine solche voraussichtlich den Lauf des fliessenden Wassers überhaupt nicht so sehr hemmt und stört, wie eine gerade Richtung, also den zuschwimmenden Gross-Stücken, die leicht Hinderung, weil Ursache von Stauung werden könnten, freieren Abfluss gestattet. Auf der längeren Strecke des Zuganges jedoch konnte diese Schrägrichtung verlassen und zu einer geraden Richtung übergegangen sein. Gewiss hat man damals auch schon gewusst und ausprobirt, dass eine gerade Linie die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten sei. Die Richtung hat also kurz vor der Flussbrücke gewechselt und einen Knick gemacht. Auch das wäre als Hypothese sehr wohl möglich; doch mag dem sein, wie ihm wolle. Passiren wir also getrost mit Leib, Wagen und Pferd über dieses Opus perfectum! Ich muss es Position I. nennen.

Was ist aber Position II.? Ich muss auch diesen Fund jetzt erwähnen und werde ihn später in meiner Besprechung gebrauchen.

Hier in Position II handelt es sich um eine Stelle der Zeshina, wo altes und neues Bett zusammentrifft. Sie ist ungefähr 25 Meterschritte von der Grenze von Hoch-Paleschken gegen die bäuerlichen Wiesen von Alt-Paleschken entfernt und liegt auf dem Gebiet der letzteren Gemeinde. Der Fluss hat seinen trägen Gang durch die Moorwiesen der Gemeinde Alt-Paleschken in Richtung NW. zu SO. beendet, stösst sich hier an das höhere Festland von Czernikau und biegt mit einem Knie weiter rechts um (N. zu S.) in der gewohnten Umhüllung des molligen Moores. Es ist fast gegenüber der heutigen Lage von Klein-Czernikau (141 *m* über der Ostsee), einem Vorwerke, das zugleich Schäferei ist. Die Breite des Moores hat sich bis auf ein Minimum eingeengt und wird fast ganz vom Flusse eingenommen, dessen Strom, weil er sich stösst, sich auf der anderen Seite findet. Der Boden der Sohle ist fast ganz hartes Erdreich. An dieser Stelle und bei jetziger Sachlage hatte ich eben am Boden der Sohle des Flussbettes eine ebenfalls in schräger Richtung gehende, etwa 1 Fuss hohe Setzung oder Rammung von behauenen, kleineren, eichenen Pfählen bemerkt. Es sah beim ersten Blicke so aus, wie ein mit regelmässigen Kimmungen versehener Balken, der durch Eigenschwere bis auf den Grund gerathen war, — bis sich dann das wahre Verhältniss herausstellte. Die Pfahlhölzer waren dicht und regelmässig nebeneinander eingerammt. Es war aber davon nur eine einzige Reihe vorhanden.

Als ich nach vorläufiger Fertigstellung der Regulirung zum ersten Male im Monat Juli die ganze Strecke beging, fand ich die Einzelstücke von ausgeworfenen Hölzern haufenweise zusammengelesen und behufs Austrocknung aufgeschichtet. Diese Gestelle durchsuchte ich und fand darin mannigfache Auskunfts- und Beweisstücke, wenn sie auch durch ihre Lage den Ort ihrer Auffindung nur sehr ungefähr andeuten, aber niemals fest anzeigen konnten. Leider musste ich bald erfahren, dass die bei weitem grösste Anzahl jener Holzcomposita, welche von hohem wissenschaftlichem Werthe sein mochten, von Alt-Paleschken aus durch räuberische Bauern, die selbst fremdes Brennholz nicht ausser dem Bereiche ihrer Bereicherung hielten, fortgenommen war, nicht bloss bei Nacht, wie es sich eigentlich für Diebe geziemte, sondern auch bei Tage, und dass sie hierbei selbst meine prächtig dastehende Saat von Hafer, Gerste und Erbsen als Heerstrasse sogar für Pferde und Wagen verheerend zu benutzen sich nicht gescheut hatten. Da stand in mir Alterthum, Wissenschaft und Landwirthschaft in hellstem Jammer! Aber andererseits entsinne ich mich, in nächster Nähe jener Stelle eine Aufschichtung übermeterlanger eichener, kantig bearbeiteter Pfahlhölzer bemerkt zu haben, ohne dass ich bei meinem ersten Begange genauere Maasszahlen genommen hatte, und ohne dass ich weiss, welcher Gegend diese Anzahl von Pfählen entstammte. Die Nähe aber deutet auf diesen Raum. Doch war wohl ihre Anzahl zu gering, um damit eine zweite Reihe von Pfählen zu bilden. Es muss also in statu pendente verbleiben! Uebrigens setzte ich auch an dieser Stelle auf dem Treidelsteige des Auswurfs ebenfalls einen Merkpfahl. Es fragt sich nun jedoch, welchem Zwecke vor Zeiten diese eine (oder zwei?) Reihe von kantigen Pfählen gedient haben mag? Ihre Lage am Grunde der Sohle fällt auf, ebenso ihre Regelmässigkeit. Wollte man eine grössere Höhe der Pfähle annehmen, sowie alsdann ein allmähliches Abschwinden derselben durch Verfaulung, so verbleibt doch das Wunderbare, dass dieser Process (im Wasser?) sich überall auf der gleichen Grenze bis zu einem Fusse vollzogen hat. Sie hatten sämmtlich eine gleiche Länge nach oben zu. Ist es aber immer so gewesen, wie es jetzt ist, zu welchem Zwecke könnte die Anlage gemacht sein? Das Wasser ist doch früher eher als höher, denn als so niedrig anzunehmen, dass, was heute unter Wasser, damals über Wasser war. War es nur Substruction, so ist die Ausdehnung der Pfahlköpfe eine zu geringe. Auch hätte man für solchen Zweck nicht nöthig gehabt, die hölzernen Rager gleichsam in zwei Hälften oder Etagen anzulegen. Für jede Hinderung und für jede Hülfe war das Ganze doch zu winzig; auch eine Brücke ist hier somit ausgeschlossen. War es vielleicht das signum aeternum eines Grenzducts? Wohl ist mir bekannt, dass man dazu unvergänglichere Dinge, wie Glas, Grus, Scherben, Eisenschlacke, Kohlen verwandte und diese in gehügelte, überall und jederzeit und für alle Nachbaren sichtbare Räume barg. Aber noch niemals ist mir solch ein Ductbelag vorgekommen, noch dazu in verborgener Tiefe ausgethan, wo das Wasser ihn allerdings länger beschützen konnte. In jedem Falle dieser Fluth von Muthmaassungen hülfe auch die zweite Reihe, wollte man sie annehmen, rein gar nichts. Ich muss gestehen, dass bei dieser, auf den ersten Blick wie ein Kamm mit groben Zinken aussehenden Pfahlrammung mir für die Beurtheilung ihres Zweckes jedwedes Verständniss abgeht. Ueber Moorfunde lässt sich zwar, wie die Erfahrung lehrt, sehr viel schreiben, es sind dabei sogar sehr viele Gesichtspunkte ins Auge zu fassen und zu behandeln, so dass man scheinbar von Einem in das Hundertste gerathen muss. Der Stoff und die Gesichtspunkte überwältigen eben. Es ist aber naturgemäss vielfach ein Tappen im Dunkeln von Ort (Moor) und Zeit, wobei man, wollte man sich, mit dem einen Fusse eingesunken, daraus hervorarbeiten, Gefahr läuft, mit dem anderen

Fusse, selbst wenn dieser nicht als mehrbelasteter Stützpunkt gebraucht würde, nur noch tiefer hineinzusinken. Ich muss diesen Fehler also hier vermeiden und darf keiner der nur möglichen Annahmen den Vorzug geben (oder war hier eine ältere Mühle?).

Schliesslich muss ich hierbei einige historische Rückblicke auf die pomerellische Zeit thun.

Es entsteht doch die Frage, zu welcher Zeit etwa Siedelung und Moorbrücke bestanden haben und gebraucht wurden. Dafür kommt in Betracht die polnische Zeit, die Deutschordenszeit und die pomerellische Herzogszeit. Von den beiden späteren Zeiten haben wir nur wenig urkundliches Material überliefert bekommen, das sich auch wohl kaum mit einem so geringfügigen Stückchen Erde und Communicationsweg beschäftigt haben dürfte. Für Moorbrücken zumal müsste man doch auch einen weiteren Griff in die Jahrhunderte zurückthun. Ich hebe hervor: das umfassendste Material der aus früherer Zeit über unsere Provinz, insbesondere über die pomerellische Herzogszeit, noch erhaltenen Nachrichten findet sich in dem Pomerellischen Urkundenbuche (herausgegeben von Dr. M. Perlbach). Dasselbe gewährt in seinen Urkunden über die damals so häufig an Klöster und geistliche Genossenschaften verliehenen Güter-Complexe in den mehr oder minder genau wiedergegebenen Grenzducten eine werthvolle Ueberlieferung für die Lage und für die Namen einzelner Complexe und Gegenden. Daraus erkennen wir durch Reconstruction wenigstens die Namen, mögen die Urkunden selbst gefälscht und interpolirt oder ächt sein, da man nothgedrungen sich doch immer an Namen anlehnen muss, mit denen das Bestehen jener Oertlichkeiten ausgesprochen ist. Und fehlen heutzutage die einzupassenden Unterlagen von Ort, Erbe, Dorf oder wie es sonst heissen mag, so ist mit dem Untergange des Dorfes und seiner Stelle auch eine Incorporation in andere Gebiete durchaus anzunehmen. Ich hebe daraus zunächst die heutige Kleine Ferse hervor. Ihr slavischer Name soll, wie er an mein Ohr tönte, Gieszyna lauten. Das hat die allergrösste Aehnlichkeit mit den Wortlauten Seshina, Zeshina, Zeshino, womit nach dem Index des Pomerellischen Urkunden-Buches ein See, ein Bach und ein Dorf bei Kischau bezeichnet werden. Damit stimmen überein die Urkunden Nr. 447 (S. 400, See und Bach) von 1289, Nr. 525 (S. 469 — wohl interpolirt — Dorf, hereditas) von 1295 und Nr. 630 (S. 555, Dorf) von 1304.

Es kommt nun aber noch der Name Thesino oder Dessino vor in 2 interpolirten Urkunden Nr 237 (S. 192) von 1269 und Nr. 262 (S. 216) von 1274. Es ist zu bemerken, dass beide Jahre einer früheren Zeit angehören als die obigen Urkunden. Der Index des Pomerellischen Urkunden-Buches begreift darunter einen Bach bei Pogutken, etwa eine Meile östlicher gelegen. Ich bin keineswegs dieser Meinung, sondern halte den Namen gleichwerthig mit Seshina, —o Dafür spricht zunächst in packender Weise der etymologische und nach slavischem Sprachgebrauch durchaus angemessene Gleichklang beider Ortsbezeichnungen. Aber auch der einschlägige Wortlaut der Urkunde führt uns in eine ganz andere Richtung, als nach Pogutken. Urkunde Nr. 237* (1269 Februar 26, Dirschau), worin Herzog Sambor von Pommern dem Kloster Samburia die Dörfer Kobila, Pogutken und Koschmin mit genauer Grenzbeschreibung verleiht, sagt bei diesem Grenzzuge: Cobelow — Polubin (metae) — „usque ad aream ville, que ab antiquo dicta est Sternekow [Czernikau], que area est intra terminos Cobelow, deinde vero usque ad fluvium Thesino dictum et dictum fluvium cum utroque littore usque ad pontem ultra eundem fluvium factum in via, que ducit de magno Kissow in Garzhin, a dicto autem ponte per viam predictam usque ad quandam quercum juxta viam in

sinistrum veniendo de Kissow in Garzhin, inde usque ad prata Sternekow dicta, que sunt intra limites, inde a fine dictorum pratorum ad fluvium predictum Thesino . . ." Mag nun in dieser fraglichen Urkunde (Original im Staats-Archive zu Königsberg) nach Annahme der Register die Sicherung der Grenzen, die hier rund um das Gebiet beschrieben werden, wohl der Zweck der Fälschung gewesen sein, so bleiben doch immerhin als der wirklichen Sachlage entsprechend die Namen, sowie die Richtung und Reihenfolge bestehen. Und hier erfahren wir auch von einer Brücke über den Fluss Thesino, und zwar an der Grenze von Sternekow. Dieses ist aber von Pogutken, wo der Bach laut Index zu suchen sein soll, räumlich mindestens durch das Areal von Kobilla getrennt. Noch auch können dort (bei Pogutken) Wege von Kischau nach Garczin nahe vorbeigegangen sein. Das wäre ein Unding! Somit ist auch dies Thesino hier zu suchen und gleich Zeshino zu setzen, sowie damit der Bestand einer Brücke hier anzunehmen. Ganz dasselbe wird gesagt in der späteren Urkunde Nr. 262* (S. 216) von 1274 (Januar 2. Schwetz), worin Herzog Mestwin von Pommern dem Kloster Neu-Doberan (so wurde dieses später nach Pelplin propter inhabilitatem loci verlegte, aber anfänglich in Pogutken in Aussicht genommene Kloster neben dem vom Herzog Sambor als Stifter entlehnten Namen Samburia genannt!) einen Landstrich im Gebiete von Thymau verleiht und zugleich die Schenkungen seines Oheims Sambor über Pogutken, Cobilla und Koschmin in genau bestimmten Grenzen bestätigt. Auch hier heisst der Fluss, der als Grenze genommen wird, bei Czernikau liegt und über den eine Brücke gemacht ist, Dessino, auch in anderer Lesart Thesino und Thessino. Es steht für mich also unzweifelhaft fest, dass Dessino und Thesino ganz dasselbe bedeutet, wie Zeshino. Ist man doch gezwungen, den Namen Czernikau aus ganz anders verdrehten Varianten heraus zu erkennen, wie Scherlkow, Storlkow, Sterskow, Chirnokow, Sternkow, Sternecow. Sonst ist der Wortlaut derselbe.

Somit haben wir für 1269 und 1274 trotz der gefälschten Urkunden den Namen Zeshina oder Dessino für die Kleine Ferse und auch eine Brücke darüber an dem Wege, der damals von Magnum Kissow nach Garzhin führte. Es sind auch die Prata vorhanden, und die Vettern der Eichbäume, neben welchen damals die Strasse ging und in welche man Grenzzeichen einschnittweise signirte, finden sich in den eichenen Ueberresten, die wir unter Tage liegend und im Flussbette liegen sahen. Ihre Descendenten in wer weiss welchem Grade haben sich heute weiterhin gerettet oder vor dem fliegenden Sande im Anlande des Moores in jener Gegend bestens empfohlen. Dann folgte in der Zeit die karge Kiefer, am Wegrain vielfach gemischt mit stolzem, altem, hohem Wachholder.

Gehen wir jetzt über zu den Urkunden, welche bei Zeichnung der Grenze von Paleschken (wovon es damals nur eins gab, also kein Neu- und kein Hoch-Paleschken) auch der Zessina Erwähnung thun, um in ihnen vielleicht weiteren Anhalt für unsere Betrachtung zu gewinnen. Die erste davon ist nur 15 Jahre später ausgestellt, die zweite 21 Jahre und die dritte 30 Jahre später. Ich meine, dass sich bei dem Moorlaufe jener Zeit nicht allzuviel in der Zwischenzeit verändert haben kann. Wo neue Namen hervortreten, die bei einer so genauen Erwähnung von Nöthen waren, da können selbige auch schon früher vorhanden gewesen sein, ohne dass sie bei dem Ducte eines so grossen Gebietes von drei Dörfern genannt zu werden brauchten, obgleich ihr Verschweigen auffallen kann, da man doch eher nach Ortschaftsnamen sich gerichtet haben müsste, als nach dem allgemeinen Flusslaufe. Paleschken und Zeshina kommen hier zusammen vor. Zeshina heisst der Fluss, aber auch der See, aus welchem er fliesst, schliesslich auch ein Dorf, eine hereditas.

Laut Urkunde Nr. 447 (S. 400ff.) [Original im Staats-Archive zu Königsberg] verleiht um 1289 (März 5. Byszewo) Herzog Mestwin von Pommern dem (Cistercienser-) Kloster Byszewo (bei Polnisch-Krone) das Dorf Paleschken (Palescowicz) frei von allen Lasten in bestimmten Grenzen. Somit würden an einer seiner Grenzen (und zwar an der in Frage stehenden) zwei klösterliche Besitzungen zusammenstossen, das ältere Byszewo und das kaum gegründete Pogothecowe = Pogutken als Samburia oder Neu-Doberan. Beide sind aber Cistercienser-Ordens. Dieser siedelt sich besonders in Thälern an. Dies Paleschken war „inspecto fideli servicio militis nostri [scil. Myscivii] Alberti, quod nobis exhibuit incessanter", diesem als Erbgut verliehen worden „perpetuo possidendum", der es alsdann weiter in geistliche Hände verschenkt, wie es öfter zu finden. Doch fahren wir hier in Sprache und Wortlaut der Urkunden fort: „Et item ad ipsius devotam instanciam ob honorem dei et gloriose virginis Marie eandem hereditatem u n a c u m i p s a pari m a n u liberaliter contulimus abbati et suo conventui de Byshovia ad novam structuram claustri ipsorum in felici valle, quo se transferunt, jure hereditario possidendam". Die Errichtung eines neuen Klosters, ob solche für hier geplant war oder ob es sich um die geplante Verlegung von Samboria aus Pogutken handelte, wofür man nach einer neuen und gesunderen Stelle suchte (so dass gewissermaassen und zwischen den Zeilen zu lesen, Paleschken und Pelplin in engere Wahl gekommen wären!), gehört nicht weiter zur Sache und entzieht sich fürs Erste meinen Blicken.

Es werden dann die Grenzen beschrieben. Wir müssen ihnen in ihrem Anfange wenigstens folgen. Es heisst: „Qui (limites) primo incipiunt, ubi egreditur fluvius Seshina de lacu qui etiam Seshina vocatur, per d e s c e n s u m aque usque ad Vereyc, deinde usque in Rudnic silvam et directe per silvam ad prelayam ducis, que est s u p e r viam que ducit in Costerinam de Kyshovia, ex hoc ad paludes Kocanova dictas, quas paludes hereditati Pelescoviz integraliter assignamus, ex hiis paludibus super insulam et sic in Conski Ostrow super rubum ursi ad fluvium Versisham cum utroque littore in ascensu fluvii ad metas Slupanini, ... deinde totus lacus cum integro fluvio Seshina, unde limitaciones processerunt". So haben wir Anfang und Ende der hereditas Pelescowicz. Es ist sehr schwer, für heute diese Grenzen aufzufinden, da man nicht weiss, ob die vorkommenden Namen, solche von Marken, von Orten oder von Dörfern sind, und weil nur sehr wenige derselben in vorhandene Namen und Stellen einzudeuten sind.

Vor allen Dingen müsste als gewiss anzunehmen sein, erstens, dass die Anfangsgrenze mit dem a b f l i e s s e n d e n Laufe des Flusses congruent geht und der heutzutage nordöstlich davon gelegene Theil von Paleschken damals nicht dazu gehört hat, worauf wir später zurückkommen werden, und zweitens, da südöstlich die Grenze bis zur Verissa (Grosse Ferse) geht, dass das verliehene Gebiet auf dieser Strecke ehemals viel grösser gewesen sei als heute, und somit etwa die heutigen Ortschaften Elsenthal (früher Chwarszenko, gemäss der in sogenannter Verdeutschung beliebten Umtaufung; Elsenthal natürlich ebenso verdreht benannt, weil es auf dem Berge liegt!) und wohl auch Fosshütte (früher Bartoszolas, also Bartelswald) umfasst haben müsse, wohl auf Theile von (Alt-)Bukowitz, da dieser Ort im P. U.-B. gar nicht genannt wird. Jedenfalls ist aber bei dieser Verleihung eines so bedeutenden Areales auch das zu bemerken, dass es scheinbar nicht nöthig gewesen ist, dass das in solchen Grenzen verliehene Paleschken vorher einen gleich grossen Besitz umfasst habe, da es doch in der Urkunde heisst, der Herzog habe zu dieser Verleihung una cum ipsa pari manu freigebig

beigetragen oder wolle es thun. Jedenfalls hat er sich seine prelaya sehr wohl reservirt, die nur so obenhin als Grenzpunkt vorkommt.

Man weiss auch nicht recht, in welchen localen oder entfernten Absätzen der Grenzzug angedeutet wird. In diesem südöstlichen Theile scheinen die Absätze in weit grösserer Ausdehnung gegriffen zu sein, als wie in der Bezeichnung vordem. Lasse ich die übrigen Namen beiseite, so ist ganz gewiss bekannt die verbliebene Lage von Kyshovia, das heutige (Alt-) Kischau. Urkundlich hat es den Beinamen Magnum; es muss also noch ein anderes Kischau vorhanden gewesen sein, also gegensätzlich ein parvum Kyshovia; ob dies nicht das heutige Strehlkau war, das noch um die Wende des vorigen Jahrhunderts Klein-Kischau genannt wurde? Das heutige Neu-Kischau, heute räumlich durch Bukowitz von Alt-Kischau getrennt, muss also im Magnum Kyshovia einbegriffen gewesen sein. Die Unterschiede von Gross und Klein gingen hier also zeitlich denen von Alt und Neu voraus. Von (Alt-) Kischau führt nur ein Weg nach Costerina, der heutigen Stadt Berent, nach dem Wortlaute der Urkunde.

Oberhalb dieses Weges lag die prelaya ducis, die Wildbahn des Herzogs. Von dem Schneidepunkte dieses Weges ging der Tract bis zu den Sümpfen Kocanova. So lateinisch dies Wort (wegen nova) auch klingt, so ist es doch gewiss ein polnisches, eben wegen des nova ein Adjectivisches, abzuleiten von kot, Kater, (nicht etwa von koża, Ziege), wobei zu ergänzen łąka, Wiese, also zu übersetzen mit Katerwiese. Vielleicht hielten sich hier zu Vorzeiten im Baumgestrüpp Wildkatzen auf. Das wäre der ganze Wiesenplan, der heute in Theilen zu Alt-Kischau, zu Hoch-Paleschken und zu Elsenthal A und B gehört. Die letzteren Antheile beherbergen einen stillen Wasserlauf, der innerhalb von Alt-Kischau in die Ferse einläuft und für gewöhnlich ungefährlich und kaum sichtbar ist, bei Schneeschmelze aber so reissend werden kann, dass er sogar lehmige Hausmauern unterspült und den Ertrinkungstod von Hausvieh (Schweinen) hat bewirken können. Dieses Bächlein führt auch heute noch beim Volke den anklingenden Namen Kotla, also Katerbach. Noch ist zu bemerken, dass der Index des P. U.-B. die paludes Kocanova einen See nennt. Heute aber ist es die schöne, zweischürige Wiese nicht mehr. Auch ist noch ein anderer Anklang zu finden. Der südwestliche Wiesentheil, unterhalb von Hoch-Paleschken gelegen und heute nur zur Hälfte dazu gehörig, obschon seiner Zeit diese paludes integraliter assignirt wurden, führt beim Volke, soweit es noch sesshaft und daher erinnerungsreich auf die Vorzeiten blickt, den Namen Kocony, also etwa Katerei, Katerwesen. Somit wäre ein weiterer fester Punkt gewonnen. Es ist auch noch der Wald Rudnic(k) genannt, der Bedeutung nach der Erzschmelz-Wald, vielleicht mit Köhlerhütten durchsetzt. An die heutige Mühle Rudda wäre am Ende dabei nur dann zu denken, wenn ihre Lage den Endpunkt des Waldes Rudnik gebildet hätte, wobei die prelaya ducis lag. Diese mag als sich schlängelnd von dem heutigen Strehlkau anfangend gedacht werden. Hier hat also wahrscheinlich urprünglich der Schütze in des Herzogs Sold seine Budenhütte bewohnt. Es liegt fast im Namen, da strzelac zielen (schiessen) heisst, strelec Jäger, Schütze. Ganz umgeben von Latifundien liegt die Bude da, als ein einsames landschaftliches Boudoir bis heute. Damit wäre wieder eine Position gewonnen gegenüber der heutigen Lage. Es ist ersichtlich für den genaueren Kenner der Einzelstätten, dass auf diesem Raume die genannten Absätze der Grenze sehr nahe aneinander gerückt sind. Als Gang der Grenze für das verliehene Paleschken wird nun der Reihe nach, wie nicht anders anzunehmen, genannt, per descensum aquae: Vereye, Rudnic silva, prelaya ducis, super viam in Costerinam de Kyshovia, paludes Kocanova, (insula Konski

Ostrow, rubus ursi, fluvius Versisha, Slupanini, silva, rivus Lancenica, Sitno lacus, Mereynica silva, lacus circa Rofne, primus tractus Tona, mons ex opposito villae Rofne, totus lacus, fluvius Seshina).

Mögen uns nun die eingeklammerten weiteren Ortsnamen nichts angehen, so fehlt uns in dieser Reihe gleich zu Anfang die Bezeichnung Vereyc. Der Index nennt es einen Ort. Ich kann dafür keine Etymologie beibringen. Vielleicht steht der Name Versisha damit in Verbindung. Nach dem P. U.-B. gab es auch einen Ort Vereice, nahe bei Schwornigatz, im Kreise Konitz oder Schlochau, also sehr weit entfernt. Für dort ist aber nicht an die Versisha (Ferse) zu denken. Nach Analogie von Rudnic(k) wäre es wohl Vereyk zu sprechen. Dieser Ort fehlt heute gänzlich. Er ist untergegangen. Gingen wir da wirklich fehl, wenn wir seine Stelle nahe den früher bemerkten Kämpen in der Nähe des fluvius Zeshina feststellen möchten und auch in der Nähe jener neu aufgefundenen Brücke?! Ich selbst wüsste zur Zeit nicht, wie anders. Jeder Anhaltspunkt fehlt selbst zur Wiederauffindung.

Bisher hatten wir bei Zeshina nur mit dem See und mit dem Flusse zu thun. Es kommt aber auch ein Gut (hereditas) gleichen Namens vor, das natürlich Zeshino heissen muss. Dieser Name als Ort kommt in den zwei anderen Urkunden vor, die ich zu Anfang (S. 114) citirte. Erstlich bestätigt 1295 (Juni 29. Schwetz.) Herzog Mestwin von Pommern dem Kloster Byszewo die ihm von dem Grafen Domaslaus Croslicz verliehenen Güter Zeshino und Witowo. Also dasselbe Kloster erhielt neuen Zuwachs an Land. Der Abt hiess jetzt Berthold. Der Herzog Mestwin (ob divine remuneracionis intuitum) bestätigt nur Geschehenes. Der Schenker (pro remedio anime sue ac suorum progenitorum) hatte resignirt zu des Klosters Gunsten. Es war comes Domaslaus Croslicz cognominatus. Dieser besass jene Güter vom Herzoge justo emptionis modo ac fideli servitio; seit wie lange, steht nicht fest. Diese Urkunde selbst gilt für unecht, als wahrscheinliche Fälschung des 15. Jahrhunderts. Aber die letzte Urkunde von 1304 (o. T., Schwetz), die für ächt gilt, berichtet wiederum von den Dörfern Zeshino(a) und Witowo, deren Besitz demselben Kloster auch bestätigt wird durch Friczko, dictus de Shachowicz, Gubernator Polens und des ducatus von Cujavien und Pommern. Vor ihm erschienen zu diesem Zwecke Martinus und Matthias Chrosla als Söhne des quondam Domaslaus Chroslicz. Die Hauptsache scheint Zeshina zu sein, da es weiter heisst: una cum sorte sibi adiacente que Vitoua dicitur. Wegen dieser Güter hatte aber auch ein rusticus (Bauer) Shdan, Sohn des Sodlko (Sattel), der sich schon 1295 vor Mestwin und dessen Baronen gemeldet hatte, diese hereditas als die seinige angesprochen, da sein Vater selbige lange Zeit besessen, nur dass er, wie er freimüthig gestand, wie auch sein Bruder und sein Vater vom Herzoge Mystwyn einfach hinausgeworfen seien. Doch auch dieser scheinbare, schlecht behandelte Querulant abrenuntiirt, wohl nicht unbearbeitet, aus freien Stücken und resignirt zu Gunsten der Brüder in Byshovia, ohne dass von seinem Seelenheile als causa movens die Rede ist. Man kann zwischen den Zeilen lesen. Als Zeuge figurirt dabei auch ausser Anderen ein Cuyacha, Richter in Garshna (Garczin), also unseres engeren Kreises, der nur dieses eine Mal im Pomerellischen Urkunden-Buche vorkommt, aber jedenfalls wegen der Nähe der Ortschaft wohl um den Zustand der Dinge wissen musste. Durch diese Urkunde ist somit die Einsicht gestattet, wie es gelang, dass der heutige Norden oberhalb der Zeshina durch das Mittel der klösterlichen Verleihung zu Paleschken kam, wo er noch heute ist.

Hiernach war nun Zeshina das Hauptgut und Witovo nur eine benachbarte „sors". Wo lagen diese beiden Orte? Beide sind untergegangen. An Vereyc, gelegen

per descensum der Zeshina, ist also nicht zu denken. Gewiss nahmen sie beide den Raum ein, der, obwohl er heute zu Alt-Paleschken gehört, nach der Verleihung von 1289, weil nördlich von dem als Grenze geltenden Flusse gelegen, davon ausgeschlossen war. Es war, gegenüber namentlich den damaligen Latifundien, eine äusserst bescheidene hereditas, aus welcher Herzogliche Gnaden mit Gewalt Vater Sodlko und Sohn Shdan nebst Bruder namenlos herauswarfen. Selbst dieses Stückchen Erde musste zur Arrondirung der klösterlichen Latifundien-Schenkung dienen. Dass diese nachträgliche Einfügung räumlich noch weiter nördlich gegangen sei, ist nicht gut anzunehmen: sie müsste sonst schon auf das Gebiet von heute Orle hinüber sich erstreckt haben. Orle kommt freilich im Pomerellischen Urkunden-Buche nicht vor. Wegen Witowo habe ich eine fast sichere Vermuthung. Die vom See Zeshina nach Osten zu ausgehende Seenplatte führt heute direct die Namen Langer See, Wikowko-See und Sand-See. Beim ersten und letzten Namen würde es für das Slavische nur einer Uebersetzung bedürfen oder vielmehr eine solche wird einfach ins Deutsche erfolgt sein, da die Namen eine Eigenschaft erwähnen, nach welcher man die Wasser und Berge und Wälder meist zu benennen beliebte, gemäss der durchgängigen Naturanschauung für die slavische Namengebung. Nur der Wikowko, wie auf dem Messtisch-Blatte zu lesen steht, stimmt damit nicht überein. Er muss also seinen Namen von einer Ortschaft haben, wie das ja in Ermangelung von Eigenschaften (deren es für ihn, da er stark sumpfig ist, jedenfalls auch gegeben hätte) für die Bezeichnung in gleichem Maasse Statt hatte. Er ist also der Wikowko, der See von Wikowo. Es handelt sich somit nur um die Vertauschung des Buchstaben t des Pomerellischen Urkunden-Buches und des Buchstaben k des Messtisch-Blattes. Da keine einzige Variante in der Lesart angeführt wird, halte ich Witowo für richtiger. Damit ist auch die ungefähre Lage dieser Sors gegeben, deren Reste heute unter Gesträuch und Moos versteckt sein müssen. Jedenfalls lag es nach beliebtem Modus der Slaven ebenfalls ganz nahe am Wasser. Wo aber lag Zeshina, das Hauptgut? Ich weiss es nicht und ermangele dafür jeden Anhaltes. Jedenfalls doch auch am Wasser, sehr wohl an dem See, mit welchem es einen gemeinschaftlichen Namen hatte. Was von beiden aber nomine potior oder prior war, das ist schwer zu entscheiden. Es ist fraglich, ob der wohl frühere Seename Zeshina nicht sprachlich auf Zese als Netz-Art zu beziehen wäre. Jedenfalls lag es aber nothgezwungen nördlich vom Flussgebiete der Zeshina und ist somit durchaus nicht zu beziehen auf die Stelle auf den Kämpen bei Hoch-Paleschken, so dass selbst durch diese beiden Orte die Stelle für Vereyc nicht gut streitig zu machen ist. Diese Verneinung war der Hauptzweck meiner weiteren Ausführung. Da Rowno (Rofne) schon bestand, kann für Zeshina auch nicht die Stelle occupirt werden, wo heute auf den Bergen, zwischen denen ein Erdfall gemeldet wurde und gegenüber denen der Burgwall von Paleschken sich in den See auf einer Halbinsel hinein erstreckt, ein Ausbau von Rowno vorhanden ist. —

(19) Hr. A. Bässler legt vor

1. einige als Sparbüchsen benutzte Schweinchen aus glasirtem Thon,
2. Photographien von Leprösen und Elephantiastischen. —

(20) Hr. Franz Tappeiner sendet unter dem 18. Januar aus Schloss Reichenbach bei Meran eine Denkschrift über die

Capacität der Tiroler Schädel.

Dieselbe wird im Text der Zeitschrift für Ethnologie veröffentlicht werden. —

(21) Hr. Aurel v. Török übersendet aus Budapest, 9. Januar, eine Abhandlung über ein

neues Verfahren bei Schädelcapacitäts-Messungen, sowie über eine methodische Untersuchung der Fehler bei Volumen- und Gewichts-Bestimmungen des Füllmaterials.

Dieselbe wird im Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie erscheinen. —

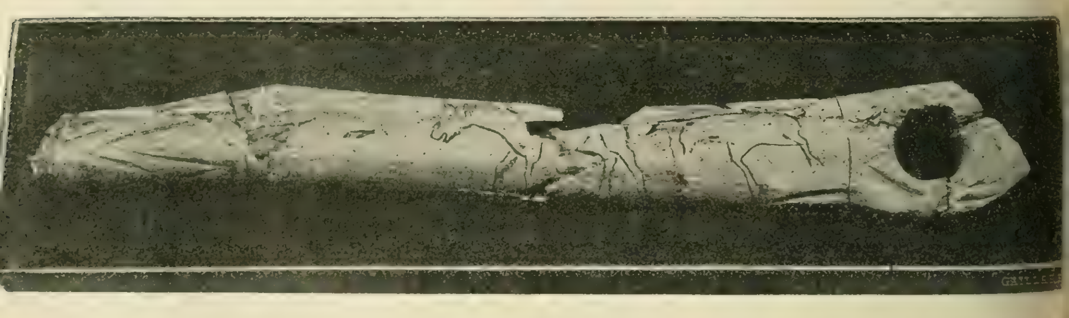
(22) Hr. J. D. E. Schmeltz berichtet in einem Briefe aus Leiden (30. December), dass die Sammlung philippinischer Schädel, welche unser früheres Mitglied Hr. Schadenberg hinterlassen hat, durch die Niederländische Regierung für das Ethnographische Reichs-Museum angekauft worden ist und demnächst durch einen jungen Anatomen bearbeitet werden wird. Die Abhandlung soll in den in diesem Jahre beginnenden Mittheilungen aus dem Ethnographischen Reichs-Museum erscheinen. —

Hr. Rud. Virchow spricht seine Freude darüber aus, dass die werthvolle Sammlung auf diese Weise für Europa und die Anthropologie gesichert worden ist. Sie war uns vor einiger Zeit durch die Wittwe zum Kauf angeboten; wir mussten aber damals aus Mangel an Mitteln darauf verzichten, obwohl gerade der Reichthum derselben an deformirten Schädeln einen grossen Anreiz für dauernde Erwerbung bildete. —

(23) Hr. Rud. Virchow zeigt die

Photographie eines mit Thier-Figuren verzierten Commando-Stabes vom Schweizersbild bei Schaffhausen.

Hr. Nüesch hat die grosse Freundlichkeit gehabt, mir eine neue und vollständigere Photographie des einen der von ihm beim Schweizersbild gefundenen Commando-Stäbe zu übersenden. Die genaueren Angaben darüber stehen in seiner grossen Publication „Das Schweizersbild" (Zürich 1896), S. 307, worin auch eine photographische, aber unvollständige Abbildung gegeben ist (Taf. VII, Fig. 1). Die jetzt vorliegende neue Abbildung zeigt den reconstruirten Commando-Stab in seiner ganzen noch erhaltenen Ausdehnung und die beiden darauf eingeritzten, hinter



$^2/_3$

einander schreitenden „Diluvial-Pferde" in grösserer Deutlichkeit. Leider ergab die danach ausgeführte Autotypie ein etwas verwaschenes Bild; ich habe deshalb durch meinen Zeichner, Hrn. Helbig, die Umrisse der Photographie etwas stärker nach-

zeichnen lassen, wobei freilich die Linien eine grössere Breite und Schärfe erhalten haben, als das Original zeigt. Auch konnte, bei der Undeutlichkeit einzelner Stellen, das Nachziehen der Linien nicht mit solcher Sicherheit ausgeführt werden, dass die Authenticität des Bildes in allen Theilen ganz zweifellos ist. Immerhin wird die Autotypie eine bessere Gesammt-Anschauung gewähren.

In meiner Besprechung der Publication des Hrn. Nüesch habe ich diese Commando-Stäbe kurz erwähnt (Zeitschr. f. Ethnol. 1898. XXX. S. 375).

Es sei nur noch hinzugefügt, dass das wichtige Stück in einer niedrigen kleinen Felsen-Nische lag, bedeckt und umgeben von Breccie, von Knochen und Zähnen junger Renthiere, von Feuerstein-Messern, Nuclei und den verschiedensten Küchen-Abfällen der frühesten Bewohner. Die erste vollständigere Reinigung des Stückes geschah durch Prof. Penck, der es mit einem feinen Pinsel abwusch: erst dadurch kam die Zeichnung zu Tage. Dabei ergab sich, dass alle 4 Beine des Thieres lange, nach rückwärts herabhängende Haare tragen.

Indem ich Hrn. Nüesch für die interessante Gabe bestens danke, möchte ich noch aufmerksam machen auf die eigenthümliche Kerbung der Oberfläche, die auf einem aus derselben Fundstätte gehobenen Knochenstück (Taf. VIII. Fig. 6) zu sehen ist. Es ist dies ein kleines, scharfkantiges Fragment, anscheinend aus einem langen Knochen eines stärkeren Vierfüssers. Hr. Nüesch nennt es (S. 319) ein Knochenstück mit durch Zickzack-Linien gebildeten Ornamenten: er sagt: „Das Knochenstück trägt zickzackförmige, einander kreuzende, quer über dasselbe verlaufende Linien, ohne so regelmässige Verzierungen zu bilden" (S. 306). Diese Beschreibung kann leicht zu einem Missverständniss führen. Die Linien sind an sich nicht zickzackförmig, sondern durchaus geradlinig, aber sie sind kurz, schräg gestellt und durchkreuzen sich gegenseitig, so dass dadurch allerdings ein Zickzack-Muster gebildet wird. Merkwürdigerweise gleicht dieses Muster genau den sich kreuzenden feinen Einkerbungen an roth incrustirten Schädeln der heutigen Andamanesen, wie ich sie in der Sitzung vom 18. Juni 1898 (Verhandl. S. 284, Fig. 2) beschrieben habe. Man könnte daher die Frage aufwerfen, ob die Männer vom Schweizersbild die Knochen nicht auch mit farbigen Substanzen bestrichen haben. Ein solcher Ueberzug kann im Laufe der Zeit abgefallen sein. Seine Nichterwähnung könnte auch auf ein Uebersehen bezogen werden, und es verlohnte sich wohl, daraufhin die gekerbten Knochen vom Schweizersbild noch einmal nachzusehen. Ich bemerke, dass ich ähnliche Einkerbungen auch an einer roth incrustirten Tibia von den Andamanen gesehen habe (vgl. an derselben Stelle, S. 284); diese gaben der Tibia ein eigenthümlich „quergebändertes Aussehen". Es ist vielleicht von Wichtigkeit, zu erinnern, dass Hr. Nüesch auf Taf. VIII, Fig. 8 und 9 Knochenstücke abbildet, auf denen „mehr oder weniger parallel verlaufende Linien eingeritzt sind". —

(24) Hr. Olshausen spricht über

Gesichts-Urnen.

Schlüssel zu der abgekürzt citirten Literatur.

Aarböger. Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie, Kopenhagen. — Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen. Stockholm 1897. — Antiq. Suéd. Montelius, Stockholm 1873—75. — Berendt I, II., Pommerellische Gesichts-Urnen [in Phys.-ök. Abhandl. 13 (1872), 89—125, m. Taf. 1—6]: Nachtrag dazu ebenda 18 (1877), 113—60, m. Taf. 7—11]. — Berliner Katalog. Katalog der Ausstellung prähistorischer Funde zu Berlin, 1880. — Bull. di pal. Bullettino di paletnologia Italiana. — Con-

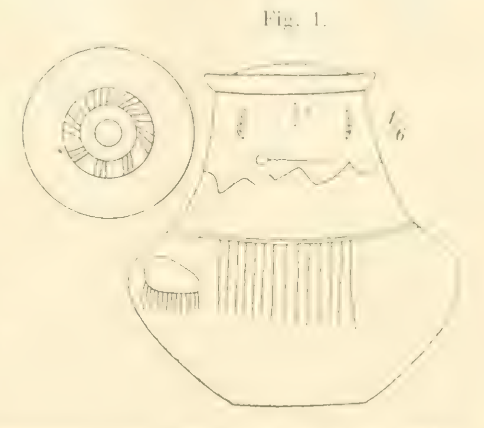
wentz, Bildl. Darstellungen von Thieren u. s. w. an westpr. Gräber-Urnen [in Danziger Schriften, N. F. 8, 3 1894, 191 ff., m. Taf. 3 u. 4]. — Corr.-Bl. der deutschen anthrop. Gesellschaft. — Danziger Mus.-Ber. Berichte amtliche über die Verwaltung d. Westpr. Prov.-Museums, Danzig. — Danziger Schriften. Schriften d. naturforsch. Ges. in Danzig. — Hörnes. Kunst. Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa bis um 500 v. Chr., Wien 1898. — v. Ledebur, Das Königl. Museum vaterl. Alterth. zu Berlin, 1838. — Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Mainz. — Lissauer. Denkmäler, die prähistor. der Prov. Westpreussen und der angrenzenden Gebiete, Leipzig 1887. — Lissauer, Bronzen, Alterth. d. Bronzezeit in der Prov. Westpreussen und den angrenzenden Gebieten: 1. Die Bronzen: Danzig 1891. — Madsen. Steena., Broncea. I, II.. Afbildninger af Danske Oldsager, Kjøbnhaven 1868—76 (Steen-, Broncealderen I u. II). — Mestorf, Atlas. Vorgeschichtl. Alterth. aus Schleswig-Holstein. Hamburg 1885. — Montelius, Italie. La civilisation primitive en Italie, I, Stockholm 1895. — Montelius, Tidsbest. Inom bronsaldern [aus Kongl. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademiens Handlingar, Bd. 30. Stockholm 1885]. — Müller, Fund. Müller, Sophus. Ordning af Bronzealderens Fund (in Aarböger 1891, 183—265). — Müller, Stena., Bronzea., Jerna. Müller. Sophus, Ordning af Danmarks Oldsager (Sten-, Bronze-, Jernalderen), Kjøbnhaven 1888—95. — Müller-Reimers. Müller, Vor- und frühgeschichtl. Alterth. d. Prov. Hannover, herausgeg. von Reimers. 1893. — Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, Berlin. — Ossowski, Monuments préhistoriques de l'ancienne Pologne. Cracovie 1879—88; 1. Série, Prusse Royale (unvollendet; nur 4 Hefte erschienen). — Pfahlb.-Ber. Pfahlbauten, Ber. 1—9, 1854—88, von Keller und von Heierli (in Mittheilungen der antiquar. Gesellsch. Zürich). — Phys.-ök. Abhandl. u. Sitzungsber. Königsberg i. Pr. (Abhandlungen und Sitzungsberichte). — Pomm. Monatsbl. Monatsblätter der Gesellschaft f. Pomm. Geschichte und Alterthums-Kunde, Stettin. — Pr. Pr.-Bl. Preussische Provinzial-Blätter. — Reusch, Diss. Reusch, Christian Friedrich, De tumulis et urnis sepulcralibus in Prussia, Regiomonti. Dissertatio 1724 (ein ergänzter Auszug hieraus von Reusch selbst in der Zeitschrift: Erleutertes Preussen, Königsberg 1725—26). — Thüring.-Sächs. Mitth. Mittheilungen (neue histor. Antiq.) d. Thüring.-Sächs. Alterth.-Vereins. — Undset, Eisen. Undset, Erstes Auftreten des Eisens in Nord-Europa. Hamburg 1882. — Undset, Études sur l'âge de bronze de la Hongrie, Christiania 1880. — Vedel, Olds. Vedel, Bornholms Oldtidsminder og Oldsager. Kjøbnhaven 1886. — Vedel. Efterskr. till Bornholms O. o. O., Kjøbnhaven 1897. — Voss-Stimming, Vorgeschichtl. Alterthümer aus der Mark Brandenburg 1887. — Wpr. Wandtaf. Vorgeschichtliche Wandtafeln für Westpreussen, entworfen im Westpr. Provinzial-Museum 1898. — Wiener Mitth. Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. —

Hr. Romuald Erzepki auf Radomice bei Schwarzenau, Reg.-Bez. Bromberg. machte mir vor längerer Zeit die Mittheilung, dass er 9 Gesichts-Urnen aus Witoslaw (Kr. Wirsitz) besitze und übersandte von 5 derselben Skizzen. Er wünschte meine Ansicht über die auf den Urnen angebrachten Ornamente und Darstellungen zu hören. Inzwischen ist seine Alterthümer-Sammlung in den Besitz des Königl. Mus. f. Völkerkunde hierselbst übergegangen; eine Besprechung jener sämmtlichen 9 Gesichts-Urnen erscheint aber zur Zeit noch nicht angebracht. da dieselben erst einer Wiederherstellung und Ergänzung bedürfen. Doch gab ein am Bauche rechts[1]) auf einer der Urnen eingeritztes Gebilde, wie ich es sonst noch nicht beobachtet habe. Anlass zu einigen Untersuchungen, die ich hier niederlegen will. Eine genaue Abbildung des Gefässes der Zukunft überlassend, gebe ich jetzt nur eine ungefähre Skizze desselben (Fig. 1; vergl. Fig. 63).

1) rechts, — die Gesichts-Urnen als Bildnisse von Menschen gedacht —, also links vom Beschauer.

Die Urne ist schwarz und glänzend. Die Ohren sind je dreimal durchbohrt, die Augen nur schwach ausgeprägt, und die Nase ist klein. Sämmtliche Verzierungen sind eingefurcht. Der Deckel greift nicht mit einer stöpselartigen Verlängerung in die Urnen-Oeffnung ein, sondern ist an der Unterseite seines Randes mit einer Rinne versehen, welche ihrerseits den Urnenrand aufnimmt. Man bemerkt nun dicht unter dem Gesicht eine horizontal liegende Nadel, deren Kopf durch einen einfachen Kreis wiedergegeben ist, und hart darunter eine unregelmässige Zickzack-Linie, die rings um den Hals läuft und nur vorn an einer Stelle unterbrochen ist, — vermuthlich einen Halsschmuck vorstellend. Am unteren Rande des Halses folgt dann ein Reif, von dem fransen- oder tressenartig, in der Mitte unter dem Gesicht, 14 Linien senkrecht nach unten laufen bis auf die halbe Höhe des Bauches, — das Ganze wohl ein Schmuck-Gürtel. Rechts neben den Fransen, aber durchaus von ihnen getrennt, ist endlich das Gebilde angebracht, welches unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt. Eine unregelmässig gestaltete, annähernd eiförmige, geschlossene Bogenlinie, von zarter Ausführung, trägt ebenfalls an ihrer unteren Längsseite eine Reihe von 14 nahezu senkrecht abwärtsgerichteten, nur kürzeren, tief eingekratzten Strichen, die man, im Vergleich mit dem Behang des Gürtels, auch für Fransen, Kettchen oder dergl. halten könnte.

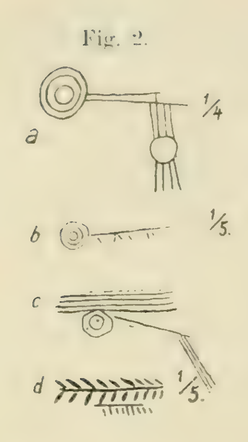
Fig. 1.



Will man sich nicht mit der ganz allgemeinen Bezeichnung „irgend ein Schmuck" begnügen, so sehe ich für die Deutung dieser Zeichnung nur 2 Möglichkeiten: entweder handelt es sich um eine Fibel mit Gehängen, oder um einen Kamm. Beide Auslegungen begegnen aber grossen Schwierigkeiten, und ob sie überhaupt irgend eine Wahrscheinlichkeit für sich haben, ist zu untersuchen. Im Anschluss daran werde ich dann noch einige gelegentliche Wahrnehmungen, die nicht unmittelbar mit der hier vorliegenden Frage zusammenhängen, besprechen und auch das Verbreitungs-Gebiet der Gesichts-Urnen vom Typus der pomerellischen nach unserer gegenwärtigen Kenntniss skizziren; endlich in einer besonderen Mittheilung einige Beiträge zur Geschichte der Kämme geben. Da beide Mittheilungen aufs engste mit einander zusammenhängen, sollen die Abbildungen fortlaufend numerirt und die Seiten ebenso citirt werden.

Darstellungen von Gewand-Nadeln mit Gehängen

sind zwar an Gesichts-Urnen nicht ganz unbekannt, aber es handelt sich dabei stets um einfache gerade Nadeln mit Kopf (Fig. 2a—c). Die Zeichnungen befinden sich auf der Vorderseite der Urnen und die grossen Nadel-Köpfe sind wiedergegeben durch 3 oder 2 concentrische Kreise, welche, wie man meist annimmt, die Spiral-Scheibe vorstellen sollen, in die das obere Ende des Schaftes bei den zur Zeit der Gesichts-Urnen so häufigen bronzenen „Spiral-Kopfnadeln" aufgerollt ist (Lissauer, Bronzen, Taf. 9, 6; 10, 9. Wpr. Wandtaf. 3, 11). Von den hier aufzuzählenden Fällen ist wohl nur bei den ersten beiden die Deutung „Nadel mit Gehänge" sicher.



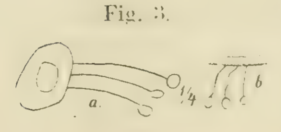
a) Klein-Boreckow, Kreis Lauenburg, Pommern: Stettiner Sammlung Nr. 2009: Balt. Stud. 34, Taf. 1, 1 (unsere Fig. 2*a*) und S. 332, wo aber die Zeichnung auf der Urne, dicht unter dem Halse, nicht besprochen wird. Lissauer sagt (Denkmäler, S. 116): „Nadel mit Spiralkopf, von welcher mit einer Perle besetzte Fransen herabhängen," und dies mag zutreffen.

b) Heiligen-Berg zu Oxhöft, Kr. Putzig, Wpr.; Ges.-U. des Danziger Mus., gef. 1882. Auf der Brust „Zeichnung einer Spiral-Kopfnadel, von der kleine Ringe herabhängen" (Lissauer, Denkm., S. 105, ohne Abb.). Die Urne zeigt u. a. noch vorn unter einer Kreislinie „eine kammartige Zeichnung". — Von derselben Stelle besitzt das Museum eine zweite Ges.-U. von 1893, die ebenfalls vorn unter der Zeichnung eines um den Bauch laufenden Kranzes eine Figur aufweist, die an einen „sehr kurzzinkigen Kamm", ähnlich dem eben erwähnten, erinnert (Mus.-Ber. 1893, S. 26, Fig. 13 [hier 2*d*]; siehe später S. 151).

c) Friedensau bei Pelonken, Kreis Danziger Höhe: Wpr. Prov.-Mus.: Lissauer, Danziger Schriften, N. F. 3, 2, Nr. 12, S. 3—4 und Taf. I. 23; Bronzen. Taf. 14, 12: Berendt II, Taf. 9, 43. — „Eine horizontale gerade Linie, welche nach unten zu 6 kleine, mehr oder weniger verticale Striche trägt, hat an ihrem rechten Ende 3 concentrische Ringe. Die Deutung dieser Zeichnung ist schwierig" (Fig. 2*b*). Lissauer denkt hier noch an eine „Rose mit Stiel und Dornen". Voss brachte dann (Verhandl. 1877, S. 455) die Deutung: „eine Nadel mit einigen Anhängseln an dem Dorn derselben". und Lissauer schloss sich dem, Denkmäler S. 103, an. Mit der Nadel hat es unzweifelhaft seine Richtigkeit, doch ist schwer zu sagen, was man sich unter diesen kurzen, wenigen, auf eine längere Strecke des Dorns vertheilten Fädchen vorstellen soll, da man sich die Nadel doch als das Gewand haltend und also auch durchbohrend denken muss. Uebrigens erinnert der Schaft mit den Fädchen ganz an die kammartigen Zeichnungen auf den Oxhöfter Gefässen, und man würde bei letzteren an Nadeln denken können, deren Kopf versehentlich fortgelassen sei, wenn nicht jede der beiden Urnen ohnehin eine Nadel in gewohnter Darstellung aufwiese.

d) Gogolin, Kr. Culm, Wpr.; Mus. zu Danzig; gef. 1878. Florkowski in Verhandl. 1879, 30—32, mit Abb.: letztere auch auf dem Umschlag des Berliner Katalogs 1880. Unterhalb des Halses sind 4 eingeritzte, ringsum laufende Linien gezogen, die wohl einen Gürtel darstellen sollen. Darunter, unmittelbar daran, befindet sich ein Doppelkreis mit Punkt und einer schräg nach abwärts laufenden Linie, von der wiederum 3 Linien parallel, dicht bei einander, schräg nach unten ziehen, „vielleicht Gürtelschloss nebst Quaste darstellend" (Fig. 2*c*). Lissauer denkt auch hier an eine Nadel: es ist auch eine weitere Nadel nicht vorhanden. — Endlich muss hier erwähnt werden

e) eine Ges.-U. von Strepsch, Kr. Neustadt, Wpr.: Verhandl. 1888, 322, Fig. 1 und Wpr. Wandtafel 3, 6. Zwei concentrische Kreise in der oberen Bauchhälfte, und davon auslaufend, dicht bei einander, leicht abwärts geneigt, 3 schwach gebogene Linien mit je einem kleinen Kreise am Ende (Fig. 3*a*). Der Doppelkreis gleicht ganz den sonstigen Nadel-Köpfen, aber der Schaft würde fehlen; denn die 3 Linien mit Kreisen am Ende sind, trotz ihrer der Horizontale nahekommenden



Stellung, Troddeln oder dergl., wie analoge Zierathe am Hals der Urne zeigen (Fig. 3*b*).

Die Verwendung von allerhand Hänge-Schmuck, wie sie zur Hallstattzeit ja so allgemein üblich war und bei den Gesichts-Urnen, namentlich auch an den Ohren, sich geltend macht, tritt also in den angeführten Fällen wohl hervor; doch bietet die Deutung der Einzelheiten, wie wir sahen, noch viele Schwierigkeiten, die nur durch glückliche Funde beseitigt werden dürften. —

Die Darstellung der Nadel-Köpfe in den besprochenen Fällen giebt mir Anlass zu folgenden Betrachtungen. Dass Spiral-Scheiben durch concentrische Kreise wiedergegeben sein können, ist natürlich richtig; doch giebt es noch andere Nadeln, als die mit Spiral-Kopf, aus dem Gebiet und der Zeit der Gesichts-Urnen, welche als Vorbild für jene Darstellungen gedient haben mögen, nehmlich jene oft sehr grossen eisernen mit blecherner, kreisrunder, parallel zum Dorn stehender Kopf-Scheibe (im Durchmesser von 3—8 *cm*), die der Tenezeit angehören, und wohl auch der jüngeren Hallstattzeit. Die Kopf-Scheiben sind theils eben, theils leicht concav (hohlspiegelartig), bisweilen ganz aus Bronze, sehr häufig aber mit Bronzeblech plattirt, das allerhand gestanzte Muster aufweist, u. a. auch concentrische Kreise mit Mittelpunkt. Der Bronze-Belag geht übrigens leicht verloren. Der eiserne Nadelschaft ist in seinem oberen Theile oft mit Ausbiegung versehen. — In den Gräberfeldern der Provinz Brandenburg sind solche Nadeln sehr häufig (Tempelhof bei Berlin; Krielow, Kr. Zauch-Belzig; Butzow und Garlitz, Kr. West-Havelland u. s. w.; vgl. Voss-Stimming IVa, Taf. 1, Fig. B; Taf. 4, 2b u. c.) Aber auch aus Westpreussen liegen sie vor, und zwar z. Th. aus Steinkisten, in denen sich ja auch die Gesichts-Urnen daselbst finden, und von beiden Seiten der Weichsel. So von Gawlowitz, Kr. Graudenz [Steinkiste]; Gogolewo, Kr. Marienwerder, links vom Strome [„Glockengrab", d. h. Urne unter umgestülptem Thon-Gefäss, ohne Steinkiste, eine Grabform, die gleichaltrig ist und ihrem Inhalte nach übereinstimmt mit den Steinkisten-Gräbern] (Ossowski, Taf. 28, B, Fig. 15 zu p. 95, und Taf. 31, 6 zu p. 133—34; p. 115 und 120ff.). Ferner von Sullenschin, Kr. Carthaus [Steinkiste], Danziger Mus.-Ber. 1898, S. 42. Diese 3 Nadeln alle mit eiserner Kopf-Scheibe; aber Hr. Custos Dr. Kumm schreibt mir, dass die etwas concave Scheibe der Sullenschiner Nadel anscheinend plattirt war. Man hat in Danzig übrigens noch mehr solcher Nadeln.

Von besonderem Interesse ist noch ein Stück, auf das Hr. Director Voss mich hinweist, nehmlich eine papierdünne, kreisrunde Goldscheibe von 5 *cm* Durchmesser, mit gepressten Ornamenten, gefunden zu Joachimsfeld (Mrowino), Kr. Posen, im Moor zusammen mit einem prachtvollen „Ring-Halskragen mit Schloss" und einem Bronzering aus röhrenförmig gerolltem Blech (Berliner Katalog 1880, 575, Nr. 35; Lissauer, Denkmäler, S 76; Bronzen, Taf. 14, 7 [der Ring-Halskragen]). Die Ornamente der Platte sind nehmlich höchst ähnlich denen des Bronze-Belags der Kopf-Scheibe einer grossen eisernen, zweifach gekröpften, sogen. Schwanenhals-Nadel von Zilmsdorf, Kr. Sorau, Brandenburg (K. Mus. f. V. II. 6802; Undset, Eisen, Taf. 20, 7 zu S. 193—94), so dass die Vermuthung gerechtfertigt ist, auch die Goldscheibe sei der Belag eines solchen Nadel-Kopfes gewesen. Der Joachimsfelder Fund ist jetzt vollständig abgebildet bei K. Koehler und B. Erzepki, Album der prähist. Denkmäler des Grossherzogthums Posen, Heft 1, Posen 1893, Taf. 12; leider ist aber gerade das Ornament der Goldplatte nicht deutlich ausgefallen, doch lässt sich mit Hülfe des Textes Folgendes feststellen: 2 concentrische Kreise nahe dem Rande, ein dritter kleiner in der Mitte. Der

ziemlich grosse Zwischenraum zwischen dem zweiten und diesem letzteren ist ausgefüllt durch 8 radial verlaufende „keulenartige" Linien. Auch die Zilmsdorfer Platte hat 3 concentrische Kreise, nur gleichmässiger vertheilt, und 7 radiale Linien (statt 8), und auch für letztere passt die Bezeichnung „keulenartig" vortrefflich, da sie vom Centrum nach aussen hin gleichmässig breiter werden und mit einer kleinen Verdickung endigen. Das Ornament bestätigt also die ohnehin durch Schwanenhals-Nadel und Ring-Halskragen schon feststehende Gleichaltrigkeit beider Stücke und macht die Gleichartigkeit der Verwendung höchst wahrscheinlich.

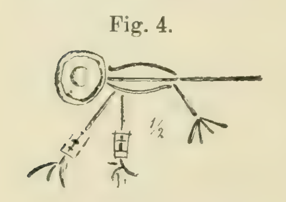
Die vorstehend besprochene Nadel-Gattung auf Gesichts-Urnen abgebildet zu finden, darf man demnach wohl erwarten, und die ausschliessliche Deutung der Darstellungen als „Spiralkopf-Nadeln" erscheint nicht ganz berechtigt.

Angebliche Fibel-Darstellungen auf Gesichts-Urnen.

A. Voss, welcher sich wiederholt mit Deutung der Darstellungen auf G.-Urnen beschäftigte, legte auch 2 unter sich ganz verschiedene Zeichnungen als Fibeln aus, nehmlich an einer Urne von Hoch-Redlau und an einer von Zakrzewke.

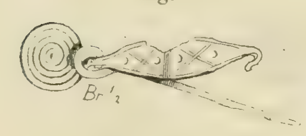
1. Die G.-Urne von Hoch-Redlau bei Kl. Katz, Kr. Neustadt, Westpr.: gef. 1836. Die Literatur über dieselbe ist umfangreich und von besonderer Wichtigkeit: Pastor Berg in Preuss. Prov.-Blätter, Bd. 16, 206—8; kurzer Original-Bericht ohne Abbild., mit sehr bemerkenswerther Verherrlichung der Leichenverbrennung; Fundort „in der Nähe von Kl.-Katz". — v. Ledebur, S. 13—15 und Taf. 2, I 1410. — Förstemann in Neue Preuss. Prov.-Bl. 9, S. 270—72 und Taf. 2, 12; hier zuerst der genaue Fundort Hoch-R. nach einem Briefe Berg's angegeben. — Virchow, Z. f. E. 1870, S. 79—82, Fig. 8. — Berendt, I, 110—11 u. Taf. 2, 7. — Voss, Z. f. E. 1877, 455; Verhandl. 1898, 219—21 mit neuer Zeichnung (Fig. 16), nach der hier unsere Fig. 4. Lissauer, Denkmäler, S. 104. —

Fig. 4.



In einer Steinkiste traf man 9 Gefässe, von denen 5, lauter Ges.-U., gerettet wurden; 3 davon sind jetzt im K. Mus. f. V., 2 in Königsberg i. Pr. — Die fragliche Figur findet sich auf der Berliner Urne I 1410 (die Nummer ist sonst häufig unrichtig angegeben) und zwar vorne am Bauch dicht unterhalb einer als Halsschmuck zu deutenden Verzierung und wurde von Virchow für die Darstellung eines Thieres gehalten. Voss dagegen sah in ihr eine Fibel, bestehend aus 2 Draht-Spiralscheiben, die mit dem sie verbindenden ovalen Bügel in einer geraden Linie liegen, und vermuthete in den dreifussähnlichen Fortsätzen Troddeln oder fransenähnliche Anhängsel. Von den beiden Spiralscheiben würde dann allerdings nur eine wiedergegeben sein. Als gutes Vergleichsobject nannte er mir eine Bronzefibel von Annaburg, Kr. Torgau, Prov. Sachsen, K. Mus. f. V. II 1682, abgebildet bei F. A. Wagner, Aegypten in Deutschland, Lpz. 1833, Taf. 3, 23 zu S. 23, und bei Undset, Études, Taf. 4, Fig. 3. Nach letzterer gebe ich hier eine Skizze (Fig. 5), die indess insofern abgeändert ist, als auf der Mittellinie des Ovals in den Winkeln der Kreuze 4 Buckelchen angedeutet sind, die ich neulich bei genauer Besichtigung wahr-

Fig. 5.



nehmen konnte. Die Aehnlichkeit mit dem Gebilde auf der Urne von Hoch-Redlau fällt um so mehr in die Augen, als auch der Annaburger Fibel zufällig eine der Endscheiben fehlt.

1898 änderte Voss seine Meinung dahin, dass man eine gerade einfache Nadel vor sich habe, deren Kopf durch die beiden concentrischen Kreise zur Linken dargestellt sei, während die beiden horizontalen, gegeneinander gekehrten, bogenförmigen Linien einen um den Nadelschaft gewickelten Faden andeuten sollten, dessen aufgefasertes Ende rechts herabhängt und dessen Anfang durch die beiden Troddeln links bezeichnet wird. Ich fühle kein Bedürfniss, Voss' frühere Deutung wieder aufzunehmen; es bleibt aber zu untersuchen, ob eine solche Fibel der Zeitstellung nach auf einer Gesichts-Urne dargestellt sein könnte, welch letztere ja im Allgemeinen der jüngeren Hallstattzeit oder der Früh-Latènezeit zugeschrieben werden, wobei dieser mehr den erstgenannten Zeitabschnitt, jener mehr den letzteren betont. Für sichere Datirung derartiger Fibeln und verwandter Formen fehlt es leider an zuverlässigen Gesammtfunden und mehr noch an Zusammenstellungen des Bekannten, wie sie Montelius und Sophus Müller mit so grossem Erfolge für die verschiedenen Typen der Altsachen der nordischen Länder gegeben haben.

Montelius zog in seiner „Tidsbestämning" die in Frage stehenden Fibeln, mit Ausnahme zweier auf Bornholm vorkommender Typen, nicht in Betracht, da sie in Skandinavien unbekannt sind; wohl aber behandelte Undset dieselben in seinen Études, p. 65 ff., als Typ A, umfassend Formen, bei denen der Bügel zu einer breiten ovalen oder auch mehr oder weniger rhombischen Platte erweitert und der Kopf der verschiebbar eingehängten Nadel verschiedenartig gestaltet ist. Undset brachte viel Material bei; die Hauptergebnisse seiner Arbeit bezüglich der Zeitbestimmung widerrief er aber später in der Zeitschrift Vidar, 1888, und in der Revue d'anthropologie, 1889, p. 705—6.

In Deutschland erörterte Voss die Zeitstellung kleiner Exemplare von wenig sorgfältiger Arbeit, wie sie sich auf brandenburgischen Gräberfeldern finden, und gelangte zu dem Schluss, dass sie „entschieden jünger als die Hallstätter Periode" seien und der älteren Latènezeit angehörten (Voss-Stimming, S. 11 u. 16—17). — In Meklenburg scheinen diese Geräthe mit breitem Bügel selten zu sein (vergl. Beltz in Mekl. Jahrb. 48, 316—17; 51, 27; Beltz und Wagner, Die Vorgeschichte von Meklenburg, Berlin 1899, S. 52); doch erwähnt Undset in den Études, p. 70, mehrere Exemplare von mittlerer Breite, darunter eins von Alt-Bukow mit Verzierungen in Tremolirstich, also nicht mehr dem reinen Bronze-Alter angehörig, ein anderes von Brahlstorff (Lisch, Friderico-Franciseeum, Schwerin, S. 55 und Taf. 11, 2), wozu u. a. ein Halsring gehört (Taf. 10, 1), bei Müller, Bronzea., zwischen Fig. 410 u. 411 stehend (Periode II[2]), oder Typ E nach Montelius, Tidsb., S. 64 (Per. V.), mithin der Zeit der Gesichts-Urnen sich ziemlich nähernd; ferner eine bronzene Speerspitze oder) ein Dolch[1]) (Taf. 8, 3) u. s. w. — Ein Fund von

1) Dieser Dolch gleicht völlig Lissauer, Bronzen (Taf. 1, 9), Einzelfund von Parlin, S. 8 als „trianguläre" Klinge bezeichnet, mit Montelius' Fig. 5 (einer Schwertstabklinge, wie sie die Altmark mehrfach lieferte) verglichen und deshalb in die älteste Bronzezeit gesetzt (Mont., Per. I). Ich halte die Bezeichnung „triangulär" in dem von der Wissenschaft einmal angenommenen Sinne auf diese Klinge nicht anwendbar und den angezogenen Vergleich nicht für zutreffend. Die Klinge ist dem Brahlstorffer Funde nach weit jünger. Die Bezeichnung „triangulär" sollte beschränkt bleiben auf Klingen mit sehr breiter Basis, wie sie sich in der ältesten Bronzezeit ja oft finden (Liss., Bronzen, Taf. 1, Fig. 8 u. 11; Mont., Tidsbest., Fig. 4—6), und auch nicht übertragen werden auf weit jüngere Stücke, weil dies

Werder, Kr. Zauch-Belzig (Brandenburg), dagegen, den Undset ebenfalls als Beweis für das Herabreichen dieser Fibelgattung bis in die vorrömische Eisenzeit heranzieht, ist in dieser Beziehung nicht zu verwerthen. Unter den ins Märkische Mus. gelangten Stücken desselben (II 1411—15; 6284—93; 6453—61; 13621—660) befinden sich zwar neben älteren Bronzen eine Vogelkopf-Fibel, ein bronzener Ring der Tènezeit (wie Undset, Eisen, Taf. 21, 13 zu S. 204), ein eiserner Gürtelhaken u. s. w., aber auch römische Fibeln, so dass eine Vermischung nicht zusammengehöriger Dinge stattgefunden zu haben scheint. Die Sachen waren früher in Händen eines Gelbgiessers (Verhandl. 1873, 86, Nr. 3; 1874, 175). — Das k. Mus. f. V. besitzt ein kleines Exemplar von Kuhlewitz, Kr. Zauch-Belzig, (I f. 789), aus einem Gräberfeld, das mehrere eiserne Gürtelhaken und bronzene segelförmige Ohrringe lieferte, aber auch eine römische Fibel (f. 788), wie Almgren 153 (um 200 nach Chr.). Das Feld wurde nicht fachmännisch untersucht; wenn es chronologisch nicht einheitlich ist, könnte die Spiralplatten-Fibel älter sein.

Wenn nun auch vielleicht zugegeben werden muss, dass unsere Fibeln allenfalls in die Zeit der Gesichts-Urnen herabreichen, so kann ich mich doch Voss' Datirung selbst der verkümmerten kleinen märkischen Exemplare als sicher nachhallstättisch nicht anschliessen. 3 Stück von Radewege, Kr. Havelland (Voss-Stimming II, Taf. 1, 1) lagen zusammen mit einem Halsring aus gedrehtem, nach den zu Oehsen umgebogenen Enden hin sich etwas verjüngendem Draht, wie Westpr. Wandtaf., II, 22: 2 andere von Neuendorf, Kr. Westh. (Taf. 4, 6d u. g) gehören zu einer bogenförmigen, nach den jetzt verlorenen Enden hin abschmalenden Bronze-Platte, die wahrscheinlich beiderseits in Oehsen oder Haken auslief und Bestandtheil eines aus mehreren derartigen Ringen zusammengesetzten Hals- oder Brustschmuckes war. Die Platte ist ganz und gar mit schraffirten, abwechselnd auf die Basis und auf die Spitze gestellten, hart aneinandergerückten Dreiecken bedeckt. Einen vollständigen solchen platten, gleichartig ornamentirten Ring (II 18581) besitzt das Märkische Museum von Isterbies, Kr. Jerichow I, zu einer kleinen bronzenen Lanzenspitze und einem Armring von der Form, wie Müller, Bronzea. 163, gehörig. Ueber diese platten Hals-Ringe vergl. Lissauer, Bronzen, Taf. 5, 7 und Schumann in Verhandl. 1894, 440; hinsichtlich der Ornamentirung die Schmuckstücke von Oldesloe (aus einem grossen Moorfund, Mestorf, Atlas 233 u. 295) und aus dem Lüneburgischen, wahrscheinlich von Bevensen, Kr. Uelzen (Müller-Reimers, Taf. 11, 85), sowie die merkwürdige Haus-Urne von Braak, Kr. Kiel, SSO. von Neumünster (Madsen, Br. I, Taf. 41, 3). — 3 kleine Spiralscheiben-Fibeln, darunter eine mit einfachem Drahtbügel, fanden sich auch in dem grossen Depotfund von Spindlersfeld bei Köpenick nahe Berlin, dem auch ein gebogener Tutulus angehört, wie sie Schumann, Verhandl. 1890, 608, beschrieb. (Märk. Mus., II 18322—53: Brandenburgia 1, Taf. zu S. 28, 37—38; Verhandl. 1892, 426). — Diese sämmtlichen Funde sind doch nicht nachhallstättisch.

Von grösseren Exemplaren seien nur angeführt eins von Herzfelde, Kreis Templin (k. Mus. f. V. I f. 408; Bügel oval und mit 4 Buckelchen), dabei ein

leicht verwirrt. Lissauer's Vergleich eines plastisch dargestellten Dolches auf einer Ges.-Urne von Liebschau mit jenen alten triangulären Dolchen und seine Folgerung, „dass die Sitte, solche triangulären Dolche zu tragen, in der Zeit der Steinkisten-Gräber in Westpreussen noch nicht erloschen war", veranlasste auch Seger, „deutliche Beziehungen einzelner Gesichts-Urnen zur ältesten Bronzezeit" anzunehmen, was doch wohl sehr fraglich ist, selbst wenn die Form der Klinge wirklich triangulär im strengeren Sinne ist. Es müssten dann doch Verbindungsglieder nachweisbar sein (Nachrichten, 1891, 79; Westpr Wandtaf., III, 9; Schlesiens Vorzeit, 6, 453).

Bronzecelt, wie Voss-Stimming, I, Taf. 5, 7; dann eins von Zuchen, Kr. Neustettin, Pommern, aus einer Steinkiste unter grossem Hügel (Virchow in Verhandl. 1875, 25 und Taf. 3, 2). Dazu gehört ein Bronze-Messer (a. a. O. Fig. 1), dessen Klinge gegen die abwärtsgebogene Spitze abschmalt, mit concaver Schneide, convexem Rücken und mit Oehse am Ende des graden Stiels, nicht unähnlich Montelius, 82 (Per. IV), Müller, 181 und 182 (Per. II¹); ferner ein „flügelförmiges Schaltstück“ (Fig. 5) wie an jenem merkwürdigen, bei Urnen unter einem Steinhügel gefundenen Schmuck von Alt-Storckow, Kr. Saatzig (Verhandl. 1891, 406); endlich ein Fingerring mit „Gussknoten“ (Fig. 4).

Von den S. 135 erwähnten Bornholmer Fibeln sind 2 Gattungen zu unterscheiden: eine ganz kleine und eine elegante grosse. Vedel behandelt sie zusammen. Ein solches kleines Exemplar (Aarböger 1878, Taf. 1, 1 zu S. 75 u. 165—66 = Undset, Études, XII, 5 zu p. 72, Note 3) lag in einem Brandgrabe der Uebergangszeit vom Bronze- zum Eisenalter. Montelius setzt die Fibel in Per. IV (Typ *e*, Tidsbest. S. 72, 83, 227, 291, K.-B. 1668), doch kommt sie auch schon in Per. III vor (S. 287, K.-B. 262). Die grosse Gattung (Vedel, Oldtidsm., Fig. 29; Undset, Études, p. 71, Fig. 6) rechnet Montelius zu Per. III (Typ *d*, Fig. 67) und Müller zu Abschnitt I¹ (Bronzea., Fig. 62).

Nach all diesem ist es zwar nicht unmöglich, aber wenig wahrscheinlich, eine Fibel, wie die Annaburger, auf einer Gesichts-Urne abgebildet zu sehen, und die Fundverhältnisse in Westpreussen sprechen vollends dagegen.

Es zeigen die Zusammenstellungen Lissauer's in seinem schönem Werke über die Bronzen, sowie die Westpr. Wandtafeln, welche ja wesentlich auf Lissauer's Arbeiten fussen, dass Dinge, wie die fraglichen Fibeln, in Westpreussen zur Zeit der Gesichts-Urnen nicht vorkommen. Bronzen, Taf. 9—14, ist das vereinigt, was in die Gesichts-Urnenzeit fällt, während Taf. 5—7, dem vorhergehenden Zeitabschnitte gewidmet, der Annaburger Fibel zwar nicht Gleiches, aber Verwandtes bringen. Unter den Wandtafeln entspricht die rechte Seite der Taf. 2 dieser letzteren Periode. — Sachen, welche dieser, den Ges.-Urnen vorhergehenden Zeit angehören, finden sich nun in Westpreussen fast ausschliesslich einzeln oder in grösseren Depots, nicht in Gräbern, und nur links von der Weichsel, in einem Theil des Gebiets, wo auch Ges.-Urnen vorkommen. Die Gräber dieser Zeit vermuthete man in gewissen Hügeln aus Steinen und Erde, die im Innern, meist auf dem gewachsenen Boden, Aschen-Urnen in einer Steinkiste enthalten, wie sie jedenfalls in noch früheren Perioden der Bronzezeit in Westpreussen zum Theil in Gebrauch waren (Lissauer, Denkm., S. 64—65 u. Taf. 3, 1; Bronzen, S. 26—27 u. Taf. 2; S. 28—29; Danziger Mus.-Ber. 1895, 35 oben; 1897, 29 oben). Doch weiss man hierüber eigentlich gar nichts Sicheres, — ein recht beklagenswerther Umstand, der auch auf die obere zeitliche Begrenzung der Gesichtsurnen-Periode zurückwirken muss, da immerhin noch die Möglichkeit besteht, dass die ersten Ges.-Urnen in der älteren Hallstattzeit entstanden, wenn es nehmlich damals Sitte war, ansehnlichere Gegenstände statt in Gräbern als Depots in Erde und Moor niederzulegen, woraus sich die Geringfügigkeit der Beigaben mancher Ges.-Urnen erklären würde (vgl. Müller, Bronzea., Text S. 28). — Uebrigens müssen die Gräber der älteren Hallstattzeit oder des entsprechenden Abschnittes der jüngeren Bronzezeit doch irgendwo vorhanden sein, und es ist, da jetzt in Westpreussen schon lange mit Eifer und Sachkenntnis gegraben wird, kaum denkbar, dass man noch nicht auf sie gestossen sei. Vielleicht ist also ihr Inhalt wirklich so unbedeutend, dass die Gräber keine Beachtung fanden, oder so wenig kennzeichnend, dass eine sichere Datirung schwierig

wird. Man hat vielleicht Hügel der älteren Bronzezeit zugewiesen (Lissauer's Periode II, Montelius' Per. II u. III), die thatsächlich jünger sind.

Zur Klarlegung der hier noch vorliegenden Aufgaben der Forschung ist es nöthig, die Gräberverhältnisse in Westpreussen näher zu erörtern.

Die Ges.-Urnen finden sich daselbst bekanntlich nur in Steinkisten, deren Grundfläche meist ein gestrecktes Rechteck ist: doch kommen mannigfache Abweichungen vor (Lissauer, Denkmäler, S. 65). Sie sind sehr sorgfältig gearbeitet, liegen unter dem Niveau des Bodens und sind nach Ossowski, p. 33, niemals mit einem Hügel bedeckt, überhaupt äusserlich nicht kenntlich, während nach Lissauer, Denkm. S. 65, bisweilen kleine Erd- und Steinhügel vorkommen. In der That heisst es von dem ersten Gesichtsurnen-Funde, von dem man weiss (auf dem Heidenberge bei Danzig 1656): „Exteriorem monumenti structuram dabit aggestus non sine labore collis . . . Postquam effossa ad viri altitudinem terra esset . . . sarcophagus (d. i. die Steinkiste) fodientibus obvenit" (Reusch, Diss., p. 31). Berendt, gestützt auf ein noch geringes Fundmaterial, hielt anfangs die Beisetzung der Ges.-Urnen unter Hügeln sogar für das Gewöhnliche, änderte seine Ansicht erst später in etwas (I, S. 91; II, S. 116). Ganz vereinzelt sind Steinkisten in die Spitzen der Hügel eingelassen, so zu Gr.-Chelm, Kr. Konitz, in die eines natürlichen von Grabhügel-Form und -Grösse (Ossowski, Mon. p. 4—5), und zu Gapowo, Kr. Carthaus, in die eines künstlichen; hier war die Kiste kreisrund (Danziger Mus.-Ber. 1895, 35, Hügel 3). — Bisweilen sind die Kisten auch als Nachbegräbnisse in Grabhügel einer früheren Periode eingebaut, z. B. zu Kantrschin, Kr. Neustadt, wo 2 derselben Ges.-Urnen bargen (Mus.-Ber. 1889, 10) und zu Cettnau, Kr. Putzig, wo 5 Kisten dieser Zeit dicht unter dem Rasen eines älteren Hügels lagen (Mus.-Ber. 1892, 17—18). Weil aber diese Gräber fast immer nur aus Steinkisten bestehen, nennt man sie allgemein „Steinkisten" schlechtweg.

Wie nun nicht alle Steinkisten dieser Zeit ohne Hügel auch wirklich Gesichts-Urnen enthalten, sondern bei weitem die meisten nur andere Gefässe und Beigaben eben dieser Zeit, so bergen auch die wenigen Hügel-Gräber dieser Epoche nicht immer Ges.-Urnen, sondern bisweilen nur andere charakteristische Dinge derselben. Zu Ober-Brodnitz, Kr. Carthaus, fand Ossowski in einer Kiste unter einem Steinhügel 3 kleine eiserne Ringe, welche durch einen vierten gezogen waren, der wieder in einem fünften, noch kleineren hing (Monum., p. 11 ff., Grab 3. Taf. 2, 13). Ein ebensolches eisernes Gehänge, nur ohne den fünften Ring, lag aber auch bei einer Ges.-Urne in einer Steinkiste ohne Hügel zu Chwarsnau, Kreis Berent (ebenda Taf. 19, 17 zu Grab 5). — Grab 4 zu O.-Brodnitz lieferte 2 blaue Glasperlen, die ja bei den Ges.-Urnen so häufig sind, und ein schwer bestimmbares Eisenobject (Taf 2, 17, 18 und 20). — Auch unter Steinhügeln, die keine richtigen Steinkisten deckten, höchstens schwache Anfänge zu solchen, fand Ossowski Dinge, welche für die Gesichtsurnen-Zeit kennzeichnend sind, nehmlich zu Buchwalde, Kr. Stuhm, also rechts von der Weichsel (Mon., p. 3, 4, 15—17). Ein Hügel lieferte eine bronzene Spiralkopf-Nadel (Taf. 3, 4), ein anderer eine Schwanenhals-Nadel, neben Pincette und Gürtelhaken, alles aus Bronze (Fig. 15—13). Die Wahrnehmungen an diesen jungen Hügeln von Brodnitz und Buchwalde waren auch für Ossowki's Ansichten über die Hügelgräber Westpreussens im Allgemeinen bestimmend. Denn er unterscheidet (Mon., p. 33) von den geschilderten (jüngeren) Steinkisten im engeren Sinne, d. h. ohne Hügel, die älteren, welche nachlässiger gebaut sind und deren Deckel im Niveau des umgebenden Bodens liegt, direct überlagert von einem Steinhügel. Seine ganze Kenntniss der inneren Anlage westpreussischer Hügelgräber beruht aber überhaupt nur auf 10—11 mehr

oder minder systematisch untersuchten Hügeln, nehmlich dem oben erwähnten zu Gr.-Chelm und 9 solchen zu Brodnitz und Buchwalde; von einem 11. zu Nawra lag ihm nur die Ausbeute vor (Mon., p. 21—22). — Die vermeintliche Tiefenlage der ältesten Kisten widerspricht denn auch der sonst meist herrschenden Anschauung. So sagt Lissauer (Denkm., S. 64 zu Taf. .. 1), dass die Kiste gewöhnlich auf dem gewachsenen Boden angelegt ist (also ihr Deckel sich über dem Niveau desselben befindet und die ganze Kiste im Hügel selbst). Auch nach dem Danziger Mus.-Ber. 1898, 39 hielt man bisher als typisch für westpreussische Hügelgräber den Aufbau aus einer auf dem gewachsenen Boden stehenden Steinkiste und einer über und um dieselbe angehäuften Steinpackung. Diese Auffassung stützte sich wohl wesentlich auf die Beobachtungen Schultze's an 50 Steinhügeln zu Warszenko (Kreis Carthaus) und Umgegend, die sämmtlich wenig sorgfältig gearbeitete Kisten (über oder) auf dem Boden-Niveau enthielten, übrigens fast gar keine Ausbeute gaben. Denn an Metall lieferte nur einer (bei Tuchom) „eine glockenartige bronzene Verzierung" (nach Lissauer, Denkm. S. 110, einen kleinen Tutulus), während sonst nur aus 2 Hügeln zu Warszenko selbst „2 Ueberreste einer kleinen blauen, im Leichenfeuer geschmolzenen Glasperle" gewonnen wurden (Danziger Schriften, N. F. 7, 2, Anthrop. Ber., 21. Nov. 83, S. 57—59). — Erst durch die planmässigen Untersuchungen Lierau's 1889 zu Kantrschin, wo 10 Hügel keine zur ursprünglichen Anlage gehörigen Kisten aufwiesen, Mus.-Ber. 1889, 10), und namentlich durch die des Dr. Lakowitz' 1890—98 ergab sich, dass es auch viele über die Gesichtsurnen-Zeit hinaufreichende Hügel-Gräber ohne jede Steinkiste giebt; im Mus.-Ber. 1895, 35 heisst es schon: Steinkisten, „falls überhaupt vorhanden", und 1898, 39 kommt die Erkenntniss dieser kistenlosen Hügel voll zum Durchbruch. Zweimal fand übrigens Lakowitz auch eine Kiste „unter dem eigentlichen Hügel", also wohl ganz unter dem Boden-Niveau, und „vollkommen in den gewachsenen Boden eingesenkt", was ja Ossowski's Beobachtungen entspricht (zu Klutschau, Kr. Neustadt, und Stendsitz, Kr. Carthaus; Mus.-Ber. 1890, 11; 1898, 39). — Von 34 durch Lakowitz in der angegebenen Zeit geöffneten Grabhügeln zu Klutschau, Cettnau, Gapowo, Stendsitz und Umgegend hatten nur 6 oder 7 alte Steinkisten, d. h. solche, die nicht unzweifelhaft Nachbegräbnisse waren. Die gesammten Hügel dieser Fundorte schreibt man in Danzig der alten Bronzezeit (Lissauer's Per. II) zu, — wie weit mit Grund, soll jetzt untersucht werden.

Als Lissauer 1887 seine „Denkmäler" veröffentlichte, kannte man in Westpreussen von Hügelgräbern aus ältester Bronzezeit nur eins (von Prüssau, Kr. Neustadt: Bronzen Taf. 1, 1—7) und aus alter Bronzezeit 2 von Warszenko (Danziger Schriften N. F. 7, 2, Sitzungsber. 17. Dec. 84, S. 81—82: Bronzen Taf. 2, 1—9), wo ein Jahr vorher die oben erwähnten umfassenden Grabungen mit weniger gutem Erfolge stattgefunden hatten. Ueber den Aufbau des Prüssauer Hügels weiss man nichts (Verhandl. 1892, 153); die beiden Warszenkoer enthielten Steinkisten über dem Bodenniveau. Aus diesen älteren Abschnitten der Bronzezeit hatte man sonst nur noch einige Einzel- oder Depotfunde. Der jüngeren Bronzezeit wurde ein (noch dazu unsicherer) Grabfund, der auch nicht mehr der reinen Bronzezeit angehört, zugetheilt (von Alt-Grabau, Kr. Berent, vielleicht aus einem zerstörten Hügelgrabe: Denkmäler S. 94: Bronzen Taf. 8, 1).

Wegen der Geringfügigkeit des Materials trennte Lissauer in seinem Werke die Bronzezeit nicht von der Halstattzeit und benannte die ganze, vor den Gesichts-Urnen liegende Zeit als „Hallstätter Epoche". 1891, bei Erscheinen der „Bronzen", waren 2 Hügel aus dem benachbarten hinterpommerischen Kreise Stolp hinzugekommen (zu Dombrowe und Swante, Bronzen Taf. 11, 10—13, 14—17), die

Lissauer seiner jetzt aufgestellten „alten" Bronzezeit (Per. II) zuzählte. Näheres über den Gräberbau ist nicht angegeben.

Eine vollständige Wandlung trat erst ein, als die obenerwähnten planmässigen Erforschungen der Grabhügel begannen. Die von Kantrschin enthielten zwar keine Beigaben, und man konnte aus dem nachträglichen Einbau von Steinkisten nur schliessen, dass erstere älter als die Gesichts-Urnen seien: aber zu Klutschau, wo schon mehrfach ohne besonderes Ergebniss gegraben war, förderte Lakowitz aus 9 unter den 11 von ihm geöffneten Hügeln allerhand kleine Bronzen zu Tage, nehmlich 2 verschiedene Doppelknöpfe (Lissauer, Bronzen Taf. 2, 17 und 20), ein kleines Armband (Fig. 18), 2 glatte kleine Bronzeringe, 4 oder 5 glatte Fingerringe und einen Fingerring, „innen plan, aussen mit einem niedrigen First und mit erhaltenem Gussknoten" (Fig. 19): Mus.-Ber. 1890, 11—12. Die kleinen Ringe vertheilten sich auf 7 Hügel. — Man setzte diese Funde in Lissauers Per. II und so fortan auch alle weiteren untersuchten Hügel mit Ausnahme dreier von Cettnau, die man einer Uebergangszeit von Per. II auf III zuzuweisen geneigt war (Mus.-Ber. 1892, 17). — 5 Hügel bei Gapowo, Kr. Carthaus, ergaben an Bronzen nur einen kantigen Fingerring, einen anderen mit Gussknoten und einen geschlitzten Ohrring, von dem ich mir allerdings kein Bild machen kann (Mus.-Ber. 1895, 35—36): ausserdem war daselbst früher, wohl aus einem zerstörten Hügel herrührend, ein Messer gefunden mit drahtförmig ausgezogenem, rückwärts gekrümmtem und spiralig aufgerolltem Griff (ebenda 1894, 26). — Einige Hügel bei Stendsitz endlich enthielten eine reich verzierte lange Nadel mit Kopf, ein breites Messer mit spiralig aufgerolltem Griff und eine breitwangige Pincette ohne Schieber, alles aus Bronze (Mus.-Ber. 1897, 28—29): in einem anderen fanden sich an 3 verschiedenen Stellen innerhalb seiner Steinmasse 2 verschiedene bronzene Armringe (Mus.-Ber. 1896, 35, Fig. 11 und 12) und „ein zu einer kurzen weiten Röhre aufgewundener bronzener Doppeldraht, wohl eine Art Fingerring, dessen beide Drähte an dem Ende zusammengedreht sind". Auch ergab ein Hügel „einen kleinen geschlossenen Bronzering von unregelmässiger Form" (ebenda S. 35). Eine ganze Anzahl von Hügeln lieferte nur Scherben.

Bei dem Zeitansatz Lissauers Per. II muss nun zunächst die im Ganzen recht ärmliche Ausstattung der Gräber auffallen, die so gar nicht dem entspricht, was man in Gräbern der alten Bronzezeit zu finden erwartet. Ferner ist der sehr merkwürdige Umstand zu erwähnen, dass in einem der Stendsitzer Hügel eine Urne mit 2 kleinen runden Durchbohrungen unter dem Rande vorkam und der Deckel einer andern Urne mit 3, in den Ecken eines gleichseitigen Dreiecks stehenden Lochungen, wie beides auch an Thongeräth aus Steinkisten, und offenbar besonders späten der Gesichtsurnen-Zeit, zu Lubichow (Kr. Pr.-Stargard) und Tillitz (Kr. Löbau) beobachtet worden ist (Mus.-Ber. 1893, 30; 1897, 29 und 32). Und doch sollen die Stendsitzer Hügel in Montelius' Per. II gehören. Es muss deshalb in eine Prüfung der Beigaben unserer Hügel eingetreten werden.

In Warszenko und Nachbarschaft enthielten von mindestens 52 Hügeln nur 2 sicher alte Bronzen: über den Tutulus eines dritten ist mir nichts Näheres bekannt. Die blauen Glasperlen aus 2 anderen sprechen zwar nicht gegen alte Bronzezeit, — sie finden sich in Dänemark ebenso früh (Müller, Fund, Bronzea. Nr. 65 Text) —, aber da sie in Westpreussen gerade zur Zeit der Gesichts-Urnen so häufig sind, können sie jedenfalls nichts beweisen.

Die Datirung der Gapowoer ausgegrabenen Bronzen wird begründet durch ihre Uebereinstimmung mit denen von Klutschau: es handelt sich dabei also nur um die, beiden Funden gemeinsamen Fingerringe, für welche man jedoch ver-

gleiche S. Müller, Fig. 218—21 (Periode II[1]) unter Beachtung des zugehörigen Textes, und wegen der „Gussknoten" Verhandl. 1875, Taf. 3, 4 zu S. 26; denn dieser Ring aus dem schon oben besprochenen Funde von Zuchen zeigt doch wohl das, was Lissauer Gussknoten nennt, und gehört ebenfalls in Müller's Per. II[1]. —[1]).

Die Klutschauer Doppelknöpfe erscheinen nun allerdings älter: der (Fig. 17) würde nach Montelius' Fig. 65 der Per. III. angehören, während man bei dem anderen die Wahl zwischen Per. III und IV (Montelius Fig. 66 und 94) hatte. Aber Müller's Nr. 207, Lissauer's Fig. 17 entsprechend, ist dem Abschnitt II[1] zugetheilt, d. h. etwa Montelius' Per. IV. Dieser Doppelknopf kommt allerdings nach Aarböger 1891, 217 in älteren Funden auf Bornholm zwei- oder dreimal vor, wie umgekehrt nach S. 225 auch ältere Knöpfe (der Periode I[2]: Nr. 75—78) bisweilen in jüngeren Funden; aber er gehört überwiegend der jüngeren Bronzezeit an. Diese Knöpfe scheinen also zu einer sicheren Datirung nicht sehr geeignet.

Von den Stendsitzer Bronzen sind die Armringe nicht leicht zu beurtheilen; für beide lassen sich bei Müller, Fund. Bronzea., Anklänge sowohl in der älteren, als in der jüngeren Bronzezeit nachweisen. Der Spiralring aus Doppeldraht mit zusammengedrehtem Ende ist aber doch wohl von meiner Form II G, die, wie ich Verhandl. 1886, 433 ff., 489—91 gezeigt habe, im Wesentlichen der jüngeren Hallstatt-Periode angehört, wenngleich sie auch schon in der ältesten Bronzezeit auftritt. Und sollte der geschlossene kleine Bronzering von unregelmässiger Form nicht vielleicht ein Noppenring sein, wie ich sie ebenfalls a. a. O. ausführlich erläutert habe? In Gold sind dieselben z. Th. sehr alt, aber in Bronze finden sie sich in west- und ostpreussischen Gräbern der Gesichtsurnen-Zeit (vgl. Tischler in Phys.-ök. Abh. 31 (1890) S. 23 ff.).

Wegen Messer und Pincette von Stendsitz wollen wir den schon oben S. 139 erwähnten Fund von Swante hier in die Betrachtung ziehen. Er bestand aus einem Doppelknopf (Lissauer, Bronzen Taf. 2, Fig. 17), einem Messer (Fig. 14), der Pincette Fig. 15 und der langen Nadel Fig. 16. Bei Datirung dieses Fundes stützt Lissauer sich, abgesehen vom Doppelknopf, für das Messer auf Montelius Tidsbest. Fig. 32 mit Thierkopfgriff (Per. II) und für die Pincette auf Fig. 57 (Per. III). Aber letzteres Geräth ist wenig maassgebend, denn nach Müller sind die älteren Formen (Bronzea. Fig. 86 und 87, Per. I[2]) von den jüngeren (195 und 198, Per. II[1]) z. Th. nicht zu unterscheiden; und was das Messer betrifft, so lässt der bei dem Swanter Exemplar in Verlust gerathene Griff sich doch nicht sicher ergänzen, da die Klinge sich ähnlich auch an jüngeren Stücken findet (Müller 184—87). Bedenkt man vollends, dass von Gapowo und Stendsitz Messer vorliegen mit (rückwärts gekrümmtem) spiralig aufgerolltem Griff, so kommen vielleicht Formen in Betracht, wie sie ähnlich gerade in Pommern in jüngerer Zeit auftreten (Schumann in Balt. Stud. 46, 141, Taf. 2, 8; 3, 9; vergl. auch Beltz in Meklb. Jahrb. 51, Taf. 2). Schumann bemerkt ausdrücklich (a. a. O., S. 150), dass im östlichen Pommern auch Hügelgräber mit jüngeren Bronzen vorkommen, und das ist eben, was ich für Westpreussen suche.

1) Der Gussknoten ist die Verdickung, welche schon am Modell des Ringes durch das Uebereinanderlegen der Enden des Wachsdrahtes entstand, aus dem es geformt wurde. Der Ausdruck ist bequem. Es kann an derselben Stelle auch der Einguss gewesen sein, durch den das Metall zufloss.

2. Die Zeichnung auf einer Ges.-Urne von Zakrzewke, Kr. Flatow, Westpr. (Danziger Mus.-Ber. 1895. S. 40, Fig. 15 oben [hier Fig. 6]) verglich Voss mit einem eisernen, früher mit Silber und Gold plattirten Geräth von Tlukom, Kr. Wirsitz, Posen (ebenda 1896, S. 42 bis 43). Diese Tlukomer Fibel [hier Fig. 7 nach dem Original, II 10795 im k. Mus. f. Völkerk.] wurde gefunden „ohnfern" einer oft besprochenen Ges.-Urne, doch kann man sie zu derselben nicht ohne Weiteres in Beziehung bringen (G. A. Crüger, Ueber die im Reg.-Bez. Bromberg aufgefundenen Alterthümer, Mainz 1872, S. 26 und Fig. 27; die Ges-

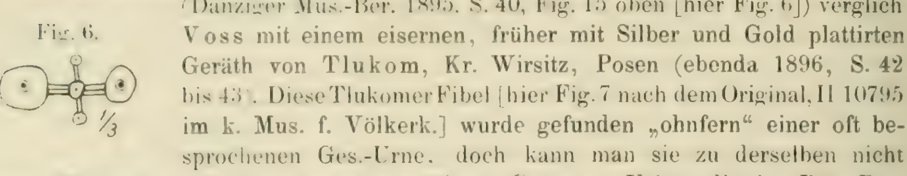


Fig. 6.

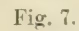
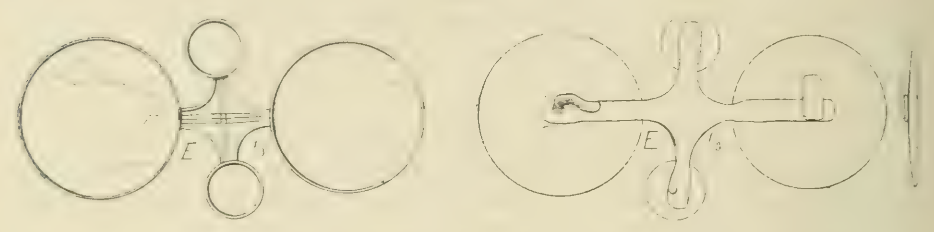


Fig. 7.



Urne ebenda Fig. 1 und Verhandl. 1877, Taf. 20, 7 zu S. 451). Die 2 Paare kreisrunder, etwas schalenförmig vertiefter Scheiben sind auf ein eisernes Kreuz genietet, die Scheibenränder schwach erhaben. Von der Plattirung sind nur an einer Scheibe grössere Reste erhalten; die anderen zeigen Tröpfchen geschmolzenen Edelmetalls. Die Arbeit ist nicht sauber; das Kreuz ist schief, die Durchmesser der beiden grossen Platten sind etwas ungleich. Dass eine Fibel vorliegt, ist aus der Oehse an der Rückseite zu schliessen, in die offenbar eine Nadel eingehängt war. Mangelhaft erscheint allerdings der Falz auf der Gegenplatte; da er nicht hakenförmig umbiegt, hatte die Nadel nur geringen Halt.

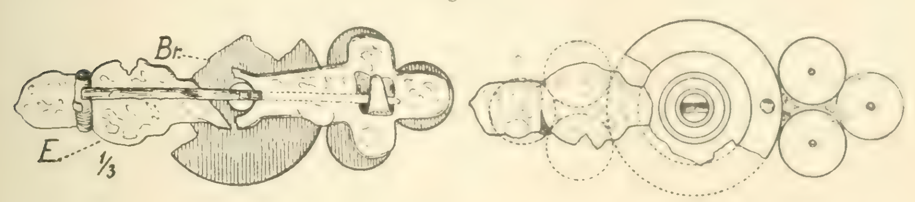
Analogien für die Tlukomer könnte man in Bornholmer Fibeln zu finden glauben. Die kleine bronzene façonnirte Scheibenfibel (Vedel, Oldtidsm. S. 85, Fig. 150, und Efterskrift S. 28, Fig. 37, Typ K) [hier Fig. 8], hinten mit Spirale und Nadel, war vermuthlich mit Silber belegt (Almgren, S. 99—100). Eine weitere Entwicklung dieses einfachen Typs stellt Oldtidsm. S. 127, Fig. 282 dar (Aarböger 1872, Taf. 8, 1 zu S. 69), ebenfalls Bronze mit Silberbelag; hier sind um die Mittelpartie, ausser je einer scheibenförmigen Hervorragung oben und unten, je 3 rechts und links vorhanden. Die Aehnlichkeit dieser Stücke mit dem Tlukomer ist nun allerdings nicht sehr gross, und wenn man ihre Zeitstellung berücksichtigt, wird man sie nicht mit den Ges.-Urnen in Verbindung bringen. Denn die erstere jener Bornholmer Fibeln wurde der dritten, d. i. der jüngsten Abtheilung der Brandpletter entnommen, und die zweite stammt aus einem etwa gleichaltrigen Grabe ohne Leichenbrand. Nach Vedel gehören beide ungefähr dem 4. Jahrh. nach Chr., oder der Zeit um 400 an (Efterskrift, S. 46—47 und 97; vergl. Almgren a. a. O.). Auch bei uns hat man etwa aus dieser Zeit Dinge mit ähnlicher Gruppirung kleiner Scheibchen; so besteht der bronzene Kopf einer gewöhnlichen Nadel mit wohl eisernem Schaft aus 5 kleinen flachen, in Kreuzform gestellten Schälchen (K. Mus. f. V., I f. 648c); er erinnert an die kleinere der Bornholmer Fibeln und stammt aus einer Urne der Völkerwanderungszeit von Rietz, Kr. Zauch-Belzig, Prov. Brandenburg.

Fig. 8.



Man muss also hiervon absehen und nach anderen Analogien suchen, und diese trifft man auch, wie es scheint, im Elbgebiet im Westen. Einer Urne zu Tinsdahl a. d. Elbe in Holstein entstammt das merkwürdige Stück Fig. 9 (nach Kieler Alterthums-Ber. 40 [1894], S. 10, Fig. 6), welches Aufklärung über andere unvollständige Exemplare aus der Prov. Hannover gegeben hat [von Weyhausen (Undset, Eisen, S. 284 und Taf. 28, 1), und von Barnsen (v. Estorff, Heidn. Alterth. der Gegend von Uelzen, 1846, Taf. 9, 26)]. Auf eiserner Unterlage ist eine Anzahl von Bronzescheiben befestigt, an der Rückseite Nadel und Rast. — Der Tinsdahler Urnenfriedhof, durch das Kieler Museum systematisch untersucht, wird von Mestorf für älter, als die Friedhöfe, angesehen, auf welchen Tène-Formen zu Tage kamen, also wohl in die jüngere Hallstatt-Zeit gesetzt: das würde für die Gesichtsurnen-Zeit passen. Das Belegen aller Flächen mit (öfters vergoldetem) Silberblech, wie an der Tlukomer Fibel, war zwar in der jüngeren römischen Periode sehr allgemein, kommt aber auch schon in der älteren vor und stammt vielleicht aus vorrömischer Zeit, wie die Filigran-Technik (Almgren, S. 123—26; Fig. 3, silberne Mittellatène-Fibel mit traubenförmig zusammengestellten Silberkörnchen). Eine eiserne Mittellatène-Fibel von Hohen-Wutzow, Kr. Königsberg i. Neumark (K. Mus. f. V. I f. 446) ist mit einem Goldplättchen belegt an dem rückwärts aufgebogenen Schlussstück nahe der Stelle, wo dasselbe den Bügel umfasst. Auch an das oben S. 133 besprochene Goldplättchen von Mrowino sei erinnert, welches sicher der Gesichtsurnen-Zeit angehört und wahrscheinlich die Plattirung der grossen Kopfscheibe einer Nadel bildete. Der Silberbelag der Tlukomer Fibel dürfte demnach wohl kein Hinderniss sein, dieselbe mit jenen Formen des Elbgebiets in Parallele zu setzen. Es lassen sich aber auch die S. 133 erläuterten Nadeln direct mit der Tinsdahler Fibel in eine gewisse Beziehung bringen. Denn es wurde zu Tinsdahl in einem gleichartigen Grabe auch ein eigenthümlicher Bronzespiralen-Schmuck gefunden, der auf brandenburgischen Gräberfeldern mehrfach mit solchen Nadeln zusammen in derselben Urne vorkam [Voss-Stimming IVa, Taf. 4, 2a; Taf. 5, 5f; Taf. 14, 1d[1]; auch von Tempelhof bei Berlin ist er bekannt] und nach einem Exemplar von Kahlstorf (Kr. Uelzen, Hannover), mit erhaltener Nadel auf der Rückseite, eine Fibel ist (Müller-Reimers, Taf. 11, 81).

Fig. 9.



Endlich sind hier zum Vergleich mit der Tlukomer Fibel jene merkwürdigen, durch Rud. Buchholz zuerst richtig gedeuteten, sehr grossen eisernen Nadeln

1) Voss setzt die betreffenden Gräberfelder in die jüngere Tenezeit, wogegen Mestorf Widerspruch erhebt; ich möchte mich dem anschliessen, sofern man die Gliederung der Periode nach Tischler gelten lässt; die Fibeln weisen dann auf mittlere oder frühe Tenezeit. Indess hat Voss eine ganz andere Auffassung: er theilt die Periode nur in 2 Abschnitte, wobei er sämmtliche Tene-Fibeln in den 2. verweist, indem er sogar eine Fibel älterer Form, die sich in einem von ihm selbst der 1. Abth. zugetheilten Grabe fand, dennoch der jüngeren Zeit zuspricht (Voss-St., S. 11, 16—17, 19 rechts).

zu erwähnen, deren Kopf aus 3 aneinandergereihten, bronzeplattirten, auf einer kreuzförmigen eisernen Unterlage befestigten runden Scheiben mit Durchmesser von 3—9 *cm* besteht. Auch sie finden sich in Brandenburg auf dem Urnenfeld von Vehlefanz-Eichstädt, Kr. Ost-Havelland. Die Plattirungen zeigen verschiedene Ornamente, u. a. concentrische Kreise mit grossem Mittelpunkt (Verh. 1892, 464; Nachrichten 1894, 29 mit Fig. 2; Verh. 1894, 186 mit Fig. 1 und S. 201; Nachrichten 1895, 32). — Buchholz setzte das Gräberfeld anfangs in die jüngere Tène-Zeit, wurde aber später schwankend. In der That besitzt das K. Mus. für Völkerkunde daher 2 bronzene Fibeln mit Thierkopf, II 6061 a—b, die nach Tischler ans Ende der Certosa-Periode in den Uebergang der jüngeren Hallstattzeit zur älteren Tènezeit gehören würden, oder, da die Hallstatt- und Früh-Latène-Zeit z. Th. nebeneinander herlaufen, mit den Früh-Tène-Fibeln etwa gleichaltrig sind (Beiträge zur Urgesch. Bayerns 4, 62 und 66ff., Taf. 4, 23—24; Corr.-Bl. 1885, 159). Während aber bei den eigentlichen Früh-Latène-Fibeln das schräg in die Höhe zurückgebogene Schlussstück am Fuss fast immer frei, d. h. mit dem Bügel nicht verbunden ist, findet es sich bei den Thierkopf-Fibeln, wo es ohnehin dem Bügel öfters dicht aufliegt, nach Tischler bisweilen auch durch die nicht beseitigte Gussnaht, also wohl unabsichtlich, mit dem Bügel verbunden. Jacob scheint aber auch eine regelrechte Verbindung zu kennen (Archiv f. Anthrop. 10, 286 zu Taf. 10, 1, 3, 4; und in Vorgesch. Alterth. der Provinz Sachsen, Heft 5, Halle a. S. 1886, S. 11); letztere findet sich sicherlich bei dem einen Exemplare von Vehlefanz, vielleicht auch bei dem zweiten, und jedenfalls bei einem Stück von Werder bei Potsdam (Märk. Mus. II, 13624). — Ganz gleicher Art, wie die beiden Vehlefanzer Stücke, scheinen 2 vom Teltower See bei Berlin zu sein (Voss-Günther, Photogr. Album 1880, IV, Taf. 15), mit denen sie noch in einem anderen Punkte übereinstimmen. Während nehmlich die Thierkopf-Fibeln im Allgemeinen eine untere Sehne haben (Armbrust-Fibeln sind), die eigentlichen Tène-Fibeln dagegen fast immer eine obere Sehne aufweisen und nur in vereinzelten Fällen eine um den Bügel geschlungene (Bayr. Beiträge 4, Taf 5, 31), vereinigen unsere Fibeln mit dem Bügel der Thierkopf-Fibeln diese Umschlingung desselben durch die Sehne. Vielleicht sind diese Brandenburger Exemplare als späteste Entwickelung der Gattung zu betrachten, die übrigens von Tischler mit Recht dem Formenkreise der Fibeln mit freiem Schlussstück zugezählt wird.

Das Ergebniss unserer ganzen Betrachtung ist, dass die Darstellung auf der Ges.-U. von Zakrzewke in der That eine Fibel, wie die Tlukomer, wiedergeben kann; die beiden Fundorte liegen einander auch sehr nahe.

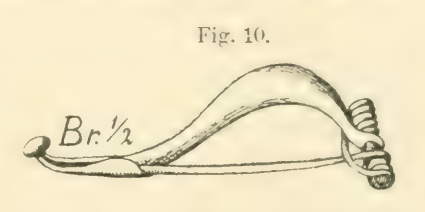
Funde von Fibeln selbst,

welche mit Gesichts-Urnen mehr oder minder in Zusammenhang stehen, sind 5 bekannt.

a) Eine Fibel von Reddischau, Kr. Putzig (früher Neustadt), Westpr., gefunden von Ernst Förstemann 1846 oder früher; Verbleib unbekannt. Literatur: Förstemann in Thür.-Sächs. Mitth. 8, 2, S. 2—7 und Taf. I, VI; S. 16—18. — Derselbe in N. Pr. Pr.-Bl. 9, 265 und Taf. 1, 6. — Strehlke in N. Pr. Pr.-Bl., andere Folge 8, 43. — Lissauer, Denkmäler S. 107. — Förstemann öffnete hier im Ganzen bis 1850 14 Gräber mit 53 Urnen. Letztere waren meist von gewöhnlicher Art, d. h. ohne einen jener Theile, die für das Gesicht maassgebend sind: Ohrenpaar, Augenpaar, Nase und Mund. Doch heisst es weiter: „Als ein besonderer Zierath verdient noch erwähnt zu werden, dass sich bei einer Urne an

der Seite drei kleine Höcker neben einander, bei mehreren aber an derselben Stelle wirkliche Ohren vorfanden. Bei zwei Urnen in verschiedenen Gräbern waren letztere von eigenthümlicher Beschaffenheit..." Es folgt dann die Beschreibung derselben, sowie der eingehängten Ohrringe aus Draht und Bernstein- und Glasperlen (Taf. 1, II). — Hier handelte es sich also um das, was Virchow später „Ohren-Urnen" nannte (Verh. 1874, 114), die, ebenso wie die Nasen-Urnen (nur mit Nase) und die Augen-Urnen (nur mit Augen), einen Uebergang von den eigentlichen Gesichts-Urnen mit ihren mützenartigen Deckeln zu gewöhnlichen Urnen mit ebensolchen Deckeln, den sogenannten „Mützen-Urnen", bilden und einen Verfall der Kunst bezeugen. Eine wirkliche Gesichts-Urne, für die mindestens 2 der oben genannten Theile verlangt werden dürfen, fand Förstemann selbst hier nicht: die gegentheilige Angabe Lissauer's beruht auf einem Druckfehler: „von ihm war dort eine G.-U. ausgegraben", statt „vor ihm", wie es richtig bei Berendt heisst (I, S. 113—114, wo auch das Vorkommen zweier weiteren G.-U. von dort wahrscheinlich gemacht wird). Förstemann kannte aber jenen älteren Fund und auch die Gesichts-Urnen von Hoch-Redlau, so dass er die Ohren-Urnen deutlich von ihnen unterschied. Er berichtet nun weiter: „Am anziehendsten waren mir die in und bei den Urnen sich findenden metallenen Gegenstände (Ringe, Pincetten)... eine Heftnadel (Fibula) von einer schon anderweitig in der Provinz Preussen bekannten Form" (Taf. 1, VI: unsere Fig. 10).

Fig. 10.



Zu welcher Art von Urnen diese gehörte, wird leider nicht angegeben, ebensowenig der etwaige sonstige Inhalt des betreffenden Grabes. Die Fibel, zu Tischler's Classe der T-Fibeln gehörig, ist eine zweigliedrige Armbrust-Fibel ältester Form mit geradem, noch unmittelbar am unteren Ende des Fusses nach vorne zurücktretendem Schlusstücke (hier einem Knopf). Solche Fibeln zeigen in Bezug auf diese Bildung grosse Aehnlichkeit mit den Certosa-Fibeln, die indess eingliedrig und keine T-Fibeln sind. Andererseits gleichen sie in Bezug auf den Fuss auch gewissen Tène-Fibeln, die zwar eingliedrig, aber doch T-Fibeln sind. — Tischler datirt diese ältesten Armbrust-Fibeln „ungefähr gleichzeitig mit der Certosa-Periode", die bis etwa 400 v. Chr. herabreicht, oder ans „Ende der jüngsten Hallstattzeit mit enggerippten Cisten" u. s. w. [in den Beiträgen zur Anthr. und Urgesch. Bayerns, 4 (1881), S. 60—62 und Fig. 19—22; eine ähnliche Certosa-Fibel Taf. 4, 12 zu S. 56—57 und eine Tène-Fibel Taf. 5, 27 zu S. 62—63: auch bei A. B. Meyer, Gurina im Ober-Gailthal (Dresden 1885) S. 18, Nr. 6].

b) Eine eiserne Früh-Latène-Fibel von Kaulwitz, Kr. Namslau, Schlesien; gefunden 1896. — Ueber das Gräberfeld (B) siehe Seger in Schlesiens Vorzeit 6, 430; den betreffenden Fund ebenda 7, 223 (Grab 3) mit Abbildung (unsere Fig. 11). Die Fibel lag in einer gewöhnlichen Urne; das Grab enthielt auch keine Gesichts-Urne, aber eine solche fand sich auf demselben Gräberfeld in Grab 10 (S. 224, Abbildung), und früher waren dort schon 2 oder 3 Gesichts-Urnen gehoben (Vorzeit 6, 434, Fig. 1 und 3; 438, Fig. 11). Die Gräber waren nicht Steinkisten (wie in Westpreussen), sondern Packungen von

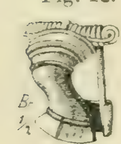
Fig. 11.



Feldsteinen und grossen erratischen Blöcken. Seger beschreibt die Fibel, wie folgt: „Eine Armbrust-Fibel mit bandförmigem, in der Mitte quergeripptem Bügel, der am Fussende zum Nadelhalter erweitert und nach rückwärts umgeschlagen ist. Das Schlussstück ist, soweit sich bei der gerade hier sehr starken Verrostung erkennen lässt, oval, endet aber geradlinig. Die Spiralrolle ist von der Mitte aus nach den beiden knopfartigen Enden leicht geneigt. Die Sehne läuft unter dem Bügelhalse durch, ohne diesen zu berühren." Museum in Breslau.

c) Eine kleine bronzene römische Fibel des 3. Jahrhunderts nach Christo von Henriettenhof bei Zemblau, Kr. Neustadt, Westpr., gefunden 1882 in einer gewöhnlichen Urne, aber auf einem Gräberfelde, das auch eine Gesichts-Urne lieferte. Mus. in Danzig. — Conwentz in Danziger Schriften N. F. 7, 2 (1889), S. 47—53, anthrop. Sitzungsber. vom 21. Febr. 83. — Lissauer, Denkmäler S. 69 und 109—10 und Taf. 4, 16 (eine der Henriettenhofer ähnliche Fibel von Lindenhof, Kr. Carthaus; genauere Abbildung in Westpr. Wandtafeln V, 6, wonach unsere Figur 12). Conwentz untersuchte zu Henriettenhof 4 Grabfelder mit 26 Steinkisten ohne Hügel, die alle, neben vielen anderen Urnen, auch Gesichts-Urnen (einschliesslich zweier Nasen-Urnen 14 Stück) lieferten. Die 4 Grabfelder lagen auf Anhöhen am Rande eines Torfmoors (früheren Wasserbeckens), das erste an der einen Seite desselben auf der Henriettenhofer Anhöhe selbst, die anderen drei am gegenüberliegenden Ufer. — Im 3. Grabfeld [4 Kisten mit zusammen 9 Urnen] enthielt nach S. 50 „die erste Kiste nur eine gewöhnliche Urne ohne Ornamente, die aber eine Beigabe von hervorragender Wichtigkeit einschloss. Unter den gebrannten Knochenstücken, mit denen die Urne gefüllt war, befand sich eine kleine zweisprossige bronzene Fibel mit plattem Bügel. Dieser Fund ist insofern von Wichtigkeit, als das Vorkommen von Fibeln in Steinkisten-Urnen mit Sicherheit bislang nicht constatirt worden ist und weil durch diese Beigabe eine nähere Zeitbestimmung der Gräber ermöglicht wird." Conwentz giebt dann an, Fibeln dieser Form seien aus den älteren Brandgräbern auf Bornholm bekannt und von Tischler ins 2. Jahrh. nach Chr. gesetzt, so dass die Henriettenhofer Grabfelder mit grosser Wahrscheinlichkeit aus dieser Zeit herrührten. — Kiste 2 lieferte eine Gesichts-Urne.

Fig. 12.



Die Fibel, eine T-Fibel mit oberer Sehne und mit Sehnenhaken, gehört zu der Gattung, die Vedel „gewölbte" nannte (Aarböger 1872, 41 und Taf. 5, 9). Man vergl. Almgren Fig. 127—130, zu denen es S. 60 heisst: „Der kurze breite Bügel ist meistens unten ganz hohl." Der Bügel des Henriettenhofer Exemplars ist sowohl in der Längs- wie in der Querrichtung gewölbt, „platt" kann man ihn also kaum nennen. In Uebereinstimmung mit der Fibel von Lindenhof, aber abweichend von Vedel's Fig. 9, liegen Spiralrolle und Sehne frei, nicht in einer Hülse. Der Bügelhals ist nicht, wie bei der Lindenhofer Fibel, facettirt. Schmale quergekerbte Wülste, gleichsam Perldraht-Ringe imitirend, umsäumen die Kopfsprosse und den Bügelhals an ihren oberen und unteren Rändern, sowie den unteren Rand der Fusssprosse (an dem Lindenhofer Exemplar fehlt dieser letztere Wulst). — Tischler behandelte Fibeln dieses Typs mit breitem und dickem (im vorliegenden Falle „unvollständigem") Bügel und mit 2 „Sprossen", d. h. Erweiterungen des Bügels am Kopf- und Fussende, in den Phys.-ök. Abhandl. 1878 (Bd. 19), S. 181 und 198. In Ostpreussen erscheinen sie in Per. C, auf Bornholm (mit Rollenhülse) ausschliesslich in der dritten, d. h. letzten Abtheilung der „Brandpletter". Während nun Tischler früher seiner Periode C das Ende des 2. und den Anfang des 3. Jahrh. nach Chr. zuwies (Berliner Katalog, S. 400),

ging er allmählich weiter herunter und setzte sie in einer seiner letzten Arbeiten in das 3. und den Beginn des 4. Jahrh. (Phys.-ök. Abhandl. 1890. S. 97). — Vedel nimmt für die gewölbte Fibel auf Bornholm nur das 4. Jahrh. in Anspruch [Oldtidsm. S. 86 und 212; Efterskrift S. 29 und 96]. — Almgren endlich theilt solche und ähnliche Fibeln (seine Figg. 127—130) dem spätesten Theil der älteren und dem Anfang der jüngeren römischen Periode zu (S. 61 und 51), d. h. dem Ende des 2. und dem 3. Jahrh. (S. 84, 113, 115 und 125; an letzterer Stelle steht nur durch Schreibfehler Ende des 3. Jahrh.). Die Henriettenhofer Fibel ist also mindestens so gut dem 3., wie dem Ende des 2. Jahrh. zuzuschreiben, und man kommt dadurch zu einem so niedrigen Zeitansatz für die betreffende Steinkiste, und sofern die Kisten des Grabfeldes alle gleichaltrig waren, auch der Gesichts-Urne aus Kiste 2, dass dieser Fund alle bisherigen Annahmen erschüttern muss, falls er vollkommen einwandfrei ist. Lissauer zog denn auch, Denkmäler S. 69, die Folgerung, dass in der That die Steinkistengräber bis in die römische Kaiserzeit herabreichten, ebenso Seger in Schlesiens Vorzeit 6, 453. Ersterer erklärte die Erscheinung so, dass die Hallstätter Cultur neben der Tène-Cultur bis in die römische Zeit hinein fortbestanden habe. In seinen „Bronzen“ S. 30 ist allerdings diese letztere Ansicht nicht mehr vertreten, und nach mündlicher Aeusserung hält Lissauer auch den Henriettenhofer Fund nicht mehr für beweisend. Immerhin scheint es geboten, den Werth desselben näher zu prüfen.

Hr. Conwentz schreibt mir, dass er selbst das Gräberfeld aufgedeckt und die Fibel der Urne entnommen habe, dass auch das ganze Gräberfeld [wohl die 4 Felder als eins betrachtet] durchaus den Eindruck der Conformität machte und wahrscheinlich dem jüngsten Abschnitt der Steinkisten-Gesichts-Urnen-Periode angehörte, da auch unter den Beigaben verhältnissmässig viel Eisen auftrat. — An Eisen werden erwähnt: an 4 Ges.-Urnen Ohrringe, einfach aus Draht kreisförmig zusammengebogen [z. Th. neben bronzenen; so auch an der Ges.-Urne des 3. Feldes, welche ausserdem die Zeichnung eines Ring-Halskragens mit Schloss trug], und in 2 anderen Ges.-Urnen je eine „Haar- oder Gewandnadel, etwa in der Form eines Fensterhakens, 15 *cm* lang“[1] [Westpr. Wandtaf. III 13; ebensolche Nadel von Saskoczin, Kr. Danzig, bei Undset, Eisen, Taf. 14, 5]. — Bemerkt sei auch, dass die Henriettenhofer Ges.-Urnen vielfach Deckel hatten, die ausdrücklich als flachgewölbte oder als flache bezeichnet wurden, in einem Falle sogar als eine „verkehrte flache Schale“ (siehe unten S. 149).

Wenn nun auch aus diesen Umständen auf eine relativ späte Zeitstellung des Gräberfeldes geschlossen werden mag, so könnte doch ein Gegenstand der römischen Kaiserzeit auch nachträglich in die Urne gerathen sein. Hr. Conwentz meint aber, dass die Gräber durchweg intact waren; auch zeigten die Steinkisten „an den Seiten und oben stets eine doppelte, oft sogar eine dreifache Plattenlage, während ringsum noch gelagerte Kopfsteine den ganzen Bau verstärkten.“ Da dürfte ein Eindringen jüngerer Sachen kaum möglich erscheinen; indess lagen die Gräber nur 0,1—0,5 *m* unter der Oberfläche, und von einem Deckel, der etwa die gesichtslose Urne (welche die Fibel barg) geschlossen hätte, wird nichts berichtet. Immerhin ergiebt sich kein bestimmter Anhalt, der den Fund als solchen verdächtigen könnte, und man wird daher vielleicht auch dem angeblich in einer Steinkiste zu Gladau,

1) Haben nicht diese Nadeln mit doppelter Biegung unterhalb des horizontalen, spitz verlaufenden Kopfendes früher einen Bronzekopf getragen? Man vergl. Ossowski, Taf. 19, Fig. 25 und 26, aus einer Steinkiste zu Chwarsnau.

Kr. Berent. gemachten Funde einer römischen Bronzemünze des 2. Jahrh. nach Chr. eine grössere Bedeutung einräumen müssen, wie es auch Lissauer that (Denkmäler, S. 69), obgleich Undset, Eisen, S. 137, Note 1, ihn verwarf (Danziger Schriften, N. F., 5, Heft 1/2 [1881], anthr. Sitzgs-Ber. v. 23. Jan. 1878, S. 8). Undset meinte, es handle sich nur um eine mit Steinen umsetzte Urne (also in „Steinpackung"), nicht um ein wirkliches Kistengrab. Der Fundbericht rührt von einem Arbeiter her. Dagegen lieferte 1745 „ein von Feldsteinen ordentlich eingeschlossenes Begräbniss" zu Gischkau, Kr. Danzig, ausser Urnen einen metallenen Drahtring, einige zerbrochene Bernstein-Korallen, ein Stück von einer blauen Glas-Koralle und 3 Silberdenare von Domitian und Hadrian (Friedr. Sam. Bock, Naturgeschichte von Ost- und Westpreussen, Bd. 2, Dessau 1783, S. 573). Auch dies dürfte zu beachten sein.

Sollten aber auch weitere Funde diese älteren bestätigen und somit die Grabform der Steinkisten unter Boden-Niveau und ohne Hügel auch für die römische Kaiserzeit erwiesen sein, so wäre freilich noch eine ganz andere Frage, ob auch Gräber mit Gesichts-Urnen selbst soweit herabreichen, oder ob vielleicht auf einem und demselben Felde Steinkisten wesentlich verschiedenen Alters vorkommen können. Es handelt sich darum, ob das für Westpreussen angenommene Schema: Steinkisten-Zeit = Gesichtsurnen-Zeit, richtig ist. Wenn nehmlich die Henriettenhofer Fibel wirklich in ihrer Kiste als Grabgabe niedergelegt war, so kann doch die Gesichts-Urne aus Kiste 2 desselben Feldes wegen des auf ihr dargestellten Ring-Halskragens unmöglich mit ihr gleichaltrig sein. Denn die frühere Lissauer-sche Ansicht, dass die Hallstatt-Cultur bis in die römische Zeit herab neben der Tène-Cultur fortbestand, widerspricht dem, was wir sonst wissen. So viel mir bekannt, lässt sich ein solches Nebeneinander nur für die älteste Latène-Zeit an manchen Orten nachweisen, keinenfalls aber für die jüngste oder gar für die römische Kaiserzeit. Lissauer nimmt denn auch später nur ein Ablösen der Hallstatt-Cultur durch die Formen der mittleren und späteren Tène-Cultur an (Bronzen, S. 30).

Auch die fensterhakenförmigen Nadeln sprechen, wie Tischler's Untersuchungen über Nadeln mit doppelter Ausbiegung lehren, gegen die Zulässigkeit, die gesammten Gräber von Henriettenhof nach der Fibel zu datiren. Von den Nadeln, deren Schäfte, meist nicht weit unterhalb des Kopfes, mit Ausbiegungen versehen sind, unterschied Tischler 2 Gattungen: erstens solche, deren Draht nur eine Ausbiegung in Form einer halben Welle hat, so dass er nachher wieder in die alte Richtung zurücktritt, „Nadeln mit einfacher Einbiegung"; zweitens solche mit 2 Einbiegungen, die zusammen eine volle Welle bilden: „Schwanenhals-Nadeln" [Phys.-ök. Abh. 27 (1886) S. 161]. — Nadeln mit solchen Ausbiegungen könnte man auch kurz „gekröpft" nennen, obgleich dieser technische Ausdruck eigentlich eine Biegung im Winkel bezeichnet; man hätte dann einfach gekröpfte und zweifach gekröpfte, letztere = Schwanenhals-Nadeln. Solche einfach gekröpften Nadeln sind z. B. die Tène-Nadeln bei Undset, Eisen, Taf. 14, 4; 26, 16—19; 28, 8; Schwanenhals-Nadeln dagegen Taf. 14, 3, 5, 6. — Wenngleich die beiden beschriebenen Nadelformen sich gemeinsam auf denselben Gräberfeldern finden und also zeitlich wenigstens theilweise zusammenfallen, sollte man doch der klareren Beschreibung wegen die Tischler'sche Unterscheidung beibehalten, was neuerdings nicht immer geschieht.

Tischler nun behandelte a. a. O. und Phys.-ök. Abh. 29, 116, 132 die Verbreitung und Zeitstellung der Schwanenhals-Nadeln und stellte eine ausführlichere Abhandlung über dieselben in Aussicht, die indess leider nicht mehr erschienen ist. Seine Resultate sind in Kürze folgende: „Am weitesten zeitlich

zurück kann man die Nadeln in den Posenschen Flachgräber-Feldern verfolgen, wo bereits Objecte aus einer älteren Zeit der Hallstätter Periode auftreten, während sie bei den westpreussischen Ges.-Urnen an das Ende dieser Periode, in den Uebergang zur Latène-Periode fallen. Ueberall im Norden gehören sie der jüngsten Bronze-Zeit an, welche ungefähr mit dem Schlusse der Hallstätter Periode gleichaltrig sein muss, und auch die Grabhügel der Franche-Comté (wo sie auf dem Plateau von Alaise sich finden) fallen in ganz dieselbe Zeit. Wir kommen demnach überall ungefähr auf das 5. Jahrh. v. Chr., vielleicht auf den Anfang des 4". Die eisernen Nadeln hält Tischler für die jüngsten. In Bezug auf Westpreussen äussert er sich dann noch, wie folgt: „Als jüngste Urnen, in welchen noch Schwanenhals-Nadeln häufig vorkommen, dürfen wir die Ges.-Urnen der westpr. Steinkisten-Gräber ansehen. In ihnen finden sich noch die Schild-Ohrringe (z. B. Kl.-Katz — Mus. Danzig) [Lissauer, Bronzen, Taf. 11, 1 u. 2], welche für den Schluss der Hallstätter Periode beim Uebergang zu Latène charakteristisch sind, und ebenso die Spiralringe aus Doppeldraht mit einer Endschleife" [Phys.-ök. Abh. 31, 23 ff.; Lissauer, Bronzen, Taf. 13]. — Für gleichaltrig mit den westpr. Ges.-Urnen hält Tischler endlich die ostpr. Urnen ohne Stehfläche (mit abgerundetem Boden) [Phys.-ök. Abh. 27, S. 134, 158—61, 175; 29, S. 123—24, 132; 31, S. 10—11, 96], die beide „von der jüngeren Hallstätter Periode bis in die Früh-Latène-Periode hineinreichen, die ja sonst auch in Ost- und Westpreussen noch nicht bekannt ist". Ihre Hauptverbreitung haben die Schwanenhals-Nadeln im nordöstlichen Deutschland, u. a. auch in den westpr. Steinkisten-Gräbern mit Ges.-Urnen. —

In die Tènezeit setzte auch Weigel die eisernen Schwanenhals-Nadeln (Nachrichten 1893, 66—68). Besonders wichtig aber für diese Datirung sind in neuerer Zeit die Veröffentlichungen Seger's über schlesische Funde geworden. Das schon oben S. 145 besprochene Gräberfeld B zu Kaulwitz, mit mehreren Ges.-Urnen und der Früh-Latène-Fibel, lieferte auch mehrere eiserne Schwanenhals-Nadeln; so Schlesiens Vorzeit 6, S. 437—38, Nr. 14, Fig. 21; ferner 7, 223, Grab 3, eine solche Nadel bei jener Fibel; S. 224—25, Grab 10, 2 Schwanenhals-Nadeln in einer Gesichts-Urne. — Wir können also die eisernen Schwanenhals-Nadeln bis in die Früh-Latène-Zeit herabsetzen, nach dem bisher vorliegenden Material aber nicht weiter.

Ob endlich die Flachheit der Deckel zu Henriettenhof beitragen kann zur Beurtheilung des relativen Alters der dortigen Urnen, sei dahingestellt. Zeichnungen der Deckel besitze ich nicht; sonst aber wird ja manchmal betont, ein Gesichtsurnen-Deckel sei flach gewesen. So an einer Ges.-U. von Oxhöft im Danziger Mus. (Lissauer, Denkmäler, S. 105), die sonst in jeder Beziehung vorzüglich ausgestattet scheint. Bei Berendt finden wir manche G.-U. mit mehr oder minder flachem Deckel, z. B. I. Taf. 3, 30, II. Taf. 7, 59; 8, 46; u. s. w. Völlig flach ist der Deckel der durch ihren Fundort ohnehin so merkwürdigen Ges.-U. von Rantau im Samlande (Phys.-ök. Sitzungsber. 1892, S. 34, Abbildg.). In Ostpreussen sind überhaupt flache Stöpsel-Deckel häufig (Corresp.-Blatt 1890, 136). — Auffallender ist die Verwendung einer Schale als Deckel einer Gesichts-Urne. O. Tischler behandelte wiederholt vergleichend die Schalen- und die Stöpsel-Deckel (Deckel, die mit einer stöpselartigen Verlängerung in die Urnen-Oeffnung hineingreifen). Er hielt die Stöpsel-Deckel im Allgemeinen für etwas jünger, als erstere, und meinte, die westpr. Ges.-Urnen hätten ausschliesslich solche Deckel, obgleich allerdings in denselben Hügeln, die Ges.-Urnen mit Stöpsel-Deckel lieferten, manchmal Urnen mit (z. Theil gehenkelten) Schalen-Deckeln vorkämen [Phys.-ök. Abh. 27 (1886), 160; 29, 124; 31, 10; Corr.-Bl. 1890, 136]. Die Ges.-U. von Henriettenhof beweist aber, dass auch bei Ges.-U. solche Schalen Verwendung fanden, und dieser

Fall scheint nicht vereinzelt dazustehen. Eine Ges.-U. von Hoch-Redlau trägt ebenfalls einen (wohl gehenkelten) Schalen-Deckel (Berendt, I, Taf. 2, 8). Hierbei ist freilich zu beachten, dass der Hoch-Redlauer Fund aus 9 Gefässen bestand, von denen nur 5 (lauter Gesichts-Urnen) erhalten sind; und da eine Sicherheit in Bezug auf die richtige Vertheilung der Deckel bei einem so frühzeitig gemachten und hin- und hergeschleppten Funde nicht besteht, könnte der Schalen-Deckel einem gesichtslosen Gefässe angehört haben.

Tischler's Ansicht, dass die Ges.-Urnen stets Stöpsel-Deckel trügen, ist übrigens sonst noch anfechtbar. Virchow, welcher zuerst auf die mützenartige Form der Ges.-U.-Deckel hinwies, hält auch jetzt noch, gegenüber Tischler, für alle die Stöpsel-Deckel dieser Form an der Bezeichnung „Mützen-Deckel" fest [Z. f. E. 1870, S. 76, 84; Verh. 1874, 113; 1891, 750] Aber, wie es Stöpsel-Deckel giebt, die nicht Mützenform haben, so giebt es ausgesprochene Mützen-Deckel, die nicht zugleich Stöpsel besitzen. Die grösste der Berliner Ges.-Urnen von Hoch-Redlau (K. Mus. f. V., I, 1409, Berendt, I, Taf. II, 5) hat einen vortrefflichen Mützen-Deckel mit „Krämpe", aber ohne jede Spur des cylindrischen Ansatzes. Der Deckel ist innen ganz glatt und geschweift, zur Krämpe umbiegend. Auch giebt es zahlreiche Gesichtsurnen-Deckel, die statt des Stöpsels, der in die Urnen-Oeffnung greifen sollte, an der Unterseite ihres Randes vielmehr eine ringsumlaufende flache Rinne, einen Falz zeigen, in welchen der Urnenrand passte; so unsere Urne von Witoslaw, S. 131. Bei anderen Mützen-Deckeln ist nur eine schwache Andeutung des cylindrischen Fortsatzes wahrzunehmen.

Da die vorstehenden Untersuchungen für die Deutung der Witoslawer Zeichnung als Fibel mit Gehängen keinen Anhalt ergaben, wenden wir uns jetzt den Kämmen zu.

Kamm-Zeichnungen auf Gesichts-Urnen oder auf gleichzeitigen Urnen ohne Gesicht

sind mehrfach beobachtet. Sie alle gleichen einander, mit einer Ausnahme, in Bezug auf die Form sehr; von einem horizontalen Strich laufen 12—14 einander parallele Striche senkrecht nach unten; das Ganze bildet somit ein Rechteck. Die Darstellungen finden sich stets am Bauch, meist in dessen oberer Hälfte, und sind immer eingeritzt oder -gefurcht, nur in einem Falle theilweise in Relief ausgeführt.

Fig. 13.



a) Hoch-Kelpin, Kr. Danziger Höhe, Wpr.; gesichtslose Urne, gef. 1878; Prov.-Mus. Danzig. — Fröling in Danziger Schriften, N. F. 5, Heft 1 u. 2 (1881), S. 22ff., anthropol. Sitzungsber. v. 16. Oct. 1878; Lissauer, Denkmäler, S. 99—100; Conwentz, Bildl. Darst., S. 198, Nr. 8 und Taf. 4, 1, wo aber der Kamm nicht sichtbar. — Mehrere Steinkisten-Gräberfelder. In dem einen 4 Kisten mit zusammen 11 Urnen, nehmlich 4 gewöhnlichen ohne Ornament, 1 Ohren-Urne, 5 Gesichts-Urnen und dann der, worauf der Kamm. Alle diese Urnen mit Mützen-Deckeln. Die Vertheilung der einzelnen Urnen auf die 4 Kisten ist nicht angegeben. — Die Zeichnung des Kammes befindet sich auf der Rückseite, wenn

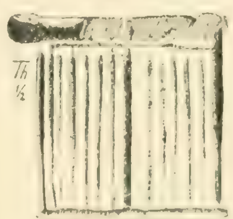
man die von Conwentz abgebildete als Vorderseite betrachtet. Eine dritte Seite trägt ein bisher noch nicht genügend erklärtes, öfters auf Gesichts-Urnen vorkommendes, vielstrahliges Gebilde [auf vorstehender, durch Hrn. Conwentz gütigst übermittelter Zeichnung Fig. 13 links und die Nebenfigur: s. Voss in Z. f. E. 1877, 453—54 und in Nachrichten 1895, 81—86].

b) Amalienfelde, Kr. Putzig (früher Neustadt), Wpr.: gesichtslose Urne, gef. 1882; Prov.-Mus. Danzig. — Lissauer in Danz. Schriften, N. F. 7, 2, S. 40—43, anthrop. Sitzungsber. v. 1. Nov. 1882; Denkm., S. 105. — Danz. Mus.-Ber. f. 1895, 26. — In Steinkiste Nr. 3 befanden sich 6 Urnen, nehmlich eine Nasen-Urne und 5 gewöhnliche; an einer der letzteren die Kamm-Zeichnung, ähnlich wie die von Hoch-Kelpin. In einer anderen Kiste ebenfalls eine Nasen-Urne. Keine Gesichts-Urnen. —

c) Unbekannter Fundort, wahrscheinlich Umgegend von Bromberg: Gesichts-Urne mit Mützen-Deckel; Sammlung der histor. Ges. für den Netze-District in Bromberg. Ausser einer Nadel und einem Ring-Halskragen mit Schloss zeigt das Gefäss als Verzierung an der einen Seite noch den Kamm mit 13 Zähnen. Die Linie, von welcher diese auslaufen, ist doppelt ausgeführt. Horizontale Ausdehnung des Kammes 45 *mm*, verticale 25—30 *mm*. — Gef. Mittheilung des Gymnasial-Oberlehrers Hrn. Dr. Baumert in Bromberg.

d) Womwelno (Lindenwald), Kr. Wirsitz, Prov. Posen: die Gesichts-Urne I. d, 1401 des K. M. f. V. — Virchow (Verh. 1889, 747, mit Abbildg.) sagt: „Am meisten Interesse erregt eine Zeichnung . . . ., welche wahrscheinlich einen Webekamm ausdrücken soll. Man unterscheidet daran 14 senkrechte, parallel stehende Furchen, die sehr ungleich eingedrückt sind, bald tiefer und breiter, bald oberflächlicher und dünner; oberhalb sind dieselben durch eine breite, erhabene Querleiste verbunden, welche deutlich aufgeklebt ist; unten ist die entsprechende Leiste abgefallen und man sieht nur noch eine breite, aber seichte Furche, auf welcher die Leiste aufgesessen haben muss.“ Virchow gründete dann auf die Deutung „Webekamm“ noch Schlussfolgerungen bezüglich der Ausübung der Weberei zur Zeit jener Bestattung u. s. w. Von der Leiste ist nur noch ein kleines Stück erhalten (auf Fig. 14, nach dem Original, links). Die Deutung der Zeichnung beruhte vermuthlich wesentlich auf der Annahme einer zweiten, unteren erhabenen Leiste; eine genaue Untersuchung ergab mir indess, dass eine solche nie vorhanden war. Die Querfurche könnte allerdings als Ersatz derselben angesehen werden, wenn nicht noch andere Linien des Kammes in ähnlicher Breite ausgeführt wären, so einer der beiden mittelsten Zähne und der äusserste rechts und links. Meines Erachtens diente die untere Furche nur als Marke für den Zeichner, um eine gleiche Länge aller Zähne sicher zu erzielen. Die Relief-Leiste am oberen Ende würde aber sehr gut der Construction solcher Haarkämme entsprechen, die aus mehreren gezahnten Platten, durch eine Querleiste zusammengehalten, bestehen, und man könnte sich versucht fühlen, die stärkere Wiedergabe eines der mittleren Zähne als Andeutung der Grenzlinie zweier solchen Platten aufzufassen. Die erhabene Leiste dieses Kammes dürfte auch eine Erklärung abgeben für die am Bromberger Kamm erwähnte doppelte Ausführung der Querlinie; man wollte wohl eine solche Leiste darstellen.

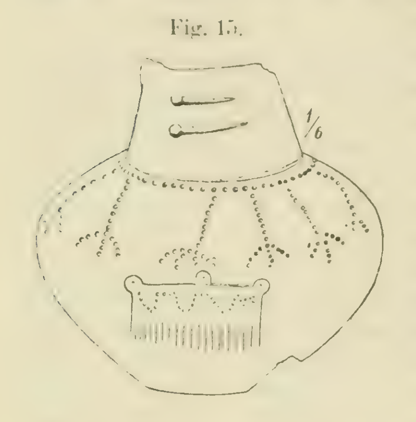
Fig. 14.



e) Oxhöft: Die S. 132 erwähnten, ganz fraglichen kammartigen Zeichnungen auf 2 Gesichts-Urnen.

f) Peterfitz, Kr. Kolberg-Körlin, Pommern: gesichtslose Urne, gef. etwa 1850; Stettiner Museum. — Balt. Stud. 32, 109 und Tafel, Fig. 3, wonach unsere Fig. 15. — Ausgepflügt; ob aus einer Steinkiste und mit anderen Sachen zusammen, ist unbekannt. Schwarz und geglättet. Die beiden Nadeln mit rundlichem Kopf sind erhaben ausgeführt. Die am oberen Bauchtheil ringsumlaufende Perlschnur hat 4 × 3 ebenfalls geperlte Gehänge.

Fig. 15.



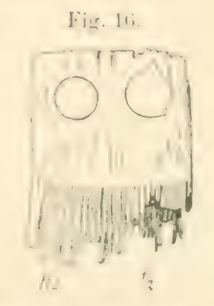
Das Gefäss gehört unzweifelhaft der Zeit der Gesichts-Urnen an; sein Hals ist an der auf der Zeichnung nicht sichtbaren Seite ergänzt, so dass man vermuthen könnte, es möge dort ein Gesicht gesessen haben. Aber Hr. Conservator Stubenrauch bemerkt mit Recht, dass dann eine Abweichung von allen anderen Gesichts-Urnen vorliegen würde, da die Nadeln und das Gesicht sonst stets auf einer und derselben Seite sich finden. Die geographische Lage des Fundortes, etwa auf dem Meridian von Schivelbein, würde sonst eine Gesichts-Urne immerhin noch zulassen, wenngleich es sich hier fast um die äusserste westliche Grenze handelt, bis zu welcher in Pommern Gesichts-Urnen gefunden sind (s. unten S. 154 ff., Verbreitungs-Gebiet). — Der Kamm zeigt eine ausserordentlich entwickelte Form, ganz abweichend von den bisher besprochenen, und ist offenbar sehr naturgetreu gezeichnet. —

Hiermit ist das Material in Bezug auf die Kamm-Zeichnungen erschöpft; man sieht, dass die Darstellung auf der Gesichts-Urne von Witoslaw mit keiner derselben übereinstimmt. Wir haben jetzt zu untersuchen, ob sich für die Zeichnungen die Vorbilder in wirklichen Kämmen finden, und ob auf diese Weise eine selbständige Datirung, ohne genaue Anlehnung an sonst bekannte Thatsachen, zu ermöglichen ist. Hierbei wollen wir uns jedoch auf das unmittelbar Hergehörige beschränken, weitere Beiträge zur Geschichte des Kammes der hier nachfolgenden Mittheilung vorbehaltend.

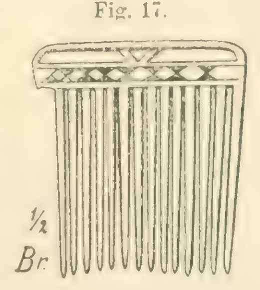
Kämme selbst sind meines Wissens bei Gesichts-Urnen oder gleichaltrigen anderen ihres Fundgebiets nicht angetroffen worden, vielleicht weil sie aus zu vergänglichem Stoff gefertigt waren, wie Weigel in „Nachrichten" 1893, S. 68 vermuthete. Holz- und Horn-Substanz würde, da es sich hier stets um Brandgräber handelt, zerstört sein müssen, wenn man die Kämme dem Leichenfeuer mit aussetzte, wie es in Westpreussen zur Zeit der Gesichts-Urnen wenigstens mit einem Theil der Beigaben geschah (Verhandl. 1892, 170, nach Lissauer). Waren die Kämme aber aus Knochen, so hätten sich Theile derselben, mehr oder minder geoder bebrannt, sehr wohl erhalten können, wie das häufige Vorkommen derartiger Reste in römischen Brandgräbern lehrt, ebenso ein knöcherner, kammförmiger Hänge-Schmuck der mittleren Tènezeit von Rudau in Ostpreussen (Fig. 58).

Die Verwendung von Holz für die Kämme der Gesichtsurnen-Zeit wäre gut zu vereinigen mit der rechteckigen Form der Darstellungen in den unter *a*—*d* beschriebenen Fällen. Man kennt solche aus rechteckigen Brettchen geschnittene Kämme aus sehr alter Zeit im Süden, nehmlich aus den steinzeitlichen Pfahlbauten und Terramaren, und zwar sowohl mit einer, als mit 2 Zahnreihen; so einreihig von Lagozza, Prov. Mailand, breit, ziemlich hoch und mit geradem Rücken, seitlich durch je einen Ausschnitt verziert [Bull. di pal. 13 (1887), 2 und Tav. 2, 3].

zweireihig von Concise am Neuenburger See, Schweiz [Pfahlb.-Ber. 9 (1888), S. 79 und Taf. 11, 7]. — H. und L. Siret fanden ferner im südöstlichen Spanien bei El Argar einen solchen wohlerhaltenen, einzeiligen Kamm in einem Thongefäss, das die unverbrannten Reste einer männlichen und einer weiblichen Leiche enthielt (Grab 245), und zu El Ofício bei einem Frauen-Skelet in Thongefäss Fragmente der Art (Grab 200). Diese Gräber gehörten aber schon der vollentwickelten Metallzeit an und lieferten einheimische Artefacte aus Kupfer, Silber und Knochen. Die Formen der Kupfersachen sind alterthümlich, doch war Bronze schon bekannt, vielleicht importirt; Eisen dagegen fehlte noch (Siret, Les premiers âges du métal etc., Anvers 1887, pl. 47 und 63; auszüglich in Revue des questions scientifiques, Bruxelles 1888, Sonderabdruck p. 48, Fig. 11; unsere Fig. 16). — Die Form ist so einfach, dass sie natürlich zu jeder Zeit und an jedem Orte wiedergefunden werden konnte. Aber selbst für hölzerne zusammengesetzte Kämme, als welche wir die von Bromberg und Womwelno ansprachen, fanden sich äusserst kunstvolle Beispiele in der dem Ende der Steinzeit angehörigen Station von Sutz am Bielersee [Pfahlb.-Ber. 9, 69 und Taf. 17, 17[1])], sowie in der durch zahlreiche Kupfer-Artefacte ausgezeichneten, den Uebergang von der Stein- zur Bronzezeit bildenden Station von Vinelz am gleichen See [Gross, Protohelvètes, Berlin 1883, p. 19 und Tab. 6, 41].


Fig. 16.

Für den Norden kann ich Holzkämme, wie die oben erwähnten, aus keiner Zeit nachweisen; ihre Erhaltung ist ja auch immer von besonderen Umständen abhängig. Man würde daher um ein Vorbild für die Darstellungen *a*—*e* auf unseren Urnen in Verlegenheit sein, wenn nicht ein bronzener Kamm vorläge, der sowohl seinem Umriss nach, als auch wegen der sehr langen Zähne und niedrigen Handhabe hierher passt und erweislich ungefähr in die Zeit der Ges.-Urnen fällt. Er stammt aus einem Brandgrabe in Jütland (Madsen, Br. I, Taf. 30, 3; hier Fig. 17) und gehört einer mitgefundenen Nadel nach (vom Typus Madsen I, Taf. 27, 7; Müller, Bronzea. Nr. 305) in Müller's Periode II² (Aarböger 1891, Fund 512). Dieselbe Periode weist aber auch, wenigstens gegen ihr Ende (Montelius' Per. 6), die Nadeln mit Spiralkopf und mit Schwanenhals auf, die bei den Ges.-Urnen so häufig sind. Diese Kammform ist in Bronze allerdings selten, wie auch die angeführte Nadel; immerhin ist ein Zusammenhang mit den Zeichnungen auf den Urnen möglich, namentlich durch Vermittelung von hölzernen Kämmen.

Fig. 17.


1) Heierli deutet zwar ein solches Stück von Sutz nach Material und namentlich nach Bestimmung wesentlich anders (a. a. O.); aber Hr. v. Jenner, Custos des Berner Museums, schrieb mir vor Jahren betreffs dreier derartiger Geräthe des Museums: „Sie haben ohne Zweifel als Kämme gedient, sind von biegsamem Holz und mit Birkenrinde zusammengehalten" u. s. w. Uebrigens ist die Ausführung im Einzelnen und die Form wesentlich anders, als wir bei dem Stück auf der Ges.-Urne von Womwelno anzunehmen brauchen, für welches vielleicht ein Befestigen der massiven Querleiste auf den Zahnplatten durch hölzerne Stifte vorausgesetzt werden darf, wie bei den römischen und noch späteren anderen mittels Metallnieten. — Dass bei den Darstellungen *a*—*e* das Hauptgewicht auf die Zähne gelegt und der obere Theil des Geräths, die Handhabe, nur angedeutet ist, kann wohl nicht befremden.

Ganz bedeutende Schwierigkeit macht die Kammzeichnung auf der Peterfitzer Urne. Ich werde in der nachfolgenden Mittheilung zeigen, dass die der Zeichnung am meisten gleichenden, mir bekannten Kämme dem 4., wenn nicht gar dem 5. Jahrh. nach Chr. angehören. Wie dies mit dem sonstigen Charakter der Urne zu vereinigen ist, weiss ich nicht; vermuthlich giebt es noch ähnliche, mir entgangene Stücke aus weit früherer Zeit, die als Vorbild dienten. Denn die Form der Peterfitzer Urne gestattet und ihre Ornamente nöthigen, sie in die Zeit der Ges.-Urnen zu setzen. Die Perlschnur mit Gehängen entspricht durchaus zahlreichen Darstellungen auf Ges.-Urnen, namentlich wenn man die Punktreihen, in welchen hier der Schmuck ausgeführt wurde, nicht geradezu als Wiedergabe von Perlen betrachtet, sondern darin mehr einen bevorzugten Ersatz der vollen Linien sieht. Man vergleiche die Danziger Urne, Z. f. E. 1870, Taf. 8, 3 zu S. 246, deren früher für Runen gehaltene, ringsumlaufende Verzierung von Virchow als Spitzen- oder Troddelkragen angesprochen wurde (Verhandl. 1874, 226); ferner die von Kreitzig i. Pommern, Balt. Stud. 1880, Taf. 2, 2 zu 1879, S. 120; die beiden von Kehrwalde, Danziger Mus.-Ber. 1893, S. 31—32; eine von Oxhöft, ebenda S. 26, wo das Gehänge am Rückenschloss des Ring-Halskragens zu beachten ist; endlich die Ges.-Urne von Strussow, Pomm. Monatsbl. 1895, 183—84. — Es fehlt auch nicht an Beispielen für gesichtslose Urnen mit ähnlichem Ornament und solchen weiteren bildlichen Darstellungen, die sie den Ges.-Urnen ebenso nähern, wie in unserem Falle der Kamm; namentlich zeigt eine von Elsenau ausser punktirten, in 3 Enden auslaufenden Troddeln eines Gürtels oder Halsringes einen Wagen mit 2 Pferden (Verhandl. 1878, Taf. 20 zu S. 330).

Die Reliefnadeln der Peterfitzer Urne finden gleichfalls ihr Gegenstück auf Ges.-Urnen. 3 solche von Liebschau zeigen je ein derart ausgeführtes Nadelpaar (Conwentz, Bild. Darst., Taf. 4, 2 zu S. 201—3), und man kennt noch manche andere Reliefdarstellungen, vom Gesicht selbst ganz abgesehen. Alles weist also an der Peterfitzer Urne auf nächste Verwandtschaft mit den Ges.-Urnen. Für eine etwaige nachträgliche Einritzung der Kammzeichnung aber ergab eine durch Hrn. Conservator Stubenrauch vorgenommene Untersuchung keinen Anhalt.

Das Gebiet der Gesichts-Urnen Nordost-Deutschlands.

Es ist mir nicht gelungen, die äusseren Grenzen des Gebietes der Gesichts-Urnen, wie sie nach den bisherigen Veröffentlichungen feststanden, weiter hinauszurücken; im Gegentheil glaube ich, höchst wahrscheinlich machen zu können, dass die immer schon bezüglich ihres angeblichen Fundorts verdächtig gewesene Urne von Giebichenstein bei Halle a. S. aus Westpreussen verschleppt ist, mithin der westlichste aller vermeintlichen Fundorte fortfällt. Im Innern des Gebiets kann ich aber mehrere bisher nicht veröffentlichte Funde nachweisen, deren namentlich 2 (von Lubiatowo, NW. bei Dolzig, Kr. Schrimm, und von Bukwitz, Kr. Fraustadt) wichtig sind, da sie die Fundorte im Reg.-Bez. Posen den bisher so ganz isolirten schlesischen bedeutend nähern. Uebrigens hat sich auch in dem brandenburgischen Kreise Ost-Sternberg in den letzten Jahren eine Annäherung an das schlesische, das südlichste Fundgebiet vollzogen, sodass eine völlige Verschmelzung des letzteren mit dem nördlichen höchst wahrscheinlich wird.

Die nachstehende Zusammenstellung nun soll die äusseren Grenzen des gesammten[1]) Fundbereichs unserer Ges.-Urnen in ihren Einzelheiten genau fest-

1) Die Karte (Taf. 6) zu Berendt's erster Arbeit weist nur Ges.-Urnen aus Westpreussen links von der Weichsel auf; zu dem Nachtrage, durch den das Gebiet bedeutend

legen und des weiteren alle die Fundorte berücksichtigen, welche für die Abgrenzung der verschiedenen Theile des Gebietes gegen einander von Interesse sind. Eine solche Zusammenfassung wird etwaige spätere Verschiebungen jener Grenzen leicht zur Wahrnehmung bringen und dürfte auch mit Rücksicht auf das neuerdings wieder mehr hervorgetretene Bestreben, die Völker und Stämme in früh- und vorgeschichtlicher Zeit zu localisiren, nicht ohne Nutzen sein, da so charakteristische Altsachen, wie die Ges.-Urnen, hierbei gewiss mit Vortheil heranzuziehen sind (Virchow, Verhandl. 1891, 749—50; vgl. auch Kossinna[1] in Corr.-Bl. 1895, 110 und in Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. Berlin 1896, S. 10). — Auch in die hier folgende Karte wurden nur solche Fundorte aufgenommen, die ihrer Lage wegen von Bedeutung sind; eine Ausnahme machte ich jedoch mit Witoslaw, da dessen Ges.-Urnen aus der Sammlung Erzepki den Anstoss zu dieser Arbeit gaben.

Als eigentliche Heimath der Gesichts-Urnen erscheint nach wie vor Pomerellen, d. h. das Land zwischen Ostsee, Weichsel, Netze und etwa dem 34. Längengrade, also der grösste Theil von Westpreussen links der Weichsel, der nördlichste Theil des Reg.-Bez. Bromberg und das nordöstlichste Hinter-Pommern.

In Westpreussen links von der Weichsel gehen die Ges.-Urnen im nördlichsten Kreise Putzig noch über den Ort Putzig hinaus bis fast an die Nordküste heran. Loebcz, Kl.-Starzin, Reddischau, Sulitz, alle in einer Linie von O. nach W., dürften die äussersten Fundorte sein [Lissauer, Denkm. S. 106—7; Danziger Mus.-Ber. 1892, 18]. Der südwestlichste Kreis der Provinz, der Deutsch-Kroner, scheint gänzlich frei von Gesichts-Urnen; wenigstens giebt es sicher keine G.-U. von dort im Berliner Königl. und im Danziger Museum. Im südöstlichen Zipfel des benachbarten westpr. Kreises Flatow dagegen hat man von Ost nach West die Fundorte: Rogalin, O. z. N. von Vandsburg [mit einer Urne; Danz. Mus.-Ber. 1897, 35], Vandsburg [mit 5—6 Urnen in zwei Funden; Bujack, Prussia-Museum, Katalog I (1884), S. 21, Nr. 286; Nachrichten 1892, 85] und Zakrzewke, O. von Flatow [eine Urne; Danz. Mus.-Ber. 1895, 39]. Weiter westlich, nach Flatow zu, sind mir aber aus dem gleichnamigen Kreise Ges.-U. nicht bekannt geworden. — Aus Westpreussen rechts vom Strome hat man nur die folgenden Funde, sämmtlich dicht an der Nogat-Weichsel: Gogolin, Kr. Culm; s. oben S. 132. — Willenberg-Braunswalde, Kr. Stuhm, SSW. bei Marienburg; 3—4 Ges.-U., gef. 1879; die beiden davon erhaltenen jetzt in der Sammlung der phys.-ök. Ges. Königsberg [Berliner Katal. S. 483; Liss., Denkm. S. 82; Danziger Schriften, N. F. 7, 2 (1889), S. 13; Corr.-Bl. 1890, 135]. — Noch ein wenig östlicher als Willenberg: Liebenthal, Kr. (und südöstl. bei) Marienburg, mit einem ganz spitzkegligen Gesichts-Deckel zu einer gewöhnlichen Urne, also ganz abweichend von allen anderen bisher bekannten norddeutschen Gesichts-

---

erweitert wurde, ist keine Karte erschienen. Ossowski's sehr verdienstliche Carte archéologique de la Prusse occidentale et des parties contiguës du Grand-duché de Posen, Paris 1880, mit Texte explicatif, Cracovie 1881, hat mir nicht vorgelegen; in seinen Monuments préhist. zeigt Taf. 29 das Verbreitungsgebiet der Steinkisten-Gräber. — Lissauer's äusserst werthvolle, 1886 abschliessende Karte zu seinen „Denkmälern" umfasst nicht das ganze damals bekannte Gebiet der Urnen, wollte aber innerhalb der von ihr eingehaltenen Grenzen möglichst alle bekannten Funde bringen. —

1) Der Weg, den Hr. Kossinna bei seinen Studien über die Ausbreitung der Germanen einschlägt, scheint mir der richtige zu sein. Nur wer eine genaue Kenntniss der Fundverhältnisse mit philologisch-historischer Grundlage vereinigt, wird im Stande sein, auf diesem Gebiete Erhebliches zu leisten.

Urnen, gef. 1870 [Mus. d. Phys.-ök. Ges. Kgsbg.; Verhandl. 1871, 44 und 120 mit Taf. 12; Berendt, I, Taf. 5, 31; Liss., Denkm. S. 83], und mit einer Gesichts-Urne, gef. in einer Steinkiste 1896. Auch der zu dieser gehörige Deckel ist auffallend hoch und spitz, wenn auch nicht so ausgezogen, wie der der ersten Urne. Das Gesicht sitzt hier normal, am Urnenrande. Prov.-Mus. Danzig; Mus.-Ber. 1898, Fig. 20. —



Sonst lieferte Westpreussen rechts von der Weichsel nichts, was sicher hierher zu rechnen. Die 18 ganzen Gesichts-Urnen und 14 Fragmente des Polnischen Museums in Thorn stammen alle aus dem Gebiete links von der Weichsel [gef. Mittheilung des Museums-Vorstandes durch Hrn. Dr. Graff. Die Funde der ganzen Urnen sind bei Lissauer, Denkm., aufgeführt]. Im Städtischen Museum daselbst sind keine Ges.-U. (gütige Auskunft des Hrn. Oberlehrers Semrau, Bibliothekars des Coppernicus-Vereins). — Eine eigenthümliche Gattung von Urnen, die dem südöstlichsten Theile der Provinz entstammt, muss indess doch hier erwähnt werden. Zu Tillitz bei Neumark, Kr. Löbau, schon nahe der ostpr. Grenze, fand man in

einer ungewöhnlich grossen Steinkiste, neben 16 anderen Urnen, 4 mit eigenartiger Verzierung, „die trotz erheblicher Unterschiede in mancherlei Hinsicht an die zuweilen unvollkommenen Nachbildungen des Gesichts an den Ges.-Urnen erinnert und vielleicht eine unverstandene Nachahmung einer solchen darstellt". Die Augen sind durch runde Durchbohrungen der Wand angedeutet; dazwischen befindet sich in Relief ein hufeisenförmiger, nach unten offener Wulst und in dessen Innern oben zwischen den Schenkeln ein kurzer gerader Wulst senkrecht angesetzt. Dies Ganze wäre dann die Nase. Eine der Urnen hat darunter ein Ornament aus kleinen Grübchen, „das etwa als Bart-Darstellung gedeutet werden kann" (Danziger Mus.-Ber. 1897, 32 und Figg. 4 und 5). — Da die Erklärung immerhin etwas unsicher ist, habe ich auf der Karte neben dem Fundorte Tillitz ein Fragezeichen gesetzt.

Das Hinübergreifen der Gesichts-Urnen über den Strom an jenen Stellen, nahe Marienburg und südwestl. von Graudenz, ist bekanntlich mit der auch für die Tènezeit an eben diesen Punkten bezeugten oder doch sehr wahrscheinlich gemachten Anwesenheit der Germanen in Zusammenhang gebracht worden; vergl. Kossinna a. a. O.

In Ostpreussen giebt es nirgends Gesichts-Urnen, jedoch mit zwei merkwürdigen Ausnahmen, nehmlich Rauschen und Rantau, beide Kr. Fischhausen, und zwar dicht bei einander, nahe der nördlichen Küste des Samlandes, mit je 1 Urne. — Rauschen, gef. 1884, Prov.-Mus. Danzig [Conwentz in Corr.-Bl. 1891, 63.] — Rantau, gef. 1890; phys.-ök. Ges. [Tischler in Corr.-Bl. 1890, 135, mit Abbildung, desgl. in Phys.-ök. Ges., Sitzungsber. 33 (1892), S. 34]. — Letztere Urne hat gelochte Ohren, sonst aber nur noch einen senkrechten eingeritzten Strich als Nase. Lässt man sie als richtige Gesichts-Urne gelten, so ist dies die absolut östlichste und zugleich nördlichste von allen überhaupt, sonst die Rauschener. Die Deckel beider Urnen sind in der Mitte durchbohrt, nach Tischler eine ostpreussische Eigenthümlichkeit[1]), und der Rantauer ist flach, im Gegensatz zu den meist gewölbten westpreussischen. Da Rantau und Rauschen durch weite, gesichtsurnenfreie Strecken Landes von den nächstgelegenen Fundorten an der Weichsel, Liebenthal und Willenberg, getrennt sind, liegt die Vermuthung einer überseeischen Verbindung mit Westpreussen, über die Danziger Bucht hin, nahe. Die Deckel wurden den örtlichen Verhältnissen angepasst, während man andererseits gerade hier im Norden des Samlandes figürliche Darstellungen, ähnlich denen auf den Gesichts-Urnen, auf gesichtslosen, landesüblichen Urnen anbrachte; so zu Tykrehnen, SSW. bei Rauschen [Katalog der Prussia, I, Kgsbg. 1893, Nr. 288 u. S. 41, Fig. 18*b*; Undset, Eisen, Taf. 15, Fig. 16 u. 17 zu S. 153] und zu Kalkberge bei Rantau [Verhandl. 1891, 761; Prussia-Katalog, I, Nr. 261 A u. S. 40, Fig. 17*b*]. Vergl. auch Conwentz in Sitzung d. anthr. Sect., Danzig, 14. Dec. 1898.

Gehen wir von Westpreussen nach Hinterpommern, so haben wir als dort nördlichste Fundorte in dem urnenreichen nordöstlichen Kreise Lauenburg: Wierschutzin, Kl.-Lüblow, Zackenzin [Balt. Stud. 30, 129 und Taf. II, 1; 46, 162[2]); Danziger Mus.-Ber. f. 1897, 29]. Diese 3 Orte liegen der Küste sehr

1) Dreimal durchlocht ist jedoch ein „Schalen-Deckel" einer gesichtslosen Urne von Lubichow Abbau, Kr. Preuss.-Stargard, Wpr. (Danziger Mus.-Ber. 1893, 30) und der einer anderen von Stendsitz, Kr. Carthaus (ebenda 1897, 29).

2) Von Kl.-Lüblow, nach brieflicher Mittheilung des Herrn Hugo Schumann, 4 sonst noch nicht veröffentlichte Gesichts-Urnen. — Für Kl.-Bortzkow hat Schumann a. a. O. durch Druckfehler Kl.-Rackow; Petertitz ist nicht Fundort von Gesichts-Urnen. Schumann hat nur die oben S. 152 besprochene Urne mit Kammzeichnung mitgezählt wegen ihres sonst ganz den Gesichts-Urnen entsprechenden Charakters.

nahe. Von dort scheint die westliche Grenze der G.-U. über Gr.- und Kl.-Borkow nach Vietzig und Garzigar zu gehen (Danziger Ber. 1896, 36; Liss., Denkm. S 116; eb. S. 115; Balt. Stud. 35, 391 mit Taff. 2 u. 3). Den weiteren Verlauf derselben innerhalb der nach Südwesten zu folgenden, an Westpreussen stossenden Kreise Stolp, Bütow, Rummelsburg, Bublitz kenne ich nicht. Ich weiss nur dicht an der westpreussischen Grenze die folgenden Fundorte anzuführen: Noch im Kreise Lauenburg, SSO. von der Stadt, Labuhn (Danziger Ber. 1893, 27). — Im Kreise Bütow: Strussow, W. von Bütow, mit 1 Urne [Pommersche Mon.-Bl. 9 (1895) S. 183—84]; Bernsdorf, SO. von Bütow, die G.-U. I c 1933 des K. Mus. f. V. — Die Kreisstadt Rummelsburg mit 1 Urne [Nachr. 1893, 66]. — Aus dem Kreise Neustettin: Steinthal, NW. bei Neu-St., mit 2 oder 3 Urnen, und Marienthron, SW. bei Neu-St., mit einer „Nasen-Urne" [Kasiski, Beschreibung der vaterländ. Alterthümer im Neu-Stettiner und Schlochauer Kreise, Danzig 1881, S. 79—80 und 86]. — Weiter südlich gehen die Ges.-U. hier nicht: der Kreis Dramburg, welcher bereits an die Provinz Brandenburg stösst, lieferte meines Wissens überhaupt keine. Dagegen sind westlich vom Kreise Neu-Stettin noch einige bemerkenswerthe Funde zu verzeichnen. Man hat dort: Redel, Kr. Belgard (zwischen Polzin und Schivelbein), mit Ohren und Ohrringen von einer Ges-Urne [Pomm. Mon.-Bl. 1893, 128]; dann Kreitzig, Kr. (und nördlich von) Schivelbein, eine Urne des Stettiner Museums [Balt. Stud. 29, 120 und 308; 30, Taf. II 2; Verhandl. 1886, 603]; endlich als hier westlichsten Punkt Mühlendorf (Mahlendorf), Kr. Regenwalde, nördlich von Labes [Balt. Stud. 17[1] (1858), S. 17]. Denn ich schliesse mich, wie Walter und Götze, der Auffassung Kühne's an, dass hier eine Gesichts-Urne von den Arbeitern zerstört wurde, während Schumann Bedenken hegt [Balt. Stud. 33, 300; Walter, Prähistor. Funde in Pommern, Programm, Stettin 1889, S. 7; Götze, Vorgeschichte der Neumark, Würzburg 1897, S. 35; Balt. Stud. 39, 174; 46, 161—162]. — Ob in den an der Ostsee liegenden, nicht an Westpreussen stossenden Kreisen Schlawe und Köslin Gesichts-Urnen vorkommen, ist mir unbekannt.

In der Provinz Posen finden sich Gesichts-Urnen namentlich im nördlichen Theil, d. h. im Reg.-Bez. Bromberg, sehr häufig. Dahin gehören u. a. die 9 Urnen des Herrn Romuald Erzepki (von Witoslaw, Kr Wirsitz). Oestlich gehen sie hier bis zur Kreisstadt Strelno (1 Urne in Krakau: Ossowski, p. 105[1]); westlich, wie es scheint, bis in den Kreis Czarnikau: die Urne I 5141 im K. Mus. f. V.; Verhandl. 1877, 451—52, Taf. 20, 8; 1878, 52, Zeile 8 von unten (im Register fälschlich als Urne von Slupowo aufgeführt, die es gar nicht giebt); Berendt II, S. 157—58 mit Abbildung; ferner 1 Urne im Provinzial-Mus. Posen, laut gef. Mittheilung des Herrn Directors Dr. Franz Schwartz angeblich von „Czarnikau". Die näheren Fundumstände beider Urnen sind unbekannt, und wenigstens für die erste ist auch die Angabe der Fundgegend unsicher. — Südlichster Punkt ist Lednagóra (Lennagóra), Kr. (und westlich bei) Gnesen [eine Ges.-Urne im poln. Mus. der Freunde der Wissenschaften zu Posen, gef. 1873; Verh. 1874, 114; Berendt II 153 und Taf. X, 66].

Der Reg.-Bez. Posen lieferte bis vor Kurzem Gesichts-Urnen nur in seinem nördlichen, nicht an Russland, sondern an den Reg.-Bez. Bromberg grenzenden Drittel, wo als südlichster und zugleich westlichster Fundort der Provinz Wonsowo, Kr. (und NO. von) Neutomischel bekannt war (die Ges.-Urnen I d 69 und 75 des

---

1) Aus dem hier auf das linke Weichsel-Ufer übergreifenden südlichen Zipfel des westpr. Kreises Thorn scheinen Gesichts-Urnen nicht bekannt zu sein.

K. Mus. für V., deren letztere besprochen ist Verh. 1881, 251—4). Der nächst-südliche Ort war Golencyn, NW. bei Posen: die Urne Id 252 des Volkermus. (ohne Augen), Verh. 1877, 220 mit Abb., und die Urne 12027 des Mark. Mus. Berlin, Verh. 1878, 52 und Schwartz, Materialien zur prähist. Kartographie der Prov. Posen, Nachtrag II (Posen 1880), Taf. i. 4. — Neuerdings ist nun durch Herrn Romuald Erzepki mir Mittheilung von einer Ges.-Urne aus Lubiatowo, Kr. Schrimm, NW. bei Dolzig, gemacht worden, durch die das Fundgebiet nach Süden hin erheblich erweitert wird. Herr Erzepki fand dieselbe in einem Steinkistengrabe: sie ist schwarz, zeigt eine grosse Nase mit Nasenlöchern, grosse Augen mit Augenbrauen, Mund und Ohren, und befindet sich jetzt, allerdings sehr defect, in der Samml. des Grafen Wensierski-Kwilecki zu Wróblewo bei Wronke, Kr. Samter. Westlicher und noch ein wenig südlicher als Lubiatowo folgt ferner Bukwitz, Kr. Fraustadt, mit einer Ges.-Urne aus einer ziemlich grossen Steinkiste, zu deren Seiten viele kleinere desgleichen. Nach gef. Mittheilung von Director Voss barg eine der letzteren in einem kleinen gesichtslosen schwärzlichen Gefäss einen kleinen eingliedrigen eisernen Gürtelhaken einfachster Form. Die Ges.-Urne (beschädigt) zeigt das rechte Ohr, welches nicht gelocht ist, Nase und vortretende Augäpfel, an denen die Pupillen durch ein die ganze Wandung durchbohrendes Loch angedeutet sind (vgl. oben S. 156—7, Tillitz). — Auf die Wichtigkeit dieser Funde wegen der Verbindung nach Schlesien ist schon oben hingewiesen worden. In dieser Hinsicht ist endlich noch ein Fundort in der südöstlichsten Ecke des Reg.-Bezirks von Interesse, nehmlich Jankow, Kr. (und OSO. bei) Kempen, mit zwei Ges.-Urnen im Prov.-Mus. Posen (Verhandl. 1898, 338).

Aus den Nachbargebieten der Provinz Posen ist zunächst östlich, aus Polen, eine Ges.-Urne von Sokolow[o] (links von der Weichsel, SW. von Wloclawek) bekannt, also etwa aus der geographischen Breite von Strelno: Verhandl. 1885, 141 mit Abb.; Sammlung Zawisza in Warschau[1]. — Besonderes Interesse aber bietet das südliche Grenzgebiet: Schlesien: denn hier haben wir sowohl den absolut südlichsten Fundort, als auch die beiden einzigen, welche die Oder überschreiten. Der südlichste ist Kaulwitz, Kr. Namslau, fast soweit südlich wie Breslau und SW. von Jankow, mit 3 oder 4 Gesichts-Urnen [Schlesiens Vorzeit 6 (1896), S. 430ff. mit Figg. 1, 2, und 11; 7, S. 224 mit Abb.]. Nächstdem folgt Gross-Peterwitz, Kr. Trebnitz, mit einer Urne (ebenda 6, 440ff. mit Fig. 8); dann links von der Oder Dalkau, Kr. Glogau, mit einer G.-U. (ebenda 7, 537; erst nach Fertigstellung der Karte veröffentlicht); ferner WSW. davon Wittgendorf, Kr. (und NNW. von) Sprottau, mit einer Urne (Berendt II 156, Taf. 11, 68; Vorzeit 6, 443 mit Fig. 1). Für eine andere Gesichts-Urne unbekannten Fundorts ist die Herkunft aus Schlesien nicht sicher (ebenda S. 444—5 mit Fig. 2). — Jankow, obgleich politisch zur Prov. Posen gehörig, müsste seiner Lage nach eigentlich jenen schlesischen Fundorten zugezählt werden. Aber hiervon

1) Weitere Funde aus Polen sind im Grenzgebiet von genanntem Punkte an bis südlich etwa in die Breite von Jankow wohl zu erwarten. Bisher ist es mir indess trotz vielfacher Bemühung nicht gelungen, deren nachzuweisen. Hierauf bezügliche Anfragen in Bromberg, Thorn und Warschau brachten nur negativen Bescheid. An letzterem Orte waren es die Herren Prof. A. Mierzyński und E. Majewski, die sich aufs liebenswürdigste für mich bemühten. Von der Krakauer Akademie der Wissenschaften erhielt Herr Prof. Dr. Alexander Brückner hierselbst, dessen gef. Vermittelung ich in Anspruch nahm, die Auskunft, dass die dortige Sammlung nur Gesichts-Urnen aus Westpreussen besitze (von Gościeradz und Oxhöft, durch Ossowski bereits beschrieben). Vom Polnischen Museum in Posen erhielt ich leider keine Antwort.

ganz abgesehen hat sich doch auch der gesichtsurnenfreie Streifen Landes zwischen den letzteren und den früheren südlichsten Punkten der Prov. Posen durch das Hinzutreten von Lubiatowo, Bukwitz und Dalkau bedeutend verschmälert.

Schlesien lieferte übrigens auch Thon-Gefässe anderer Art mit Gesichtsbildung, die nicht mit unseren pomerellischen Urnen in unmittelbarem Zusammenhang stehen und die aus Urnenfeldern stammen. Hierhin gehört ein gehenkeltes Gefäss von Dürschwitz, Kr. Liegnitz (also auch links von der Oder), K. Mus. f. V. I c 276: Verhandl. 1887, 288 mit Abb. Um Gesichtsbildung handelt es sich hier jedenfalls, aber es sind drei solcher an dem Gefäss vorhanden, und Aehnliches findet sich bei den in Frage stehenden Gefässen öfters. Auch sind viele derselben nicht „Urnen", d. h. nicht Ossuarien, sondern Beigefässe, so das Dürschwitzer, ferner eines von Kunzendorf, Kr. Liegnitz (Schles. Vorzeit 6, 87. Grab 11, Taf. 4, 5) und eines von Gross-Tinz, Kr. Liegnitz (ebenda S. 88—89, Grab 1, Taf. 5, 12). Ein anderes des letzteren Fundortes (aus Grab 3) ist ähnlich dem Kunzendorfer, aber hier Urne. — Man vergleiche noch Seger, ebenda S. 456, wo er solche Gefässe von Göllschau, in dem benachbarten Kreise Goldberg-Hainau, anführt. —

Von Wittgendorf in die angrenzende Provinz Brandenburg übertretend, müssen wir nordwärts bis in den Kreis Ost-Sternberg gehen, wo vor 1897 als einziger Fundort der Provinz Kriescht zu nennen war, im nördlichen Theile des Kreises, östlich von Küstrin, mit einer Urne, gefunden 1868 oder früher; Verbleib unbekannt (Verhandl. 1885, 560). Der Berichterstatter, Handtmann, sah die Urne 1868, ohne damals ihre Bedeutung zu kennen; später hierin mehr bewandert, konnte er ihrer nicht mehr habhaft werden. Der Fund ist aber meines Erachtens nicht zu beanstanden; die Fundstelle wird genau angegeben, und die Landleute nannten die Urne einen „versteinerten Sünderkopf arger Heiden". Eine wesentliche Stütze erhielt jener Bericht durch die Mittheilung W. v. Schulenburg's über 4 Ges.-Urnen von Grundhof bei Sternberg im südlichen Theile des Kreises (Verhandl. 1897, 439). Auch diese Urnen sind nicht erhalten, aber der Finder, Hr. Knaak, sagt von denselben: „Sie hatten Deckel und Verzierungen. Die Nase war erhaben, dreieckig, Augen und Mund nur durch Striche angedeutet." — Dagegen scheidet aus ein anderer angeblicher Fund der Provinz Brandenburg: der von Freesdorf, Kr. Luckau. Es handelt sich dabei um den Scherben I f. 2518 des k. Mus. f. V., früher in der Sammlung Behla, gefunden zwischen Steinen und Brandasche. Ein Vorsprung an demselben wurde als menschliche Nase gedeutet: nach Voss aber ist es ein durchbohrter „hornförmiger" Henkel, der mit der Spitze nach oben gerichtet zu stellen ist und in die Steinzeit gehört [Verhandl. 1878, 297, Nr. 14; Berliner Katalog S. 105, Nr. 14; Verhandl. 1891, 71—73 und Fig. 1].

Trotz der schon älteren Veröffentlichung Handtmann's wird das Vorkommen von Ges.-Urnen in dem zur Neumark im weiteren Sinne gehörigen Kreise Ost-Sternberg manchen überraschen. Götze z. B. hat in seiner Vorgeschichte der Neumark den Krieschter Fund übersehen, was allerdings sehr entschuldbar, da der Handtmann'sche Bericht, welcher die Notiz enthält, überschrieben ist: „Alterthumsfunde in der Priegnitz." Uebler erging es Götze's Kritiker Friedel, der mit den Worten: „Warum die Ges.-Urnen, deren keine einzige in der Neumark gefunden ist, behandelt werden, ist nicht erfindlich" und mit dem weiteren Tadel über die Berücksichtigung, welche Götze den Kreisen Dramburg und Schivelbein hat zu Theil werden lassen, nach 2 Seiten fehlgriff [Brandenburgia 6, Berlin 1897,

S. 18[1]]. Dass man in der jetzigen (brandenburgischen) Neumark keine Gesichts-Urnen vermuthet, ist freilich insofern verständlich, als die nächstgelegenen Fundorte ziemlich weit entfernt liegen. Nördlich von der Warthe sind die Neumark und die unmittelbar daran stossenden Kreise Pommerns, Westpreussens und Posens gesichtsurnenfrei. Hier gehört der nächstgelegene Fundort wahrscheinlich dem Kreise Czarnikau an. Südlich von der Warthe bilden Wróblewo, Kr. Samter (mit einer Urne, Verhandl. 1889, 746—7 u. Abbildg.; 1890, 165), Wonsowo, Bukwitz, Dalkau und Wittgendorf einen weiten Bogen um die südöstliche Neumark.

Provinz Sachsen. Der vermuthete Fundort einer in der Sammlung Virchow befindlichen kleinen schwarzen, glänzenden Ges.-Urne mit Nase und Augen in Relief, aber ohne Andeutung von Ohren und Mund, von der „man sich zu erinnern glaubte, dass sie von Giebichenstein bei Halle stamme“, erweckte früher bei Herrn Virchow selbst Bedenken (Berliner Katalog, Nachtrag S. 23). Nachdem jedoch jene merkwürdigen Urnen von Eilsdorf, Kr. Oschersleben, bekannt wurden, eine Vereinigung von Thür- und Gesichts-Urnen bildend, ist er geneigt, jene Fundorts-Angabe gelten zu lassen (Verhandl. 1894, 56—58; Nachrichten 1894, 52 ff. mit Abbildungen). Indess ist bisher noch keine andere Ges.-Urne vom Typus der pomerellischen westlich von der Elbe zum Vorschein gekommen, ja sogar westlich von der Oder nur die beiden, S. 159 erwähnten, etwa auf gleicher geographischer Breite, wie Giebichenstein. Von Wittgendorf bis Giebichenstein ist aber noch ein weiter Weg und es liegen Umstände vor, welche ein Verschleppen der Urne von Westpreussen nach Halle leicht verständlich machen würden. — Ernst Förstemann in Danzig, der, wie schon S. 144 berichtet, antiquarische Untersuchungen im nördlichen Pomerellen angestellt und dabei auch den Ohren- und Gesichts-Urnen seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte, liess 1846 dem Thüringisch-Sächsischen Alterthums-Verein in Halle eine Abhandlung über alte Gräberstätten Pomerellens vorlegen, zugleich mit einigen Altsachen, worunter das Ohr einer Urne. Er war offenbar ein Verwandter des Prof. K. E. Förstemann, des bekannten Herausgebers der Thür.-Sächs. Mittheil., in denen seine Abhandlung auch zuerst erschien [Bd. 8, 2 (1848) S. 1 mit Taf. 1]. Erst 1850—52 brachten dieselbe, nur unwesentlich verändert, auch die Neuen Pr. Prov.-Bl., Königsberg, Bde. 9, 11 und 12, und Bd. 1 der anderen Folge. Noch jetzt befindet sich im Museum zu Halle eine kleine Urne von Reddischau, wo Förstemann die Fibel fand. Auch Altsachen von Gross-Lesen, Kr. Danziger Höhe, sandte er nach dort (Mitth. S. 14; Neue Pr. Prov.-Bl. 12, 408). — Bei diesen Beziehungen zwischen Danzig und Halle kann sehr wohl schon früh-

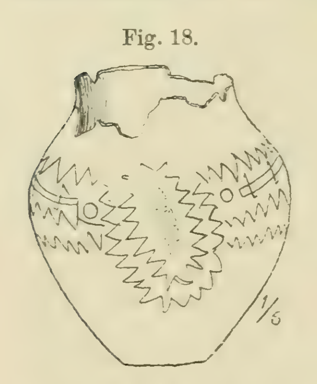
1) Die Ges.-Urnen berührte Götze, übrigens nur kurz, S. 34—35, wegen des Fundes von Kreitzig, Kr. Schivelbein (siehe oben S. 158). Dieser Kreis aber gehörte, wie der Dramburger, zu dem Lande „jenseit der Oder“, das Ende des 14. Jahrh. den Namen Neumark erhielt, und hing durchaus zusammen mit den südlicher gelegenen Kreisen desselben. Die Neumark ging ursprünglich südlich nur bis an die Warthe, wurde Mitte des 16. Jahrh. durch die links von der Warthe gelegenen Kreise Sternberg, Krossen usw. vergrössert und trat endlich die Kreise Schivelbein und Dramburg an den Reg.-Bez. Köslin ab. Mithin war Götze völlig berechtigt, den Kreis Schivelbein in seine Betrachtungen einzuschliessen; nur hätte er den Umfang des in seiner Arbeit zu behandelnden Gebiets angeben und vielleicht auch begründen sollen. — Vergl. Karl Wolff's Histor. Atlas, Berlin 1877, Blatt 6, 10b, 11, 14, 15, 17. — Friedel verglich ein Gefäss von Pehlitz, Kr. Angermünde, Prov. Brandenburg, mit dem oben S. 160 erwähnten, 3 Gesichter aufweisenden von Dürschwitz. Aber es ähnelt demselben nur in Bezug auf die Seite mit dem Henkel, und gerade diese zeigt an dem Dürchwitzer meines Erachtens keine Gesichtsbildung (Verhandl. 1887, 536). Die nordischen Henkel-Gesichtsurnen sind doch wesentlich anders (siehe unten S. 163).

zeitig auch eine Ges.-Urne nach letzterem Ort gelangt sein, vielleicht nicht gerade an das Museum, sondern an einen Privatmann. Als man später die Herkunft derselben vergessen hatte, rieth man naturgemäss auf Giebichenstein als einen nahegelegenen, bekannten Fundort von Alterthümern (Verhandl. 1879, 47 ff.).

Wie früh, zu einer Zeit, wo erst ganz wenige Ges.-Urnen bekannt waren, deren Verschleppung vor sich ging, zeigt auch eine solche von Dirschau, die nach v. Ledebur mindestens schon 1838 in Händen Büsching's in Breslau war (v. Ledebur, S. 14, Note; Berendt II 128, und Taf. 7, 3: Schlesiens Vorzeit 6, 436 m. Abb.) und nach gef. Mittheilung des Hrn. Dr. Seger durch einen Mann Namens Büttner in das dortige Museum gelangte, der sie schon 1790 vom Kriegs- und Domänenrath Lilienthal erhalten hatte. Zwei Brüder, Magister Michael L. und Andreas L., werden von Reusch, Diss., p. 15 u. 31, genannt als Stifter von Urnen-Zeichnungen, die den seinem Werke beigefügten Abbildungen zu Grunde liegen, so auch der 8 Urnen Taf. I, 1, die 1656 auf dem Heidenberge bei Danzig in einer Steinkiste gefunden waren (p. 31) und unter denen eine Ges.-Urne. — Eine 1847 gefundene Ges.-Urne von Reddischau, I 2034 des k. Mus. f. V., gelangte 1855 hierhin durch den Rentner E. Lewien in Berlin (mit 4 zugehörigen Ohrringen II 3780). — Da in der Provinz Preussen die Alterthumsforschung noch kein rechtes Heim hatte, kamen die wichtigen Fundstücke in die Hände der bekannten Führer auf diesem Gebiete, Büsching, Förstemann, v. Ledebur u. s. w. — Es sollte demnach die „Giebichensteiner" Urne aus der Betrachtung so lange ausscheiden, bis eine weitere pomerellische Ges.-Urne aus den sächsischen Gegenden vorliegt, oder wenigstens bis eine directe Beeinflussung der Eilsdorfer Urnen von Westpreussen her oder umgekehrt sicher nachgewiesen ist. —

Somit haben wir scheinbar das Gebiet der pomerellischen Gesichts-Urnen allseitig begrenzt, und doch dürfen wir eine Urne hier nicht unerwähnt lassen, deren Fundort weit von demselben abliegt. Frl. Mestorf gab in ihrem Atlas Fig. 461, und in ihren Urnen-Friedhöfen in Schleswig-Holstein, Hamburg 1886, Taf. 5, 15 eine Urne wieder von Abkjärfeld, Kr. (und 1 $^{3}/_{4}$ Meilen SW. von) Hadersleben in Schleswig, (Fig. 18). Die zugehörigen Textangaben an beiden Stellen stimmen nicht überein: in dem Atlas steht irrthümlich als Inventarnummer 5905 statt 4905; in den Urnen-Friedhöfen dagegen sind die Beigaben nicht ganz vollständig aufgezählt und ist als Fundort das benachbarte Ober-Jersdal genannt. Die Urne enthielt die Bronze-Nadel Atlas 570, Urnen-F. Taf. 5, 9, das Bruchstück einer zweiten Bronze-Nadel und ein Bruchstück einer eisernen Nadel mit Ausbiegung. Mestorf bemerkt zu der Urne: „Die eingegrabenen Zickzack-Ornamente mit weisser Füllung (bis jetzt die erste und einzige Urne unserer Sammlung mit diesem sonst nur an Gefässen der Steinzeit vorkommenden Ornament-Motiv). Die punktirte Fläche zeigt die Stelle, wo eine senkrechte (zerstörte) Rippe aufgesetzt war. Wollte man dieselbe als Nase auffassen, da würden die Ringe beiderseits als Augen betrachtet werden dürfen."

Fig. 18.



Nun kennt man ja von den dänischen Inseln steinzeitliche[1]), aus Jütland[2]) und

---

1) Mestorf in Verh. 1872, 184; 1875, 63; Müller, Stena. Nr. 220.

2) Laut gef. Auskunft des Herrn Directors S. Müller vom 26. Mai 1898 zwei oder drei Stück mit unbekannten Fundverhältnissen, aber von Bronzealterform.

aus dem westlichen Holstein, vielleicht auch aus Schleswig[1] bronzezeitliche Urnen, bei welchen um einen Henkel oder eine ornamentale Umwandlung desselben sich eine Art Gesicht mit Augen, Augenbrauen und Andeutung der Nase gruppirt. Deutlich hervortretend ist aber bei ihnen die Nase niemals, ja es findet sich sogar manchmal an deren Stelle eine Vertiefung.

Will man nun die Darstellung auf der Abkjär-Urne als Gesicht gelten lassen, so fragt sich, ob das Gefäss vielleicht einer der beiden Gruppen, der nordischen oder der pomerellischen, anzuschliessen ist. Einen Zusammenhang dieser beiden unter einander lehnte Undset ab, namentlich wegen der auch durch das vollständige Fehlen von Mund und Ohren in der nordischen Gruppe hervortretenden Verschiedenartigkeit der Gesichtsbildung und wegen des grossen Zeitunterschiedes [Eisen, S. 306 Note 2 und S. 349—351, wo auch eine ausführliche Zusammenstellung der dänischen Inselfunde, einen von Schonen in Schweden eingeschlossen, gegeben wird]. Die Abkjär-Urne hat aber Berührungspunkte mit beiden Gruppen durch die Zickzackform des Ornaments und durch dessen Ausfüllung mit weisser Masse; dazu tritt für die Weichsel-Gruppe noch die vorausgesetzte Reliefnase und die durch die eiserne Nadel bestimmte, annähernd gleiche Zeitstellung, für die nordische Gruppe das Fundgebiet. Das Zickzack-Ornament findet sich an den dänischen Gefässen in etwas anderer Ausführung; an den pomerellischen Gesichts-Urnen aber treten ringsumlaufende Zickzacklinien, z. Th. unterbrochen durch die Nase, also ganz ähnlich wie an der Abkjär-Urne, mehrfach auf; man vergleiche z. B. eine Urne von Nenkau bei Danzig [Berendt II, Taf. 8, 56]. Weisse Auslegung des Ornaments an steinzeitlichen Gefässen ist allgemein bekannt; ob sie auch gerade bei dänischen Henkel-Gesichts-Urnen vorkommt, konnte ich allerdings nicht ermitteln. An Gefässen, die nicht mehr der Steinzeit angehören, ist sie im Süden wohl öfters beobachtet, in Norddeutschland jedoch eine grosse Seltenheit, ausgenommen bei den Gesichts-Urnen, wo sie sehr häufig Platz griff. Ganz vereinzelt steht freilich die Abkjär-Urne mit dieser Verzierung auch in Schleswig-Holstein nicht mehr da; Fräulein Mestorf gab mir nehmlich freundlichst Kenntniss von Scherben einer dem Bronzealter zugeschriebenen Urne aus der Steinkiste eines Hügels bei Wapelfeld, Kr. Rendsburg, deren Ornament (eine horizontale Furche dicht am Rande und darunter ein mehrstrichiges Zickzack) weiss ausgefüllt ist. Die Urne enthielt einen kleinen Bronzestift, Tropfen geschmolzener Bronze und das Fragment eines (Messer-?) Griffs aus Bein: K. S. 5781. Das Abkjärer Füllsel scheint nach meiner Analyse aus phosphorsaurem Kalk zu bestehen (Verhandl. 1895, 124-25, unter dem Fundort Ober-Jersdal), und dasselbe Material (nach Helm vermuthlich Knochenasche) findet sich bisweilen, neben dem viel häufigeren kohlensauren Kalk, auch an westpreussischen Ges.-Urnen (Danz. Mus.-Ber. 1895, S. 34 u. 40; Verh. 1897, 181). Alles in allem steht die Abkjärer Urne den pomerellischen Ges.-Urnen entschieden näher, als den nordischen, wenn auch Mund und Ohren bei ihr nicht angedeutet sind. Wie man freilich sich einen wirklichen genetischen Zusammenhang denken sollte, ist schwer zu sagen, da er eine Verbindung der weit auseinandergelegenen Fundgebiete voraussetzen würde. Von Mühlendorf in Pommern fehlt jedes Bindeglied auf dem Ueberlandwege hierher; man müsste demnach an einen überseeischen Verkehr denken, an den dänischen Inseln vorbei oder über dieselben hinweg. Doch mangeln auch dort entsprechende Fundstücke: Hr. Director Müller schreibt mir noch neuerdings, dass von eisenzeitlichen Gesichts-Urnen in Dänemark nichts bekannt sei. Dem-

---

1) Berendt II, Taf. 11, 71 und 70, S. 124; Mestorf, Atlas 359.

nach ist, bis neue Funde andere Anschauungen rechtfertigen, doch wohl anzunehmen, dass die Abkjärfelder Urne nur eine weitere Entwickelung der bronzezeitlichen Gesichts-Urnen der cimbrischen Halbinsel darbietet, welcher Auffassung die Wapelfelder, wenn auch gesichtslose Urne mit ihrem weissausgelegten Zickzack-Ornament als Stütze dient. Andernfalls müsste man eine ganz zufällige Bildung voraussetzen.

Die Dirschauer Gesichts-Urne von 1711 und eine Danziger gesichtslose Urne von 1656 mit Rechteck auf dem Bauch.

1711 wurden bei Dirschau in einer Steinkiste 14 Urnen mit Deckeln und ein offenes gehenkeltes Schälchen, in welchem Spuren einer weisslichen Flüssigkeit, gefunden. Reusch, der als Erster hierüber berichtete, gab auch ein Bild der Kiste mit den in 2 Reihen geordneten Gefässen (Diss., p. 33 u. Taf. I, 2). Von den Urnen erregte besonders die dritte von links vorn seine Aufmerksamkeit: er sagt darüber: „in ea, ab utroque latere, duas quasi auriculas observare difficile non est, quas tenue aes ductile transit, cum coralleis vitreis caerulei coloris, in aurium instar, appensis . . . .“. Er erwähnt dann Nase und Augen und fährt fort: „Praeterea ad modum torquis urnam ambiens circulus observatur.“ — Die Abbildung der Urne, welche auch Berendt I, Taf. 5, 2 wiedergiebt, lässt Nase, Augen, die Ohren mit den eingehängten, durch Perlen geschmückten Ringen und scheinbar eine von Ohr zu Ohr über den oberen Theil des Bauches laufende (Perlen-?) Kette erkennen, endlich am unteren Bauchtheil, senkrecht unter der Nase, ein längliches, wagerecht liegendes, etwas unregelmässig ausgeführtes Rechteck. Dies letztere wird im Text nicht erwähnt. — Die Kette und das Oblongum geben mir Anlass zu folgenden Bemerkungen:

1. Die Kette von Ohr zu Ohr. Mannhardt beschrieb in Z. f. E. 1870, 248—49, eine daselbst auf Taf. 8, 4 auch abgebildete Gesichts-Urne von Schäferei bei Oliva, deren je 5mal gelochte Ohren noch zahlreiche eingehängte Ringe trugen, wozu beim rechten Ohr bedeutende Reste zarter Bronze-Kettchen kamen, von denen je 2 in den beiden obersten Ohrringen erhalten waren und für den dritten Ring noch ziemlich sicher aus dem anhaftenden Oxyd gefolgert werden konnten. Mannhardt bemerkt: „Auf dem linken Ohre sind nur die drei unteren Ringe ohne weiteren Zierath erhalten. Man darf wohl vermuthen, dass die Ketten ehedem nach unten hin mit einander zusammenhingen oder wahrscheinlicher in irgend ein Schaustück ausliefen.“ Meines Erachtens wollte er damit nur sagen, dass die Ketten eines Ohrringes, oder vielleicht auch die eines Ohres mit einander zusammenhingen, nicht, dass die beider Ohren sich verbanden. So aber fasste Virchow Mannhardt's Beschreibung auf, indem er zum Vergleich die Dirschauer Urne von 1711 heranzog (Z. f. E. 1870, 255). Berendt andererseits vermisste in Reusch's Beschreibung dieser letzteren jeden Hinweis auf die ein Ohr mit dem anderen verbindende Kette (I, 108); aber der „circulus ad modum torquis urnam ambiens“ ist eben diese „Kette“, nur handelt es sich dabei gar nicht um ein wirkliches, der Urne angehängtes Stück, sondern um ein Ornament der Urne selbst, das auch vielleicht nicht eine Kette darstellen soll, sondern einen Hals- oder Brust-Ring. Denn in seinem deutschen Auszug der Dissertation sagt Reusch von diesem „Asch-Topf“: er hat „einige Zierathen im Thon, schräge um den Topff als eine Halsz-Kette formiret“; und an anderer Stelle: „welcher äusserlich in dem Thon eine ordentliche Halſs-Kette . . . . präsentiret“ (Erleutertes Preussen 3, 579—581; 4, 128—129). Also hat man es hier mit einem sei es in Relief, sei es als Furchen im Thon angebrachten Ornament zu thun. Es zeigt auch die Urne bei Reusch

sonst nichts, was als Hals-Schmuck aufgefasst werden konnte. Dass die „Hals-Kette“ die Ohren mit einander zu verbinden scheint, ist wohl nur Zufall. — Ebenso standen die Gehänge des rechten Ohres der Urne von Schäferei mit denen des linken, wenn solche überhaupt vorhanden waren, schwerlich in Verbindung; vielleicht aber die Ketten eines Ohres oder eines Ohrringes unter sich, oder es trug jede einzelne Kette ein kleines Blech oder dergl. Dies beides kommt vor: an einem Ohr aus einer Steinkiste zu Kl.-Katz, Kr. Neustadt, vereinigen sich 2 Kettchen eines und desselben Ohrringes nach unten hin und tragen einen Ring gemeinsam (Lissauer, Bronzen, Taf. XI, 1); an einer Urne von Rottmannsdorf (Kr. Danziger Höhe) dagegen fanden sich mehrere solcher Gehänge mit unten nicht vereinigten, aber Klapperbleche tragenden Ketten (ebenda Fig. 10 u. 11). Diese letztere Urne bietet jedoch ausserdem in der That noch eine merkwürdige Verbindung von Ohr zu Ohr: einen Lederstreifen, auf den 21 kleine, aus dünnem, vorher schwach ausgekehltem Blech zusammengerollte Bronze-Perlen gezogen waren (ebenda Fig. 12). Hier haben wir also das in Wirklichkeit, was auf der Dirschauer Urne nur scheinbar dargestellt war, aber allerdings auch in einer Form, die von derjenigen der gewöhnlichen Ohr-Gehänge der Gesichts-Urnen wesentlich abweicht (Danziger Schriften 4, 1. Anthrop. Ber. S. 39).

2. **Das Oblongum.** Virchow zuerst erwähnte dasselbe, aber ohne eine Erklärung zu versuchen (Z. f. E. 1870, 255; vergl. S. 82). Mannhardt deutete die ebenfalls vorn am unteren Bauche befindlichen, wagerecht eingeritzten Oblongen auf 2 Ges.-Urnen von Hoch-Redlau bei Kl. Katz als Thür (des Hauses der Seele), den Hausurnen entlehnt (ebenda S. 251 Note), und Berendt stimmte ihm zu (I, S. 100); v. Ledebur hielt das Viereck für den Grundriss des Grabes (Z. f. E. 1870, 174), und Voss für einen Ausstattungs-Gegenstand des Verblichenen, für Schurz oder Tasche (Verhandl. 1877, 453—54). Auch nach dem Bekanntwerden jener merkwürdigen Gefässe von Eilsdorf, Kr. Oschersleben (Ges.-Urnen mit Thür darstellend), liess Voss diese Deutung nicht ganz fallen, wenn jene Urnen „allerdings auch für die von Mannhardt gegebene Erklärung als Andeutung einer Thür zu sprechen scheinen“ und „durch die eingeritzte viereckige Figur der Hoch-Redlauer Ges.-Urnen vielleicht eine Thür angedeutet sein könnte“ u. s. w. (Nachrichten 1894, 52; 1895, 82—83 zu Fig. 1, und S. 85 zu Fig. 3; Verhandl. 1894, 56ff.; 1897, 343; Corr.-Bl. 1897, 124).

Voss ist der Ansicht, dass die Eilsdorfer Urnen in der That eine Combination einer Gesichts-Urne mit derjenigen Form der Haus-Urnen sind, die man nach Virchow's Vorgang „Thür-Urnen“ nennt[1]), und dass sie auch zeitlich mit den pomerellischen Gesichts-Urnen, sowie mit den Thür-Urnen zusammenfallen. Nur möchte er die Gesichts-Urnen nicht so ganz direct mit den Eilsdorfer Urnen zusammenbringen. Die unmittelbare Ideen-Uebertragung sei noch erst zu erweisen, da zwischen dem Bereich der Gesichts-Urnen und dem der Haus-Urnen, zwischen Schivelbein in Hinterpommern und Halberstadt, noch ein weiter, bis jetzt leerer Raum liege und Bindeglieder in Gestalt von Zwischenformen fehlten.

Lässt man die Oblongen an den Gesichts-Urnen von Hoch-Redlau und Dirschau als Thür-Andeutung gelten, so hätte man folgende Reihe: Thür-Urnen, Gesichts-Urnen mit wirklichen Oeffnungen (Eilsdorf), Gesichts-Urnen mit nur angedeuteten Oeffnungen, Gesichts-Urnen. An letztere würden sich dann solche Urnen an-

1) Ueber die Zeitbestimmung der italischen und deutschen Haus-Urnen: in Sitzungs-Ber. der k. Preuss. Akademie d. Wissensch. zu Berlin 1883, Bd. 37, S. 985 ff., besonders S. 1002.

schliessen, bei denen das Gesicht nur noch durch einzelne Theile desselben bezeichnet ist, oder bei denen es, wie an gewissen Gefässen Dänemarks, Schleswig-Holsteins und Schlesiens, die wir oben (S. 162—163) besprachen, in ganz anderer Weise dargestellt wird. Es fragt sich nun, ob es auch gesichtslose Urnen mit nur angedeuteter Thür giebt. Hier wäre vielleicht zu erwähnen ein Gefäss von Smidstrup auf Seeland mit schalenförmigem Deckel (Madsen, Bronzea. I, Taf. 41, 5). Die Figur ist nicht eingeritzt, sondern, wie es scheint, durch eine grössere, in der Urnen-Oberfläche vertieft liegende Fläche gebildet und macht den Eindruck eines hohen Portals mit senkrechter Längenerstreckung und mit einer gewissen Gliederung seines oberen Abschlusses. Sie weicht also vollständig ab von den Thüren der wirklichen Haus- und Thür-Urnen und auch von den uns hier interessirenden Oblongen, die alle breiter, als hoch, und von denen die Hoch-Redlauer eingefurcht sind, während über die Art der Ausführung des Dirschauer Oblongums aus der Abbildung bei Reusch nichts zu ersehen ist, sogar an eine wirkliche Oeffnung gedacht werden könnte. Hr. Director Müller giebt aber die Möglichkeit der Deutung „Thür“ auch für die Smidstruper Urne zu (Briefl. Mitth.).

Nun giebt es aber sonderbarerweise eine gesichtslose Urne von Danzig, die, ebenfalls nach einer Abbildung bei Reusch, genau ein solches Oblongum auf dem Bauche trägt, wie die Gesichts-Urne von Dirschau, so dass hier eine Haus-Urne oder Nachahmung derselben in Frage kam. Sie stammt aus einer Steinkiste vom Heidenberg in der Vorstadt Schidlitz und wurde zusammen mit 6 anderen gesichtslosen Gefässen und einer Gesichts-Urne 1656 gefunden: alle 8 Urnen sind vom Magister Michael Lilienthal gezeichnet, sowohl zusammen in der Steinkiste stehend, als jede für sich (Reusch, Diss. p. 31). Reusch gab das Gesammtbild Taf. I, 1 wieder; die fragliche Urne ist die dritte von links vorne, die danebenstehende zweite ist die Gesichts-Urne. Auch hier ist nicht zu erkennen, ob es sich um eine Einritzung oder um eine wirkliche Oeffnung handelt, und es fällt auf, dass beide Male das Oblongum ganz gleichartige Abweichungen von der regelmässigen Gestalt zeigt. Im Text wird es wieder nicht erwähnt, aber allerdings auch die Gesichts-Urne nicht, die erst später als solche erkannt worden ist von Förstemann.

Mit Rücksicht auf die Eilsdorfer Urnen schien es mir nicht ohne Interesse, festzustellen, worum es sich hier handle. Ich bemühte mich daher, die Originalzeichnungen aufzutreiben, von denen nach Strehlke (Neue Pr. Pr.-Bl., andere Folge Bd. 8, S. 48) Copien in Danzig sein mussten. Der Stadtarchivar Herr Dr. Günther hat letztere denn auch noch auf 2 Blättern im Archive vorgefunden und theilte mir mit, dass die Originale in das Geheime Archiv nach Königsberg i. Pr. gelangt seien. Hr. Archivrath Dr. Joachim übersandte dieselben hierher zu meiner Einsicht (Manuscript des kgl. Staatsarchivs in 8° Nr. 38). Es sind 10 Blätter: ein Titelblatt mit dem kurzen Fundbericht bei Reusch, 8 Zeichnungen der einzelnen Urnen und das Gesammtbild mit der Kiste. Die Zeichnungen sind überraschend gut ausgeführt, die Ornamente sorgfältig wiedergegeben, und die Gesichts-Urne (Blatt 7) mit ihren ringbeladenen Ohren erscheint weit naturgetreuer, als man nach Berendt, I Taf. 3, 1 zu S. 19 erwarten sollte. Blatt 6 zeigt die Urne mit dem Viereck. Auf dem Gesammtbilde sind Umriss und Ornamente in Tinte, die Schattirungen in Tusche ausgeführt. — Zu dem Manuscript gehört ausserdem die Originalzeichnung der Steinkiste von Dirschau 1711, ganz in Tusche, so dass ein Vergleich der Oblongen unserer beiden Urnen möglich ist. Uebrigens scheint auch das links neben der Gesichts-Urne stehende Gefäss eine Gesichts- oder eine Nasen-Urne gewesen zu sein, wovon eine kleine Andeutung auch bei Reusch

zu erblicken ist. Zeichnungen der einzelnen Gefässe sind mir nicht zugegangen und wohl nicht vorhanden. — Reusch's Bild der Danziger Kiste hält den Maassstab der Originalzeichnung ungefähr ein, das der Dirschauer aber ist nach Länge und Höhe verkleinert, jedoch ungleichmässig, die Länge auf 5/6, die Höhe auf 7/9.

Es stellte sich nun zunächst heraus, dass von einer wirklichen Oeffnung an beiden Urnen nicht die Rede sein kann; betrachtet man nur die Zeichnung der betreffenden Urnen auf den Gesammtbildern, so erscheint es auch zweifelhaft, ob eine beabsichtigte Einritzung vorliegt, oder nicht vielmehr eine zufällige Rauhigkeit der Oberfläche oder dergl. Auffallend ist es aber doch, dass die fragliche Figur in beiden Fällen einem allerdings unregelmässig ausgeführten Oblong mit abgerundeten Ecken gleicht und nahezu an derselben Stelle des Bauches sitzt, sowie dass auf dem Danziger Blatt das Viereck in Tinte ausgeführt ist (mit Schattirung in Tusche), während sonst nur die unzweifelhaften Linear-Ornamente und die Relief-Knöpfe der grössten (gesichtslosen) Urne, sowie die Ohrringe der Ges.-Urne in gleicher Art wiedergegeben sind. Daraus lässt sich doch schliessen, dass der Zeichner dort etwas Besonderes gesehen hat, das er andeuten wollte. — Auf der im dreifachen Maasse des Hauptblattes ausgeführten Einzelzeichnung des Danziger Gefässes ist das Viereck etwas mehr geradlinig begrenzt, und man sieht hie und da einige reihenförmig angeordnete Punkte unter der Schattirung durchblicken. Möglich wäre es immerhin, dass die eingeritzten Linien eines Vierecks den Anlass zu Absplitterungen der Oberfläche gaben und jetzt nur noch durch die Punktreihen angedeutet sind. Es wäre doch auch sehr merkwürdig, wenn das 1856 an den Hoch-Redlauer Urnen thatsächlich vorgefundene Gebilde schon 1724 in Abbildungen anderer Gefässe als Wiedergabe einer rein zufälligen, bedeutungslosen Sache erschiene.

Eine Eigenthümlichkeit der Einzelzeichnungen der Danziger Urnen muss hier noch erwähnt werden: die Gefässe 2, 3, 5 und 6 haben am oberen Rande eine kleine schnabelartige Erweiterung, wie einen Ausguss. Bei Reusch ist dies an dreien derselben auch zu erkennen (darunter die mit dem Oblongum), in der Originalzeichnung der Gesammtansicht aber nicht angedeutet, also bei Reusch erst nach den Einzelzeichnungen hinzugefügt.

Der Nasenbildung an der Gesichts-Urne Nr. 7 nach könnte man sämmtliche „Ausgüsse" für missverstandene Nasen halten, so dass die Kiste dann 5 Gesichts-Urnen geborgen hätte. Die Nase an Urne 7 lugt auch nur eben unter dem Deckel hervor, die Augen sind nur schwach angedeutet, und da trotz der beringten Ohren noch nicht einmal Reusch den Sinn des Ganzen erfasst zu haben scheint, obgleich er die Gesichts-Urne von Dirschau richtig erkannte, so ist ein derartiger Irrthum des Zeichners nicht ausgeschlossen, zumal da er bei Urne 6 den Deckel sichtlich dem Ausguss anpasste. Bei den 4 Urnen würden aber überall die Ohren fehlen und bei Urne 6 das Oblongum nicht an der Vorderseite sitzen, wie an den Hoch-Redlauer Gefässen, und wie an den Eilsdorfer die wirklichen Oeffnungen.

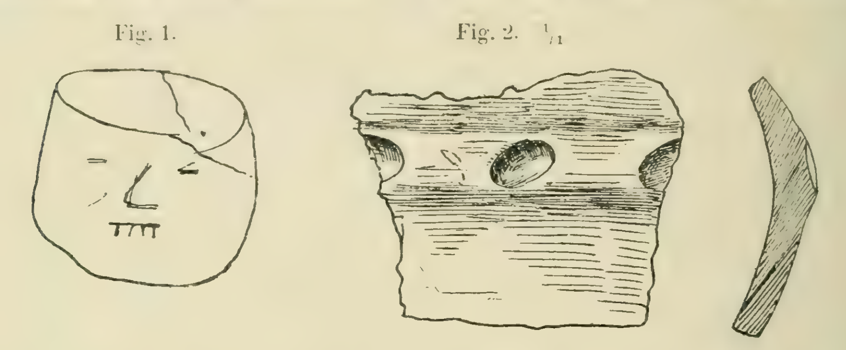
Die Frage der Bedeutung jener Zeichnungen auf den Danziger und Dirschauer Urnen ist also leider auch nach den Original-Abbildungen nicht zu entscheiden. —

Hr. Mielke bemerkt: „Ueber die Gesichts-Urnen von Sternberg bin ich in der Lage, einige nähere Mittheilungen machen zu können. Auf eine Anregung des Hrn. Geheimraths Friedel hin besuchte ich die Fundstelle im Frühjahr 1898, wo ich in Gegenwart des derzeitigen Pächters, des Hrn. Knaak, den Ausgrabungsort, soweit es der dort gesäte Klee zuliess, noch einmal untersuchen konnte. Die Fundstelle liegt auf einem mässig ansteigenden Gelände, etwa

500 Schritt westlich von der Sternberger Stadtkirche und dicht an einem den Gutshof und die nach Zielenzig führende Chaussee verbindenden Wege. Eine flache Einsenkung liess den Ort ohne Schwierigkeit erkennen. Die Gefässe sind von den Knechten des Hrn. Knaak ausgegraben worden, die demselben erst nachträglich, nachdem die seltsame Verzierung ihr weiteres Interesse erweckt hatte, davon Kenntniss gaben. Hr. Knaak hatte die Trümmer also erst nachträglich zu Gesicht bekommen: er konnte mir aber noch eine etwas unbeholfene Skizze machen, von der die beigegebene Zeichnung ein genaues Abbild ist (Fig. 1). Nach der Erläuterung waren die Gefässe von fast topfförmiger Gestalt, etwa 40 *cm* hoch und 30 *cm* breit. Ein Henkel schien nicht bemerkt worden zu sein.

„Da sich eine Nachgrabung verbot, so musste ich mich auf eine sorgfältige Absuchung des Ackers beschränken. Es fanden sich dabei nur wenige Scherben

Fig. 1. Fig. 2. 1/1



vor, die aber von einer Verzierung keine Spur zeigten. Sie bestanden aus einem gut geschlemmten und gebrannten Thon, dem nur wenig Steingrus beigemengt war, und waren aussen schwärzlich gefärbt. Gesammelt sind von den Trümmern keine; sie sind vielmehr s. Z. wieder in, bezw. auf dem Erdboden liegen geblieben.

„Auf der anderen Seite des Weges, etwa 20 *m* von der ersten Fundstelle, sind früher ebenfalls Urnen gefunden worden, von denen bedeutend mehr Ueberreste auf dem jetzt unbebauten Acker lagen. Unter ihnen war auch das obenstehende verzierte Stück (Fig. 2), auf dem sich ein mässig breiter Wulst hinzieht, der flache, länglich-runde, etwa 1 *cm* von einander entfernte Eindrücke enthält Der Thon ist bei sämmtlichen Scherben erheblich gröber als bei denen des andern Ackers, weniger gut gebrannt und von einer hellen, graubraunen Farbe. Es fanden sich dabei noch verschiedene Metall-Schlacken und ein mittelalterlicher Scherben. Alle Gegenstände befinden sich jetzt im Märkischen Provincial-Museum.

„Nachträglich wandte ich mich noch einmal brieflich an Hrn. Knaak mit der Frage, ob die Nase erhaben und ob Ohren bemerkbar waren. Eine bestimmte Antwort konnte ich nicht erhalten. Hr. Knaak schreibt: „„Soviel ich mich erinnere, waren die Nasen der Urnen eingekratzt, ähnlich als wenn man mit dem Finger in feuchtem Lehm kratzt. Ohren-Ansätze habe ich nicht bemerkt.““ Wenn nun durch diese Antwort die Thatsache wieder erschüttert wird, so bleibt doch meines Erachtens die auffallende Erscheinnng bestehen, dass bei dem wenige Schritte entfernten Urnenfeld Gesichts-Urnen nicht constatirt sind, und dass die Knechte die Gesichtszüge nicht bei einer, sondern bei 3 oder 4 Gefässen gesehen haben wollen. Im Uebrigen wird Hr. Knaak in Zukunft sorgsam auf alle Funde achten, so dass es nicht ausgeschlossen ist, später weitere Nachrichten von dem vermuthlich noch nicht erschöpften Grabfelde zu bekommen.“ —

Hr. Ed. Krause, der bisher in Bezug auf die Gesichts-Urne von Kriescht angenommen hatte, dieser Fund werde von Hrn. Handtmann nicht mehr aufrecht erhalten, theilt nachträglich Folgendes mit:

Auf eine Anfrage bei Hrn. Pastor E. Handtmann erhielt ich nachstehende Antwort: „Ein Irrthum betreffend die Gesichts-Urne in Kriescht ist völlig ausgeschlossen. Dieselbe war 1868 (6. November bis 30. December 1871 wohnte ich dort) im Besitz des verstorbenen Cantors Wollenberg, der sie als Tabaks-Behälter benutzte. Als dieser — 1872 oder 1873, das weiss ich nicht mehr genau — starb, bot mir seine Wittwe den „ollen Topp" als Erinnerungs-Stück an. Ich hatte in jener Zeit noch keine Ahnung von dem Werth solcher Gegenstände, deren Bedeutung ich erst seit 1876 hier in der Priegnitz durch Hrn. Stadtrath Friedel und den verstorbenen Hrn. Jahn auf Burg Lenzen kennen lernte. Ich wies damals das Geschenk zurück. Nachforschungen in Kriescht werden vergeblich sein. Die nur noch weiblichen Hinterbliebenen des Cantors Wollenberg zogen bald darauf nach Lebus und sind mir ganz aus den Augen gekommen. Vermuthlich ist der „olle Topp" im Kehrichtgerümpel verschwunden.

„Soviel hat meine Erinnerung festgehalten, dass besagte Urne etwa 1 Fuss altes Maass hoch, scharf gebrannt, rothgelblich im Allgemeinen gefärbt, konisch, spitz, unten mit kleiner Standfläche und etwas in die Breite gedrückt erschien, d. h. Querdurchmesser links nach rechts grösser als Querdurchmesser vorn nach hinten. An äusseren Gesichtszeichen waren da:

a) Ohren rechts und links, ohne Bronzeringe,
b) Augen,
c) Nase. Mundzeichnung nicht vorhanden.

„Gefunden war diese Urne von dem alten Cantor Wollenberg selbst auf einem „Heidenkirchhofe", d. i. einem sandigen Ackerstücke, welches in der Nähe des Dorfes St. Johann bei Kriescht, ostwärts, zur Seite des von uns Geistlichen bei Gängen nach St. Johann benutzten Fusssteiges damaliger Zeit lag. Ich erinnere mich sehr wohl, dort Scherben wahrgenommen zu haben, auf die ich damals leider nicht achtete." —

(25) Hr. Olshausen liefert folgenden

Beitrag zur Geschichte des Haar-Kammes.

(Schlüssel zu der abgekürzt citirten Literatur s. S. 129.)

Die in der vorhergehenden Mittheilung über Gesichts-Urnen besprochenen Darstellungen von Kämmen gaben Anlass, einige zum Theil schon vor langer Zeit gemachte Aufzeichnungen über dies kleine Geräth hervorzusuchen, das bisher, wie ich meine, allzu sehr vernachlässigt wurde; denn sonst wäre ein so schiefes Urtheil, wie das von Kühne, Balt. Stud. 33 (1883), S. 332, nicht möglich gewesen.

Es soll hier hauptsächlich der Zusammenhang gewisser Formen nordischer Kämme aller Perioden bis in die römische späte Kaiserzeit herab erörtert werden. Um aber zu zeigen, wie weit im Norden eine selbständige Entwickelung stattfand, ist auch der Süden zu berücksichtigen. Uebrigens handelt es sich hier nur um solche Stücke, die zur Ordnung oder zum Schmuck des menschlichen Haares dienten, oder Nachbildungen solcher sind, dagegen nicht um Geräthe, die wahrscheinlich für andere, technische Zwecke verwendet wurden, wie z. B. die steinzeitlichen Knochen-Kämme bei Madsen, Steena., Taf. 2, Fig. 1—4 und S. 6, Fig. 1. —

Die Abbildungen der Kämme sind in gleichem Maassstabe (1/2 linear) ausgeführt, wodurch zum Theil sofort ersichtlich wird, was blosses Schmuckstück, vielleicht auch Amulet oder Talisman, und was Gebrauchs-Geräth ist; nur für die Figg. 30, 34, 58 weicht der Maassstab ab. In der Material-Bezeichnung bedeutet Gw. Geweih (= Hirschhorn), Hn. Horn-Substanz, d. h. die äussere Scheide des Horns vom Rind u. s. w., Br. Bronze. Geweih ist übrigens Knochen, und soll von diesem hier nicht streng unterschieden werden.

Der Kamm zerfällt in Zahnreihe und Handhabe, Griff (bei den einzeiligen Stücken zugleich Obertheil, bei den zweizeiligen Mittelstück). In der Beschreibung bezeichne ich die Ausdehnung in Richtung der Zahnreihe als breit oder schmal, die senkrecht hierauf, also die Entfernung der Zahnspitzen vom Rücken, als hoch oder niedrig. Lang und kurz brauche ich nur für die Zähne und vermeide diese Worte bezüglich der ganzen Kämme, da sowohl schmale, sehr hohe Kämme, wie man sie aus unseren Burgwällen und aus römischen Niederlassungen kennt (Verhandl. 1884, 50, Fig. 5; Lindenschmit 2, 11, Taf. 4, 1—3), als auch niedrige mit weit gestreckter Zahnreihe „lang" genannt werden könnten.

Italien.

Die Kämme der nach Montelius etwa 1100 v. Chr. endenden Bronzezeit[1]) in Ober-Italien, aus Terramaren und Pfahlbauten, bestehen aus Knochen oder Hirsch-Geweih, oder aus Bronze. Dass auch Holz Verwendung fand, darf wohl vorausgesetzt werden, da es, wie oben S. 152 gezeigt, in der Steinzeit zu gleichem Zweck benutzt wurde. — Die Kämme sind fast ausnahmslos einzeilig, von mässiger Breite und am Rücken bogenförmig begrenzt; ihr Griff ist meist durchbrochen. Figg. 19—21 zeigen Knochen-Kämme von Castione dei Marchesi, Prov.

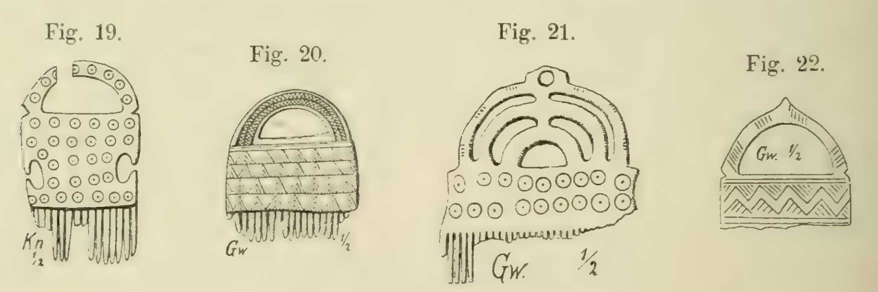


Fig. 19. Fig. 20. Fig. 21. Fig. 22.

Parma, Fodico di Poviglio, Prov. Reggio, Gorzano, Modena[2]). Von diesen erinnert der erste durch die seitlichen Ausschnitte an den steinzeitl. Holzkamm von Lagozza [oben S. 152[3])]. — Die Ausbildung der Handhabe, insbesondere ihres oberen bogenförmigen Abschnittes, variirt mannigfach; man vergl. Fig. 22 von Casaroldo[4]), ferner Montel., Ital., pl. 24, 11 von Gambalone di Coloreto, beide Prov. Parma; ebenda pl. 19, Fig. 11 und 12 von Montale, Modena; pl. 8, 21

---

1) Wegen der relativen und absoluten Zeitbestimmungen für Ober- und Mittel-Italien siehe Montelius' wichtige Mittheilungen im Journal of the Anthropological Institute, London 1897, p. 254 und 261.

2) Fig. 19: Pfahlb.-Ber. 5, Taf. 2, 18. — Fig. 20: B. Gastaldi, Lake habitations, London 1865 (englisch von Chambers), p. 37, Fig. 17. — Fig. 21: Mont., Ital., pl. 17, 5.

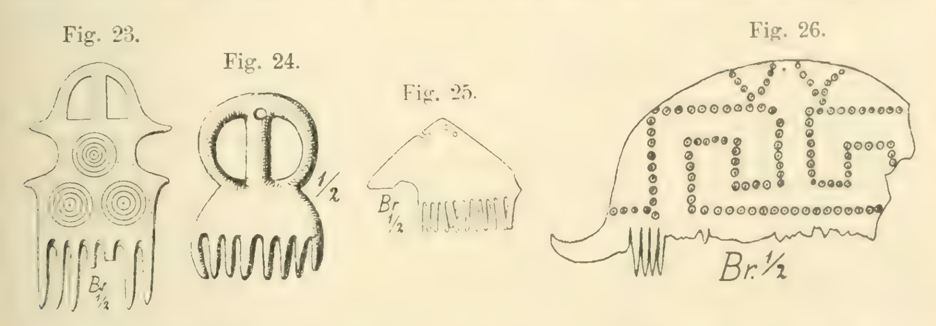
3) Ein Elfenbein-Kamm von Fuente Alamo im südöstl. Spanien, gefunden „ausserhalb der Gräber", zeigt ebenfalls solche Ausschnitte; Siret, Taf. 65, 62.

4) Fig. 22: Mont., Ital., pl. 24, 12.

vom Pfahlbau an der Festung im Hafen von Peschiera am Garda-See (aus der 3. Periode der italischen Bronzezeit, 15. oder 16. Jahrh.), ein Stück, das allerdings wegen der mangelhaft ausgebildeten Zähne, welche nur kurze Zacken bilden, kaum zum Kämmen der Haare gebraucht sein dürfte. Interessant für uns wegen seiner rechteckigen Form ist ein Stück von Castione (Mont., Ital., pl. 14, 16); der Griff ist nicht durchbrochen, aber auf der Mitte des geraden Rückens springt eine Oehse vor zum Durchziehen einer Schnur, wie an Fig. 21 von Gorzano. Diese und mehrere andere waren also ausdrücklich als Anhänger gearbeitet, wenngleich zu praktischem Gebrauch geeignet; aber auch alle anderen, scheint es, konnte man mit Benutzung der zu decorativen Zwecken angebrachten Oeffnungen an einem Bande tragen.

Erwähnt sei endlich noch der schmale, hohe Kamm von Montale (Mont., Ital., pl. 19, 9) mit je einer Zahnreihe oben und unten; dieser ist ohne Oeffnung oder Oehse. —

Die Kämme aus Bronze sind weniger mannigfaltig; Fig. 23, von Montale[1]), zeigt die typische Form; die seitlichen Ausbuchtungen weisen auf einen Zusammenhang mit der Form Fig. 19 von Castione hin. Bei einem Stück aus dem Hafen von Peschiera (Mont., Ital., pl. 8, 22) finden sich an Stelle der Gruppen con-



centrischer Kreise Spiral-Scheiben. Andere Exemplare dieses Typus von Noceto, Parma, und von Servirola di San Polo (Bull. di pal. 3, 92—93 und pl. 4, 7). Eine steinerne Gussform für diese Gattung hat man von Castione (Bull. di pal. 3, Tav. 4, 6). — Eine andere steinerne Form von Casinalbo bei Modena (Bull. di pal. 3, Tav. 4, 5 zu p. 92) lieferte bei moderner Ausführung des Gusses einen von den vorgenannten abweichenden Kamm (unsere Fig. 24). Ein ähnlicher fand sich zu Servirola di San Polo, wo auch noch 2 weitere nicht näher bezeichneter Art vorkamen (Bull. di pal. 3, 94).

Die bisher beschriebenen Formen fehlen nun auch in der älteren Eisenzeit (nach Montelius 1100—400 v. Chr.) nicht ganz. Ein Bronze-Kamm aus dem Valle del Salino bei Sant' Egidio alla Vibrata, Prov. Ascoli Piceno, gleicht völlig dem hier oben beschriebenen knöchernen, rechteckigen Geräth mit vorspringender Oehse von Castione, nur sind die Zähne ebenso verkümmert, wie an dem schon besprochenen Stück von Peschiera (Mont., Ital., pl. 8, 21). Er stammt wahrscheinlich aus einer Nekropole der „prima età del ferro" (Bull. di pal. 22, 69, Fig. 1). Es treten aber ausserdem in der Eisenzeit neue Formen auf. Der ältesten Hallstatt-Zeit gehört ein Kamm an aus dem grossen Depotfunde von San Francesco in Bologna (Fig. 25; Mont., Ital., pl. 71, 9). Er ist aus sehr dünnem Bronze-Blech geschnitten; seinen dachförmigen Rücken werden wir in späteren

1) Fig. 23: Mont., Ital., pl. 19, 10.

Perioden und anderen Gegenden wiederfinden. — In einem jüngeren Abschnitt der Hallstatt-Zeit begegnen wir der Form Fig. 26 in Brand-Gräbern zu Bologna, Abtheilung Arnoaldi I. (750–550 v. Chr.) und zu Este, Prov. Padua, in der 3. Periode nach Prosdocimi (Necropoli Euganee di Este, in Notizie degli Scavi. Januar 1882), welche der Zeit Arnoaldi I entspricht. Material sehr dünnes Bronze-Blech (Mont., Ital., pl. 82, 10; 57, 6). Aus einem Grabe der Gruppe Arnoaldi I stammt auch ein Bruchstück, welches von einem Knochen-Kamm mit phantastisch ausgestalteter Oehse auf geradem Rücken herzurühren scheint (Mont., Ital., pl. 84, 1). Nach Montelius' Eintheilung gehören diese letzten 3 Funde der 3., d. h. letzten Periode der voretruskischen Eisenzeit Nord-Italiens an, der von Francesco dagegen der ersten. — Die Form Fig. 26 mit ihren hakenförmig aufgebogenen Enden leitet uns hinüber in

die Schweiz.

Die bronzezeitlichen Kämme der Schweiz sind, soweit mir bekannt, alle aus Metall. Ein Stück aus Geweih, von Champréveyres, Neuenburger See (Forrer's Antiqua 1885, 61 u. Taf. 14, 7) könnte allenfalls schon der Metallzeit angehören, da die dortigen Pfahlbauten aus der Stein- in die Bronzezeit herabreichen; aber wahrscheinlich handelt es sich hier nicht um einen Haar-Kamm, sondern um ein Geräth, wie die S. 169 erwähnten, von Madsen abgebildeten. Darauf deuten die Querfurchen an den Zähnen, die wohl durch Abnutzung erzeugt sind (vergl. Madsen, S. 6, Fig. 1). Sie finden sich auch an einem Geweih-Kamm von Nussdorf, Bodensee (Pfahlb.-Ber. 6, Taf. 7 oben, Fig. 8), der sicher steinzeitlich ist, ebenso wie die mir bekannten schweizerischen hölzernen Geräthe.

Die Bronze-Kämme stammen alle aus Pfahlbauten, welche wohl noch kein Eisen enthalten, deren Inventar aber doch zum Theil schon die Anzeichen der frühesten Eisenzeit (Antennen-Schwert u. s. w.) aufweist. Die westschweizerischen Stationen, die hier besonders in Betracht kommen, gehören ja zum Theil dem Gebiet einer jüngeren, glänzend entwickelten Bronzezeit an, in dessen westlichen und nördlichen Nachbarländern gleichzeitig bereits die Hallstatt-Cultur Fuss fasste (Tischler in der Westd. Ztschr. f. Gesch. u. Kunst, 5, 176 u. 182 ff.). Die Datirung der einzelnen Pfahlbauten-Funde ist aber dadurch erschwert, dass diese Wohnplätze oft eine lange Dauer hatten und die sichere Zuweisung der Gegenstände an die einzelnen Perioden bei der Art ihrer Gewinnung kaum möglich ist. Nach J. Heierli, Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz (in „Festgabe auf die Eröffnung des schweizerischen Landes-Museums in Zürich", 1898), gehört z. B. von den Pfahlbauten, welche Kämme lieferten, der von Wollishofen bei Zürich der Periode II an, die, einer Fibel mit halbkreisförmigem Bogen nach, bis ins 14. Jahrh. hinaufreicht, wenn man Montelius' italienische Zeit-Ansätze zu Grunde legt (S. 60); aber er geht herab bis in die 3., d. h. letzte, Periode Heierli's, welche Formen zeigt, die in Italien schon eisenzeitlich sind (S. 73 und Taf. 4). Auch die Pfahlbauten zu Auvernier und Estavayer mit Umgegend gehören beiden Perioden an, ebenso Corcelettes, während Vallamand wohl ganz der Periode II zuzuweisen ist. Heierli's ganze dritte Bronzezeit läuft übrigens Montelius' 1. bis 3. Eisenzeit Italiens parallel, d. h. den Perioden Este I—III oder den Bologneser Gruppen Benacci I u. II, sowie Arnoaldi I (Heierli, S. 75). — Die schweizerischen Bronze-Kämme haben mit den älteren italischen Kämmen keine Aehnlichkeit, aber auch mit den jüngeren verbinden sie nur einzelne Züge; der Gesammt-Eindruck ist wesentlich verschieden. Die schon an einzelnen italischen Stücken beobachtete Oehse zum Anhängen findet sich hier indess durchgehends, was mir aber den praktischen Gebrauch der meisten dieser Kämme doch nicht auszuschliessen scheint. Der Rücken,

namentlich die demselben aufsitzende Oehse, ist oft phantastisch ausgestaltet, in Varianten nach ein oder zwei Thematen. Der äusserte Zahn an jeder Seite, bisweilen, wie ja an vielen Kämmen, breiter als die anderen, biegt häufig nach aussen hakenförmig oder fussartig um, wie wir es an einigen italischen Stücken der Arnoaldi-Zeit sahen (Fig. 26). Alle Kämme sind einzeilig, mit Ausnahme eines Exemplars von Chevroux, Neuenburger See, das 2 Reihen Zähne und an jedem Ende des Mittelstückes eine Oehse aufweist. Die äussersten Zähne verlaufen auch hier fussartig; wenigstens ist ein solcher Zahn vollständig erhalten (Gross, Protohelv., Taf. 23, 40).

Am einfachsten gestaltet ist ein Kamm von Wollishofen, Züricher See (Fig. 27[1]). Die Form Fig. 28[2]) von Vallamand (Guévaux) am Murtner See findet sich mehrfach: zu Estavayer[3]), La Pianta[4]) und Auvernier[5]), alle am Neuenburger See, eine andere Form von Vallamand[6]), ähnlich Fig. 32 von Dôle, auch zu Cité de Genève [Genfer Hafen[7])]. Abarten dieses Typus zeigt Fig. 29[8]) von Genf und Fig. 30 von Corcelettes[9]), Neuenburger See, letzteres Stück (mit der weitest gehenden Umgestaltung des obersten Theils) aus einem Pfahlbau, der ein Antennen-Schwert lieferte, sonst aber noch reine Bronzezeit darstellt. —

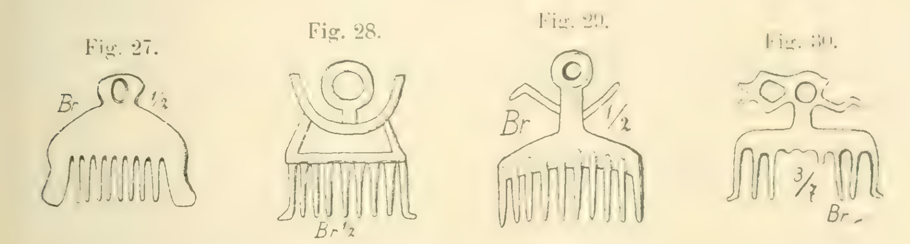
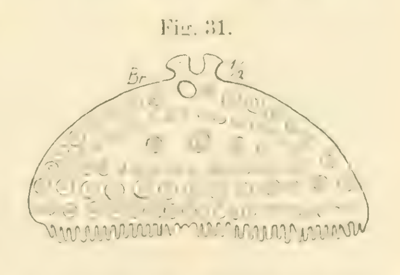


Fig. 27. Fig. 28. Fig. 29. Fig. 30.

Vollständig abweichend von allen diesen ist ein Stück von dem prähistor. Refugium Burg Vilters, Cant. St. Gallen (Fig. 31: Antiqua 1887, Taf. 14, 6 zu S. 84; die Oehse durchgeschlissen). Es ist beiderseits ornamentirt. Die verkümmerten Zähne sind zum Kämmen ungeeignet. Wir werden später ähnliche Stücke aus Istrien kennen lernen. Einer Fibel nach, welche ebenfalls von Vilters stammt, würde der Kamm wohl der älteren Tènezeit angehören (a. a. O. Fig. 5); denn für diesen Zeitansatz der Fibel scheint mir der gekerbte Bügel und die wohl mit Recht von Forrer vermuthete Ausstattung des Fusses mit einer Glasperle, Koralle oder dergl. zu sprechen, obgleich die Biegung des Fusses mir nicht verständlich ist.

Fig. 31.



1) Mitth. d. antiq. Ges. Zürich 22, Taf. 3, 21.

2) Antiqua 1885, Taf. 14, 6; Munro, Lake Dwellings of Europe, London 1890, p. 72, Fig. 14, Nr. 12.

3) Antiqua 1885, Taf. 14, 5.

4) zwischen Estavayer und Font. Munro, p. 62, Fig. 12, Nr. 5.

5) Protohelv., Taf. 23, 42.

6) Antiqua 1885, Taf. 14, 4; Munro, p. 72, Fig. 14, Nr. 11; vergl. Pfahlb.-Ber. 9, 62.

7) Munro, p. 91, Fig. 18, Nr. 16.

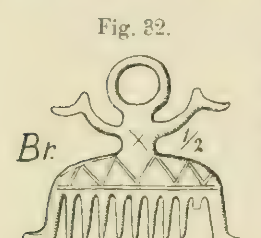
8) Pfahlb.-Ber. 7, Taf. 24, 18.

9) Pfahlb.-Ber. 9, Taf. 12, 19.

Das französische Nachbar-Gebiet der Schweiz.

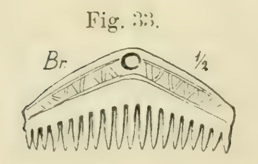
Man hat vom Lac du Bourget, Dép. Basse-Savoie, einen kleinen bronzenen Anhänger mit 6 Zähnen, die aber alle ganz breit und stumpf endigen, so dass hier jeder praktische Gebrauch ausgeschlossen ist (E. Chantre, Âge du bronze, Album. Lyon 1875, Taf. 64, 5). — Des weiteren ein Stück unbekannten Fundorts, gekauft von einem Händler zu Dôle, Dép. Jura, und „figurant un homme les bras et les jambes écartés" (de Mortillet, Musée préhist., Paris 1881, Nr. 993; unsere Fig. 32). Dies ist ein vorzügliches Exemplar der 2. Gattung von Vallamand (S. 173); Hörnes, Kunst, S. 446, deutet die Figur als einen Menschen, dessen Arme durch Vogelköpfe ersetzt sind, und glaubt auf talismanische Bedeutung schliessen zu dürfen; er setzt das Stück um 600 v. Chr. Ob auch an der Form Fig. 28 die aufragenden Enden des Halbkreises über dem Griff als ganz veränderte Arme aufzufassen sind, sei dahingestellt; V. Gross denkt bei dem dachförmigen Griff dieses Typus an die Darstellung einer Pfahlbau-Hütte, wobei die Zähne die Pfähle wären; aber wie will man dann die aufragenden Bogenstücke deuten? Dagegen scheint mir Fig. 29 von Genf durch den Dôler Kamm vollständig erklärt und selbst das Gebilde an dem Kamm von Corcelettes (Fig. 30) auf solche Arme oder Vogelköpfe zurückzuführen.

Fig. 32.



Endlich geben wir in Fig. 33 einen bronzenen Kamm aus der Franche-Comté, von Refranche, in der Gegend von Amancey, Dép. Doubs (Chantre, Premier âge du fer, Nécropoles et tumulus, 1880, pl. 41, 8 zu p. 34). Durch den dachförmigen Rücken erinnert er an das Stück von San Francesco (Fig. 25). Die Angaben über die Fund-Verhältnisse sind leider ungenügend; die Hügelgruppe, welcher der Kamm entstammt, lieferte aber Fibeln aus der Uebergangszeit von Hallstatt zu Latène, und die Gleichaltrigkeit wird nicht zu bezweifeln sein. Das Stück mag also noch dem Formenkreise der Hallstatt-Cultur zuzuweisen sein, wenn es auch immerhin jünger als das Exemplar von San Francesco ist. Chantre bezeichnet es als „un objet assez curieux et rare en Gaule" und fügt hinzu: „on sait que cet objet paraît spécial aux contrées scandinaves"!

Fig. 33.



Oesterreich-Ungarn.

Von hier kann ich nur spärliches Material beibringen, das dazu ausschliesslich der Hallstattzeit angehört. Man hat aus Istrien eine Anzahl Kämme, die mit dem ostschweizerischen von Burg Vilters nach Form und Ornament zusammengehören, nehmlich von Vermo bei Pisino ein Stück aus einem Brandgrabe (7. Bericht d. prähist. Commiss. d. K. Akad. d. Wiss. Wien, in Sitzungsber. d. mathem.-naturw. Classe, Bd. 89 I, 1884, S. 337 und Taf. 5, 6), und 4 Stück von den Pizzughi bei Parenzo (Atti e Memorie della Società Istriana di Archeologia, vol. 5, Parenzo 1889, Taf. 7, Fig. 22, 23). Die Zähne sind hier so verkümmert, dass Hörnes, Urgesch. der Kunst, S. 400, mit Recht sagt, sie seien zum kämmen ganz ungeeignet. Er neigt dahin, all solchen Anhängern eine talismanische Bedeutung zuzuschreiben; aber vielleicht hatten doch einige der jetzt in Frage stehenden Stücke, so die von Vilters und Vermo, eine praktische Bestimmung, wozu sie ihrer Grösse nach wohl geeignet wären. Könnten sie nicht als Kopf-

kratzer gedient haben? Anlass zu solchem Gebrauch mag genug gewesen sein! Auf diesen Gedanken brachte mich ein in Bezug auf Zähne und Ornamentik ganz gleichartiges, in seiner gesammten Form aber völlig abweichendes Stück von Castellazzo bei la Rogorea di Rogoredo, Como (Bull. di pal. 13, Taf. 5, 2 zu p. 139; Montelius, Italie pl. 32, 4), welches allerdings älter ist und der Bronzezeit angehört.

Hallstattzeitlich ist vermuthlich auch ein kleiner Anhänger aus einem Schatzfund von der Pusta Sarkany, Comitat Somogy, Ungarn (Fig. 34: Hampel, A Bronzkor emlékei Magyarhonban, Th. III, Budapest 1896, Taf. 222, 12). Hr. Hampel schreibt mir, dass er noch 2 Varianten dieses Stückes kenne und dass diese Kamm-Anhänger in Ungarn mit Sachen der entwickelten Bronzezeit vorkommen, was mit obiger Annahme vereinbar ist.

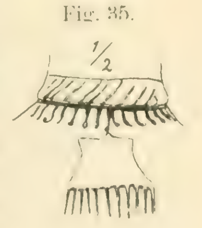
Fig. 34.



Das ist Alles, was ich an hierhergehörigen thatsächlichen Kämmen aus dem Südosten Europas vorlegen kann; die HHrn. Custos Joseph Szombathy in Wien und Prof. Alfons Müllner in Laibach kennen das Geräth nicht aus anderen Funden vom Hallstatt-Charakter, obgleich ihnen doch das überaus reiche Material von Hallstatt selbst und aus den Gräberfeldern Krains und Kärnthens zur Hand ist. — Mehrere von Schliemann zu Mykenae gefundene Exemplare kommen für unsere Zwecke hier nicht in Betracht. Dagegen sollen einige thönerne Gegenstände mit kammartigen Darstellungen besprochen werden.

Herr Dr. Götze weist mich hin auf eine glockenförmige weibliche bemalte Figur „geometrischen Stils", angeblich aus einer böotischen Nekropole (Paris, Louvre, Inv. C. A. 573: Holleaux in Fondation E. Piot, Monuments et Mémoires, Tome 1, pl. 3, Paris 1894). Unterhalb eines Halsbandes, zwischen den sehr hoch sitzenden Brüsten, ist ein kammförmiger Anhänger gemalt (Fig. 35). Holleaux sagt p. 27: „Un bel hormos ... supporte, au bout d'un anneau, un grand ornement de forme indécise, qui paraît garni de franges." E. Petersen deutete die Zeichnung unzweifelhaft richtig als Kamm (Bull. di pal. 23, 85), und Hörnes bemerkt wieder (Kunst S. 400): „Die kammähnliche Figur kann ein reines Schmuck-Anhängsel darstellen, aber auch talismanische Bedeutung haben." Beachtet man jedoch die sorgfältig wiedergegebene Haarfrisur, die langen, hinten und an den Seiten herabhangenden Locken oder Zöpfe und die oberhalb der Stirn quer verlaufende Flechte, so liegt es nahe, an einen wirklichen Gebrauchskamm zu denken oder an eine Nachbildung eines solchen, ohne die Nebenbedeutung. — Ueber die Zeitstellung der Figur gehen die Meinungen sehr auseinander: Holleaux setzt sie „wesentlich älter" als die erste Hälfte des 7. Jahrh. vor Chr.; Reinach lässt sie gar bis ins 11. Jahrh. hinaufreichen; Hörnes dagegen datirt solche böotischen Figuren um 600, nach einem Vergleich mit Zeichnungen auf Oedenburger Grabgefässen der älteren Hallstatt-Periode (siehe unten S. 184). Leider lässt sich aus der Form des Kammes nicht viel entnehmen; Ornamente weist er auch nicht auf.

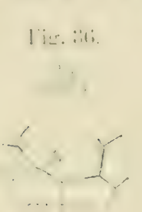
Fig. 35.



Es erwähnte ferner Virchow (Verhandl. 1887, 552) ein Thongefäss aus einem Gräberfeld der Hallstätter Periode von Nassenfuss in Unterkrain mit eingeritzten Wellenlinien, Hirschen, Kämmen u. s. w. „wie an den norddeutschen Gesichts-Urnen". Es ist dies das bei Deschmann, Führer durch das krainische Landes-Museum Rudolfinum, Laibach 1888, S. 89, Nr. 2 vermerkte von Slepschek bei Nassenfuss. Hr. Müllner schrieb mir, er halte die Urne für tènezeitlich.

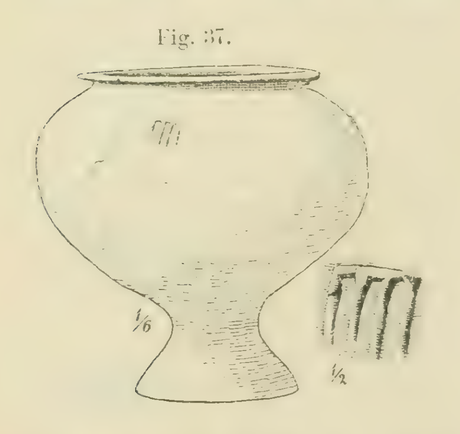
Virchow hatte a. a. O. auch das Tène-Grabfeld daselbst besprochen, und die Funde sind alle nur von einem Bauern ohne jede Controle gemacht. Aber wie dem auch sei, nach den mir von Hrn. Müllner gütigst übersandten Skizzen und Stanniol-Abdrücken konnte ich in den Darstellungen Kämme nicht erblicken. Ich gebe hier 2 derselben wieder (Fig. 36). — Müllner hat inzwischen in seiner Zeitschrift „Argo" 1899, Sp. 24ff. das ganze Gefäss abgebildet und besprochen; er sieht in den Zeichnungen desselben, soweit sie uns hier interessiren, die Darstellung des Geästes und der Wurzel der Mistel. — Aehnliche Zeichnungen befinden sich nach Reiseskizzen des Hrn. Directors Voss in der Sammlung des Fräul. Sofie v. Torma zu Broos, Siebenbürgen, an Gefässen von Tordos. Vergleiche auch den Bericht über diese Sammlung von Goos im Archiv für siebenbürgische Landeskunde 14, 592ff. und Taf. 3, die aber nicht so gute Analoga bietet, wie die Skizzen des Hrn. Voss.

Fig. 36.



Auch auf dem Thongefäss-Material des Wiener Hof-Museums hat man nach Hrn. Szombathy's gef. Angabe eingeritzte Kamm-Darstellungen nicht, und kleine Relief-Ornamente auf 2 Gefässen von St. Lucia bei Tolmein in Görz und Gradisca und von Germ bei Podsemel im südlichsten Unter-Krain, an der Kulpa, sind sicher anders zu deuten, obgleich eine gewisse Kammähnlichkeit vorliegt. Das erstere Gefäss, eine schwarze Fussvase aus Grab 965, gebe ich hier nach einer von Herrn Szombathy übersandten Photographie (Fig. 37). Das Relief wiederholt sich viermal, und zwar dreimal mit 3 Zacken, einmal mit 4. Man sieht deutlich, dass an letzterem die 4 Zacken oben durch eine Querleiste verbunden sind, aber die Wiederholung des Ornaments spricht meines Erachtens gegen die Deutung „Kamm". Auf der mehrfach gehenkelten braunen Vase von Germ (aus Hügel 1) wiederholen sich je 3 senkrechte Rippen etwas unterhalb zwischen den Henkeln auch viermal, aber hier fehlt der Querbalken. Beide Gefässe gehören der jüngeren Hallstattstufe an. — Ueber einige böhmische Kämme siehe unten S. 185.

Fig. 37.



Das hier vorgelegte Material aus den südlichen Ländern lehrt, dass eine organische Entwickelung der jüngeren Kammformen aus den älteren, von einigen Einzelheiten abgesehen, nicht ersichtlich ist, obgleich nach Montelius sonst in Nord-Italien die Typen der Altsachen während der älteren Eisenzeit, im Gegensatz zu Mittel-Italien, sich unmittelbar aus denen der vorgehenden Perioden entwickelt haben (Journal Anthr. Inst. 26, p. 258, 262). Ganz anders liegen dagegen die Verhältnisse im Norden, wie schon oben S. 169 angedeutet.

Das nordische Gebiet.

Steinzeitliche Haarkämme aus dem Norden sind mir nicht bekannt und auch jedenfalls äusserst selten (vergl. Montelius-Appel, Cultur Schwedens in vorchristl. Zeit, Berlin 1885, S. 64).

In der Bronzezeit dagegen verwendete man hier, wie im Süden, Kämme aus Bronze, und statt der südlichen knöchernen solche aus Hornmasse, vermuthlich aus der Hornscheide des Rindes, vielleicht auch aus der Hornwand der Hufe. Die 5 mir bekannten Stücke aus diesem Material gehören sämmtlich der ältesten Zeit, Müller's Per. I^1 an; doch giebt es deren auch aus der jüngeren Bronzezeit (Müller, Bronzea. Nr. 201 Text). Jene 5 stammen alle aus Jütland und Nord-Schleswig. Ihnen steht aus dem gleichen Fundgebiet kein Metallkamm desselben Alters gegenüber und von den dänischen Inseln nur einer. — Kämme, die sicher in Periode I^2 gehören, sind mir nicht vorgekommen.

Die nordischen Bronzealter-Kämme sind sämmtlich einreihig. Die des älteren Abschnitts charakterisirt Müller, Bronzea. Nr. 20, wie folgt: mit breitem, abgerundetem Rücken und verziert mit Bogen, Spiralen, Dreiecken, zwischen welchen der Grund durchbrochen ist; bisweilen sind die Ornamente mit Harz ausgelegt; Breite 5—8 *cm*. — Die Zähne sind lang und meist zahlreich (16—27); alle Kämme dienten sicherlich praktischem Gebrauch. Von unseren Figuren 38—41

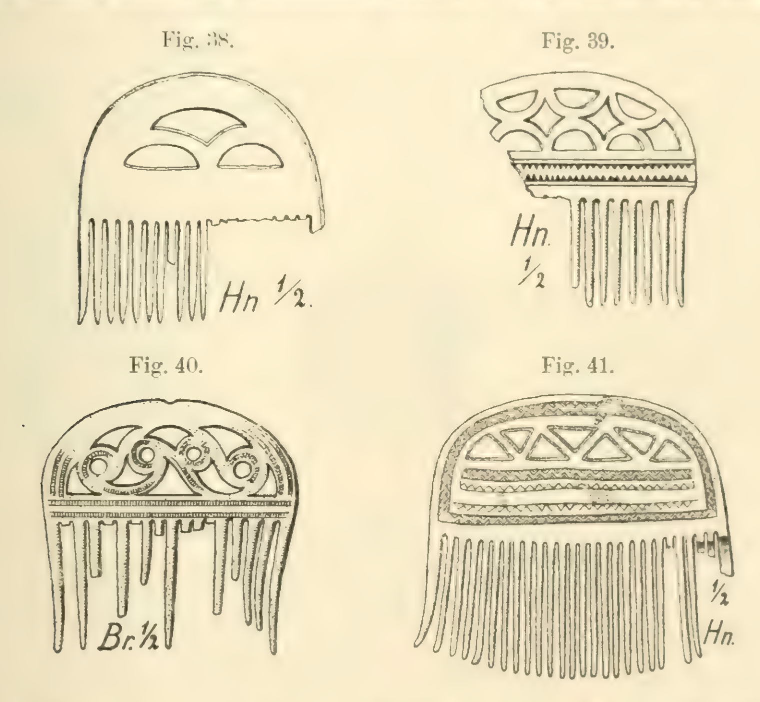


Fig. 38. Fig. 39. Fig. 40. Fig. 41.

stellt 38, aus dem Borum Eshöi[1]), Aarhus Amt, die häufigst beobachtete Form dar; vergleiche: Madsen II 5, 10 aus dem Treenhöi, Ribe Amt, Horn mit Harzfüllung; Antiq. Suéd. 124 aus einem Hügel zu Bosgarden in Schonen, mit Sachen

1) Madsen II, 10, 7. — Fig. 39 aus dem Bredhöi, Ringkjöbing Amt, Aarböger 1886, 261. — Fig. 40 von Buddinge, Kjöbenhavns Amt, Madsen I 30. 1. — Fig. 41 aus dem Toppehöi, Bollersleben, Kr. Apenrade, Nordisk Tidsskrift f. Oldkynd. 3 (1835—36), Taf. 1, 5, S. 283. In Müller's Fund-Zusammenstellung Aarböger 1891 sind dies die Nummern 69, 10, 79 und 1. Dazu kommt der aus dem Treenhöi als Nr. 3 und ein zweiter Hornkamm aus dem B. Eshöi (Madsen II S. 19) als Nr. 22. — Im B. Eshöi, Toppehöi und Treenhöi lagen die Fundstücke in Baumsärgen, im Bredhöi in einer aus Eichenplanken erbauten Kiste, im Buddinger Hügel unter Steinen.

aus Montelius' Periode II und III (Müller I[1 und 2]): Mestorf, Atlas 287 aus Dithmarschen, Fundort unbekannt: Lindenschmit II 3, Taf. 4, 10 vom Wodensberg bei Windbergen, Kr. Süder-Dithmarschen (Handelmann in Zeitschrift f. schleswig-holst. Geschichte 14 [1884] S. 352), letztere beiden wegen ihrer Kleinheit und geringen Zahl der Zähne (8 und 10) vielleicht jünger. — Mit den Kämmen der reinen Bronzezeit Italiens, namentlich denen aus Metall, besteht keinerlei grössere Aehnlichkeit: am nächsten kämen den nordischen noch die Knochenkämme von Fodico di Poviglio und Castione, Figg. 20 und 19.

Von den Kämmen der jüngeren Bronzezeit, die nicht ganz selten sind, unterscheidet S. Müller breitere ($4^1/_2$—6 *cm*) zu wirklichem Gebrauch, und schmälere (bis zu $2^1/_2$ *cm*), welche wohl nur als Grab-Beigaben verfertigt wurden (Bronzea. Nr. 201 Text). — Von den Geräthen beider Abtheilungen dieser Periode (II[1 u. 2]) haben einige die allgemeine Form; die Art, wie die Handhabe durchbrochen ist, wurde aus der älteren Zeit beibehalten, so Fig 42 von Seddin[1]), (Kr. Westpriegnitz, Prov. Brandenburg) den hochgewölbten Rücken und die 3 charakteristischen Ausschnitte des Typus vom Borum Eshöi; ferner Fig. 43 von Steensgaard[2]) (dänische Inseln) den etwas flacheren Rücken und die 2 Reihen von Dreiecken des Stückes aus dem Toppehöi, Fig. 41. — Es treten aber auch andere decorative Elemente auf. Die bogenförmige Begrenzung am Rücken der Handhabe imitirt einen gedrehten Draht: so an dem Seddiner Kamm und an einem von Tamdrup[3]), Aarhus

Fig. 42.

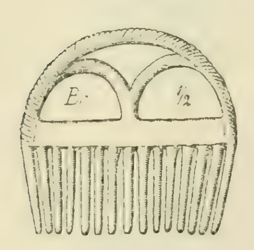
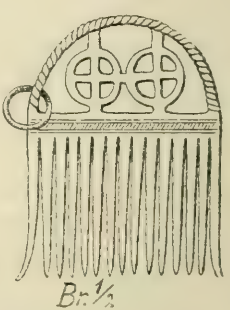


Fig. 43.



Fig. 44.

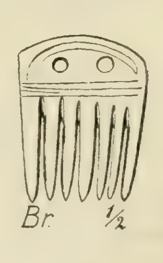


Amt, mit eingehängtem Ring (Fig. 44). Die Handhabe erscheint oft nicht mehr wie eine Fläche mit eingeschnittenen Oeffnungen sondern umgekehrt wie eine grosse, halbkreisförmig begrenzte Oeffnung mit eingefügten Bogen, Rädern, Voluten; so die ebengenannten beiden Exemplare und eins von Aastrup[4]), Fünen (Fig. 45), ein anderes von Flädje, Halland, Schweden (Ant. Suéd. 244). — In die jüngere Bronzezeit gehört sicher auch ein Stück von Quern, Kr. Flensburg, mit 2 schwimmvogelartigen Figuren innerhalb des Rückenbogens (Mestorf, Atlas 288), ebenso wahrscheinlich Fig. 46 (Madsen I 30, 6), worüber mir nähere Angaben fehlen. Vereinzelt kommt dann auch ein

Fig. 45.

Br. ½

Fig. 46.



1) Götze in Nachrichten 1894, 84, Fig. 5.
2) Madsen I, 30, 4.
3) Madsen I 30, 2.
4) Madsen I 30, 5; Antiqvariske Annaler 4 (1827) 586; Müller, Fund 515.

Stück vor, wie das oben S. 153, Fig. 17 abgebildete, mit ganz geradem Rücken und niedriger Handhabe.

Eine genauere Zeitbestimmung bietet bei manchen dieser Geräthe einige Schwierigkeit. Einen Kamm, wie der von Tamdrup, giebt Müller unter Per. II[1] als Fig. 201; nach den zugehörigen Erläuterungen kommt die Form sogar auch mit Sachen der Per. II[2] vor. Zu dem Tamdruper Fund gehört jedoch das Schwert Madsen I 9, 56, das in Per. I[2] passt (Bronzea. 90; Montel. Tidsbest. Per. II, Fig. 25, Per. III, Fig. 51). — Auch das Seddiner Exemplar lässt verschiedene Zeitansätze zu (Götze a. a. O. S. 89): der Gesammtfund hat allerdings den Charakter der Hallstattzeit, die wahrscheinlich der ganzen jüngeren nordischen Bronze-Zeit parallel läuft; aber ob er dem älteren oder jüngeren Abschnitt derselben zuzuweisen, ist streitig. Messer, Pincette und Tüllen-Celt gehören in Müller's Per. II[2]; man vergleiche Bronzea. 283, 296, 383; zu dieser Zeit treten schon Schwanenhals- und Spiralkopf-Nadeln auf. Das Antennenschwert des Fundes dagegen würde nach Lissauer (Globus 66, 143) der ältesten Hallstattzeit (in Ober-Italien ältere Benacci-Zeit, Müller's Per. II[1]) angehören; im Norden scheint aber doch diese Schwertgattung weiter herabzureichen (Müller, Bronzea., Text zu 392 und 393). Der Fund von Seddin ist besonders dadurch interessant, dass die zugehörige Urne wahrscheinlich eine Hausurne war. Der ganze Fundbericht rührt allerdings nur von Arbeitern her, kann aber nach den mir vorgelegten Acten nicht beanstandet werden. — Für den Kamm von Flädje ergiebt sich die Periode II[1] aus einem zugehörigen „symbolischen" Schwert (Montel. Per. IV, Tidsbest. Figg. 75, 76), und zu dem von Steensgaard fand sich eine Brillenfibel, sowie eine dem Abschn. II[2] (Montel. Per. V) eigene Nadel mit Querstange. — Der Fund von Aastrup endlich wird bestimmt durch ein Messer, wie Madsen I 23, 12, Müller, Bronzea. 284 (Per. II[2]), und die Nadel Madsen I 27, 9 mit kreuzförmigem Kopf, Müller's Typus 214, der allerdings in Per. II[2] selten ist und mehr auf Per. II[1] weist. Die Voluten des Kammes selbst erinnern an die Endigungen der Griffe der Antennen-Schwerter und vieler Messer, so des bei dem Seddiner Kamm gefundenen.

Die Kämme der jüngeren Bronze-Zeit des Nordens stammen meist aus Gräbern und kommen mit den älteren auch darin überein, dass sie keine näheren Beziehungen zu den südlichen Fundstücken zeigen. Eine sehr bemerkenswerthe Ausnahme nach beiden Richtungen macht indessen ein Kamm von Gross-Zastrow[1]) bei Greifswald, den ich hier nach einer von Hrn. Dr. Kunze, Vorsteher der Sammlung vaterl. Alterth. zu Greifswald, gütigst übersandten Zeichnung wiedergebe (Fig. 47). Die Spitzen, auch der erhaltenen 7 Zähne, sind mehr oder weniger abgebrochen; das Ornament, soweit es noch kenntlich, besteht in flachen Querriefen. — Der Kamm wurde als Depot gefunden mit 2 etwas von einander verschiedenen, aber beide Müller, Bronzea. 105 gleichenden Hals-Ringen und mit 2 Bronzedraht-Spiralen von je 13 Windungen. Von Müller's Exemplar unterscheiden sich die Ringe nur dadurch, dass die punktirten Streifen auf den stark vortretenden Querriefen fehlen, welche bei jenem mit glatten abwechseln. Die Torsion ist imitirt und auf beiden Ringen gleichlaufend. Halsringe


Fig. 47.



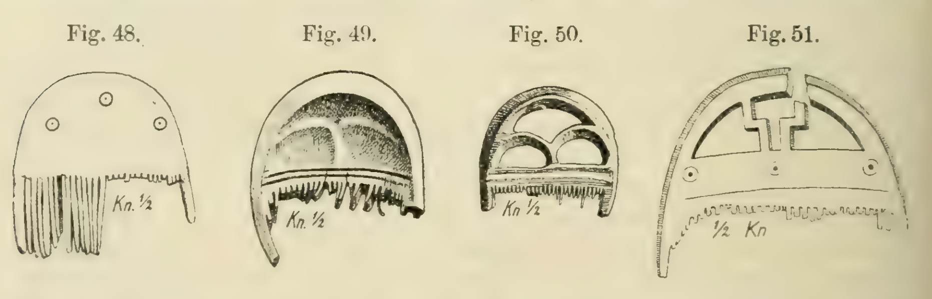
1) Balt. Stud. 7, 1, 261; 33, 310 und 332; 46, 148. — Ein anderer Bronze-Kamm aus Pommern, von Glien bei Sinzlow, Kr. Greifenhagen (Balt. Stud. 27, Jahres-Ber. 39, 28; Balt. Stud. 46, 148) ist laut Mittheilung der Herren Stubenrauch und Schumann modern. —

dieser Art kommen nach Müller in Dänemark nur im östlichen Theil, auf den Neu-Vorpommern näher gelegenen Inseln Seeland und Laaland vor (Aarböger 1891, Funde 238, 239, 591) und zwar mit Dingen aus den Perioden I^2 und II^1, wonach unser Kamm etwa dem Uebergange von der älteren zur jüngeren Bronzezeit angehören würde. Ein Analogon für denselben kenne ich in Bronze nicht, doch erinnert er an den sehr alten Knochen-Kamm von Gorzano (Fig. 21) durch die Gliederung seines Griffs in concentrische, radial mit einander verbundene Halbkreise und durch das Oehr am Rücken, welches sonst für nordische Kämme durchaus ungewöhnlich ist.

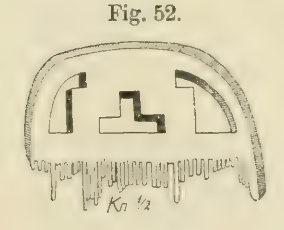
Der vorstehende Ueberblick über die Bronzealter-Kämme ergiebt, dass im Norden eine ganz selbständige Entwickelung des Geräthes stattfand, sowohl nach Form und Ornamentirung, als auch z. Th. nach dem Material, aus welchem dasselbe gefertigt wurde. Dieser Umstand erklärt wohl auch in etwas die ausserordentliche Zähigkeit, mit der sich, wie wir nun sehen werden, die Hauptform des Kammes bis in die späte Römerzeit erhielt.

Unter den zahlreichen Kämmen der römischen Zeit aus Holz, Bronze, Eisen, Elfenbein und namentlich Knochen giebt es im Norden eine Reihe, die in auffallendster Weise den ältesten Bronzealter-Kämmen gleicht und zwar dem Borum Eshöi-Typus Fig. 38, theils im allgemeinen Umriss, theils und vornehmlich in Bezug auf die 3 Oeffnungen in der Handhabe nach Form und Stellung. Diese Stücke bestehen aus Knochen oder aus Eisen.

Mehrere Knochen-Kämme vom Neustädter Feld bei Elbing zeigen die Form jenes alten Typus, aber ohne die Löcher (Fig. 48; Z. f. E. 1880, Taf. 4, Fig. 1, 3, 8). — An einem Stück von Raben, Kr. Zauch-Belzig, Prov. Brandenburg (Fig. 49; k. Mus. f. V. I f 5507) ist die massive Handhabe etwas hohl geschnitzt, doch liess man in der so entstandenen vertieften Fläche als Basrelief 2 Bogen stehen, die Oeffnungen des Borum Eshöi-Kammes nur andeutend. — Ein knöcherner Kamm von Glogau, Schlesien (Fig. 50; k. Mus. f. V. II 11335a) ist



wirklich durchbrochen gearbeitet, ganz wie der bronzene von Seddin. — 2 Stück von Fohrde-Gallberg, Kr. Westhavelland, Brandenburg, zeigen die Oeffnungen des Borum Eshöi-Typus etwas gegen einander verschoben und gleichsam aus dem Rundlichen ins Eckige übertragen (Fig. 51 und 52; Voss-Stimming V, 8, 22b und V, 9, 23e); bei Fig. 51 ist das Motiv noch ganz deutlich, bei Fig. 52 aber dadurch mehr verändert, dass man den mittleren Ausschnitt umkehrte. — Alle diese Exemplare sind aus einem Stück Knochen geschnitten.



Auch die eisernen Kämme bieten eine interessante Reihe dar. Fig. 53 von Kannikegaard auf Bornholm (Aarböger 1872, Taf. 7, 5) gleicht dem Borum

Eshöi-Kamm in Bezug auf die durchbrochene Arbeit völlig, wie es auch von dänischen Forschern, namentlich von Engelhardt, schon öfters hervorgehoben worden ist. Genau so ist ein Kamm von Rohrwiese, Kr. Deutsch-Krone, Westpr. (k. Mus. f. V., Inv. 165, 1898). — Eine bemerkenswerthe Abart dieses Typus stellt Fig. 54 dar, von Wehden[1]) bei Geestemünde, Reg.-Bez. Stade: die Vermehrung der Ausschnitte um die Reihe mit 3 Löchern hatte hier eine bedeutende Verbreiterung des Geräths im Verhältniss zur Höhe zur Folge. — Bei einem norwegischen Kamm von Nedre Hov (Fig. 55; Rygh, Norske Oldsager 1880, 85, Fig. 160) fehlt von den typischen 3 Ausschnitten der mittlere, einem sphärischen Dreieck vergleichbare, dagegen sind 3 kleine runde Löcher hinzugekommen. Nur 2 solche kleine Löcher, nichts weiter, zeigt endlich ein Stück von Sanderumgaard, Fünen (Aarböger 1877, 375, Nr. 34; hier Fig. 56); hiermit liesse sich wohl vergleichen der Bronze-Kamm Fig. 46 S. 178.

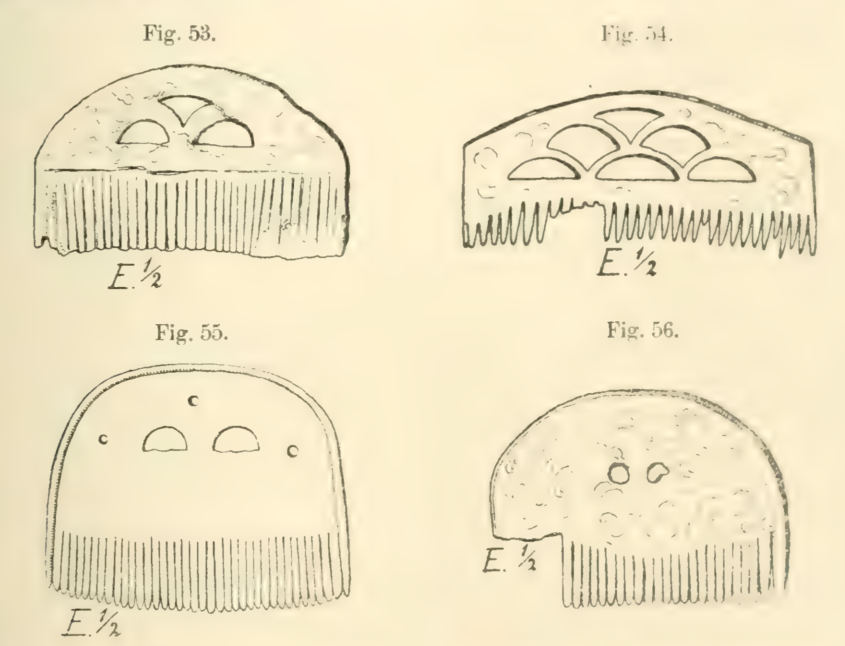


Fig. 53. Fig. 54. Fig. 55. Fig. 56.

Die Kämme des Neustädter Feldes fanden sich ganz überwiegend bei Skeletten, so auch der hier abgebildete. Die Körpergräber bilden den älteren Bestandtheil dieses, Tischler's Periode C angehörigen Grabfeldes, mit Fibeln älteren Typus: darüber liegen die jüngeren Urnengräber mit Armbrust-Fibeln mit umgeschlagenem Fuss aus dem 3. Jahrh. nach Chr. (Anger in Z. f. E. 1880, S. 106; Tischler im stenogr. Ber. d. Berliner Versammlung 1880, 84 und im Berliner Katalog S. 400, 401). Man wird für die Körpergräber den Anfang des 3. Jahrh. setzen können (vergl. oben S. 146). — Der Rabener Fund wurde von Lissauer veröffentlicht (Verh. 1896, 408 und Taf. 9, 3—16); der Kamm Fig. 15 lässt das Basrelief nicht erkennen, Lissauer erwähnt die Verzierung aber. Es gehören dazu u. a. 2 ungleiche silberne Fibeln (5509—10; Lissauer Fig. 9 u. 10) mit trompeten-

---

1) Wandtafel vor- und frühgesch. Alterth. aus Hannover, herausgeg. v. d. Provincial-Commission, 1896, Fig. 103; Müller-Reimers, Taf. 16, 137 zu S. 198 (ebenda S. 385 irrthümlich als aus Bronze bestehend angegeben; gef. Mitth. des Herrn Directors Reimers).

förmigem" Kopf und kreisrunder Bügelscheibe, Fig. 10 mit Perlringen verziert: ferner ein silbernes Armband (5508), mit Enden in Form eines spitzen Thierkopfs, ähnlich Voss-Stimming V, 1, Grab 2 Nr. 5 u. 7 von Fohrde-Gallberg. Nach dem gleichartigen Fingerring bei Müller, Jerna. 240 würde der Fund in die jüngere römische Zeit fallen: die Fibeln aber, deren erste = Almgren 77 ist und deren zweite Almgr. 101 nahezukommen scheint, würden mehr auf den älteren Abschnitt der röm. Epoche hinweisen, nach Lissauer auf die Mitte oder 2. Hälfte des 2. Jahrh. nach Chr. Unter Berücksichtigung zweier anderer Fibeln desselben Grabfeldes (Lissauer, Figg. 1 u. 2) würde ich letzteres in das 3. Jahrh. verlegen. — Zum Glogauer Kamm gehört eine eiserne, früher mit Silber belegte „gewölbte" Fibel (11334a), ganz ähnlich Aarböger 1872, Taf. 5, 9 von Bornholm, nur statt der Rollenhülse mit einer Deckplatte vor der Spiralrolle, und offenbar aus dem spätesten Abschnitt der älteren röm. Periode oder dem Beginn der jüngeren (also etwa der ersten Hälfte des 3. Jahrh.). Vergl. Almgren, Gruppe V, Serien 8, 11, 12, und oben S 146 zu Fig. 12). — Die Kämme von Fohrde endlich, zu welchen noch ein drittes Stück (Voss-St. V 11, 29a) mit weiter getriebener Veränderung hinzukommt, stammen aus einem Gräberfeld, das vorwiegend Fibeln der älteren Zeit lieferte, so zu dem letzterwähnten Kamm eine solche mit Bügelkamm und breitem Fuss, wie Almgren Fig. 28 oder 29. Aber bei dem oben Fig. 52 abgebildeten Exemplar lag eine bronzene Fibel mit aufwärtsgebogenen, in ein Knöpfchen auslaufendem Fuss und oberer freiliegender Sehne mit Haken, ein Mittelding zwischen Almgren's Formen 193 und 112 (S. 92—93, 56—58), das wohl eher ins 3. Jahrh. gehört.

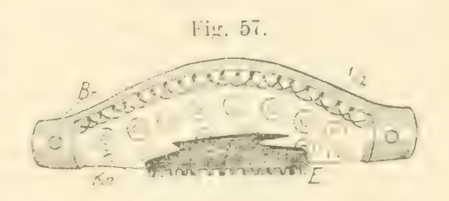
Im Allgemeinen kommen wir also für diese Kämme auf die erste Hälfte des 3. Jahrh. Nach Müller finden sich in Dänemark Knochen-Kämme wohl ab und zu in frührömischen Gräbern, allgemeiner aber erst in spätrömischer Zeit, 3. bis 5. Jahrh. (von ihm Völkerwanderungs-Zeit genannt, vermuthlich mit Rücksicht auf die grossen Moorfunde), und in dieser treten dann neu hinzu die eisernen Kämme (Müller, Jerna. Nr. 274—76, Text). — Der von Sanderumgaard stammt aus einem Körpergrab mit grossartiger Ausstattung, darunter eine goldne Zweirollenfibel (Müller, Jerna. 262), eine grosse silberne hakenkreuzförmige, wie Müller 266, und 2 silberne wie 251; auch ein Knochenkamm mit halbrundem Griff gehörte dazu. — Der Fund von Nedre Hov barg ebenfalls einen Knochen-Kamm und zwar einen zusammengesetzten, wie sie so häufig bei uns sich finden. — Auf Bornholm treten die eisernen Kämme sehr spät auf, um 400; einer lag daselbst in einer der jüngsten Gruppe angehörigen Brandgrube mit 2 eisernen Fibeln, wie Vedel, Oldtidsm. Fig. 143 = Almgren 178, entsprechend Tischler's Per. D der Gräberfelder (Oldtidsm. S. 351, Slamrebjerg 95); 5 Stück fanden sich in gleichaltrigen oder noch etwas jüngeren Körpergräbern (ebenda S. 96 und 132, Fig. 293).

Bei der vorstehend erörterten grossen Aehnlichkeit römischer Kämme mit denen des Bronzealters erscheint ein Zufall ausgeschlossen; man muss vielmehr an eine Ueberlieferung denken, die natürlich nur durch den fortdauernden Gebrauch derartiger Geräthe auch in der Zwischenzeit, d. i. in der Tène-Periode, denkbar ist. Hier lassen uns aber die Funde fast gänzlich im Stich, woran nach der schon S. 152 ausgesprochenen Vermuthung die Vergänglichkeit des Materials Schuld sein wird; wahrscheinlich brauchte man damals fast ausschliesslich Kämme aus Holz und vielleicht aus Horn. Man kennt allerdings keinen einzigen Horn-Kamm aus der Eisenzeit im Norden, aber in Dänemark aus römischer Zeit auch nur einen hölzernen (Müller, Jerna. S. 34), obgleich dort neben den Brandgräbern damals Körpergräber üblich und römische Holz-Kämme sonst sicher nichts Ungewöhnliches waren,

wie eine Fabrik solcher am Dimeser Ort bei Mainz lehrt (Heidn. Vorzeit 2, 11, Taf. 4, 8). Aber zu dieser Zeit bildete wohl Knochen das hauptsächlichste Material für dieses Geräth, welches ja in zahllosen Exemplaren, eintheiligen und namentlich aus mehreren Platten zusammengesetzten, bei uns im Norden in röm. Gräbern angetroffen ist, oft natürlich wegen des Leichenbrandes nur in Bruchstücken. — In der Tène-Zeit können Knochen-Kämme jedenfalls nur eine sehr beschränkte Anwendung gefunden haben.

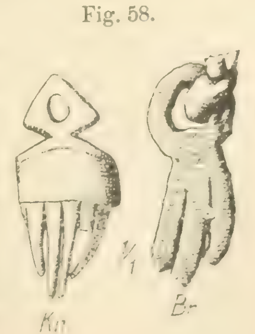
Aus Gräbern der Tènezeit sind nur wenige Fälle zu besprechen. Fig. 57 zeigt ein absonderliches Exemplar von Butzow, Kr. West-Havelland, das von Voss der jüngeren oder mittleren Tènezeit zugewiesen wird (Voss-Stimming IVa, Taf. 4, 1a und S. 14). Von Krielow, Kr. Zauch-Belzig, hat man eine Knochenplatte, die vielleicht einem ähnlichen Stück angehörte (ebenda Taf. 2, 6). Eine eiserne Zahnplatte (deren Zähne hier abgebrochen) liegt zwischen 2 länglichen Knochenplatten, durch Bronzeniete gehalten: Enden und Rücken des Bügels sind mit Bronzeblech beschlagen. Die Datirung wird man gelten lassen müssen. Zum Kamm von Butzow gehört eine Urne mit künstlich gerauhtem Untertheil, einzelnen glatten Streifen in der Rauhung und 6 Henkeln am Obertheil: sie erinnert an eine andere Urne desselben Gräberfeldes, bei der sich eine Mittel-La Tène-Fibel fand (IVa Taf. 6, 5). Die Krielower Platte lag neben einer grossen Bronze-Nadel, deren Obertheil mit tiefen Einschnitten quergerieft ist und 3 kreisrunde Scheiben trägt, deren oberste den eigentlichen Kopf bildet. Beide Grabfelder lieferten auch sonst noch zahlreiche Stücke der Tènezeit. Für unsere Zwecke ist aber mit dieser Kammform natürlich nichts auszurichten: irgendwelche Analoga kenne ich nicht. — Schumann berichtet Balt. Stud. 1889, 205 zu Taf. 6, 4 über einen zusammengesetzten Knochenkamm mit eisernen Nieten vom Rollberg bei Löcknitz in Pommern, einem dem Ende der Tènezeit angehörigen Grabe entstammend (vergl. ebenda 1896, 169). Aber die der Form wegen als Parallelen angezogenen, von Jentsch veröffentlichten Stücke von Koschen und Arneburg sind römisch (Jentsch, Programm, Guben 1886, Taf. III 45 zu S. 20, und Verhandl. 1885, 384, Fig. 4; Verhandl. 1886, 311, Fig. g). Jedenfalls ist es fraglich, ob hier eine Tène-Form vorliegt oder nicht vielmehr schon ein römisches Stück, wenn auch in einem Tène-Grabe. Die Griffform ist die bronzezeitliche.

Fig. 57.



Andere hierhergehörende Gebrauchskämme kann ich nicht beibringen: das grosse Gräberfeld bei Rondsen an der Weichsel lieferte nichts dergl. Dagegen ist ein kleiner, etwas angebrannter, aus einem Stück geschnittener knöcherner Anhänger der mittleren Tène-Zeit zu erwähnen, von Rudau, Kr. Fischhausen, Ostpr., Nr. 4564 des Prov.-Mus. zu Königsberg (hier Fig. 58; Tischler in phys.-ök. Abhandl. 29, 133 und Taf. 1, 21). Das Stück stammt aus einer Urne (Taf. 1, 18), deren charakteristische Form sie gleichstellt anderen Urnen von Warschken und St. Lorenz, welche durch Mittel-La-Tène-Fibeln zeitlich bestimmt werden (Phys.-ök. Abh. 27, 164—76, Taf. V, 4—10, 11—14; VI, 13, 16). Tischler bemerkt dazu: „Solche Kamm-Anhängsel müssen für unsere La Tène-Periode als charakteristisch angesehen werden:

Fig. 58.



ein einigermaassen verwandtes aus Bronze (7352) ist in Grabhügel II zu Rantau (Kr. Fischhausen) in einer Urne der äusseren (d. h. nachträglich beigesetzten) La Tène-Gruppe gefunden worden" (vergl. Phys.-ök. Sitzungsber. 28, 13, wo aber der Anhänger nicht erwähnt ist). Die Zeitbestimmung gründet sich wieder wesentlich auf die Form der Urnen. Eine Abbildung des Anhängers fehlte bisher noch; der Güte des Hrn. Prof. Jentzsch verdanke ich die hier Fig. 58 gegebene. Der Ring in der Oehse ist von Eisen. — Dass dies Stück einen Kamm vorstellen soll, ist aber doch wohl sehr zweifelhaft, selbst wenn man die stumpfen Zähne des Anhängsels vom Lac du Bourget (oben S. 174) in Betracht zieht. Ganz gleichartige Anhänger hat man als Schmuck eines Pferde-Geschirrs oder dergl. in einem Funde von Wulfen, Anhalt-Köthen (K. Mus. f. Völkerk. II 1003). 1692 traf man daselbst unter einem Steinhaufen in einem grossen künstlichen Erdhügel einen mit Fichtenbohlen ausgesetzten und mit grossem Deckstein geschlossenen viereckigen Raum, welcher enthielt: „2 grössere Urnen, 2 kleinere Gefässe, 2 kleine metallene Spiesse mit Holzschaft-Resten, einen metallenen Wurfspiess, einen Degen, ein riemern Pferdezeug, über und über mit Buckeln von Kupfer, lederne, mit Messing überzogene Stücklein und kupferne Figuren"; diese letzteren sind die fraglichen Anhänger [Tentzel's Monatliche Unterredungen 1698, S. 653—54; Joh. Christoph Olearius, Mausoleum in Museo, Jena 1701, S. 12—18 und Titelkupfer; Joh. Christoph Beckmann, Historie des Fürstenthums Anhalt, Zerbst 1710, Theil I, Cap. V, § 7, S. 27—29 mit Taf. II; v. Ledebur, Taf. III, 1 und 2, Taf. V, 1001—2, 1004]. Die eine Urne ist in der Literatur nach Tentzel als „Grosse-Mutter aller Urnen" bekannt. Eines der dreizinkigen Anhängsel siehe bei Olearius Fig. α, Beckmann Fig. 4; die Zinken sind indess nicht so spitz. Jetzt sind nur noch die beiden grossen Urnen (K. Mus. f. V. I 1 und 2), Reste des Riemenwerks und 6 Anhänger erhalten. Die Spiesse und das Schwert sind leider auch nicht abgebildet, doch lassen die Urnen auf Hallstattzeit schliessen. Sie sind schwarz und glänzend, ohne Henkel. I [1] ist am Bauch mit senkrechten, theilweise gekerbten, und auf dem sehr breiten, horizontalen Rande mit concentrischen Cannelirungen versehen; I [2], welche einen cylindrischen, horizontal cannelirten Fuss hat, zeigt am Bauche abwechselnd Gruppen senkrechter und bogenförmiger, nach unten offener Cannelirungen, welch' letztere als Reminiscenz von Buckeln erscheinen. Bei uns zu Lande findet sich wohl ähnliches, aber nicht gleichartiges Thongeräth; die Urnen weisen vielmehr auf Oesterreich-Ungarn. Man vergl. Wiener Mittheilungen 15, Taf. 8—12, Gefässe aus der Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark; ebenda 21, Taf. 6 und 7, von Oedenburg in West-Ungarn, z. Th. mit „parabolisch verlaufenden Furchen auf Hals und Bauch"; Mitth. der prähist. Commission der K. Akad. der Wiss. Bd. 1, S. 49ff., Fig. 40ff., von Gemeinlebarn in Nieder-Oesterreich. Hörnes (Kunst) charakterisirt eine „in Flachgräbern und Tumulis der älteren Hallstatt-Periode, namentlich im Donau-Gebiet sehr gemeine Grabgefässform", welche er um 600 vor Chr. ansetzt, wie folgt: „Grosse schwarze Urnen mit weit ausladendem Bauch, hohem konischem Halse und breitem Mundsaume ohne Henkel und meist mit einer metallnachahmenden Buckel- und Canneluren-Ornamentik" (S. 399, 609ff., 618). Dies passt auf die Wulfener Gefässe, nur dass deren Hals sich nicht, wie bei jenen „Hals-Urnen", nach oben verengt, sondern eher ein wenig erweitert.

Ich halte demnach die Wulfener, sicher nicht Kämme darstellenden Anhängsel für älter, als das Rantauer, sonst aber für gleichartig.

Wie die Gräber, so lassen uns auch die Siedelungen für die Tène-Periode im Stich. Die von Jacob untersuchten Stationen auf den Gleichbergen bei

Römhild, welche sonst eine so reiche Ausbeute gaben, scheinen Kämme nicht geliefert zu haben. — Dagegen traf man Kämme aus Bronze und Knochen zahlreich auf dem Hradischt von Stradonitz bei Beraun in Böhmen, der Fibeln aus der älteren, mittleren und jüngeren Tène-Zeit, sowie Glasringe (nach Hrn Lissauer's Angabe sicher der mittleren Zeit zugehörend) brachte und nach des verstorbenen O. Tischler's brieflicher Mittheilung in seinem Housttheile als Spät-La Tène zu bezeichnen ist; aber unglücklicherweise barg er auch, wenngleich spärlicher, Dinge der römischen Kaiserzeit und zwar vorwiegend aus sehr später Zeit, so dass dieser äusserst wichtige Fundplatz doch zur Zeitbestimmung nicht zu verwerthen ist. Auch muss man wegen vorgekommener zahlreicher Fälschungen auf der Hut sein [Voss in Corr.-Bl. 1878, 25; Osborne in Sitzungsber. der Isis, Dresden, 1878, 32—39; 1883, Abh. S. 31—36, und in Wiener Mittheil. 10, 234—60, Taf. 3—8 (I—VI)]. — Abbildungen der Kämme von Stradonitz sind bisher wohl nicht veröffentlicht; ich verdanke solche der Güte der HHrn. Dr. Deichmüller in Dresden und Szombathy in Wien. Das Stück der Dresdener Sammlung im Zwinger, aus Knochen, ist aber schwerlich ein Haarkamm, sondern gehört wohl zu den schon von Voss erwähnten Geräthen, die anderen, technischen Zwecken dienten. — Unter den 4 mir in Abbildung vorliegenden Exemplaren des Wiener k. k. Naturhistorischen Hof-Museums sind 2 aus Bronze, darunter eines (Nr. 5081), nach dem stilisirten Bügel mit Thierköpfen zu schliessen, römisch, das andere (Nr. 5082) einfacher, aber in der Form ähnlich, vermuthlich auch (Fig. 59). Auffallend ist die Aehnlichkeit dieser Geräthe mit dem der italischen Bronzezeit angehörigen von Casinalbo (oben Fig. 24). Von den beinernen ist Nr. 5700 verdächtig als Fälschung, Nr. 5698 aber ein eintheiliger, einzeiliger, höchst eleganter Kamm mit

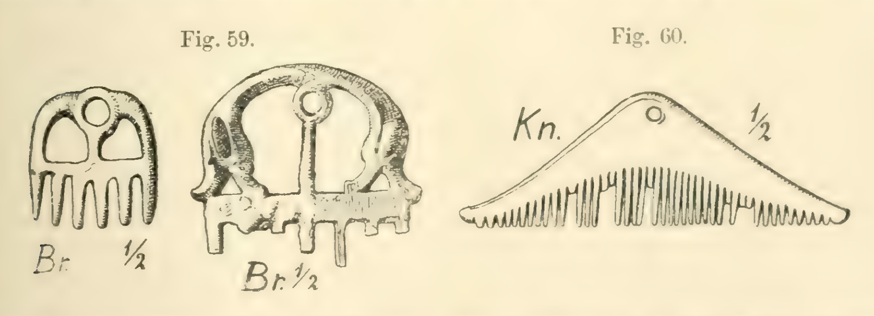
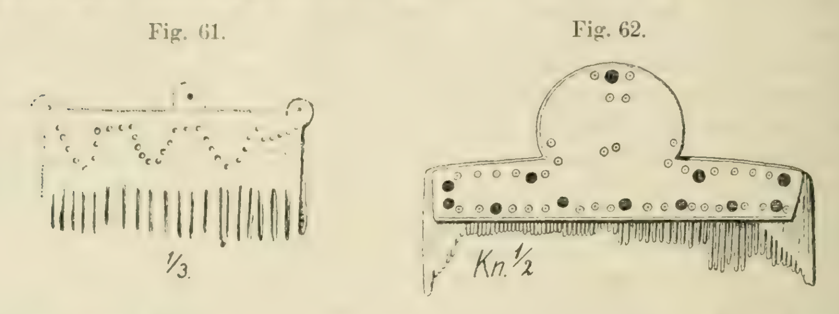


Fig. 59. Fig. 60.

dachförmigem Rücken, dessen Kanten leicht geschweift sind (Fig. 60). Diesen halte ich der Form des Rückens wegen für spätrömisch. Dachförmigen Rücken fanden wir freilich schon an den Bronze-Kämmen von San Francesco und Refranche (Figg. 25 und 33), aber an knöchernen ist er in Deutschland nicht selten in römischer Zeit. Es kamen dergl. vor zu Altenwalde bei Cuxhaven [Rautenberg, Urnen-Friedhof in A. (Jahrbuch der wissenschaftl. Anstalten zu Hamburg II, 1885, S. 183, Nr. 15)], in den Thermen von St Barbara zu Trier (Prov.-Mus. daselbst), in einem Gräberfelde zu Folklingen, Kr. Forbach in Lothringen (K. Mus. f. V., I i 312), sämmtlich etwa aus dem 4. Jahrh. n. Chr., und sie treten noch fortgesetzt auf in merovingischer Zeit am Rhein und in Belgien (Lindenschmit, Handbuch d. D. Alterthumsk. I 314). Auch glockenförmig geschweifter Rücken ist spätrömischen Kämmen eigen: vergl. Hostmann, Urnen-Friedhof bei Darzau, Braunschweig 1874, S. 111; Emele, Beschreibung römischer und deutscher Alterthümer, Mainz 1825, Taf. 13, 3, § 27.

Es bleibt jetzt noch die Kamm-Darstellung auf der Urne von Peterfitz zu erörtern, deren charakteristischer Theil der breite gerade Rücken mit seinen rundbogenförmigen Hervorragungen ist (S. 152, Fig. 15 und hier Fig. 61).

Fig. 61. Fig. 62.



Der gerade Rücken und ein solcher runder Vorsprung in der Mitte lässt sich mehrfach nachweisen an zusammengesetzten Knochen-Kämmen, bei denen die selbst vielleicht aus mehreren Stücken bestehende Zahnplatte beiderseits durch eine aufgenietete Platte verstärkt ist oder zusammengehalten wird; so an einem Kamm aus einem Grabe zu Grunau bei Elbing [Anger in Z. f. E. 1880, Taf. 5, 43 zu S. 122]. Beide Enden sind zerstört; deren Bildung, sowie die Gesammtlänge des Geräthes ist also nicht festzustellen. Man weiss auch nichts Näheres über den Fund. Schon Dorr hob hervor, dass die Form des Stückes und das Metall der Niete abweichen von denen der Kämme des bekannten Neustädter Feldes, das zwischen Grunau und Elbing liegt (vergl. Anger a. a. O.). Dorr beschreibt aber auch ein Gräberfeld zu Grunau selbst, das im Wesentlichen römisch ist und dem vielleicht der Kamm entstammen könnte[1]. Da aber hierüber Gewissheit nicht besteht und das Gräberfeld auch noch ältere Beimischungen enthalten zu haben scheint, sowie andererseits Fibeln, welche bis in den Anfang des 5. Jahrh. herabreichen, so lässt sich durch den Grunauer Kamm keine Zeitbestimmung gewinnen.

Sehr wichtig dagegen ist ein Grab von Kossewen, Kr. Sensburg, Ostpr. [Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1891, S. 24—25]. Der Kamm Fig. 17, (Berliner Mus. f. Völkerk. Ia 107) ist nur an einem Ende beschädigt und wird zeitlich bestimmt durch den übrigen Grab-Inhalt. Weigel setzt das ganze Gräberfeld ins 3.—4. Jahrh. n. Chr.; Tischler erklärte mir den Glasbecher (ibid. Fig. 12), der zu dem Kamm gehört, für bestimmt nachrömisch, d. h. also mindestens dem 4., wenn nicht dem 5. Jahrh. angehörig, und ebenso setzt Vedel einen ganz gleichen Becher von Bornholm an (Efterskr. S. 34, Fig. 49 und S. 38); auch 2 Riemenzungen (Nachrichten 1891 u. s. w., Fig. 14) sind der Form nach nicht mehr römisch. Kleine Nietsporen, wie ibid. Fig. 16, können auch in Ostpreussen noch bis ins 5. Jahrh. gehen (Verh. 1890, 199).

Ein dritter, ganz vollständiger Kamm dieser Art (Fig. 62) wurde auf Bornholm zusammen mit einer bemerkenswerthen Bronze-Schnalle bei einem Skelet gefunden [Aarböger 1885, Taf. 4 (3), 3 und 5 (4), 1 zu S. 210—11; Vedel, Oldtidsm., Fig. 294 u. 269 u. S. 125]. In „Efterskrift“ bestimmt Vedel die Zeit der Kämme des älteren Eisenalters als das 4. oder 5. Jahrh. bis an dessen Ende [S. 43, 45—47[2]].

1) Uebersicht über die prähistor. Funde im Kreise Elbing, Programm 1893, S. 36—39.

2) Unter den Kämmen der Thermen zu St. Barbara, Trier, aus dem 4. Jahrh. n. Chr., befindet sich einer mit pyramidalem (dachförmigem) Rücken, an dessen Spitze eine solche rundliche Hervorragung sitzt, wie die hier in Frage stehenden.

Der Kamm auf der Urne von Poterlitz erscheint nun wegen der Hervorragungen auch an den Enden eher noch als eine Weiterentwickelung der eben besprochenen Form; er könnte also keinenfalls weiter, als ins 1. Jahrh., hinaufdatirt werden. Den Widerspruch dieser Bestimmung mit dem übrigen Charakter der Urne zu erklären, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Alle hier besprochenen Kämme geben nun noch keine Aufklärung über die Zeichnung der Witoslawer Gesichts-Urne, von der wir ausgingen (Fig. 6[illegible], nach einer Bause des Originals). Berücksichtigt man nur die Form, nicht die Zeitstellung derselben, so liesse sich an gewisse zusammengesetzte römische Knochen-Kämme denken, wie sie wiederum das Neustädter Feld lieferte (Z. f. E. 1880, Taf. 4, 20; 5, 55 u. 50; Verhandl. 1880, Taf. 16, 1), aber auch andere Plätze, so Hansdorf bei Elbing (Danziger Mus.-Ber. f. 1897, 55 u. Fig. 31), Wandlitz, Kr. Nieder-Barnim (Nachrichten 1890, 64, Fig. 5). Ihre Breite ist erheblich grösser als die Höhe, der gewölbte Rücken daher flacher, als bei unseren Figuren 48—51. Diente solches Stück als Vorlage, so konnte ein schlichter Töpfer den Bogen des Rückens sehr wohl derart ausführen, dass er die unregelmässige Form der Witoslawer Zeichnung annahm. Bei dem Fehlen von Originalen aus der Zeit der Gesichts-Urnen liesse sich vielleicht an Holz- oder Horn-Kämme dieser Form denken. —

Fig. 6[illegible]

(26) Hr. F. v. Luschan bringt

Beiträge zur Kenntniss der Steinzeit in Africa.

Auf S. 154 dieser „Verhandlungen“ von 1898 habe ich, im Anschlusse an Darstellungen von Stein-Beilen auf Benin-Alterthümern, darauf hingewiesen, dass von der Guinea-Küste mehrfach alte Stein-Beile bekannt geworden sind, die von den Eingebornen als Blitz-Steine oder Donner-Keile betrachtet werden. Auch aus dem Lande der Monbuttu[1]) sind solche Stein-Beile bekannt, und in den letzten Jahren ist auch im Congo-Staat beim Eisenbahn-Bau und bei Plantagen-Arbeiten eine Anzahl geschliffener Stein-Beile und geschlagener Stein-Geräthe gefunden worden. Immerhin aber gehören derartige Funde aus Africa bisher zu den grössten Seltenheiten; speciell in Benin sind sie in den letzten Jahrhunderten königliches Attribut gewesen, und mehrfach bezeugt ihre Verwendung als Schwursteine und dergl., dass sie auch den Eingebornen als auffallende und kostbare Seltenheiten galten. Irgend ein sicherer Schluss, etwa auf eine besonders wenig dichte Bevölkerung während einer langen Epoche der afrikanischen Urgeschichte, war daraus gleichwohl nicht zu ziehen; eher lag es nahe, die Spärlichkeit solcher Funde auf die geringe Erd-Bewegung zurückzuführen, die dem afrikanischen Hackbau eigenthümlich ist.

Nun sind dem Königl. Museum gerade heute nicht weniger als 786 Stein-Beile zugegangen, die Dr. Kersting innerhalb einiger Tage in Tshaudyo, im Hinterlande von Togo (etwa 9° nördl. Br. und 1° 30′ östl. L.), gesammelt hat. Ich halte diese Erwerbung für so wichtig, dass ich bitte, über dieselbe sofort berichten zu dürfen, noch bevor die Stücke im einzelnen studirt sind. Dr. Kersting, der sich um die Völkerkunde von Togo die allergrössten Verdienste erworben hat und dem die Berliner Sammlung viele Hunderte von ausgezeichnet schönen Stücken von Stämmen verdankt, die vor seinen Reisen noch gar nicht oder kaum dem Namen nach bekannt waren, hatte zufällig drei solcher Stein-Beile in einer „Fetisch-Urne“ liegen

1) Vergl. diese Verhandl. Bd. XVI, S. 294, und Bd. XVIII, S. 85.

gefunden und dann in Erfahrung gebracht, dass ähnliche Steine in Tshaudyo und seinen Vasallen-Städten sehr zahlreich verwahrt würden. Er gab dann einigen Häuptlingen den Auftrag, ihm noch weitere solche Steine zu bringen, und war selbst am meisten überrascht, als ihm dann täglich Hunderte von geschliffenen Stein-Beilen in allen Formen und Grössen übergeben wurden.

„Die Stein-Aexte und -Beile werden als die Geschosse des Blitzes aufgefasst. Wenn der Blitz einen Baum zerspellt oder einen Menschen tödtet oder ein Haus entzündet, so thut er es durch die besagten Steine. Man nennt sie:

„'esṓ dā bū̄rĕ oder 'esṓ dā păbéi oder tēū bū́rĕ.
Gott Stein Gott Donner Regen Stein

„Auch die Worte tyeröu (Abendstern?) und ládire (Name für eine kleine Axt) habe ich für die Steine anwenden hören, aber niemals die Deutung gehört, dass es sich um wirkliche menschliche Werkzeuge aus alter Zeit handeln könne. Die allgemeine Auffassung ist, dass sie vom Himmel kommen. Sie werden meist beim Bearbeiten der Farmen nach Gewitter-Regen gefunden. Der Finder verwahrt sie unter den Sparren des Stroh-Daches der Hütte oder in kleinen „„Fetisch-Urnen"". In Kábure stehen diese Urnen in besonderen kleinen Häuschen und werden zeitweilig auf die Felder gestellt, um Schutz gegen Diebstahl zu gewähren.

„Im Tim-Gebiet werden den Steinen von den Fetisch-Leuten zuweilen eigene Namen beigelegt, wie sie auch für Menschen im Gebrauch sind, so Tjádre, Apalala, Korúku, Ali, Songéi, Djéru u. a. Man opfert ihnen Kauris, Hühner, kleine Ziegen und erfährt dafür, ob man ein Kind kriegen wird, wer der Dieb sei, ob man gesund werden wird u. s. w. Viele der nun gesammelten Steine zeigen deshalb noch Reste von Blut, Milch oder Federn auf der Oberfläche; die meisten Steine aber steckten anscheinend seit sehr langer Zeit unberücksichtigt in den Hüttendächern. Viele sollen seit Generationen in demselben Dorfe aufbewahrt worden sein. Dass ich so viele erhalten habe, liegt glaube ich daran, dass man die geheimnissvollen Steine mit einer gewissen misstrauischen Befürchtung zu betrachten gewohnt ist. Man wagt nicht, sie ohne Weiteres wegzuthun, und man giebt sie, wie es scheint, auch den Fetisch-Leuten nicht gern. Dagegen sind sie in den starken Händen des Weissen sicher aufgehoben und niemandem mehr schädlich; ihr Nutzen wird ohnehin anscheinend nicht sehr hoch geschätzt.

„Wie weit die Steinzeit hier zurückliegt, wird wohl schwer zu ermitteln sein. Heutzutage ist die Metall-Gewinnung und -Bearbeitung ja hoch entwickelt. Básari und Banyeri versorgen das ganze Land mit Eisen, das sie in 3 *m* hohen Hochöfen in grossem Maasstabe gewinnen. An anderen Stellen zeugen grosse Schlacken-Halden von der früheren Ausdehnung der Eisen-Gewinnung. Die Schmiede-Kunst ist zwiefach vertreten. Básari- und die ursprüngliche Tim- und Kábure-Schmiede sind ganz verschieden von der jetzt gleichfalls weit verbreiteten Haussa-Schmiede.

„Auch im Giessen und Legiren von Metall ist man geschickt. Für die Schmiede-Arbeiten auf der Station habe ich einen europäischen Schmied noch niemals vermisst, und wenn mir irgend ein Bronze-Theil an meinem Bett-Gestell zerbricht, so formt ihn der Dorf-Schmied in Wachs und giesst ihn in beliebiger Legirung in einer Thonform. Auch Silber-Schmuck wird hier sehr hübsch gearbeitet. Ich glaube also, dass die Steinzeit hier sehr weit hinter uns liegt."

Diesem Berichte des Reisenden habe ich nur sehr wenig hinzuzufügen. Die Steine sind durchweg geschliffene Beile, meist nur 6—7 *cm* lang; es sind aber auch viel grössere Stücke darunter, bis zu 15 *cm* und darüber. Auffallend ist die grosse Zahl ganz kleiner Beile, die kaum 2 *cm* lang sind. Es ist schwer einzusehen, welchem Zweck diese ganz kleinen Stücke gedient haben mögen und wie sie ge-

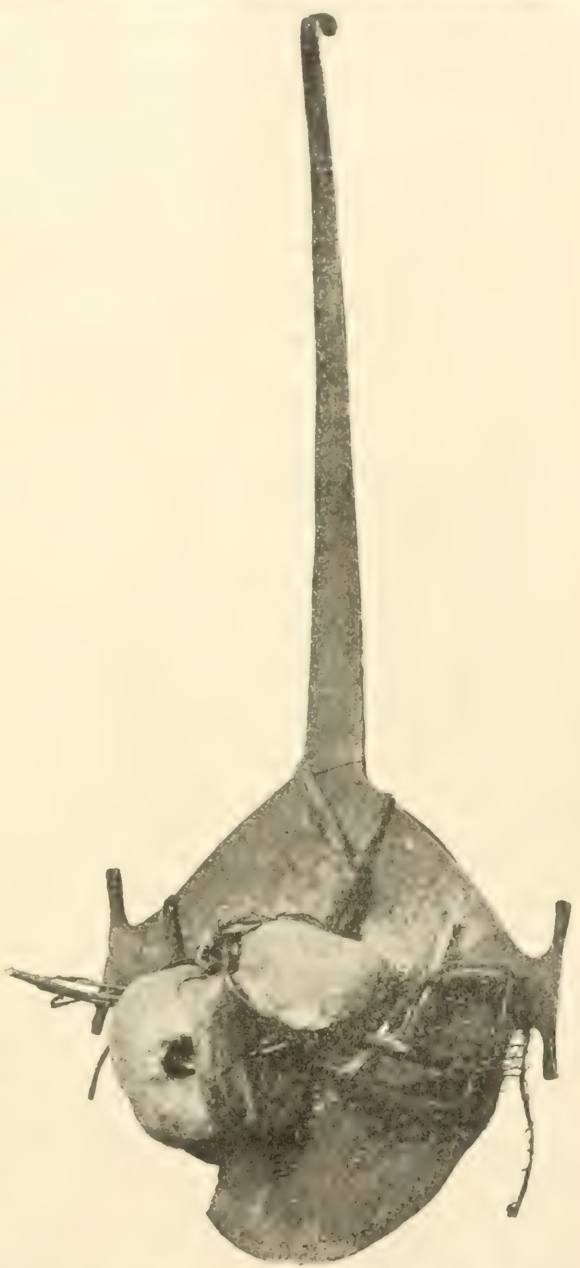
schäftet waren. Alle aber, ohne Ausnahme, sehen sehr alt aus, viele sind stark verwittert. Eine nähere Untersuchung der Gesteine, aus denen sie hergestellt sind, steht noch aus. Bisher sind mir einige Stücke aus Hämatit besonders aufgefallen, sowie mehrere aus einem durchscheinenden hellgrünen Quarzit, der fast wie Nephrit aussieht, aber ausgesprochen körnig ist; sehr viele scheinen aus gneisähnlichen Geschieben hergestellt zu sein.

Jedenfalls verdient das in solcher Massenhaftigkeit völlig unerhörte Auftreten alter Stein-Werkzeuge in Togo grosse Beachtung; es muss wohl als ein fast sicherer Beweis für eine sehr dichte Bevölkerung des Landes in grauer Vorzeit gelten.

Hrn. Dr. Kersting möchte ich auch an dieser Stelle für seine unermüdliche wissenschaftliche Thätigkeit danken und zu diesem neuen Erfolge beglückwünschen. —

Noch möchte ich auf die gesperrt gedruckte Stelle über das Giessen in verlorener Form aufmerksam machen. Sie lehrt, dass diese Technik, die wir kürzlich aus Benin in so hervorragender Entwickelung kennen gelernt haben und die auch von den Aschanti bekannt ist, auch im Hinterlande von Togo allgemein geübt wird.

Im Anschluss hieran bitte ich, eine Reihe von kugelförmigen, durchbohrten Stein-Geräthen zeigen zu dürfen, die dem Berliner Museum in der letzten Zeit mehrfach aus Ost-Africa zugegangen sind. Sie sind meist nicht sehr sorgfältig gearbeitet, haben etwa 10 *cm* im Durchmesser und erinnern vollkommen an die bekannten Beschwer-Kugeln, welche die Buschmänner an ihre Stöcke zum Wurzelgraben stecken. Sie sind von zwei Seiten her durchbohrt und können einem ähn-



„Zauber-Geräth“, Eisen mit 3 Stein-Kugeln. Zweck unbekannt. III. E. 6659. etwa 1/[illegible] d. wirkl. Gr. Kawende. Sammlung Ramsay.

lichen Zwecke gedient haben, wenn sie nicht etwa nur als Netzsenker verwendet wurden oder vielleicht als Köpfe für Keulen, gleich denen, die wir aus Neu-Britannien kennen. Jedenfalls ist ihre Bedeutung der gegenwärtigen Bevölkerung völlig unbekannt. Das Centrum für ihre Verbreitung scheint Kawende, am Ost-Ufer des Tanganyika zu sein. Dort sah sie Hauptmann Ramsay, gleichfalls einer der hervorragendsten Gönner unseres Museums, an modernen Schnüren aufgehängt, aber niemals in wirklichem Gebrauche, sondern stets nur als unverständliche Curiosa behandelt. Das weitaus merkwürdigste Vorkommen dieser Art ist umstehend abgebildet. Wir sehen da drei dieser Steine an ein grosses eisernes Blatt von höchst ungewöhnlicher Form festgebunden. Hauptmann Ramsay hat es aus Kawende eingesandt; leider konnte er gar nichts, weder über die Herkunft der Steine, noch über die Bedeutung des ganzen Arrangements erfahren.

Diese durchbohrten Stein-Kugeln werden also zunächst jedenfalls als prähistorisch zu gelten haben. Sie gewinnen besondere Bedeutung dadurch, dass nicht weit von Kawende, wo sie am häufigsten vorkommen, in Urundi noch heute Pygmäen leben, die sich mitten unter ihren grossen Nachbarn sehr zahlreich erhalten haben. Soweit unsere Kenntniss über diese Pygmäen reicht, besitzen sie gegenwärtig keine derartigen Stein-Kugeln mehr: es liegt aber trotzdem wohl nahe, irgend eine alte Verbindung zwischen diesen Pygmäen von Urundi und den in Kawende gefundenen alten Stein-Kugeln anzunehmen. —

(27) Neu eingegangene Schriften:

1. Morse, E. S., Was Middle America peopled from Asia? New York 1898. (Appleton's Pop. Sc. Monthly.) Gesch. d. Verf.
2. Hoernes, M., Griechische und westeuropäische Waffen der Bronzezeit. o. O. u. J. (Festschrift für Otto Benndorf.) Gesch. d. Verf.
3. Luschan, F. v., Die angebliche „Kreuzigung Christi“ im Palaste des Tiberius. Braunschweig 1898. (Globus.)
4. Derselbe, Ueber den antiken Bogen. o. O. u. J. (Festschrift für Otto Benndorf.) Nr. 3 u. 4 Gesch. d. Verf.
5. Brinton, D. G., On two unclassified recent vocabularies from South America. Philadelphia 1898. (Proc. Amer. Philos. Soc.) Gesch. d. Verf.
6. Kollmann, J., Ueber die Beziehungen der Vererbung zur Bildung der Menschen-Rassen. München 1898. (Corresp.-Bl. der Deutschen anthropolog. Ges.) Gesch. d. Verf.
7. Hrdlicka, A., Study of the normal tibia. — Physical differences between white and coloured children. Washington 1898. (Amer. Anthropol.) Gesch. d. Verf.
8. Salmon, Ph., D'Ault du Mesnil et Capitan, Le Campignien. Paris 1898. (Revue mens. de l'École d'anthrop.) Gesch. d. Verf.
9. Mielke, R., Der Neidkopf. Berlin 1898. (Brandenburgia.) Gesch. d. Verf.

Ausserordentliche Sitzung vom 28. Januar 1899.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Hr. Max Bartels spricht über

die Grenzvölker des Kaukasus,

namentlich über diejenigen, von denen eine mehr oder weniger grosse Zahl im Kaukasus selber Wohnsitze erlangt haben, während die Hauptmasse ihres Volkes in den angrenzenden Ländern wohnt. Es wurde in Kürze das anthropologische und ethnologische Verhalten der Armenier, Perser, Turkomanen nebst den Bucharen und Tekinzen besprochen, ferner die beiden Haupt-Abtheilungen der Tataren, die Wolga-Tataren und die Krim-Tataren mit ihren Unter-Abtheilungen der Tataren von Kasan, der Nogaier, der Karatschaier und der Berg-Kabardiner einerseits und der eigentlichen Krim-Tataren, der Tataren in Transkaukasien, Baku und Armenien andererseits. Schliesslich wurden auch die verschiedenen Gruppen der in diesen Landestheilen wohnenden Juden erörtert, die bucharischen Juden, die georgischen Juden und die Bergjuden des Kaukasus. Zur Erläuterung des Gesagten wurden 73 Projectionsbilder vorgeführt. Der Vortrag bildete eine Ergänzung zu der in der Sitzung vom 12. März 1898 gemachten Schilderung der eigentlichen Kaukasus-Völker. —

(2) Hr. Joachimsthal hält, unter Demonstration zahlreicher Projectionsbilder, einen Vortrag über

Zwergwuchs und verwandte Wachsthumsstörungen.

Der Vortragende berichtet über Erfahrungen, die er mit Hülfe der Röntgen-Photographie bei einer Anzahl von Kranken mit Wachsthums-Störungen zu sammeln Gelegenheit gehabt hat. Das Object seiner Forschungen waren zunächst Individuen mit sogenanntem Zwergwuchs, wohl proportionirt gebaute, geistig vollkommen normale, aber abnorm klein gebliebene Personen, die Mitglieder der vor Kurzem in Berlin gastirenden Liliputaner-Truppe. Obgleich das Alter der Betreffenden meist zwischen dem 30. und 36. Lebensjahre schwankte, also einem Zeitabschnitte entsprach, in dem die normalen Wachsthums-Vorgänge längst ihr Ende erreicht haben sollten, wurde doch — und zwar auf Grund regelmässiger, bei der Truppe vorgenommener Messungen — von fast allen aufs Bestimmteste angegeben, dass sie noch in einem beständigen, zeitweise stärkeren, zeitweise schwächeren Wachsthum begriffen seien. In Uebereinstimmung hiermit fanden sich bei 6 von 8 untersuchten Patienten auf den Röntgen-Bildern die Epiphysen oder Wachsthums-Knorpel noch in vollster Deutlichkeit erhalten, — ein Befund, der sonst nur bei der Untersuchung von Individuen, die sich noch im Wachsthums-Alter befinden, zu erheben ist. Auch im Uebrigen entsprach das Verhalten der Knochen durchaus dem kindlichen Charakter.

Eine weitere 12jährige Kranke mit der früher allgemein als fötale Rachitis, von Kaufmann als Chondrodystrophia foetalis bezeichneten Erkrankung, die so erheblich im Wachsthum zurückgeblieben war, dass sie mit 83 *cm* kaum die Grösse eines $2^1/_2$jährigen Kindes erreicht hatte, liess, im Gegensatz zu dem Verhalten der Kinder mit abgelaufener ächter Rachitis, auf den Skiagrammen, ausser einer abnormen Knorpel-Wucherung und einem vollständigen Fehlen von Verknöcherungs-Kernen in den Epiphysen oder Endstücken der Knochen, unregelmässige Gestaltungen der angrenzenden Enden der Diaphysen oder Mittelstücke erkennen, offenbar herrührend von dem Einwachsen des Periosts zwischen den Epiphysen-Knorpel und die Diaphyse. Durch lineare Durchmeisselung beider Schienbeine wurden bestehende Unterschenkel-Verkrümmungen (O-Beine) beseitigt, und eine Verlängerung von reichlich $2^1/_2$ *cm* erzielt.

Endlich demonstrirte Hr. Joachimsthal noch die Bilder eines 12jährigen Mädchens mit einer Wachsthums-Störung in Folge von Cretinismus. Körperlänge (110 *cm*), wie Ossifications-Verhältnisse entsprachen hier dem Verhalten eines 7jährigen Kindes. —

(Eine ausführliche Publication des Vortrages ist in der Deutschen medicinischen Wochenschrift 1899, Nr. 17 und 18 erfolgt.) —

(3) Neu eingegangene Schriften:

1. Lehmann-Nitsche, R., Lepra precolombiana? La Plata 1898. (Revista del Museo de la Plata.) Gesch. d. Verf.
2. Zíbrt, Literatura kulturné-historická a etnograficka 1897/98. I. v Praze 1898. (Česke Lid.) Gesch. d. Verf.
3. Steffen, R., Enstrofig nordisk folklyrik. Stockholm 1898. (Akad. Afhandl.) Gesch. d. Verf.
4. Götze, A., Urgeschichte des Menschen-Geschlechts. Referat für 1896. Berlin 1898. (Jahresb. der Geschichts-Wissenschaft.) Gesch. d. Verf.
5. Brandstetter, R., Malaio-Polynesische Forschungen. 2. Reihe. I. Die Geschichte von Djajalankara. Luzern 1898. Gesch. d. Verf.
6. Bastian, A., Lose Blätter aus Indien. VII. Zur Verständigung über Zeit- und Streitfragen in der Lehre vom Menschen. Berlin 1899. Gesch. d. Verf.
7. Swiderski, P. Th., Kumjiki, Dissertation (Materialien zur Anthropologie des Kaukasus Nr. 3.) St. Petersburg 1898. (Russisch.) Gesch. d. Hrn. Prof. Tarenetzki in St. Petersburg.
8. Dorr, R., Die Elbinger Alterthums-Gesellschaft 1873—1898. Elbing 1898.
9. Derselbe, Die Gräberfelder auf dem Silberberge bei Lenzen und bei Serpin, Kr. Elbing, aus dem V. bis VII. Jahrh. n. Chr. Geb. Elbing 1898.

   Nr. 8 u. 9 Gesch. d. Elbinger Alterthums-Gesellschaft.
10. Śástrí, Hrishíkeśa, and S. Ch. Gui, A descriptive catalogue of Sanskrit manuscripts. Nr. 8—9. Calcutta 1897/98. Gesch. d. Governor of Bengal.
11. Sievers, C. G., Graf, Osiliana. Bericht über eine archäologische Reise nach Oesel im Jahre 1877. Arensburg 1897. (Public. d. V. zur Kunde Oesels. II.) Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
12. Verhandlungen der Deutschen Colonial-Gesellschaft (Abtheilung Berlin-Charlottenburg) 1896/97, Heft 1—6. 1897/98, Heft 1—7. Berlin 1897/98. Gesch. d. Hrn. Dr. G. Minden.

Sitzung vom 18. Februar 1899.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Der Vorsitzende begrüsst die anwesenden Gäste, die HHrn. Walther Kanzow von Potsdam und Dr. Köhl von Worms, sowie den seit seiner glücklichen Rückkehr zum ersten Mal wieder in der Gesellschaft erschienenen Hrn. A. Bastian. —

(2) Der stellvertretende Vorsitzende, Hr. W. Schwartz, der an Influenza erkrankt ist, entschuldigt seine Abwesenheit durch folgendes an den Vorsitzenden gerichtetes Schreiben vom heutigen Tage: „Sehr verehrter Freund! So sehr ich auch bis zum letzten Augenblick gehofft hatte, heute wieder erscheinen zu können, ist es doch vernünftiger, ich bleibe heut Abend noch zu Hause. Arbeiten habe ich ziemlich können, und wie ich vor Weinhold bestanden, wird es mir denke ich auch Ihnen gegenüber vor Freitag ergehen, wo ich Sie in der Volkskunde zu sehen hoffe. Bis dahin herzlichen Gruss. Ihr stets ergebener W. Schwartz." —

(3) Hr. W. J. Brigham dankt in einem Schreiben aus Honolulu, 17. Januar, für seine Erwählung zum correspondirenden Mitgliede. —

(4) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

Hr. Dr. phil. Arthur Bankwitz, Hülfs-Arbeiter am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin.
„ Fabrik-Besitzer Fränkel in Berlin.

(5) Es liegt eine Einladung der Gräfin Uwarow, Präsident des Organisations-Comités für den 11. Archäologischen Russischen Congress vor, der zu Kiew vom 13. August bis 1. September abgehalten werden wird. Die Verhandlungen (débats) finden in russischer Sprache statt: jedoch kann das wissenschaftliche Comité besondere Sitzungen organisiren, in denen Mittheilungen in französischer, deutscher oder irgend einer slavischen Sprache gemacht werden dürfen. Das sehr reich ausgestattete Programm enthält zahlreiche Fragen aus der Prähistorie, der historischen Geographie und Ethnographie, der classischen, byzantinischen und russisch-occidentalischen Archäologie, sowie über süd- und westslavische und orientalische Alterthümer. —

(6) Die letzten directen Nachrichten von unserer

armenischen Expedition (Belck - Lehmann)

sind von Van, 8. Februar, datirt, als die Reisenden eben im Begriff standen, ihre Weiterreise nach Diarbekir und Mosul anzutreten. Sie bemerken, dass neuerdings auf Toprakkaleh von den so besonders zu begehrenden Thontafeln noch mehrere gefunden sind, die sich zu ganzen oder fast vollständigen Stücken zusammensetzen

lassen; ferner einige Siegel und schön erhaltene Siegel-Abdrücke mit besonders interessanten Darstellungen, u. a. ein Schiff, auf einen Wagen gesetzt, mit einem Mann (?) in betender Stellung, offenbar die aus Babylon bekannte, aber ihres Wissens nicht dargestellte Processions-Scene. Die Stein-Sculptur mit Bronze-Einlage hat sich erwiesen als Darstellung eines Mannes, der einen (heiligen) Zweig in den Händen hält, bezw. sich dem heiligen Baum anbetend nähert. Analoge Darstellungen finden sich auf ihren Siegel-Abdrücken. Die Darstellung war schwer zu erkennen, weil alle feineren Theile in Bronze gearbeitet waren, die nur zum Theil (heiliger Zweig) erhalten ist. Die Stelen und Steine, die in Kirchen eingemauert waren, haben sie sämmtlich freilegen oder herausnehmen dürfen und die Inschriften auf den eingemauerten Seiten copiren und abklatschen können. Dem Patriarchen Magakia (Malachios) in Constantinopel und dem Archimandriten von Van, Vartaped Steppan, sind sie zum grössten Dank verpflichtet. —

Ein Bericht der Reisenden an die königliche Akademie der Wissenschaften, von welcher gleichfalls Beiträge zu den Reisekosten bewilligt sind, steht in dem Sitzungs-Bericht der Akademie vom 9. Februar 1899, S. 116. Derselbe enthält namentlich genauere Angaben über aufgefundene Inschriften. Es mag hier speciell verwiesen werden auf die Sieges-Inschrift Tiglatpileser's I. von Assyrien (um 1020 v. Chr.), worin er die Niederlage der Fürsten des armenischen Berglandes zu einer Zeit, da das urartäisch-chaldische Reich noch nicht errichtet war, schildert. Die Reisenden setzen den Ort der Schlacht nach Goganlu, 3 Stunden von Melasgert: daselbst ist die Inschrift gefunden worden. Die Fels-Inschrift von Kaissaran nennt keinen König; die Reisenden nehmen an, dass sie aus der Zeit stammt, da die Chalder sich bereits vor den einwandernden indogermanischen Armeniern (Haik') in die Berge zurückgezogen hatten. —

Nachdem die gesammelten Beiträge zu einem grossen Theil verbraucht worden sind, hat der Hr. Unterrichts-Minister Dr. Bosse unter dem 29. Januar d. J. einen Vorschuss von 3000 Mk. für die Durchführung der Forschungsreise bewilligt. Diese Summe ist am 1. Februar gezahlt worden. Da jedoch das Reise-Programm der HHrn. Belck und Lehmann eine Dauer der Forschungen bis zum October in Aussicht nimmt, so wird die Opferwilligkeit der Freunde immer wieder von Neuem angerufen werden müssen. —

(7) Hr. Lissauer legt neue Abbildungen vor von den

Fels-Sculpturen am Monte Bego in den See-Alpen,

über welche er in der Sitzung vom 21. Mai 1898[1]) ausführlich berichtet hatte. Es konnten damals unter den Bildern mehrere Gruppen deutlich unterschieden werden, von denen die eine Darstellungen von Waffen und Geräthen, vorwiegend von triangulären Dolchen und Schwertstäben, eine zweite Darstellungen von gehörnten Ackergespannen umfasste, welche an den mehr oder weniger ausgeführten Köpfen von Rindern vor einem primitiven, von einem Menschen gelenkten Pfluge zu erkennen waren. Von der ersten Gruppe werden nun heute eine Reihe von Original-Abdrücken und Zeichnungen in natürlicher Grösse und ausserdem noch 9 Photographien von der Felswand des Monte Bego überhaupt vorgelegt, welche Hr. Bicknell in Bordighera im letzten Sommer dort aufnehmen konnte und der Gesellschaft wiederum zum Geschenk machte.

1) Diese Verhandlungen 1898, S. 241.

Die Darstellungen der zweiten obigen Gruppe haben in der letzten Zeit ein erhöhtes Interesse dadurch gewonnen, dass in dem neolithischen Grabe von Züschen[1]) in Hessen auf der inneren Fläche der das Grab einfassenden Steinplatten ähnliche Zeichen auftreten, wie jene primitiven Darstellungen von rinderbespannten Pflügen, worauf Ref. durch Hrn. Director Voss zuerst aufmerksam gemacht wurde. Wenngleich kein Zusammenhang zwischen beiden Befunden durch diese Aehnlichkeit erwiesen wird, so ist es immerhin von Interesse, diese Aehnlichkeit der Zeichen überhaupt zu constatiren, zumal da die Felsen-Bilder vom Monte Bego auch dem Beginn der Metallzeit in Süd-Europa angehören.

Im Namen der Gesellschaft sprach Ref. noch Hrn. Bicknell für seine Geschenke den besten Dank aus. —

(8) Der Vorsitzende erhielt von Hrn. Willy R. Rickmers einen Brief aus London vom 16. Februar, betreffend den

Zustand der Bewohner von Pitcairn Island.

In einem Parlaments-Bericht, der eben vorgelegt worden ist, schätzt Capt. Dyke, der mit dem Schiff Comus im November 1897 die Insel besuchte, die Zahl der Bewohner auf 149, während 1894 nur 136 gezählt wurden. Die armseligen Leute scheinen mit ihrem Geschick zufrieden zu sein. Fleischspeise, mit Ausnahme von Hühnern, ist unbekannt, seitdem vor Jahren alles Rindvieh getödtet ist und Schafe nicht fortkommen; die Hühner sind zahlreich und verwildert. Trinken und Rauchen, Thee, Kaffee u. s. w. sind nicht in Gebrauch, sie trinken nur Wasser. An jedem 1. Januar wählen Männer und Frauen eine neue Regierung aus 7 Personen, die einen Vorsitzenden ernennen. Die Moral ist lax, da sie den ganzen Tag müssig zubringen. Eine grössere Bevölkerung kann die Insel nicht tragen; unter den Jüngeren wächst die Sehnsucht, die Insel zu verlassen.

Im Auftrage der Central-Regierung schickte Sir G. T. M. O'Brien, High Commissioner for the Western Pacific, nach einem Bericht vom 25. October 1898 Mr. Hunter als Judicial-Commissioner. Dieser gab sein Urtheil dahin ab, dass, wenn der Status quo forterhalten werde, die Insulaner in Schwachsinn (imbecility) verfallen müssten. Freilich hat sich ihre Zahl in 34 Jahren trotz einer Epidemie in 1893 und trotz mangelnder Einwanderung verdreifacht. Im Februar 1864 zählte man im Ganzen 43 Seelen (6 Männer, 8 Frauen, 29 Kinder); im August 1898 142 Seelen (35 Männer, 51 Frauen, 56 Kinder, unter letzteren 36 ♂ und 20 ♀). Sie vertheilten sich folgendermaassen auf die vorhandenen Familien:

1864: 22 Youngs, 11 Christians, 6 M'Coys, 2 Warrens und 2 Buffets,
1898: 47 „ , 51 „ , 6 „ , 20 „ „ 1 „ , 11 Coffins, 2 Butlers und 4 Smiths.

Die Männer erscheinen kräftig (strong) und von guter Constitution, wenngleich geneigt zu gebückter Haltung, die Frauen voll (robust) und activ, aber sehr verunstaltet durch den Verlust der Vorderzähne. Der Stabswundarzt Beatty betrachtet diesen Verlust als Zeichen von Degeneration oder physischer Devolution. Die Erwachsenen haben mit 2 Ausnahmen ein angegriffenes, müdes (weary), hungriges Aussehen; nur die Kinder sind reizende, muntere Geschöpfe. Die Leute stellen sich als fast völlige Vegetarier dar. Sie sind schwer zu verstehen und verstehen

---

1) Neolithische Denkmäler aus Hessen von J. Böhlau und F. v. Gilsa zu Gilsa. Cassel 1898 (Zeitschr. d. V. f. hessische G.- und Länderkunde, N. F., 12 Suppl.): die Steinkiste von Züschen, Taf. 4—6.

ihrerseits schlecht. Die Art, wie sie ihr Rettungsboot (lifeboat) in schwerer See führen und einen Platz an der Landungsstelle gewinnen, zeigt, dass es ihnen an physischer Kraft und an Muth nicht fehlt.

Die englische Behörde überlegte, ob man die Leute nicht nach Fiji oder Norfolk bringen solle; aber man stand davon ab, da man sich nicht von der Zuträglichkeit einer solchen Versetzung überzeugen konnte. So bleibt nichts übrig als der Gedanke, eine bequemere Verbindung mit Tahiti zu schaffen und die Leute etwas mehr von der Welt sehen zu lassen.

Diese Mittheilungen sind ein Auszug aus der Morning Post vom 14. Februar 1899.

Mr. Rickmers macht darauf aufmerksam, dass der längere Aufenthalt eines tüchtigen Physiologen und Psychologen auf der Insel vielversprechend sei. Sonst bestehe die Gefahr, dass ein kaum je wiederkehrendes Unicum für die wissenschaftliche Betrachtung ganz verloren gehe. Es giebt noch einen alten prächtigen Mann, Thursday October Christian, geboren 1819 als Enkel des ursprünglichen Fletcher Christian aus der Bounty-Zeit, dessen wunderbares Gedächtniss gerühmt wird. Für die Kinder ist ein Schulzimmer eingerichtet, aber sie sprechen einen fast unverständlichen, selbsterfundenen Jargon. Die Leute haben die englische Kirche verlassen und sich den Seventh-Day Adventists angeschlossen; sie beginnen und schliessen ihr Tagewerk mit Gebet. —

(9) Hr. Ed. Seler legt die vor Kurzem in photographischem Facsimile-Druck erchienene Bilder-Handschrift der Bibliothek des Palais Bourbon in Paris (Codex Borbonicus) vor. Es ist eine der bestgezeichneten und schönsten Handschriften, die bisher bekannt geworden sind, ohne Zweifel aus alter heidnischer Zeit stammend. Sie gehört einem der mexikanischen Stämme im engeren Sinne, d. h. der Nautlakischen Stämme, an. Der Inhalt der Handschrift ist rein kalendarisch, und zwar enthält dieselbe

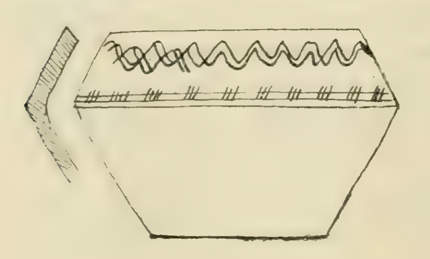
1. eine Darstellung des tonalamatl, der Periode von 13 × 20 Tagen,
2. eine Darstellung des xiuhmolpilli, des Cyklus von 52 Jahren,
3. eine Darstellung der cecempoualli, der verschiedenen Feste, die in den 18 × 20 Tagen, die auf ein Jahr fielen, gefeiert wurden.

Eine eingehendere Mittheilung über diese schöne und wichtige Bilder-Handschrift behält sich der Redner vor. —

(10) Hr. Ed. Krause berichtet über

einen slavischen Skeletgräber-Fund westlich von der Elbe.

Bei der Herstellung der Entwässerungs-Anlagen und Verlegung der Ableitungs-Röhren in der Schützen-Strasse zu Stendal wurden im Jahre 1889 mehrere, anscheinend in einer Reihe liegende Skelette, und bei einigen derselben Eisenreste, bei einem ein kleiner Topf blossgelegt. Dem Anschein nach soll noch eine zweite Reihe von Skeletten vorhanden gewesen sein.



Die Schützen-Strasse liegt dicht vor dem Uenglinger Thore Stendals. Leider konnte, da die Strasse gepflastert ist, die Untersuchung des Gräberfeldes nicht fortgesetzt werden.

Unser Mitglied, der um seine Vaterstadt

und deren Alterthümer hochverdiente Hr. Geh. Sanitätsrath Dr. Haacke in Stendal, hat den Topf erworben und wird ihn dem altmärkischen Museum im Dom daselbst überliefern. Der Topf (s. vorstehende Abbildung) zeigt alle charakteristischen Merkmale der Wenden-Töpfe: er ist auf der Drehscheibe gearbeitet, zeigt innen und aussen die bekannte Rauhheit der Oberfläche, die wir an Wenden-Töpfen zu beobachten gewohnt sind, und ausserdem Verzierungen des Burgwall-Typus, nehmlich oben, nahe dem Rande, das Wellenlinien-Ornament, dann an der Bauchkante anscheinend mit einem Holzspahn in den weichen Thon gezeichnete Querlinien und Systeme von je drei bis vier schräg von oben nach unten laufenden kurzen Strichen. Das Gefäss ist 8 *cm* hoch, hat 9 *cm* oberen, 12,5 *cm* grössten, 7 *cm* unteren Durchmesser und ist ziemlich dickwandig (fast 1 *cm*). Der Rand ist nach innen abgeschrägt (s. den Querschnitt neben der Zeichnung). —

(11) Hr. Robert Mielke, Berlin, zeigt

Thon-Gefässe, darunter ein bemaltes, aus Raschewitz, Kr. Trebnitz (Schlesien).

In der naturgeschichtlichen Sammlung des hiesigen Friedrich Wilhelm-Gymnasiums fand ich vor einiger Zeit eine Anzahl vorgeschichtlicher Gefässe des Lausitzer Typus, die sich schon jahrelang an ihrem jetzigen Orte befanden. Unter ihnen war ein Gefäss, das Reste von Bemalung zeigte. Es ist dies ein kleiner einhenkliger, hellfarbiger Topf mit sehr kleinem Boden und weiter Oeffnung (Fig. 1*a*). Auf dem weit vorspringenden Bauch sind unmittelbar unter dem niedrigen Halse zwei flache Furchen, gebildet von drei spitz hervortretenden Reifen. Zwischen denselben, und einen Raum von $5\frac{1}{2}$ *cm* Länge einnehmend, befindet sich, etwa

Fig. 1*a*. $\frac{1}{2}$



6 *cm* von dem Henkel entfernt, je ein breites Band von der rothen Farbe, die für einzelne Gefässe Posens und Schlesiens charakteristisch ist. Mit einem Vergrösserungsglase, selbst schon mit einem guten Auge, erkennt man, dass diese Streifen erst durch den Aufenthalt in der feuchten Erde zusammengelaufen sind und dass die ursprüngliche Zeichnung eine Art von Fischgräten-Muster war, dessen spitze Winkel auf beiden Seiten nach rechts gerichtet waren.

Wie sich feststellen liess, stammen die Gefässe, 9 an der Zahl, aus zwei verschiedenen Grabfeldern. Drei von ihnen sind zu Schlabendorf bei Luckau von dem Oberlehrer Dr. Hempel vor etwa 18 Jahren gefunden worden und konnten von demselben zum Theil noch bestimmt werden. Zugehörige Bronzen (Ringe)

sind verloren gegangen. Die übrigen. zu denen das bemalte gehört, sind nach dem Inventar der Sammlung auf dem Rittergut Raschewitz bei Trebnitz in Schlesien ausgegraben. Später fand sich noch ein eingehender Bericht des Finders vom Jahre 1855 vor, der im Wortlaute folgt:

„Die von mir dem Hrn. Prof. Yxem [ehemaligem Lehrer des Gymnasiums] aus Schlesien mitgebrachten Urnen oder Gefässe habe ich auf einem zum Rittergut Raschewitz, Trebnitzer Kreis, gehörigen Bauernfelde gefunden.

„Das Feld bildet fast die nördliche Spitze des Trebnitzer Kreises. Wenige Schritte westlich von demselben dehnt sich der Teich von Alexanderwitz (Wohlauer Kreis) aus. Das Feld selbst besteht aus weissem Sande und scheint der Begräbnissplatz früherer Landesbewohner gewesen zu sein. Tief eingedrückt, stösst der Pflug häufig auf grosse Steine, und gewöhnlich bilden diese Feldsteine die obere Decke eines parallelepipedischen, aus Steinen ohne jedes Bindemittel aufgeführten Sarges oder Kastens, in dem sich um eine oder mehrere grosse, mit Knochen und Asche gefüllte Urnen herum eine Anzahl anderer Gefässe befindet, welche leer und in Gestalt und Grösse sehr verschieden sind.

„Von den in der Mitte befindlichen Urnen giebt es verschiedene Arten. Sie sind der Form nach gleich, aber mit der Farbe scheint Rang und Grösse der Urnen bestimmt zu sein. Die rothen sind die grössten, auch sind diese fast durchgängig von einer zweiten dunkelfarbigen Urne als Hülle umgeben, nicht in diese hineingesetzt, sondern von ihr ganz eng umschlossen, so dass die rothe, dickleibige, enghalsige Urne in der ganz gleich geformten Hülle sitzt.

„Auch haben die rothen Urnen, wie die folgenden schwarzen, eine Glasur. Der Besitzer des Feldes, der Nothführer [?] Hoffmann, fand einst eine rothe Urne mit einem goldig glänzenden Streifen (Ringe) von über 2 Fuss Höhe. Er stellte sie als eine Merkwürdigkeit an den vorbeiführenden Weg, und so ist sie von einem nächtlichen Fuhrwerke zertrümmert worden. Diese merkwürdig grosse Urne nannten die Leute in der Gegend „Königs-Urne".

„Auf die rothen folgen die schwarzen, der Grösse nach; auf diese eine dritte Art, von blasser Thonfarbe (wie blasse Blumentöpfe) ohne Glasur. Beim Ausgraben ist die grösste Vorsicht nöthig. Die Urnen sind nämlich ganz weich und feucht und trocknen erst an der Luft. Bringt man sie feucht an die Sonne, so bersten sie während des Trocknens. Bei klarem Wetter trocknen sie im Schatten binnen 5 Minuten, und sind dann hart, wie jedes andere Töpfergeschirr.

„Die Knochen, die sich in einem Gefässe befinden, waren in einer rothen Urne. Diese zerbrach und daher schüttete ich einen Theil der Knochen, namentlich die grösseren Stücke, in die schwarze kleine Urne, die jetzt noch dieselben enthält" (Fig. 2).

Berlin, den 22. May 1855. P. Wasserschleben
Königl. Feldmesser.

Soweit der anschauliche Bericht, dem nur das in eckiger Klammer Stehende zugefügt ist. Unter den „rothen Urnen" sind wohl nicht bemalte, sondern solche von bräunlichem Thon zu verstehen, die ja, wenn sie frisch aus der feuchten Erde kommen, eine braunrothe Farbe haben. Diese scheinen alle in Trümmer gegangen zu sein, denn es ist keine dieser Art mehr vorhanden. Von den „schwarzen Urnen" sind noch 2 in der Sammlung: eine gut erhaltene Buckelurne (Fig. 2) mit 3 Buckeln, die von Halbkreisen und radial gestellten Furchen umgeben sind, und eine flache, ehemals einhenklige Schale, deren Boden nach oben zurückgewölbt ist

(Fig. 3). Zu der dritten Art, der von „blasser Thonfarbe“, sind das bemalte Gefäss, dessen Verzierung dem Finder entgangen ist, und 2 kleine gleichartige Töpfe

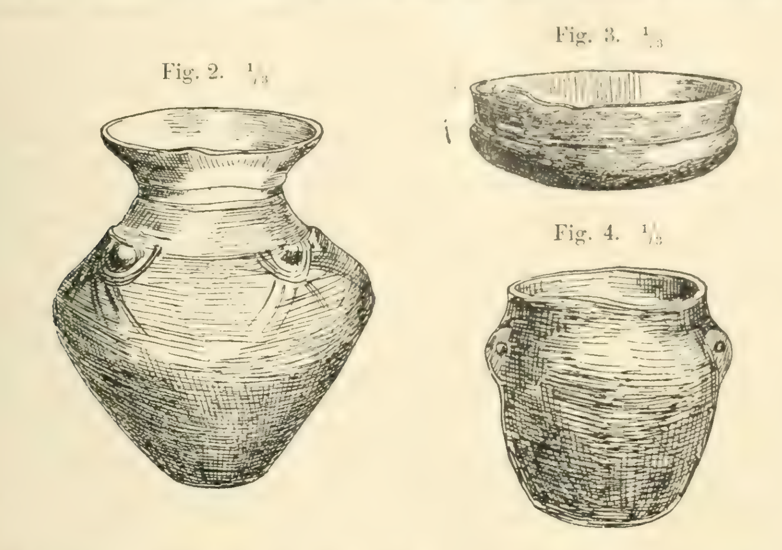


Fig. 2. 1/3

Fig. 3. 1/3

Fig. 4. 1/3

mit je 2 Henkellöchern zu rechnen (Fig. 4). Doch ist die Zugehörigkeit dieser letzteren, roher gearbeiteten, dickwandigen und unverzierten Gefässe zu dem Raschewitzer Fund nicht ganz sichergestellt. —

Hr. R. Virchow spricht seine Freude über diesen neuen Fundort aus, welcher sich dem grossen, bis tief in die Provinz Posen (z. B. nach Zaborowo) sich erstreckenden Formenkreise der bemalten Thon-Gefässe anschliesst, der manche Verwandtschaft mit dem Lausitzer Typus darbietet, von diesem aber wohl zu trennen ist. —

(12) Hr. H. Busse bespricht

vorgeschichtliche Funde aus der Mark, namentlich von Wilmersdorf (Kr. Beeskow-Storkow).

Erscheint in den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“, Heft 2. —

Hr. R. Virchow bemerkt über einige der vorgelegten Funde Folgendes:

I. Ueber Käse-Steine.

Als ich zum ersten Mal die Aufmerksamkeit auf die sonderbaren Gebilde richtete, denen ich ihrer Form wegen den Namen Käse-Steine beilegte, handelte es sich um ein Paar Funde, die in dem Gräberfelde von Zaborowo (Posen) von Hrn. Thunig gemacht worden waren (Verhandl. 1872, S. 54). Die Steine lagen in Urnen und zwar jedesmal zusammen mit anderen, nicht minder sonderbaren Steinen, die Hr. Thunig ihrer Form nach als Eier-Steine bezeichnete. Ich habe damals eine genaue Beschreibung und Abbildung derselben geliefert. Kurze Zeit nachher erhielt ich aus einem anderen Gräberfelde der Provinz Posen, dem von Alt-Lauske (Kr. Birnbaum) wiederum einen Käse- und einen Eier-Stein (ebendas. S. 245).

Die jetzt von Hrn. Busse vorgelegten Steine von Wilmersdorf (Nachr., Fig. 27 u. 28, *A* u. *B*) haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den erwähnten, nur dass ihnen die schöne Politur und die sehr regelmässige Form abgeht. Jedenfalls ver-

dient die Fundstelle eine genauere Untersuchung. Ich möchte empfehlen, in dem nächsten Sommer eine Excursion der Gesellschaft nach Wilmersdorf zu veranstalten. Dabei wäre auch auf die anderen Steine, die scheinbar zum Poliren gebraucht sind (Fig. 29), zu achten. Eier-Steine sind hier noch nicht angetroffen worden. —

2. **Die Miniatur-Knochenpfeile** (Nachr., Fig. 32—34).

Hr. Busse hat schon frühere Beobachtungen über derartige Funde, die er auf demselben Gräberfelde von Wilmersdorf gemacht hat, aufgeführt (Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1893, S. 90, Fig. 3, und Verhandl. 1895, S. 456, Fig. 14). Die damaligen Funde bezeugten hinlänglich, dass es sich um Gegenstände des Lausitzer Typus[1]), nach Hrn. Voss des Untertypus Anrit handelte. Meine erste, diese Dinge betreffende Mittheilung ist 13 Jahre älter (Verhandl. 1881, S. 266, Fig. 4); sie bezog sich auf einen Gräberfund des Hrn. Hirschberger von Zerkwitz bei Lübbenau. Ich bezeichnete die Sachen als ein „knöchernes Kinder-Spielzeug", ganz analog dem noch jetzt in Pommern gebräuchlichen „Zitter- oder Kaiserspiel". Nicht nur die Kleinheit der Gegenstände, sondern noch mehr der Fundort nöthigten zu der Annahme, dass es ein Kinder-Spielzeug war; denn sie lagen nebst den gebrannten Gebeinen eines Kindes in einer Urne, die ausserdem eine gebogene Bronze-Nadel mit kolbenartigem Kopfe und eine Masse kleiner durchbohrter Plättchen und Kügelchen aus schwach gebranntem Thon enthielt. Ueberdies befand sich zwischen den Pfeilen eine Anzahl von Miniatur-Keulchen aus Bein. Einige Jahre später (Verhandl. 1885, S. 83) fand Hr. Gärtner in einer Urne des Gräberfeldes von Alteno (Kr. Luckau), und im nächsten Jahre (Verh. 1886, S. 385) wiederum in einer Urne bei Trebbus (Kr. Luckau) ähnliche Keulchen. Ich machte damals darauf aufmerksam, dass Hr. Stimming zahlreiche Gegenstände der Art in Urnen-Gräbern der Umgend von Brandenburg, namentlich von Radewege, gesammelt habe. Das Fundgebiet ist demnach ein recht ausgedehntes: es reicht von der oberen Spree bis zur Havel, scheint aber in der Nieder-Lausitz besonders reich zu sein. Immerhin sind diese Spielzeuge ein recht charakteristischer Bestandtheil des Grab-Inventars; sie lehren, dass die Bevölkerung eine sesshafte und der Kinderpflege freundlich zugewendete gewesen ist. —

(13) Hr. W. v. Schulenburg sendet aus Charlottenburg, 3. Februar, eine Reihe von Mittheilungen über

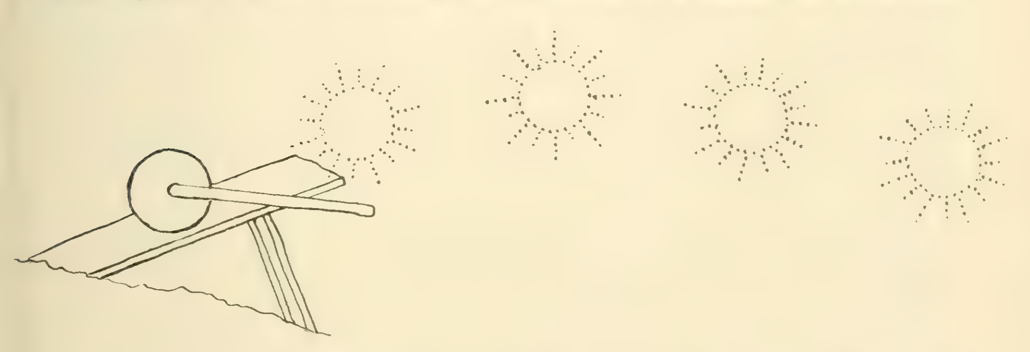
volksthümliche Gebräuche.

1. Das Verbrennen des Fastnachts-Funkens.

Am alten Fastnachts-Sonntag (Sonntag Invocavit), „dem Sonntag nach der richtigen Fastnacht", wird auf einem Berge bei Lenzkirch, in der Gegend vom Titisee (im Amte Neustadt in Baden), und in anderen Ortschaften der Umgegend der „Fastnachts-Funken angezunden". Es wird dazu eine freie Stelle gewählt, „dass man weit sehen kann." Es sind hier freie Berge, weil das Vieh auf denselben gehütet wird. Fastnachts-Funken heisst eine Tanne (Abies pectinata DC.), von etwa 15—20(?) Fuss Höhe, die von unten bis oben mit Stroh umwickelt ist, wozu man etwa 20—30(?) Stück „Straubund" braucht. An der ausgewählten Stelle, nahe dem Bergabhang, wird sie aufrecht hingestellt. Unten gegen den Stamm, soweit keine

1) Auch unter den von Hrn. Busse vorgelegten Topfscherben befindet sich ein thönerner Deckel mit stark vortretendem Knopfe, wie er auf den Gräberfeldern der Nieder-Lausitz häufig vorkommt.

„Aeschte" sind, werden Reiswellen (Bündel von Reisig) gestellt. Diese Reiswellen betteln die Buben, etwa von 14—17 Jahren, im Orte zusammen und fahren dazu mit einem Schlitten von Haus zu Haus, denn um diese Zeit liegt dort noch viel Schnee. Am Abend, „wenn's Betglock läutet und bissel dunkel ist," kommen die jungen Leute, Buben und Maidle, und die erwachsenen Schulkinder beim Funken zusammen. Wenn es aufhört zu läuten, wird er angezündet. Die „Schuler" (Jungen und Mädchen) tragen Fackeln in den Händen, gehen um den Funken herum und schwenken dabei die Fackeln. Die Fackeln bestehen aus etwa 10 bis 12 Stückle fein geschnittenen Tannenholzes von einem Brett, die zusammengebunden und einige Zeit hinter den Ofen gestellt werden, dass sie gut ausdörren. Oben in die Fackeln giesst man warmgemachtes Harz hinein, „dass sie recht brennen." Das Harz sammelt man im Walde von den Tannen. Ausserdem wird mit Scheiben, runden Rädlen[1]), geschossen. Die Burschen, die einen Schatz haben, mit einem Mädchen zusammengehen, machen sich schon vorher eine Scheibe aus Tannenholz, etwa (!) von 17—18 *cm* Durchmesser, und zwar aus recht dürrem Holz, damit sie gut brennt. Die Scheiben haben in der Mitte ein Loch, dass man einen zugespitzten Stock durchstecken knnn. Am Berge, „wo es hinuntergeht," in einiger Entfernung vom Funken, ist in schräger Lage ein kurzes



Brett angebracht. Mit dem vorderen niedrigen Ende liegt es auf der Erde, mit dem hinteren höheren Ende, frei in der Luft, auf zwei Stöcken, „die etwas in den Boden geschlagen sind." Ueber dieses Brett weg findet das Scheibenschiessen statt. Jeder Bursche, der eine Geliebte hat, steckt einen Bengel (Stock) durch seine Scheibe, und hält oder legt am Stock die Scheibe ins Feuer des brennenden Funkens, damit sie anglüht. Wenn sie dann glüht, nimmt er sie aus dem Feuer und bewegt sie drehend mit dem Bengel das schräge Brett hinauf und schiesst sie über das Brett hinweg, d. h. lässt sie vom Stocke abfliegen. Die Scheibe fliegt, in geringer Höhe, feurig durch die Luft und den Berg hinunter. Man sieht, wo sie hinfliegt, weil sie in der Dunkelheit leuchtet. Von solch einem Liebespaar, d. h. dem schiessenden Burschen und seiner Geliebten, „nimmt man dann an, dass sie heirathen werden." Man sagt z. B. „Otto und Fridda sind geschossen worden". — „Auch Paare, die schon Kinder haben, nehmen an dem Scheibenschiessen theil" (?). Dabei wird gelärmt und jejukzt (gejuchzt). Diese Angaben

1) Die Kinder in Dörfern der Mark (Kr. Teltow) nennen das Bötzeln, obwohl seltener, auch Radschlagen, ein Spiel, bei dem runde Scheiben von hartem Holze in flachem Bogen geworfen werden: wenn diese auf die Erde niederfallen, werden sie von den Gegnern durch einen Schlag mit der Küle (Keule, hier ein Stock) aufgehalten und dann wieder zurückgeworfen.

mache ich nach den wiederholentlichen Mittheilungen der Johanna Faller aus Lenzkirch, die dort Theilnehmerin war beim Verbrennen des Fastnachtsfunkens.

Es ist klar, dass die Scheibe mit dem Loch die mythologische Darstellung des Sonnenlaufes bildet, wie man auch heute noch in der hochdeutschen Schriftsprache von der Sonnenscheibe (und Mondscheibe) spricht. Zeichnet man diese Scheibe und ihre Durchlochung als Kreis mit einem Punkt oder kleinerem Kreise darin, so erhält man das bekannte Sonnenzeichen, das sich als Verzierung so vielfach auf den vorgeschichtlichen Bronzesachen und beinernen Haarkämmen vorfindet. Auf der von mir (Verhandl. 1897, S. 447) abgebildeten Scheibenfibel sieht man 7 solcher Zeichen, aber 6 von ihnen stehen in einer besonderen Bahn, das siebente ausserhalb für sich. Da die Sieben im Alterthum als besonders bedeutungsvolle Zahl galt, so erscheint nicht ausgeschlossen, dass jene Zeichen auf der erwähnten Fibel eine bestimmtere Beziehung andeuten könnten. Wie die Holzscheibe der Sonne gleich durch die Luft sich fortbewegt und dann den Berg hinabsinkt, so dürfte auch wohl ein in Ober-Bayern noch übliches Volksspiel[1]), genannt „die Sunn übern Berg treim“ (treiben), das ich selbst mitansah, ursprünglich an die Bewegung der Sonne über die Berge erinnert haben.

In seinen Untersuchungen über das Rad als Sinnbild der Sonne und als Glaubenszeichen giebt H. Gaidoz[2]) nach dem Berichte eines Augenzeugen eine Beschreibung von dem „lancer des disques enflammés le soir de la Saint-Jean d'été (Scheibenschlagen)“, also zur Sommer-Sonnenwende, wie es in etwas anderer Weise, etwa um 1846, ausgeführt wurde im Schwarzwald in den Bergen bei Offenburg. Es wird darin noch vermerkt, dass die etwa 1,50 *m* langen Stöcke zum Fortschleudern der Scheiben von Haselholz („baguette de coudrier“) waren.

2. Die Fastnacht verbrennen.

Bis vor einer Reihe von Jahren war im Dorfe Ebersteinburg bei Baden im Schwarzwald die Sitte, dass am Aschermittwoch auf einen Wagen (Leiterwagen) Stroh, ein paar Strohbosse (Strohbunde) gelegt wurden, und dann mehrere junge Leute, etwa 4—5 Mann, sich vor den Wagen spannten, d. h. ihn an der Deichsel mit der Hand fortzogen. Der Wagen wurde die Dorfstrasse entlang durch den Ort gefahren. Unterwegs sprangen noch Andere auf, „manchmal war der ganze Wagen voll“, und fuhren mit. An einer Stelle im Dorfe, und zwar, wie vermerkt wird, vorm Wirthshause, machte man Halt. Hier wurde mit der Haue ein Loch in die Erde gemacht, das Stroh hineingethan und darin verbrannt. Das hiess die Fastnacht verbrennen. Mädchen nahmen an der Umfahrt nicht theil, auch war der Wagen nicht geschmückt.

3. Das Begraben der Fasenachtnäre.

In Lichtenthal im Schwarzwald theilten mir Kinder mit, dass in der Fastnacht die Buben eine Puppe aus Stroh machten, mit ihr hineingingen in Häuser, wo sie bekannt wären, und sagten, jetzt komme der Fasenachtnär, ob er tanzen dürfe. Abends werde er dann in einem Ofen verbrannt. Dann sage man: „Die Fasenachtnäre werden begraben.“ Doch habe ich nichts weiteres darüber erfahren. O. von Reinsberg-Düringsfeld (Das festliche Jahr. Leipzig 1898, S. 90) vermerkt: „Der deutsche Name Fastnacht ist nach Wackernagel nicht die richtige Form, richtiger wäre das mundartliche „Fassnacht,“ vollkommen genau jedoch das altdeutsche „Fasenacht““.

1) Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, 26 (16). 1896. S. 64.

2) Études de Mythologie gauloise. I. Le dieu gaulois du soleil et le symbolisme de la roue. Paris 1886.

4. Sonne, Wäsche und Freier.

In ganz Norddeutschland und auch in Süddeutschland, so in Baden und Württemberg, vermuthlich auch in Bayern, haben und hatten, mehr früher als jetzt, die Mädchen, aber auch Frauen, in den Dörfern auf dem Lande gewisse Redensarten, die sie scherzhaft zu einander sagen, wenn sie waschen, oder die Wäsche auf dem Rasen zum Bleichen ausbreiten, oder sie zum Trocknen aufhängen. Nehmlich, wenn die Sonne scheint, wenn schön Wetter ist, so sagen die Mädchen: „Der Schatz, der Bräutigam, der Freier ist treu", oder: „Die Freier u. s. w. sind treu". Damit sind immer die eigenen Liebhaber gemeint. In der Anrede heisst es z. B.: „Rieke, Du hast einen getreuen Schatz". Wenn es Frauen sind, so sagen sie zu einander: „Dein Mann ist treu" u. s. w. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, dass mehr die Mädchen solche Reden führen. Wenn nasses Wetter ist, und wenn es regnet, und die Wäsche nicht trocknet beim Aufhängen, so sagen sie: „Du hast einen ungetreuen Schatz, Du hast keinen getreuen Bräutigam, die Freier sind nicht treu". Aehnliches fand ich bei der wendisch-slavisch sprechenden Bevölkerung der Niederlausitz, besonders im Ober-Spreewald. Wenn dort[1]) die Mädchen waschen und wollen bleichen und die Sonne scheint oder kommt hervor, so sagen sie: „Twoj fryjaŕ jo vérny, te fryjarje („frijaŕe") su wérne, Dein Bräutigam ist treu, die Freier sind treu." Ist am Waschtage kein Sonnenschein oder schlechtes Wetter, so ist „der Bräutigam, der Freier untreu". Aehnliche Redensarten haben auch die Wenden der Muskauer Gegend.

In verschiedenen Gegenden, heutigen Tages wohl seltener, schliesst sich an diese Anschauungen ein bestimmter Gebrauch an, den ebenso Mädchen wie Frauen hatten und haben. Nehmlich wenn sie gutes Wetter haben wollen beim Wäschetrocknen, namentlich dass die Sonne scheint, so sollen die Frauen, — aber auch Mädchen, soviel ich erfuhr —, wenn sie Mannshosen bei der Wäsche haben und wollen sie zum Trocknen aufhängen, durch die Hosen durchschreien, durchjuchen oder durchlachen. So sagten in der Neumark (Kreis Ost-Sternberg und West-Sternberg) die Mädchen beim Wäsche-Aufhängen zu einander: „Wir müssen auch durch die Hose lachen, vielleicht kriegen wir gut Wetter", oder eine sagte zur andern: „Du hast wohl nicht in die Hosen gelacht", und dann nahmen sie die Hosen, hielten sie mit beiden Händen vor sich hin und lachten oben hinein: Ha! ha! ha! oder sie lachten auch durch, ohne sich vorher dazu aufzumuntern. Das nannten sie: gut Wetter bestellen zum Trocknen. In der Mittelmark (Kreis Teltow) nahmen die Frauen, wenn die Hosen auf der Leine hingen, das eine Bein und haben durchgejauchzt. Andere, wenn die Hosen gewaschen sind und aufgehängt werden, juchzen durch die Hose durch „immer hoch rupp" (d. h. hinauf nach dem Himmel zu), wie sie sagen, wobei sie das Hosenbein dann hochhalten. Mir selbst sind in einem Dorfe der weiteren Umgegend von Berlin zwei alte Büdnerfrauen bekannt, die regelmässig, wenn sie Wäsche aufhängen, durch die Hosen durchjuchzen. Bisher vereinzelt hörte ich in der Mark: „Die Mäken sollen die Jungen[2]) ihre ungewaschenen Hosen uppen Tun schmieten und dörchjuchen." Die Wäsche zum Trocknen auf den Zaun zu werfen, der vielfach aus einer Hecke besteht, ist noch heute, namentlich bei kleineren Leuten, auf dem Lande üblich. Abweichend von dem Erwähnten fand ich für Dörfer der Rheinebene am Fuss des Schwarzwaldes (Bühler Amt), dass, wenn sie Wäsche aufhängten zum Trocknen, früher die Weibsleute zu den Mannsleuten sagten: „Zieht de

1) W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen. 1880, S. 272.

2) D. h. die jungen Männer, Burschen.

Hose gut nuff (hinauf), dass mer (wir) trockne Wäsch bekomme", d. h. dass wir schönes Wetter (Sonne) kriegen. Auch im Ober-Spreewald sagt eine Wäscherin zur andern: „Hänge eine Hose hinaus, so wird gleich Wetter" (d. h. heitres, schönes Wetter). Vielleicht gilt in diesem Brauche, neben Anderem, die Hose als Begriff der Männlichkeit, wie man im Volke sagt von einer Frau, die statt des Mannes herrscht: „Sie hat die Hosen an."

In Ostpreussen (im Dorfe Beinuhnen im Kreise Darkehmen) sagte man früher: „Wenn die Mädchen in der Nacht gut lieben, dann haben sie bei Tage schön trocken Wetter beim Waschen." Hier wurde also die Liebe unmittelbar mit der Sonne in Verbindung gebracht[1]). Ebenda sagte man, wenn man den „Bräutigam" irgendwie kommen sah: „Die Sonne ist aufgegangen." Z. B. sagte ein Mädchen zu einer anderen, deren „Bräutigam" — in diesem Falle ihr späterer Gatte — gegangen kam: „Jette, komm mal sehen, wo dort die Sonne aufgegangen ist." Wahrscheinlich ist diese Redensart weiter verbreitet in Deutschland. Allgemein war sie üblich und ist noch jetzt bekannt bei den Niederlausitzer Wenden im Ober-Spreewald. Wenn mehrere Mädchen irgendwie zusammen sind, z. B. beim Wieten[2]), und der „Bräutigam"[3]) der einen kommt oder wird sonst sichtbar, so sagen die anderen: „Słynco[4]) (oder słyncko) swěśi", die Sonne (das Sönnchen) scheint; „glědaj raz, słynco se póra (oder źo góri)", sieh mal, die Sonne kommt (geht auf); auch „hyn (oder nět) se bytři", da (jetzt) hellt es sich, wird es hell. Oder des Abends, in der Dunkelheit, wenn welche zusammengehen, z. B. zum Spinnen, so sagen die anderen, hinweisend nach der Seite, wo der Bräutigam der einen wohnt oder wo man das Licht von seinem Hause sieht: „Tam se bytři." Beim Gespräche hierüber sagten mehrfach dortige Bewohner zu mir: „Das ist aber Dummheit, wie kann die Sonne ein Bräutigam sein." Aehnliche Redensarten haben auch die Wenden der Muskauer Gegend. Wenn die Mädchen Wäsche, hauptsächlich aber Bleichleinwand im Garten trocknen und die Sonne schön scheint, so sagt eine andere zu ihnen: „Die Freier kommen"; oder: „Heute werden die Freier kommen"; wenn die Leinwand schön austrocknet: „Heute sind die Freier treu gewesen." Aber auch neckische Frauen sprechen so beim Waschen.

Heute sind alle diese Reden der Mädchen wohl nur Scherzworte[5]), aber es giebt doch noch ältere Frauen, die mehr oder weniger daran glauben, sonst würden sie nicht, wie schon erwähnt, so gewissenhaft durch die Hosen juchzen. Aber was jetzt scherzhafte Rede ist, hat in der Vorzeit sicher auf einem ernsteren

1) Adam von Bremen berichtet vom Freyr in Schweden (!) (nach Grimm): „Tertius est Fricco, pacem voluptatemque largiens mortalibus, cujus etiam simulachrum fingunt ingenti priapo: si nuptiae celebrandae sunt, (sacrificia offerunt) Fricconi." Grimm bemerkt dazu: „. . . . muss aus einer schuldlosen Verehrung des zeugenden Princips hergeleitet werden, die eine spätere, ihrer Sünde bewusste Zeit ängstlich mied." „Wenn seine (Freyr's) Bildsäule in Schweden auf einem Wagen durch das Land fuhr, klärte sich das Wetter" (Grimm, Myth. nach fornm. sog. 2, 73—78).

2) Wieten des Unkrautes aus dem Flachs oder Weizen, und Wieten (Jäten) der Roggen- und Weizenstoppeln nach der Ernte, um sie als Streu zu benutzen, da hier das Getreide noch mit der Sichel geschnitten wird.

3) Niederlausitz-serbisch bei den Wenden: fryjaŕ, frejaŕ der Freier, der (nicht verlobte) „Bräutigam": fryjowaś, freien: fryja, die Freite (d. h. die Brautwerbung): fryny, frejny, freiledig, d. h. ledig, unverheirathet.

4) Zu Burg gesprochen swynco.

5) Scherzend sagen auch Leute gebildeter Kreise in den Grossstädten: „Es sitzen 13 bei Tisch, einer muss weg oder hinzu, und wenn es ein Kind ist," fürchten aber sehr ernstlich, dass der Tod sonst einen von der Tischgesellschaft holt.

Glauben beruht. Es wird der Freier („Bräutigam", Schatz) der Sonne und dem Sonnenschein gleichgestellt. Seine Liebe zur „Braut" (Schatz) bringt Sonne und Sonnenschein. Wenn er keine Liebe zeigt, ist Regen oder schlechtes Wetter. Diese Anschauungen müssen eine alte mythologische Unterlage haben. Dergleichen konnten und können, und zwar bei verschiedenen Völkern, allgemeine Anschauungen sein aus alter Zeit her. Denn das „Verhältniss" der Sonne am Himmel zur Erde ist vom Alterthum bis in die Neuzeit dichterisch angeregten Gemüthern, besonders für die Frühlingszeit, wie eine Brautschaft (und darauf folgende Ehe) erschienen[1]. Wenn aber ursprüngliche Naturanschauungen und Erfahrungen im Laufe der Zeit bei einem selbständigen Volke mit weiterem Gedankenkreise zu einer grossen Gottheit sich auswachsen, so nehmen solche Gottheiten bei dieser Ausbildung entsprechende Bestandtheile der vorhandenen Glaubensmasse in sich auf, die ohne Herausbildung einer solchen menschlich ausgestalteten Gottheit als Naturanschauungen oder Geisterglauben fortleben. Es dürften deshalb solche Anschauungen, wie sie den Reden der ländlichen Wäscherinnen zu Grunde liegen, zur Zeit der germanischen Götter in das Wesen einer Sonnengottheit (oder mehrer) übergegangen gewesen sein, einer Gottheit, die Sonnenschein und Liebe unter ihrer Obhut hatte. Bei den Nord-Germanen ist urkundlich bezeugt ein Gott Freyr, eine Göttin Freya und eine Göttin Frigg. Freyr war Gott des Sonnenscheins, der Liebe und der Ehe, Freia Göttin der Liebe, Frigg jedenfalls Göttin der Ehe. Noch bis in unsere Zeit sind in den deutschen Mundarten die Wörter Freier, freien, freen, frien, frigen, friggen u. dgl. m., die Eigennamen Frey und Frick, die Götter-Namen (nach Kuhn und Schwartz) Fricke, Frêke[2], Frîen, Frêen lebendig geblieben. Da so sachlich und sprachlich Uebereinstimmung herrscht, erscheint die Annahme zulässig, dass in den betreffenden Redensarten, die die Bauernmädchen und auch Bauernfrauen in Deutschland bei der Wäsche gebrauchen, bestimmte Beziehungen zu einer deutsch-germanischen Sonnengottheit (oder zu mehreren) durchblicken, die wohl Freyr gewesen sein kann oder in welcher Umlautung immer der Name vorhanden, und wo und zu welchen Zeiten immer der Gott verehrt worden sein mag. —

(14) Hr. Iwan Bloch hält einen Vortrag

zur Vorgeschichte des Aussatzes.

(Hierzu Tafel I.)

Wenn ich mir erlaube, nochmals über ein Thema zu sprechen, welches seit dem Jahre 1895 in zum Theil recht lebhaften Discussionen so oft erörtert worden ist, so bedarf dies wohl zunächst einer kurzen Begründung. — Da ich mich seit längerer Zeit mit der Geschichte des Aussatzes im Alterthum beschäftigt hatte, so wurde ich ganz von selbst und unabhängig von der speciellen Frage der praecolumbischen Lepra auf die Vor- und Frühgeschichte der Lepra im Allgemeinen

1) In einem akkadischen Loblied an die Sonne heisst es nach Kaulen (Assyrien und Babylonien, Freiburg i. B. 1891, S. 158): „Die Geister der Erde, sie alle blicken auf zu deinem Antlitz. Wie ein Bräutigam lässt du dich nieder, freudig und wohlgemuth." Fritz Reuter (Ut mine Stromtid, 1878, III, 123): „Un wat was't för en schönes Frühjohr. 'T was ordentlich, as wenn de Hewen tau de Ird' sprok: Hoff Du man drist!" d. h. sei guter Hoffnung. Bezüglich Wäsche (I, 115): „En por Dag nachher kek de Sünn des Morgens . . achter 'ne Regenwolk heruter . . Ehr Döchting, de Ird', hadd grote Wasch hollen, und sei süll ehr leiw Kind nu en beten bi't Drögen helpen."

2) Freke als Name der Göttin bei den Niedersachsen erwähnt (nach Grimm) schon Eccard. de orig. Germ. p. 398.

geführt. Ich sah mich aber genöthigt, das Problem des praecolumbischen Aussatzes in Süd-America einer näheren und besonders genauen Prüfung zu unterziehen, weil dasselbe für die allgemeine Geschichte der Lepra von fundamentaler Bedeutung ist und auch über die heutige Natur der Krankheit wichtige Aufklärungen bringen kann. Nachdem nun in der Octobersitzung die Frage des vorcolumbischen Aussatzes von Hrn. Dr. Polakowsky wieder aufgeworfen wurde und derselbe auf Grund seiner dankenswerthen, aber in mancher Beziehung unvollständigen Informationen ein so bestimmtes und kategorisches Urtheil über das Nichtvorhandensein der praecolumbischen Lepra abgegeben hat, fühle ich mich veranlasst, im Interesse der Förderung dieser wichtigen Frage einige weitere neue Mittheilungen zu machen.

Zunächst möchte ich erklären, dass ich mich nicht für berufen halte, nochmals ausführlicher über die Natur der verstümmelten peruanischen Thonfiguren zu sprechen, nachdem dies bereits von so hervorragender Seite hier geschehen ist. Die genauen Nachforschungen des Hrn. Wilhelm von den Steinen haben ergeben, dass die Darstellung einer absichtlichen Verstümmelung ausgeschlossen ist, dass es sich also nicht um bestrafte Verbrecher handelt. Auch in der mir bekannt gewordenen neuesten Arbeit über praecolumbische Lepra von Dr. R. Lehmann-Nitsche[1]) wird die Annahme einer Darstellung von verstümmelten Verbrechern als unhaltbar zurückgewiesen. Wenn aber sowohl Hr. Polakowsky als auch Hr. Lehmann-Nitsche[2]) die zuerst von Hrn. Virchow ausgesprochene Ansicht nicht gelten lassen wollen, dass diese Thongefässe vielleicht lepröse Veränderungen darstellen, sondern als Erklärung andere, noch unbekannte Krankheiten heranziehen, so setzt mich dies einigermaassen in Erstaunen. Denn die dargestellten Veränderungen sind, so lange die Lepra existirt, in bestimmten Gegenden Aerzten und Laien als Erscheinungen dieser Krankheit ganz geläufig gewesen. Ich will aus den vielen Beispielen dafür nur einige besonders prägnante hervorheben, die von Aerzten, nicht von Laien stammen. Schon vor bald 2000 Jahren sagt einer der berühmtesten Aerzte des Alterthums, der Kappadokier Aretaios, in seiner classischen Beschreibung des Aussatzes: „Bisweilen stirbt auch ein einzelner Körpertheil ganz ab und fällt vom Leibe: Nase, Finger, Füsse, Schamtheile und ganze Hände.“[3]) — Ebenfalls ein Arzt, der Aegypter Mohammed el Tounsy, welcher in den vierziger Jahren eine Reise nach Darfur unternahm, wusste von dem dort endemisch herrschenden Aussatze gar nichts weiter zu berichten als Folgendes: „Der Aussatz ist gemein in Darfur; diese Krankheit zerstört und verursacht das Abfallen der Nase, der Finger und der Zehen[4]).“ — Der gewichtigste Zeuge, den Hr. Polakowsky gar nicht erwähnt hat, ist ein südamerikanischer Arzt aus Columbia, Ricardo de la Parra, der selbst an Lepra litt, schon 1850 für die praecolumbische Existenz der Lepra in America eintrat und in seinem

1) Lepra precolombiana? Ensayo crítico por Robert Lehmann-Nitsche (Revista del Museo de La Plata, Tome IX, p. 332ff. Sonder-Abdruck. La Plata 1898) p. 31: „Quedaría solamente una causa patológica“.

2) a. a. O. p. 31: „Es casi cierto que no se trata de la lepra“.

3) Aretaei Cappadocis Opera omnia ed. C. G. Kühn. Bd. I, Leipzig 1828, p. 182: *ἤδη κοτὲ καὶ τῶν μελέων προαποθνήσκει τοῦ ἀνθρώπου ἄχρι ἐκπτώσιος, ῥὶς, δάκτυλοι, πόδες, αἰδοῖα καὶ ὅλαι χεῖρες.*

4) „Voyage au Dârfour“ par le Cheykh Mohammed Eben-Omar el Tounsy, traduit de l'Arabe par le Dr. Perron, Paris 1845, p. 285: Le djouzâm ou la lèpre, dite aussi éléphantiasis, léontiasis etc., est commune au Dârfour. Cette maladie dévore et fait tomber l'extrémité du nez et les doigts des pieds et des mains.

Buche über die Lepra[1]), welches mir leider nicht zugänglich gewesen ist, eine vortreffliche Schilderung der mutilirenden Form der Lepra giebt, welche Hr. Ashmead in einem seiner Aufsätze[2]) wörtlich ausgezogen hat, und in welcher die Verstümmelung der Gliedmaassen bei den Leprösen Süd-Americas geschildert und ausdrücklich hervorgehoben wird, dass „many have no noses nor lips" (dass viele weder Nasen noch Lippen haben).

Schliesslich bin ich sogar in der glücklichen Lage, Darstellungen Lepröser auf Gemälden italienischer Maler des 14. und 15. Jahrhunderts zeigen zu können, welche die grösste Aehnlichkeit mit den peruanischen Thonfiguren darbieten. Sie alle wissen, dass auch auf diesem Gebiete unser verehrter Herr Vorsitzender die erste Anregung gegeben hat, indem er 1862 nachwies, dass auf einem Bilde des älteren Holbein in der Münchener Pinakothek Aussätzige dargestellt seien. Neuerdings hat nun Meige in einer sehr werthvollen Arbeit in der „Nouvelle Iconographie de la Salpétrière" die „Lepra in der Kunst" monographisch dargestellt[3]), in welcher Schrift auch das von Virchow beschriebene Bild zu finden ist. Ich erlaube mir, hier drei besonders charakteristische Bilder zu zeigen, welche in wirklich ergreifender Naturtreue solche unglücklichen Leprösen vor Augen führen.

Das erste Bild (Taf. I, Fig. 1) ist eine Scene eines Frescogemäldes aus der spanischen Kapelle des Klosters Santa Maria Novella in Florenz. Als Schöpfer desselben nennt Vasari den Taddeo Gaddi, den hervorragendsten Schüler des Giotto. In der That zeigt dies Bild in geradezu wunderbarer Weise den Realismus und die Lebenswahrheit, mit welcher Giotto zuerst die italienische Malerei des 14. Jahrhunderts erfüllt hat. Es handelt sich um Kranke, welche ein Wunderbild um Genesung anflehen. Charcot und Richer haben zuerst eine genaue Analyse der einzelnen Figuren gegeben und auf die Darstellung von Blinden, von infantiler Kinderlähmung, von Elephantiasis, Hysterie, Radialis-Lähmung u. s. w. hingewiesen. Uns interessirt vor Allem ein unglücklicher, im Vordergrunde sitzender Krüppel, dessen Beine offenbar gelähmt sind. Denn er stützt sich mit den Händen auf zwei hölzerne Bänkchen. Dieser Kranke zeigt nun eine frappante Aehnlichkeit mit den peruanischen Thonfiguren. Genau wie bei diesen fehlt ein Theil der Nase und der Oberlippe. Ausserdem fehlen zwei Zehen des rechten Fusses, während die Hände und Arme vollständig intact sind. Dies ist besonders deswegen bemerkenswerth, weil die HHrn. Polakowsky und Lehmann-Nitsche behaupten, dass bei der mutilirenden Lepra — denn diese ist hier zweifellos dargestellt — stets auch die Hände betheiligt seien. Das trifft durchaus nicht zu, da sich für die Reihenfolge und das Endresultat der Mutilationen durchaus keine bestimmten Regeln aufstellen lassen, zumal da dieselben durchaus nicht specifisch lepröser Natur sind[4]). Insofern ist dies Bild — zugleich die älteste Darstellung eines Leprösen in der italienischen Schule — ein in wirklichem Sinne „classischer" Beweis für die Richtigkeit der Virchow'schen Anschauung über die Natur der peruanischen Thongefässe.

Eine ganze Gruppe von Aussätzigen finden wir ferner auf dem berühmten

---

1) Bei A. Pauly, „Bibliogr. des sciences médicales", Paris 1874, col. 1037 ist ein „Ensayo sobre el zaarah de Moises etc." (Paris 1864) von R. de la Parra verzeichnet.

2) „Precolumbian Leprosy" by Albert S. Ashmead. Reprinted from the Journal of the American Medical Assoc. Chicago 1895, p. 23.

3) „La Lèpre dans l'Art" par Henri Meige. Paris 1897.

4) Virchow sagt in seinem Werk über die „krankhaften Geschwülste" (Band II, Berlin 1864/65, S. 528): „Die Ulcerationen gehen nicht aus Knoten hervor, sondern aus maligner Entzündung in Folge der Anaesthesie (und äusserer Reize)."

„Triumph des Todes" im Campo Santo zu Pisa. Dieses Frescogemälde, welches früher dem Orcagna zugeschrieben wurde, stammt ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert. Ungefähr in der Mitte des Bildes sieht man acht Aussätzige, welche verzweiflungsvoll den Tod um Erlösung von ihren Leiden anflehen (Taf. I, Fig. 2). Bei einem derselben ist auch jene charakteristische Veränderung der Nase und der Oberlippe sichtbar neben Mutilation der Arme.

Das dritte Bild, ein Theil einer Freske von Masaccio in der Kirche Santa Maria del Carmine in Florenz aus dem 15. Jahrhundert, zeigt weniger deutliche Veränderungen. Doch scheinen auch bei dem hier liegenden Leprösen Nase, Mund und Füsse von der Krankheit ergriffen zu sein. Deutlicher ist das in der Abbildung bei Meige (a. a. O. p. 16, Fig. 3) zu erkennen.

Ich glaube, dass vor Allem die beiden ersten Bilder auch für die Beurtheilung der peruanischen Thongefässe von der grössten Bedeutung sind. Wenn Hr. Dr. Polakowsky besonders die Veränderungen der Nase bei den letzteren nicht als lepröse anerkennen wollte, indem er sich dabei auf Dr. Glück berief, so bemerke ich dazu, dass Glück's Schilderung der Nasen-Lepra sich offenbar auf den Knotenaussatz bezieht[1]), während es sich bei den peruanischen Thonfiguren sicher um die mutilirende Form der in Süd-America bei weitem überwiegenden Nerven-Lepra handelt, deren Erscheinungen in der oben angegebenen Weise zu beurtheilen sind. Dass die Nerven-Lepra in Süd-America sehr häufig ist, haben auch in neuerer Zeit hervorragende südamerikanische Lepra-Forscher, wie La Parra, Lima und Lutz, betont[2]). Demnach besteht für mich kein Zweifel, dass es sich bei den peruanischen Thonfiguren nur um Lepra handeln kann.

Dass die alten Peruaner es in der realistischen Darstellung von Hautkrankheiten zu grosser Vollkommenheit gebracht hatten, zeigt auch dieses Thongefäss, welches bereits von Hrn. Bartels in seiner „Medicin der Naturvölker" (Fig. 121 auf Seite 235) ohne bestimmte Diagnose abgebildet worden ist. Poeppig hat auf seinen Reisen in Peru eine Krankheit „Sarna gruesa" (grosse Krätze) beobachtet, die genau die Krankheitssymptome zeigt wie dieses Thongefäss. Er sagt: „Im ebenen Maynas kennt man unter dem Namen Sarna gruesa (grosse Krätze) eine andere Hautkrankheit, welche kleine schwärzliche Hautflecke zurücklässt und einige Aehnlichkeit mit der Curuba der Indier von Pará zeigt. Die Pusteln sind doppelt so gross als in Fällen der gewöhnlichen Scabies, und bedecken den Körper so dicht, dass einzelne Individuen aussehen, als seien sie mit Fischhaut überzogen. Die Krankheit kann Jahre lang dauern, allein man fürchtet sie nicht; wilde Völker, besonders die Aucas des Ucayale, sind im auffallendsten Grade mit ihr behaftet. Sie soll auf die Gesunden durch die Moskiten übertragen werden, welche eben erst einen solchen Inficirten besucht haben[3])." Unser Thongefäss zeigt uns einen solchen Kranken, dessen Körper ganz mit diesen grossen Pusteln übersät ist. Dass hier krätzeartige Erscheinungen dargestellt sind, beweist auch der charakteristische Umstand, dass der Patient sich kratzt. Wir haben

1) Dr. Glück glaubt, dass es sich bei den peruanischen Thongefässen um Darstellung Amputirter handelt, giebt aber ganz in Uebereinstimmung mit Virchow die Möglichkeit zu, dass Lepra derartige Veränderungen machen könne. („Brief des Hrn. Landes-Sanitätsrathes und Primararztes Dr. L. Glück in Sarajevo an den Herausgeber". Dermat. Zeitschr. 1898. S. 338—340.)

2) In Costa Rica existirt nur Nerven-Lepra (A. Ashmead „Notes on American Leprosy". S.-A. 1895. p. 1).

3) „Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827 bis 1832" von Eduard Poeppig, Bd. II, Leipzig 1836, p. 451.

also hier sicher eine Nachbildung dieser krätzeartigen „Sarna gruesa“ vor uns. Es ist damit ein weiterer Beweis geliefert, dass die alten Peruaner ihre Volkskrankheiten vortrefflich im Bilde darzustellen verstanden. Somit gewinnen diese Thongefässe eine ganz hervorragende Bedeutung für die Geschichte und Geographie der südamerikanischen Krankheiten. Nun ist deswegen die ganze Frage der präcolumbischen Lepra von solcher Bedeutung und einer näheren Untersuchung werth, weil hier zum ersten Male mit der systematischen Erforschung der Prähistorie einer bestimmten Krankheit der Anfang gemacht wurde, indem, wie unser verehrter Herr Vorsitzender bei Besprechung der peruanischen Thon-Gefässe sich ausdrückte, hier ein Gebiet erschlossen wurde, das „den endemischen Krankheiten der Vorzeit gewidmet sein muss“. Nur muss man sich davor hüten, bei dieser Untersuchung ausschliesslich den historischen Weg zu betreten, wenn auch derselbe durchaus nicht entbehrt werden kann. Ich habe daher die Frage der präcolumbischen Lepra auf drei getrennte Fragen zurückgeführt. Die erste ist rein historisch: 1. Ergeben sich aus der ältesten Geschichte der Lepra auf der Erde überhaupt Anhaltspunkte für die Existenz der präcolumbischen Lepra? — Die beiden anderen Fragen berühren den thatsächlichen Nachweis des prähistorischen Aussatzes in America: 2. Sind noch heute bildliche oder schriftliche Beweise für die präcolumbische Lepra vorhanden? Diese Frage ist durch das Auffinden der peruanischen Thongefässe zum Theil in positivem Sinne zu beantworten. — 3. Giebt es noch heute Spuren des Vorhandenseins uralter Lepra in America? Diese Frage ist vielleicht die wichtigste von allen und hängt mit Anschauungen über die Persistenz scheinbar verschwunden geglaubter Lepra zusammen, wie sie neuerdings von Zambaco und Leloir ausgesprochen worden sind. Ich werde auf dieselben später eingehen, wobei auch die räthselhafte Krankheit „uta“ oder „llaga“ ihre Erwähnung finden wird.

Zuerst will ich in aller Kürze die Vorgeschichte des Aussatzes in den übrigen Erdtheilen skizziren, soweit dieselbe unserem Zwecke dienlich ist.

Vor mehr als 30 Jahren wies Hr. Virchow in seinem Werk über die krankhaften Geschwülste (a. a. O. S. 499) auf die interessante Thatsache hin, dass die Lepra von den verschiedensten Völkern als die „grosse, göttliche, schwere“ Krankheit bezeichnet wird. Es ist nun merkwürdig, dass Scheuthauer[1]) diese Thatsache gewissermaassen als heuristisches Princip benutzt hat, indem er in einem im Papyrus Ebers als „grosse“ Krankheit (aat) bezeichneten Leiden den Aussatz vermuthete und in der That mehrere Merkmale desselben nachweisen konnte. Nebenbei bemerkt, theilt auch Hr. Dr. Seler in seiner Notiz über den Aussatz im alten Mexico die altmexikanische Bezeichnung der Lepra als „göttliche“ Krankheit („teococolitztli“) mit. — Aegypten muss vorläufig als der älteste Aussatzheerd auf der ganzen Welt bezeichnet werden. Dies bezeugen schon übereinstimmend die Schriftsteller des Alterthums. Die ersten sicheren historischen Nachrichten über die Existenz der Lepra in Aegypten weisen ungefähr auf die Jahre 1550 bis 1300 vor Chr. Der Papyrus Ebers wurde um 1550 vor Chr. niedergeschrieben. Seinem Inhalte nach aber stammt er aus viel älterer Zeit. In ihm haben Scheuthauer und Joachim unzweifelhafte Beschreibungen des Aussatzes nachgewiesen, so die Schilderung der Lepra maculosa, der Lepra tuberculosa, des Haarausfalls, der Hyperaesthesien, der Contagiosität. Auch die Lepra mutilans wird erwähnt. Dem an Lepra erkrankten Gotte Chensú fällt

1) G. Scheuthauer, „Beiträge zur Erklärung des Papyrus Ebers“, Virchow's Archiv, Bd. 85, 1881.

die Nase plötzlich ab, wie von unsichtbarem Schwerte getroffen. Hierbei wird man wieder an die peruanischen Thongefässe erinnert. Dieses plötzliche Abfallen der Nase kann nur bei Lepra vorkommen und ist schon von vielen competenten Beobachtern geschildert worden. — Dass die mosaische Schilderung des Aussatzes und die Erzählung des ägyptischen Priesters Manetho vom Aussatze unter den Israeliten auf dieselbe Zeit, etwa 1300 v. Chr. hinweisen, ist wohl das beste Zeugniss für die historische Glaubwürdigkeit beider Berichte.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich der Aussatz schon in prähistorischer Zeit von Aegypten sowohl nach Europa, als auch besonders nach Vorderasien verbreitet hat. Da die Prähistorie der Lepra in Europa für die Frage des präcolumbischen Aussatzes von geringer Bedeutung ist, so will ich nur ganz kurz bemerken, dass mythische Nachrichten des Hesiod und des Periegeten Pausanias, auf die ich hier nicht näher eingehen will, sowie die hippokratische Bezeichnung des Ausatzes als „phönikische" Krankheit ein sehr frühes Erscheinen des Aussatzes in Griechenland, vielleicht eine Einschleppung durch Phöniker vermuthen lassen. — Nur noch eine vermeintliche Entdeckung der neuesten Zeit möge an dieser Stelle kurze Erwähnung finden. Ein speciell auf dem Gebiete der medicinischen Geschichtsforschung geschätzter Autor, Hr. Dr. v. Oefele in Neuenahr, hat kürzlich eine der goldenen Gesichtsmasken, welche Schliemann in Mykenae gefunden hat, als diejenige eines „Aussätzigen" angesprochen. Er hatte eine Bause dieser Maske auf der Historischen Ausstellung der Naturforscher-Versammlung des Jahres 1898 in Düsseldorf ausgestellt und im Katalog auf S. 25 unter Nr. 130 m bemerkt, dass sie einen Leprösen mit Lidschwund darstelle. Ich bat ihn dann um ausführlichere Angaben, und der verehrte Herr College hatte die Güte, mir die in Schuchhardt's Buch[1] auf S. 258 abgebildete Maske als die nach seiner Meinung einen Leprösen darstellende zu bezeichnen. Leider habe ich weder in Berlin noch aus Athen, wohin ich deswegen geschrieben hatte, Photographien gerade dieser Maske bekommen können und muss daher auf die recht mangelhafte Abbildung bei Schuchhardt verweisen, sowie auf die Vergleichung mit den aus Athen von Hrn. Dörpfeld mir gütigst gesandten Photographien anderer Masken. Es fehlen bei der in Frage kommenden Maske zwar sämmtliche Haare im Gesicht; der „Lidschwund" ist ebenfalls vorhanden. Aber die ganze Maske zeigt überhaupt so plumpe Formen und so mangelhafte Technik der Herstellung, dass hier wohl jeder individuelle Charakter ausgeschlossen ist. Hr. v. Luschan, der die Masken selbst in Athen gesehen hat, hatte die Güte, mir mitzutheilen, dass die ausserordentliche Rohheit der Technik jeden Gedanken an etwaige krankhafte Darstellungen ausschliesse. Ebenso sprach sich Hr. Blaschko, ein bekannter Leprakenner, aus. Auch Hr. Dörpfeld äusserte sich in einem Briefe vom 10. December 1898 in demselben Sinne. Somit dürften die Aussätzigen von Mykenae wohl noch nicht das Licht der Welt erblickt haben. Trotzdem werden wir die Möglichkeit nicht von der Hand weisen, dass einmal Beweise für die prähistorische Existenz der Lepra in Europa in Gestalt von irgend welchen Ueberresten gefunden werden, und insofern hat selbst der Irrthum des Collegen v. Oefele das Gute, die Aufmerksamkeit auf solche Dinge gelenkt zu haben.

Da die frühere Geschichte des Aussatzes in West- und Central-Asien, für welche sehr bestimmte Anhaltspunkte in den Berichten von Herodot und Ktesias, sowie im Zend-Avesta vorliegen, weniger wichtig für unsere Frage ist, als die Vorgeschichte der Krankheit in Indien und Ostasien, so möchte ich nur die letztere hier in Kürze darlegen

1) „Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenae, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft." Von Carl Schuchhardt, Leipzig 1890.

Die Bezeichnung des Aussatzes in Indien „kushtha“ ist nicht vedisch, sondern erst in der späteren medicinischen Literatur nachweisbar. Aber nicht ohne Grund haben zwei hervorragende Geschichtsforscher über Lepra, Hensler im vorigen und Münch in diesem Jahrhundert, angenommen, dass die spätere Bezeichnung des Aussatzes bei den Griechen als „Elephantenkrankheit“, Elephantiasis, die sich vom Jahre 300 v. Chr. ab nachweisen lässt, aus Indien stamme. Denn hier wurde mit dem Namen „slîpada“ (Elephantenfuss) unsere heutige Elephantiasis benannt, welche nach Virchow (a. a. O. Bd. I. S. 297) in den tropischen Ländern sehr häufig mit dem Aussatze verwechselt wird. Dass um den Beginn unserer Zeitrechnung der Aussatz in Indien existirt hat, geht mit Sicherheit aus einer Notiz des griechischen Arztes Archigenes hervor, der um 50 n. Chr. in Rom lebte. Er hat uns eine ausgezeichnete Beschreibung des typischen Aussatzes in allen seinen Formen hinterlassen (bei Aëtius, Tetrabibl. IV, Serm. I, cap. 120 u. 121), und er erwähnt dabei eine Heilmethode derjenigen, welche „in Indien am Aussatze leiden“ (cap. 122). Mit grosser Wahrscheinlichkeit hat die Lepra also schon sehr lange vor Christi Geburt in Indien existirt. Münch nimmt sogar an, dass sie von Indien nach Aegypten gelangt sei, ohne dies zu beweisen. Im Gegentheil ist anzunehmen, dass Indien später noch einen Theil seiner Aussätzigen aus Aegypten bekommen hat. Denn Galen erwähnt, dass zu seiner Zeit, etwa 150 n. Chr., in Alexandria sehr viele Menschen am Aussatz erkrankt seien[1]). Nun hat seit der ersten Ptolemäerzeit ein überaus reger Handelsverkehr zwischen Aegypten und Indien stattgefunden, der sich nicht bloss auf oberflächliche Berührungen beschränkte. So wird in dem um 100 n. Chr. verfassten „Periplus maris Erythraei“ erzählt, dass aus Alexandrien ganze Schiffsladungen griechischer Sklavinnen nach Indien befördert wurden, die für die Harems der indischen Könige bestimmt waren[2]). Niemand wird zweifeln, dass so aus dem von der Lepra ganz durchseuchten Alexandria die Krankheit nach Indien verschleppt worden ist, und dies gewiss schon seit dem Beginn der Ptolemäer-Herrschaft (300 v. Chr.).

Nach Hirsch soll die Lepra in China ebenso alt sein, wie in Indien, was auch Friedel in seiner in Virchow's Archiv (Bd. 22, S. 321 ff.) publicirten Arbeit über die Lepra in China und Japan bestätigt. Weitere Anhaltspunkte für das Alter des Aussatzes in China habe ich nicht finden können.

Desto besser sind wir über Japan unterrichtet. Ueber die Einschleppung der Lepra berichten nach Friedel die japanischen Geschichtsschreiber, dass die Krankheit von den Inseln bei Korea stamme. Dies spricht sehr für die Einschleppung vom asiatischen Festlande, speciell von China. Wann kam nun die Lepra nach Japan? Der hervorragende japanische Dermatolog Professor Dohi hat die ersten genauen Nachrichten darüber gegeben[3]). Danach ist im 96. Bande des Ruishiu-Ho eine ziemlich genaue und klare Beschreibung der Lepra zu finden. Dieses Werk ist zur Periode Daido (806—810 n. Chr.) von 2 Leibärzten, Abé und Izumo, auf Befehl des damaligen Kaisers abgefasst. Der Aussatz heisst „Mitazi-hasa-yama“ und wird ziemlich genau beschrieben, da das Prodromalstadium, die Atrophien der Finger und Hände, das Ausfallen der Augenbrauen, die Gesichtsröthe, die Anaesthesie und Geschwürsbildung erwähnt werden. Wir dürfen bei der im Allgemeinen lang-

1) De methodo medendi ad Glauconem lib. II, cap. 12. Galen ed. Kühn, Vol. XI, p. 142: *κατὰ γοῦν τὴν Ἀλεξάνδρειαν ἐλεφαντιῶσι πάμπολλοι* etc.

2) Vergl. dazu „Mâlavikâ und Agnimitra“. Ein Drama des Kàlidâsa, übersetzt von A. Weber, Berlin 1856, Vorwort S. XLVII.

3) „Mittheilungen und Verhandlungen der internationalen Lepra-Conferenz“, Berlin 1898, Band III, S. 432.

samen Entwickelung und Ausbreitung der Lepra annehmen, dass sie schon lange vor 800 n. Chr., vor Abfassung dieses Werkes, in Japan einheimisch war. Damit wäre vielleicht ein Weg aufgezeigt, auf dem die Lepra im Alterthum, in präcolumbischer Zeit, nach America gelangen konnte.

Allein dieser rein historische Nachweis der Möglichkeit einer Einschleppung der Lepra nach America in frühester Zeit dürfte wohl nicht genügen, um die Existenz der präcolumbischen Lepra zu erweisen, welche durch die peruanischen Thonfiguren wahrscheinlich gemacht wird. Deshalb erschien mir die dritte oben erwähnte Frage von der grössten Bedeutung: Giebt es noch heute Spuren uralter Lepra in America? Die Berechtigung zu dieser Frage leite ich aus den sehr interessanten Untersuchungen von Zambaco und Leloir ab über Spuren der „alten" Lepra in den als leprafrei bekannten Landstrichen Frankreichs. Leloir vor allen hat eine ganze Reihe merkwürdiger Krankheitsfälle aus dem Norden Frankreichs mitgetheilt[1], die in allen Symptomen grosse Aehnlichkeit mit Lepra darboten und Personen betrafen, die niemals in Lepraländern gewesen, noch mit Leprösen zusammengekommen waren. Leloir folgert daraus, dass hier möglicherweise Spuren der Lepra des Mittelalters vorhanden seien, dass es sich um mehr oder oder weniger „entartete" Ueberreste dieser alten Lepra handle, deren räthselhaftes Verschwinden bisher durchaus noch nicht genügend erforscht ist. Da er indessen nur spärliche, das Verhalten des Lepra-Bacillus zeigende Mikro-Organismen fand, so hält er die Frage für noch nicht sicher entschieden. Jedenfalls muss man diese Möglichkeit in Betracht ziehen, zumal da noch im 18. Jahrhundert in Mittel-Europa sichere Fälle der mittelalterlichen Lepra beobachtet wurden. Es giebt nun in Central- und Süd-America merkwürdige und noch durchaus nicht erforschte Krankheitsformen[2], von denen wenigstens ein Theil den Verdacht auf Lepra erweckt. Schon vor 50 Jahren hat K. F. Heusinger einige dieser Krankheiten als „maculöse Leproiden" bezeichnet[3]) und dadurch ihre Aehnlichkeit mit Lepra angedeutet. Ich will gleich bemerken, dass die von Hrn. Polakowsky erwähnte „uta" oder „llaga" nicht zu diesen Krankheiten gehört. Sie ist bereits von A. Hirsch in der ersten Auflage seines grossen Werkes[4]) wegen der einander widersprechenden Berichte sehr skeptisch besprochen worden. Entweder sei es eine Art von Epithelialkrebs oder auch Lupus. In der zweiten Auflage seines Buches hat Hirsch diese „llaga" ganz fortgelassen. Hr. Jimenez de la Espada erklärte sie neuerdings wieder für eine Art von „endemischem Lupus"(?). Nach den letzten Aufklärungen von Dr. Lehmann-Nitsche ist die „llaga" überhaupt keine bestimmte Krankheit, sondern ein Symptom verschiedener Leiden. Besonders werden verschiedene Affectionen des Halses so bezeichnet: „Tiene llagas en la garganta es una frase muy frecuenta" (a. a. O. p. 15). Nach Dr. R. Lenz bezeichnet das Wort in Chile und dem grössten Theile von Süd-America alle offenen Wunden und eiternden Geschwüre aus nicht traumatischen Ursachen. Lenz kennt auch keinen „endemischen" Lupus. In Columbia soll nach Carrasquilla eine

1) „Finden sich in den als leprafrei bekannten Landstrichen Frankreichs, insbesondere im Norden und in Paris, Spuren der alten Lepra?" Arch für Dermatologie und Syphilis. Bd. XXVI. S. 3—10: 241—270.

2) Schon Poeppig hat a. a O. S. 450 auf das dringende Bedürfniss eines näheren Studiums der in Süd-America in reicher Mannichfaltigkeit vorkommenden Hautkrankheiten hingewiesen.

3) „Die maculösen Leproiden", Janus, Bd. III, S. 495 ff., Breslau 1848.

4) „Handbuch der historisch-geogr. Pathologie", Bd. II. S. 494, Erlangen 1860.

specifische Krankheit „buba“ oder „bubón de Velez“ existiren, die Azuero genau studirt hat. Auch deren Wesen ist vorläufig noch dunkel.

Es ist bekannt, dass gerade mit der für die Diagnose so schwierigen Nerven-Lepra seit den frühesten Zeiten andere Krankheiten, wie vor allem die Vitiligo und sonstige Pigment-Anomalien, aber auch andere Haut-Krankheiten verwechselt worden sind. Noch heute ist die Diagnose der Nerven-Lepra oft sehr schwierig. Deshalb darf es nicht Wunder nehmen, dass auch in Süd-America unter einer und derselben Bezeichnung offenbar verschiedene Haut-Affectionen zusammengefasst werden, welche als gemeinsames Characteristicum eigenthümliche Hautflecken von verschiedener Farbe aufweisen. Bemerkenswerther Weise kommen dieselben besonders im Westen von Central- und Süd-America vor, wo sie in den einzelnen Ländern verschiedene Namen haben. In Mexico kommt als Pinta, Pinta caerulea, Mal de los pintos, „blue stain“, Quivicua eine Affection der Haut vor, welche zwar sicher gewisse Formen der Vitiligo, sowie Pilz-Erkrankungen in sich schliesst, aber auch bisweilen solche auffälligen Allgemein-Symptome, wie Fieber und Entstehung von Geschwüren am ganzen Körper, zeigt, dass schon Mühlenpfordt diese Art für Lepra erklärte. Hirsch hat sich die Widerlegung dieser Ansicht sehr leicht gemacht, indem er einfach das Vorhandensein der Allgemein-Symptome leugnete. Auch Dr. Carl Heinemann, der sich lange Jahre in Mexico als Arzt aufhielt, betont ausdrücklich[1]), dass „unter dem Namen Mal de Pintos oder Pinta zwei ganz verschiedene Krankheiten zusammengeworfen werden“. Die eine sei eine Infections-Krankheit; die andere erklärt er durch die höchst unwahrscheinliche Theorie einer „Rassen-Mischung“. Jedenfalls nimmt auch er verschiedene Arten der Pinta an. — Ein ähnliches Leiden, welches in Columbia, Bolivia und Peru herrscht und zuerst durch Alibert's Beschreibung in Europa genauer bekannt wurde, ist die sogen. „Carate“, in Peru auch „Caracha“ genannt. Vielleicht gehört auch die peruanische „Cuchipe“ hierher. Es ist nach den neuesten Untersuchungen von Sabouraud und Montoya[2]) sicher, dass ein Theil der Carate eine Pilz-Erkrankung der Haut darstellt. Immer aber bleiben noch eigenthümliche Krankheits-Erscheinungen übrig, welche entschieden Aehnlichkeit mit gewissen Symptomen der Lepra darbieten. So das von vielen Beobachtern übereinstimmend berichtete Auftreten der Krankheit erst nach der Pubertät, anfängliche Prodromal-Symptome, wie Fieber, Abgeschlagenheit, dyspeptische Beschwerden, dann vor Allem die Combination der Flecken-Bildung mit Geschwüren, Pusteln und Blasen. Auch die Contagiosität ist beobachtet worden. Eine ganz merkwürdige Form der Carate hat schon Oviedo im Jahre 1527 im Golfe von Darien beobachtet[3]). Er sagt: „É para que se entienda qué cosa es carate, digo que carate se llama el indio que naturalmente tiene toda la persona ó la mayor parte della como descostrado levantados los cueros á manera de empeynes. Ellos paresçen feos, mas comunmente son reçios é paresçen frisados, é aquella frisa es dolençia que se acaba, quando ha acabado de les andar todo el

1) „Aerztliche Beobachtungen von allgemeinerem Interesse, gesammelt auf Reisen in Mexico in den Jahren 1885—1890“ von Dr. Carl Heinemann in Tehuantepec. Virchow's Archiv, Bd. 126, 1891, S. 382.

2) „Ueber Carate in Columbien“ von Montoya y Florez. Paris 1898.

3) „Historia general y natural de las Indias, Islas y tierra firme del mar océano“ por el capitan Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdés. Bd. III, lib. XXIX, cap. 26, p. 126. Madrid 1853. — Vergl. zu der Stelle auch Ternaux-Compans: „Recueil de documents et mémoires originaux sur l'histoire des possessions espagnoles dans l'Amérique“. Paris 1840, p. 117.

cuerpo toda aquella comecon ó enfermedad é han mudado todo el cuero de la persona." Offenbar beschreibt hier Oviedo blasenartige „Erhebungen" der Haut, die sich allmählich über den ganzen Körper ausbreiten und so schliesslich die „ganze Haut des Individuums" verändern. Ganz ähnlich ist diesem Zustande der sogen. „Pemphigus leprosus", ein sehr charakteristisches Symptom der Nerven-Lepra. Bei demselben bilden sich auch solche blasigen Erhebungen, bald hier, bald dort, so dass schliesslich der ganze Körper befallen werden kann. Diese Eruptionen „wiederholen sich in kürzeren oder längeren Zeiträumen" (Virchow a. a. O., Bd. II, S. 526).

Aus allen mitgetheilten Thatsachen ergiebt sich die Möglichkeit, dass hier vielleicht die Ueberreste alter Lepra vorliegen. Alle diese merkwürdigen Krankheits-Formen bedürfen einer genauen wissenschaftlichen Untersuchung an Ort und Stelle, die bis jetzt noch aussteht. Dass die Lepra in America schon in präcolumbischer Zeit existirt hat, ist auch die Ansicht sehr competenter südamerikanischer Lepra-Forscher. Ganz richtig bemerkt La Parra, dass der Eroberer Columbias, Jimenez de la Quesada, nicht die Lepra nach Columbia gebracht, sondern sie mit viel grösserer Wahrscheinlichkeit dort erst erworben habe. Auch der mexikanische Lepra-Forscher Orvañanos hat sich für das prähistorische Vorkommen des Aussatzes in Mexico ausgesprochen[1]), und nach Dr. Seler enthalten schon aztekische Schriften unverkennbare Beschreibungen der Krankheit. —

Hr. v. Luschan: Zu der Mittheilung des Collegen Bloch von der Mykenischen Maske eines „Leprösen" bemerke ich, dass aus dem mir vorliegenden Katalog der Düsseldorfer historischen Ausstellung von 1898 nicht mit Sicherheit hervorgeht, ob diese unglückliche Angabe thatsächlich von Hrn. v. Oefele herrührt. Wer immer sie aber auf dem Gewissen hat, gegen den erhebe ich den Vorwurf des leichtfertigen Dilettantismus. Es ist nicht entfernt daran zu denken, dass irgend eine der mykenischen Masken als Darstellung eines Leprösen aufgefasst werden kann. Mit dem gleichen Recht müsste jedes Gekritzel eines Kindes, das in ein Gesicht nur ein Paar grosse Kreise für die Augen und ein Paar kleine Kreise für die Nasenlöcher einzeichnet, auf Lepra und Syphilis bezogen werden.

Gegen derartige, völlig aus der Luft gegriffene Deutungen, die nicht einen Schatten von Berechtigung haben, kann man nicht energisch genug protestiren — ohne jede Rücksicht darauf, ob sie von Hrn. v. Oefele herrühren, dessen „wirklich bahnbrechende Forschungen" in dem Vorwort zu dem erwähnten Katalog hervorgehoben werden, oder von irgend sonst jemand. Solche unüberlegte Aeusserungen würden zu einer unerträglichen Mystification des Publicums führen, wenn sie nicht kräftig zurückgewiesen werden. —

Hr. Rud. Virchow: In Betreff der Angaben des Hrn. v. Oefele bemerke ich zunächst, dass ich die mykenischen Gold-Masken 1888 im Polytechnicum zu Athen untersucht und eine Beschreibung derselben in meiner Abhandlung über alt- und neugriechische Schädel (Sitzungs-Berichte der Königl. Akademie zu Berlin, 1893. S. 678) gegeben habe. Ausführlicher habe ich freilich nur die eine der in dem Grabe IV der Akropolis von Mykenae gefundenen Masken (Schliemann, Mycènes, traduit par Girardin. Paris 1879. p. 301, Fig. 332) besprochen, weil sie die am besten erhaltene war. Ich habe daran überhaupt nichts Krankhaftes bemerkt; ein Blick auf meine Beschreibung wird das jedermann zeigen. In demselben Grabe

1) „Mittheilungen u. s. w. der internat. Lepra-Conferenz." 1897. Bd. I. Abth. 4. S. 67.

waren noch zwei andere Masken: die eine (Nr. 281) war „kleiner, namentlich niedriger. Die Augen geschlossen und kuglig vortretend. Starke Augenbrauen. Nasenwurzel tief. Lippen voll. Oberlippe kurz. Ohren mehr gerade gestellt". Offenbar bezieht sich die Angabe des Hrn. v. Oefele auf dieses Stück. Ich finde freilich die von Hrn. Bloch citirte Stelle in der zweiten Ausgabe von Schuchhardt (Schliemann's Ausgrabungen u. s. w.) nicht. Diese Ausgabe trägt das Datum von 1891 und auf S. 258 ist von Masken nicht die Rede: erst auf S. 264 ist eine goldene Maske aus dem IV. Grabe abgebildet (Nr. 234). Nach der Beschreibung auf S. 262—64 war die Nase derselben sehr verdrückt und deshalb nicht genau zu beurtheilen. Die Augen waren grösser, als die der ersten Maske, fast kugelrund und weit vortretend, sie machten, da sie von scharfen Rändern umzogen sind, den Eindruck, als wenn sie weit geöffnet wären; indessen, fügt Hr. Schuchhardt zu, „wird, da bei dieser Maske überhaupt alle Innenzeichnung fehlt, nur aus Ungeschicklichkeit die Grenzlinie zwischen den geschlossenen Lidern ausgelassen sein. Brauen sind nicht angegeben. Linien, die von den Nasenflügeln ausgehend nach den Ecken des Mundes anschliessen und die dazwischen liegende Partie etwas erhöht erscheinen lassen, zeigen, dass hier ein Schnurrbart angedeutet ist, bei welchem die Haarzeichnung ebenso unterlassen wurde, wie die Wimpern und Brauen. Die Unterlippe ist ganz schmal. Die Ohren sind ganz umgestellt, indem die Muschel, statt aufrecht zu stehen, mit der offenen Seite nach unten liegt."

Es ist mir zweifelhaft, ob ein gewöhnlicher Beschauer dieses Alles an der gegebenen Abbildung zu erkennen im Stande sein würde. Die Interpretation des Hrn. Schuchhardt ist auch in sich widerspruchsvoll, z. B. in Bezug auf die Augen, die den Eindruck machen sollen, als wären sie weit geöffnet, deren Lider aber geschlossen sein sollen. Die Angabe über die Stellung der Ohren trifft gar nicht zu, wie schon meine ganz unbefangen niedergeschriebene Notiz beweist. Aber noch mehr Erstaunen muss es erregen, dass Hr. Schuchhardt in der ersten Ausgabe seines Buches (1878) eine solche Abbildung gar nicht bringt, sondern eine andere (S. 256, Nr. 332), von der er angiebt (S. 255), dass „die Nase unglücklicherweise von den Steinen zerdrückt und verbogen war, an den Augen, die gross und offen sind, sowohl die Wimpern als die Brauen fehlen," während „die Runzeln rechts und links oberhalb des Mundes mit dünnen Lippen keinen Zweifel lassen, dass wir hier das Porträt eines Mannes von vorgerückterem Alter haben". Man versteht diese Beschreibung erst, wenn man bei Schliemann selbst die Abbildung dieser Maske sieht (Mykenae. Leipzig 1878. Nr. 332). Hr. Schuchhardt hat die Angaben von Schliemann (ebenda S. 255) wörtlich übernommen; aber er oder sein Copist hat eine Maske mit nicht verdrückter, sondern ganz gerader Nase und mit restaurirter Stirn und Schädeldach untergeschoben. Hr. v. Oefele hätte schwerlich die wirkliche Maske als Grundlage seiner Beschreibung genommen. Der „Lidschwund" wäre alsdann auch für ihn wohl weggefallen, und die darauf gerichtete Vermuthung, dass ein Lepröser durch die Masken dargestellt werden sollte, unterblieben. Ueberhaupt kann ich sagen, dass weder an dieser Maske, noch an den anderen Gold-Masken der mykenischen Atriden mir irgend ein Zeichen von Aussatz entgegengetreten wäre. Ich verweise zur Bestätigung dann noch auf meine Beschreibung der sehr grossen Gold-Maske des Grabes I von Mykenae (Sitz.-Berichte der Akademie, S. 679), möchte aber zugleich vor der Benutzung von Abbildungen aus zweiter Hand warnen.

Die sonst so fleissige Arbeit des Hrn. Bloch wird auch nach Streichung der mykenischen Lepra ihre Bedeutung behalten. Hoffentlich wird sie dazu bei-

tragen, die südamerikanischen Collegen zu überzeugen, dass es nothwendig ist, den endemischen Krankheiten ihrer Länder, namentlich der Andes, ein mehr eingehendes Studium zu widmen. Wie die Mittheilungen des Hrn. Lehmann-Nitsche dargethan haben, ist sogar die Angelegenheit der Uta oder Llaga nur noch dunkler geworden, als sie bisher war. Hier ist nur durch planmässige Forschung wohlunterrichteter Untersucher zu helfen. Was noth thut, ist eine objective, wahrhaft naturwissenschaftliche Forschung.

Meiner Meinung nach ist die präcolumbische Syphilis gerade so unsicher, wie der präcolumbische Aussatz. Hr. Ashmead, der mehr Enthusiasmus, als positive Forschung entwickelt, macht mir den Vorwurf, dass ich die präcolumbische Syphilis leugne, aber den präcolumbischen Aussatz anerkenne. Das eine ist gerade so unrichtig, wie das andere. Ich habe nur erklärt, dass mir bisher kein präcolumbischer Knochen aus America vorgelegen hat, den ich als einen durch Syphilis veränderten anerkennen könne. Aber ich habe daraus nicht den Schluss gezogen, dass es keinen solchen Knochen gebe; ich habe mich vielmehr auf jede Weise bemüht, in den Besitz solcher Knochen zu gelangen. Denn gerade für die Syphilis halte ich die Knochen für das am meisten geeignete Material. Dagegen halte ich die Bemühungen des Hrn. Ashmead, lepröse Veränderungen an prähistorischen Knochen zu finden, für hoffnungslos, da überhaupt solche Veränderungen an menschlichen Knochen nicht bekannt sind. Dass an mutilirten Knochen Veränderungen vorkommen, ist zweifellos; aber wie ich schon vor Jahren nachgewiesen habe, sind die Erkrankungen an den Extremitäten Lepröser nicht im engeren Sinne leprös; sie gehören phlegmonösen und gangränösen Entzündungen an, welche nicht durch die Lepra als solche, sondern durch äussere Einwirkungen zu Stande kommen. Das hat mich nicht gehindert, die Möglichkeit zuzugestehen, dass ulceröse Processe an der Nase, den Lippen und den Extremitäten, wie sie die Huaco-Töpfe zeigen, Folgen von Lepra gewesen seien. Weiter bin ich nie gegangen, und ich muss dagegen Einspruch thun, dass man mir die Behauptung unterschiebt, ich hätte jemals diese Processe als thatsächliche, d. h. durch wirkliche Beobachtung der Processe nachgewiesene Folgen von Lepra dargestellt. Für mich sind die Fragen der präcolumbischen Lepra und der präcolumbischen Syphilis offene Fragen. —

(15) Hr. F. Bachmann zu Ilfeld übersendet ein Manuscript:

Die Hottentotten der Cap-Colonie.

Erscheint im Text der Zeitschrift S. 87. —

(16) Hr. A. Götze berichtet über ein

spätneolithisches Grab bei Nordhausen.

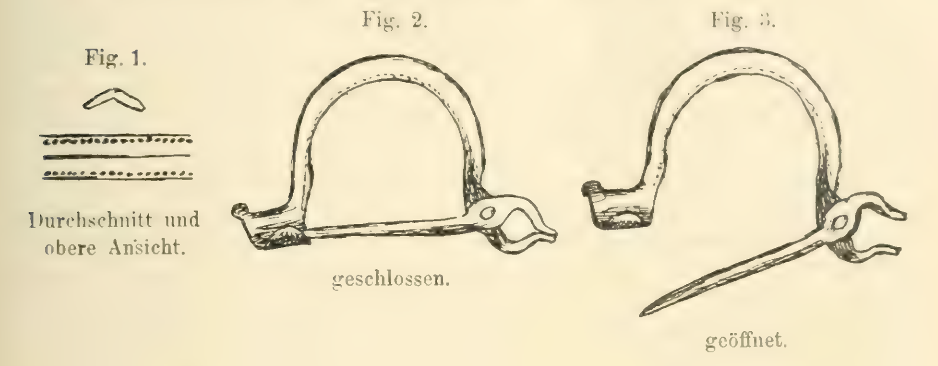
Erscheint in den Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde. —

(17) Hr. Paul Telge zeigt

verschiedene Bronzen und andere Alterthümer aus Ungarn.

1. Ausserordentlich gut erhaltene Bronze-Fibula, römisch, sogen. Zangen-Fibel (Fig. 1—3); Fundort: Bia (Com. Komorn, Ungarn) 1897.
2. 5 römische Bronze-Fibeln (Bügel-Fibeln) aus Losonez (Com. Neograd), Ij-Sröny, Karansebes und Pancsova, sämmtlich aus Ungarn.

3. Sehr schön erhaltene Bronze-Sichel aus Vajka, Ungarn.
4. Bronze-Celt, gefunden in Szegszárd (Com. Tolna), Ungarn.



5. Verschiedene Bronzen, Speer-Spitzen aus Eisen und Thon-Scherben. Leider sind hier die Fundstätten nicht einzeln von jedem Stück, sondern nur im Allgemeinen angegeben. —

Hr. M. Bartels bemerkt, dass das Metall-Geräth, dessen Gebrauch Hr. Telge nicht festzustellen vermochte, ein Theil eines römischen Schlosses sei, wie diese sich wiederholentlich bei den Ausgrabungen römischer Ansiedelungen gefunden haben. Er selber habe solch ein Stück aus Salona in Dalmatien mitgebracht und früher hier vorgelegt. —

Hr. F. v. Luschan hält ein anderes Bruchstück für einen Theil eines römischen Schlüssels. —

(18) Hr. Olshausen spricht über

das Gräberfeld auf dem Galgenberge bei Wollin.

Durch eine Arbeit A. Stubenrauch's, Conservators am Stettiner Museum, ist eine seit langem streitige Frage zum Abschluss gebracht, die auch in unsern Verhandlungen wiederholentlich berührt wurde, so dass es angezeigt erscheint, hier jetzt nochmals darauf zurückzukommen. Ich selbst bin daran insofern besonders interessirt, als die von mir, im Gegensatz zu Andern, geäusserte Auffassung durch die neuesten Untersuchungen ihre volle Bestätigung gefunden hat. — Der Aufsatz Stubenrauch's in den Baltischen Studien 1898, 65—133, mit 3 Tafeln, behandelt „Untersuchungen auf den Inseln Usedom und Wollin im Anschluss an die Vineta-frage", und ein hierin ausschlaggebendes Gräberfeld bildet den Gegenstand der nachfolgenden Erörterungen. Bekanntlich hat R. Virchow im Jahre 1871 umfassende Untersuchungen in und bei der Stadt Wollin angestellt, deren Ergebniss war, dass Wollin höchst wahrscheinlich das alte Julin gewesen ist und der zugehörige Burgwall vermuthlich die Jomsburg (Verhandl. 1872, S. 58—67). Zum vollen Beweise dieser Annahme fehlte eigentlich nur noch eins: der Nachweis der Gräber der alten dänischen Jomswikinger, die im 11. Jahrh. von dieser Gegend aus ihre Raubzüge unternahmen (Balt. Stud. 13, 1, S. 103—5); denn die nördlich von der Stadt auf dem Silberberge gefundenen Körper- und Brandgräber sind slavisch (Monats-Bl. d. pomm. Alterth.-Ges.) 1891, 107).

Nun zog Virchow damals in den Bereich seiner Untersuchungen auch ein SSW. bei der Stadt Wollin, links am Ausfluss der Dievenow aus dem Haff, auf einem Höhenzuge, dem Galgenberg, gelegenes Feld mit 93 Grabhügeln. Die allerdings nicht bis auf den gewachsenen Boden durchgeführte Eröffnung von 5 der letzteren ergab als Inhalt gebrannte Menschenknochen, die in geringer Tiefe ohne weiteren Schutz in der blossen Erde lagen, aber weder Urnen noch Scherben, noch irgend einen grösseren Stein, und keine erheblichen Spuren von Kohle. Dagegen stiess man an einigen Stellen auf Ueberreste von geschmolzener Bronze, „so dass über die Zeit kein Zweifel bleiben konnte" (Verhandl. 1872, 62—63; 1891, 709; Stubenrauch, S. 91, wo die Grabhügel mit den Nummern 53, 54, 57, 59 und 85 bezeichnet sind). Diese Zeitbestimmung — nach unserer jetzigen Kenntniss an sich nicht haltbar, da ja Bronze auch in Gräbern aller späteren Perioden vorkommen kann — ist hier um so weniger als endgültig anzusehen, als, wie sich später zeigen wird, die Untersuchung jener 5 Hügel wichtige Theile der Gräber gar nicht berührte, weil die Grabung nicht tief genug geführt wurde.

Am 25. Juli 1890 untersuchten dann Hr. Director Lemcke und ich gemeinschaftlich einen kleinen Hügel (Stubenrauch Nr. 55) und trafen in demselben auf eine grosse Brandschicht und eine Anzahl von Scherben, die mir nach der Art ihrer Vertheilung nur zufällig beim Aufschütten des Hügels mit der Erdmasse dahin gelangt zu sein schienen. Weiter fiel mir damals die grosse Aehnlichkeit in der äusseren Erscheinung des Grabfeldes mit den z. Th. durch mich untersuchten Wikinger-Grabfeldern der nordfriesischen Inseln Föhr und namentlich Amrum auf; es war dieselbe unregelmässige Vertheilung sehr ungleich grosser Hügel, die oft so nahe aneinander rückten, dass ihre Ränder sich berührten (Monats-Bl. 1892, 11—12; Verhandl. 1892, 155—56; Stubenrauch, S. 70, 91—92). Der Auffassung „Wikinger-Gräber" widersprach auch nicht der Befund in dem von uns allerdings nur unvollständig untersuchten Grabe. Solche Brandschicht ist ganz gewöhnlich in dergleichen Gräbern und der Mangel jeglicher Beigaben durchaus nicht selten; vergl. z. B. Verhandl. 1890, 178, Hügel 1 auf Föhr.

Meine Hrn. Lemcke kundgegebene Wahrnehmung hinsichtlich der äusseren Erscheinung des Grabfeldes gab mit den Anstoss zu weiteren Untersuchungen an dieser Stelle. Zunächst wurde am 14. Juni 1891 vom pommerschen Geschichts-Verein ein Hügel (Nr. 70) angestochen, aber ebenfalls nicht völlig untersucht; aus unverzierten Scherben schloss man auf bronzezeitliche Urnen (Monats-Bl. 1891, 109). Im Juli desselben Jahres führten Dr. Walter und Dr. Ulrich Jahn die Untersuchung des Hügels zu Ende; sie trafen eine schwärzliche, fast 1 Fuss mächtige, den ganzen Hügel durchziehende Brandschicht, tiefer unten einzelne Steine, worunter zwei Bruchstücke von Hämmern, kleine Feuersteinsplitter und verstreute Urnenscherben, von denen indess „auch nicht zwei aneinander passten, so dass wohl nichts übrig blieb, als die Annahme, dass überhaupt nur Bruchstücke von Gefässen niedergelegt seien." Unter den Scherben fanden sich zwei verzierte, steinzeitliche. Man traf ausserdem calcinirte Knochenstücke und weiter unten, nach dem gewachsenen Boden hin, eine zweite Brandschicht. — Es wurden dann weiter die Grabhügel Nr. 71, 69 u. 67 geöffnet, angenähert mit demselben Ergebniss. Metall fehlte überall. — Dr. Walter folgerte aus dem Befund, dass die von ihm untersuchten Hügel der ausgehenden Steinzeit angehörten, die westlich von diesen gelegenen, durch Virchow erforschten dagegen der beginnenden Bronzezeit (Verhandl. 1891, 708—12; Mon.-Bl. 1892, 11). — Der ersteren Ansetzung musste ich widersprechen (Verhandl. 1892, 156). Nur sehr wenige der ausserordentlich zahlreichen Scherben waren verziert und als steinzeitlich erweislich. Ich schrieb: „Die

absichtliche Ausstreuung der Scherben im Allgemeinen mag hier anzunehmen sein, aber die der verzierten Stücke ist mir ebenso zweifelhaft, wie die der steinernen Geräth-Bruchstücke. Vielleicht waren letztere nicht Beigaben, sondern kamen nur zufällig mit den alten Scherben an ihren Platz." Dies hielt ich für um so wahrscheinlicher, als ich am Südwestende des Hügelrückens, oberflächlich im Sande, steinzeitliche Scherben umherliegen fand, wie sie auch Virchow ebenda schon beobachtet zu haben scheint (Verhandl. 1872, 63). Es wäre auch ein steinzeitliches Brandgräberfeld dieser Ausdehnung so hoch im Norden durchaus ungewöhnlich, wie aus meiner Arbeit über Leichenverbrennung ersichtlich (Verhandl. 1892, 129—75; ich empfahl schon damals die systematische Erforschung des ganzen Gräberfeldes). Dr. Walter hielt aber an seiner Ansicht fest, selbst dann noch, als bei erneuten Ausgrabungen von 12 Hügeln durch Lemcke in den Jahren 1892 u. 93 (Nr. 51, 1—4, 5—11) in einem derselben ein slavisches Gefäss und in mindestens 2 anderen ebensolche Scherben zum Vorschein gekommen waren, von einer slavischen[1]) Nachbestattung ohne Leichenbrand (Skelet in Holzsarg, Grab 3) ganz abgesehen (Mon.-Bl. 1893, 173; Balt. Stud. 1893, 221; Stubenrauch, S. 92—97).

Im Jahre 1897 ist nun der grösste Theil des Gräberfeldes auf Kosten des Hrn. Stadtraths Dr. Walther Simon in Königsberg i. Pr. durch Conservator Stubenrauch untersucht[2]), und es hat sich ergeben, dass man es hier durchweg mit Brandgräbern zu thun hat, meist ohne, bisweilen mit spärlichen Beigaben, nehmlich einigen kleinen bronzenen und silbernen Beschlägen, unbedeutenden Eisensachen und 3 unter sich gleichartigen Knochen-Artefacten. Die Ornamente der bronzenen Beschläge passen in die durch die slavischen Scherben gegebene Zeit[3]) hinein; es blieb aber noch die Frage offen, welcher Bevölkerung die Gräber angehören, der slavischen oder der nordischen.

1) So Lemcke in Mon.-Bl. 1893, 174; Stubenrauch dagegen hält die Nachbestattung für wikingisch (Balt. Stud. 1898, 122), vielleicht weil Schumann den Bau des Schädels abweichend von dem anderer Wolliner fand (Verhandl. 1892, 492). Aber es wäre doch befremdlich, wenn die Wikinger in einem Hügel erneute Bestattung vorgenommen hätten, von dem sie bei der kurzen Dauer ihrer Ansiedlung Julin wissen mussten, dass er einem der Ihrigen gehörte. Das Nachbegräbniss durchschnitt die Brandschicht der ersten Anlage, welche Schumann für „ursprünglich sehr alt" hielt.

2) Von den 93 Hügeln sind jetzt 75 mehr oder minder systematisch erforscht, 5 von unbekannter Hand geöffnet, so dass noch 13 übrig blieben. Die zuerst (von Virchow) in Angriff genommenen bedürfen wohl der Nachprüfung, ebenso vielleicht das von Lemcke und mir angestochene und eins der von Walter und Jahn bearbeiteten (Nr. 67).

3) Nach den Erfahrungen dieser neueren Grabungen muss angenommen werden, dass auch in den von Virchow bearbeiteten Hügeln eine Brandschicht vorhanden war und dass sie im Wesentlichen gleichaltrig mit der Hauptmenge der Gräber waren, und dies um so mehr, als die Beobachtung Virchow's betreffs der ungeschützten Niederlegung der gebrannten Gebeine im oberen Theil der Hügel sich auch in vielen der anderen wiederholt hat. — In mehreren Fällen lagen allerdings die Gebeine in der Brandschicht, kein einziges Mal aber wurden sie in einer Urne gesammelt angetroffen, ausgenommen vielleicht den Hügel 51, der wenigstens mehrere „Gefässe" in der Brandschicht barg. Auf Amrum dagegen fand ich oft Urnen sowohl, wie Speise- oder Trinkgeschirr in den Wikinger-Gräbern, und nicht selten scheinen die Gebeine dort in hölzernen Eimern beigesetzt worden zu sein. Uebereinstimmung mit Amrum herrschte darin, dass die Verbrennung auf der Stelle des Grabhügels selbst stattfand (Stubenrauch, S. 106; Olshausen, Verhandl. 1892, 129).

Hr. Stubenrauch überbrachte mir die Fundstücke zur Beurtheilung und zum Vergleich mit den Gegenständen meiner Sammlung von den friesischen Inseln. Unter den Eisensachen fanden sich manche gleichartige, so einige Nägel verschiedener Form, wie sie von hölzernen Kasten oder dergl. herrühren können; aber entscheidend sind auch diese Dinge nicht. Wichtiger dagegen waren die Knochenstücke aus Grab 75, denn es handelte sich hier um jene halbkugeligen, bisweilen auch noch höher gewölbten, massiven, vielleicht aus Gelenkkugeln hergestellten Brettspiel-Steine, mit je einer mehr oder minder tief eindringenden Bohrung an der flachen Unterseite, wie sie von den seefahrenden Wikingern benutzt wurden. Die zugehörigen Spielbretter müssen mit entsprechenden Zapfen versehen gewesen sein, auf welche die Steine passten, so dass auch bei den Schwankungen der Schiffe ein unbeabsichtigtes Verrücken der letzteren verhindert wurde. So wenigstens ist die gewöhnliche Erklärung, die schon Worsaae vertrat und auch Rygh als zweifellos ansieht [Mémoires des antiquaires du Nord, 1878—83, p. 128 (Spielsteine aus Wikingergräbern zu Kilmainham bei Dublin): Rygh, Norske Oldsager, Christiania 1885, Nr. 474, Text S. 25]. Spielbretter mit Stiften scheinen allerdings nicht erhalten zu sein; man kennt nur Reste solcher ohne Stifte (Nicolaysen, Langskibet fra Gokstadt, Christiania 1882, S. 46 und Taf. 8, 1, und aus älterer Zeit: Engelhardt, Vimose Fundet, Kjöbenhavn 1869, Taf. 3, Fig. 9—11). Sophus Müller drückte sich auch weniger bestimmt aus (Oldsager, Jernalderen 1895, Nr. 621), desgleichen schon Bror Emil und Hans Hildebrand (Teckningar ur Svenska Statens historiska Museum I, Stockholm 1873, Text zu Taf. 9). Uebrigens sind derartige Spielsteine nicht bloss der eigentlichen Wikingerzeit eigen, sondern kommen auch schon in der vorhergehenden Periode vor (Teckningar a. a. O. und Montelius, Antiquités Suédoises, 1873—75, Fig. 451), ja sogar noch früher, so im Vimosefund (Engelhardt, S. 11: „Undertiden er der midt paa Undersiden et lille Hul"). Bisweilen geht das Loch ganz hindurch (Teckningar pl. 9, fig. e). Man hat aus älterer Zeit auch Spielsteine mit zwei Löchern in der Basis, über deren Zweck ich auffallender Weise keine Angaben finde und mir auch kein rechtes Bild machen kann (Rygh, Nr. 177; Montelius, Nr. 361). Denn es ist offenbar nicht so leicht, solchen Stein auf 2 Zapfen zu stellen, wie auf einen, und erscheint ausserdem auch unnöthig, da eine Drehung des Steins um den Zapfen als senkrechte Achse nichts schadet, vielmehr lediglich die seitliche Verschiebung zu verhindern ist. Aber ich weiss doch keine andere Bestimmung der beiden Löcher anzugeben.

Da nun derartige Spielsteine zeitlich soweit hinaufreichen, könnte man zweifelhaft sein, ob sie für unser Gräberfeld gerade als wikingisch anzusehen sind und nicht lediglich auf eine seefahrende Bevölkerung im Allgemeinen hindeuten, da die Wikinger hier nur etwa ein Jahrhundert herrschten. Aber jene älteren Stücke unterscheiden sich von den jüngeren dadurch, dass sie meist bedeutend flacher gewölbt sind, und da der Hügel 61 ein Blechstück mit nordischen Ornamenten geliefert hat (Stubenrauch, Fig. 7), so kommen die Slaven hier wohl nicht in Frage, und alle Umstände zusammengenommen scheinen mir zu genügen, die Gräber den Wikingern zuzuschreiben. Diese Auffassung theilt man jetzt auch in Stettin, wie die interessante Arbeit des Hrn. Stubenrauch zeigt. Auf der Höhe des Galgenberges werden freilich früher steinzeitliche und möglicherweise auch bronzezeitliche Gräber gelegen haben, aus deren Material z. Th. die Wikinger ihre Hügel errichteten. Die Anwesenheit slavischer Scherben und sogar Gefässe kann natürlich nicht befremden, da die Wikinger hier unter Slaven lebten. —

(19) Hr. v. Luschan spricht über

zusammengesetzte und verstärkte Bogen.

(Hierzu Tafel II.)

Die Bogen, die wir aus Africa und aus der Südsee kennen, sind fast durchweg einfache Holzstäbe. Je nach der ethnographischen Provinz, aus der sie stammen, wechselt ihre Form, ihre Grösse und das Holz, aus dem sie hergestellt sind; aber mit wenigen Ausnahmen, die wir unten besprechen werden, sind es „einfache" Bogen. Um sofort zu sehen, was das bedeutet, brauchen wir hier, neben dem Querschnitt durch einen einfachen, nur einen solchen durch einen „zusammengesetzten" Bogen aus Turkistân zu betrachten.

Fig. 1.

Querschnitt durch einen einfachen Stabbogen. 1/1 d. wirkl. Gr.

Fig. 2.



Querschnitt durch einen zusammengesetzten Bogen aus Turkistân. 1/1 d. wirkl. Gr.

Ein solcher Bogen besteht nur zum geringsten Theile aus Holz, er hat hinten (oder innen, d. h. auf der Schnurseite) eine mächtige Schicht von Büffel- oder Steinbockhorn und vorne, oder aussen, mehrere Schichten fest aufgepresster und angetrockneter Faserbündel aus der Achilles-Sehne oder vom Nackenband des Rindes. Wir werden bald sehen, dass ein derartig gebauter Bogen eine Waffe ersten Ranges ist und sich zu dem einfachen Bogen der Afrikaner etwa verhält, wie ein modernes Repetir-Gewehr zu einer alten Luntenflinte.

Vorher möchte ich aber noch erklären, was unter einem „verstärkten" Bogen zu verstehen ist. Wenn wir einen gewöhnlichen einfachen Laubholzbogen weiter spannen, als er verträgt, so bricht er; aber er bricht fast niemals quer, sondern er splittert der Länge nach, oft so, dass ein oder der andere Splitter die Hälfte oder zwei Drittel der Länge des ganzen Bogens hat. Das steht natürlich damit in Zusammenhang, dass das Holz für den Bogen nicht mit der Säge, sondern durch Spalten (oder „Schlachten", wie der technische Ausdruck lautet) gewonnen wurde. Nur ganz schlechte Bogen brechen quer ab, gute splittern. Es lag natürlich sehr nahe, dieses Splittern dadurch zu verhindern, dass man in gewissen, nicht zu grossen Abständen feste Ringe um den Bogen legte, aus Leder, aus Flechtwerk, aus Darmsaiten oder sonst einem geeigneten Material. Ebenso pflegte man anderswo den Bogen in seiner ganzen Ausdehnung oder wenigstens da, wo er am meisten in Anspruch genommen war und also zuerst zu splittern drohte, mit Streifen aus Leder, Schlangen- oder Eidechsen-Haut oder auch mit irgend einer Schnur dicht zu umwickeln. In gewissem Sinne würde man alle diese derart behandelten Bogen schon als „verstärkt" bezeichnen können. Es empfiehlt sich aber, diese Bezeichnung für eine andere, ausgiebigere Art der Verstärkung aufzusparen und diese Bogen einfach als „umwickelt" zu bezeichnen. Ganz nebenbei sei hier eingeschaltet, dass es in

Süd-America mehrfach Bogen aus Palmholz giebt, die in ihrer ganzen Ausdehnung mit einem dünnen Bindfaden umwickelt sind; bei diesen kann es sich natürlich nicht einmal um den Versuch einer Verstärkung handeln. Diese Art von Umwicklung hat zweifellos nur den Zweck, die Loslösung ganz kleiner spitzer Splitter zu verhindern, die sonst häufig wie scharfe Stacheln sich von dem Holz ablösen, und die Hände leicht empfindlich verletzen können. Ich habe selbst lange mit einem Salomo-Bogen geschossen, der erst ganz ausgezeichnet war, mir aber durch seine Neigung, ganz dünne, oft nur nadelfeine Splitter abzustossen, so unbequem wurde, dass ich ihn schliesslich ganz umwickelte.

Alles das hat aber mit der Verstärkung im engeren Sinne des Wortes nichts zu thun. Hingegen finden wir, besonders in Alaska, dünne schwache Bogen aus Cedernholz, welche am Rücken ein dichtes, sehr hartes und festes Geflecht aus gedrehten oder gezöpften Sehnenfäden haben. Dieses Geflecht liegt dem Bogen lose auf, wird aber durch zahlreiche, ganz um den Bogen laufende Ringe festgehalten und ist ausserdem noch an den Enden ganz besonders fest mit dem Bogen verschnürt. Da haben wir nun eine wirkliche Verstärkung vor uns, die ungemein wirksam ist, da sie nicht nur den Bogen vor dem Splittern schützt, sondern auch durch ihre eigene Elasticität den Werth des Bogens wesentlich erhöht.

Eine andere Art der Verstärkung kennen wir gleichfalls besonders aus Alaska. Da befindet sich auf dem Rücken des Bogens, fest an ihn gebunden, eine sehr dicke und starke Schnur, die natürlich genau ebenso functionirt, wie das Rückengeflecht, und nur eine einfachere, vielleicht ältere und primitivere Form derselben darstellt.

Auch in der Südsee hat es einst eine gleiche Art der Verstärkung gegeben; sie wird für Tahiti von W. M. Moseley ganz ausführlich, und so, dass ein Missverständniss ausgeschlossen erscheint, beschrieben; doch ist kein einziger derartiger Bogen auf uns gekommen, und was gegenwärtig in den verschiedenen Sammlungen an Bogen mit der Angabe Tahiti verwahrt wird, stimmt nicht entfernt zu der Beschreibung von Moseley. Hingegen kennen wir eine kleine Anzahl von Bogen aus Tonga, die durch eine tiefe Längsrinne ausgezeichnet sind. Schon Cook und Forster haben sich über diese Bogen gewundert, sie abgebildet und ausführlich beschrieben. „Der Bogen war 6 Fuss lang, ungefähr so dick als ein kleiner Finger, und wenn er nicht gespannt war, nur wenig gekrümmt. Längs der convexen oder äusseren Seite lief für die Senne ein vertiefter Falz oder eine halbe Hohlröhre, welche zuweilen so tief ausgeschnitten war, dass auch der ungefähr 6 Fuss lange Pfeil, der aus einem Rohrstabe gemacht und mit hartem Holze zugespitzt war, darin Platz hatte. Wenn nun der Bogen gespannt werden sollte, so musste solches nicht durch stärkere Krümmung seiner Biegung geschehen, sondern völlig umgekehrt, so dass der Bogen erst gerade und dann, nach der entgegengesetzten Seite hin, krumm gebogen ward. Die Senne durfte dabei niemals straff angezogen werden, denn durch blosse Aenderung der natürlichen Biegung des Bogens bekam der Pfeil Trieb genug, und das Wiedereinspringen des Bogens und der Senne war nie so heftig, dass die Hand oder der Arm des Schützen davon hätte beschädigt werden können. Ehe unsere Seeleute mit diesem Gewehr umgehen lernten, zerbrachen sie viele Bogen, indem sie solche nach der sonst gewöhnlichen Manier aufspannen wollten. Die ungeheure Menge von Waffen, welche wir bei den Einwohnern fanden, stimmte aber gar nicht mit der friedfertigen Gesinnung, die sie in ihrem ganzen Betragen gegen uns, und vornehmlich auch durch die Bereitwilligkeit äusserten, uns solche zu verkaufen. Sie müssen folglich, ihrer friedfertig scheinenden Gemüthsart ohnerachtet, oft Händel unter einander haben, oder auch mit den be-

nachbarten Inseln Krieg führen; doch konnten wir hievon, bei aller Nachfrage, nichts befriedigendes erfahren[1])."

Wahrscheinlich hatte eben schon damals der Bogen auch in Tonga aufgehört, eine ernsthafte Waffe zu sein; jedenfalls wissen wir von Mariner[2]), dass schon wenige Jahre später der Bogen dort zum Sporte des Ratten-Schiessens, fanna gooma, diente. Bei diesem Spiele sandten die Häuptlinge, welche sich daran betheiligten, zunächst einige Diener ins Gelände, welche geröstete Kokos-Nuss kauen und die Fasern unterwegs ganz fein vertheilt ausspucken mussten. Das lockte die Ratten auf den Weg, und 10 Minuten nach den Dienern brachen die Herren auf, alle im Gänsemarsch, immer je einer der einen Partei mit einem der Gegenpartei abwechselnd; nach jedem Schusse auf eine Ratte muss mit dem Hintermann der Platz gewechselt werden, und die Partei, die zuerst 10 Ratten zur Strecke gebracht, wird als Siegerin gefeiert. Man sieht, dieser Sport ist nicht viel besser, als unser Tauben-Schiessen; aber man begreift auch, warum Forster sich kurz vorher über das Missverhältniss zwischen der friedfertigen Gesinnung der Tonganer und der „ungeheuren Menge ihrer Waffen" so sehr gewundert; — der Bogen war eben auch schon zu seiner Zeit nicht nur Waffe gewesen, sondern auch schon Spielzeug. Leider enthält Forster's Beschreibung mehrere Ungenauigkeiten oder Schreibfehler, und gestattet nicht, dass wir uns ohne Weiteres eine genaue Vorstellung dieses Bogens machen können. Tonganische Bogen gehören jetzt zu den allergrössten Seltenheiten und zu den kostbarsten Schätzen der Museen; ich glaube nicht, dass Alles in Allem mehr als 10 oder 12 erhalten sind, und ich kenne keinen einzigen, der noch seine Sehne hätte. Seine ungefähre Form und sein Querschnitt (Fig. 3c, S. 224) sind aus nebenstehender Skizze ersichtlich; man sieht den vertieften Falz „für die Senne", den Falz, welcher zuweilen so tief war, dass „auch" der Pfeil darin Platz hatte. Ich

1) J. R. Forster's Reise um die Welt 1772 bis 1775. Berlin 1778. S. 329ff.

2) An account of the Natives of the Tonga Islands, by W. Mariner. Edited by John Martin. London 1817. I. p. 279ff. Ueber Kampf-Bogen vgl. ebend. II. p. 287.

Fig. 3a. Stab-Bogen, angeblich aus Tahiti. 1/8 d. wirkl. Gr.

Fig. 3b. Bogen mit Längsrinne, aus Tonga. 1/8 d. wirkl. Gr.

kann diese Beschreibung unmöglich anders auffassen. als so, dass die „Senne“ im Falz eine andere war, als die „Senne“, auf welche der Pfeil gesetzt wurde. Danach müssten wir also annehmen, dass der tonganische Bogen zu Cook's Zeit regelrecht „verstärkt“ war. Damit würde auch stimmen, dass er von Forster ausdrücklich als reflex bezeichnet wird. Wir werden später sehen, dass diese merkwürdige Eigenschaft nur den verstärkten und zusammengesetzten Bogen zukommt und bei einem einfachen ganz unverständlich wäre. Wir begreifen jetzt auch sofort, warum Cook's Matrosen so viele tonganische Bogen zerbrochen haben; sie spannten eben in derselben Richtung, in der der Bogen ohnehin schon durch die verstärkende Schnur auf das Aeusserste in Anspruch genommen war. H. Balfour, dessen bahnbrechende Verdienste um die Kenntniss des Bogens von allen Fachleuten anerkannt sind, hat diese Mittheilung Forster's wohl übersehen; er nimmt allerdings ebenso wie ich an, dass der tonganische Bogen früher einmal regelrecht verstärkt war, aber er meint, dass schon zur Zeit Cook's diese Verstärkung obsolet geworden war und dass damals die tiefe Furche, weil sie nun einmal da war, nur mehr dazu diente, einen Pfeil aufzunehmen. Ich kann diese Ansicht nicht theilen; die Beschreibung Forster's ist allerdings sehr zweideutig, da er das Vorhandensein einer zweiten Schnur nicht ausdrücklich feststellt; aber der Wortlaut seines Textes wird nur verständlich, wenn wir neben der eigentlichen Bogenschnur auch eine Verstärkungs-Schnur annehmen. Dann, und nur dann, sind fast die sämmtlichen Angaben verständlich und zutreffend. Nur die letzte Angabe Forster's, dass die Sehne niemals straff angezogen zu werden brauchte, ist mir auch jetzt noch unklar. Jeder andere im unbespannten Zustande reflexe Bogen muss erst zurückgebogen und scharf bespannt werden, bevor man den Pfeil ansetzen und schiessen kann. Bespannen und spannen (to string and to draw) sind zwei völlig verschiedene Acte. Nach Forster's Beschreibung muss man aber annehmen, dass der Tonga-Bogen auch im entlasteten Zustande bespannt war, und dass die Tonganer es verstanden, die beiden Acte zu vereinen und die Schnur während des Spannens an dem Bogen vorbei zu bringen. Es ist mir nicht bekannt, dass irgend ein Volk heute noch so spannt: die Möglichkeit, es zu thun, kann aber nicht in Abrede gestellt werden[1]). Die Schwierigkeit liegt im Wesentlichen nur daran, dass der Bogen bei dieser Procedur die Neigung hat, sich um seine Längsaxe zu drehen, und dass er deshalb ganz besonders fest gehalten werden muss. Nach dem

Fig. 3c.



Querschnitt durch einen Tonganischen Bogen. $^1/_1$ d. wirkl. Gr.

1) Voraussetzung ist hierbei freilich, dass der Bogen nicht allzu stark „reflex“ ist, und das trifft bei dem Tonga-Bogen in der That zu. Bei einem stark reflexen Bogen, etwa bei einem der S. 229 (Fig. 6) abgebildeten, würde das ganz unmöglich sein. Diejenigen, die sich einen stark reflexen Bogen nicht leicht vorstellen können, bitte ich, sich an dem dort links schnurlos und in seiner wirklichen Ruhelage abgebildeten Bogen eine Schnur angebracht zu denken: wenn man an dieser Schnur in der für den Unkundigen selbstverständlich erscheinenden Richtung zöge, also so, wie das Cook's Matrosen in Tonga gemacht haben, so würde der Bogen bald brechen; hielte man den Bogen aber richtig und versuchte dann, auch die Schnur durch einfaches Anziehen auf die richtige Seite des Bogens zu bekommen und diesen so aus seiner wirklichen in die gespannte Ruhelage zu bringen, so würde der Bogen gleichfalls brechen, da er zu stark nach vorn gekrümmt ist. Nur ein leicht reflexer Bogen kann in solcher Weise richtig gespannt werden. Jeder stark reflexe muss nothwendig erst regelrecht bespannt werden, bevor man daran denken kann, ihn zu spannen.

Abschnellen des Pfeiles müsste die Sehne dann an dem Bogen und an der den Bogen haltenden Hand vorbei wieder in ihre Ruhelage zurückkehren: wenn Forster ausdrücklich feststellt, dass dabei die Hand des Schützen nicht beschädigt werden konnte, so müssen wir uns vorstellen, dass die Tonganer den Bogen unmittelbar nach dem Freigeben des Pfeiles selbst um seine Axe zu drehen pflegten, in ähnlicher Weise, wie das heute noch von den Japanern gemacht wird.

Ich glaube also gezeigt zu haben, dass der tonganische Bogen noch zur Zeit von Cook regelrecht durch eine dicke Schnur verstärkt war; ich halte es sogar für möglich, dass Moseley's Beschreibung des verstärkten Bogens von Tahiti sich de facto auf den Bogen von Tonga bezieht und nur auf einer Verwechselung beruht. In einer Zeit, in der man dem Unfug huldigte, von den Schiffer-Inseln, von den Societäts-Inseln und von den Freundschafts-Inseln zu sprechen, wenn man die Samoa-, die Tahiti- und die Tonga-Gruppe meinte, würde ein solches Missverständniss sicher zu entschuldigen sein, ebenso wie auch gerade in unserer Zeit durch das fortwährende willkürliche und ungerechtfertigte Umtaufen im Bereiche des deutschen Colonial-Besitzes in der Südsee Verwechselungen und Irrthümer entstehen.

Es ist ferner wahrscheinlich, dass es ähnliche, wirklich verstärkte Bogen vor sehr langer Zeit auch in Süd-America gegeben hat. Jedenfalls kennen wir ältere Bogen aus Surinam und Brit.-Guyana, welche im Querschnitt sehr auffallend planconvex sind, oder statt des flachen Rückens sogar eine leicht concave Fläche haben. Auf dieser Fläche liegt stets eine Schnur, welche man am ehesten für eine Reserve-Sehne halten könnte; ich möchte aber annehmen, dass ihr gegenwärtiger Zustand nur ein reducirter ist, dass sie früher viel kräftiger war, und thatsächlich zur Verstärkung des Bogens gedient hat.

Eine ganz andere Art der Verstärkung ist in dem beistehend (Fig. 4) abgebildeten Bogen von Sĕkar gegeben, den das Berliner Museum zugleich mit einer grösseren und sehr werthvollen Sammlung von Prof. Warburg als Geschenk erhalten hat. Soviel mir bekannt ist, steht dieser Bogen bis jetzt völlig vereinzelt da und ist das einzige Exemplar seiner Art. Er besteht aus zwei Stäben, einem längeren und dickeren aus Palmholz und einem kürzeren und dünneren aus Bambu, die einfach hinter einander gelegt und durch viele darumgeflochtene Ringe mit einander verbunden sind. Es wird abzuwarten sein, ob ähnliche Bogen auch sonst noch im äussersten Westen von Neu-Guinea vorkommen, oder ob es sich bei diesem einzelnen

Fig. 4. $^1/_{10}$ d. wirkl. Gr.

b $^1/_2$

a $^1/_2$

Verstärkter Bogen aus Sekar am Mac-Cluer-Golf, Holl. Neu-Guinea. Mus. f. Völkerk. VI. 16135. Sammlung Warburg.

Stücke in der That nur um eine ganz isolirte Erscheinung, etwa um eine persönliche Spielerei eines einzelnen Eingebornen handelt. Einstweilen möchte ich annehmen, dass wir es hier doch mit einem typischen Stück zu thun haben. Obwohl dieser Bogen aus zwei Stäben besteht, möchte ich ihn doch nicht zu den „zusammengesetzten" zählen: es scheint mir richtiger, ihn nur als „verstärkt" zu registriren und den Begriff des „zusammengesetzten" Bogens auf solche Stücke zu beschränken, deren einzelne Elemente fest mit einander verleimt sind oder sonst so fest aneinanderhaften, dass sie ohne völlige Zerstörung nicht wieder getrennt werden können.

In diesem Sinne ist auch der aus verschiedenen Renthierhorn- oder Knochen-Stücken zusammengesetzte Bogen mancher Eskimo-Stämme nicht zu den eigentlich „zusammengesetzten" Bogen zu zählen: in der That hat er mit dem typischen Schema für diese Bogen, wie ein solcher S. 221, Fig. 2 abgebildet ist, nicht das Mindeste zu thun. Er ist eben aus kleinen Horn- oder Knochen-Stücken zusammengebunden, weil man weder über ein genügend langes und sonst geeignetes Holz verfügte, noch über einen genügend langen und dabei elastischen Knochen. Einzelne Eskimo-Stämme haben da einfach aus der Noth eine Tugend gemacht; der Bogen, den sie sich trotz der äussersten Ungunst der Verhältnisse construirt haben, mag ja verhältnissmässig recht gut sein, aber es wäre nicht ganz correct, wollten wir ihn zu den zusammengesetzten rechnen; er wird besser als „zusammengestückt" bezeichnet.

Wenden wir uns nun zu den wirklich zusammengesetzten Bogen, so können wir aus diesen zunächst jene herausgreifen, welche nur aus verschiedenen Stäben von Holz zusammengesetzt sind. Solche giebt es auch in Europa; zwar die ältesten Bogen, die wir aus Pfahlbauten und sonst aus alter Zeit kennen, sind durchweg einfach; auch im Mittelalter waren, wenigstens in West-Europa, die Bogen einfache Stäbe aus Eibenholz. Aber schon vor einigen Jahrhunderten begann man, ich glaube zuerst in Frankreich, auf den Rücken des Bogens einen Stab aus Eschen-, Ulmen- oder Hickory-Holz zu leimen, oder auch beide Stäbe noch ausserdem regelrecht mit einander zu verdübeln. Noch heute werden in England, wo das Bogen-Schiessen mit zu den vornehmsten Sport-Uebungen gehört, neben dem einfachen Eiben-Bogen (self-yew) derartige zusammengesetzte (backed) Bogen hergestellt.

H. Balfour hat gezeigt, dass ähnliche Bogen im 17. Jahrhundert auch in Lappland üblich waren. Solche sind nach ihm in der Histoire de la Laponie von Jean Scheffer 1678 sehr ausführlich und genau beschrieben. Wir erfahren, dass sie aus einem Stabe Birken- und aus einem Stabe Fichten-Holz zusammengesetzt waren. Wir finden dort sogar eine genaue Beschreibung der Herstellung des hierzu nöthigen Fischleims und hören auch, dass der so zusammengesetzte Bogen nachher zum Schutze gegen Schnee und Regen mit Birkenrinde überzogen wurde.

Aehnlich zusammengesetzte Bogen finden wir auch in Japan; sie sind aus mehreren dünnen Stäben von Bambu und von Laubholz zusammengefügt, mit einer dicken Rinde umgeben und sehr sorgfältig lackirt. Das Bogen-Schiessen, das in China den wichtigsten Gegenstand der Officiers-Prüfung ausmacht, gehört dort, wie auch in Japan, zu den sechs Dingen, Riku-gei, die jeder gut erzogene Mann verstehen muss (1. Schreiben und Lesen, 2. Rechnen, 3. Etiquette oder Anstandslehre, 4. Bogen-Schiessen, 5. Musik, 6. Reiten und Fahren); es wird uns daher nicht wundern, wenn wir sehen, welchen ausserordentlich hohen Grad der Vollendung gerade der japanische Bogen erreicht hat. Bogenbauer gehörten im alten Japan zu den am meisten geehrten Künstlern; auf den guten alten Bogen sehen

wir oft den Namen ihres Verfertigers und das Datum vermerkt, ebenso eine Nummer für die Stärke, wofür 12 Abstufungen unterschieden wurden. Natürlich hat unter dem modernen europäischen Einfluss die Kunst des Bogenbauens und auch die des Schiessens schon sehr abgenommen; aber auch heute noch braucht man einem Japaner nur einen Bogen in die Hand zu geben und ihn einen einzigen Schuss machen zu lassen, um sofort zu wissen, ob er aus guter Familie ist oder nicht. Ich habe ab und zu die Freude, dass japanische Collegen sich hier an meinen Schiess-Uebungen betheiligen, und ich muss gestehen, dass ich ihre Fertigkeit immer wieder von Neuem bewundere und sie um ihre vielen Treffer beneide.

Wie alle zusammengesetzten Bogen ist auch der japanische „reflex“ oder „παλίντονος“, d. h. er hat, wenn er abgespannt ist, eine Krümmung, entgegengesetzt der Krümmung, die er bei richtiger Bespannung annimmt. Jeder zusammengesetzte Bogen wird also von einem Unkundigen regelmässig falsch besehnt werden, und gar viele kostbare Bogen der Art sind intra et extra muros der ethnographischen Sammlungen zerstört worden, weil man sie falsch bespannte; auch heute noch kann man die Museen, in denen zusammengesetzte Bogen richtig besehnt sind, an den Fingern einer Hand abzählen! Fast alle diese Bogen sind vollständig symmetrisch und werden asymmetrisch nur dann, wenn sie fehlerhaft gebaut oder sehr schlecht behandelt wurden. Allein nur die japanischen Bogen sind ganz unsymmetrisch; ihr unteres Ende ist viel stärker als das obere; deshalb werden sie auch nicht in der Mitte gehalten, sondern etwa an der Grenze zwischen dem untersten und dem mittleren Drittel; das kann man aus den zahlreichen Holzschnitten ersehen, auf denen japanische Bogen-Schützen abgebildet sind, und das ergiebt sich auch aus der immer durch besondere Rotan-Umwicklung bezeichneten Stelle für die Hand. Ich hebe das hervor, nicht nur weil es an und für sich interessant ist, sondern weil auch die Bogen der Neu-Hebriden-Insulaner, obgleich natürlich „einfach“, doch oft eine derartige asymmetrische Krümmung erkennen lassen. —

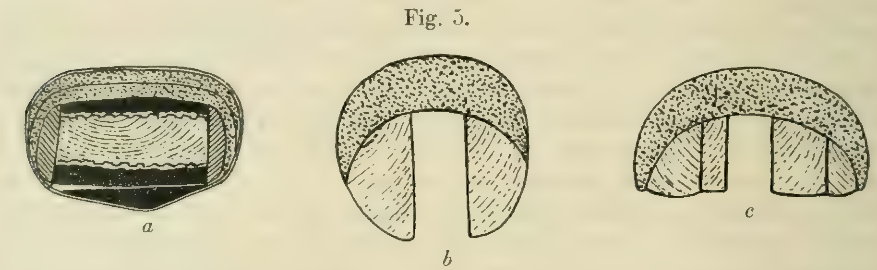
Nachdem wir so die aus verschiedenen Holzstäben zusammengesetzten Bogen kennen gelernt haben, gelangen wir zu den eigentlichen „zusammengesetzten“ Bogen, als deren typischen Vertreter ich schon einmal den Turkistân-Bogen bezeichnet habe, dessen Querschnitt S. 221, Fig. 2 abgebildet ist. Die geographische Verbreitung dieses Bogens ist eine ausserordentlich weite. Wir finden ihn von der Küste des Aegäischen Meeres an durch ganz Klein-Asien und den ganzen asiatischen Continent hindurch bis nach China; die Araber haben ihn über das ganze Mittelmeer bis nach Spanien und Nordwest-Africa gebracht, die Chinesen nach dem Malayischen Archipel. Ja, er ist von den Arabern sogar mehrfach in das Innere von Africa verschleppt worden.

Ebenso bemerkenswerth aber, wie die ungeheure Verbreitung, ist auch das hohe Alter des zusammengesetzten Bogens. Auf S. 266 dieser Verhandl. von 1893, Bd. XXV, habe ich einen solchen Bogen beschrieben, der dem 13. vorchristl. Jahrhundert angehört, und 1897 hat auch H. Balfour[1]) uns mit einem ähnlichen Bogen bekannt gemacht, den er dem 7. vorchristl. Jahrhundert zuschreibt. Beide Bogen sind in Aegypten gefunden worden, wo sie sich durch die ganz besondere Gunst des Klimas erhalten haben, wo sie aber wohl nicht einheimisch gewesen sind. Der im alten Aegypten vorherrschend gewesene Bogen war nehmlich ein einfacher, leicht gebogener Stab und sah genau so aus, wie heute die Bogen der Wanyamwesi und anderer Ost-Afrikaner. Ich habe im Ganzen gegen 80 alt-

1) On a remarkable ancient bow. Journal Anthropol. Institute, vol. XXVI, p. 210 ff.

ägyptische Bogen untersuchen können, die alle unter einander völlig übereinstimmen und alle „einfach" sind. Die beiden oben erwähnten zusammengesetzten Bogen gehen also ganz aus der Reihe heraus und gehören natürlich einem fremden Volke an. Aus assyrischen und „hetitischen" Denkmälern ergiebt sich in völlig einwandfreier Art, dass der Bogen dieser Vorder-Asiaten zusammengesetzt war; es ist also ganz selbstverständlich, dass die beiden von H. Balfour und von mir nachgewiesenen Bogen aus Vorder-Asien stammen. Ob sie als Kriegsbeute nach Aegypten gelangt oder etwa in der Hand vorderasiatischer Söldner dahin gekommen sind, ist für unsere Untersuchung belanglos; wichtig ist nur, dass uns überhaupt in Aegypten zwei alte vorderasiatische Bogen leibhaftig erhalten blieben, so dass wir in der Lage sind, sie genau zu studiren und auch ihren feineren Bau zu erkennen, der uns sonst, trotz der vielfachen Darstellungen des Bogens auf vorderasiatischen Monumenten, natürlich niemals bekannt geworden wäre.

Fig. 5.



a Querschnitt durch einen in Aegypten gefundenen Bogen des 7. vorchristl. Jahrhunderts, nach Balfour. *b*, *c* Querschnitte durch Mitte und Arme eines vorderasiatischen Bogens des 13. vorchristl. Jahrhunderts. *a*, *b*, *c* alle $^1/_1$ d. wirkl. Gr.

Querschnitte dieser beiden Bogen sind hier unter *a*, *b*, und *c* gegeben: *a* ist der von Balfour mitgetheilte Querschnitt seines Bogens aus dem 7. Jahrhundert; *b* und *c* sind die Querschnitte durch den zuerst von mir publicirten Bogen aus der Zeit des zweiten Rhamses. Genau wie bei dem oben S. 221 gegebenen Querschnitt durch den Turkistân-Bogen ist das Holz durch Striche, die Sehnenmasse durch Punkte und die Horn-Substanz durch schwarze Farbe gekennzeichnet. Man sieht also, dass der Bogen des 7. vorchristl. Jahrhunderts ausserordentlich complicirt gebaut war: er hat einen dicken Holzkern, zwei seitliche Holzstäbe, am Rücken einen, am Bauche zwei Hornstäbe, und schliesslich noch einen doppelten Mantel von Sehnenmasse; er ist also aus 8 Bestandtheilen zusammengesetzt. Verhältnissmässig einfacher ist der um 6 Jahrhunderte ältere Bogen, der in der Berliner ägyptischen Sammlung unter Nr. 4712 verwahrt wird. Wie die Querschnitte *b* und *c* zeigen, bestand er aus mehreren mit einander verspleissten Holzstäben, einem dicken Sehnen-Mantel und einem dritten Element, das leider ausgefallen ist, dessen Form aber durch eine tiefe Rinne, die auf der Innenseite des Bogens verläuft, gegeben erscheint. Es ist sehr wahrscheinlich, dass es sich um einen Stab aus Horn handelt; gerade Horn wird nehmlich leicht von Käfer-Larven (Dermestes und Anthrenus) angegriffen und hat sich auch in Aegypten nur ganz ausnahmsweise erhalten. Im Uebrigen ist dieser Bogen der älteste zusammengesetzte, den wir überhaupt kennen, und schon deshalb bemerkenswerth; dass er in einem Grabe aus der Zeit Rhamses II. gefunden wurde, legt es nahe, ihn in Zusammenhang mit dem grossen Hetiter-Kriege zu bringen, und ich möchte ihn geradezu für einen hetitischen halten.

Wie sonst der alte Bogen, besonders der homerische beschaffen war, darüber

sind die abenteuerlichsten und unmöglichsten Vorstellungen verbreitet. Ich habe die Frage in der Festschrift[1]) für Otto Benndorf ausführlich behandelt und kann hier auf diese Untersuchung verweisen. Ich habe da gezeigt, dass der homerische Bogen in allen wesentlichen Eigenschaften genau mit dem vorderasiatischen der Gegenwart oder der unmittelbaren Vergangenheit übereinstimmt. Dies geht in einwandfreier Art besonders aus den Darstellungen auf Vasen-Bildern, Münzen und anderen alten Denkmälern hervor und sehr schön auch aus den alten Beschreibungen der Schwierigkeit des Aufbringens der Sehne. Einen gewöhnlichen, einfachen Bogen zu bespannen, kann niemals irgend welche nennenswerthe Mühe machen; man kann ihn mehr oder weniger stramm bespannen, aber man kann sehr kräftig schiessen, auch wenn man erst die Sehne nur locker aufgebracht hat. Viele Bogen, besonders die der Salomo-Insulaner, haben die Sehne sogar völlig schlaff befestigt; trotzdem sind sie die besten einfachen Bogen, die ich überhaupt kenne — sie erfordern nur eine besondere grosse Schutz-Vorrichtung für die Bogen-Hand, die sonst von der rückprallenden Schnur grausam zerschunden werden würde.

Völlig anders liegt die Sache bei dem zusammengesetzten Bogen. Da gehört das Aufbringen der Schnur zu den schwierigsten Proceduren, die man sich nur vorstellen kann. Die Berliner Sammlung besitzt eine grosse Anzahl solcher Bogen aus Turkistân, welche so hart sind, dass die vereinten Kräfte von 3 Männern nicht ausreichen, sie zu bespannen. Man muss ganz complicirte Apparate construiren, wenn man überhaupt daran denken will, die Schnur richtig einzuhängen. Nur die schwächsten unserer Bogen vermag ein einzelner Mann allein zu bespannen und auch das nur nach vieler Uebung und ganz ausschliesslich nur nach antiker Art, also allein nur dann, wenn er in die Krümmung des Bogens hineintritt, und dann mit beiden Schenkeln und mit dem linken Arme den Bogen so lange biegt, bis dass er mit der Rechten die Schnur an der richtigen Stelle einhängen kann. Diese Stellung ist durch eine grosse Anzahl von antiken Darstellungen genau bekannt, und allein schon diese Uebereinstimmung in der allein möglichen Art der Bespannung würde einen Schluss auch auf den übereinstimmenden Bau des Bogens gestatten. Ebenso grosses Gewicht muss aber auch auf die äussere Form des antiken Bogens gelegt werden; indem ich da auf die alten Monumente verweise, gebe ich hier (Fig. 6) nur eine ganz kleine Abbildung zweier Turkistân-Bogen, von denen der eine ohne Schnur, der andere aber richtig bespannt ist. Die Abbildung lässt keine Details erkennen, aber sie reicht völlig aus, um die allgemeine Form eines „reflexen“ Bogens in seinen beiden Ruhelagen, der wirklichen und der gespannten, zu veranschaulichen. Ein Vergleich mit den antiken Darstellungen wird die absolute Uebereinstimmung bestätigen, natürlich nur dann, wenn von solchen Abbildungen abgesehen wird, die nur der freien Phantasie eines Künstlers entsprungen sind, der nie einen Bogen anzusehen oder zu verstehen für nöthig befunden hatte. Solche

Fig. 6.



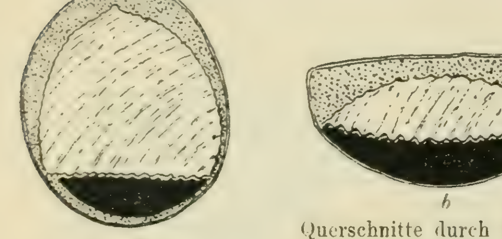
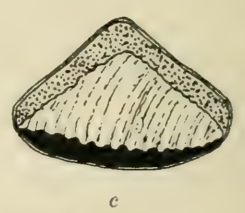
Zwei Bogen aus Turkistân, der eine in Ruhelage ohne Sehne, der andere richtig bespannt; etwa $^1/_{15}$ d. wirkl. Gr.

1) Wien 1898, S. 189ff.

Künstler sind heute ja durchaus die Regel, und unter hundert Bogen, die wir auf modernen Kunstwerken oder gar erst auf unseren Berliner Kachel-Oefen finden, wird vielleicht nur ein einziger sein, der vor dem ethnographisch geschulten Auge bestehen kann — aber auch im Alterthum gab es einzelne flüchtige und leichtfertige Künstler, deren Bogen-Darstellungen unbrauchbar sind. Weitaus die meisten antiken Darstellungen des Bogens sind aber zuverlässig, und diese stimmen durchaus mit unserem typischen Turkistân-Bogen überein.

Ein dritter, gleichfalls zwingender Beweis liegt aber in der Uebereinstimmung der Querschnitte. Ich gebe hier[1]) eine Reihe von Querschnitten durch einen typischen Turkistân-Bogen (Fig. 7) und bitte, sie mit den Querschnitten der alten

Fig. 7.


Querschnitte durch einen Turkistân-Bogen:
a durch die Mitte des Griffes, *b* durch die Mitte eines der Arme,
c durch einen Grat, *d* durch ein Ohr.
$^1/_1$ d. wirkl. Gr.

vorderasiatischen Bogen auf S. 228 zu vergleichen. Ich glaube, dass dieser Vergleich auch wieder allein schon genügen würde, die Frage in dem oben erörterten Sinne zu erledigen.

Dieser völlig gesicherten Lösung steht allerdings eine grosse scheinbare Schwierigkeit entgegen, das ist die bekannte Stelle über den Pandarus-Bogen, Ilias, Δ, 105—111. Diese Stelle wurde bisher so gedeutet, als ob der homerische Bogen aus zwei in der Mitte verbundenen Hörnern von Capra aegagrus bestanden hätte. Nun ist es vom technisch-ethnographischen Standpunkt aus völlig klar, dass ein derartiger Bogen absolut unbrauchbar sein müsste. Natürlich kann man es fertigbringen, zwei Aegagrus-Hörner an einen Handgriff zu stecken und fest mit ihm zu vereinigen, aber niemals würde ein Mensch es fertigbringen, einen so entstandenen Bogen zu spannen. Dafür giebt es einen mathematischen Ausdruck. Die stärksten Bogen, die wir kennen, die der Bugre in Brasilien, haben ein Spanngewicht[2]) von 60 *kg*, ein Self-yew gilt aber schon mit 20—25 *kg* als stark, und

1) Wieder abgedruckt aus der oben erwähnten Untersuchung in der Benndorf-Festschrift. Auch der Querschnitt auf S. 221 gehört demselben Bogen an; ich habe erst nach Erscheinen der Festschrift den Bogen ganz zersägen lassen und bin erst dann darauf aufmerksam geworden, dass auch bei diesem Bogen, ähnlich wie bei dem persischen und indischen, der Holzkern zusammengesetzt und die Sehnenschicht stellenweise doppelt ist. Die Abbildung auf S. 221 ist also eine wesentliche Ergänzung der hier in Fig. 7 gegebenen Querschnitte und stellt meine Angabe auf S. 191 der Festschrift, dass der Kern des Bogens nur aus einem einzigen Stück Holz bestehe, richtig. Weiteres hierüber siehe auf S. 232 der vorliegenden Arbeit.

2) Dieses wird ermittelt, indem man den Bogen am Griffe aufhängt und dann die Mitte der Schnur so lange durch Gewichte belastet, bis der Abstand zwischen Griff und Schnur 70 *cm* beträgt, oder bis sonst der beim Schiessen übliche Abstand erreicht wird.

die besten japanischen Langbogen, die auch kräftigen Europäern vorzüglich in der Hand liegen, halten sich zwischen 15 und 20 *kg*. Ein nach der üblichen Auffassung von Δ, 110 hergestellter Bogen würde aber nach meiner Berechnung ein Spanngewicht von 500—1000 *kg* haben, also nur mit Hülfe von Maschinen zu spannen sein. Mit den Hörnern gewisser centralafrikanischer Antilopen und auch der tibetischen Pantholops liessen sich allerdings Bogen mit Spanngewichten von 100—200 *kg* herstellen, aber auch solche würden nur von Athleten und Giganten zu handhaben sein; ausserdem erscheint die Verwendung ausländischer Hörner durch die Sachlage selbst ausgeschlossen.

Die übliche Deutung von Δ, 110 ist also zweifellos falsch. Thatsächlich steht da auch nicht mehr, als dass der Mann zwei Hörner bearbeitet und zusammengefügt hat; wie er das that, ist mit keiner Silbe gesagt, und hineinzulesen, er habe die beiden Hörner heil und ganz gelassen und aus ihnen je den oberen und den unteren Arm des Bogens gemacht, dazu scheint mir niemand berechtigt. So interpretiren nur Leute, die keine andere Vorstellung von der Anfertigung eines wirklichen Bogens haben und die ihre naturgemäss und entschuldbar mangelhaften Vorstellungen deshalb mit den unausgesprochenen Homers identificiren.

Auf Java allerdings gab es, wie nicht verschwiegen werden soll, einen Bogen, der in ähnlicher Art aus 2 in der Mitte verbundenen Hornstäben bestand; aber das war ein blosser Ceremonial- und Theaterbogen ohne jede praktische Verwendbarkeit. Von dem antiken Bogen wissen wir hingegen, dass er eine Waffe ersten Ranges war. Die grossartigen Leistungen der alten Bogenschützen, die sogar dem Löwen entgegentraten, würden mit einem Bogen in der Art des javanischen niemals auch nur annähernd zu erreichen sein. Wohl aber entspricht der Turkistân-Bogen allen Anforderungen, die an den antiken Bogen gestellt wurden; die Leistungen, die mit ihm erreicht werden, sind geradezu bewundernswerth und reichen an die einer guten modernen Feuerwaffe heran, sowohl was die Sicherheit des Zielens als die Kraft des Schusses angeht. In diesem Zusammenhang sei auch darauf hingewiesen, dass die grösste Entfernung, die jemals von einem Bogenschusse in Europa verzeichnet wurde, 1795 von Mahmûd Effendi, einem türkischen Legations-Secretär in London, mit einem kleinen türkischen Bogen erreicht wurde. Sie betrug 482 yards = 440,7 *m*, also fast das Doppelte von dem, was zur Zeit Shakespeare's[1]) als eine bemerkenswerthe Leistung eines Schützen mit dem britischen Langbogen gefeiert wird und was noch heute als ein ganz unerhört seltener Erfolg eines englischen Kraftschützen gilt. Sultan Selim soll 1798 sogar bis auf eine Entfernung von 972 yards = 888,8 *m* geschossen haben, was vielleicht noch gegenwärtig am Ok-meidân in Constantinopel nachgeprüft werden könnte, wo die einzelnen Meisterschüsse dieses kräftigsten Schützen aller Zeiten durch kleine Marmor-Stelen der Nachwelt erhalten wurden. Es würde sicher sehr verdienstvoll sein, wenn einer unserer Landsleute in Constantinopel sich einmal die Mühe gäbe, die dort festgelegten Entfernungen nachzumessen. Jedenfalls aber handelt es sich hierbei um Leistungen, die ganz allein nur mit einem zusammengesetzten Bogen erreichbar sind und gegen die Alles, was mit einem einfachen Bogen geleistet werden kann, sehr weit zurückbleibt.

So finden wir also in Griechenland und in Vorderasien schon seit der homerischen Zeit einen zusammengesetzten Bogen von allergrösster Vollendung in allgemeinem Gebrauch. Leider ist seine Entwicklungsgeschichte uns noch ebenso unbekannt, wie seine ursprüngliche Heimath. Vielleicht stammt er aus Babylonien,

1) Cfr. Heinrich IV., II. Th., Act III, Scene II.

vielleicht aus China: persönlich möchte ich annehmen, dass er von einem alten Turk-Stamme erfunden ist, etwa gar von den Sumerern; aber das wird sich vermuthlich früher oder später durch weitere Funde, durch Denkmäler oder alte Texte mit einiger Sicherheit feststellen lassen und muss vorläufig offen bleiben. Jedenfalls ist der zusammengesetzte Bogen nur einmal erfunden worden und ist dann durch Uebertragung überall dahin gelangt, wo wir ihn jetzt noch finden oder für frühere Zeiten nachweisen können.

Folgen wir seiner Verbreitung zunächst in Asien, so können wir ihn, wie schon eingangs erwähnt, bis nach China verfolgen. In ganz Ostasien führen nur die Ainu noch den einfachen Bogen; ebenso finden wir diesen bei der ältesten Bevölkerungsschicht in Indien, bei den Bhil und ihren Verwandten, ferner in Ceylon bei den Wäddah und ebenso auch auf den Andamanen und bei mehreren nordsibirischen Völkern. Das ist ungemein lehrreich und bezeichnend, denn alle diese Stämme, die allein noch in Asien den einfachen Bogen führen, nehmen auch sonst eine ethnographische Sonderstellung unter ihren Nachbarn ein und sind auch anthropologisch scharf von ihnen getrennt. Ueber die Beschaffenheit und den feineren Bau der persischen, indischen und chinesischen Bogen verdanken wir H. Balfour wichtige Aufschlüsse; indem ich hier auf seine Arbeit[1]) verweise, kann ich mich auf die Feststellung beschränken, dass alle diese Bogen dem Wesen nach völlig mit dem Turkistân-Bogen übereinstimmen und sich nur in unwesentlichen, man darf wohl sagen localen Details von ihm unterscheiden. Um diese rasch beschreiben zu können, muss ich noch einmal auf den typischen Turk-Bogen zurückkommen, den ich, wie oben angedeutet, für die Stammform des zusammengesetzten Bogens halte.

Er besteht also aus einem flachen dünnen Holzkern, der am Rücken einheitlich mit durchgehenden oder sich schuppenartig deckenden Sehnenschichten bekleidet, innen mit 2 Hornstäben belegt ist, die genau in der Mitte des Bogens aneinanderstossen. Der Holzkern schwillt gegen die Mitte hin rasch und stark an, sowohl um dem Bogen einen guten Griff zu geben, als auch um ihn gerade da möglichst starr und widerstandsfähig zu machen; es ist ja selbstverständlich, dass ein Bogen in der Mitte so gut wie unbeweglich sein muss. Gegen das Ende der flachen und fast geraden biegsamen „Arme“ ist der Holzkern gespalten, um die scharf umgeknickten „Grate“ aufzunehmen, die beim Spannen besonders in Anspruch genommen werden, daher sehr fest sein müssen und mit einem langen Ende in die gespaltenen Arme eingekeilt sind. Auf Seite 230 giebt *a* einen Querschnitt durch die Mitte des Bogens, *b* durch einen „Arm“, *c* durch den Grat, *d* durch das Ende. Das Holz in *a* und *b* gehört also demselben Stücke an, das in *c* und *d* dem „Grat“ und dem „Ohr“. Den Uebergang zwischen *b* und *c* veranschaulicht der Querschnitt auf S. 221, wo das mittlere Holz dem Grat angehört, die seitlichen Stücke den gespaltenen Enden der Bogenarme.

Auf diesen Holzkern wird nun zunächst den Rücken entlang eine dicke Schicht sorgfältig gereinigter, entfetteter und präparirter, aufgeweichter Sehnenfasern gepresst, die dann beim Trocknen zu einer knochenharten, überaus festen und elastischen Masse erstarrt und sich mit dem Holz fast unablösbar verbindet. Die Innenseite des Bogens aber wird mit 2 langen Hornstäben belegt, die genau in der Mitte lückenlos aneinanderstossen und fast an die umgebogenen Ohren heranreichen. Um eine möglichst innige Verbindung zwischen Holz und Horn zu sichern, werden beide Flächen mit einer Art Kammhobel angerissen und die Contact-

1) Journal Anthrop. Institute, XIX, p. 220 ff.: On the structure of the composite bow.

fläche für den Leim dadurch mehr als verdoppelt, was auch auf dem Querschnitte durch die Wellenlinie zwischen Holz und Horn zum Ausdruck gelangt. Das dünne wegstehende Ohr ist, wie d zeigt, durch eine Hornplatte verstärkt. Es hat aussen eine tiefe Querrinne zur Aufnahme der Sehnur und innen, da wo es vom Grat abgeht, eine kleine Knochenplatte mit einer Längsrinne, welche das seitliche Abgleiten der Schnur verhindert. Der Rücken wird dann noch mit feinem rothem oder grünem Maroquin-Leder überzogen, das gewöhnlich mit Goldpressungen verziert ist, meist mit Ranken und Blumen, oft auch mit Schrift in schönen persischen Zügen. Die Innenseite des Bogens, also die Hornfläche, bleibt ohne Ueberzug; nur in der Mitte greift die Lederhülle des Rückens auch auf den Bauch über, so dass der ganze Griff mit Leder überzogen und die Linie, in der die beiden Hornstäbe zusammenstossen, bei dem unversehrten Bogen der Beobachtung entrückt ist.

Die Herstellung eines solchen Bogens ist also keine leichte Arbeit, erfordert eine grosse Summe von Kenntnissen, eine nicht geringe Geschicklichkeit und vor Allem sehr viel Zeit, etwa 5 bis 10 Jahre, da viele lange Trockenpausen nöthig sind, wenn das Werk den Meister loben soll.

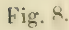
Von diesem typischen Turk-Bogen nun unterscheidet sich der persische vor allem dadurch, dass die einfachen Hornstäbe durch schmale, parallel gelegte Hornstreifen ersetzt sind. Um diese besser halten zu machen, wird der ganze Bogen noch mit einer Sehnenschicht umfangen, darüber kommt noch Birkenrinde und eine Lackschicht. Ausserdem erscheint der Griff etwas handlicher und stärker; der Querschnitt lässt denn auch erkennen, dass in der Ausdehnung des Griffes ein zweites Stückchen Holz auf den eigentlichen Holzkern aufgeleimt ist — ganz unter dem dicken Sehnenmantel verborgen und überhaupt nur auf dem Querschnitte nachweisbar. Auch die Arme des persischen Bogens sind etwas breiter und dünner als die unseres Turk-Bogens; aber all das sind ganz unwesentliche Unterschiede, und man muss sehr genau zusehen, um sie überhaupt wahrzunehmen.

Noch ähnlicher ist unserem Paradigma der indische Bogen; er ist stärker gekrümmt und ganz grell bemalt und lackirt, aber im Querschnitt stimmt er fast völlig mit dem Turk-Bogen überein. Nur liegen auf der Innenseite neben dem Hornstab noch rechts und links ein Paar Sehnenbündel unter der Lackschicht. Etwas weiter entfernt sich der chinesische Bogen; er ist grösser und hat sehr grosse knöcherne Auflager für die Schnur. Im Querschnitt zeigt er neben dem Kernholz auch einen Bambu-Stab, und was sehr sonderbar ist, an den Schmalseiten neben dem Hornstab jederseits je einen ganz schmalen dünnen Hornstreifen, dessen Zweck und Nutzen ich nicht verstehe, der aber seine directe Analogie in den gleichartig angeordneten dünnen Holzstreifen findet, die wir bei dem S. 234 abgebildeten Baschkirenbogen, Fig. 8 Nr. 3a, kennen lernen werden.

Das sind also die Haupttypen des zusammengesetzten Bogens in Asien. Auch der ganze circumpolare Norden dieses Welttheils hat Bogen, die sich diesen Formen unmittelbar anschliessen, nur werden sie immer länger und einfacher; der Ueberzug mit Lack und mit Leder verschwindet, sie sind nur mehr mit Birkenrinde überzogen und verlieren zum Theil auch schon den Hornstab, so dass einzelne Typen nur mehr aus Holz und Sehnenschichten bestehen.

Diese nordischen Formen leiten uns schon direct zu den zusammengesetzten Bogen von Ost-Europa. Auf S. 234, Fig. 8, Nr. 3 ist ein Baschkiren-Bogen abgebildet, Nr. II. 1173 der Berliner Sammlung; er ist 1,25 *m* lang, leider ohne Schnur und sehr stark angewittert, aber sonst ein vorzüglicher Vertreter seiner Art. Am Rücken sehen wir, da der früher vorhanden gewesene Ueberzug aus Birkenrinde meist zerstört ist, die mächtige Sehnenschicht; auf der Innenseite liegt der Hornstab zu

Fig. 8.



1: Bogen vom McCloud-River, Californien. IV. C. 7671. $^1/_8$ d. wirkl. Gr.

1a: Querschnitt. $^1/_2$ d. wirkl. Gr.

2: Bogen, Californien. IV. B. 38. $^1/_8$ d. wirkl. Gr.

2a u. b: Querschnitt und oberes Ende. $^1/_2$ d. wirkl. Gr.

3: Bogen der Baschkiren. II. 1173. $^1/_8$ d. wirkl. Gr.

3a u. b: Querschnitt und oberes Ende. $^1/_2$ d. wirkl. Gr.

4: Bogen, angeblich der Baschkiren. Braunschweig. A. I. K. 22. $^1/_8$ d. wirkl. Gr.

4a: Querschnitt. $^1/_2$ der wirkl. Gr.

Tage. nicht dunkel wie bei den Turk-Bogen, sondern ganz hell gelblichgrau, wohl vom Ochsen stammend. Die allgemeine Form gleicht sonst völlig den oben beschriebenen; besonders auch die steil gestellten Ohren und die Art, wie die Sehnur eingehängt werden soll, sind typisch auch für den Turk-Bogen. Merkwürdig sind 2 dünne Holzleisten an den Schmalseiten: sie erinnern an die dünnen Hornstäbchen, die wir an derselben Stelle bei dem chinesischen Bogen gefunden haben. Dass die Ohren und die Grate aus einem besonderen Stück Holz hergestellt und in das Kernholz der Arme eingelassen sind, kann man bei genauer Betrachtung mit Sicherheit erkennen; hingegen möchte ich glauben, dass auch das Holz des Griffes und der Arme nicht ein einziges Stück ist, wie bei allen bisher beschriebenen Typen, sondern dass da 2 Stücke vorhanden sind, welche in der Gegend des Griffes mit einander fest verbunden sind. Doch wage ich nicht, das mit Sicherheit anzugeben, da ohne eine wirkliche Zerstörung des immerhin seltenen und werthvollen, jedenfalls für unsere Sammlung einzigen Stückes eine genaue Einsicht in den Bau nicht zu gewinnen ist. Sollten in anderen Sammlungen mehrere solcher Bogen vorhanden sein, so würde eine eingehende Untersuchung eines der Stücke sich sicher als sehr lohnend erweisen.

In diese Gruppe gehört auch ein sehr schöner, noch aus dem vorigen Jahrhundert stammender grosser Bogen in dem Braunschweiger Städt. Museum, den ich dank der besonderen Güte des Hrn. Directors Dr. Fuhse hier S. 234, Fig. 8, Nr. 4, abbilden darf. Er trägt die Bezeichnung A. I. K. 22 und ein Fragezeichen neben der Angabe „Baschkiren". Er ist 1,33 *m* lang, richtig bespannt, aber leider durch Wurmfrass fast schwammartig durchlöchert. Das Stück ist erst seit kurzer Zeit in den Besitz des Städtischen Museums gelangt, wo eine sich noch jetzt durch den Geruch verrathende Petroleum-Cur der fortschreitenden Verderbniss allerdings ein Ende gemacht hat: aber der Bogen wäre sonst innerhalb weniger Jahre in sich selbst zerfallen und ist auch jetzt schon nur mit äusserster Vorsicht zu behandeln. Soweit ich sehen kann, besteht er aus Eschenholz, ist in der Mitte zusammengespleisst und hat eingedübelte Grate; das feinere Detail dieser Anordnung ist ohne Zerstörung des Stückes nicht zu ergründen. Wohl ist es aber ganz zweifellos, dass er niemals irgend welchen Hornbelag gehabt hat. Man sieht, dass die gegenwärtige Innenfläche von jeher so war, wie sie sich jetzt zeigt, und dass nur der Rücken des Bogens mit Sehnenschichten verstärkt war. Da der Bogen früher auch durch Feuchtigkeit gelitten hatte, so ist die Verbindung zwischen Holz und Sehnenschicht an den Kanten etwas gelockert, und der schematische Querschnitt Fig. 8, Nr. 4a dürfte daher ziemlich correct sein und der Wirklichkeit fast genau entsprechen. Die Sehnenschicht und der ganze Griff waren früher mit Birkenrinde überzogen, von der jetzt nur noch Reste erhalten sind. Knochenlager für die Schnur an den Graten waren anscheinend niemals vorhanden.

Ob dieser Bogen thatsächlich von Baschkiren stammt, ob also bei den Baschkiren typische Turk-Bogen neben zusammengesetzten Bogen ohne Hornschicht vorkommen, wage ich nicht zu entscheiden, da mir die meist russische Literatur über die Baschkiren so gut wie unbekannt ist. Hoffentlich veranlasst die vorliegende Studie irgend einen besseren Kenner der Baschkiren zu einer genauen Feststellung der Sachlage. Einstweilen halte ich die Braunschweiger Angabe für richtig; denn die beiden Stücke, der sichere Baschkiren-Bogen in Berlin und der unsichere in Braunschweig, sind untereinander nahe verwandt; Form, Grösse, Technik, ganz besonders auch die Anordnung der Grate und Ohren sind völlig gleichartig, ebenso auch die Anordnungen zur Aufnahme der Schnur, die sonst bei nordischen Bogen

ganz anders aussehen. Allein nur das Fehlen der Hornschicht unterscheidet den Braunschweiger Bogen von dem Berliner.

Ein dritter Bogen, der den Baschkiren zugeschrieben wird, ist übrigens literarisch zu einer gewissen Berühmtheit gelangt, da er im Besitze von Goethe[1]) war. Eckermann pries einst das Bogenschiessen, erzählte, wie er in Brabant gesehen, dass die Leute da so gut eingeschossen waren, dass auf 60—80 Schritt von 15 Pfeilen 5 das thalergrosse Centrum getroffen hätten, und meinte, er kenne keine körperliche Uebung, die nur irgend mit dem Bogenschiessen zu vergleichen sei. Da erinnert sich Goethe, dass er selbst einen „Baschkiren-Bogen" besitzt, holt ihn herbei und schiesst sogar damit. Die beiden alten Herren untersuchen ihn dann sehr eingehend, aber keiner von ihnen scheint zu merken, dass er „zusammengesetzt" ist und sich also von den westeuropäischen Eiben-Bogen, die Eckermann in Brabant doch allein kennen gelernt haben kann, toto caelo unterscheidet. „Auf den ersten Blick sieht das Holz aus, wie junge Eiche oder wie Nussbaum. . . . . Es ist ein Holz von grober Faser, auch sehe ich Merkmale, dass es geschlachtet worden." Das ist Alles, was Eckermann über den Bau des Bogens angiebt; er erwähnt nicht, dass er reflex ist, er erwähnt keinen Sehnenbelag, keine Hörner und Grate, nichts, was irgend darauf schliessen liesse, dass ihm irgend ein Unterschied mit seinen Stabbogen aufgefallen wäre. Es würde interessant sein, wenn sich jemand die Mühe nehmen würde, im Goethe-Museum nachzusehen, ob dieser Bogen da noch erhalten ist und wie er eigentlich aussieht.

Ebenso möchte ich hier die Aufmerksamkeit auf eine grosse Anzahl zusammengesetzter Bogen lenken, die von der Völkerschlacht bei Leipzig stammen und sich im Besitze des Leipziger historischen Vereins befinden sollen. Ich wäre sehr dankbar, wenn diese mir oder einem anderen Bogenkenner einmal zur Untersuchung anvertraut werden könnten.

Der Vollständigkeit wegen haben wir nun noch bei den Bogen der sibirischen Völker einen Augenblick zu verweilen. In den Amur-Ländern giebt es einfache Bogen, die aber oft in der Form an chinesische erinnern und auch nach chinesischem Vorbild bemalt werden. Auch bei den Ostjaken und Jakuten scheinen manchmal einfache Bogen gefunden zu werden; der typische Bogen dieser Völker aber ist mit einer Sehnenschicht versehen und gleicht im Wesentlichen dem Braunschweiger „Baschkiren"-Bogen (S. 234, Fig. 4), nur dass die Befestigung der Schnur ganz abweichend erfolgt. Die Schnur wird nehmlich geradezu in die Stirnflächen des Bogens eingehängt, die dazu mit einer tiefen Rinne versehen sind. Natürlich müssen die Ohren deshalb besonders kräftig sein und sind darum mit Knocheneinlagen verstärkt.

Wenden wir uns nun nach America, so finden wir zunächst in den Händen einzelner Eskimo-Stämme die bereits oben erwähnten, aus mehreren Knochen- und Renthierhorn-Stücken gebauten Bogen, die ich vorschlagen möchte nicht zusammengesetzt, sondern „gestückt" zu nennen. Sie sind am Rücken mit einem kräftigen Sehnengeflecht oder mit dicken Sehnenschnüren verstärkt und gehören wohl auch genetisch nicht zu den zusammengesetzten Bogen, sondern sind einfach aus dem Mangel an geeigneten Hölzern hervorgegangen.

Die anderen Eskimo-Stämme haben richtige Holzbogen, die am Rücken mit dichten Sehnengeflechten oder auch mit Sehnenschnüren verstärkt sind, manchmal auch Knocheneinlagen haben und sich im Uebrigen durchaus an die typischen „verstärkten" Bogen der Alaska-Indianer anschliessen.

1) Cf. Eckermann, Gespräche mit Goethe, Leipzig 1868, II. Aufl., S. 66ff.

Hingegen finden wir über einen grossen Theil von Nord-America, südlich von dem Küstengebiete der Eskimo und südlich und östlich von Alaska, bei richtigen Prairie-Indianern wirkliche zusammengesetzte Bogen, allerdings ohne Horn-, aber mit fest aufgepresster Sehnenschicht. Die schönsten dieser Bogen stammen aus Californien. Sie sind sehr ausgesprochen reflex und im unbespannten Zustande fast rein C-förmig, wie Fig. 8, Nr. 2, S. 234 zeigt; bespannt sehen diese Bogen aus wie das ebenda Fig. 1 abgebildete Stück. Bemerkenswerth ist vor Allem, dass die Sehnenschicht an den Enden noch über den Holzkern hinausragt und (natürlich im feuchten Zustande) sogar so geformt wurde, dass sie Rinnen zur Aufnahme der Schnur darbietet. Wenn diesem jetzt nur auf einen Theil von Nordamerica beschränkten Bogen auch Grat und Ohren des typischen asiatischen Bogens fehlen, so scheint es mir doch ganz zweifellos, dass er genetisch mit diesem zusammenhängt. Die Alëuten und die Inseln des Bering-Meeres sind die Brücke auch für diese Form des zusammengesetzten Bogens gewesen, ebenso wie für so viele andere ethnographische Besitzthümer.

Weiter im Süden verschwindet der Sehnenbelag und wir haben durch beide Continente, bis hinunter zu den Feuerländern, nur mehr einfache Bogen zu verzeichnen — mit Ausnahme vielleicht jener schon früher erwähnten grossen Langbogen aus Guiana und Surinam, auf deren flachem oder eingekehltem Rücken jetzt ab und zu eine dünne Schnur gefunden wird, die man als kärglichen Rest einer ehemaligen wirklichen Verstärkungsschnur auffassen könnte.

Dem Schlusse dieser Betrachtung zueilend, haben wir nun nur noch die Verbreitung zusammengesetzter Bogen auf afrikanischem Gebiete zu verfolgen. Fr. Ratzel hat schon 1891[1]) darauf hingewiesen, dass die einfachen Bogen der Somâl-Völker ihrer Form nach an die zusammengesetzten Bogen erinnern. Das thun in geringerem Maasse auch die Bogen der Waha, Warna und Wamarungu, und das würden in allerhöchstem Maasse auch die damals von Ratzel, Taf. V, Fig. 48 und 49, abgebildeten Stücke der Nuër und Dinka thun, wenn sie überhaupt Bogen wären und nicht zweifellos nur als Schilde betrachtet werden müssten. Es giebt aber auch wirkliche, ächte zusammengesetzte Bogen in Africa. Sie sind von den Arabern eingeschleppt worden, genau so, wie schon in den ältesten historischen Zeiten die beiden vorderasiatischen Bogen nach Aegypten gelangt sind, die ich Eingangs (S. 228) beschrieben habe.

Nur auf eine unklare und zweideutige Ausdrucksweise P. Reichard's in Ratzel's oben erwähnter Studie (S. 307) ist die ab und zu auftauchende Vermuthung zurückzuführen, als seien auch Reichard's Marungu-Bogen zusammengesetzt. In der That werden diese Bogen vor ihrer Fertigstellung in Wasser erweicht und erwärmt und dann an grosse Schablonenhölzer festgebunden, wodurch die Enden eine bleibende Abbiegung erfahren. Reichard drückt das aber so aus, dass das Schablonenholz „in die Biegung eingebunden wird" und fügt dann hinzu, dass die Biegungsstellen immer dicht umwickelt bleiben Es ist klar, dass mancher das so verstehen wird, dass die Biegungsstellen der Marungu-Bogen thatsächlich mit besonderen Holzeinlagen verstärkt sind. Dies ist nicht der Fall, was ich hier formell feststellen will; die Berliner Sammlung besitzt eine grosse Menge derartiger Bogen, die ich alle genau daraufhin untersucht habe; die betreffende Stelle ist allerdings dicht umwickelt, wenn man aber die Umwicklung zur Seite

---

1) Die afrikanischen Bogen. Abh. der phil.-histor. Classe der Königl. Sächs. Gesellsch. der Wissenschaften, Bd. XIII, S. 293ff.

schiebt, so sieht man nur einen zweifellos unverstärkten Theil des Bogens mit einfachem rundem Querschnitt.

Ueberaus gespannt hingegen müssen wir auf die zusammengesetzten Bogen sein, die Dr. Kersting[1]) bei den Pygmäen am Kivu-See entdeckt hat. Dieser ausgezeichnete Forscher, der sich seither wirklich unvergängliche Verdienste um die Völkerkunde erworben hat und dem die Berliner Sammlung ganze Schränke voll der auserlesensten Prachtstücke aus Togo verdankt, konnte damals keinen dieser Bogen nach Europa bringen; er beschrieb sie nur als „aus mehreren Stäben zusammengebunden". Inzwischen hat jetzt auch ein anderer Gönner unseres Museums, Dr. R. Kandt, diese selben Pygmäen aufgesucht, und die neuesten Nachrichten, die von ihm an uns gelangt sind, melden, dass mehrere zusammengesetzte Bogen dieser Leute für uns unterwegs sind. Selten sehe ich einem angekündigten Zuwachs unserer Sammlung mit ähnlicher Spannung entgegen, wie gerade diesen Bogen, deren Vorkommen in dieser Gegend zunächst völlig räthselhaft erscheint.

Ganz unaufgeklärt ist auch das Auftreten des zusammengesetzten Bogens in Benin. Wir kennen einstweilen nur die Thatsache, dass auf mehreren Benin-Kunstwerken, die etwa dem 17. Jahrh. angehören, Bogen dargestellt sind, welche ausgesprochen zusammengesetzt erscheinen. Auf Taf. II ist ein Stück aus einer der hierher gelangten Benin-Platten abgebildet, das einen Jäger mit einem solchen Bogen zeigt. Daran, dass dieser Bogen zusammengesetzt ist, wird man nicht zweifeln dürfen; ausserdem ist er durch zahlreiche Querringe verstärkt und seine Schnur läuft, was ich ganz besonders hervorhebe, der Länge nach über die Stirnflächen und lässt sich an beiden Enden noch weit den Rücken entlang verfolgen; ich kenne keine moderne Analogie für eine solche Anordnung. Nur ein ganz curioser Bogen des Braunschweiger Museums, der angeblich aus Tahiti stammen soll, hat eine ähnliche Anordnung; auch da läuft die Schnur über die Stirnseiten des Bogens, während bei dem Bogen der Ostjaken und Jakuten es nur die Schnurschlinge ist, die in eine quergestellte Rinne der Stirnseite eingehängt wird. Aber auch der Braunschweiger „Tahiti"-Bogen kann in keiner Weise als ein wirkliches Analogon zu dem Benin-Bogen aufgefasst werden, denn er ist ein einfacher drehrunder Holzstab. Hr. Director Fuhse hat die Güte gehabt, meinem Ansuchen zu entsprechen und uns den Bogen hierher zu senden, so dass ich ihn hier vorlegen und eine Zeichnung (Fig. 3a, S. 223) veröffentlichen kann. Er stammt aus dem Herzogl. Museum, wo er unter Nummer 1203 inventarisirt war und sich seit mindestens hundert Jahren befand. Er ist 157 *cm* lang und hat in der Mitte 2,5 *cm* im Durchmesser. Die Sehne, die anscheinend wirklich zu dem Bogen gehört, ist eine siebensträhnige, sehr fest und schön gearbeitete Baumwollschnur, deren Provenienz ich nicht feststellen kann. Die sehr eigenartigen capitellähnlichen Verzierungen an den Enden sind zweifellos nicht gedreht, sondern geschnitten; aber ich bin nahezu sicher, dass sie nicht ohne ein gutes Stahlmesser hergestellt wurden. Es liegen also mehrfache Gründe vor, die Herkunftsangabe Tahiti zu beanstanden; ich bin aber nicht im Stande, eine bessere an ihre Stelle zu setzen und würde für einen gütigen Hinweis stets zu Dank verbunden sein.

Für die Herkunft der zusammengesetzten Benin-Bogen wird dieses Stück allerdings niemals in Frage kommen können. Für diese werden wir viel eher entweder an directe arabische Einfuhr und Beeinflussung denken müssen, oder an die zusammengesetzten Bogen, welche im 16. Jahrhundert und vielleicht schon früher aus

1) Vergl. Graf v. Götzen, „Durch Africa von Ost nach West", Berlin 1895, wo Kersting's Bericht abgedruckt ist.

Vorderasien nach Italien gelangt sind und von da nach Frankreich und wohl auch nach Portugal verbreitet wurden. Leider ist es mir bisher nicht möglich gewesen, Näheres über die Entwicklung dieser Bogen auf westeuropäischem Gebiete zu erfahren. —

Fassen wir nun den Inhalt der vorstehenden Mittheilung kurz zusammen, so sehen wir, dass man die sämmtlichen Bogen in folgende Hauptgruppen bringen kann:

1. Einfache Stabbogen.
2. Einfache Bogen, deren Form an zusammengesetzte erinnert.
3. Umwickelte Bogen; ihre Umwicklung dient:
   a) gegen das Loslösen von scharfen Splittern,
   b) gegen das Zersplittern.
4. Verstärkte Bogen; sie sind verstärkt:
   a) durch ein Sehnengeflecht,
   b) durch eine Sehnenschnur,
   c) durch Zusammenbinden von Stäben.
5. Zusammengesetzte Bogen:
   a) aus Horn, Sehne und Holz.
   b) ohne Horn, nur aus Sehne und Holz.
6. Gestückte Bogen.

Eine Betrachtung wie die eben vorgelegte scheint mir schon an und für sich, und auch vom rein descriptiv-systematischen Standpunkt aus nicht ganz ohne Interesse zu sein. Es ist aber klar, dass sie auch darüber hinaus bedeutsam werden und mit zu der Lösung grosser allgemeiner Fragen beitragen kann, die sich auf die Entwicklungsgeschichte der Menschheit beziehen. —

(20) Neu eingegangene Schriften:

1. Bastian, A., Lose Blätter aus Indien. VII. Zur Verständigung über Zeit- und Streitfragen in der Lehre vom Menschen. Berlin 1899. Gesch. d. Verf.
2. Ploss-Bartels, Das Weib. 6. Aufl. Lief. 1—2. Leipzig 1899. Gesch. d. Verf.
3. Rygh, O., Norske Gaardnavne. II. Bind. Kristiania 1898. Gesch. d. Verf.
4. Dachler, A., Das Bauernhaus in Nieder-Oesterreich und sein Ursprung. Wien 1897. Gesch. d. Verf.
5. Buschan, Medicinisches aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. München 1898. (Münchener Medic. Wochenschr.) Gesch. d. Verf.
6. Shipley, Marie A., The Norse colonization in America by the light of the Vatican finds. Lucerne, o. J. Gesch. d. Verf.
7. Lasch, R., Religiöser Selbstmord und seine Beziehung zum Menschenopfer. Braunschweig 1899. (Globus. Bd. 75.) Gesch. d. Verf.
8. Birkner, F., Beiträge zur Anthropologie der Hand. München 1895. Gesch. d. Hrn. Sökeland.
9. Andree, R., und A. Scobel, Karte von Africa. Bielefeld und Leipzig 1890. Gesch. d. Hrn. M. Bartels.
10. Andree, R., Braunschweiger Volkskunde. Braunschweig 1896.
11. Wankel, Die prähistorische Jagd in Mähren. Olmütz 1892.

12. Ducèdre, A., Carnet d'un Fataliste. Paris 1893.
Nr. 10—12 Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
13. Jordan, J. P., Vollständiges Taschen-Wörterbuch der polnischen und deutschen Sprache. Leipzig 1896. Angekauft.
14. Grube, W., Pekinger Todten-Gebräuche. Peking 1898. (Peking Oriental Soc. Journal.) Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 18. März 1899.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow**.

(1) Als Gast ist anwesend Hr. Leutnant Heinzelmann aus Berlin. —

(2) Gestorben ist unser verehrtes, altes Mitglied, Prof. Hajim Steinthal, am 14. d. M.

Wir hatten seit mehreren Jahren den Verfall der körperlichen Kräfte dieses seltenen Mannes gesehen; nichtsdestoweniger empfinden wir seinen Verlust als einen der schmerzlichsten unter denen, die uns in dieser an Todesfällen bedeutender Mitglieder so reichen Zeit betroffen haben. Er war mit seinem Genossen Lazarus schon bald nach der Gründung unserer Gesellschaft in dieselbe eingetreten und er ist ihr bis zu seinem Tode stets treu geblieben. Seine Vorträge, die in diesen Verhandlungen niedergelegt sind, zeigen, dass die Berührung mit so vielen, bis dahin fernerstehenden Völkerschaften auch ihm Anregung zu immer neuen Erwägungen und Forschungen gewesen ist. Für uns war seine Betheiligung um so werthvoller, als der rapide Fortschritt der ethnologischen Kenntnisse uns gerade die philologischen Elemente immer mehr entfremdet hat. Steinthal aber war nicht bloss Philolog, sondern auch ein durch eigenartige Auffassung und umfassendes Wissen der thatsächlichen Verhältnisse hervorragender Philosoph. Indem er mit Lazarus die neue Wissenschaft der „Völker-Psychologie" schuf, führte er in die sonst fast ganz theoretische Betrachtung der Psychologie das naturwissenschaftliche, objective und vergleichende Studium ein, das den gewaltigen Hintergrund seiner Darstellung zu voller Anschauung brachte.

Er ist aus kleinen Verhältnissen durch eigene Kraft hervorgewachsen. 1823 zu Gröbzig in Anhalt geboren, wurde er nach Abschluss seiner Studien an unserer Universität 1847 promovirt und habilitirte sich 1849 als Privatdocent. Erst 1863 wurde er zum ausserordentlichen Professor ernannt. Obwohl ihm eine höhere officielle Anerkennung niemals zu Theil geworden ist, hat er doch einen grossen Einfluss als Lehrer ausgeübt, namentlich seitdem er als Mitbegründer der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums eine feste Stätte der Wirksamkeit gewonnen hatte. Indem er seine begeisterte Anhänglichkeit an Wilhelm v. Humboldt seinen Hörern einzupflanzen nicht müde wurde, hat er stets als eine Stütze der traditionellen, freisinnigen Bestrebungen an unserer Universität gegolten. —

(3) Der Vorsitzende theilt mit, dass zwei seiner alten Freunde, die den prähistorischen Studien im Norden unseres Vaterlandes stets ein warmes Interesse zugewendet haben, dahingeschieden sind: in Schwerin i. M. am 29. Januar im 76. Lebensjahre Julius Cohn, der das besondere Vertrauen unseres verehrten Altmeisters Lisch besass; in Stettin der Baurath Magunna am 1. März im 81. Lebensjahre, ein treuer Schul-Camerad des Vorsitzenden; beide nach kurzem Leiden. —

(4) In Togo ist das Denkmal für den so früh verstorbenen trefflichen Forscher, Stabsarzt Dr. L. Wolf, zu dem auch die Gesellschaft ein Scherflein beigetragen hat, errichtet worden. Eine Photographie desselben ist eingegangen. —

(5) Als neues Mitglied wird gemeldet: Hr. Dr. phil. Benedict Friedländer in Berlin.

(6) Unser ältestes correspondirendes Mitglied, Hr. R. A. Philippi, übersendet aus Santiago (Chile), 23. Januar, folgendes Schreiben an den Vorsitzenden:

„Vor allen Dingen muss ich Sie bitten, der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte meinen warmen Dank für ihren Glückwunsch zu meinem 90sten Geburtstage zu sagen. Und nun etwas über meine Person. Ich bin für mein Alter sehr gesund und rüstig; nur hatten die überschwängliche Weise, wie mein Geburtstag hier gefeiert ist, und nun gar die Glückwünsche des Kaisers, des Reichskanzlers und des preussischen Unterrichts-Ministers meine Nerven sehr angegriffen. Ich habe über einen Monat an Schlaflosigkeit, Beängstigungen, häufig intermittirendem Puls gelitten, doch dies ist Alles glücklich vorübergegangen. Sie werden sich vielleicht erinnern, dass sich bei mir die Cataracta senilis eingestellt hat, so dass ich vor 2 Jahren um meine Pensionirung bitten musste, da ich nicht mehr lesen, schreiben oder zeichnen konnte. Ich kann aber nicht finden, dass die Krankheit seitdem merkliche Fortschritte gemacht hat; grössere Gegenstände, z. B. Vögel und Frösche, sehe ich noch mit vollkommener Klarheit, wenn sie ungefähr 20 *cm* vom Auge entfernt sind. Ich habe mir nun einen Privat-Secretär und einen Vorleser zugelegt, so dass ich ein paar Stunden täglich der Correspondenz und der Vollendung meiner zoologischen Arbeiten widmen kann. Das ist mir aber zu wenig. In 4—5 Monaten wird, denke ich, eine Arbeit von mir über die Muriden erscheinen: die Abbildungen sind längst chromolithographirt und der Text geht mit der nächsten Post an Brockhaus ab.

„Wer sollte glauben, dass wir über 80 Arten von Mäusen haben! Aber die Flora Chile's zeigt eine ähnliche Erscheinung: wir haben mehrere Genera von Pflanzen, die 60, 80, 100 Arten haben, ja das Genus Senecio hat sogar über 200 Arten. Auch Nord-America kann ja in der Pflanzenwelt Genera mit überaus zahlreichen Species aufweisen, wie Aster und Solidago.

„Augenblicklich bin ich mit einem Supplement zur Ornithologie Chile's fertig geworden, es wird 42 Tafeln geben: ich habe ziemlich viele neue Arten aufgestellt und, hoffe ich, gut unterschieden. Aber was die Genera anbetrifft, so muss ich frei bekennen, das ich mich bei der heutigen Genus-Spalterei, und da jeder Ornitholog eine andere Ansicht hat, nicht zurechtzufinden weiss. Buteo unicinctus hat z. B. nicht weniger als 10 Genus-Namen. Wo soll das hinaus!

„Doch ich weiss nicht, wann diese Arbeit erscheinen wird, da dies ganz davon abhängt, ob die Regierung das nöthige Geld zur Herstellung der Tafeln geben wird oder nicht; der Druck meiner bescheidenen Arbeiten hängt eben von der Politik, bezw. der Finanzlage Chile's ab. Unsere Regierung hat den grossen Fehler begangen, wieder Papiergeld mit Zwangscurs einzuführen, ohne zwingende Noth. Den grossen verschuldeten Grundbesitzern und anderen verschuldeten Reichen kommt es freilich sehr zu Statten, wenn sie ihre Schulden mit entwerthetem Papier zu demselben Nominalwerth bezahlen, aber sie sitzen im Congress. Noch vor 20 Jahren galt der chilenische Peso 4 Mark; vor einem Jahre bei der neuen Goldwährung $1^1/_2$ Mark; jetzt gilt der Papierpeso, und anderes Geld haben wir ja nicht, nicht voll 1 Mark.

„Mir fällt bei unseren Kammern immer ein, was der alte Oxenstierna seinem Sohne sagte, als er ihn zum Gesandten auf den Friedens-Congress nach Münster schicken wollte und dieser ihm einwendete, er glaube nicht, zu einem so schwierigen Posten befähigt zu sein: „„Mi fili, nescis quantilla sapientia regitur mundus.““

„Unbegreiflich ist mir nur, dass dieser Rückgang des Geldwerthes so wenig Einfluss auf das Leben gehabt hat und noch hat. Man kommt mit dem geringwerthigen Geld beinahe ebenso weit, wie vor 30—40 Jahren mit dem schweren schönen Golde.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie ein Viertelstündchen gelangweilt habe: aber Sie wissen ja, alte Leute sind geschwätzig. Bewahren Sie Ihre Freundschaft Ihrem Sie hochverehrenden Dr. R. A. Philippi."

Gleichzeitig ist eine schön geprägte silberne Medaille eingegangen, die zur Erinnerung an den verehrungswürdigen Greis geprägt worden ist. Sie wird dazu beitragen, das Gedächtniss des seltenen Mannes, der uns so viele und werthvolle Mittheilungen über die Prähistorie und Ethnologie seines jetzigen Heimathlandes gesendet hat, lebendig zu erhalten. —

(7) Am 30. April wird in Reggio Emilia eine Feier zur Erinnerung an Lorenzo Spallanzani und zur Aufstellung seiner Büste in dem dortigen Museum stattfinden. Da wahrscheinlich keines unserer Mitglieder dabei wird anwesend sein können, so werden wir unsere Theilnahme durch eine schriftliche Begrüssung ausdrücken. —

(8) Zu der vom 18. bis 23. September in München stattfindenden Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte ladet der Vorstand der Abtheilung für Anthropologie und Ethnologie (Prof. Johannes Ranke, Einführender, Schriftführer Dr. F. Birkner und Dr. Karl E. Ranke) ein. —

Kurz vorher (3. September) wird in Lindau die General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft eröffnet werden. Dazu werden auch die Mitglieder der Wiener anthropologischen Gesellschaft eintreffen und es wird dann eine gemeinschaftliche anthropologische Wanderreise, unter Theilnahme und Führung schweizerischer Anthropologen, nach Bregenz und der Nord-Schweiz (Zürich, Bern, Basel) unternommen werden. Auf dem Wege nach München kann Constanz besucht werden. —

(9) Am 28. September folgt der internationale Geographen-Congress in Berlin. —

(10) Hr. Emil Rösler übersendet aus Schuscha, 26. December, den Schluss seiner

im Auftrage der Kaiserlich Russischen Archäologischen Commission unternommenen archäologischen Forschungen in Transkaukasien im Jahre 1897.

IV. Neue Ausgrabungen am Flusse Chatschenaget und Forschungsreisen daselbst (Kreis Dshewanschir).

Vom 26. Juli bis 8. August 1897.

Die unangenehmen Folgen des fast einmonatlichen Aufenthalts im verderblichen Sumpf-Klima von Chodshali hatten sich, dank der dort beobachteten geregelteren Lebensweise, diesmal weniger bemerkbar gemacht, und nach kurzer Rast schon fühlte ich mich wieder kräftig genug, die geplante neue Excursion an den Chatschenaget zu unternehmen. Leider aber waren die Sicherheitsverhältnisse in Karabagh inzwischen keine günstigeren geworden. Ueberfälle und Verbrechen

häuften sich vielmehr von Tag zu Tag in erschreckendem Maasse[1]). Unter den in Liedern besungenen Atamanen (Bandenführern) zeichnete sich besonders der schon erwähnte Dali-Ali[2] aus, der den Dshewanschir'schen Kreis, also die Gegend meines ins Auge gefassten Reiseziels, sich zum Operationsfelde erwählt hatte. Die Polizeibehörden entwickelten wohl eine fieberhafte Thätigkeit, diesem Unwesen zu steuern, doch ihre Anstrengungen waren gewöhnlich vergeblich. Die nach dem Ueberfall blitzschnell vom Schauplatz ihrer Schandthaten verschwindenden Räuber vermochten sich stets rechtzeitig in sicheren Schlupfwinkeln zu verbergen, die ihnen von der tatarischen Landbevölkerung bereit gehalten wurden. War es jedoch einmal dem zur Verfolgung der Missethäter ausgesandten Pristaw mit seinen Tschaparen gelungen, die Wegelagerer zu stellen, so zeigten sich die allerdings erbärmlich besoldeten und daher unzuverlässigen eingeborenen Polizei-Mannschaften in so unvortheilhaftem Lichte, dass die Strolche nach kurzem Scheingefecht regelmässig entkamen.

Ja, die Fälle stehen leider nicht vereinzelt, dass die Tschaparen feige entflohen sind und ihre Führer im Stich gelassen haben. So erging es z. B. noch unlängst dem tapferen Pristaw Fürsten Abaschidse und seinen Gehülfen, die bei einer solchen Verfolgung im Kasach'schen Kreise, von ihren Leuten im Gefecht verrathen, trotz heldenmüthiger Gegenwehr den Banditen in die Hände fielen. Die Unmenschen schnitten den schon verwundeten Gefangenen nach voraufgegangenen qualvollen Martern die Köpfe ab, steckten diese auf Pfähle und belustigten sich damit, auf die Häupter der Unglücklichen ein regelrechtes Wettschiessen zu eröffnen.

In Folge solcher schrecklichen Vorkommnisse bemächtigte sich eine gewaltige Aufregung der gesammten transkaukasischen Bevölkerung, und die bisher locale Frage über das Raubunwesen wurde schnell zu einer allgemeinen, brennenden, mit der sich nicht nur die Verwaltungs-Behörden des Kaukasus, sondern auch die oberste Reichsregierung, das ganze russische Volk und die Presse in hohem Maasse beschäftigten. Es würde hier zu weit führen, auf die von verschiedenen Seiten zur endgültigen Ausrottung solch anormaler Zustände und Anbahnung erträglicherer Verhältnisse in Vorschlag gebrachten — hoffentlich in Bälde zur Ausführung gelangenden — Maassregeln und Reformen, als da sind: Verbot des beliebten Waffentragens, Reorganisation der berittenen Landpolizei, Einführung der solidarischen Haftbarkeit ganzer Gemeinden für begangenes Unrecht einzelner Mitglieder, und last not least: Vermehrung der Volksschulen zur Hebung des sittlichen Niveaus,

1) Bekanntlich giebt es im ganzen grossen russischen Reiche kein Gebiet, in welchem die verschiedenen Verbrechen, als da sind: Räubereien, Todtschlag, Diebstahl, Brandstiftungen, Nothzucht, Entführungen und Meineid, einen so hohen Grad der Verbreitung gefunden hätten, als im Elisabethpoler Gouvernement. So betrug z. B. die Zahl der zur Kenntniss der Behörden gekommenen Raub-Anfälle in diesem District nach amtlichen statistischen Erhebungen im Jahre 1897 nicht weniger als 700. Ich habe seit einigen Jahren alle auf das Räuber-Unwesen Bezug habenden Mittheilungen aus der officiellen, in Tiflis erscheinenden Zeitung „Kawkas“ herausgeschnitten und gesammelt. Man könnte mit den zum Theil haarsträubenden Geschichten einen stattlichen Band füllen.

2) Während ich den Bericht schliesse, kommt die allerseits freudig begrüsste Nachricht, dass Dali-Ali, der berüchtigtste Räuber Karabaghs, endlich aufgehört hat zu existiren. Bei dem Ueberfall eines tatarischen Dorfes wurde er mit seinen Hauptspiesgesellen von den erbitterten Einwohnern — denen er gedroht hatte, im Falle der Verweigerung einer ihnen von dem Bluthund auferlegten Contribution die Frauen wegzuführen — hinterrücks niedergemacht.

namentlich der muselmännischen Landbevölkerung des Kaukasus. — hier näher einzugehen. Der gesetzgebende Senat, durch gewiegte Kenner des Landes und der Zustände unterstützt, wird sich ja in nächster Zeit mit der Lösung dieser wichtigen Frage zu beschäftigen haben. Es ist aber erfreulich zu constatiren, dass man den eigentlichen Kern des Uebels an maassgebender Stelle richtig erkannt und mit der schnellen Ernennung eines ehrenfesten, tüchtigen Mannes und höheren russischen Militärs zum obersten Leiter des hauptsächlich in Betracht kommenden Elisabethpol'schen Gouvernements den früher herrschenden schmählichen Zuständen des Nepotismus, der Stellenkäuferei u. s. w. unter dem autochthonen Administrations-Beamten-Personal ein für allemal ein Ende gemacht hat. Dem Generalmajor Kirejew — so ist der Name des neuen Gouverneurs — rühmt man die Cardinal-Tugenden: Unbestechlichkeit, eiserne Energie und rastlose Thätigkeit nach. Mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, ist er gesonnen, nicht zu ruhen, bis das letzte Haupt an dem scheusslichen Leibe dieser zur Landplage gewordenen Räuber-Hydra abgeschlagen ist. Möge das schwere Werk dem wackeren Manne gelingen, auf dass unser vielgeprüfter, von der Natur so reich bedachter Landstrich, von der blutigen Geissel räuberischer Willkür befreit, einer ruhigen ökonomischen und culturellen Entwicklung entgegengehen kann.

Bei der geschilderten Lage der Dinge konnte ich auf die zur Ausführung meines Vorhabens benöthigte Unterstützung der Polizeibehörde kaum rechnen. Als ich dennoch versuchte, den Kreis-Chef zur Bewilligung einer Schutztruppe zu bewegen, erfuhr ich, wie ich erwartet hatte, einen abschlägigen Bescheid. Ich bemühte mich nun, Privat-Begleitmannschaften aufzutreiben, doch vergebens; sogar mein getreuer Agadshan weigerte mir den Gehorsam. Schon ergab ich mich seufzend in den Gedanken, meinen schönen Plänen für den Rest des Sommers Lebewohl sagen zu müssen, da traten plötzlich Verhältnisse ein, die die Situation mit einem Schlage änderten. Am 21. Juli erschien der neue Gouverneur in Schuscha, um hier nach dem Rechten zu sehen. Rasch entschlossen machte ich ihm einen Besuch und erhielt von dem liebenswürdigen Beamten sofort die Zusage energischster Unterstützung. Diese wurde mir denn auch in so erfreulicher Weise zu Theil, dass ich am 25. Juli ein Geleit aus 5 Tschaparen auf die Dauer von 2 Wochen zu meiner Verfügung hatte. Zugleich war dem Kreisvorstand des Dshewanschir'schen Bezirks telegraphisch stricter Befehl gegeben worden, sich meiner thatkräftig anzunehmen. Wohlgemuth machte ich mich daher am Morgen des 26., vom herrlichsten Wetter begünstigt, auf den Weg. Vor Chodshali bogen wir nach Nordwesten ab und ritten, immer die langgestreckte zackige, gegen 10 000 Fuss hohe Gebirgskette des Krch gs (tatar. = 40 Jungfrauen) zur Linken behaltend, dem Bergdorf Sseïdi-beg und dem ausgedehnten Walde zu, der sich von da meilenweit gegen Norden hin erstreckt und wildromantische, von den Flüssen Chatschenaget, Ter-Ter und Tura-Tschai durchströmte Höhenzüge bis an die im Norden hoch die Landschaft überragenden Gipfel des schneereichen „Murów" in finsterer Majestät bedeckt. Mit aller Vorsicht wurde der gefürchtete Forst durchzogen. Wir blieben unbelästigt. Es war 2 Uhr Nachmittags, als wir aufathmend das Thal des lustig dahin rauschenden Flusses Chatschenaget und mit ihm die Grenze des Schuschaer Bezirks erreicht hatten. Hier erwartete mich bereits ein vom Dshewanschirer Kreishauptmann mir zugetheilter Urjadnik (Unterofficier) mit 3 Tschaparen. Ich entliess, wie verabredet, 3 der Schuschaer Milizen nach Hause und setzte die Reise darauf mit dem, einschliesslich meines Dieners Agadshan, nunmehr aus 7 Bewaffneten bestehenden Convoi nach dem Dorfe Dawschanli-Artschadsor fort.

Um 4 Uhr Nachmittags trafen wir an unserem Bestimmungsorte ein. Ich begab mich sofort zu dem Verwalter des Gutes Artschadsor, dem Hrn. Schachnasar Akimowitsch Melik-Schachnasarjanz, um Anfrage zu halten, ob er als Vertreter des abwesenden Besitzers mir, wie ich hoffte, gestatten werde, meine Ausgrabungen auf dessen Ländereien fortzusetzen. Hr. Schachnasarjanz, ein freundlicher junger Beamter, der von der Regierung für einige Jahre auf das Gut commandirt war, um eine regelrechte Bewirthschaftung der sehr verwahrlosten Gutsforsten einzurichten, bedauerte jedoch, mir die Eröffnung machen zu müssen, dass der Besitzer Hr. D. strengen Befehl ertheilt habe, fernerhin niemandem mehr die Vornahme von archäologischen Untersuchungen auf seinem Gute zu erlauben. Nach den Worten des Hrn. Schachnasarjanz hatte bereits ein Vertreter der Moskauer archäologischen Gesellschaft, Hr. L., welcher einige Grabhügel bei Artschadsor um hohen Preis erwerben wollte, die gleiche Abweisung erfahren.

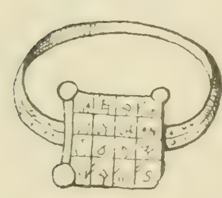
Leider befinden die zahlreichen Kurgane dieser Gegend (wohl mehrere hundert) sich fast ohne Ausnahme auf den ausgedehnten Ländereien des Hrn. Doluchanjanz. Der wichtigen Aufschlüsse halber, welche die reich ausgestatteten Gräber der Artschadsorer Nekropole zu geben im Stande sind, ist das beharrliche oppositionelle Verhalten des Hrn. Doluchanjanz gegenüber Repräsentanten vaterländischer wissenschaftlicher Institutionen ebenso unbegreiflich, wie wahrhaft zu bedauern. —

Das waren nun freilich schlechte Aussichten! Doch es hiess, sich mit Humor in die vorhandene Sachlage fügen! Ich beschloss, am nächsten Tage im Chatschenaget-Thale, jenseits der Grenzen des Artschadsorer Besitzthums, auf Kronland oder dem Eigenthum eines unserer liberaler denkenden Begs mich nach vorhistorischen Denkmälern auf die Suche zu machen. Vorläufig jedoch nahm ich die mir dargebotene Gast-Freundschaft des Verwalters dankend an. —

Im Laufe des Abends erzählte mir Hr. Melik-Schachnasarjanz von mehreren werthvollen Funden, die während des letzten Jahres in der angebauten Ebene vor dem Dorfe zwischen den Grabhügeln zufällig gemacht worden seien. So waren beim Pflügen u. a. mehrere Gold-Artefacte in Form von Käfern zum Vorschein gekommen, die ich, nach der Beschreibung des Hrn. Melik-Schachnasarjanz, für Scarabäen zu halten geneigt wäre. Von den Sachen war leider fast Alles in die Hände eines Goldschmiedes gewandert.

Ein junger Dorfbewohner hatte ferner einen schönen goldenen Ring mit Inschriften-Platte herausgeackert. Auf mein Befragen nach dem Verbleib dieses Stückes erfuhr ich, dass der Eigenthümer nicht im Dorfe anwesend, der Ring aber von des Burschen Vater in Verwahrung genommen sei. Es gelang mir, durch gütige Vermittelung meines Wirthes, das seltene Object auf eine Viertelstunde zur Ansicht zu erhalten (Fig. 1).

Fig. 1. $^1/_1$

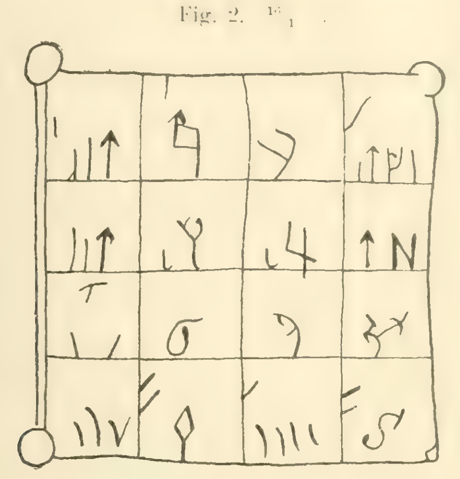


Goldener Ring mit Inschriften-Platte von Artschadsor.

Der flachrunde, glatte Reifen ist massiv, $12^1/_2$ *g* schwer, wohlerhalten, aus röthlichem Golde und passt auf einen mittelstarken Mannes-Zeigefinger. Eine quadratisch geformte massive, an drei Ecken mit je einem Buckel (an der vierten ist dieser abgebrochen) und mit schmalem Rande versehene angelöthete Platte verleiht dem Gegenstande das Aussehen eines Siegel-Ringes. Dieselbe ist durch Rillen in kleine Quadrate eingetheilt, welche eingeschnittene, unbekannte, anscheinend ideographische (astronomische?) Zeichen tragen (Fig. 2). Auch auf der Aussenseite des Reifens sind Einritzungen in Form von flüchtig skizzirten, langgezogenen Gesichtern und Pfeilspitzen (Fig. 3). Nachdem ich die Platte, so gut

es in der — durch die Anwesenheit des für den Besitz seines Sohnes zitternden Bauern — gebotenen Eile ging, abgebildet hatte, nahm ich von ihr noch einige

Fig. 2. $^{1:}_{1}$.



Inschriften-Platte (auf dem Ringe).

Fig. 3.



Zeichnung auf dem Aussenrande des Ringes.

Wachs-Abdrücke, von denen ich je einen unlängst den HHrn. Belck und Lehmann zur weiteren Prüfung zugesandt habe. Ueber die Fundstelle konnte ich einstweilen nichts Genaues in Erfahrung bringen; Hr. Melik-Schachnasarjanz versprach mir jedoch, sich dieselbe nach der Rückkehr des glücklichen Finders genau angeben zu lassen und mir Mittheilung zu machen. Ich habe natürlich mein Möglichstes gethan, um dies kostbare Stück vor der Hand wenigstens vor dem Eingeschmolzenwerden zu retten.

Am folgenden Tage, am 27. Juli, wo allgemeine Sonntagsruhe herrschte, ritt ich bei Tagesgrauen mit meinem waffenstarrenden Gefolge auf die Kurgan-Suche aus. Ich wandte mich zunächst, dem Laufe des Flusses folgend, einer Stelle zu, woselbst ich auf vermeintlichem Kronland gestern vom Pferde aus einige grössere Grabhügel bemerkt hatte. Lange mussten wir traben, um die Grenzmarken des Doluchanjanzischen Gutes zu erreichen; an vielen, dem Archäologen-Herzen zu schnellerem Schlage verhelfenden, höchst einladenden Grabhügeln ging der Weg vorüber, — aber ach! ein jeder trug, wie es mir schien, die verzweifelte Inschrift „Noli me tangere“, und ich eilte an diesen vorhistorischen Blümlein „Rühr-uns-nicht-an“ mit tantalusartigen Empfindungen vorbei. Nach zweistündigem Ritt hatten wir den Chatschenaget passirt und den Ort erreicht, wo der Weg von Schuscha den Wald verlässt und ins Flussthal hinabführt. Hier lagen drei, von mir zunächst ins Auge gefasste Kurgane. Zu meinem abermaligen Verdruss stellte sich bei Einsichtnahme der von dem uns begleitenden Gutsverwalter mitgeführten Flurkarten heraus, dass diese Praehistorica gerade noch das Doluchanjanzische Grenzgebiet schmückten, also meinem Spaten unzugänglich waren.

Nun ging es weiter, den Fluss abwärts, auf dem vom Walde begrenzten, eine schmale Plattform bildenden südlichen Flussufer: doch wollte sich nichts zeigen, bis ich zuletzt auf einer grasbestandenen Uferstelle einige kleine Grabhügel wahrnahm. Hier war unbestritten Kronland, und ich betrachtete die Erd-Erhebungen mit dem angenehmen Gefühl, hier frei schalten und walten zu können. Der Platz

war, in Bezug auf unsere persönliche Sicherheit, allerdings kein besonders günstiger zu nennen: denn in einsamer Wildniss, fern von menschlichen Ansiedelungen belegen, bot er wegen der unmittelbaren Nähe des verdächtigen Waldes eine vorzügliche Ueberfalls-Stelle durch räuberisches Gesindel. Mein Urjadnik, der in rührender Vorsicht keinen Uferbusch ununtersucht gelassen hatte, gab mir seine diesbezüglichen Besorgnisse auch deutlich zu verstehen; doch liess ich mich nicht irre machen, sondern erklärte rundweg: hier sei gut sein und hier wolle ich Hütten bauen, d. h. am morgenden Tage meine Thätigkeit beginnen. Das Weitere wegen Beschaffung der nöthigen Arbeitskräfte wurde jetzt angeordnet, und wir begaben uns auf den Rückweg nach Dawschanli-Artschadsor. Den Rest des Tages benutzte ich dazu, noch eine alte, auf einem Bergkegel 1½ Werst westlich vom genannten Dorfe auf Gutsland belegene Festung zu besichtigen, die mit in den Fundamenten noch erhaltenen starken Mauern, unterirdischen Gewölben und verschiedenen, nunmehr verschütteten Gängen der Bevölkerung dieser Gegend einst als sicherer Zufluchtsort gedient haben mag. Spuren einer Röhren-Wasserleitung sind noch jetzt bemerkbar. Zahlreiche Kisten-Gräber, unter zum Theil riesigen Felsplatten, liegen an der Nordseite des Berges, dessen Gipfel die Befestigungswerke tragen.

Montag, den 28. Juli, erwachte ich früh, denn die enge Felsenschlucht von Artschadsor hallte wider vom Geschrei der sich zur Grabe-Schlacht versammelnden armenischen Arbeiter. Feuchter Nebel bedeckte die Landschaft, der jedoch bald durch die feurigen Strahlen der Juli-Sonne aufgezehrt wurde. Es war mir nicht leicht, mich mit dem nöthigen Proviant für meine Bedeckungs-Mannschaften zu versehen, da meine muhammedanischen Tschaparen natürlich das Brod der „Gjauren“ nicht essen wollten, und die zwei oder drei durch Zufall einst in dieses grosse, reiche armenische Dorf verschlagenen armen tatarischen Familien kaum genug „Tschurek“ für meine Leute zu backen vermochten. Als mitzunehmenden Fleisch-Vorrath erstand ich von einem armenischen Händler, allerdings zu unerhörten Preisen, einige Hammel, die uns den stereotypen „Schaschlik“ lieferten, der in Ermangelung eiserner „Schampure“ (kleiner Bratspiesse) an den biegsamen Ruthen des Cornelkirschen-Strauchs (Cornus mas L.), hier „Kisil“ genannt, über einem Holzkohlen-Feuer unter freiem Himmel zubereitet wurde. —

A. Grabhügel auf der südlichen (rechten) Uferseite des Flusses Chatschenaget, dem Simownik (Winterlager) des Hassan-Ali-beg (im Kreise Dshewanschir) gegenüber (Situationsplan s. S. 255, Fig. 18).

Bestattungs- und Brandgräber.

Arbeitszeit 3 Tage: 28., 29. und 30. Juli 1897.

Etwa 8 Werst südöstlich von Dawschanli-Artschadsor, etwas unterhalb der Einmündungsstelle des Flüsschens Garanich (Ssirén) in den Chatschenaget, strömt dieser in vielen Krümmungen zwischen steilen, hohen Ufern dahin. Das Bett, welches sich der Fluss dereinst in unbändiger Jugendlust hier ausgewühlt hat, ist breit und tief. Jetzt ist er zahmer geworden und beschränkt seinen Lauf für gewöhnlich auf einige schmale, seichte Wasserrinnen. Nur im Monat Mai, wenn zahlreiche Gewitterregen niedergehen, schwillt er mächtig an; da toben und gurgeln die schäumenden lehmigen Gewässer wild daher und führen grosse Steine und Bäume mit sich. Von den das enge Chatschenaget-Thal einschliessenden waldbestandenen Gebirgszügen tritt der nördliche auf dem linken Ufer etwas weiter zurück, ein ungefähr 2 Werst breites Plateau bildend. Der fruchtbare Schwemmboden trägt reichlich Weizen. Dort liegen die Ländereien des tatarischen Begs Hassan-Ali-beg mit einigen, das sogen. „Winterlager“ seiner Arbeiter vorstellenden,

elenden Erd-Wohnungen. Auf dieser Seite zieht sich auch die von Agdam nach dem Städtchen Wank führende Poststrasse unmittelbar am Flusse hin. Die südliche Bergkette tritt dagegen mit dichtem Hochwald fast überall hart an das rechte Flussufer heran, mit Freilassung eines nur schmalen Uferbandes.

Dem eben erwähnten Winterlager des Hassan-Ali-beg gegenüber und von ihm in Luftlinie ungefähr 1½ Werst in südlicher Richtung entfernt, erweitert sich dieser schmale Uferstrich jedoch zu einer etwa 200 Schritt breiten und etwa 1 Werst langen Plattform, die steil nach dem Flusse zu abfällt und im Süden von dem an dieser Stelle zurückweichenden Walde begrenzt wird.

Auf dem ebenen, von einem Feldwege der Länge nach durchschnittenen Platze nun befinden sich die von mir untersuchten Grabhügel. Es sind deren im Ganzen fünf. Einer von ihnen liegt etwas isolirt gleich am Waldesrand auf der östlichen Seite der Plattform; die anderen 4 Kurgane ziehen sich von Westen nach Osten, in Abständen von 58 bis 482 Schritten unter einander, in geringer Entfernung vom Uferrande längs des Flusses hin. Alle Hügel sind von runder Form, niedrig und oben abgeflacht.

Ich nahm den am Waldesrand belegenen Kurgan zunächst in Angriff.

Bestattungs-Hügelgrab Nr. 1.

Arbeitszeit 1 Tag: 28. Juli 1897 (38 armenische Arbeiter).

Der Hügel ist 25 Schritt vom Waldesrand und 106 Schritt südöstlich vom Kurgan Nr. 2 belegen. Das Material ist grauer Sand, mit Rollsteinen untermischt.

Seine Peripherie ist unten 41, oben 31 Schritt; die Höhe beträgt 6 Fuss.

Ich grub einen Durchstich in der Richtung Südwest-Nordost (70°), dessen Breite auf 12 Fuss, dessen Länge auf 22 Fuss und dessen Tiefe auf 6 Fuss bemessen wurde.

In der Mitte des Grabhügels fanden sich, zwischen Rollsteinen eingekeilt, 4 recht morsche Skelette in hockender Stellung, den Kopf nach Osten gerichtet, die Hände herunterhangend. Beigaben waren nicht vorhanden. Von den Schädeln gelang es nur Bruchstücke zu bewahren. Diese sind aber selbst in ihrer mangelhaften Verfassung noch im Stande, besonderes Interesse zu erwecken, da sie einer ganz merkwürdigen Sorte von Menschen angehört haben müssen. Die Skelette waren, soweit noch zu eruiren, von sehr kleinen Dimensionen. Von den nur in der oberen Hälfte erhaltenen, braungelb gefärbten Schädeln bietet einer offenbar eine starke pathologische Deformation: das sehr niedrige Vorderhaupt läuft fast ohne Stirn in einen schnabelartigen, stumpfen Knochen-Vorsprung aus, der wohl die Nase vorstellt, und statt der Augenhöhlen sind nur unvollkommene eckige Vertiefungen wahrnehmbar. Vielleicht haben wir es hier mit einem Cretin zu thun. Ein anderes Schädel-Bruchstück ist seines eigenthümlich gebildeten, unten ungewöhnlich breiten Nasen-Ansatzes wegen bemerkenswerth. Nach Maassgabe der in einer Längenhälfte wohlerhaltenen Kopf-Skelettheile muss dieses Nasenbein unten nehmlich eine Breite von 5 *cm* gehabt haben. Wie aus den kräftigen, wenig abgenutzten, gesammelten Zähnen zu schliessen, waren die hier bestatteten Individuen in noch jugendlichem Alter. Von den beiden interessantesten Schädel-Fragmenten liess ich photographische Aufnahmen machen.

Bestattungs-Hügelgrab Nr. 2 (Grundriss s. Fig. 14, S. 252 oben).

Arbeitszeit 2 Tage: 28. und 29. Juli 1897, mit 42 armenischen Arbeitern.

Die Lage dieses, ebenfalls aus Sand und Rollsteinen errichteten Grabhügels ist 106 Schritt nordwestlich von Nr. 1. Von den in einer Linie mit dem

Uferrande laufenden Kurganen ist Nr. 2 der am weitesten nach Osten zu belegene.

Sein Umfang beträgt unten 90, oben 32 Schritt, seine Höhe 1,25 *m*.

Bei der geringen Höhe des Hügels hob ich das ganze Innere desselben mittelst eines Brunnens aus, der einen Durchmesser von 20 Fuss erhielt und bis zur Tiefe von 3 *m* fortgeführt wurde. Es stellte sich nehmlich im Verlaufe der Arbeit heraus, dass das eigentliche Grab sich in dem gelben harten Sandgrunde auf der Ostseite unter dem Niveau der Aufschüttung befand. Hier war ein quadratisch geformtes Stück aus der Muttererde ausgestochen, das Bestattungs-Material eingebettet, das Loch darauf mit weichem Sand, Steinen und Kies ausgefüllt und über das Ganze der Hügel gewölbt worden.

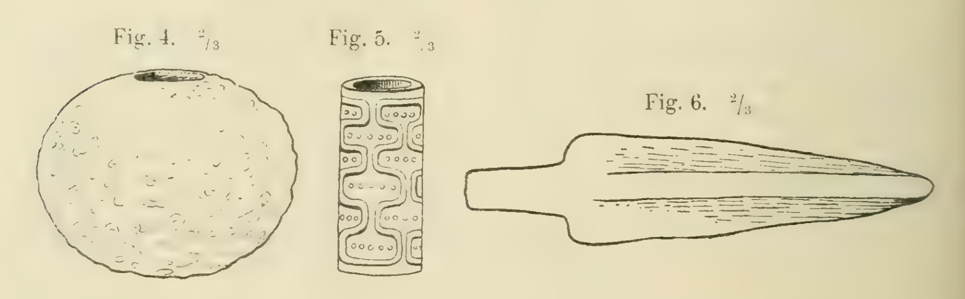
Ein dem Grabe entnommenes Skelet, anscheinend ein weibliches, dessen Länge 5 Fuss betrug, hatte Rückenlage, den Kopf auf die rechte Seite geneigt und die Hände neben dem Körper.

Richtung der Leiche: Südwest (Kopf) nach Nordost (Füsse) mit geringer Abweichung nach Osten (60°).

Ausser vielen geschlagenen Obsidian-Stücken und Feuerstein-Splittern in Gestalt von Schabern und Kratzern, zahlreichen Scherben kleiner Thongefässe von grauer Farbe und mit eigenthümlichem Ornament, fand ich in dem Grabe noch folgende Gegenstände:

1. Spinnwirtelartig gestaltetes massives Stück (Fig. 4) aus weissgrauem, quarzähnlichem schwerem Stein mit rauher Oberfläche und eingestreuten Glimmerblättchen (Aventurin?). Der Stein hat ein Bohrloch in Form eines abgestumpften Konus. Durchmesser des Lochs unten 25 *mm* und oben 16 *mm*. Vielleicht diente das Instrument als Keulenwaffe.

Fig. 4. $^2/_3$ Fig. 5. $^2/_3$ Fig. 6. $^2/_3$



2. Ein 18 *mm* langes und 9 *mm* Durchmesser haltendes Schmuckstück (Fig. 5) aus röthlichem dünnem Goldblech in Form eines Hohlcylinders, dessen Ränder oben und unten nach innen etwas umgebogen sind. Das Artefact trägt erhaben gepresste Bandverzierungen, die in ununterbrochenen Schlangenwindungen sich von oben nach unten und umgekehrt um dasselbe herumziehen, Omega-ähnliche Figuren bildend, von denen jede 4 bis 5 kleine horizontal laufende Buckel enthält.

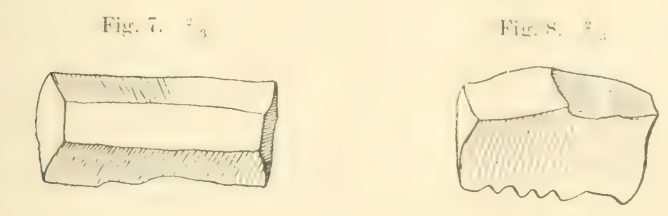
3. Einen kleinen Bronze-Dolch (Fig. 6). Die Waffe ist ganz flach mit scharfen Rändern, nach der Mitte sich bis zu 2 *mm* verdickend, und trägt eine bläulichgrüne glatte Patina. Ganze Länge 16 *cm*, Breite der Klinge an ihrem unteren Ende $3^1/_2$ *cm*.

4. Schöngearbeitetes zweischneidiges Messer (Fig. 7) aus schwarz-

bräunlichem geädertem Obsidian. Grösste Stärke 4 *mm*. Länge 4.3 *cm*. Breite 2 *cm*.

5. **Kleine Säge aus grauem Obsidian** (Fig. 8). Länge $3^1/_2$ *cm*, Breite $2^1/_2$ *cm*.

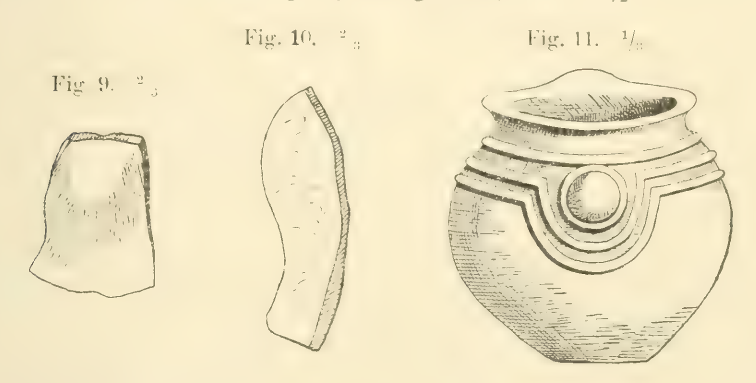
Fig. 7. $^2/_3$ Fig. 8. $^2/_3$



6. **Schaber aus grauem Obsidian** (Fig. 9). Länge 3 *cm*, Breite 2,2 *cm*.

7. **Feuerstein-Messer** (Fig. 10). Länge 5 *cm*, Breite $1^1/_2$ *cm*.

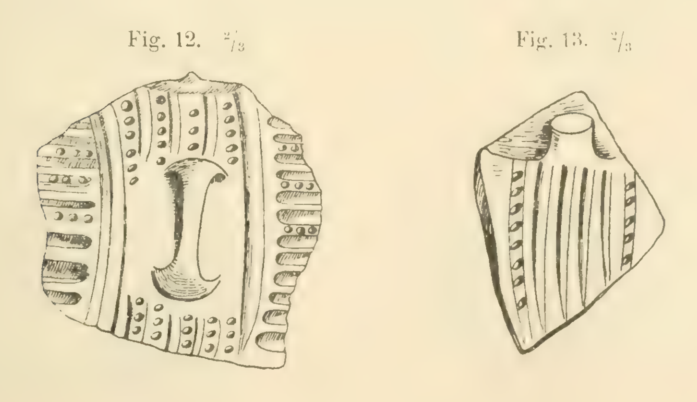
Fig. 9. $^2/_3$ Fig. 10. $^2/_3$ Fig. 11. $^1/_3$



8. **Kleine gehenkelte Urne** (Fig. 11) **aus grauem Thon mit originellem Bandornamente.** Das Gefäss ist von aussen mit einer erdigen Incrustationsschicht bedeckt, die sich nicht abwaschen, sondern nur abkratzen lässt. Unter dieser Schicht ist die Urne von schwarzglänzender Farbe. Bauchweite 31 *cm*; Höhe $9^1/_2$ *cm*; Wandstärke 3 *mm*.

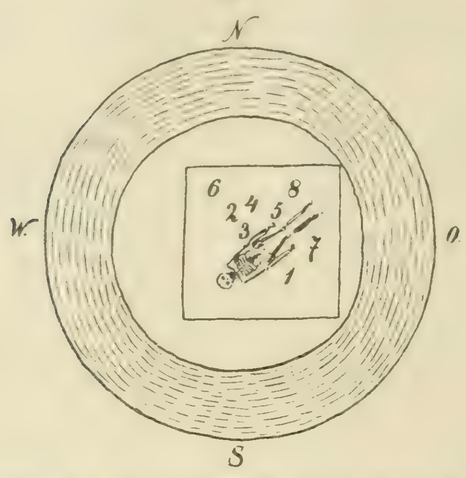
Kerb-, Band-, Stichel- und Rillen-Ornamentproben an Gefäss-Scherben aus Grab Nr. 2 (Fig. 12 u. 13).

Fig. 12. $^2/_3$ Fig. 13. $^2/_3$



Grundriss des geöffneten Grabes Nr. 2 (Fig. 14).

Fig. 14.



[Die Ziffern *1—8* bezeichnen die Lage der auf S. 251 2 unter Nr. 1—8 aufgezählten Fund-Objecte.]

Bestattungs-Hügelgrab Nr. 3.

Arbeitszeit 2 Tage: 29. und 30. Juli 1897, mit 20 armenischen Arbeitern.

Nr. 3 ist der bedeutendste von diesen Kurganen. Er liegt 174 Schritt westlich von Nr. 2 und 58 Schritt von Nr. 4 entfernt. Seine Maasse sind: Unterer Umfang 77 Schritt; oberer Umfang 33 Schritt; Höhe $2^1/_2$ *m*.

Ein Brunnen, dem ich eine ovale Form gab, wurde in der Richtung Südwest-Nordost ausgehoben. Der Ausstich war 24 Fuss lang und 17 Fuss breit.

In Bezug auf Form, innere Beschaffenheit und Ausstattung des Hügels herrscht zwischen Nr. 3 und Nr. 2 völlige Analogie: nur barg das Grab Nr. 3 statt einer Leiche deren zwei. Auch hier dieselbe Art der Bestattung: die zerfallenen Skelette lagen unter Sand und Steinen in einem quadratisch geformten Ausstich in dem gelben, festen natürlichen Grunde. Es fanden sich zahlreiche geschlagene Obsidianstücke bis zu 7 *cm* Grösse, auch Scherben originell ornamentirter Gefässe aus grauem Thon, wie in Nr. 2.

Ornamentirte Thongefäss-Scherben aus Grab Nr. 3.
(Kerb-, Rillen- und Buckel-Verzierung. Fig. 15 und 16.)

Fig. 15. $^2/_3$

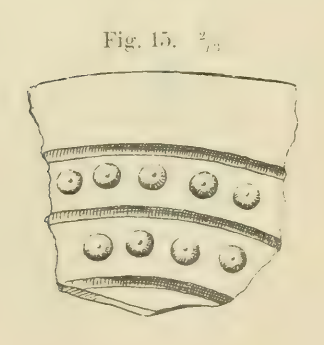
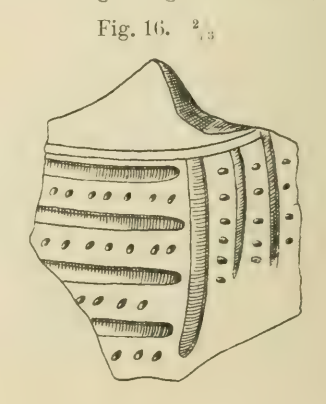
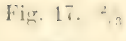


Fig. 16. $^2/_3$



An sonstigen Beigaben barg das Grab:

1. Einen kleinen dünnen Bronzedolch von derselben Art, wie der in Grab Nr. 1, nur etwas kleiner. Länge 14 *cm*; Breite unten an der Klinge 26 *mm*; Dicke 3 *mm*.


Fig. 17. $^{2}/_{3}$



2. Schmuckstück aus spiralförmig gewundenem massivem Goldband (Fig. 17). Das Gewicht des sauber gearbeiteten Artefacts ist 7 *g*. Länge 25 *mm*; Umfang in der Mitte 4 *cm*.

3. Messerartig geformtes Obsidianstück mit scharfer Schneide.

Brandhügel-Grab Nr. 4.

Arbeitszeit 2 Tage: 29. und 30. Juli 1897.

Der Kurgan liegt 116 Schritt westlich von Nr. 2 und 58 Schritt östlich von Grab Nr. 3 entfernt. Umfang unten 85 Schritt, oben 26 Schritt; Höhe $1^1/_2$ *m*.

Die Untersuchung des auch aus Sand und Rollsteinen errichteten Hügels geschah mittelst Ausstichs in Quadratform von 15 Fuss Durchmesser. Während Nr. 1 bis 3 den ausgesprochenen Charakter der Leichenbestattung trugen, giebt dieses Grab mit starker Aschenschicht und zahlreichen verkohlten Knochenresten deutliche Anzeichen einer hier erfolgten Bestattung durch Feuer.

Ich entnahm der Aschenschicht unter dem Niveau der Aufschüttung einige vom Feuer zersprungene Zähne vom Wisent und Pferd und einen Fangzahn, wahrscheinlich von einer Fischotter stammend. Metallische Beigaben fand ich trotz sorgfältigsten Suchens nicht, vielmehr beschränkte sich die Ausstattung des Grabes nur auf:

Einen eiförmigen Stein (Netz-Beschwerer) aus violetschimmerndem grobkörnigem Material. Das Gewicht des Stücks beträgt 1 *kg* 45 *g*.

Einige ausgehobene Fragmente von dünnwandigen röthlichen und grauen Thongefässen waren ohne Ornament.

Brandhügel-Grab Nr. 5.

Arbeitszeit 1 Tag: 30. Juli 1897.

Dieser Hügel ist 482 Schritt südwestlich von Grab Nr. 3, wieder mehr dem Waldrande zu, belegen. Unterer Umfang 85 Schritt; oberer Umfang 32 Schritt; Höhe 1,35 *m*.

Das Grab wurde mittelst Durchstichs von 18 Fuss Länge und 11 Fuss Breite in der Richtung Südwest-Nordost geöffnet. Es ist ebenfalls ein Brandgrab und Nr. 4 völlig gleich. In der den Kurgan durchziehenden, schon bei 3 Fuss Tiefe beginnenden, sehr mächtigen Aschenschicht, die auch viele Rollsteine enthielt, lagen Knochenstücke in halbverkohltem Zustande. Auch ein Stück Eisenschlacke wurde gefunden, an Metallsachen aber leider nichts. Die wenigen Gefäss-Scherben gleichen denen in Nr. 4.

Merkwürdig ist an diesem Hügel der Umstand, dass sich die Stein- und Aschenschicht bis 3 *m* 25 *cm* Tiefe hinabzog, wo ich dann endlich auf natürlichen, harten gelben Sandboden stiess. Es ist, wie bei den Bestattungs-Gräbern Nr. 1 bis 3, auch bei den Brandgräbern Nr. 4 und 5 zu Beisetzungs-Zwecken eine grosse Grube aus der Muttererde ausgehoben worden, in welche man hierauf das Bestattungs-Material einbettete, nur mit dem Unterschiede, dass bei Nr. 1 bis 3 die unversehrten Leichen, bei Nrn. 4 u. 5 aber bloss verkohlte Ueberreste solcher der Erde übergeben wurden. —

Am 30. Juli 1897 Abends war die Arbeit an diesen 5 Grabhügeln beendet. Trotz der relativ geringen Ausbeute dürfen wir den Gräbern unser Interesse nicht versagen; repräsentirt sich in ihnen doch wieder ein neuer, bisher in dieser Gegend nicht beobachteter Typus der Beisetzung und Ausstattung. Bei Artschadsor, Ssirchawande, Damgolu sehen wir fast nur Kistengräber mit reichen Attributen der Bronze-Periode, deren Blüthezeit namentlich in der kunstvollen Anfertigung von Waffen: Dolchen, Schwertern, Lanzen, Streitäxten u. s. w., zu Tage tritt. Hier aber haben wir Leichen-Bestattung ohne Kisten und das Primitivste an Waffen, was mir bis jetzt in Transkaukasien vorgekommen ist. Zur Zeit der Errichtung dieser Grabhügel am rechten Ufer des Flusses war Metall gewiss noch ein theurer Luxusartikel und schwer zu erlangen. Darauf dürften auch die vielen, aus Obsidian und Feuerstein hergestellten, die metallischen Instrumente nothdürftig ersetzenden Werkzeuge in Gestalt von Messern, Sägen und Schabern hinweisen, die hier zahlreich vertreten und bei den Bewohnern in täglichem Gebrauch gewesen zu sein scheinen. Originell ist ferner das Auftauchen von sehr soliden, kunstvollen Gold-Artefacten in diesen Gräbern, welche in die, ich möchte sagen neolithisch angehauchte, ärmliche Ausstattung gar nicht hineinpassen wollen.

Auch die kleinen, höchst pikant ornamentirten Aschengefässe haben in Material und Form mit den am Chatschenaget sonst Ueblichen nichts Uebereinstimmendes und bieten mit ihren, fast den Eindruck des Ueberladenen machenden, mannigfaltigen Verzierungen (Tupf-, Schnitt-, Band- und Rillen-Ornament) etwas ganz Neues. —

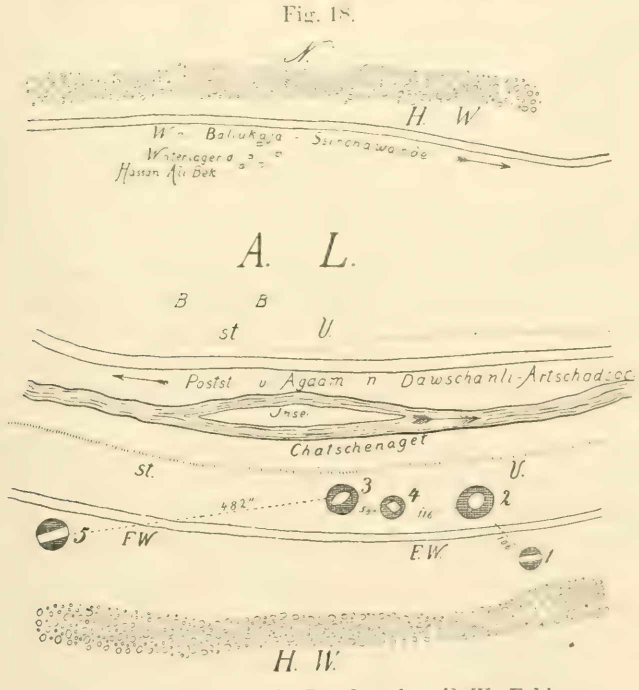
Im Laufe meines dreitägigen Verweilens — die Nächte verbrachten wir in Artschadsor — bei diesen Grabhügeln am Flusse hatte sich die erst so öde Scenerie der Wildniss nach und nach immer mehr belebt. Vom zweiten Tage an zogen nomadisirende Tatarenstämme, auf der Rückkehr in ihre Heimathsdörfer begriffen, in unabsehbaren Massen an uns vorüber. Von dem Rücken ihrer Reitthiere: Kameele, Pferde, Esel, Maulthiere und Büffel, schauten die unsauberen Kinder der Steppe unserem Thun und Treiben an den Kurganen neugierig zu. Manchmal machte eine Familie oder ein ganzer Stamm auch in unserer Nähe Halt, um von den Anstrengungen des Weges ein wenig zu rasten oder das Nachtquartier aufzuschlagen. Schnell waren alsdann die rohen Zelte errichtet. Alles lagerte sich in stumpfsinniger Trägheit auf dem dürren Grasboden, den aus Milch, Käse und Brot bestehenden Lebensmitteln zusprechend und die Bewachung des Lagers ruhig den zottigen Hunden überlassend. Die während des Zuges gewöhnlich scheu und feige einherschleichenden Köter verwandelten sich im Bewustsein ihrer Wächterpflicht jetzt sofort in reissende Bestien, bereit, jeden Eindringling in das Lager mit ihren grimmig scharfen Zähnen zu zerfleischen. Leider musste ich am 30. Juli, gerade nach der Beendigung der Arbeiten, noch Zeuge eines blutigen Dramas werden, welches sich vor unseren Augen auf einer buschbestandenen Insel unten im Flussbette abspielte. Auf dem schattigen Eiland hatte sich ein Trupp Nomaden gelagert und die jungen Leute vergnügten sich nach ihrer Weise mit Spiel und Tanz. Plötzlich erhob sich ein lauter Wortwechsel, der bald in ein fürchterliches Geschrei überging. Zwischen zwei Burschen war wegen eines Mädchens, wie ich nachher erfuhr, Streit entstanden, der ungesäumt mit blanker Waffe zum Austrag kam. Nachdem einer der Kämpfenden eine schwere Wunde davongetragen hatte und gefechtsunfähig geworden war, stürzte sich der eifersuchtentbrannte Hauptheld mit gezücktem Kinshall auf das unter gellendem Angstgeschrei entfliehende Mädchen, um es abzuschlachten. Zum Glück kamen Leute meiner Schutztruppe, die ich, um Ordnung zu stiften, gleich Anfangs zu den Kämpfenden gesandt hatte, früh genug,

um das Mädchen vor dem sicheren Tode zu bewahren und den Rasenden zu entwaffnen und zur Ruhe zu bringen.

Auf dem Rückwege nach Artschadsor hatte ich an diesem Tage noch Gelegenheit, beim Durchreiten des Flusses ein unfreiwilliges Bad zu nehmen. Mein am Morgen auf dem Basar von Dawschanli, wie sich bald herausstellte, fehlerhaft beschlagenes Ross kam nehmlich, über einen Stein des Flussbettes stolpernd, unversehens recht gründlich mit mir zu Fall. Der Unmuth, der sich meiner in Folge des eben erlebten Schauspiels und der im Lauf des Tages stattgefundenen Desertion eines meiner Dschewanschirer Tschaparen bemächtigt hatte, wurde durch dieses Leib und Seele kühlende Bad wieder niedergeschlagen. Auch die nicht zu bändigende Schuschaer Logik meines braven armenischen Leibdieners Agadshan, — der mir haarscharf bewies, dass nicht mein, d. h. sein mir vermiethetes gutes Pferd, sondern die mangelhafte äquilibristische Gewandtheit des Reiters Schuld an dem feucht-fröhlichen Intermezzo getragen habe. — that noch ein Uebriges, und so langte ich in heiterster Stimmung in Artschadsor wieder an. —

Situationsplan der Grabhügel auf dem rechten Ufer des Chatschenaget, dem Winterlager des Hassan-Ali-Beg gegenüber.

Fig. 18.



A. L. Ackerland. *B. B.* Buschwerk. *F. W.* Feldweg.
H. W. Hochwald. *1—5* Grabhügel. *st. U.* steiles Ufer.

B. Ausflug nach Ballukaja-Ssirchawande.
Fortsetzung der im Jahre 1894 begonnenen Ausgrabungen an Grabhügel Nr. 1 daselbst und neue Untersuchungen an zwei weiteren Kurganen.

Noch während der Arbeit an den eben beschriebenen Grabhügeln hatte ich zwei mit der Gegend vertraute Tschaparen ausgesandt, um auf Kronland nach weiteren Gräbern zu suchen. Beide aber kehrten zurück mit der Nachricht, dass keine Kurgane in der Nähe vorhanden seien.

Unschlüssig, was ich nach der nahe bevorstehenden Beendigung der Arbeit beginnen sollte, kam mir die Mittheilung eines sich unter den Arbeitern befindenden, mir von meinen früheren Ausgrabungen bei Ballukaja-Ssirchawande her bekannten Dorfbewohners aus Ballukaja sehr gelegen. Ich erfuhr nehmlich, dass in der nächsten Umgebung des genannten Doppeldorfes noch zwei völlig intacte Grabhügel existiren sollten. In Folge dessen entschied ich mich, für einige Zeit nach Ballukaja-Ssirchawande überzusiedeln, um diese beiden neuen Hügel zu untersuchen und zugleich die von mir im Jahre 1894 begonnene Erforschung des grossen, dort belegenen Kurgans Nr. 1 ordnungsgemäss zu Ende zu führen. Da die kurdische Bevölkerung des Dorfes Ssirchawande schon aus ihrem Sommerlager zurückgekehrt war, so durfte ich hoffen, dort auch eine hinreichende Anzahl von Arbeitern zu bekommen. An demselben Abende traf ich noch die nöthigen Vorkehrungen, indem ich dem Starschina von Ballukaja mein Eintreffen für den nächsten Morgen ankündigte und um Bereithalten von Arbeitskräften bitten liess.

Am 31. Juli 1897 Morgens um 6 Uhr erfolgte unser Abritt von Artschadsor nach dem 10 Werst in östlicher Richtung, in einem Seitenthal des Chatschenaget belegenen Ballukaja-Ssirchawande. Am Fusse der hohen, das Flussthal im Norden begrenzenden Felswände zogen wir durch Schluchten und über buschige Halden auf schmalen Pfaden nach Osten. In der Gegend des am Wege liegenden Dorfes Achmachi bemerkte ich auf einigen sich gegen den Chatschenaget hinabsenkenden Berglehnen mehrere kleinere Hügel, welche sich bei näherer Besichtigung als Gräber erwiesen. Da sie auf nicht mehr zu dem Gute Artschadsor gehörigen Grund und Boden lagen, so nahm ich mir vor, dieselben bei meiner demnächstigen Rückkehr von Ssirchawande zu öffnen. Gleich hinter Achmachi begann jetzt düsterer, stundenlang sich hinziehender Wald. Auch dieser Forst birgt archäologische Denkmäler, denn mancher mit starken Buchen bestandene Kurgan erhebt sein bemoostes Haupt über das dichte Unterholz und die üppig spriessenden Farnkräuter am Wege. Es war $^1/_2$9 Uhr Morgens, als wir im Walddorfe Ballukaja-Ssirchawande eintrafen. Der mir von früher bekannte Dorf-Notable Awetis A l l a c h w e r d j a n z nahm mich wieder auf das Freundlichste auf und sorgte auch für das Unterkommen meiner Schutz-Mannschaften. Ich sage dem biederen Manne herzlichen Dank!

Gleich nach meinem Eintreffen ritt ich unter Führung eines Dörflers auf die Suche nach den beiden Grabhügeln. Sobald ich ihr Vorhandensein constatirt hatte, beorderte ich die mittlerweile schon versammelten Arbeiter an den dem Dorfe zunächst gelegenen Kurgan und begann um 10 Uhr Morgens dessen Untersuchung.

Grabhügel Ssirchawande-Ballukaja Nr. 2.

Brandgrab der Bronzezeit.

Arbeitszeit $1^1/_2$ Tage: 31. Juli und 1. August 1897, mit 33 tatarischen und 12 armenischen Arbeitern.

Der im Aeusseren dem Grabhügel Ssirchawande Nr. 1 ähnliche, aber bedeutend kleinere Kurgan liegt etwa 1 Werst in südsüdöstlicher Richtung von diesem entfernt auf einer schwachen, natürlichen Boden-Erhebung, nach dem linken Ufer des Chatschenaget zu, in der buschbewachsenen und schluchtendurchschnittenen Thal-Ebene.

Er hat die Form eines oben abgeflachten, ziemlich steilen Konus.

Sein unterer Umfang beträgt 88, sein oberer 34 Schritt, die Höhe $4^1/_2$ *m.*

Er ist ganz aus gelbem lehmigem Sande construirt. Die Untersuchung des Hügels geschah mittelst Aushebens eines 20 Fuss Durchmesser haltenden Brunnens

mit einem auf der westlichen Seite angelegten Ausgangs-Canal in der Breite von $6^1/_2$ Fuss. Die Bearbeitung des ausserordentlich zähen Bodens bereitete grosse Schwierigkeiten, dazu war die Hitze enorm. Als der Brunnen eine Tiefe von 3 *m* erreicht hatte, zeigten sich vereinzelt Rollsteine und darunter eine 2 Fuss starke Aschenschicht. Viele mit einer grünen Patina überzogene, halbverbrannte menschliche Gebeine, Zähne und Knochen vom Wisent, sowie graue, dickwandige Scherben grosser Thongefässe ohne bemerkenswerthes Ornament lagen in der Brandschicht verstreut. An metallischer Ausstattung enthielt das Hügelgrab nur ein kleines, 2 *cm* langes Stück Bronze, wohl von einem Zierblech (gleich den in Chodshali typischen) herrührend, welches auf der Ostseite des Brunnens unter einem Stein gefunden wurde. Ich vertiefte den Ausstich, in der stillen Hoffnung, doch noch etwas zu finden, bis zu fast 5 *m*, aber umsonst! Dazu wurde der Lehmboden dann so zäh, dass nicht einmal meine Stahlsonde mehr in ihn eindrang und ein weiteres Vorrücken — obgleich ich vom Artschadsorer Starschina mir diesmal für Ssirchawande vorsorglicher Weise 20 recht gute Spitzhacken entlehnt hatte — unmöglich wurde.

Gegen Mittag des 1. August stellte ich die Arbeit an dem Grabhügel ein, nicht ohne einen Anflug von Bedauern über die vergebliche Mühe zu empfinden, welche das mit so grossen Erwartungen begonnene, schwierige Werk verursacht hatte.

Nach Beendigung der Thätigkeit an Nr. 2 beorderte ich die tatarischen Arbeiter zum Kurgan Nr. 1, um dort unter Aufsicht meines Dieners mit der Aufräumung und Reinigung des früher angelegten Brunnens zu beginnen, selbst aber machte ich mich ungesäumt mit den Armeniern an die Untersuchung des zweiten neu entdeckten, 1 Werst in südlicher Richtung von Hügel Nr. 2, hart neben dem vom Chatschenaget nach Ssirchawande führenden Feldwege belegenen Kurgans.

Grabhügel Ssirchawande-Ballukaja Nr. 3.
(Bestattungs-Grab.)

Arbeitszeit $^1/_2$ Tag: Nachmittag des 1. August 1897, mit 12 armenischen Arbeitern.

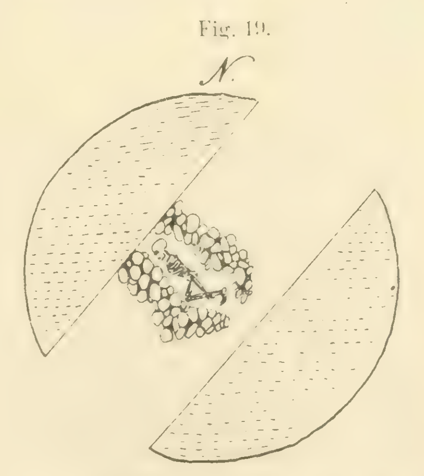
Der niedrige, oben flache Grabhügel hat einen unteren Umfang von 54, einen oberen von 18 Schritt. Seine Höhe beträgt 5 Fuss.

Ich durchschnitt die Erhöhung von SW. nach NO. mittelst eines Canals von 26 Fuss Länge und 8 Fuss Breite.

Der Boden war anfänglich schwarze Humuserde, dann lockerer grauer Sand mit vielen Rollsteinen von der Grösse eines Kopfes und darüber. Gerade im Mittelpunkt des Hügels stiess ich bei einer Tiefe von $2^1/_2$ Fuss auf ein rings von Steinen umschlossenes menschliches Skelet. Das 6 Fuss lange Gerippe, anscheinend das eines Mannes von kräftigem Bau, lag in der Richtung NW. (Kopf) -SO. (Füsse) [310°] auf der rechten Seite, das Gesicht nach Südwesten gekehrt, die Hände am Leibe, die Füsse zusammengezogen.

Ausgestattet war das Grab nur mit wenigen Bruchstücken dickwandiger, röthlicher Thongefässe ohne Ornament.

Fig. 19.



Grundriss des erschlossenen Grabes Ssirchawande Ballukaja Nr. 3.

Die Erforschung dieses Bestattungs-Grabes war in Folge der günstigen Bodenbeschaffenheit schnell vor sich gegangen, und noch am selben Nachmittag konnte ich alle verfügbaren Arbeitskräfte zur Fortführung der Untersuchung am grossen Kurgan Nr. 1 heranziehen.

Grabhügel Ssirchawande-Ballukaja Nr. 1.

Bestattungs-Grab unter Balkenlage.

Fortsetzung und Schluss der Arbeiten vom Jahre 1894.

Arbeitszeit $1\frac{1}{2}$ Tage: Nachmittag des 1. August, und am 2. August 1897.

In meinem Berichte für das Jahr 1894 habe ich die begonnene Untersuchung dieses interessanten Grab-Hügels eingehend beschrieben (vergl. Verhandl. 1896, S. 101 ff.).

Damals hatte ich jedoch nur Zeit gehabt, den Hügel auf der südöstlichen Seite erschöpfend zu durchforschen, während der nordwestliche Theil der sehr umfangreichen (an der Basis 236 Fuss messenden) Aufschüttung nur bis zu einer gewissen Tiefe abgegraben wurde.

Da ich annehmen durfte, dass der Kurgan auch auf dieser Seite in seinen unteren Schichten noch eine Ausbeute geben würde, so beschloss ich, denselben dort ebenfalls gründlich auszuerden. Ich liess nun vor Allem die von meinem Diener Mittags bereits angefangene Reinigung des Kessels von nachgestürztem Sande und von dem wuchernden Unkraut vollenden und am nächsten Tage durch 33 Arbeiter die Aushöhlung in der Richtung nach Nordwesten gegen das intacte Hügel-Gebiet bedeutend vertiefen und erweitern, auch den Ausgangs-Canal an der Nordseite des Kurgans entsprechend vergrössern und ausschachten. Die Endmaasse des nunmehr in ovaler Form sich präsentirenden Ausstichs waren folgende: Länge 36 Fuss, Breite 16 Fuss, Tiefe 21 Fuss. Man hätte also in diese Riesen-Aushöhlung ein mässiges Haus ganz gut placiren können. Doch soviel ich auch auf der nordwestlichen Seite nach einem ähnlichen Balkenlager suchte, wie ein solches am entgegengesetzten Ende des Hügels zum Vorschein gekommen war, es wollte sich nichts zeigen, und ich konnte mich endlich der Ueberzeugung nicht länger verschliessen, dass es hier in diesem Vexir-Kurgane für mich nichts mehr zu suchen gebe. —

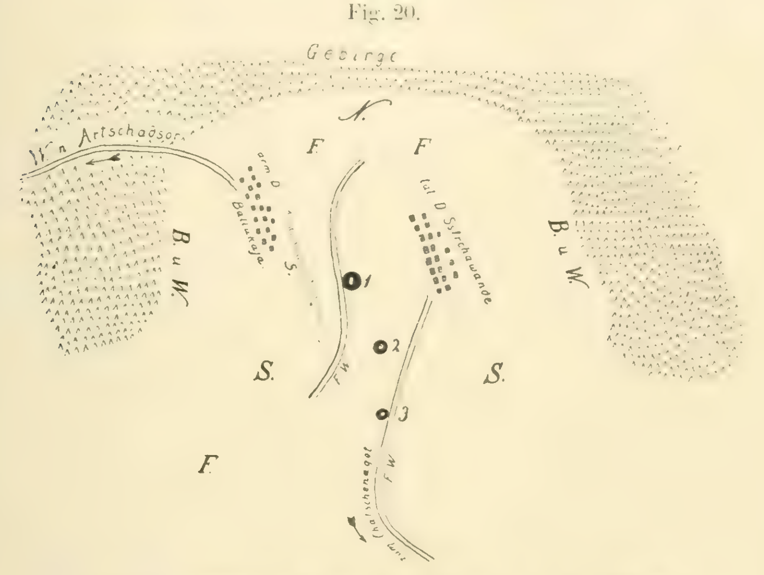
Um die achte Abendstunde des 2. August durfte ich die Arbeiten an Nr. 1 und meine Mission in Ssirchawande als beendet ansehen. Ich hatte auch diesmal mit dem — im Gegensatz zu den gewissenhaften, bescheidenen armenischen Landleuten — trägen und aufsässigen Kurdenvolke viel zu thun gehabt, und an aufregenden Scenen war kein Mangel gewesen. So war z. B. durch den Starschina ein notorischer Erzschelm zur Arbeit an den Kurganen befohlen worden, welche, wie ich bemerken muss, durchaus nicht umsonst, sondern für einen verhältnissmässig recht anständigen Tageslohn von 30—50 Kopeken geleistet wurde. Der lumpentragende Faullenzer ergrimmte jedoch über die ihm zugemuthete Beschränkung seiner persönlichen Freiheit dermaassen, dass er seinen Kinshall ergriff und dem Ortsvorsteher zu Leibe ging. Dieser liess nun seinerseits dem Sansculotten durch zwei Orts-Tschaparen Achtung vor dem Gesetz einprägen, was denn mittelst der Knute auch so gründlich geschah, dass es meiner energischen Intervention bedurfte, um den Rücken des Mannes wenigstens theilweise zu retten.

Ein anderer Fall ereignete sich am letzten Tage meiner Anwesenheit in Ssirchawande. Es kam nehmlich Morgens plötzlich einer meiner Arbeiter ganz

ausser sich zu mir und rief meinen Beistand an wider seine Feinde, die in der vergangenen Nacht seine Schwester ermordet hatten. Es war dasselbe Mädchen, das Tags zuvor von meinen Bewaffneten gerettet worden war. Der Unglückliche beschwor mich, ihm einige Tschaparen zur Verfügung zu stellen, damit er an den Mördern Rache nehmen könne. Natürlich durfte ich seine Bitte nicht berücksichtigen, sondern sandte ihn mit einigen empfehlenden Zeilen zum Pristaw des Bezirks, um dort Klage zu führen.

Plan der Kurgane bei Ssirchawande-Ballukaja.

Fig. 20.



B. u. W. Berge und Wald. *F. F.* Felder. *F. W.* Feldweg. *W.* Weg. *S. S.* Schluchten. *1—3* Kurgane.

Den letzten Abend vor meiner Abreise — ich hatte für den anderen Tag die Untersuchung der auf dem Wege Artschadsor-Ballukaja bei dem Dorfe Achmachi bemerkten Gräber beschlossen — sass ich auf dem Söller unseres hübschen zweistöckigen Häuschens, trank meinen Thee und plauderte mit dem wohl schon gegen 100 Jahre alten, noch sehr rüstigen Vater meines Wirths. Das Gespräch drehte sich, unter dem Eindruck der neuesten Greuelthaten der transkaukasischen Banditen, natürlich vorzugsweise um die Sicherheits-Zustände des Kreises. Der Greis führte schwere Klage über die tatarischen Dorf-Nachbarn von Ssirchawande, deren Hang zum Stehlen keine Grenzen kenne. Nacht für Nacht müssten sein Sohn und dessen Leute vor ihrem Besitzthum mit der Flinte in der Hand Wache stehen, um den Ertrag der Felder und Gärten gegen Diebe zu schützen. Uebrigens hatte ich von der Raublust und Verschlagenheit der kurdischen Bevölkerung dieser Gegend schon viel vernommen; hat sich doch in geringer Entfernung von Ssirchawande, dort im Nordosten, gleich hinter den waldigen, im Dämmerlicht ernst herüberblickenden Höhen, jene furchtbare Tragödie abgespielt, die unter der Bezeichnung der Willmann'schen Affaire in Karabagh bekannt ist. Von dem würdigen Alten, dem die näheren Umstände wohl im Gedächtniss geblieben waren, erfuhr ich Ausführliches über diese Schreckensthat.

Wenn irgend eine Begebenheit die erstaunliche Findigkeit und Unverschämtheit unserer Katschach's zu illustriren vermag, so ist es diese. Es möge mir daher erlaubt sein, die Geschichte in ihren Hauptzügen kurz mitzutheilen, um so mehr, als das unglückliche Schicksal des Helden des blutigen Dramas, eines Deutschen, seinerzeit allgemeine Theilnahme hervorgerufen hat.

Ein Trupp Räuber hatte in Erfahrung gebracht, dass der Vorsteher des Krongestüts von Dshan-Jatagh im Dshewanschir'schen Kreise, Oberst Willmann, eine grössere Geldsumme zum Ankauf von Rassepferden erhalten habe. Die Banditen beschlossen, sich um jeden Preis in den Besitz dieser Gelder zu setzen. Da man aber wohl wusste, dass dem tapferen Officier durch einen offenen Ueberfall nicht so leicht beizukommen sei, so erdachten die Mordbrenner eine eben so feine, wie verabscheuungswürdige List, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Ein in die Uniform eines Unterofficiers der reitenden Landpolizei gekleideter Bote brachte Hrn. Willmann eines Tages ein Telegramm des Inhalts, dass der Gouverneur an demselben Tage zu einer bestimmten Zeit in dienstlichen Angelegenheiten bei ihm eintreffen werde. Der nichts von einer Fälschungs-Teufelei ahnende Beamte wirft sich zur bezeichneten Stunde in seine Parade-Uniform, um seinen Vorgesetzten mit der schuldigen Ehrerbietung zu empfangen. Es dauert nicht lange, so ertönt von ferne Schellengeläute eines herannahenden Fuhrwerks. Hr. W. begiebt sich allein auf die Landstrasse, dem vermeintlichen Gouverneur entgegeneilend. Es wird eine offene Reisekalesche sichtbar, in deren Fond zwei uniformirte Herren sitzen. Viele Tschaparen umgeben das Gefährt. Kaum hat dieses den arglosen W. erreicht, da springen plötzlich die verkleideten Räuber — denn als solche entpuppen sich die Insassen des Wagens und ihr Gefolge — auf ihn zu und zücken ihre schon bereitgehaltenen Kinschalls gegen ihn. Der Entsetzte zieht in Ermangelung einer anderen Waffe seinen Staatsdegen und wehrt sich ritterlich seines Lebens, doch was hilft ihm die schwache Klinge! Bald sinkt er, aus zahlreichen Wunden blutend, zu Boden. Der Ataman bemerkt am Finger des Sterbenden einen kostbaren Brillantring. Ein Streich mit dem haarscharfen Schwert trennt die Hand vom Rumpfe. Darauf stürzen die Schurken dem Hause zu und dringen in die Wohnung ein. Die erst jetzt den schrecklichen Vorgang voll begreifenden Diener entfliehen feige. Das unglückliche Weib des Ermordeten springt mit seinem Kinde vom hohen Balcon in den Garten hinab und verletzt sich schwer. Unterdessen schalten und walten die Banditen unbehelligt wie die Herren im Hause, thun sich an den Vorräthen gütlich und suchen in aller Gemächlichkeit Geld und Kostbarkeiten zusammen. Hierauf ordnen sie sich wieder zum Zuge und verschwinden, wie sie gekommen. —

Es gab einen das ganze Land in gewaltige Aufregung versetzenden Process. Die Schuldigen, deren man habhaft werden konnte, wurden streng gerichtet. Für die Hinterbliebenen des so elend zu Grunde Gegangenen aber hat die Grossmuth des edlen Zaren ausreichend gesorgt. Ueber dieser traurigen Begebenheit sind längst die Wellen des ewig fluthenden Stromes der Ereignisse zusammengeschlagen, und andere, nicht minder aufregende haben das Interesse der Menschen neuerdings wachgerufen.

„Schade um einen solchen Mann! Er ruhe in Frieden!“ Mit diesen Schlussworten war der Alte an das Ende seiner Erzählung gelangt, und wir blickten bewegt und schweigend nach der Richtung hin, wo der Schauplatz des eben geschilderten Trauerspiels und das einsame Grab meines Landsmannes lag. Dunkelheit hatte sich über die Landschaft gesenkt; wie aufsteigende schwarze Wolken ragten die das Thal umfassenden Felsenwände in den Nachthimmel. Da flammt es hinter

dem Walde auf. Der Vollmond erscheint, und der ganze Zauber einer persischen lauen Sommernacht entfaltet sich. Bald strömt eine Fülle weissgoldnen Lichtes auf die Fluren hernieder, und von dem Flusse her, dessen leises Rauschen aus der Ferne an unser Ohr dringt, flimmert und glänzt es, wenn die Mondstrahlen die hüpfenden Wellen treffen. Ruhe und Frieden sind wenigstens für Stunden in das Thal eingekehrt. Die Dorfbewohner schlafen nach der anstrengenden Arbeit des Weizen-Dreschens in ihren elenden Erdhütten. Nur die Grillen wetteifern, das tiefe Schweigen unterbrechend, unermüdlich in ihrem eintönigen Zirpconcert. Vor uns in dem geräumigen Hofe lagern die weidemüden Hausthiere: spitzhörnige Milchkühe und behaglich wiederkäuende Büffel. Unter dem Balcon hat meine Schutztruppe es sich bequem gemacht. In ihre Burka's gehüllt, sitzen die Gestalten malerisch um den dampfenden Ssamowar herum. Die Unterhaltung wird, um den Aga nicht zu stören, nur im Flüsterton geführt: sie betrifft, wie aus einzelnen, etwas lauter gesprochenen Worten zu entnehmen, die geliebte Waffe, das Berdanka-Gewehr, dessen sorgfältiger Reinigung beim flackernden Licht der thönernen Thranlampe sich ein jeder hingiebt.

Immer höher steigt der Mond. Sein freundlicher Blick scheint mit Liebe auf der schönen, noch sommerlich geschmückten Erde zu weilen. Doch welch seltsame Erscheinung! Von dem Gipfel eines Berges löst sich eine einzige weisse Wolke: sie schwebt langsam hinauf in die Lüfte zu der strahlenden Kugel. Sie breitet sich um diese herum, als wollte sie den einsamen alten Burschen da droben liebend umfangen. Nun dehnt sie sich aus, und sieh' ihre Umrisse werden einer Frauengestalt in wallendem schneeigem Gewande immer ähnlicher. Nur das Haupt fehlt dem Wundergebilde noch. Da schiebt schon der Mond sein glänzendes Antlitz zwischen den Wolkenfittichen hervor: eine holde Engelsgestalt mit strahlendem Goldhaupte grüsst vom Himmel herab.

Tief ergriffen und entzückt betrachteten wir das herrliche, einige Minuten lang anhaltende Naturspiel, bis die Wolke allmählich, gleichsam von der Gluth der Himmelsleuchte aufgesogen, im unendlichen Aether zerfloss. „Der Mond hat die Erde geküsst", meinte der Greis mit andächtig gefalteten Händen. „Möge es Dir, Herr, und uns Allen eine gute Vorbedeutung sein!" Dann gingen wir zur Ruhe.

C. Ausgrabungen bei dem Dorfe Achmachi.

Arbeitszeit 3 Tage: vom 3. bis 5. August 1897, mit 16 tatarischen und 20 armenischen Arbeitern.

Der 3. August war ein Sonntag. Zu den für diesen Tag geplanten Ausgrabungen bei dem armenischen Dorfe Achmachi zwischen Ballukaja und Artschadsor hatte ich eine Anzahl tatarischer Arbeiter aus Ssirchawande gedungen.

Morgens 7 Uhr rückte ich mit meinem Pionirpark und den Bedeckungsmannschaften (der entwichene Tschapar, ein tatarischer Beg, hatte sich inzwischen auch wieder eingefunden, seine Abwesenheit mit dem Umstande begründend, dass man ihm sein Pferd gestohlen habe) aus dem Dorfe ab und kam um 9½ Uhr bei den Kurganen an. Der Besitzer des Landstrichs, auf welchem die Gräber sich befanden, ein tatarischer Beg Namens Hassan-Ali-Beg, hatte mir bei einer früheren Begegnung in Artschadsor gern die Grabe-Erlaubniss für seine Ländereien ertheilt. So konnte ich ruhig und ohne Aufschub ans Werk gehen.

Die Kurgane sind südlich von Achmachi, auf dem nördlichen hohen Uferplateau des Chatschenaget belegen. Ihre Entfernung von den vorbeschriebenen

untersuchten 5 Grabhügeln auf dem rechten Ufer des Flusses beträgt in Luftlinie etwa 2 Werst in nordwestlicher Richtung. Der Zwingmauer an dem Einmündungspunkte des Flüsschens Garanich (Ssirén) in den Chatschenaget liegen sie nach Norden zu in einem Abstand von $^2/_3$ Werst gegenüber. Das Uferland ist in der Gegend der Kurgane von wellenförmiger Beschaffenheit. Niedrige, durch Thalmulden begrenzte Hügelketten ziehen sich von Norden nach Süden gegen den Rand des steil ins Flussbett abfallenden Plateaus hin. Auf diesen Boden-Erhebungen lagen die von mir zu erforschenden, an Umfang nicht bedeutenden Grabhügel. Ich zählte im Ganzen deren 8, von denen 4 in geringen Abständen von einander auf dem am weitesten nach Westen gelegenen Hügelrücken errichtet waren.

Bei näherer Besichtigung der Grabstätten fand ich 3 derselben geöffnet. Es blieben somit noch 5 intacte, die ich sämmtlich untersucht habe. Ich begann mit dem an der östlichen Seite liegenden, in dem Grundriss S. 264 dargestellten Kurgan.

Grabhügel Achmachi Nr. 1.

(Kistengrab.)

Arbeitszeit 1 Tag: 3. August 1897, mit 16 tatarischen Arbeitern aus Ssirchawande.

Die Form der Aufschüttung war die eines abgeflachten Konus. Umfang unten 28, oben 22 Schritt; Höhe 3 Fuss.

Der aus Sand und Steinen errichtete niedrige Hügel barg im Inneren eine Steinkiste von ziemlich roher Construction. Schwere Quadern von $1^1/_2$ *m* Länge und gleicher Breite und 1 Fuss Dicke bedeckten das ohne Grundplatten gebaute Grab, welches mit Sand ausgefüllt war. Länge der Kiste 8 Fuss, Breite derselben 4 Fuss; Tiefe von den obersten Seitenwandplatten bis zur Muttererde 5 Fuss.

Auf dem aus harter schwarzer Erde bestehenden Grunde der Kiste lag das Skelet eines anscheinend bejahrt gewesenen Mannes auf der rechten Seite, die Hände in der Bauchgegend zusammengelegt. Ausgesprochener Lang-Schädel. Richtung der Leiche W.-O. (10°). An den Knieen standen 4 gehenkelte, mit Aschenerde und Knochen kleiner Thiere gefüllte irdene Gefässe: 2 grössere und 2 kleinere aus graugelbem Thon. Neben den wohlerhaltenen Ueberresten des Todten fanden sich: eine Lanzenspitze, ein langes Messer, ein Pfriemen, ein Knochenartefact und 2 Stein-Pfeilspitzen.

An der West-, Süd- und Nordseite der Kiste lag noch je ein Skelet in hockender Stellung, den Kopf nach der Mitte des Grabes zu geneigt und die Hände vor sich auf den Boden gestützt. Bei den Hockern fand ich Ringe von verschiedener Grösse und Carneol-Perlen. Die Schädel dieser Skelette sind von ganz anderer Form, als die des ersteren. Ich möchte sie als Kurz-Schädel bezeichnen.

Verzeichniss der Funde aus Grab Nr. 1.

Bronze mit rauher, körniger Oberfläche.

1. Dolch (Fig. 21) von der hier vorherrschenden Form, mit spitzwinklig auslaufender, flacher, nach der Mitte zu steigender und eine schmale Rippe bildender Klinge. Von dem harten Holzgriff hat sich noch ein flaches Stück erhalten. Der Aufsatz-Bügel am unteren Klingenende zeigt auf beiden Seiten je 6 Nietlöcher mit zum Theil noch darin haftenden Holzstiftchen. Der Zapfen (die Zunge) trägt einen Nietnagel zum Festhalten des Holzgriffes.

Ganze Länge des Dolches $26^1/_2$ *cm*; breiteste Stelle der Klinge 4 *cm*.

2. Messer (Fig. 22) mit geschweifter, an der Spitze gerundeter Klinge. Grösste Länge 20 *cm*, grösste Breite 2 *cm*; Rückenstärke 0,5 *cm*.

3. Pfriemen (Fig. 23), vierkantig. Die Spitze fehlt.

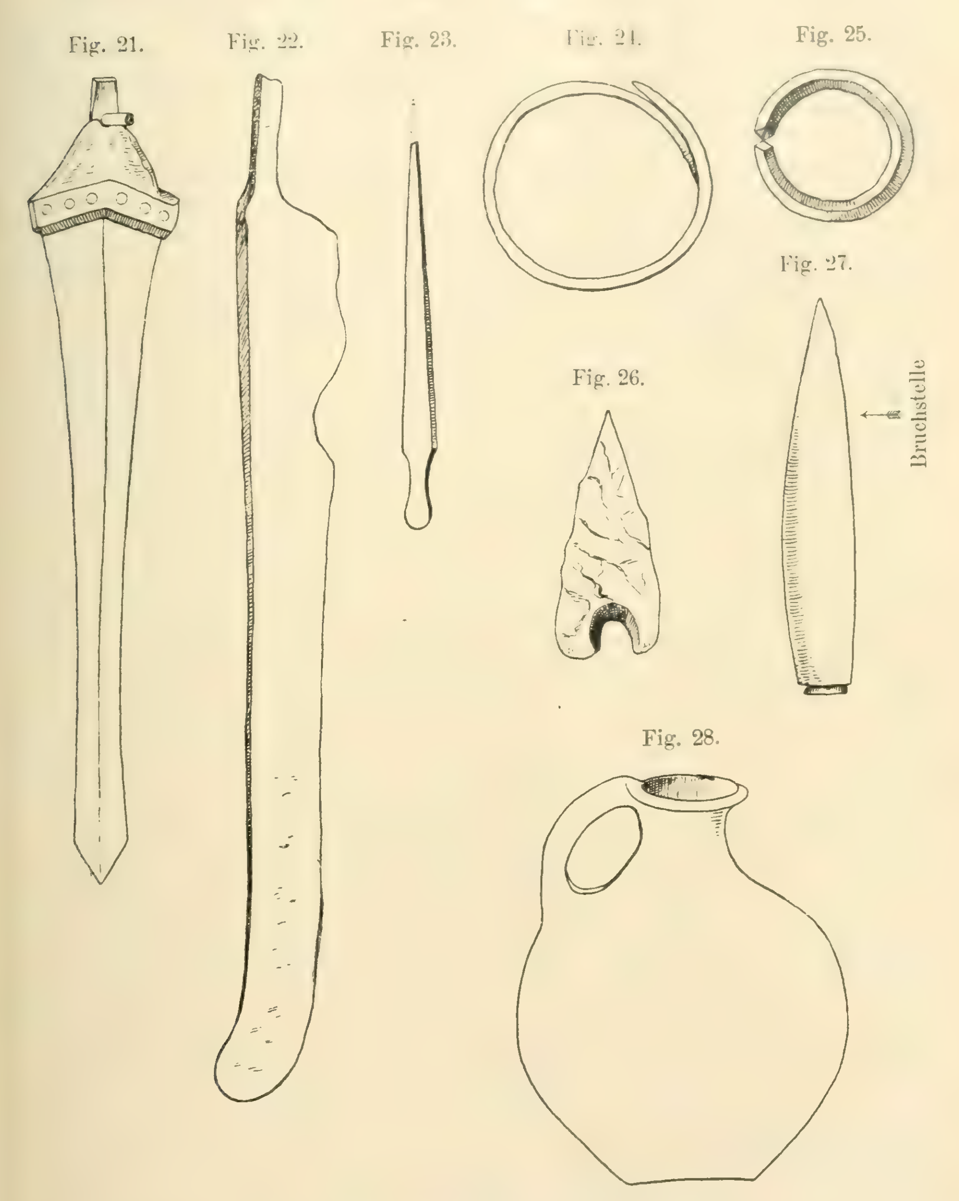


Fig. 21—28 in $^2/_3$ der natürl. Grösse.

4. Dünner, nicht geschlossener Ring (Fig. 24) mit übereinandergreifenden Enden, im Querschnitt D-förmig. Grösste Weite 4,2 *cm*.

5. Desgl. Grösste Weite 2,2 *cm*.

6. Desgl. Grösste Weite 1,6 *cm*.

7. Massiver offener Ring (Fig. 25), im Querschnitt vierkantig. Weite 3,2 *cm*.

8. Ziemlich grob gearbeitete Pfeilspitze (Fig. 26) aus grauschwarzem Obsidian.

9. Desgl. aus bräunlichem Hornstein.

10. Kegelförmiges Knochen-Artefact (Fig. 27). Länge $7\frac{1}{2}$ *cm*; grösste Stärke 1 *cm*. Die Seite, mit der das Instrument auf der Erde aufgelegen hat, ist stark verwittert, die andere wohlerhalten, geglättet und von röthlich-gelber Farbe. Das Stück ist unvollständig und stellt wahrscheinlich den oberen Theil einer Speerwaffe oder eines Pfriemens vor.

11. Einmal gelochte, gewöhnliche Perlen aus rothem Carneol:
   3 mittelgrosse flachrunde (1 *cm*), 1 mittelgrosse runde, 1 mittelgrosse längliche 8 kleinere flachrunde.

12. Grössere Urne aus graugelbem Thon (Fig. 28), gut gebrannt. Grösster Umfang 75 *cm*; Hals-Umfang 25 *cm*; Höhe 26 *cm*.

13. Desgl. Grösster Umfang 81 *cm*; Hals-Umfang 28 *cm*; Höhe 26 *cm*.

14. Mittlere Urne aus grauem Thon, weiss incrustirt, mit breiter Basis. Grösster Umfang 56 *cm*, Hals-Umfang 26 *cm*; Höhe 19 *cm*.

15. Kleinere Urne aus grauschwärzlichem Thon. Grösster Umfang 44 *cm*; Hals-Umfang 23 *cm*; Höhe 12 *cm*.

Sämmtliche Urnen sind mit kaum wahrnehmbaren, vertical laufenden Strichen verziert, sonst aber ohne alles Ornament.

Grundriss des erschlossenen Grabes Achmachi Nr. 1.

Fig. 29.

Die Ziffern *1—15* bezeichnen die Lage der auf S. 262—64 unter 1—15 aufgezählten Fund-Objecte.

Grabhügel Achmachi Nr. 2.

(Kistengrab; Grundriss s. S. 267.)

Arbeitszeit 2 Tage: 3. und 4. August 1897, mit 20 armenischen Arbeitern aus Artschadsor.

Der Kurgan liegt etwa 500 Schritt westlich von Nr. 1 auf der am weitesten nach Westen belegenen Erd-Erhebung. Zwei dem Grabe zunächst benachbarte Kurgane sind bereits früher von anderer Seite (durch den Agenten der Archäolog. Gesellschaft in Moskau im Jahre 1896) geöffnet worden. Einer derselben ist 161 Schritt nordöstlich, der andere 30 Schritt südlich von Nr. 2 entfernt.

Umfang des Grabhügels an der Basis 66, auf der abgeflachten Spitze 28 Schritt; seine Höhe ist $2^1/_2$ *m.*

Ausserordentlich schwierig war die Abtragung der oberen Schichten der Aufschüttung, die vorzugsweise aus zahlreichen gewaltigen Fels-Steintrümmern bestand. Dazu flog der feine, gelbe Staubsand uns bei dem heftigen Winde in die Augen und versetzte sie in einen entzündeten Zustand. Wir brauchten $1^1/_2$ Tage, um die Kiste freizulegen. Auch das Fortschaffen der 2—3 Fuss dicken Deckplatten, vier an der Zahl, verursachte nicht geringe Mühe, indem ich noch einen besonderen Canal graben musste, um die mächtigen Steine hinauswälzen zu können. Endlich konnte ich mit dem Ausräumen der grossen Kiste beginnen, deren Maasse folgen: Länge 14 Fuss; Breite im Westen (die grösser war als die östliche): $5^1/_2$ Fuss (bezw. 3 Fuss 7 Zoll); Tiefe von dem oberen Rande der Seitenwände bis zum Sandgrunde, wo die Funde lagen, $1^1/_4$ *m.* Richtung des Grabes W. nach O. (90°).

Auch dieses Grab war ohne Grundplatten. An der westlichen Seite fand ich eine perpendiculär gegen den Boden der Kiste gerichtete grosse Kalk-Schieferplatte aufgestellt, wie ich eine solche auch in dem 1896 untersuchten Kurgan Näbi-Tapa bei Gülaplu gefunden habe.

Die Grabkammer enthielt 2 Skelette in hockender Stellung, die Füsse gekreuzt und den Kopf nach vorn geneigt, mit der Schädeldecke auf dem Boden der Kiste ruhend. Ein Hocker sass auf der östlichen Seite, der andere in der südwestlichen Ecke des Grabes.

Ausgestattet war dieses mit 5 Aschen-Urnen von glänzend schwarzem Thon, ganz ähnlich denen von Chodshali. Drei der mehr oder weniger defecten, ausser Asche noch Pferdezähne einschliessenden Gefässe standen zu Füssen der auf der Ostseite bestatteten Leiche, zwei an der nördlichen Längenwand der Kiste.

Alle anderen, weiter unten aufgeführten Fundstücke lagen neben dem durch einen Bronze-Gürtel sich als Hauptperson des Grabes kennzeichnenden Insassen in der südwestlichen Ecke.

Funde aus Grab Nr. 2.

Wo nichts anderes angegeben, ist das Material Bronze von derselben Beschaffenheit wie in Grab Nr. 1.

1. Grosser Dolch, gleich dem in Grab Nr. 1 gefundenen, jedoch ohne Holzgriff-Reste. Länge 27 *cm*, Breite unten an der Klinge 4 *cm.*

2. Der wohl zur vorigen Waffe gehörige, mit Holz ausgelegte, unten viereckige Knauf (Fig. 30). Länge 5 *cm*, Durchmesser der Oeffnung 2 *cm.*

3. Kleinerer Dolch derselben Art (Fig. 31), mit etwas mehr geschweifter Klinge und breiterer Rippe, jedoch ohne Knauf. Länge $18^1/_2$ *cm*; grösste Breite 3,8 *cm.*

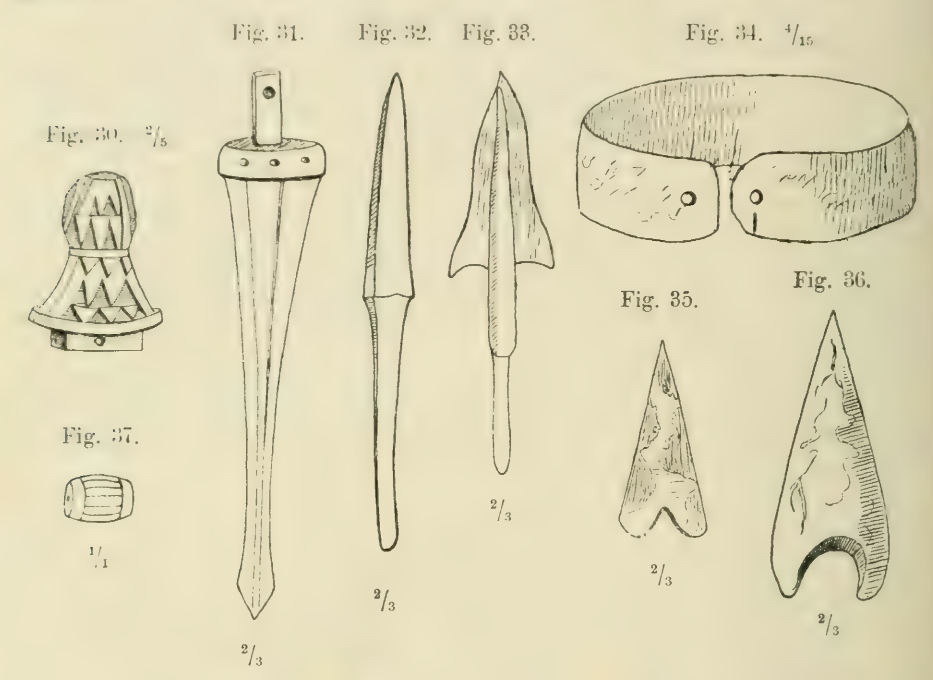
4. Lanzenspitze oder grosser Pfriemen (Fig. 32), vierkantig, spitz zulaufend. Länge 6 *cm*; Flächenbreite einer Seite über dem Schaftstück 8 *mm.*

5. Pfeilspitze (Fig. 33) mit sehr dünnen Flügeln und dicker, wulstiger Rippe. Länge 7,3 *cm.* Untere, quer über die Flügel gemessene Breite 2 *cm.*

6. Gürtel ohne Ornament (Fig. 34). 8 *mm* von den abgerundeten Enden des 5,6 *cm* breiten Gürtels befindet sich je ein Schnurloch zum Befestigen des Stückes um den Leib.

7. Unterer Theil eines geglätteten Knochen-Artefacts (Pfriemens oder dergl.) von weissgelblicher Farbe. Das Stück ist vierkantig, sich nach oben hin verjüngend, 8 *cm* lang; unten 9 *mm* und unter der fehlenden Spitze 6 *mm* breit.

8. Acht gut geschlagene Pfeilspitzen, davon 5 aus grauem Obsidian (Fig. 35), 3 aus röthlichbraunem Hornstein (Fig. 36). Die grösste der Waffen hat eine Länge von 5,7 *cm* und eine Breite von 2,3 *cm*; die kleinste ist 3,8 *cm* lang und 1,6 *cm* breit. Von diesen Stücken sind namentlich die kleineren höchst sauber gearbeitet.



9. Gelochte Perlen: 1 grössere flache, 2 kleine runde, 1 flachrunde, sämmtlich aus rothem Carneol; 1 kleine, fassartige mit Strich-Verzierung (Fig. 37) aus blauem Stein. — Zähne vom Wisent und Pferd.

Aschen-Gefässe aus glänzend schwarzem Material:

10. Eine dickbauchige Urne mit dünnem Halse und breiter Basis (beschädigt). Unter dem Halse läuft zwischen zwei horizontalen rillenartigen Vertiefungen ein schräg gestricheltes Band herum. Unten hat das Gefäss einen 11 *cm* breiten schwarzen Brandfleck. Grösster Umfang 48,5 *cm*; Hals-Umfang 10,2 *cm*; Höhe 16 *cm*; Wanddicke 0,5 *cm*.

11. Kleinere Urne, beschädigt (Fig. 38). Der obere Theil des Gefässes ist mit 3 horizontal geführten, um denselben herumlaufenden Rillen versehen, von denen die beiden oberen noch mit Wellenlinien-Ornament geschmückt sind. Die dritte Rille ist ohne ein solches; an dieselbe schliessen sich aber nach unten eingeritzte geometrische Zier-Figuren in Form von mit der Spitze abwärtsgerichteten spitzwinkligen, mit 3—5 Längsstrichen ausgefüllten Dreiecken, die — je 4 neben einander — mit ihrer Basis auf dem Rande der untersten Rille ruhen. Im Ganzen hat die Urne 4 solcher Dreiecks-Gruppen, die durch ornamentlose Zwischenräume von 2 *cm* Breite von einander getrennt sind. Gegen den Fuss der Urne hin sind noch schwach bemerkbare, vertical laufende Rillen angebracht. Grösster Umfang des Gefässes 42 *cm*; Hals-Umfang 14 *cm*; Höhe bis zur Mitte des abgebrochenen Halses 12 *cm*; Wandstärke 4 *mm*.

12. Wohlerhaltenes kleines Gefäss mit Doppel-Henkel (Fig. 39). Die weithalsige Urne hat oben in der Henkel-Gegend ein Ornament von 3 parallel laufenden, wagerecht angebrachten, schmalen tiefen Rillen, die sich nach den Henkeln zu etwas verflachen. Grösster Umfang der Urne 43 *cm*; Hals-Umfan 30 *cm*; Höhe 9,5 *cm*; Wandstärke 9 *mm*.

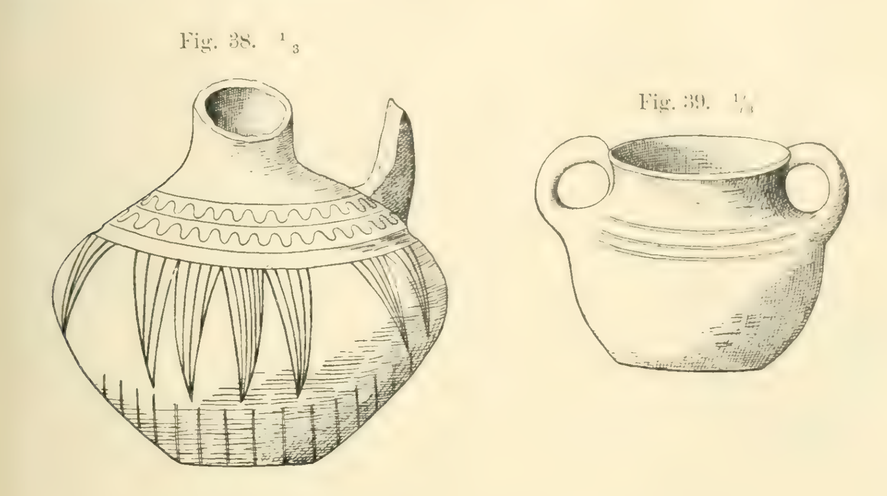
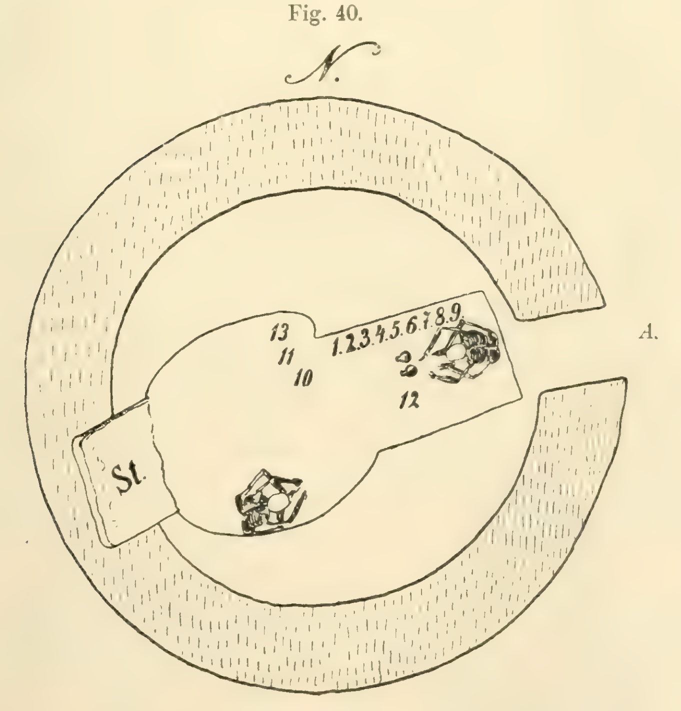


Fig. 38. 1/3

Fig. 39. 1/3

Grundriss des geöffneten Grabes Achmachi Nr. 2.

Fig. 40.



A. Ausgangs-Canal (6 Fuss breit). *St*. Senkrecht im Grabe ruhende Steinplatte. Die Ziffern *1—13* bezeichnen die Lage der auf S. 265—68 unter 1—13 aufgezählten Fund-Objecte.

13. Forts. von S. 267. Grössere einhenklige Urne aus grauschwarzem Thon. Die ganze Oberfläche ist mit sehr regelmässigen, vertical laufenden Strichen verziert, die mittelst eines Grabstichels leicht eingeritzt zu sein scheinen. Grosster Umfang der Urne 73 *cm*; Hals-Umfang 26 *cm*; Höhe 25 *cm*; Wandstärke 0,5 *cm*.

Grabhügel Achmachi Nr. 3.
(Kistengrab; Grundriss s. S. 270.)

Arbeitszeit $1^1/_2$ Tage: 4. und 5. August 1897, mit 20 armenischen Arbeitern.

Liegt auf einer und derselben Boden-Erhebung mit Nr. 2, am weitesten nach Süden und dem Flusse hin. Von Nr. 2 ist er 95 Schritt, von Nr. 4 14 Schritt in südlicher Richtung entfernt. Aus Sand und Steinen errichtet; hat an der Basis 38, auf der abgeplatteten Spitze 23 Schritt Umfang. Seine Höhe beträgt $2^1/_2$ *m*.

Der Kurgan wurde mittelst Brunnen-Anlage untersucht. Auch er barg viele colossale Steine in den oberen Schichten, darunter eine durch 2 gewaltige Deckplatten geschlossene Kiste, die mit gelbem Sande angefüllt war. Die Tiefe vom oberen Kurganrande bis zu den Deckplatten betrug 1,32 *m*.

Die aus grossen Kalksteinen errichteten Wände der Kiste waren glatter und sorgfältiger geschichtet, als in den übrigen Gräbern.

Die Maasse der an der südlichen Längenseite etwas ausgebauchten Kiste waren: Länge 9 Fuss; Breite 1,17 *m*. Tiefe vom oberen Rande der Seitenwände bis zum Grunde 1,18 *m*. Richtung der Kiste: SW. nach NO. (50°).

Je weiter das Ausräumen der Kiste vorwärtsschritt, desto härter wurde der Sand, den sie enthielt. Mit grosser Vorsicht und Mühe gelang es, an der östlichen Seite 8 Skelette blosszulegen, von denen je 4 in hockender Stellung, den Kopf vornübergeneigt, die Hände wie aufgestützt, in den beiden Ecken sassen. Die Leichen schienen förmlich in den engen Raum des Grabes hineingezwängt zu sein, so dicht waren sie aneinander gedrängt.

Die Gesichter waren sämmtlich gegen Westen gerichtet. Die kurzen Schädel konnten leider fast alle nur in defectem Zustande gehoben werden. Auf dem aus Kiessand bestehenden Boden der Kiste fanden sich zahlreiche Urnen, die meisten zerdrückt, doch daneben auch einige gut erhaltene Gefässe. Ausser diesen bei den Hockern gemachten keramischen Funden grub ich daselbst auch einen kleinen Bronze-Dolch und mehrere Perlen aus. Als ich die Kiste nach Westen hin weiter durchforschte, stiess ich ganz unten auf dem Grunde derselben noch auf ein Skelet, das ausgestreckt auf der Seite ruhte, die Hände über den Leib zusammengelegt, den Kopf nach Südosten gewandt. Dieser Schädel hatte gleichfalls eine andere Form, als die des Hocker-Octetts, er bot die charakteristischen Kennzeichen der Dolichocephalie. Vor dem Gesicht der Leiche stand eine Urne aus grauem Thon (Nr. 7, s. S. 269) mit Aschenerde; auf der südlichen Seite des Bestatteten sammelte ich an Beigaben: einen Bronze-Dolch, einen Ring, eine Knochen-Lanze und eine Pfeilspitze.

Funde aus Grab Achmachi Nr. 3:

Die Bronze gleicht der in den vorerwähnten Gräbern gefundenen.

1. Bronze-Dolch, von derselben Form, wie der in Grab Nr. 2 unter Nr. 3 (S. 266, Fig. 31) aufgeführte. Ganze Länge 20 *cm*; grösste Breite der Klinge $3^1/_2$ *cm*.

2. Kleiner Bronze-Dolch (Fig. 41), von anderer Form, ohne Schaftring, flach und ohne Rippe, sich nach der Mitte hin etwas verstärkend. Die Klinge ist

an der Spitze abgerundet. Länge $15\frac{1}{2}$ *cm*; grösste Klingenbreite 2,8 *cm*; grösste Stärke 3 *mm*.

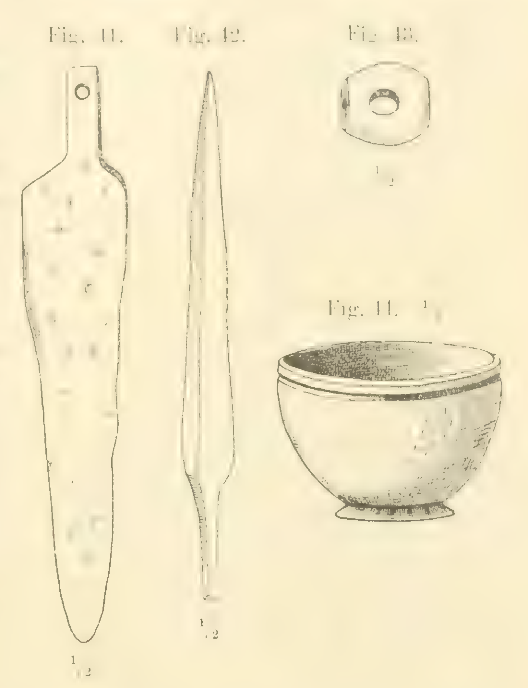
Diese Bronze hat eine besonders rauhe Oberfläche mit linsengrossen Erhabenheiten.

3. **Ein glatter, im Querschnitt runder Bronzering** mit übereinanderfassenden Enden. Weite 5 *cm*; Dicke 4 *mm*.

4. **Lanzenspitze aus Knochen** (Fig. 42). Dies interessante Stück ist wohlerhalten. Die aus Klinge und Schaft-Einsatzstück bestehende Waffe hat eine platte, viereckige Form mit etwas abgerundeten Kanten, ist schön geglättet, von gelblicher Farbe und läuft in eine scharfe Spitze aus. Länge 13,3 *cm*; grösste Breite 1,2 *cm*; Dicke 8 *mm*.

5. **Eine Obsidian-Pfeilspitze.**

6. **Gelochte Perlen** (Material rother Carneol): 2 grössere länglichrunde, 11 mittlere runde; sodann: 1 grössere flache, weisse Steinperle, von oben nach unten und seitwärts durchbohrt (Fig. 43). Breite 2 *cm*; Länge 2,2 *cm*; Dicke 0,5 *cm*.



Aschen-Gefässe aus Thon:

7. **Graue ornamentlose Urne mit breiter Basis und einem Henkel.** Das Gefäss trägt unten Spuren der Feuer-Einwirkung. Grösster Umfang 50 *cm*; Hals-Umfang 23 *cm*; Höhe 15 *cm*; Wandstärke 4 *mm*.

8. **Schale aus gelblich-rothem Thon** (Fig. 44). Die Verzierung besteht nur in einer unter dem oberen Rande um das Gefäss herumlaufenden tiefen Rille. Das Stück hat durch Feuer-Einwirkung gelitten. Grösster Umfang oben 48 *cm*; Umfang unten am Fuss 24 *cm*; Wanddicke 9 *mm*.

Urnentheile aus Grab Achmachi Nr. 3.

1. **Oberer Theil eines grossen, schwarzen, henkellosen Aschen-Gefässes mit Rillen-Ornament.** Halsweite 35 *cm*; Wanddicke 0,5 *cm*.

Fig. 45. 1/2

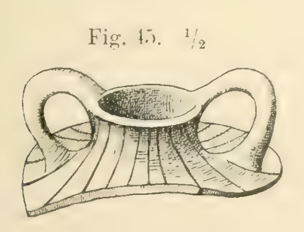


Fig. 46. 1/2



2. Oberes Stück einer schwarzen, doppeltgehenkelten Urne, mit eingekratzten Strichen verziert (Fig. 45). Hals-Umfang 26 *cm*; Wandstärke 4 *mm*.

3. Henkelstück mit Rillen-Ornament (Fig. 46). Hals-Umfang 13 *cm*; Wandstärke 5 *mm*.

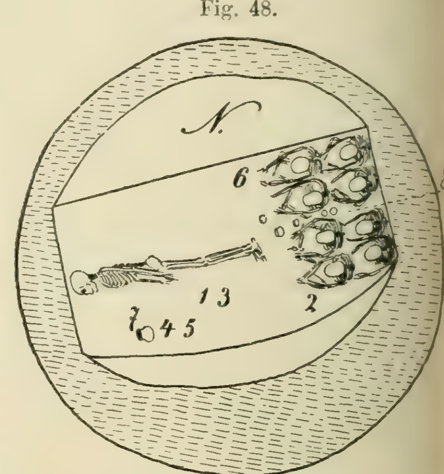
4. Beschädigte Urne aus grauem Material mit Band- und Dreieck-Verzierung (Fig. 47). Hals-Umfang 14 *cm*; Höbe 22 *cm*.

Fig. 47. 1/3



Grundriss des geöffneten Grabes Achmachi Nr. 3.

Fig. 48.



Die Ziffern *1—8* bezeichnen die Lage der auf S. 268—270 aufgezählten Fund-Objecte.

Grabhügel Achmachi Nr. 4.

(Bestattungs-Grab mit Steinsetzung.)

Arbeitszeit 1 Tag: 4. August, mit 20 armenischen Arbeitern.

14 Schritt nördlich von Nr. 3; 47 Schritt südlich von Nr. 2.

Grabhügel Nr. 4 war eine niedrige, flache Aufschüttung von Erde und grossen Felssteinen. Der Umfang an der Basis betrug 40 Schritt, oben 16 Schritt; die Höhe 60 *cm*. Erde und Steine wurden entfernt, doch zeigte sich keine Kiste. Die wenigen Fund-Gegenstände lagen vielmehr gleich unter den Stein-Trümmern in der Humus-Schicht. Wenige Knochen und Bruchstücke menschlicher Schädel, Alles in ganz zerschlagenem Zustande; auch einige Bronze-Ringe fand ich unter einem grösseren Stein. Die wenig oxydirte, mit zarter bläulicher Patina überzogene Bronze dieses Grabes scheint hinsichtlich ihrer Metall-Mischung von den Bronzen der übrigen Gräber abzuweichen; wenigstens ist sie im Feilstrich nicht von dem hier gewöhnlich beobachteten intensiv goldigen Glanze, sondern von hellerer matter Farbe.

Auch die Urnen-Scherben sind aus anderem Material, als in den Kisten-Gräbern. Die Gefässe, denen sie entstammen, waren schwach gebrannt und sehr dickwandig. Die Bruchstellen sind am Rande röthlich und in der Mitte schwarz. Das Ornament beschränkt sich fast ausschliesslich auf kleine, quadratisch geformte, ziemlich regelmässig ausgestochene Löcher, die — aneinandergereiht — Linien und Sparren bilden.

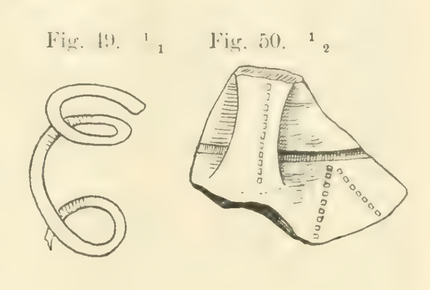
Funde aus Grab Achmachi Nr. 4.

1. Dünner, offener Bronze-Reifen in C-Form, im Querschnitt rund; die beiden Enden laufen spitz zu. Stärke $1^1/_2$ *mm*.

2. Zwei vierkantige Bronze-Fingerringe, mit spitz zulaufenden, übereinanderfassenden Enden. Stärke $1^1/_2$ und 2 *mm*.

3. Verbogene Spirale aus Bronze (Fig. 49), im Querschnitt kreisförmig. Stärke 2 *mm*.

4. Urnenstück mit Rillen-Verzierung und ausgestichelten Quadraten (Fig. 50).


Fig. 49. $^1/_1$ Fig. 50. $^1/_2$

Grabhügel Achmachi Nr. 5.

(Kistengrab; Grundriss S. 275, Haupt-Situationsplan S. 276.)

Arbeitszeit 1 Tag: 5. August 1897, mit 16 armenischen Arbeitern.

Das Grab ist ungefähr in der Mitte des Gräber-Complexes auf einer kleinen Anhöhe belegen. Von Nr. 3 ist es 281 Schritt in östlicher, von Nr. 1 120 Schritt in westlicher Richtung entfernt.

Die Aufschüttung besteht auch aus Erde, Sand und Steinen und ist oben flach. Ihre Grössen-Verhältnisse sind nicht bedeutend: der Umfang unten 37, oben 24 Schritt; die Höhe 2 *m*.

Beim Anblick dieses kleinen Grabhügels hätte man schwerlich vermuthet, was für gewaltige Arbeit seine Untersuchung bringen würde. Als die oberen Schichten abgetragen waren, erschienen nehmlich zwei Colosse von Deckplatten, auf welchen noch ein grösserer Felsblock ruhte. Jeder dieser Grabsteine hatte bei 1 Fuss Dicke einen Längen- und Breiten-Durchmesser von je $1^1/_2$ *m*. Das obere Felsstück war jedoch so schwer, dass meine 16 Arbeiter es mit Hebe-Bäumen nicht von der Stelle zu bewegen vermochten. Glücklicherweise war es ein Kalkstein, und es gelang endlich, ihn zu halbiren. Einer heissen vierstündigen Arbeit bedurfte es darauf noch, um die die Kiste schliessenden Deckplatten zu beseitigen.

Länge der Kiste 11 Fuss; Breite 134 *cm*; Tiefe vom Rande des Kurgans bis zu dem Sandgrunde 2,05 *m*.

Ein neues, äusserst mühseliges Werk war nun das Herausschaffen des festen, zähen Lehmsandes aus der Grabkammer. Da die Funde schon bei 1 Fuss Tiefe unter den Deckplatten blossgelegt wurden, so musste ich — wenn nicht bei der Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit der Asiaten Alles zertrümmert werden sollte — die Kratze zur Hand nehmen und Zoll für Zoll die harte Erde sorgfältig um die Funde herum weggraben. Da habe ich, mit Ausnahme etlicher Aschen-Gefässe, denn auch schliesslich Alles heil herausgebracht, obwohl meine Finger sich mit Blutblasen bedeckten. In Bezug auf die Ausstattung war Grab Nr. 5 — wie zur Belohnung für die ausgestandenen Mühen — aber auch das ergiebigste und interessanteste.

Die Kiste barg 4 Hocker-Skelette. Zwei derselben sassen an der östlichen Schmalseite der in der Form eines etwas unregelmässigen Oblongs angelegten Kammer, den Kopf tief herabgebeugt und die Hände wie auf den Boden gestützt. Neben den Leichen befanden sich Schmucksachen, Nadeln, sowie viele kleine Gefässe.

Die beiden anderen Hocker. mit je einem Bronze-Gürtel um den Leib, nahmen die Mitte des Grabes ein. mit den geneigten Köpfen ihren Grab-Gefährten im Osten zugewandt. Bei diesen Skeletten lagen Stein- und Bronze-Waffen und Schmuck-Gegenstände.

Die keramischen Beigaben waren sehr reichhaltig und besonders bemerkenswerth. Die Kiste enthielt nehmlich an 20 Aschen-Gefässe in allen Grössen und Formen: von winzigen. rohgeformten, schwach gebrannten Lehm-Töpfchen bis zu grossen. kunstvoll gearbeiteten Aschen-Urnen. Die kleineren Krüge haben fast sammtlich durch die den festen Lehmgrund der Grabkammer durchwuchernden Wurzeln eines auf dem Hügel wachsenden Ulmen-Baumes sehr gelitten. Dasselbe muss ich auch von den menschlichen Ueberresten sagen: namentlich die Schädel waren in ziemlich trauriger Verfassung. Zu erwähnen ist noch der grosse Reichthum dieses Grabes an Perlen. die ich hinter den Hockern auf der Ostseite der Kiste aus den Ecken in Menge hervorholte. Mit Kauri- und anderen Muscheln erschien hier eine zu Hunderten vorkommende, unten näher beschriebene blaue Perle.

Verzeichniss der Funde aus Grab Achmachi Nr. 5.

Wo nicht anders angegeben, ist das Material Bronze.

α) Bronze mit schöner blauer Patina.

1. Lanze (Fig. 51). bestehend aus langem hohlem Schaft-Aufsatzstück (Tülle) und Klinge. Ganze Länge 26,5 *cm*. Die 14,5 *cm* lange, 1 *mm* starke Tülle weitet sich gegen das untere Ende hin, so dass ein Holzschaft von der Dicke eines Mittel-Fingers hineinpasst. 3,8 *cm* vom unteren Rande sind zwei Niet-Oeffnungen. Die 12 *cm* lange, unten 2½ *cm* breite, sehr scharfe Klinge ist aus dünnem Blech und trägt in der Mitte auf beiden Seiten eine sich nach der Spitze zu verjüngende, wulstige Rippe. Das gut erhaltene Stück erinnert in seiner Form an Nr. 13 aus dem Kurgan Artschadsor Nr. 2.

2. Bogen-Spanner (Fig. 52). Flach gewölbter Ring mit Haken zum Erfassen der Bogen-Sehne. Durchmesser der Oeffnung 2 *cm*; Stärke im Querschnitt 3 *mm*; Länge 4,7 *cm*.

β) Bronze mit schmutzig grüner Patina und rauher Oberfläche.

3. Vierkantiger Pfriemen (Fig. 53) mit stumpfem gedrungenem Oberstück; etwas gewölbt, in dünne Spitze auslaufend. Der untere Theil des Instruments verjüngt sich nach dem in eine scharfe Schneide übergehenden Ende hin. Ganze Länge 8,5 *cm*; grösste Breite 5 *mm*.

4. Pfeilspitze (Fig. 54) mit starker wulstartiger Rippe und zierlich geschwungenen Flügeln. Länge 8 *cm*; grösste Breite 2 *cm*.

5. Zwei offene Reifen (Fig. 55) mit je einer aufgereihten Carneol-Perle. Die Ringe sind im Querschnitt kreisförmig und 3 *mm* stark.

6. Zwei Doppel-Spiralen in Brillenform (Fig. 56). Stärke des Bronzedrahts 1½ *mm*; grösste Breite 2,7 *cm*; Länge 3,4 *cm*. Das zweite Exemplar ist etwas kleiner.

7. und 8. Acht Ringe von 1½—3,7 *cm* Durchmesser. Die Reifen sind offen, gewöhnlich mit übereinanderfassenden stumpfen Enden, und im Querschnitt kreis- oder auch C-förmig.

9. Hängestück: kleine Thierfigur (Fig. 57). Der Körper ist massiv; nur an der Bauchseite befindet sich eine zwischen den Vorderfüssen beginnende und bis zum Schwanz laufende rillenartige Höhlung, als ob das Thier ausgeweidet



Fig. 1

Fig. 2



v. Luschan phot.

wäre. Letzteres dürfte mit seinem schmalen Kopf und den langen zurückgelegten Hörnern, der kräftigen Brust, dem schmächtigen, in ein breites Becken übergehenden Rücken und dem kurzen Stummelschwanz wohl am meisten einer Antilope ähneln. Die gespreizten Füsse sind vom Körper nach vorn und hinten weggestreckt. Hinter den Schulterblättern ist ein Schnurloch von oben nach unten gebohrt. Die Gesammtlänge der Figur von der Schnauze bis zum Schwanze beträgt 4 *cm*; die Breite, übers Kreuz gemessen, 9 *mm*; die Höhe vom Ende der Vorderfüsse bis zu den Hörnerspitzen $3^1/_2$ *cm*.

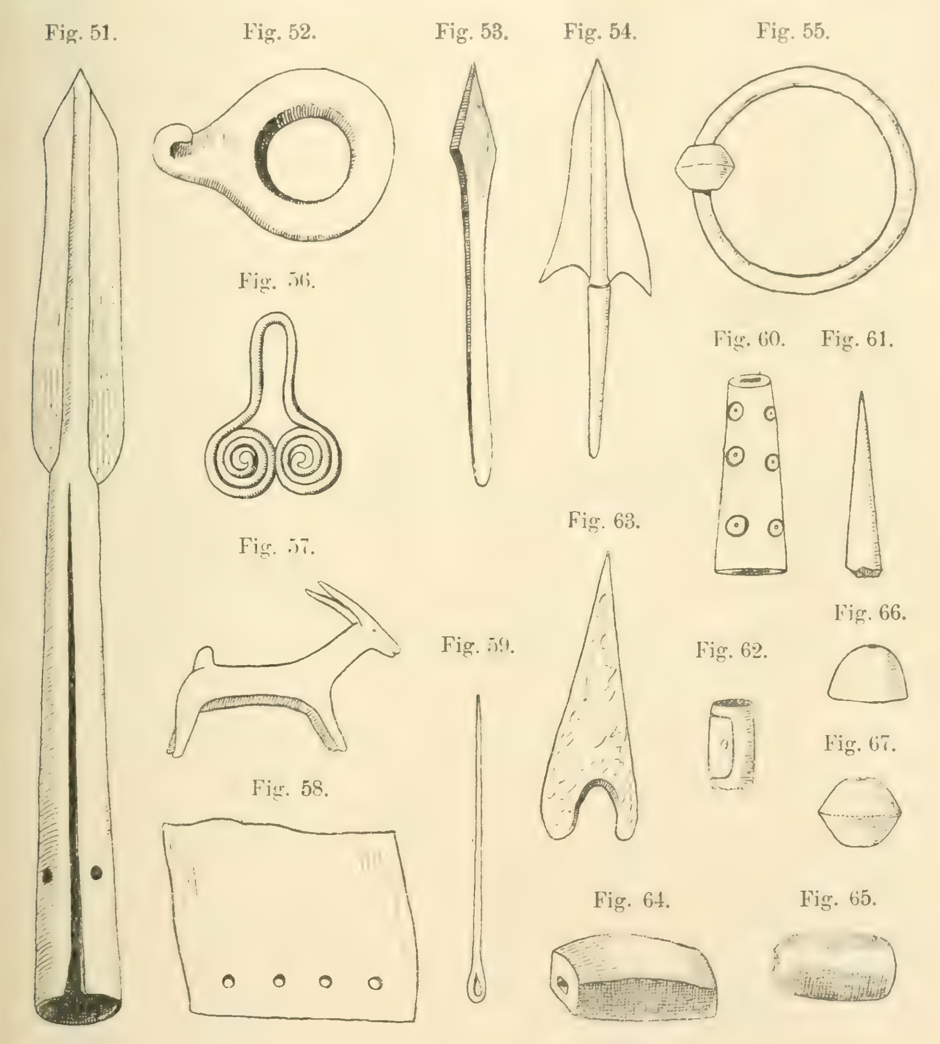


Fig. 51—67 in $^2/_3$ der natürl. Grösse.

10. Zwei Gürtel aus 1 *mm* starkem Blech. In einem Abstand von 1 *cm* von den sanft abgerundeten Enden ist je ein Schnurloch angebracht. Breite der Gürtel 4,5 *cm*.

11. Zwei Bleche (Fig. 58): Bruchstücke mit je 4 kleinen Nietlöchern an einem Rande. Das Metall ist wenig patinirt; die ursprüngliche Goldfarbe der Bronze tritt an manchen Stellen zu Tage.

12. Gut erhaltene Nadel (Fig. 59) mit länglich geformtem Oehr und Spitze. Länge 5,6 *cm*; grösste Stärke — über dem Oehr gemessen — $1^1/_2$ *mm*.

13. Knochen-Artefact in Form eines sich nach oben etwas verjüngenden Hohl-Cylinders (Fig. 60). Derselbe hat an seinem oberen Ende einen deckelartigen Verschluss, in dem sich eine 2 *mm* breite und 5 *mm* lange ritzenähnliche Oeffnung befindet. Das Stück ist wohlgeglättet und von hellgelber Farbe. Es trägt ein Ornament in Gestalt von 9 eingeschnittenen, schwarz contourirten, 6 *mm* im Durchmesser haltenden Kreisen, die in der Mitte mit je einem ganz durch die Wand gehenden, konischen Bohr-Löchlein versehen sind. Diese 9 Kreis-Figuren vertheilen sich auf 3 in ungleichen Abständen von einander angebrachte Zonen. Die Länge des leider unvollständigen, fast einer Hirten-Flöte ähnelnden Instruments ist 3,8 *cm*; die Stärke der Wandung 2 *mm*; der untere Umfang 4,5 *cm*.

14. Oberer Theil (Spitze) eines Knochen-Pfriemens (Fig. 61) von weisslichem Aussehen. Länge 4,4 *cm*.

15. Ein zusammengerolltes Stück dünnen Bronzeblechs (Fig. 62) mit Nietloch am Rande, das Ganze wie ein Miniatur-Gürtelchen geformt. Breite 1,3 *cm*.

16. 11 Pfeil-Spitzen aus hell- und dunkelgrauem und schwärzlich-gestreiftem Obsidian. 1 desgl. aus violettem Hornstein (Fig. 63). Die meist langen, schmalen Steinwaffen sind vorzüglich geschlagen und haben eine elegante Form. Nach der Mitte zu sind sie etwas stärker. Maasse der kleinsten Pfeilspitze: Länge 3 *cm*, Breite 2,4 *cm*, grösste Stärke 2 *mm*; der grössten Pfeilspitze: Länge 5,8 *cm*, Breite 1,6 *cm*, grösste Stärke 3 *mm*.

17. Muscheln: 8 Kauri-Muscheln verschiedener Grösse; kleinste: Länge $1^1/_2$ *cm*, Breite 1 *cm*; grösste: Länge 2 *cm*, Breite $1^1/_2$ *cm*; alle sind durch flachen Schnitt geöffnet. — 17 andere Muscheln, sämmtlich zweimal gelocht.

18. Perlen:

α) aus rothem Carneol:

5 grosse, unten flach, oben gewölbt, der Länge nach gelocht (Fig. 64); Länge 2,7 *cm*, Breite 2 *cm*, Dicke 8 *mm*; 1 grosse länglichrunde (Fig. 65); 5 grosse runde; 1 grössere konisch geformte (Fig. 66); 1 mittlere in Form von zwei oben abgeflachten, mit der Basis aneinandergesetzten Kugel-Segmenten (Fig. 67); viele kleinere und ganz kleine runde und längliche.

β) aus hell- und dunkelblauem Stein (Fig. 68—76):

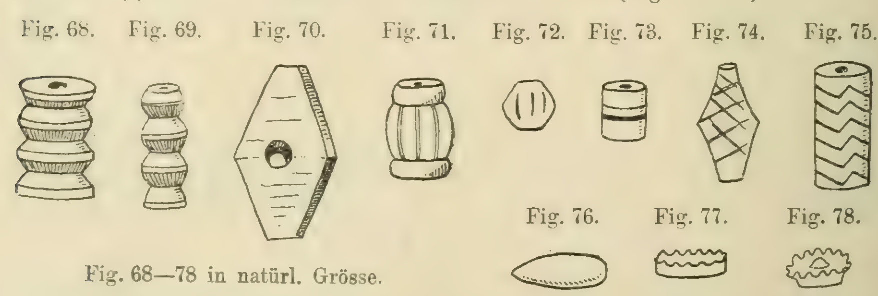


Fig. 68—78 in natürl. Grösse.

Zahlreiche grosse und mittlere Perlen in der Form eines in der Längenachse durchlochten Cylinders. Der Körper dieser Perlen besteht aus einer Reihe von Gliedern. Jedes Glied wird aus je zwei abgestumpften Kegeln gebildet, die mit der Basis aneinandergefügt und hier mit einem reifenartigen Wulst umgeben sind.

Viele Perlen in den vorstehend angedeuteten Formen mit Strichel-, Zickzack- und Rillen-Ornament.

Zwei kleine, kronenartig gestaltete Schmuckstücke aus Zinn (Fig. 77 und 78). Durchmesser 1 *cm*; Stärke 2 *mm*. Sie erinnern an die in Grab Artschadsor Nr. 1 gefundenen Artefacte aus gleichem Material.

Aschen-Gefässe.

Die kleinen Töpfe sind aus gelbem oder grauem Material ungleichmässig mit der Hand geformt; sie haben einen rundlichen Boden, meistens keine Henkel und keinerlei Ornament. Die mittelgrossen Gefässe sind dickwandiger, von dunkelgrauer oder gelbrother Farbe und etwas sorgfältiger, aber anscheinend auch noch ohne Anwendung der Töpferscheibe verfertigt. Ihr Boden ist ebenfalls gerundet. Beiden Topfarten ist ein weiter Hals-Umfang gemeinsam, sowie eine starke Russ-Schicht an den unteren Theilen der Geschirre. Die grossen flachbodigen Urnen sind dagegen auf der Drehscheibe gearbeitet, gehenkelt und auf der Hals-Partie mit Rillen schön verziert. Das Material, aus dem sie bestehen, ist eine schmutzigweisse oder hellgraue, hart gebrannte Masse. Brandspuren sind an ihnen nicht wahrzunehmen.

19. Muster einer kleinen Urne aus grauem Material. Gefüllt war das Gefäss mit Aschenerde, in der sich viele winzige weisse Röhren-Perlen vorfanden. Grösster Umfang 25 *cm*; Halsweite 19 *cm*; Höhe 7 *cm*.

20. Kleine Urne aus gelbem Material, mit Henkel-Ansatz. Durch Feuer beschädigt.

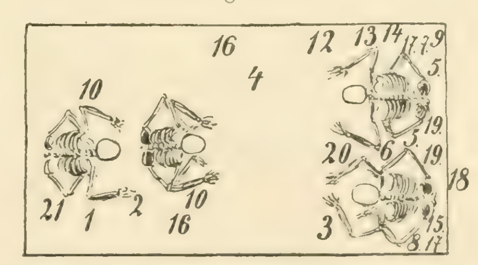
21a. Mittelgrosses Aschen-Gefäss aus gelbrother Masse (Fig. 79). Am oberen Theil des Geschirrs sitzen 4 undurchlochte flache Handhaben. Grösster Umfang 63 *cm*; Hals-Umfang 38 *cm*; Höhe 14 *cm*; Wanddicke 0,9 *cm*. Stark durch Feuer beschädigt.

21b. Grosse Urne von weissgrauer Farbe (defect). Hals-Umfang 22 *cm*; Höhe 21 *cm*; Wandstärke 0,5 *cm*.

Fig. 79. 1/4

Grundriss des erschlossenen Grabes Achmachi Nr. 5.

Fig. 80.



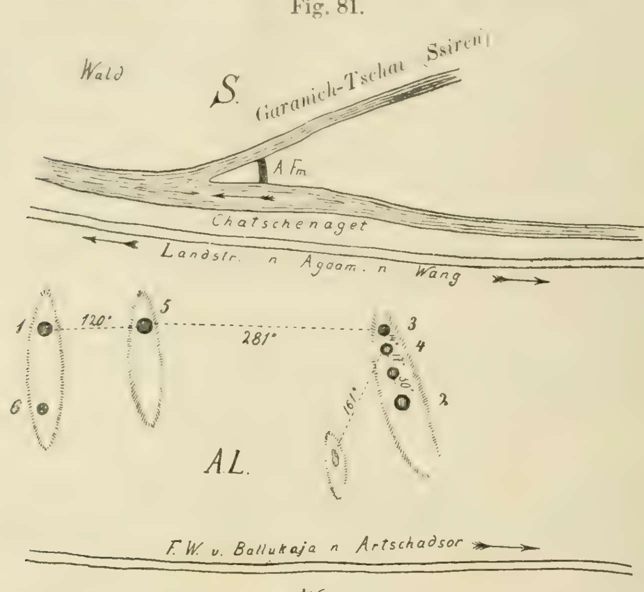
Die Ziffern *1–21* bezeichnen die auf S. 272—275 aufgezählten Fund-Objecte.

Die vorbeschriebenen Grab-Kammern von Achmachi sind im Ganzen nach Form und Inhalt den Kisten-Gräbern von Artschadsor ähnlich, nur waren sie viel ärmlicher ausgestattet. Von den 4 untersuchten Stein-Kammern bargen zwei (Nr. 1 und 3), analog dem Grabe Artschadsor Nr. 1, je ein langes, mit allen Attributen des Kriegers angethanes Skelet in Rückenlage, und mehrere mit Schmuck- und Urnen-Beigaben bedachte Hocker, welche die eingebettete und offenbar die Haupt-

person des Grabes vorstellende Leiche, in demüthig kauernder Stellung dicht aneinander gedrängt umgaben oder ihr gegenübersassen, etwa wie zur Todtenfeier geopferte Sklaven und Sklavinnen. Wie bereits hervorgehoben, wurde in diesen beiden Gräbern eine, von der der Hocker (Kurz-Schädel) abweichende Schädelform der liegenden Skelette (Lang-Schädel) beobachtet. —

Haupt-Situationsplan der Gräber von Achmachi.

Fig. 81.



Lage und Gestalt, sowie gegenseitige Entfernung der Gräber von Achmachi auf Hügelrücken. *A Fm.* Alte Festungsmauer. *A. L.* Ackerland. *F. W* = Feldweg.

Die Gräber Nr. 2 und 5 beherbergten dagegen nur Hocker, die — zum Unterschiede von den Hocker-Skeletten in Nr. 1 und 3 — wohl mit Waffen versehen, auch nicht in den Ecken der Kiste eingepfercht waren, sondern frei an verschiedenen Stellen der Grab-Kammer umhersassen. Auffallend sind die recht krummen Säbelbeine sämmtlicher Hocker, die den Schluss zulassen, dass die betreffenden Insassen dieser Gräber einem ausgesprochenen Reitervolke angehört haben. —

D. Ausflug nach den sogenannten Königsgräbern von „Ssachssagan“ (am 7. August 1897).

Am Abende des 5. August war die Untersuchung der Gräber bei Achmachi abgeschlossen. Den folgenden Tag ging es ans Verpacken der Gräber-Ausbeute in Körbe: auch trug ich für die Ueberführung der Sachen nach Schuscha Sorge. Damit hatte ich meine Untersuchungen am Chatschenaget für dieses Jahr beendet: denn was an Gräbern mir zugänglich gewesen war, hatte ich erforscht. Allein es zog mich mit unwiderstehlicher Gewalt auf den aus der Höhe des Gebirgswaldes von jenseit des Flusses herabgrüssenden Felsen Ssachssagan, hauptsächlich um zu ergründen, ob die steil abfallenden Wände desselben nicht doch etwa, wie vermuthet wurde, Keil-Inschriften trügen. Zudem gelüstete es mich, die dort oben von dem armenischen Mönch Wahan Dadjan ausgeraubten vielbesprochenen sogen. Königsgräber in Augenschein zu nehmen. Ich beschloss, vor meiner Abreise einen

Abstecher dahin zu machen. Ein in Artschadsor zu Gaste weilender Student der Moskauer Universität, Namens Valerian Schelkownikoff, bot mir für diese Excursion seine Begleitung an, die meinerseits dankbar acceptirt wurde. Zwar waren meine Schutzreiter von der ihnen bevorstehenden beschwerlichen und nicht ungefährlichen Expedition nach diesem bekannten Räuberschlupfwinkel anfangs nicht sonderlich erbaut; doch machte sie die Aussicht auf einen ihnen versprochenen guten Extra-Bachschisch bald gefügiger. Die Tapferen schwangen ihre Gewehre, lockerten die Patronen in den Ledergurten und hatten sich durch Erzählung schauderhafter Räubergeschichten schnell in eine gruselig kampfesfreudige Stimmung geredet.

Der an diesem Tage zu Waldvermessungen gerade in Artschadsor eingetroffene Förster des Schuschaer Bezirks, Hr. Sagurski, versprach mir, unser Convoi zum Ueberfluss noch durch einen seiner hier überall der Gegend kundigen Forstreiter zu verstärken.

So konnten wir am 7. August bei wundervollem Wetter unser acht — darunter sechs bewaffnete Schutzberittene — uns morgens auf die Reise machen. Unser Weg führte nach Süden. Wir passirten den Chatschenaget-Fluss und erreichten gegen 9 Uhr das bergumschlossene Dorf Damgolu. Nachdem wir hier in aller Eile — als Ehrenrichter angerufen — in einem armenischen Hause, woselbst zwei kämpfende Furien sich gegenseitig ihres Haarschmuckes beraubten, den Frieden hatten wiederherstellen müssen, ritten wir weiter nach Südwesten durch schönes Ackerland, das Kloster Akopowank hoch auf einem Bergvorsprung zur Rechten lassend. Um 10 Uhr kamen wir ins Dorf Külatak und ruhten dort unter herrlichen alten Nussbäumen ein wenig aus. Mit zwei hier gemietheten Führern schlugen wir nun einen Richtweg zum Ssachssagan-Felsen ein, der aus majestätischer Höhe mit seinem langgestreckten Gipfelplateau sich in nächster Nähe unseren Blicken darbot. Das Erklimmen dieses Berges erschien uns von unten als keine so grosse Aufgabe; doch wir sollten eines Besseren belehrt werden.

Zuerst ging es zur Thalsohle hinab, wo das Forellenbächlein Külatak unter hohem Buschwerk silberklar dahinrauscht. Jenseit des Wassers begann in finsterem Walde der Aufstieg. Anfangs konnten wir noch reiten; aber bald mussten wir, die Pferde am Zügel führend, zu Fuss weiterklettern. So klommen wir auf sehr steilen Pfaden, uns an den Büschen forthelfend, wohl 2 Stunden. Endlich erreichten wir keuchend einen geräumigen Felsvorsprung, von dem wir rastend eine herrliche Fernsicht über das Chatschenaget-Thal und die Gebirgskette des Murów, nördlich vom Flusse Ter-Ter, genossen. Wir waren jetzt fast in gleicher Höhe mit dem nur durch einen mächtigen Abgrund von unserem Standpunkte getrennten Gipfel des Ssachssagan und wunderten uns nicht wenig, als die Führer uns noch 2 Stunden scharfen Reitens und Kletterns in Aussicht stellten, bevor wir unser Ziel erreicht haben würden. Und so war es! Immer auf Umwegen rückten wir dem einsamen Felsgrat näher. Sehr oft mussten wir, wenn gestürzte modernde Baumriesen: Buchen, Ulmen und Eichen, den Weg versperrten, absteigen und die Rosse um die Hindernisse herumführen. Zum Glück kamen wir jetzt auf eine ziemlich breite, in vielen Windungen sich um den Berg hinziehende, vor Alters kunstvoll angelegte, zur Zeit jedoch verfallene Strasse, die unseren Thieren Erleichterung brachte. Noch lange zogen wir im dunklen schweigenden Forst dahin. Endlich wurde es wieder licht über uns, und wir näherten uns von Süden der Spitze des Ssachssagan. Die vorausgeschickten Späher meldeten, dass die Luft oben rein sei. Wir erkletterten das Plateau an der einzigen zugänglichen Stelle im Osten. Die den Gipfel des Ssachssagan bildende kahle Plattform hat eine Ausdehnung von

Süden nach Norden von etwa $^3/_4$ Werst; ihre Breite beträgt dagegen nur ungefähr 100 Schritt. Mit zahlreichen Steintrümmern brustwehrartig am Rande umkränzt, bildet sie mit ihren nach allen Seiten jäh abstürzenden Wänden eine starke natürliche Festung, die auf der Nordseite noch von einem hohen, durch eine tiefe Schlucht von der übrigen Gesteinmasse losgelösten, das Plateau beherrschenden Felskegel flankirt wird.

Mein erster suchender Blick galt den hier belegenen Grabhügeln. Richtig! Da, wo sich die Plattform nach Süden hin etwas verbreitert, bemerkte ich zwei grössere Aufschüttungen: die sogenannten Königsgräber von Ssachssagan. Die Kurgane liegen in geringer Entfernung von einander. Sie sind aus Sand und Steinen aufgeführt und haben je 7 Fuss Höhe bei etwa 40 Schritt Basis-Umfang. Einer von ihnen war bereits zerstört, und das nicht grosse, aber aus dicken Granitblöcken vorzüglich construirte Kistengrab lag geöffnet und seines Inhalts beraubt da; nur ein paar Urnen-Scherben hob ich noch auf.

Beim zweiten Hügel waren anscheinend die Arbeiten des Grabräubers nicht zu Ende gediehen, wie die Führer von Külatak bestätigten. Eine genaue Untersuchung dieses noch intacten Grabes wäre natürlich sehr erwünscht gewesen; leider war es mir beim Mangel an Arbeitern und Grabe-Geräthen unmöglich, seine Erforschung gleich ins Werk zu setzen, doch hoffe ich bestimmt, dies bei erster Gelegenheit nachzuholen[1]).

Ich nahm hierauf den am Nordende des Plateaus aus schauriger Tiefe strahlartig aufsteigenden Felsen, welcher die interessanten Ueberreste der eigentlichen Burg Ssachssagan trägt, näher in Augenschein. Wie ich vom Plateau aus gut bemerken konnte, waren bei Anlage des wolkenragenden Raubsitzes dereinst alle Spalten und Vorsprünge der Felswände sorgfältig mit Ziegelmauerwerk ausgefüllt und gefasst. Es schien somit für eines Menschen Fuss unmöglich, diesen wahrhaften „Elsternhorst“ (wie der Name Ssachssagan gedeutet wird) an den fast lothrechten Wänden zu erklettern, wollte man nicht einen Absturz ins Bodenlose riskiren, wozu ich verzeihlicherweise keine Neigung verspürte. Anders aber dachten hierüber mein verwegener Begleiter, der in den Bergen gross gewordene Student, und der nicht minder tollkühne Forstreiter, die trotz all meinem wohlmeinenden Abrathen darauf bestanden, einen Besteigungsversuch zu wagen, den sie nach Ablegen ihres Schuhzeugs auch ausführten. Sie durchquerten die Schlucht und krochen an dem glatten Gestein wie Spinnen hinauf. Glücklich oben angekommen, sahen sie dort geräumige über- und unterirdische Gewölbe, ein grosses, aus Ziegelsteinen gefügtes, einst wahrscheinlich zum Sammeln von Regenwasser bestimmtes Bassin und anderes Gemäuer. Der mitgenommene Höhenmesser zeigte 1725 *m* ü. d. M.

Nachdem die kühnen Bergfexe ihren halsbrecherischen Abstieg ohne Unfall beendet hatten, — bei welchem Beginnen mir als Zuschauer das Blut öfter in den Adern stockte, — suchten wir die Wände des Plateaus nach Inschriften ab; ich musste jedoch schliesslich das Nichtvorhandensein solcher feststellen.

Einen kurzen Augenblick erlabten wir uns noch an dem grossartigen Rundblick, der sich von unserer hohen Warte aus darbot. Rings zu unseren Füssen herrlicher grüner Laubwald. Tief im Thale der sich in vielen Krümmungen hinwindende, silbern im Sonnenlicht glänzende Chatschenaget und dessen aus den Seitenthälern ihm zuströmende Nebenwässer. Dunkles waldbestandenes Berggelände, soweit das Auge schaut: nur im Südosten ragen die nackten Umrisse des stein-

1) Der betreffende Grabhügel ist inzwischen von mir erforscht worden.

bockbelebten Krch-Gs in die blaue Luft, und dort winkt auch der Schuschaer Felsen mit der deutlich erkennbaren Stadt herüber. Ganz besonders schön aber ist die Aussicht nach Norden hin. Hier steigen die von bläulichem Duft umwobenen Bergzüge staffelförmig immer höher an, bis in der langgestreckten, 12 000 Fuss hohen Kette des Murów das prächtige Gebirgspanorama am Horizonte seinen erhabenen Abschluss findet. Ein unvergessliches Landschaftsbild! Doch es galt zu eilen, denn wir hatten noch einen weiten beschwerlichen Weg vor uns. Bis zu dem schon erwähnten gegenüberliegenden Felsvorsprung vermochten wir uns mit Unterbrechungen wieder der Pferde zu bedienen; doch von hier aus begann der Abstieg durch das Waldesdickicht zu Fuss auf gut Glück, da die Führer, welche einen näheren Pfad eingeschlagen hatten, plötzlich die Richtung verloren. Unsere Sohlen waren durch das schlüpfrige Moos und die den Boden bedeckende feuchte Blätterschicht binnen Kurzem so glatt geworden, dass wir keinen sicheren Schritt machen konnten: vielmehr stolperten, glitten, flogen und fielen wir in wilder Hetzjagd den steilen Berg hinab, uns krampfhaft am Strauchwerk festhaltend, und es ist mir heute noch ein Räthsel, wie unsere Tschaparen mit den Pferden nachgekommen sind, ohne Hals und Beine zu brechen. Ueber 2 Stunden dauerte diese Rutschpartie, und in ziemlich traurigem Zustande, zerrissen und zerschunden, fanden wir uns endlich unten im Thal am Flüsschen Külatak nach und nach schweisstriefend zusammen. An einer krystallklaren Quelle wurde eine kurze Rast gehalten: nur mein getreuer Diener Agadshan begab sich noch zurück auf die Suche nach verschiedenen, am Sattel befestigt gewesenen, unterwegs verloren gegangenen Gepäckstücken, natürlich ohne Erfolg.

Gegen 5 Uhr Nachmittags sassen wir wieder auf, ritten über Damgolu nach Artschadsor zurück und trafen dort um 7 Uhr Abends ein. Hier erfuhren wir, dass bei Ballukaja-Ssirchawande, wo ich unlängst gegraben hatte, eine Räuberbande aufgetaucht und der Kreis-Hauptmann zu deren Verfolgung ausgerückt sei. Spät um 11 Uhr hörte man heftiges Schiessen vom Flusse her, woselbst sich zwischen Räubern und Landreitern ein Gefecht entsponnen hatte; doch übermüde suchten wir, unbekümmert um den Lärm, unser Lager auf, denn es hiess neue Kräfte sammeln für den nächsten Tag, der uns die Rückreise nach Schuscha bringen sollte. —

Der 8. August kam. Mein liebenswürdiger Begleiter von gestern, Hr. Sch., wollte unter dem Schutze meines Convois gleichfalls seinen Heimweg nach Chankendi bei Schuscha, wo seine Eltern ihren Wohnsitz hatten, antreten. Nachdem wir von unserem gastfreien Wirthe, Hrn. Melik-Schachnasarjanz, — dem ich an dieser Stelle für sein freundwilliges Entgegenkommen meinen besten Dank ausspreche — Abschied genommen hatten, brachen wir um 7 Uhr Morgens bei günstigem Wetter auf.

Der Rücktritt ging schnell und ohne Unfall von statten. Gegen 1 Uhr Mittags waren wir schon in Chankendi. Hier genoss ich noch einige Stunden angenehmster Unterhaltung in der Familie meines jungen Freundes. Um 3 Uhr verliess ich Chankendi. Zwei Stunden später war ich in Schuscha.

V. Ausflug nach dem Dorfe Tschenachtschi (Kreis Schuscha) und Ausgrabungen daselbst.

(Zeit: 28. und 29. August 1897.)

Wiederholt schon war ich von einem Schuschaer Bekannten, dem Hrn. Steuercontroleur Jos. Melik-Ossipow, im Laufe dieses Sommers aufgefordert worden, eine Excursion in das 18 Werst südöstlich von Schuscha belegene Dorf Tschenachtschi, den Stammsitz seiner Familie, mit ihm zu unternehmen. Die Mit-

theilungen des Hrn. Melik-Ossipow über verschiedene geschichtliche und vorgeschichtliche Merkwürdigkeiten, die ich in Tschenachtschi in Augenschein nehmen würde, reizten mich, der freundlichen Einladung Folge zu leisten. Ich beschloss, einige mir bis zum Beginn des Herbst-Semesters noch bleibende freie Tage zu diesem Ausflug zu benutzen. Am 27. August wurden alle nöthigen Vorbereitungen getroffen. Zwei Tschaparen waren mir von der Kreis-Verwaltung bewilligt worden. In der Frühe des 28. sollte verabredetermaassen der Abritt stattfinden. Als ich um 5 Uhr mit Gefolge vor dem Hause meines Begleiters erschien, lag dieser noch in tiefem weinschwerem Schlafe, aus dem er nicht zu erwecken war. Da mein Diener den Weg nach Tschenachtschi kannte, hielt ich längeres Warten für überflüssig und wir ritten voran. Durch das eriwanische Thor führte die Strasse zum Dörfchen Daschalti hinab und an der Seiden-Spinnerei der Industriellen Gebr. Arunjanz vorbei. In einem Maulbeerbaum-Wäldchen präsentirt sich das hübsche Etablissement wie eine Cultur-Oase inmitten der hier herrschenden Civilisations-Bedürfnisslosigkeit recht anheimelnd. Die unternehmenden armenischen Kaufleute haben die treibende Kraft des Flüsschens ihren Zwecken dienstbar gemacht und elektrischen Fabrikbetrieb eingerichtet mit Glühlampen und den neuesten Berliner Maschinen.

Nach Ueberschreiten der Daschaltinka wandten wir uns den mit schwachem Unterholz bestandenen Bergen zu, auf steilen Pfaden die Richtung nach dem hochgelegenen Dorfe Ssignach nehmend, das wir um $^1/_2$10 Uhr Morgens passirten. Von hier schlängelt sich der Weg an den Vorbergen des benachbarten Kirs und durch zahlreiche, tief ins Gelände einschneidende Schluchten in das Thal des nach Südosten strömenden Köndalan-Tschai hinab. Bei den verfallenen Kloster-Ruinen von Püt-Kar (armen. = runder Stein), einem vielbesuchten Wallfahrtsort auf einem Felsen-Abhang unterhalb Ssignach, gönnten wir uns im Schatten uralter Nussbäume etwas Ruhe. Ich besichtigte die mit Strauchwerk überwucherten beträchtlichen Trümmer-Massen und den ausgedehnten Friedhof des im 14. Jahrhundert von Timur Lenk zerstörten, ehemals angesehenen armenischen Klosters. Die verwitterten Grabsteine liessen keine Inschriften mehr erkennen, nur die tief eingemeisselten Kreuze waren mitunter erhalten geblieben. An dem heiligen Steine, welchem diese Wallfahrts-Stätte ihren Namen verdankt, — einem von dem höher liegenden Gebirge dereinst abgestürzten Monolithen colossalen Umfangs, — prangten die üblichen Opfergaben in Gestalt von Wachskerzen und zahllosen bunten Lappen, Fäden und Bändern, die theils in einer Nische des Felsblocks, theils in dem ihn unmittelbar umgebenden Gebüsch angebracht waren. —

Beim Aufbruch holte uns Hr. Melik-Ossipow auf schaumbedecktem Rosse ein.

Die Landschaft wurde jetzt flacher, und nach Osten hin eröffnete sich der Blick auf die im Thal des Köndalan-Tschai über Karabulagh zum Araxes führende Strasse. Es begegneten uns viele armenische und tatarische Bauern, die auf Eseln und Maulthieren Brennholz, Früchte und Geflügel in die Stadt zum Verkauf brachten. In ganzen Bündeln hing das liebe Federvieh an den primitiven Sätteln herunter[1]).

Es war gegen 11 Uhr Vormittags, als wir unser Reiseziel, das an der Tschenachtschinka (einem in den Köndalan-Tschai fliessenden kleinen Gewässer) belegene, von fruchtbaren Feldern und Wald malerisch eingefasste armenische Dorf

1) Mit zusammengeschnürten Füssen, den Kopf nach unten, geschüttelt und gerüttelt, müssen die unglücklichen Thiere oft Strecken von 80 Werst und darüber in solch martervoller Lage verharren, ehe sie auf den Basar kommen. Man kann sich vorstellen, wie gesundheitsschädlich das Fleisch derartiger, hier täglich feilgebotener, dreiviertel todter Thiere sein muss.

Tschenachtschi erreichten. Bei dem Schwager meines Begleiters, dem Gutsbesitzer Hrn. Malas-Beg Melik-Schachnasarow, stiegen wir ab und fanden dort freundliche Aufnahme. Nach kurzer Rast machte ich mich mit meinen in Tschenachtschi die Ferien verbringenden Schülern Johannes Melik-Ossipow und Tigran Melik-Schachnasarow auf, um in der Gegend etwas Umschau zu halten. Dorf und ehemalige Feste Tschenachtschi oder Awetaranoz, wie der Platz nach einem dort aufbewahrten heiligen Evangelium des Berdi'schen Zaren Watschagan früher hiess, sind nach der im XIV. Jahrhundert erfolgten Zerstörung der Stadt Ani von armenischen Flüchtlingen unter Führung des Fürsten Schach-Nasar gegründet worden. Auf einer das Dorf hoch überragenden Bergkuppe erblickt man die zum Theil noch von starken Mauern umgebenen Ruinen einer Feste, in der die Fürsten des Landes sich früher gar oft des Ansturms ihrer Feinde erwehrt haben.

Am südwestlichen Ende von Tschenachtschi steigt ein steiler Felsen aus dem Flussbett auf. Er trägt die Reste eines angeblich vom albanischen Zaren Watschagan III. gegründeten Klosters Namens Kussanaz-Anapath (Frauen-Kloster), in dem u. a. mehrere armenische Stadthalter (Meliks) unter grossen Grabplatten ruhen. Auch das vermeintliche Grab der Tochter des königlichen Erbauers dieses christlichen Glaubens-Bollwerks und zugleich der ersten Bewohnerin des Stifts wurde mir gezeigt. Burg und Kloster sind im Jahre 1797 der Zerstörungswuth der Perser unter ihrem blutdürstigen Anführer Aga-Muhammed-Chan zum Opfer gefallen. Noch etwas weiter südwestlich von diesen Ruinen grenzt ein alter Friedhof von gewaltigem Umfange ans Dorf. Die in grosser Zahl vorhandenen Gräber sind fast alle mit unbearbeiteten Felsblöcken und groben Platten bedeckt, die man anfangs kaum für Grabsteine zu halten geneigt ist. Es tauchen aber in diesem Chaos auch einige sehr charakteristische Denksteine auf, die mit ihrem aristokratischen Gepräge in diese gewöhnliche Stein-Gesellschaft nicht recht hineinpassen wollen. Es sind dicke, sorgsam behauene, auf der Längen-Schmalseite ruhende Granit-Platten, deren Längen-Breitseiten ziemlich kunstvoll mit dem Meissel herausmodellirte, über die Fläche erhabene Abbildungen von Menschen und Thieren nebst anderem figürlichem Beiwerk enthalten. Den Bewohnern von Tschenachtschi sind die mit solch hervorragenden Denkmälern geschmückten Ruhestätten unter dem Namen der Fürsten-Gräber bekannt. Ich zählte deren im Ganzen fünf. Sie stammen — nach dem auf den Steinen verschwenderisch angebrachten Kreuz-Ornament zu urtheilen — sämmtlich aus christlicher Zeit. Da es mir jedoch der Mühe werth erschien, die interessantesten Darstellungen auf den Grabmälern abzuzeichnen, so entschied ich mich, einige schon zur Hälfte in die Erde gesunkene Steine heben zu lassen und bei der Gelegenheit die Gräber auch auf ihren Inhalt näher zu prüfen. Es wurden zwei Grabstätten auf der Südseite des Friedhofes geöffnet.

Bestattungs-Grab Tschenachtschi Nr. 1.

Um den schon stark in den Boden eingesunkenen Denkstein wurde die Erde entfernt, so dass die zu copirenden Zeichnungen auf ihm voll zu Tage traten.

Die Maasse des grauen Steines sind: Länge 1,99 *m*; Höhe 1,17 *m*; Dicke 30 *cm*.

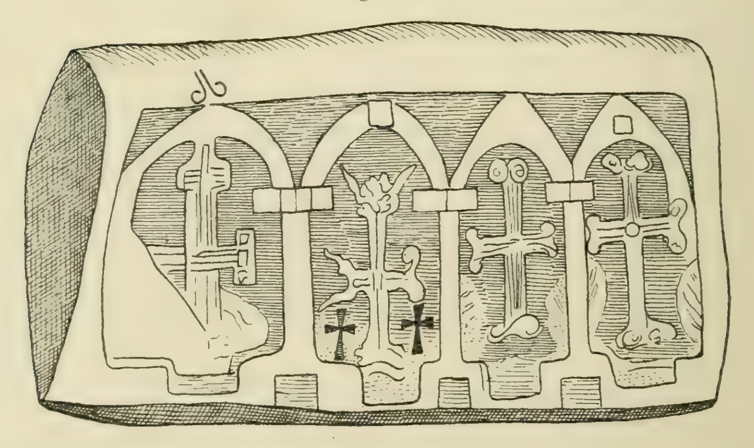
An der vorderen Längen-Breitseite (Fig. 82) trägt der Grabstein die Abbildung dreier menschlichen Figuren, von denen eine, nehmlich die am weitesten rechts befindliche, einen zu Rosse sitzenden Fürsten vorstellt. Das Haupt des wohlbeleibten, bärtigen Mannes mit sehr kurzen Beinchen ziert eine Krone; die linke Hand hält den Zügel und die rechte ein Kreuz. Links seitwärts an den Vorderfüssen des Pferdes züngelt eine Schlange (Personification des besiegten Feindes)

gegen den Reiter hinauf. Die Mittel-Figur des Bildes stellt wohl des Kronenträgers Mundschenk vor, welcher — mit Kaftan und Turban angethan — in der Rechten einen Weinkrug und in der Linken ein Brot oder eine Schale hält. Weiter links findet sich die knieende Gestalt eines mit der phrygischen Mütze bekleideten, Tarre[1]) spielenden Musikanten oder Narren. In der linken oberen Ecke ist ein Steinbock abgebildet, darunter ein Gegenstand in Form eines Rades, von dessen

Fig. 82.



Fig. 83.



innerem Rundtheile in unregelmässigen Abständen Speichen nach der äusseren Peripherie gehen. Von drei Kreuzen, welche auf der Platte ferner noch angebracht sind, sehen wir je eines in der linken Unter- und der rechten Oberecke und eines zu Füssen des Mundschenks.

Die Rückseite des Steins enthält nur Kreuz-Ornament in der alt-armenischen Form (Fig. 83).

1) Ueber den Kaukasus verbreitetes mandolinenartiges Instrument.

Auf der oberen, sanftgewölbten Schmalseite der Platte ist noch eine scherenähnliche Figur eingegraben.

Nach Beseitigung des Steines drang ich weiter in das aus grauem Sande bestehende Erdreich ein und stiess bei $6^1/_2$ Fuss Tiefe auf ein Skelet in Rückenlage.

Richtung der Leiche NW. nach SO. (130°).

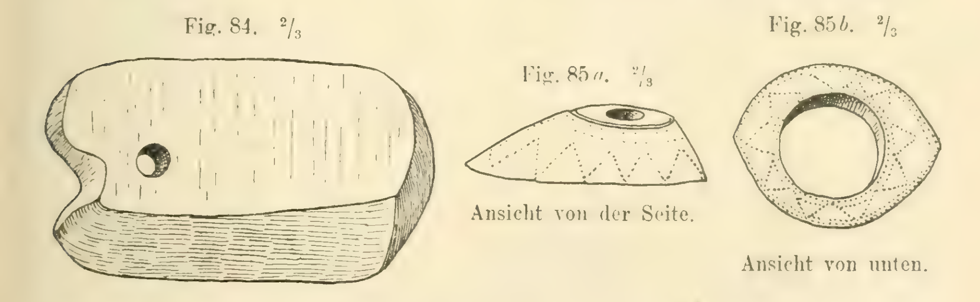
Es waren die Reste eines grossen kräftigen Mannes mit in der Leibgegend zusammengefügten Händen. Der mächtige Schädel zeigte anscheinend den altarmenischen Typus. Rings um den Bestatteten lagen verstreut Stücke dickwandiger, ornamentloser Gefässe aus gelbem, rothem und grauem Material.

Ausserdem fand ich direct am Todten noch zwei eigenthümliche Beigaben:

1. Amulet aus gebranntem röthlichem Lehm (Fig. 84). Das Stück hat eine länglich viereckige Form mit etwas abgerundeten Ecken und ist 7 *cm* lang, $4^1/_2$ *cm* breit und $2^1/_2$ *cm* dick. An der Vorder-Schmalseite hat der Gegenstand einen rundlichen Ausschnitt. Hinter demselben ist ein Bohrloch, durch welches wahrscheinlich eine Schnur ging, mittelst deren die Leiche den Stein unterhalb des Halses auf der Brust getragen hat. Unten ist das Thon-Artefact wie vom Feuer etwas geschwärzt.

Das Bestattungs-Grab Schuscha Nr. 10 enthielt ein ähnliches Ziegelstück, aber in Blattform.

2. Artefact aus hartem Knochen (Fig. 85). Dies sonderbare Stück ist ein dickwandiger, oval geformter Reifen. Denkt man sich ein der Länge nach halbirtes Ei, dessen oberer Rundtheil parallel der Basis abgeschnitten ist; stellt man sich


Fig. 84. $^2/_3$ — Fig. 85 *a*. $^2/_3$ Ansicht von der Seite. — Fig. 85 *b*. $^2/_3$ Ansicht von unten.

ferner vor, dass dieser Körper von unten nach oben konisch durchbohrt ist, und zwar derart, dass der Umfang der oberen so entstandenen Oeffnung mit der Kreislinie des Abschnitts zusammenfällt, so gleicht das erhaltene Gebilde in seiner Form so ziemlich dem Ringe.

Der Durchmesser des Bohrloches ist unten 2,1 *cm*, oben 1,9 *cm*. Die Länge des Stückes beträgt 5 *cm*, seine grösste Breite 3,8 *cm*.

Die Oberfläche des gewölbten Aussenrandes ist grün und mit weissen Punkten verziert, welche in zwei Reihen parallel der oberen Peripherie des Bohrloches herumlaufen, wozu sich gleich darunter noch ein zackenförmiges Punktir-Ornament gesellt.

Auf der Basisfläche befindet sich eine ähnliche Verzierung aus einer eingestochenen Stern-Figur und Punktkreisen.

Die Innenseite der Ringwandung ist gelblich und glatt.

An den Rändern der Oeffnung zeigt sich starke Abnutzung vom langen Tragen. Das Artefact sass an dem Goldfinger der rechten Hand des Verstorbenen.

Bestattungs-Grab Tschenachtschi Nr. 2.

4 Schritte von Nr. 1 in nördlicher Richtung entfernt.

Der oben gleichfalls abgerundete und dort mit einem knopfartigen Buckel versehene Grabstein hat auch auf beiden Längsseiten erhaben gearbeitete Abbildungen; doch ist die Ausführung der Figuren viel mangelhafter als bei Nr. 1.

Auf der Vorderseite des Steines befindet sich folgende Darstellung (Fig. 86): Ein Steinbock wird von einem Reiter mit gezücktem Schwerte verfolgt. Zur Linken, im Rücken des zu Pferde Sitzenden, ist ein Rad abgebildet, darunter

Fig. 86.

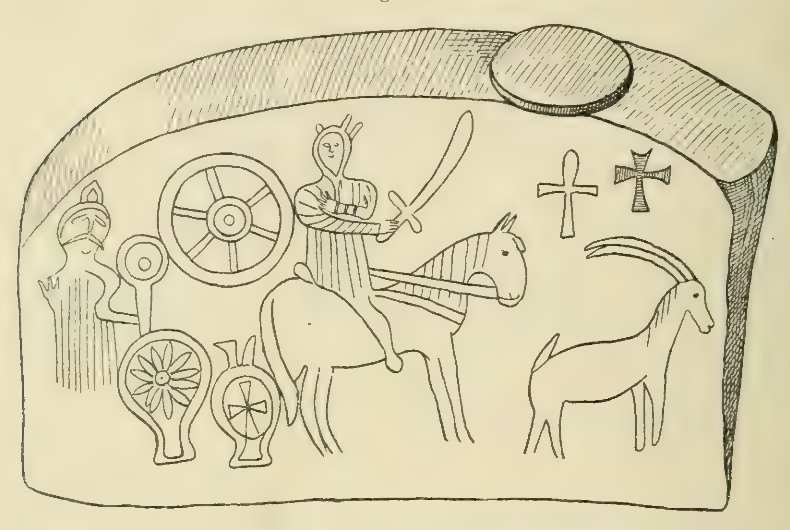


Fig. 87.



neben einander ein abwärts gekehrter Krug und ein mit einem Kreuz geschmückter rundlicher undefinirbarer Gegenstand. In der Ecke links steht eine menschliche Gestalt mit einem spiegelähnlichen Instrument in der Linken. Oberhalb des Stein-

bockes sind zwei Kreuze angebracht. Die Rückseite des Steines (Fig. 87) enthält schönes Kreuz-Ornament, darüber eine armenische Inschrift, von welcher nur der Anfang noch zu entziffern ist. Er lautet: „Ais im wortoh Amir-Beg" (dies ist mein Sohn Amir-Beg) — — —

Maasse des Steines: Länge 1,66 *cm*; Höhe 1,01 *cm*; Dicke 31 *cm*.

Auch in diesem Grabe fand sich in einer Tiefe von 7 Fuss eine Leiche in Rückenlage — Richtung NW. nach SO. (130°) — eingebettet, doch war das Skelet gänzlich zerfallen. An Beigaben enthielt das Grab nichts.

Die Zeichnungen auf den anderen Platten der Zaren-Gräber ähnelten den vorbeschriebenen mit geringen Abweichungen. Fast auf allen begegnen wir den Thierfiguren des Steinbockes, der Bergziege und des Hirsches, die darauf hinzuweisen scheinen, dass die hier Bestatteten bei Lebzeiten eifrige Nimrode gewesen sind. Auch jetzt soll in dieser Gegend an den eben erwähnten Jagd-Objecten kein Mangel herrschen.

Ich öffnete danach noch einige der mit Felsblöcken gedeckten gewöhnlichen Gräber; das Ergebniss war jedoch dasselbe, wie bei Nr. 2: Skelette in Rückenlage ohne Beigaben.

Diese letzten Gräber und die Anlage des Friedhofes erinnerten mich sehr an den in meinem Bericht vom Jahre 1895 beschriebenen alten Begräbniss-Platz von Hadrut im Dshebrail'schen Kreise. —

Von den Dorf-Bewohnern war meine Aufmerksamkeit unterdessen auf ein vorhistorisches Grabfeld gelenkt worden, das sich nach Angabe der Leute südöstlich von Tschenachtschi auf einer jetzt mit Hasel-Buschwerk bestandenen Anhöhe jenseit des Flüsschens befinden sollte. Man sprach auch von Perlen und Geräthen, die bei Gelegenheit einer Canal-Anlage dort zum Vorschein gekommen seien.

Am folgenden Tage, 29. August, war ich mit Tages-Anbruch an Ort und Stelle. Nach Besichtigung des bezeichneten Platzes constatirte ich ein altes Bestattungsfeld, aus zahlreichen Kisten-Gräbern bestehend. Dasselbe mag wohl eine Ausdehnung von $^1/_2$ *qkm* haben. Ein breiter Feldweg durchschneidet den Friedhof in der Mitte. Ich habe im Ganzen an verschiedenen Stellen 5 Gräber untersucht.

Die Steinkisten lagen in geringer Tiefe von der Erd-Oberfläche, manche sogar gleich unter der Rasenschicht. Die aus 5—20 *cm* starken Kalkschiefer-Platten zusammengesetzten Kisten waren der Mehrzahl nach durch Decksteine geschlossen; 2 Gräber hatten keinen Verschluss. Grundplatten besass kein Grab. Jede Steinkammer barg ein mehr oder minder morsches Skelet in Rückenlage, die Hände ausgestreckt am Leibe; nur Nr. 6 machte hiervon eine Ausnahme, von der weiter unten die Rede sein wird. Beigaben fanden sich bei den Bestatteten nicht vor. Die Richtung der Gräber war entweder W. (Kopf) nach O. (Füsse) oder SW. (Kopf) nach NO. (Füsse).

Ein Situationsplan (Fig. 88, S. 287) giebt die Lage der untersuchten Gräber zu einander an.

Grab Tschenachtschi Nr. 3.
(Steinkisten-Grab.)

Länge der Kiste 1,50 *m*; Breite 40 *cm*; 5 Deckplatten von 5—20 *cm* Dicke; Tiefe von der Erd-Oberfläche bis zum Grunde der Kiste 62 *cm*. Richtung des Grabes SW. nach NO. (80°).

Grab Tschenachtschi Nr. 4.
(Steinkisten-Grab.)

Länge der Kiste 1,63 *m*; Breite 50 *cm*; keine Deckplatten. Tiefe von der Erd-Oberfläche bis zum Grunde der Kiste 57 *cm*. Richtung des Grabes SW. nach NO. (75°).

Grab Tschenachtschi Nr. 5.
(Steinkisten-Grab.)

Länge der Kiste 1,89 *m*; Breite 44 *cm*; 4 Deckplatten von je 18 *cm* Dicke; Tiefe von der Erd-Oberfläche bis zu den Deckplatten 56, bis zum Grunde der Kiste 94 *cm*. Richtung des Grabes W. zu O. (90°).

Grab Tschenachtschi Nr. 6.
(Steinkisten-Grab.)

Länge der Kiste 1,83 *m*; Breite am Kopfende 50 *cm*, am Fussende 44 *cm*; 4 Deckplatten. Tiefe von der Erd-Oberfläche bis zu den Deckplatten 43 *cm*, bis zum Grunde der Kiste 86 *cm*. Richtung des Grabes W. zu Ost (90°). Das Grab weicht in seiner Form von der der anderen ab.

Es ist an der Westseite breiter, als an der Ostseite. Das Skelet lag etwas nach rechts hinüber. Der Schädel, an dem das Hinterhaupt ganz fehlte, war nach Süden geneigt. Das rechte Bein des Todten war stark gebogen, das linke gestreckt.

Grab Tschenachtschi Nr. 7.
(Steinkisten-Grab.)

Länge der Kiste 2,10 *m*; Breite 75 *cm*; keine Deckplatten. Tiefe von der Erd-Oberfläche bis zum Grunde der Kiste 40 *cm*. Richtung des Grabes W. zu O. (90°).

Von einem Skelet waren in diesem Grabe nur Theile vorhanden, nehmlich ein Unterkiefer und wenige zerhackte Beinknochen. —

Die Kisten-Gräber ohne Beigaben von Tschenachtschi Nr. 3—7 finden nach Form und Inhalt ihre Analogie in jenen von Schuschakent bei Schuscha, wo ich im Jahre 1891 ein ähnliches altes Grabfeld untersucht habe.

Nach Beendigung der Arbeit an den Kistengräbern Nr. 3—7 erforschte ich, das Dorf umreitend, die Gegend nach Grabhügeln, fand jedoch nirgend solche. Ich beschloss daher, noch an demselben Tage nach Schuscha zurückzukehren. Zuvor aber stattete ich der neben dem Gutshause belegenen Kapelle einen Besuch ab. Ich sah daselbst eine kleine interessante Handschriften-Sammlung, darunter ein Evangelium, geziert mit hübschen Initialen und Randbildern von der Hand der Tochter des Gründers von Tschenachtschi. Leider war hier, wie fast überall in Karabagh, in den armenischen Kirchen das Inventar und namentlich die Bücherei in trauriger Verfassung und im Verfall. —

Auch Tschenachtschi hat — wie ich mich darauf noch überzeugte — seine Seidenspinnerei mit elektrischem Betrieb, ebenfalls den schon erwähnten Gebr. Arunjanz gehörend; fleissig ging den hochgewachsenen Mädchen und Frauen von Tschenachtschi an den schnurrenden Spindeln die Arbeit von der Hand. —

Durch ein solennes Abschiedsmahl gestärkt, machten wir uns um 4 Uhr Nachmittags auf den Heimweg nach Schuscha, natürlich nicht ohne der gastfreien Familie Melik-Schachnasarjanz für das genossene Gute warm gedankt zu haben.

Auch meinem liebenswürdigen Begleiter, Hrn. Melik-Ossipow, sei für seine uneigennützigen Bemühungen zum Gelingen dieser schönen Excursion dankende Anerkennung gezollt. —

Plan der Steinkisten-Gräber bei Tschenachtschi.

Fig. 88.

A. Anhöhe. *A. F.* Alter Friedhof aus christl. Zeit. *D.* Dorf. *F.* Festung. *j. W.* junger Wald. *Kl.* Kloster. *M.* Mauer. *W. W.* Weg. *1—7* Gräber.

VI. Ausgrabungen beim Dorfe „Serti" am Flusse „Akara" im Sangesur'schen Kreise.

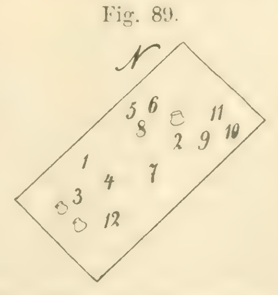
Vom 1. bis 9. September 1897, mit 35 Arbeitern.

Am Tage nach der Rückkehr von Tschenachtschi meldete mir mein Diener, dass laut Mittheilung seines im Dorfe Serti des Sangesur'schen Kreises ansässigen Vaters einige Bewohner dieses Ortes bei der vor Kurzem erfolgten Anlage eines Schafstalles in einem dort nahe dem Flusse Akara befindlichen grösseren Grabhügel auf Kronland mehrere alterthümliche Gegenstände ausgegraben hätten.

Um der weiteren Zerstörung des Kurgans durch Unberufene Einhalt zu thun und zugleich die in dem Grabe noch zu erwartenden Funde zu retten, entsandte ich — der ich selbst wegen meiner Berufsgeschäfte nicht abkommen konnte — meinen zuverlässigen, mit Ausgrabungen vertrauten Diener Ludwig Arutünjanz ohne Verzug nach dem etwa 30 Werst südwestlich nach Gerüssi zu belegenen Dorfe Serti. Es traf sich günstig, dass gerade um diese Zeit der Polizei-Pristaw des betreffenden Districts in Schuscha anwesend war und mir versprach, meinen Bevollmächtigten bei seinem Vorhaben officiell zu unterstützen. Mein Diener hat sich mit Eifer und Gewissenhaftigkeit seines Auftrags entledigt.

Am 1. September Abends am Orte seiner Bestimmung eingetroffen, hat er am 2. die regelrechte Abtragung des etwa zu einem Drittel zerstörten Grabhügels angefangen und mit täglich 5 Arbeitern in 7 Tagen zu Ende geführt.

Fig. 89.



Die Ziffern *1—12* bezeichnen die auf S. 288-90 angeführten Funde.

Die Maasse des auf dem linken Flussufer belegenen, aus Sand und Steinen bestehenden, oval geformten Hügels waren nach den Aufzeichnungen A.'s folgende: Umfang unten 56, oben 32 Schritt; Höhe $2^1/_3$ *m*.

Der Grabhügel enthielt in seinem Innern bei 2 *m* Tiefe eine Steinkiste (Fig. 89), die aus ungeglätteten Platten ziemlich lose zusammengefügt und noch durch drei grössere Steine geschlossen war. Grundplatten waren nicht vorhanden. Richtung der Kiste: SW. nach NO. Die Länge der Kiste betrug 2 *m*, die Breite $1^1/_3$ *m*.

Mit einigen menschlichen Ueberresten fanden sich 3 thönerne graue Urnen: 2 zerbrochene gehenkelte und

1 unversehrte ohne Henkel, mit Buckeln geziert (in der Fundliste unter Nr. 12 aufgeführt), ferner eine prachtvolle Handlampe, ein Keulenkopf, bronzene und eiserne Waffen, Ringe, Armbänder u. s. w.

Funde aus Kurgan Serti Nr. 1.

1. Lampe aus Kupferbronze (?) (Fig. 90). Das schöne und seltene Artefact ist eine flache Traglampe mit Oeffnungscanal für den Docht und hinten mit einer ringartigen Oehse zum Durchstecken des Zeigefingers.

Die Länge der Lampe von der Spitze des Dochtcanals bis zum Haltring beträgt 12 *cm*, die grösste Breite oben 7,8 *cm*. Die Höhe bis zum Rande des Dochtcanals 2,8 *cm*; Wandstärke des Bodens 2 *mm*, des Dochtcanals 4 *mm*. Der glatte Unterbau hat die Gestalt einer Wanne und läuft vorn in einen nach oben gebogenen dickwandigen Dochtcanal aus, dessen äussere Randlinie ein Dreieck darstellt. Der nach vorn gerichtete Winkel des Dreiecks ist abgerundet. Die beiden anderen ausgebuchteten Ecken sind durch je einen nach der Mitte der Basisseite gehenden Strich abgetheilt und tragen als Ornament je einen eingeschnittenen Stern. Das etwas ovale Dochtloch hat einen Durchmesser von 1,3, bezw. 1,5 *cm*.

Fig. 90. 1/2



Die Decke der Lampe wird durch ein wundervoll modellirtes Dämonen-Antlitz gebildet. Mit seinen weit aufgerissenen Augen, die über einer breiten platten Nase sitzen und von starken Brauen beschattet werden, schaut das Gesicht gar grimmig drein. Die Stirn ist sehr niedrig und wird noch durch zwei tiefe Falten an der Nasenwurzel verfinstert. Zwischen den Brauen wachsen zwei geschweifte hörnerartige Wülste heraus, die dem Gesicht etwas Teuflisches verleihen. Der tiefliegende grinsende Mund wird von einem struppigen Bart umrahmt, der nach allen Seiten hin ansteigt, so dass auf diese Weise ein kleines nierenartig geformtes Becken entsteht, dessen Mittelpunkt die Mundöffnung ist, welche zur Aufnahme der Lampenspeise gedient hat. Das stark hervortretende, die unteren Gesichtspartien bedeutend überragende Vorderhaupt trägt straffes Haar. Ueber die Schläfen fallen 3 gedrehte, oben durch Haarbinden zusammengeraffte Locken-Strähnen bis in die Augengegend herab. Hier fügen sich drei weitere, unter den oberen hervorstarrende Strähnen an, welche in gleicher Linie mit den hochgezogenen Mundwinkeln ihren Abschluss finden.

An dem aus dem Hinterkopf hervorsteigenden, die Lampen-Handhabe bildenden Ringe wächst – die haltende Hand gleichsam beschirmend — ein schön ciselirtes Weinblatt empor. An das Blatt schliesst sich eine direct auf der Vorderseite des Ringes ruhende, beerenreiche Traube. Das in mir die Erinnerung an früher gesehene japanische (oder waren es assyrische?) Masken erweckende groteske Gesicht ist von lebendigem Ausdruck.

Die Arbeit ist — wie bemerkt — vorzüglich und bis in die kleinsten Details sauber ausgeführt: die Augenlider sind erhaben, die Pupillen durch Löcher markirt, Schnauz- und Backenbart, Brauen und Lockensträhnen durch tiefe breite Doppelstrich-Gravirung hervorgehoben; das Haar des Vorderhauptes ist durch schwächere Striche gekennzeichnet.

Mit Ausnahme des ein Loch aufweisenden Bodens und des die Handhabe

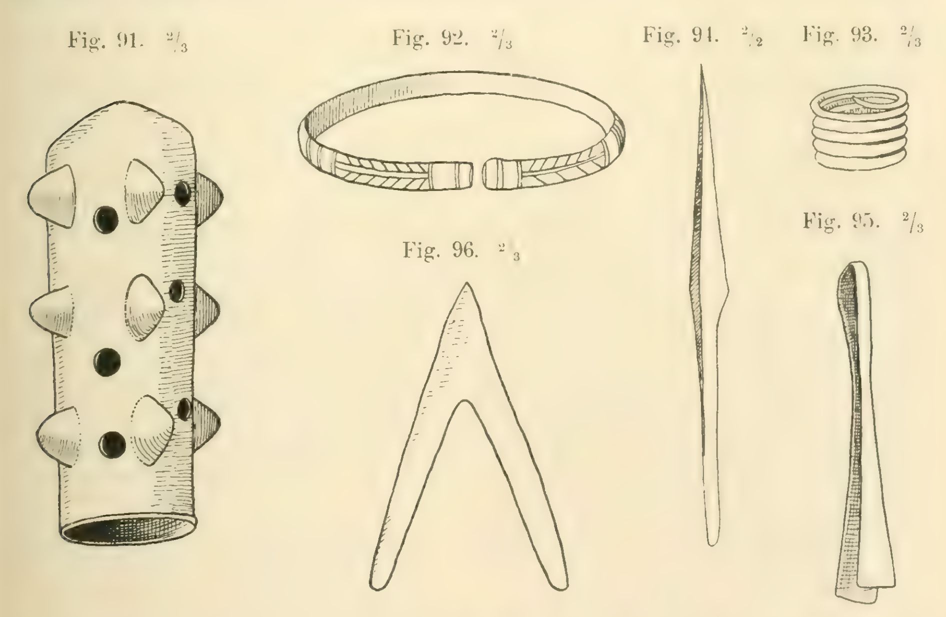
krönenden Blattes, dessen obere Spitze fehlt, ist das hochoriginelle Stück recht wohl erhalten und von einer glatten schwärzlichen Patina überzogen.

Das Gewicht der Lampe beträgt 312 *g*.

2. Keulenkopf (Fig. 91). Cylindrische Bronze-Röhre, unten offen, oben geschlossen, mit stumpfen Rundstacheln versehen. Im Ganzen sind 4 Längenreihen solcher Ausbuckelungen vorhanden, mit denen die Röhre in gleichmässigen Abständen von $1\frac{1}{2}$ *cm* besetzt ist. Jede Reihe besteht aus drei Stacheln, welche je 7 *mm* von einander entfernt sind. Zwischen je zwei Stachelreihen ist eine Serie von 3 Nietlöchern angebracht, derart, dass zwischen zwei Buckeln sich jedesmal eine Nietöffnung befindet. Nur auf einer, in der Skizze wiedergegebenen Seite sind die Löcher nicht regelmässig angeordnet.

Die Röhre hat überall gleich starke Wandungen = 2 *mm*. Ihre Länge ist $7\frac{1}{2}$ *cm*, ihr Umfang $11\frac{1}{2}$ *cm*. Das Gewicht des Stückes beträgt 226 *g*. Die Bronze ist mit einer dicken, schmutziggrauen Patina überzogen.

Meinem geehrten Landsmanne Hrn. H. Schumann in Löcknitz bin ich wegen seiner in unserer Zeitschrift erfolgten freundlichen Belehrung über den wahrscheinlichen Zweck dieser von mir irrthümlich für Lanzenfüsse gehaltenen Artefacte sehr verbunden und mit der Deutung derartiger Instrumente als Geisselstöcke und Keulenwaffen ganz einverstanden. Dieselben mögen sich auch ganz besonders für unsere transkaukasischen Dickhäuter geeignet haben.


Fig. 91. $^2/_3$ Fig. 92. $^2/_3$ Fig. 94. $^2/_2$ Fig. 93. $^2/_3$ Fig. 95. $^2/_3$ Fig. 96. $^2/_3$

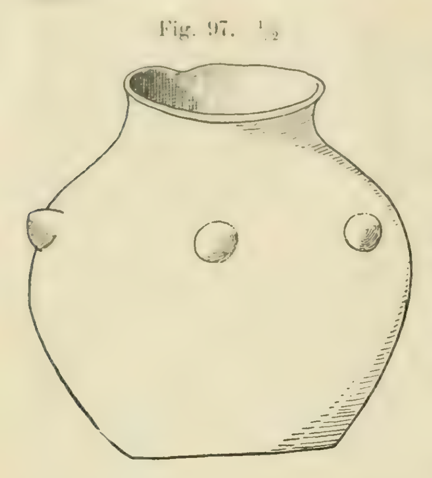
3. Offener Bronze-Armreif (Fig. 92). Grösste Weite 7 *cm*, Stärke 5 *mm*. Im Querschnitt D-förmig. Die Enden sind etwas abgeplattet. Auf der Aussenseite trägt der Reif Kerbschnitt- und sparrenähnliches Ornament. Die Bronze hat dieselbe glatte schwärzliche Patina wie Nr. 1.

4. Geschlossener Bronze-Reif. Grösste Weite 5,2 *cm*, Stärke 6 *mm*; hat im Querschnitt elliptische Form, ist ohne Ornament und wie Nr. 1 patinirt.

5. Offener Bronzereif mit übereinandergreifenden Enden. Im Querschnitt D-förmig. Grösste Weite 5 *cm*, Stärke 3 *mm*.

6. Bronze-Spiralring, nach den Enden spitz zulaufend (Fig. 93). Im Querschnitt kreisförmig. Grösste Weite 1,7 *cm*, Stärke $1^1/_2$ *mm*; mit glänzend grüner Patina.

Fig. 97. $^1/_2$



7. Schwerer massiver Bronze-Spiralring. Im Querschnitt D-förmig. Grösste Weite 2,2 *cm*, Stärke 3 *mm*; mit schwarzgrüner Patina.

8. Bronze-Pfriemen (Fig. 94), vierkantig, sehr spitz, stark patinirt. Länge $8^1/_2$ *cm*.

9. Bronze-Pincette mit schöner glatter grüner Patina (Fig. 95). Länge $6^1/_2$ *cm*.

10. Eiserne Pfeilspitze (Fig. 96). Material dünn, Länge 5,5 *cm*.

11. Theil eines eisernen Messers. Länge 7 *cm*, Breite $1^1/_2$ *cm*, Rückenstärke 2 *mm*.

12. Weithalsige Urne (Fig. 97) aus schmutziggrauem Thon ohne Henkel und mit breiter Basis. In der Mitte ist das Gefäss mit Buckeln verziert. Grösster Umfang 48 *cm*, Hals-Umfang 36 *cm*, Höhe $12^1/_2$ *cm*, Wandstärke 5 *mm*.

VII. Ausgrabungen bei Schuscha:

Untersuchung der unter dem Namen „Senger“ bekannten Aufschüttung unterhalb des städtischen Schlachthauses.

Arbeitszeit 6 Tage: 19., 20., 22., 23., 24. und 27. September 1897, mit 6 persischen Hambals.

Dem frühen Eintritt des harten Winters 1897 gingen noch einige sonnige Herbstwochen voraus: die günstigste Zeit in Karabagh zur Vornahme von Ausgrabungen. Ich spähte daher auf meinen Wanderungen in der nächsten Umgebung der Stadt umher, ob nicht irgendwo noch ein vergessenes Grab oder ein Hügel sich meinem Spaten darbieten würde, fand jedoch nichts. Endlich richteten einige Bürger der Stadt mein Augenmerk auf die im Munde des Volkes unter dem Namen „Senger“ bekannte Erd-Aufschüttung in der Nähe des städtischen Schlachthofes, indem sie mit dem Hinweis auf diesen Platz zugleich allerlei umlaufende Gerüchte von vergrabenen Schätzen aus der Zeit der persischen Belagerung durch Schâh Abbâs u. s. w. in Verbindung brachten.

Die am 18. September vorgenommene Besichtigung der betreffenden Stelle ergab Folgendes:

Am Fusse des auf der westlichen Seite steil abfallenden Schuschaer Kalk-Felsens läuft auf dem Rücken der sich zum Flüsschen „Kaibalu“ hinabsenkenden Vorberge ein Weg. Derselbe zweigt sich an der Nordseite der Stadt am armenischen Friedhofe von der Post-Strasse ab und mündet vor dem südlichen Stadt-Thore in die eriwanische Chaussee ein. Er wird nur von tatarischen Kotschewniki's auf ihren Sommerzügen aus den Niederungen ins Gebirge benutzt. Westlich, unterhalb des am Rande des Fels-Plateaus angelegten Schlachthauses, führt der Weg an einer, den Gipfel eines der Vorberge bildenden runden Plattform vorüber, die etwa 45 Schritt im Durchmesser hält und ringsherum kranzartig mit grösseren Fels-Trümmern eingefasst war. Ohne Zweifel hat dieses sorgfältig geebnete Rundtheil

einmal irgend einem Zwecke gedient: die Einen halten es für eine Opferstätte, Andere für einen Richtplatz, noch Andere für einen Begräbniss-Ort. Um der Sache auf den Grund zu kommen, stellte ich Nachgrabungen an, indem ich einen viereckigen Einstich machte und Canäle nach verschiedenen Richtungen anlegte. Unter der meterstarken Humus-Schicht zeigte sich gelber, ziemlich lockerer Sandboden; weiter unten wurden grössere Steine gehoben, die mir nicht dem örtlichen Kalkfels-Gestein anzugehören schienen und eine eigenthümliche Anordnung erkennen liessen. 6 Tage dauerten die Arbeiten mit 6 persischen Hambals, während welcher Zeit mein Diener Ludwig Arutünjanz die Leute beaufsichtigte und ich an den Nachmittagen den Verlauf der Arbeit controlirte. Nach Vordringen bis zu einer Tiefe von 4 *m* hatten sich noch keine Spuren einer einstigen Bestattung oder sonstige, über den Charakter dieser Schüttung Aufklärung gebende Anhaltspunkte in Gestalt von Funden gezeigt. Die Untersuchung des Platzes musste wegen Eintritts schlechten Wetters eingestellt werden; doch brachten spätere, im Frühjahr 1898 unternommene Nachforschungen die Gewissheit, dass die Aufschüttung „Senger“ keine wahrnehmbare archäologische Ausbeute enthält. —

Hr. Rud. Virchow spricht dem unermüdlichen Forscher von Neuem den Dank für seine sorgfältigen Untersuchungen und Beschreibungen aus. Der grössere Theil derselben betrifft ähnliche Bestattungen, wie sie uns aus früheren Berichten bekannt sind; wir sehen daraus, wie ausgedehnt die Bewohnung der Gegend in der Zeit gewesen sein muss, in welcher diese Gräber errichtet wurden. Sie tragen meist den ausgesprochenen Charakter prähistorischer, nicht etwa den assyrischer Anlage. Wesentlich verschieden davon sind die zuletzt beschriebenen Gräber, namentlich die von Tschenachtschi, welche unzweifelhafte Merkmale ihrer späten Errichtung darbieten. Hr. Rösler hat die Traditionen gesammelt, welche sich an diese Stätte knüpfen. Da die Anlage des Dorfes und der Festung Tschenachtschi nach der im 14. Jahrhundert erfolgten Zerstörung der alten armenischen Hauptstadt Ani von Flüchtlingen aus dieser Stadt bewirkt worden ist, so gewähren die aufgefundenen Gegenstände ein lehrreiches Bild von dem Cultur-Zustande dieser alten christlichen Bevölkerung. Die grossen sculpirten Grabsteine zeigen uns zusammenhangende Darstellungen von Menschen jener Zeit, von ihrer Kleidung und Bewaffnung, insbesondere auch von den symbolischen und kirchlichen Ornamenten, welche damals üblich waren. Der grosse Gegensatz dieser Gräber gegenüber den prähistorischen wird sofort ersichtlich; ein innerer Zusammenhang tritt nicht hervor. Es ist eben eine neue Cultur, die hier zur Erscheinung kommt. Nur in der Form der Steinkisten-Gräber und der Kurgane könnte man eine Fortsetzung älterer Gebräuche sehen. Hier fesselt namentlich das Geräth, welches Hr. Rösler jetzt als Keulen-Kopf bezeichnet (Fig. 91) die Aufmerksamkeit, da ähnliche Geräthe in Transkaukasien wiederholt zu Tage gekommen sind. Da jedoch in dem Kurgan von Serti auch die merkwürdige „Lampe aus Kupfer-Bronze“ (Fig. 90) gefunden ist, so wird man den „Keulen-Kopf“ schwerlich in eine andere Zeit stellen können. Wenn auch Hr. Rösler die Bezeichnung als Lampe mit einem Fragezeichen versehen hat, so handelt es sich dabei doch um ein so vollendetes Sculptur-Stück, dass man sie der historischen Zeit wird zuschreiben müssen. Der prächtige Helm und die eingehende Behandlung der Gesichts-Maske können nur aus einem Volke von ausgeprägter Kunstübung hervorgegangen sein; Alles zeigt eine vorgeschrittene Technik und eine feststehende, nach bestimmten Vorbildern arbeitende, geschulte Metall-Industrie. Vorläufig finde ich mehr Anklänge an kaukasische, als an innerasiatische Kunst. —

(11) Hr. Dr. Karutz übersendet aus Lübeck, 13. Februar, folgende Mittheilung:

Volksthümliches aus den baskischen Provinzen.

In einem kleinen Bericht über die baskische Ausstellung in St.-Jean-de-Luz vom Jahre 1897[1], sowie in einer grösseren Arbeit über die Ethnographie der Basken[2]) habe ich hinsichtlich des materiellen Culturbesitzes dieses Volkes von Neuem auf das schnelle Verschwinden der alten und eigenthümlichen Formen hinweisen können. Dass ein Gleiches bei seinem geistigen Besitz, bei den Sitten, Gebräuchen und Anschauungen der Euskaldunak der Fall ist, bezeugen Alle, die in ihrem Lande gereist sind, und beweist ein Vergleich älterer und neuerer Literatur. Es erschien mir daher erwünscht, zu wissen, wieviel Volksthümliches heute in den baskischen Bergen zu finden ist, und zu versuchen, Mittheilungen darüber aus bester Quelle, aus dem Munde eines Basken selbst, zu erhalten. Wenn ich das Resultat, das ich zumeist der gütigen Vermittlung des Hrn F. Bähr, Ingenieur der Real Compañia Asturiana in Udana (Provincia Guipúzcoa) verdanke, in den Verhandlungen dieser Gesellschaft zur Kenntniss bringe, so geschieht das, weil ich aus ihnen die Anregung zu meinen Nachforschungen schöpfte und ich mich gewissermaassen dafür erkenntlich erweisen möchte. Im Besonderen war es der von Hrn. Bartels nach Bosnien geschickte Fragebogen, der mich zur Nachahmung aufgefordert hat. Ich hoffe deshalb, mit den folgenden Notizen, so kurz und spärlich sie auch sein mögen, willkommen zu sein, zumal da sie ein Gebiet betreffen, das von Anthropologen und Sprachforschern zwar häufig, von Folkloristen hier und da betreten wurde, in der neueren Zeit jedoch bei uns in Deutschland, soweit ich sehe, im Sinne unserer Volkskunde wenig beachtet worden ist.

Die baskischen Mädchen heirathen im Allgemeinen im Alter von 20—30 Jahren. Die Frau hat die Auffassung, dass ihr Mann auch ihr Herr ist. Mann und Frau sind, so sagt der Priester bei der Trauung, wie die beiden Hände eines Menschen; jener stellt die rechte kräftigere, die Frau die linke schwächere vor. Der Küster legt nach dem Trauacte dem Manne die Stola auf die Schulter, der Frau dagegen auf den Kopf, als Zeichen ihrer Unterwerfung unter die Herrschaft des Mannes. Das Umgekehrte, das „Pantoffel-Regiment“, kommt natürlich auch hier vor, doch sagt das Sprichwort: „Ein Haus, welches von der Frau regiert wird, ist wie eine Anpflanzung, in der die Ziege haust.“

Gutes Wetter bei der Eheschliessung wird als günstiges Omen betrachtet, die Frau wird in der Ehe gut und fleissig sein; schlechtes Wetter zeigt an, dass sie eifersüchtig und neidisch wird. Die schädlichen Folgen der Bluts-Verwandtschaft zwischen Eheleuten sind allgemein bekannt. Verwandten-Ehen sind deshalb verboten, werden jedoch in Ausnahmefällen, d. h. gegen Bezahlung einer gewissen Summe, deren Höhe sich nach dem Grade der Verwandtschaft richtet, vom Cura gestattet.

Irgendwelche abergläubische Gebräuche oder Zauber, um sich Kindersegen zu sichern, giebt es nicht.

Auf die schwangere Frau wird keine Rücksicht genommen; abgesehen vom Spinnen, Haspeln und Maschinen-Nähen muss sie dieselben Arbeiten verrichten, wie sonst. Sie soll sich aber gut nähren, um später ausreichend Milch für den Säugling zu haben. Die Niederkunft ist meist leicht. Hebammen giebt es nur in den grossen Städten, wie Bilbao und San Sebastian. Bei der Landbevölkerung nimmt

---

1) Intern. Archiv f. Ethnographie, Bd. XI.

2) Globus, Bd. 74, Nr. 21 und 22.

der Mann die Frau während des Geburtsactes auf die Knie, wenn nicht ein Arzt zugezogen wurde, der die Rückenlage im Bett verlangt. Die Nabelschnur wird mit der Scheere durchschnitten, die Placenta im Garten oder im Felde begraben. Besonderer Aberglaube scheint darüber nicht bekannt zu sein.

Knaben sind vielfach, aber nicht durchweg, erwünschter als Mädchen. Ueber Zwillings-Geburten konnte nichts notirt werden, es wird ihnen wohl keine weitere Bedeutung beigelegt. Als Schutzheiligen bei der Entbindung rufen die Frauen San Ramon Nonnato an; besondere Mittel, z. B. gegen schmerzhafte Nachwehen, gegen das — sehr seltene — Wochenbett-Fieber u. s. w. kennen sie nicht.

Von dem Männer-Kindbett (*couvade*) habe auch ich keine Spur entdecken können.

Wenige Stunden nach der Geburt wird das Kind bereits an die Brust der Mutter gelegt. Wernich[1]) macht bei Gelegenheit der Erzählung von der Geburt Heinrich's IV. von Navarra die Bemerkung: „Man steckte ihm nach alter Baskenart ein Stück Knoblauch in den Mund und gab ihm kräftigen rothen Jurançon-Wein zu trinken als erste Mahlzeit.“ Wenn überhaupt je, so existirt diese Sitte jedenfalls heute nicht mehr in den baskischen Provinzen Spaniens.

Die Säuglings-Periode, während der die Mutter sich bemüht, durch Ziehen und Streichen dem Kinde eine gut entwickelte Nase zu schaffen, dauert lange, $1\frac{1}{2}$—2 Jahre; stirbt das Kind während dieser Zeit, so bringt man die Milch der Mutter durch kalte Brust-Umschläge, Kräuter-Auflagen, sowie durch einen Thee zum Versiegen, der durch Auskochen von Schilf- oder Rohr-Wurzeln hergestellt wird und die Nieren-Ausscheidung anregt.

Man schützt seine Kinder durch Amulete gegen den bösen Blick; beim Zahnwechsel wirft man die ausfallenden Milchzähne ins Feuer, damit neue kommen, oder hebt sie auf und trägt sie später als Schmuck in Uhr-Ketten und Ringen.

Die Menstruation tritt mit dem 14. oder 15. Jahre ein und wird vor den Eltern verheimlicht. Bei Menstruations-Beschwerden sollen die Mädchen keine Milch trinken; sonst giebt es keine Volksmittel und auch keinen besonderen Aberglauben in diesem Punkte.

Verkrüppelte Kinder werden besser gepflegt, als die gesunden. Zur Erklärung der Missbildungen sagt man, der Beischlaf zwischen den Eheleuten wäre gegen Absicht und Neigung der einen Seite, nur durch Bitten, Drängen oder Drohen der anderen erfolgt.

Ueber Tod, Begräbniss u. s. w. bestehen folgende Sitten und Anschauungen: Stirbt ein Kind, bevor es zur ersten Communion gegangen ist, also vor dem 13. oder 14. Jahre, so bringt man die Leiche in offenem weissem Sarge zum Kirchhof; Erwachsene erhalten einen schwarzen Sarg, alte Jungfern schwarze Särge mit weissen Schleifen. Sterben gravide Frauen vor der Niederkunft, so öffnet man häufig ihren Leib und legt ihnen das Kind in die Arme. Sterben alte Leute, so zieht man ihnen ein geweihtes Gewand an, das im nächsten Kloster gekauft wird.

Todte, die gestorben sind, ohne gebeichtet zu haben, finden im Grabe keine Ruhe und gehen um; dagegen ist es sehr günstig für sie, wenn die letzte Leiche im Dorfe ein kleines Mädchen unter 10 Jahren war, da sie in dem Falle hinter diesem Engel zum Himmel eingehen.

Bei Krankheiten sollen häufig — gegen gute Bezahlung — die Dämonen von den Priestern unter Beschwörungs-Formeln ausgetrieben werden; gegen Augenleiden gebraucht man Frauenmilch als schmerzstillendes Mittel.

---

1) Reise-Bilder aus Süd-Frankreich, 1879.

Das Familien-Leben ist ausgeprägt und herzlich. Wer seine Eltern schlecht behandelt, wird dasselbe von seinen Kindern erfahren. An vielen Orten zeigt man grosse Steine und Baumwurzeln, von denen die Ueberlieferung Folgendes erzählt: Ein wohlhabender, aber geiziger Bauer, dessen Vater, alt und schwach, nicht mehr arbeiten konnte und auf die Unterstützung des Sohnes angewiesen war, wollte sich diese Last vom Halse schaffen und trug den Greis auf den Schultern zum Hospital. Unterwegs musste er jedoch ausruhen, liess seinen gebrechlichen Vater zur Erde gleiten und setzte sich selbst auf den oben erwähnten Stein oder Baumstumpf. Da fing der Vater an zu zittern und erzählte dem Sohne, dass er selbst vor vielen Jahren auf demselben Steine ausgeruht habe, als er seinen eigenen Vater ins Hospital brachte. Der Sohn nahm darauf, von Angst gequält, schnell seinen Vater wieder auf die Schultern und brachte ihn nach Hause zurück.

Von Festgebräuchen sei erwähnt, dass während der Weihnachtszeit die Kinder am Tage und Erwachsene Abends in den Häusern herumziehen, Lieder von der Geburt des Heilandes singen und dabei um Almosen bitten. Auch am 2. Februar, am San Nicolas-, am Santa Ageda-Tage, sowie bei anderen Gelegenheiten ist dieses Herumziehen der Kinder, ihr Singen und Betteln dabei Sitte. Am Tage vor Ostern bringen die Kinder Wasser und Feuer, das vom Priester in der Kirche gesegnet ist, in die verschiedenen Wohnungen, damit das Haus vor Blitzschlag und Hagelwetter bewahrt bleibe. Mit demselben geweihten Wasser besprengt man das Korn auf dem Felde, um es vor Unwetter und Vernichtung zu schützen. Am San Juan-Tage (24. Juni) segnet der Priester Blumen — meist Lilien oder Weissdorn —, die später an den Hausthüren befestigt werden und Blitz und Feuergefahr abwenden sollen. Zu gleichem Zwecke nagelt man — ebenso präparirte — Kreuze aus Lorbeer- oder Weissdorn-Holz am Palmarum-Sonntage an die Stallthüren und Brunnen oder bringt sie auf den Feldern an.

Endlich kann ich noch Einiges über die Spiele der Basken mittheilen. Die Kinder benutzen Schwirrhölzer, die den im Harz gebräuchlichen „Kläppen" ganz gleich sind: ihre Reigen, Abschlagspiele u. s. w. verlaufen häufig unter Absingen von Kinder-Reimen, von denen einige hier folgen:

	Ordu bata jodne?	Hat es schon eins geschlagen?
Chor:	Ez!	Nein!
	Ordu biak jodne?	Hat es schon zwei geschlagen?
Chor:	Ez! u. s. w. bis	Nein! u. s. w. bis
	Amabik jodne?	Hat es schon zwölf geschlagen?
Chor:	Bai!	Ja!
	Gure ama emendago?	Ist unsere Mutter zu Hause?
Chor:	Baita aita ere.	Auch der Vater.
	Jan due?	Haben sie schon gegessen?
Chor:	Baita eran ere.	Auch schon getrunken.
	Neretzat bazcarie?	Und wo ist mein Essen?
Chor:	Cherrin ascan.	Im Schweinetrog.
	Neretzat olatea?	Und wo sind meine Brödchen?
Chor:	Aven partez osticarea.	An deren Stelle geben wir dir einen Fusstritt.

Zuk ere badaquizu	Du kannst auch
Oraingo modea	Die Mode von heute,
Iñoreñak eran ta	Das Fremde zu verrathen
Issillic zurea.	Und deine eigenen Sachen zu verschweigen.

Anzuolan sedea,	Seide in Anzuola,
Vergaran coipea,	Schmiere (Talg) in Vergara,
Elorrion buzcanza,	Würste (Blutwurst) in Elorrio,
Durangon trompea,	Flöte in Durango,
Urre pichicho,	Sehr niedliches Gold.
Urre pichicho.	Sehr niedliches Gold.
Juana, Josefa, trompeta,	Johanna, Josepha, Schwätzerin,
Jarri belannico	Knie nieder
Adora Jesucristo,	Und bete Jesum Christum an,
Ceinda oficiorik onena.	Was das beste Geschäft ist.
Azaburna loralcen.	Ein blühender Kohlkopf.
Aitocho, amacho,	Papachen, Mamachen,
Urre gorri chiquicho.	Feines rothes Gold.
Ala quinquiñera,	— — — — — — —
Ala samurrera.	— — — — — — —
Maria Plaza berrico	Maria von der neuen Strasse
Gira beste aldera.	Dreh dich um.

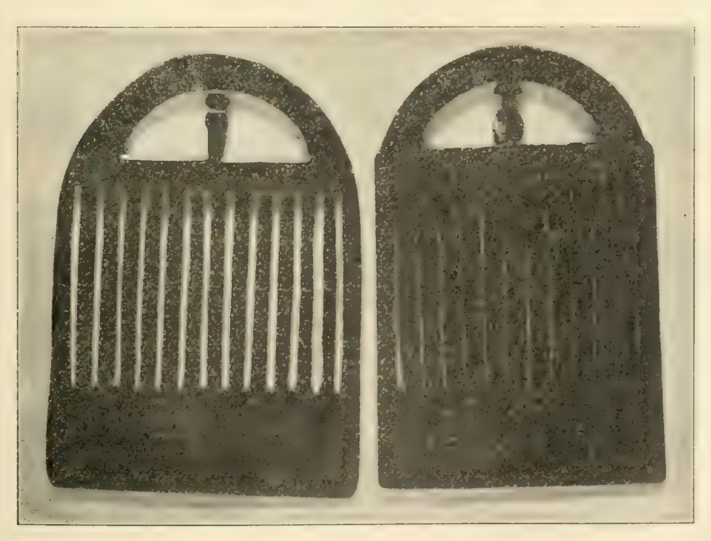
Von den vielerlei Spielen der Erwachsenen ist das bekannteste das Pelota-Spiel. Da über dieses auf die Griechen zurückgeführte, geschichtlich aber erst 1789 beglaubigte National-Spiel eine umfangreiche Literatur existirt, so erübrigen sich hier Beschreibungen oder Besprechungen desselben. —

(12) Hr. R. Andree in Braunschweig sendet eine Notiz über

Webe-Brettchen aus der Lüneburger Heide.

Da die Verbreitung der Band-Webe-Brettchen neuerdings in der anthropologischen Gesellschaft wiederholt erörtert wurde, so sende ich hierbei die Abbildung von zwei Exemplaren (Fig. 1 und 2), welche ich im verflossenen Herbste bei dem Wollkötner Päsel in Teschendorf, Kreis Isenhagen, für das städtische

Fig. 1. Fig. 2.



Museum in Braunschweig erwarb. Der sehr alte Mann legte mir auch Bänder vor, die er damit hergestellt hatte: jetzt, sagte er, seien sie kaum noch im Gebrauch.

Bei dieser Gelegenheit will ich darauf aufmerksam machen, dass Otis Tufton Mason in Washington die Frage nach der Verbreitung dieses Webe-Geräths zuerst im Jahre 1896 angeschnitten hat, und zwar sandte er mir eine Umfrage über die Uebereinstimmung einer amerikanischen und einer finnischen Webe-Vorrichtung (abgedruckt im Globus, Bd. 69, S. 12 mit Abbild.). Es handelt sich hier um unsere Webe-Brettchen, und das von Mason aus Finland abgebildete Exemplar gleicht genau den hier abgebildeten.

Das ethnographisch Belangreiche aber bei der Sache ist, dass solche Webe-Rahmen auch bei den Pueblos von Arizona und Neu-Mexico im Gebrauche sind; einen solchen Apparat von den Zuñi bildet Mason im Globus auch ab. Freilich besteht er nicht aus einem einzigen Stück Holz, sondern ist aus durchlöcherten Stäbchen zusammengefügt, im Princip und Gebrauch aber genau unseren Webe-Brettchen entsprechend. Mason beschäftigt sich alsdann mit der Frage der Entlehnung oder selbständigen Entstehung des Geräthes bei den Pueblos-Indianern und weist darauf hin, dass ähnliche Webe-Brettchen in den ländlichen Gebieten von Connecticut und West-Virginia im Gebrauche waren. —

(13) Hr. Hermann Busse legt vor

Fisch-Speere aus der Spree-Gegend bei Fürstenwalde, Kreis Lebus.

Aus verschiedenen Orten unweit Fürstenwalde habe ich 5 Fisch-Speere gesammelt, die ich dem Trachten-Museum überweise.

Die Speere sind alle 5 verschieden, aus Eisen geschmiedet. Da das Fisch-Stechen seit Anfang dieses Jahrhunderts verboten ist, dürfen solche Speere heut nicht mehr angefertigt und auch nicht mehr verkauft werden. Trotzdem wird jetzt noch, wo das Auge des Gesetzes nicht wacht, das Fischstechen als Sport, auch von Kindern betrieben.

Fig. 1. Die ganze Länge des Speeres beträgt 32, die Breite 19 *cm*. Oben ist eine 4 *cm* weite Tülle, in der der Holzstab befestigt wird, mit 2 Nietlöchern. Die Tülle läuft dann gabelförmig aus, und an der Gabel ist ein $1^1/_2$ *cm* breites Querstück geschmiedet, in dem die neun 1 *cm* starken und $14^1/_2$ *cm* langen, runden Zinken eingenietet sind. Die beiden äusseren Zinken sind spitz, dann folgen nach innen 2 Zinken mit nach innen stehenden Widerhaken; die Mittelzinke hat dann 2 Widerhaken. Dieser Speer wurde für grössere Fische, wie Welse und grosse Hechte, gebraucht. Jedenfalls waren unsere Flüsse, ehe dieselben mit Dampfschiffen befahren wurden, fischreicher, und es gab auch grössere Fische, als heute. Die Welse werden bekanntlich sehr alt; Exemplare von 50 bis 100 Pfund waren gar nicht selten. Da der Wels ein recht bequemer Fisch ist, der ruhig im Wasser steht und sein breites Maul so lange aufsperrt, bis die kleineren Fische ihm hineinschwimmen und er dann nur zuzuschnappen braucht, so ist er verhältnissmässig leicht zu stechen.

Fig. 1.



Fig. 2. Mittel-Länge 21,5, Seiten-Länge 27,5, untere Breite 18, Breite des Querstückes 10 *cm*, Höhe desselben 3 *cm*. Die 9 Zinken sind 4kantig, 1 *cm* Quadrat, unten spitz; die Mittelzinke hat an beiden Seiten einen Widerhaken; sämmtliche anderen Zinken haben einen nach

innen stehenden Widerhaken von 1.5 *cm* Länge. Oben am Speer ist wieder die Tülle, in welcher der Stab befestigt wurde, mit einem Nietloch versehen.

Fig. 3. Mittel-Länge 18, Seiten-Länge 20, untere Breite 12 *cm*, die Zinken 1 *cm* breit. Dieser Speer hat keine Tülle und ist aus einem Stück kunstvoll gearbeitet. Aus einem breiten, flachen Stück Eisen, das mit 2 Nieten an einem Stab befestigt wurde, sind 7 rundliche Zinken herausgeschmiedet, die Mittelzinke ganz gerade mit 2 Widerhaken, die anderen nach aussen gebogen, mit einem nach innen stehenden Widerhaken.

Fig. 2 und 3 sind Hecht-Stecher. Die Hechte sind namentlich zur Laichzeit im Frühjahr, wo sie in Gräben und in seichten Gewässern laichen und dabei ganz still stehen, leicht zu stechen, hauptsächlich des Abends, wobei sogar noch Fackeln angezündet werden, wodurch der Fisch geblendet wird.

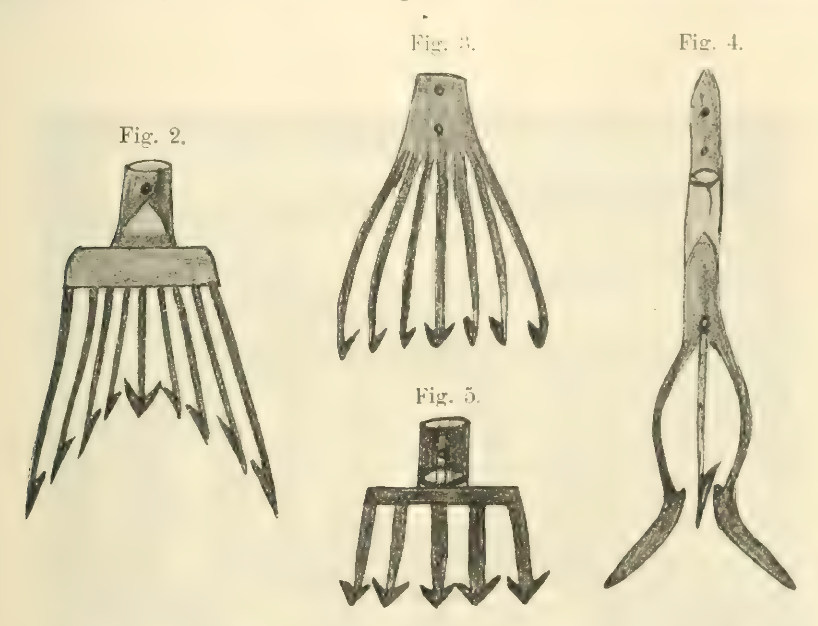


Fig. 4 ist ein Aal-Stecher. Länge 41, untere Breite 14 *cm*. In der Tülle wird der Holz-Stiel durch 3 Nietlöcher befestigt, daran sind nach aussen gebogen, unten $1\,^3/_4$ *cm* breite, scheerenartige, spitze Zinken geschmiedet; in der Mitte ist ein 15 *cm* langer, runder, spitzer Dorn mit Widerhaken genietet. Die scheerenartigen Seiten-Zinken federn beim Stechen und sind nach innen geschärft, so dass der Fisch von dem Widerhaken festgehalten wird. Die Aale werden meistens gestochen, wenn sie im moorigen Grunde gekrümmt ihren Winterschlaf halten. Am besten erkennt man die Ruhestelle, wenn auf dem Wasser eine leichte Eisdecke gefroren ist. Dann setzt sich von unten ein Kreis leichter Luftperlchen am Eise fest, die vom Aal herrühren. Die Kenner stossen dann mit dem Aal-Speer gerade hinunter in den Morast und haben unfehlbar den Aal gefangen.

Fig. 5 stellt einen kleinen Speer vor mit 5 Zinken, die aber sämmtlich mit 2 Widerhaken versehen sind. Dieser Speer ist 11 *cm* breit und aus Eisenblech geschmiedet; die Zinken sind $1\,^1/_2$ *cm* breit. Die ziemlich dicke Tülle hat 1 Nietloch bei 3,5 *cm* Durchmesser. —

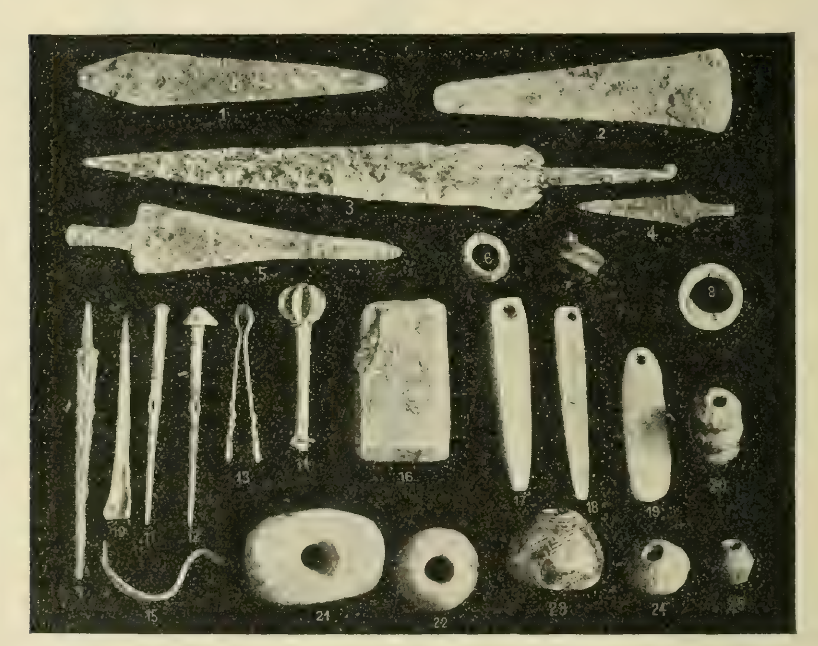
(14) Hr. Max Ohnefalsch-Richter berichtet, in Fortsetzung seines Vortrages in der Sitzung vom 14. Januar (S. 29),

Neues über die auf Cypern mit Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers, der Berliner Museen und der Rudolf-Virchow-Stiftung angestellten Ausgrabungen.

XII. Die Spinn-Wirtel, Kunkeln und Schmuck-Perlen.

Ich habe bisher absichtlich fast nur die Thongefässe der Kupferbronze-Zeit vorgeführt und für die Fixirung der Schichten benutzt, da sie, weil am meisten charakteristisch und am wenigsten vergänglich, dazu auch am besten geeignet sind. In Fig. XX, 23 und 24 und Fig. XXIV, 21—23 führe ich nun ferner sechs thönerne Spinn-Wirtel vor.

Fig. XX.



Viele Gräber der ältesten Schicht enthalten, weil zu der Zeit der Mensch sich noch in Blätter und Felle hüllte, noch gar keine Spinn-Wirtel. Aber vereinzelt treten sie doch schon in der I. Periode polirt und unpolirt auf, werden in der II. Periode sehr häufig, und fortfabricirt bis in die V., bezw. VI. Periode.

Fig. XX, 23 stellt einen schön roth polirten, mit eingeritzten und weiss ausgefüllten Ornamenten verzierten Spinn-Wirtel von einfacher, unten abgerundeter Kegelform dar. Vergl. K. B. H., Taf. CLXX, 15m, und C. M. C., Taf. III, 668.

Fig. XXIV, 21 von ähnlicher Form, aus der V. Periode und dem Pyla-Grabe.

Fig. XXIV, 22. Form schon überleitend zu der abgerundeten Doppel-Kegelform des Wirtels. Aehnlich C. M. C., Taf. III, 684.

Fig. XXIV, 23. Beide aus demselben Grabe.

Die Perioden II ohne, und III mit phrygisch-hetitischen, protokykladischen Einflüssen enthalten nur thönerne Spinn-Wirtel. Erst in der darauf folgenden kyprisch-

spätkykladischen Periode IV erscheinen die doppelkegelförmigen und stets kleineren steinernen Wirtel und Schmuck-Perlen, wie Fig. XX, 25 u. XXIV, 26—29, und C. M. C., Taf. III, 709, und werden dann auch in Thon und in gleicher Grösse nachgeahmt, wie Fig. XX, 24, von oben gesehen mit eingeritzten Ornamenten und aus grauem Thon (auch C. M. C., Taf. III, 702). Man ahmt aber auch die schwarze, glänzende Oberfläche der steinernen Spinn-Wirtel in Thon so täuschend nach, dass man bei flüchtiger Besichtigung diese so nachgebildeten thönernen Wirtel für steinerne halten kann.

Im Grabe des assyrischen Keilschrift-Cylinders (K. B. H., S. 37 u. 38, Fig. 34, *n* und *o*) kamen z. B. auch gleich grosse doppelkegelförmige Wirtel, gleichzeitig aus Thon und Stein vor. Die kleinen steinernen Doppelkegel-Wirtel oder Schmuck-Perlen treten in den Perioden IV und V wiederum viel zahlreicher, als sonst irgendwo in der Welt auf.

Während die thönernen Spinn-Wirtel in der Bronzezeit verschwinden und schon in der V. Periode der Mykenae-Schicht seltener vorkommen, werden die steinernen Doppelkegel-Wirtel (bezw. Schmuck-Perlen) in gewissen Gegenden der Insel, besonders zu Amathus, aber auch verzeinzelt zu Tamassos, während der älteren gräco-phönikischen Eisenzeit-Cultur besonders in der Fibel-Schicht eine Zeit lang fortfabricirt und finden sich daher in den Gräbern des betreffenden Zeit-Abschnittes[1]).

Andererseits giebt es ganze Gräber-Felder auf Cypern, die der ältesten Eisenzeit zugehören und in denen auch diese steinernen Spinn-Wirtel, bezw. Schmuck-Perlen von Doppelkegel-Form vollkommen fehlen. Einmal gelang es mir (1884), in dem frühen gräco-phönikischen Grabe zu Kurion, welches das in K. B. H., Taf. CXCIX, 3 abgebildete Goldblatt, die rohe Thon-Figur einer Aphrodite-Astarte mit Säulenfuss und eine bronzene Lanzen-Spitze (Fund im Berliner Antiquarium) enthielt, einen bronzenen Spinn-Wirtel von flacher Kegelform auszugraben. In einem anderen einzigen Ausnahmefalle habe ich 1880 in einem alt-gräcophönikischen Grabe Kitions einen mächtigen thönernen unverzierten Spinn-Wirtel von hoher abgerundeter Kegelform entdeckt, der aber in Thon, Technik und Grösse vollkommen von den Thon-Wirteln der Kupferbronze-Zeit abwich.

Die thönernen Spinn-Wirtel treten ebenfalls während der Kupferbronze-Zeit in Cypern in enormen Mengen, viel häufiger als irgendwo sonst auf, unterscheiden sich aber von den Wirteln anderer Länder, so auch von den hissarlikischen durch Thon, Technik und Ornamente. Thon-Wirtel mit eingeritzten Schriftzeichen, Symbolen, Thier-Bildern, wie in Hissarlik, fehlen (von einer Ausnahme K. B. H., S. 64, Fig. 64 abgesehen) auf Cypern, wo wir sie dagegen häufig auf den steinernen (hier Fig. XXIV, 19) und selten auf thönernen (K. B. H., S. 64) Cylindern, sowie auf den Relief-Vasen (K. B. H., S. 63; Verhandl., S. 50, Fig. IV, 12) finden. Auch die auf Hissarlik-Wirteln[2]) so häufigen Haken-Kreuze fehlen den kyprischen.

1) Im Journal of Cyprian Studies, Pl. I, Fig. 56—58, 60, 229—232, 237—239 (K. B. H., Taf. CCXIII, Fig. 10—22) habe ich eine Anzahl thönerner und steinerner Spinn-Wirtel und Schmuck-Perlen verschiedener Formen und Decorationen abgebildet. In der Periode VI der Uebergangs-Schicht von der Bronze- zur Eisenzeit und in der ältesten Eisenzeit selbst kommen noch ganz flache Stein-Wirtel oder Perlen, oft mit concentrischen Kreisen verziert, vor (Journal of Cyprian Studies, Pl. I, 233–235 (K. B. H., Taf. CCXIII, 23–25 und C. M. C., Taf. III, 232), auch einer im Katydata-Linu-Grabe, K. B. H., Taf. CLXXII, 17a, b; diese sind aber nicht mit den ganz flachen Wirteln aus Glas und Alabaster zu verwechseln, die in der griechisch-römischen Zeit erscheinen.

2) Bekanntlich sind die sogenannten thönernen Spinn-Wirtel während der Kupferbronze-Zeit auch in den Pfahlbauten der Schweiz und Savoyens (z. B. bei Gross, Les Protohelvètes), den Terramaren Italiens (Helbig, Die Italiker in der Po-Ebene) und in Por-

Der in Fig. I, 20 abgebildete thönerne Gegenstand (vgl. K. B. H., Taf. CXLIX, 11 und CLXXII, 15e und CCXIII, 7a = Verhandl. d. Berliner Anthropolog. Gesellsch. 1891, S. 41, Fig. 21), der aus drei aneinandergestellten Kugeln besteht, wird der obere Theil einer kleinen Kunkel sein und ist dem Kopfe einer Rohr-Kunkel, wie sie heute bei den Cyprioten in Gebrauch ist (vgl. K. B. H., Taf. CCXIII, Fig. 7b und 7c = Verhandl. 1891, S. 41, Fig. 22 u. 23), nachgebildet. Der Gegenstand stammt aus dem Grabe IX der im December 1884 und Januar 1885 in der Fels-Nekropole von Hagia-Paraskevi bei Nicosia angestellten Ausgrabung (C. M. C., Nr. 708).

Dabei verweise ich gleich auf die hier (Fig. XX, 14) abgebildete (C. M. C., Nr. 599, S. 54), von der Mitte an abgebrochene Bronze-Kunkel (C. M. C., Taf. III, Nr. 599), mit der die heute in Philadelphia befindliche, in den Verhandl. d. Berl. Anthropol. Gesellsch. 1891, S. 41, Fig. 25 (= K. B. H., Taf. CCXIII, 8a) illustrirte Bronze-Kunkel zu vergleichen ist[1]). Diese Bronze-Kunkeln sind der späteren Bronzezeit Cyperns eigen.

XIII. Stein-Geräthe und Stein-Schmuck.

Gegenstände aus Stein sind in Fig. XX, 16—19, 21 und 22 abgebildet, und zwar in Fig. XX, 11 ein Probirstein (C. M. C. 488), in Fig. XX, 17—19 drei, in Fig. XX, 10 und 11 zwei, also im Ganzen 5 Schleifsteine verschiedener Formen, wozu noch K. B. H., Taf. CXLIV, 9B und C. M. C., Taf. III, 481 und 486 zu vergleichen ist. Sie beginnen mit dem Auftreten der ältesten Kupfer-Gegenstände und gehen bis in die Periode VII, die Uebergangs-Schicht zur Eisenzeit, hinunter[2]).

Fig. XX, 17 u. 18 = C. M. C. 481 und 482, und Fig. XX, 19 = C. M. C. 486.

Diorit-Kugeln, wie die Fig. XX, 22 (C. M. C., Taf. III, 651) abgebildete, die Much wohl richtig zuerst als Keulen-Knäufe gedeutet hat, obgleich sie auch als Spinn-Wirtel für Kameel- und Ziegenhaar benutzt sein können[3]) (Dümmler, Mittheil. 86, S. 217, Beil. I, Fig. 12, der häufig abenteuerliche Deutungen anstrebte, hat diese Kugeln zu Schleuder-Geschossen machen wollen, — ein durchaus verfehlter Deutungsversuch), sind ebenfalls für die cyprische Bronzezeit bezeichnend, beginnen aber nicht vor der IV., der kyprisch-spätkykladischen Periode, und verschwinden in der V. mit den Mykenae-Gefässen (bezw. in der Uebergangs-Schicht der Periode VI). Diese bald fast kugelrunden, bald mehr langgestreckten, eiförmig-elliptischen, bald zusammengedrückten steinernen Gegenstände sind ausserordentlich exact unter Inanspruchnahme irgendwelches mechanischen Hülfsmittels gearbeitet und polirt; das immer vorhandene Bohrloch ist stets auf einer Seite weiter als auf der anderen, so dass ein hineingestossener Stab festsitzen musste[4]).

Stein-Hämmer, wie der in Fig. XX, 21 (und C. M. C., Taf. III, 491) abgebildete, sind ebenfalls in cyprischen Bronzezeit-Gräbern nicht selten, beginnen dagegen schon, ziemlich roh ausgeführt, in den allerältesten Gräbern der Kupferzeit[5]).

tugal (Cartailhac, Les âges préhistoriques d'Espagne et du Portugal, p. 278) zahlreich gefunden. Die steinernen Spinn-Wirtel, besonders auch in Doppelkegel-Form, kommen dagegen in den Mykenae-Gräbern auch ausserhalb Cyperns, in Mykenae selbst und in Jalysos auf Rhodos häufig vor (C. M. C., S. 23, 58). Auch treten sie in den Nekropolen von Villanova und Golasecca während der ältesten Eisenzeit nicht selten auf.

1) Eine ähnliche aus Silber in Hissarlik; vergl. K. B. H., Taf. CXLVI, 2.

2) Vergl. Mittheilungen. Athen 1886. S. 209. Beil. 1, Fig. 13.

3) Vergl. Verhandl. 1891, S. 41.

4) Vergl. K. B. H., Taf. CXLIX, 16, und Text S. 459.

5) Ebenda 17, 18 und 20 andere Exemplare von Stein-Hämmern; 19 ein polirter Stein-

Schliesslich sei noch der Ringe und Perlen aus Agalmatolith Erwähnung gethan (eine Agalmatolith-Perle im Pyla-Grabe, Fig. XXII, 24), die auf Cypern schon in der III., protokykladischen Periode vereinzelt, aber besonders in der Periode IV und V, der kyprisch-spätkykladischen und kyprisch-mykenischen Periode, und dann wieder vereinzelt in Periode VI (einmal mehrere Agalmatolith-Ornamente, mit den Fibeln Fig. XXV, 9—11 gefunden) auftreten [1]. In einem Falle fand ich (1885 in einem Grabe zu Hagia-Paraskevi) einen ganzen Satz verschieden grosser Agalmatolith-Ringe, die ich leider nicht gewogen habe. Es waren sicher Gewichts-Ringe. Ein solcher Agalmatolith-Ring im C.-M. ist abgebildet C. M. C., Taf. III, 636.

Endlich ist noch ein kleines, aus einer dünnen Platte hergestelltes Agalmatolith-Idol zu erwähnen, das in einem Grabe zu Hagia-Paraskevi gefunden und in meinem Werke K. B. H., Taf. CLXXV, Fig. 15a und b abgebildet wurde. Es ist in der kyprischen Abtheilung des Berliner Antiquariums ausgestellt.

XIV. Die Cylinder. Ursprung und Beginn des cyprischen Syllabars.

Die Schmuck- und Siegel-Cylinder, die in der cyprischen Bronzezeit vorkommen, bestehen theils aus Stein, theils aus künstlicher Masse, den Stein imitirend [2], theils aus Elfenbein, Elfenbein-Masse, glasirtem oder gewöhnlichem Thon. Die ersten Cylinder tauchen als vereinzelte Import-Stücke in sehr frühen Gräbern auf, vielleicht schon in der II. Periode, obgleich ich noch keinen so früh selbst in einer Ausgrabung constatiren konnte. Sicher ist nur, dass der bereits oben S. 39 erwähnte Cylinder von Naram-Sin, dem Sohne Sargon's I., auf Cypern gefunden wurde. Die näheren Fund-Umstände fehlen. Dagegen ist es mir gelungen, 1885 den schon mehrfach erwähnten, um 2000 v. Chr. zu setzenden Keilschrift-Cylinder in einem Grabe der IV. vormykenischen Periode zu Hagia-Paraskevi, und 1894 einen cyprischen Stein-Cylinder in einem Grabe der V. Periode mit einer Mykenae-Vase, die aus der Zeit um 1400—1200 datirt, in Nikolides bei Idalion auszugraben. Der letztere, den ich unter den Projections-Bildern während meines am 14. Januar gehaltenen Vortrages vorführte, wird in meinem nächsten grossen Werke Tamassos und Idalion veröffentlicht werden. Ein inhaltlich und stilistisch vollständig gleichwerthiger Cylinder aus schwarzem Stein (Fig. XXIV, 19) stammt aus dem Pyla-Grabe mit mykenischen Thongefässen, während der in Fig. XXIV, 18 abgebildete Cylinder aus künstlicher Masse von einem Hirten in einem Grabe derselben

---

Meissel. Eine Steinzeit ist bekanntlich auf Cypern noch nicht nachgewiesen. Mir sind nur zwei Manufacte aus Feuerstein bekannt. Das Stück eines Feuerstein-Messers (jetzt in Leipzig) kaufte ich von einem Bauern in Alambra, während ich eine glatt gearbeitete Feuerstein-Platte selbst ausgegraben habe, die ich in meinem Werke Tamassos und Idalion veröffentlichen werde. C. M. C., S. 13 und S. 52, Nr. 470; ferner S. 181 haben auch John L. Myres und ich das uns über die Spuren der Steinzeit auf Cypern Bekannte zusammengetragen. Stücke Nephrit und ein polirter Stein-Meissel (jetzt im Cyprus-Museum, C. M. C., Nr. 470) sind in Gräbern der Mykenae-Schicht zu Kurion 1895 von H. B. Walters (vergl. C. M. C., p. 180) gefunden.

1) Einmal fand ich zu Hagia-Paraskevi eine in Silber gefasste Agalmatolith-Kette in einem vorkykladischen Erd-Grabe der Periode III, erwähnt von Dümmler, Mittheilungen 1886, S. 217: damit zu vergleichen die Kette aus Amorgos, Mittheilungen 1886, Beilage 1, D, 1. Vergl. C. M. C., S. 55, Nr. 634—637.

2) Das hat zuerst Hr. Prof. Dr. Weeren nachgewiesen, dem ich ein Stück eines solchen metallisch glänzenden angeblichen Stein-Cylinders zur Analyse 1892 übergab. Diese Stein-Imitationen bestehen in der Hauptsache aus Kupfer-Oxyd, welches in den Kupfer-Schmelzen gewonnen wurde.

Nekropole von Nikolides mit Mykenae-Gefässen ausgescharrt wurde, welcher der von mir 1894 ausgegrabene Cylinder entnommen ist.

Wie auf dem Nikolides-Cylinder der 1894er Ausgrabung (jetzt im Antiquarium zu Berlin) ist auf dem Pyla-Cylinder die Anbetung des heiligen Baumes dargestellt, der auf Cypern von der III. Periode der cyprischen Vorgeschichte an eine grosse Rolle spielt und auch auf den roththonigen Relief-Vasen mit Schlange und Hirsch zusammen auftritt[1]).

Der Stamm des heiligen Baumes wird auf unserem Pyla-Cylinder von zwei schwer erkennbaren Thieren, links vielleicht von einer aufsteigenden Schlange bewacht. Darauf folgt nach links zu auf dem abgerollten Siegel-Bilde die anthropomorphe Figur eines Gottes, Königs oder Hohenpriesters in langem Gewande, der mit herabhangenden Armen auf einem langgeschwänzten und langhalsigen Thiere steht[2]), oben umgeben von zwei Sonnen-Scheiben. Der Mensch daneben hält mit der erhobenen Linken den Lustrationszweig über ihn und fasst mit der Rechten hinab nach der geflügelten Sonnen-Scheibe. Ein Vogel schwebt rechts unter ihm. Der Cylinder gehört zu der auf Cypern sehr häufig, aber ebenso in Klein-Asien gefundenen Gattung von Cylindern, in denen man wohl mit Recht einen starken hetitischen Einfluss oder direct hetitische Arbeit und in den auf diesen Cylindern vorkommenden Zeichen hetitische Hieroglyphen erblickt[3]). Der 1894 in einem Grabe zu Nikolides in demselben Gräberfelde, in welchem ein Hirt beim Weiden den Cylinder Fig. XVIII mit mykenischen Gefässen fand, ebenfalls mit einem Mykenae-Gefässe ausgegrabene Cylinder ist in derselben Technik gearbeitet und mit einem ähnlichen Motive am heiligen Baume, wie der hier abgebildete Cylinder Fig. XIX, versehen.

Ich lasse hier gleich die Beschreibung des Cylinders Fig. XVIII, der aus künstlicher Masse hergestellt ist, folgen, obgleich er in durchaus anderer, viel vollendeterer Technik gearbeitet ist und zu einer anderen Gattung in Cypern, jedoch in derselben Schicht vorkommender Cylinder gehört. Er stammt also aus Nikolides bei Idalion (und nicht von Pyla). Wir sehen (das abgerollte Siegel-Bild wurde beim Photographiren irrthümlicher Weise verkehrt befestigt; man muss also das Bild umdrehen) in zwei Reihen angeordnet oben einen Halb-Mond und eine geflügelte Sonnen-Scheibe, dann zwei hintereinander herfliegende Vögel (Tauben?), unten einen Kentaur[4]), die Rechte erhoben, die Linke einen ausgeschweiften Schild haltend, davor eine Punkt-Rosette und einen lang gehörnten Thierkopf; dahinter folgt ein Löwe, der ein Thier zerfleischt. Dieser Cylinder erinnert viel mehr an mykenische Steinschneide- und Goldarbeiten und ähnelt mehr der gleich zu besprechenden Gattung der technisch vollendetsten hetitisch-kyprischen (mykenischen oder mykenisirenden) Siegel-Cylinder.

Bevor ich den unserem Pyla-Cylinder entsprechenden Nikolides-Cylinder selbst ausgrub, habe ich diese cyprischen, roh gearbeiteten Stein-Cylinder, auf denen

1) Ueber den heiligen Baum auf Cypern habe ich in meinem Werke K. B. H., S. 32—227 ausführlich gehandelt.

2) Bekanntlich ein der hetitischen Kunst sehr geläufiges Motiv.

3) Cesnola-Stern, Taf. LXXVI, Fig. 15, 18, 21; LXXVII, 25 und 30. Mein K. B. H., Taf. XXVIII, 17, 22; XXXI, 7, 8, 11, 13 und 14; LXIX, LXXIV, 1—4; LXXXVII, 1—9; S. 32, Fig. 1 und 2; S. 34, Fig. 22—28.

4) Der Kentaur ist sicher hetitisch-kyprisch-mykenischen und vermuthlich arischen Ursprungs. Das Nähere findet man darüber unter Kentaur in meinem K. B. H. (s. Index und oben S. 75). Ich habe das durch die antiken Schriftquellen verbürgte gehörnte kyprische Kentauren-Geschlecht in Dutzenden von Weihgeschenk-Terracotten nachgewiesen.

Baum-Anbetungen, Ochsenköpfe, Ochsenopfer[1], Jagdscenen mit Hirsch und Mufflon, sowie Bilder einheimischer Vierfüssler und Hausthiere, Vögel, anthropomorphe Götterbilder und Menschen, Sonnenscheiben, Halbmonde, Rosetten, hetitische und kyprische Schriftzeichen und ähnliche Zeichen und Symbole vorkommen, für viel älter gehalten. Ich glaubte, dass sie den babylonisch-assyrischen Cylindern, auf denen wilde Thiere eine so grosse Rolle spielen, zeitlich vorangegangen seien, und F. Dümmler u. A. sind mir darin gefolgt. Jetzt stellt sich durch die Funde das umgekehrte Verhältniss mit zweifelloser Sicherheit als das allein Richtige heraus. Die Fabrication dieser Cylinder, die Cypern mit Klein-Asien, besonders Kilikien, gemeinsam zu haben scheint (obgleich ich auch hier eine rein local kyprisch gefärbte Schule zu erkennen glaube[2]), fällt in das zweite Jahrtausend v. Chr. und blüht besonders um dessen Mitte.

Eine andere Gruppe in Cypern viel gefundener Cylinder, deren Schnitt eine andere Werkstatt oder Phase der Steinschneidekunst und trotz aller Rohheit einen gewissen Fortschritt verräth, zeigen dagegen thierköpfige und thierhaltende Dämonen, Fabelwesen, Sphinxe, Greife und besonders häufig Reigentänze von drei Figuren ausgeführt. Der Ochsenkopf spielt noch eine grosse Rolle, aber dazu treten hier häufig schon beobachtete Punkt-Rosetten und ein heiliges Zeichen, das wie ein flammender Baum, bald wie eine Abbreviation des paphischen Tempels aussieht, z. B. K. B. H., S. 89, Fig. 122—124 und Taf. LXXXVII, 3—5, 7—9, Taf. CXXVIII, 4—6.

Alle diese Cylinder verrathen einen specifisch hetitischen Charakter, und einzelne mögen überhaupt rein archaisch-hetitische sein. Dann treten wieder andere auf, die eine weitere Entwickelungsstufe hetitisch-kyprischer Cylinder-Glyptik darstellen. So wird z. B. der in K. B. H., S. 33, Fig. 13 = ebenda Taf. XXXI, 14 abgebildete, auf Cypern gefundene Cylinder aus künstlicher Elfenbeinmasse, den die vorderasiatische Abtheilung der Berliner Museen von mir erworben hat, allgemein (so auch von Erman) für ziemlich oder ganz rein und vollendet hetitisch gehalten. Um einen heiligen, als Ashera gedachten Pfahl sitzen Flügel-Sphinx und Greif. Dabei scheinen Stil und Motiv bereits zur gräco-phönikischen und archaisch-griechischen Kunst überzuleiten.

Nachdem, wie ich gleich noch weiter ausführe, es als erwiesen zu betrachten ist, dass die Hetiter, sowie die Träger der mykenischen Cultur auf Kypros gewohnt und gearbeitet und uns Mengen von Cylindern verschiedener Gattungen und Stilrichtungen und in verschiedenen Graden der Ausführung hinterlassen haben, nehme ich auch nicht mehr Anstand, zu folgern, dass der herrliche hetitische (quasi-mykenische?) Cylinder des Grafen Tyskiewicz (jetzt in Boston), den W. Fröhner

1) Vgl. oben S. 66.

2) Nicht unterlassen darf ich, auf die von Bliss (Mound of many cities, p. 79, Fig. 126—130) zu Tell-el-Hesy in der vierten Stadt gefundenen Stein-Cylinder aufmerksam zu machen, welche kyprischen ungemein ähneln. Da er mit derselben Schicht (abgebildet ebenda Taf. IV, Nr. 175) eine cyprische Eulen-Kinderklapper (wie unsere weiter unten folgende Abbild. Fig. XXIV, 12), kyprische halbkugelförmige, bemalte Schalen (Bliss, Taf. IV, 81, wie unsere Fig. VI, 10, S. 53), Flaschen der kyprischen Fussring-Waare (Bliss, Taf. IV, 184, wie unsere Fig. VI, 13, S. 53 und unten Fig. XXIV, 3), kyprische Feldflaschen derselben Technik (Bliss, Taf. IV, 186, wie unsere Fig. IV, 9, S. 50), ein unbemaltes (mykenisches? Vorraths-Gefäss (Bliss, Taf. IV, 179, Form wie unsere Fig. VI, 17, S. 53) ausgegraben hat, so ist nicht ausgeschlossen, dass auch diese Cylinder mit entsprechenden Gravirungen von Kypros nach Palästina gelangten.

und S. Reinach[1]) veröffentlicht haben und der von Cypern stammt, auch auf Cypern fabricirt ist und sogar an mykenische Kunstweise heranreicht. Man sieht in der Mitte auf einem Lager ausgestreckt eine menschliche Figur den Flammentod erleiden und links und rechts zwei Personen in Adoration herantreten. Links folgt eine Gruppe von Stier und Löwe mit einem Manne darüber und dann drei weitere Personen; rechts schliesst sich die Gruppe von zwei gegeneinander heraldisch aufgerichteten Löwen mit dem Halbmond und Sonnenstern, schliesslich ein zweiköpfiger Dämon an. Unter dieser breiten Bilderzone bemerkt man in einer schmäleren allerlei Gefässe (eines in mykenischer Form), Dreifüsse, Köpfe (darüber einen Ochsenkopf), sowie zwei liegende Figuren. Ein Rahmen aus einer Doppelreihe von Spiralen[2]) schliesst die Darstellung oben und unten ab. Auf dem Boden dieses Cylinders, dessen Spitze breloquenartig verlängert und durchlocht ist, sieht man wiederum in einem Rahmen aus zwei Spiralkreisen acht hetitische Schriftzeichen.

Ein diesem cyprischen Funde vollkommen identischer (was auch Reinach erkannt hat), im Louvre befindlicher Fund soll in Lydien[3]) gemacht sein und von Perrot publicirt werden. Beide Stücke stammen sicher aus derselben kyprischen (oder kleinasiatischen?) Werkstatt. Der in Lydien gefundene, auch gleichgeformte Cylinder hat genau geschnittene Figuren in hetitischer Tracht, eine mit Schnabelschuhen, dasselbe aufgerichtete Löwenpaar, zwei vogelköpfige Dämonen u. s. w., sowie dieselbe Rahmen-Decoration, nur mit dem Unterschiede, dass dieselbe unten aus den fortlaufenden Spiralmustern, oben aus einem zierlichen Flechtband-Muster besteht, dem wir in dieser Weise in der frühen gräco-phönikischen Kunst besonders auf Rhodos und Kypros wieder häufig begegnen.

Zu diesen zwei kyprisch-hetitisch-mykenischen Cylindern kann ich nun ein drittes Exemplar derselben Kunst und Zeit beibringen, das ich bereits in meinem K. B. H. S. 290 als hetitisch genau beschrieben und zwei Male, einmal bei Besprechung der thierköpfigen Thierbändiger (Taf. XCVI, 5) und einmal bei Besprechung der Reigentänze (Taf. CXXVII, 1, vergl. auch Text S. 431 und 444 mit Erklärungen von Dr. H. Schmidt, sowie S. 446 meinen Excurs über den Reigentanz) abgebildet habe. Dieser in der Pariser Bibliothèque Nationale aufbewahrte hochinteressante Cylinder, über dessen Provenienz nichts bekannt ist, wurde zuerst in Layard's Werke (Recherches sur le culte de Mithra) Taf. XXIX, 1, sowie auch von

1) S. Reinach, Cylindre Hittite: Revue Archéologique 1898, I, Pl. IX, S. 421.

2) Das Spiral-Ornament erscheint auf Cypern auch zuerst auf den kyprischen Cylindern, z. B. K. B. H., Taf. XXXI, 6, sowie aufgemalt auf den Mykenae-Vasen. Die kyprischen Cylinder K. B. H, Taf. XXVIII, 10, 14, 16 und 17 zeigen uns förmlich, wie aus den aneinandergereihten Kreisen, Scheiben, Steinen, Halbmonden, Hörnern und Pfählen das fortlaufende Spiralmuster entsteht. Aber eine grosse Rolle hat trotz alledem die Spirale auf den cyprischen Alterthümern (die mykenisch-kyprischen Denkmäler, besonders Vase, und die hetitisch-kyprischen Cylinder abgerechnet) nie gespielt, auch nicht in nachmykenischer Zeit. Die Spirale fehlt sonst in der kyprischen Kupferbronze-Zeit so gut wie ganz. Wir finden die aufgerollte Spirale weder aufgemalt, noch auf Thon- oder Stein-Reliefs, während sie sich auf Rhodos und auf den Kykladen zeigt. Wir finden wohl einfache Ohr-Spiralen aus Kupfer, Bronze, Silber und Gold (weiter unten über dieselben ausführlicher), aber es fehlen ganz die grossen Kupfer- und Bronze-Spiralen, denen wir in Ungarn und sonst in der europäischen, speciell der nordischen Bronzezeit begegnen. Ueber den richtig erkannten ägyptischen Ursprung der Spiral-Ornamentik vgl. Naue, Die Bronzezeit in Ober-Bayern, S. 243ff.

3) Perrot et Chipiez IV, p. 771, Fig. 381.

Menant (Glyptique Orientale I, p. 113, Fig. 69) abgebildet[1], und kann nur kyprisch-hetitisch-mykenisch, bezw. schon gleichzeitig gräco-phönikisch beeinflusst sein. Bei unserem Cylinder 1 hatten wir die Spiralen oben und unten, bei unserem Cylinder 2 hatten wir die Spiralen unten und das Flechtband oben. Bei diesem Cylinder hier fehlt der Rahmen ganz, dagegen geht quer durch die Mitte rechtwinklig zur Cylinderlänge dasselbe Flechtband, wie auf dem Perrot'schen, und theilt so die Figuren-Bilder in zwei gleiche Zonen. Im oberen Felde nahen sich einer sitzenden Gottheit, die wir auch auf dem Perrot'schen Cylinder Nr. 2 wiederfinden, sechs Figuren im Reigen; diese werden von einer doppelköpfigen Figur eingeführt, die auf allen drei Cylindern vorkommt. In der unteren Reihe sind vier thierköpfige Dämonen und eine menschliche Figur dargestellt. Von den vier Dämonen ist der eine ochsenköpfige um die heilige Palme mit der anthropomorphen Figur gruppirt; hinter diesem schreiten drei, zwei eselsköpfige und ein löwenköpfiger, Hasen haltend, einher.

Während meines vieljährigen Aufenthaltes auf Cypern habe ich eine ganze Reihe von Cylindern gesehen, die in diesen Kreis der zuletzt beschriebenen drei gehören.

Nur auf einen dieser Gruppe verwandten kleineren, der sicher in einem vorgeschichtlichen Felsen-Grabe von Hagia-Paraskevi bei Nicosia gefunden ist, sei noch hingewiesen. Auf der oberen Zone sieht man zwei gegeneinander anspringende Thiere, auf dem unteren Streifen, quergestellt, gross, eine kuhköpfige Göttin mit Schnabelschuhen, über welcher ein von drei Kugeln umgebener Ochsenkopf schwebt. Er ist in meinem K. B. H., Taf. XXXI, 13 abgebildet und S. 249 und 375 beschrieben[2]).

Es ist sicher, dass auch die hetitisch-kyprische Kunst diese anthropomorphen Dämonen mit Flügeln, Thierköpfen oder Theilen von Thierkörpern, sowie die Dämonen mit zwei Köpfen der semitisch-babylonisch-assyrischen Kunst entlehnte, in die arisch-mykenisch-griechische Mythen-Welt transferirte und transportirte und so in die mykenische und früh-gräcophönikische Kunst die ochsen-, pferde- und eselsköpfigen Dämonen, Hydrophoren und Thierbändiger, die aus dem Oberkörper des Menschen und dem Unterkörper eines Thieres gebildeten Fabelwesen einführte, und so schliesslich der ältesten griechischen Mythologie die Prototypen zu den Gestalten des Poseidon-Stieres, der Daedalus- und der Hera-Kuh, des Minotaurus und Midas, der Harpyie, der pferdeköpfigen Demeter, Medusa, Gorgo, des Pegasus, der Dioskuren, der Iris, des Thierbändigers und der Thierbändigerin Herakles und Artemis, der Kentauren, Satyren, Silene, der Chimaira und des Greifen lieferte. Ja, aus dem Hetiter-Lande scheint sogar die Sphinx-Gestalt ursprünglich erst[3]) nach Aegypten gekommen, dort umgebildet und in ägyptischem Gewande in die gräco-phönikische Kunst zurückgekehrt zu sein. In wie weit dabei die Träger der mykenischen Cultur eine Vermittler-Rolle hin und her gespielt haben, bleibt noch zu untersuchen. —

1) Auch von **Milchhöfer** in seinen Anfängen der Kunst in Griechenland S. 55 erwähnt.

2) Die in Cypern gefundenen, heute überaus zahlreich in den verschiedenen Museen und Sammlungen vertheilten Cylinder sollten gesammelt und in einer Monographie herausgegeben werden. In meinem K. B. H. findet man bereits eine stattliche Anzahl beschrieben, abgebildet und mit Cylindern anderer Länder verglichen.

3) Vgl. das Nähere darüber vorläufig K. B. H., S. 410) in meinem Excurs zu Greif, Sphinx und Cherubim, sowie in A. **Furtwängler's** Aufsatz „Gryps" in **Roscher's** Mythol. Lexikon S. 1742 ff.

Jedenfalls bietet uns die bisher aufgedeckte cyprische Denkmäler-Welt in den zahlreichen Cylinder-Bildern eine Fülle von Beispielen für die frühen Prototypen zu diesem ganzen mythologisch-typologischen Bildungs-Processe, die in die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends hinaufreichen und in vielen Metall-Arbeiten, Sculpturen und Terracotten die gräco-phönikischen und früh-hellenischen Mythen-Gestalten illustriren, die aus diesem Bildungs-Processe hervorgingen[1]).

Kommen doch auf der Insel selbst noch Cylinder vor, welche der frühen gräco-phönikischen Zeit mit Sicherheit zugeschrieben werden müssen (z. B. K. B. H., Taf. XXXI, 8), und die sogar schon zum Theil ein an archaisch-griechische Kunst mahnendes Gepräge zeigen. Wie mitgetheilt und auch bereits angezeigt wurde, sollen auch Cylinder dieser Art neuerdings von den Engländern auf Cypern bei Kurion und Salamis gefunden worden sein.

W. Max Müller hat in seinem schönen Werke Asien und Europa S. 344 und 350 nicht nur bereits die Tracht der Hetiter und Kefto-Leute, sowie die hetitischen Schriftzeichen auf cyprischen Cylindern nachgewiesen, sondern er ist sogar soweit gegangen zu behaupten, dass die vorher in Kilikien entstandene hetitische Hieroglyphen-Schrift sich gerade auf der Insel Cypern in cursiver Form erhalten habe. Auch Ed. Meyer giebt in seinem vortrefflichen Geschichts-Werke Bd. II, S. 141 zu, dass Cypern einmal den Hetitern unterthan gewesen sein könne. Uebrigens werden die Chatti, also ein Stamm der Hetiter, was wohl den Ausschlag giebt, in einer der um 1400 v. Chr. anzusetzenden cyprischen Geschichts-Urkunden, in einem der Thontafel-Briefe des Königs von Alasia (d. h. von Cypern) an den Pharao (H. Winckler, Die Tell-el-Amarna-Briefe, Nr. 25) erwähnt, und um ihre Bundes-Genossenschaft wird sowohl von Seiten des ägyptischen, wie des cyprischen, Königs in neidischem Wettstreite geworben.

Sobald wir aber die nur zeitweilige Herrschaft der Hetiter über Cypern und die nur theilweise erfolgte Besiedelung der Insel durch die Hetiter[2]) anerkennen müssen, fällt jeder Grund weg, die Bildung der aus den hetitischen Hieroglyphen hervorgegangenen kyprisch-griechischen Silbenschrift ausserhalb Cyperns anzunehmen, zumal da wir heute ganz genau wissen, dass um 1400 v. Chr. auf Cypern die Mykenäer sassen und dass die Hauptträger der mykenischen Cultur, mögen noch so heterogene Elemente daran und dazwischen sitzen, Griechen waren. Auf Cypern früh angesiedelte Griechen-Stämme, in erster Linie die Arkader, haben auf der Insel aus der cursiven hetitischen [sowie aus der mykenischen[3])] Bilderschrift ihre griechische Silbenschrift herausgebildet. Wie das in graphischer und phonetischer Weise geschah, habe ich bereits 1893 in meinem Werke K. B. H., Taf. LXIX, S. 419 an der Hand von 134 Bildern für 13 kyprische Silben-Zeichen nachgewiesen.

1) Man vergl. dazu in meinem K. B. H. im Anhang Index unter Greif, Gehörnte Gottheiten, Gorgoneion, Harpyien, Herakles, Izdubar, Kentauren, Kuhkopf-Göttin, Minotaurus, Pegasos, Rind im Cultus, Sphinx, Stier-Gottheiten, Tauben-Gottheiten, Thierbändiger und Typhon. Dazu ist auch der vorzügliche Aufsatz von A. B. Cook, Animal worship in the Mycenaean age, Journal of Hellenic Studies 1894, S. 114 ff, sowie A. Milchhöfer's bekanntes Buch „Die Anfänge der Kunst in Griechenland“, sowie unten am Ende dieser Abhandlung die Besprechung der auf Fig. XXXI vereinten Alterthümer zu vergleichen.

2) Sie gründeten in vorphönikischer Zeit die cyprischen Städte Chetim (später Chittim-Kition) und Hamath (später Amathus), vgl. oben S. 36, Anm.

3) Im Journal of Hellenic Studies XIV, S. 270 hat A. Evans seine Aufsehen erregende Arbeit über die mykenische Bilderschrift, bei der die Vergleiche mit der kyprischen Silbenschrift eine grosse Rolle spielen, veröffentlicht, wozu Kluge, Die Schrift der Mykener, Cöthen 1897, und Tzountas, The Mycenaean Age, London 1897, p. 268 ff. zu vergleichen sind.

Wie ich bereits S. 34, Anmerk., ausführte und R. Meister überzeugend dargethan hat, müssen die kyprischen Griechen bereits in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristl. Jahrtausends, lange bevor die Phöniker ihr Alphabet erfanden, ihr Syllabar gehabt haben[1]. Aber bis dato hat man noch keine positiven Beweise durch auf Cypern selbst gemachte Inschrift-Funde, die man sicher in eine so hohe Zeit hinaufdatiren könnte, zu liefern vermocht. Die vielleicht bisher älteste, noch unpublicirte Inschrift, welche R. Meister in meinem Werke Tamassos und Idalion herausgeben wird, steht auf einem allerdings sehr alterthümlichen eisernen Messer mit einem Ochsenkopf am Griff, das in einem der Kupferminen-Gänge bei Marion von einem deutschen Mechaniker gefunden und durch meine Vermittelung ins Berliner Antiquarium gelangt ist. Es ähnelt in der Grösse, Form und Verzierung ausserordentlich dem bronzenen Hissarlik-Messer, auf dessen Griff die Figur eines liegenden Ochsen angebracht ist, so dass wir dasselbe allerdings muthmaasslich in den ersten Beginn der Eisenzeit, in unsere Periode VI, 1200—900 v. Chr. hinaufrücken dürfen, wenn auf Cypern die späte Bronze- und Mykenaezeit und die frühe Eisenzeit neben einander bestanden haben. Ich komme auf diese in Schliemann's Ilios abgebildete Gegenstück bei Besprechung der Messer S. 329 zurück.

Nun ist mir aber geglückt, noch eine andere Entdeckung gerade in den letzten Tagen zu machen, mit der der positive und unumstössliche Beweis für ein so hohes, bezw. noch um mehrere Jahrhunderte höheres Alter bereits existirender kyprischer Inschrift-Funde erbracht wäre.

Beim Durchsehen des 2. Bandes des von L. P. di Cesnola publicirten Atlasses über die in New York befindliche Sammlung habe ich die Abbildungen und Beschreibungen von 6 Gefässen, Nr. 938—940 und 1060—1062, herausgegriffen. Davon stellen fünf, 938—940, 1060 und 1061, zweifellose kupferbronzezeitliche, scheibengedrehte Gefässe der kyprischen Gattung I, 8 (S. 35) dar, mit rothem Firniss-Ueberzug versehene, langgezogene Flaschen, wie Fig VI, 18, S. 53 (Nr. 939, 940 und 1061 bei Cesnola) oder Pilger-Flaschen der Form wie Fig. IV, 9, S. 50. Bei Beschreibung von Nr. 938 sagt Cesnola: „several vases of this shape bear a cypriote character on the handle", und bei Nr. 939: „several vases of this shape bear one or more cypriote characters on the bottom." Auf Nr. 1060, der roth gefirnissten Pilger-Flasche, ist am Henkel das cyprische Silben-Zeichen ka, auf der Flasche Nr. 1061 die cyprischen Silben-Zeichen ti-ko eingegraben, bei 1060 wahrscheinlich, bei 1061 sicher vor dem Brennen, wie aus der guten Lichtdruck-Abbildung hervorgeht. Cesnola, der auf diese Inschrift-Zeichen auch hinweist, giebt für alle 5 Vasen den Fundort Maroni, in diesem Falle gewiss richtig, an. Sie stammen offenbar von der bei Maroni gelegenen Nekropole der späten Bronzezeit Zarakus[2]), wo ich zuerst zahlreiche mykenische Vasen-Scherben constatirte und neuerdings H. B. Walters[3]) Gräber mit mykenischen Vasen und anderen Alterthümern gefunden hat.

1) Einzelne Schriftzeichen, die den kyprischen Silben-Zeichen ungemein ähneln, sind auf den Thon-Wirteln der zweiten verbrannten Stadt in Hissarlik, sowie auf Thon-Scherben in Aegypten während der 12. und dann wieder während der 18. Dynastie mit anderen, auf Beziehungen zu Cypern hinweisenden Denkmälern gefunden worden (vergl. E. Meyer, Geschichte des Alterthums. II. S. 140). Diese ersten kyprisch-hetitischen (und fügen wir hinzu: ägäisch-mykenischen) Schreib-Versuche gehen also schon hoch ins dritte vorchristliche Jahrtausend zurück.

2) Zarukas oder Tzarukas; vergl. W. Dümmler, Athen. Mittheil. 1886, S. 214 u. 236.

3) Vergl. C. M. C., S. 187.

Die in Fig. VI, 18, S. 53 abgebildete Flasche des Cyprus-Museums (der Gattung I, 8, S. 35) wurde mit einer zweiten, gleichen, jetzt in Berlin befindlichen[1]), einer braungefirnissten Pilger-Flasche, wie Fig. IV, 9, S. 50, einem cyprischen Siegel-Cylinder des Charakters wie Fig. XXIV, 19, einer Mykenae-Vase des dritten Firniss-Stiles und anderen bronzezeitlichen Alterthümern im Grabe 2 zu Nikolides (bei Nicosia) von mir 1894 ausgegraben. — Dieses Nikolides-Grab dürfte in die Zeit um 1200 v. Chr. oder etwas früher fallen.

Mithin gehören die Cesnola'schen identischen Gefässe (Nr. 938 — 940, 1060 und 1061) mit den kyprischen Silben-Zeichen in dieselbe Zeit, in das Ende unserer cyprischen Periode V oder den Anfang der Periode VI und die spätere cyprische Mykenaezeit, und sind auf Cypern fabricirt.

L. P. di Cesnola hat auf derselben Tafel CXLII in Fig. 1062 einen rothgefirnissten, scheibengedrehten Aryballos von Kition[2]), aus früh-gräcophönikischer Zeit, abgebildet, der in einer aus der Technik I, 8 der Bronzezeit entstandenen eisenzeitlichen Technik I, 4 (C. M. C., S. 59) gearbeitet ist und sich auch chronologisch an die bronzezeitliche Gattung der rothen, runden Flaschen und Pilger-Flaschen anschliesst, worauf wir, John L. Myres und ich, bereits im C. M. C. hingewiesen haben. Auf dem Boden dieses Cesnola'schen Aryballos ist nun eine aus 8 Zeichen bestehende kyprische Silben-Inschrift eingeritzt, die in dieselbe Zeit, wie unsere Messer-Inschrift des Kupfer-Bergwerkes von Marion, fallen dürfte.

Wir sind also berechtigt, diese ältesten kyprisch-griechisch-arkadischen Inschriften-Funde in die Mykenae-Zeit der Insel hinaufzurücken, wodurch ein weiterer Beweis für die frühe Colonisation der Insel durch die Arkader und deren nächste Stammes-Verwandten, die Achäer und Lakonier, geliefert wird. Da sie ausserdem neben den kyprischen Cylindern mit hetitischer Cursiv-Bilderschrift auftreten, ist auch an der Entstehung der kyprischen Silben-Schrift auf Kypros selbst aus den so verwandten hetitischen Hieroglyphen nicht mehr zu zweifeln.

Es ist wiederum kein Zufall, sondern ein neuer Beweis für die Cypern und Hissarlik gemeinsame Civilisation und innigen Verbindungen, wenn man in Troja-Hissarlik und in der mykenischen Schicht einen thönernen Spinn-Wirtel mit einer klaren und deutlich lesbaren, eingeritzten kyprischen Silben-Schrift gefunden hat[3]),

1) Ich habe hier zu berichtigen, dass diese langgezogenen, rothgefirnissten, einhenkligen Flaschen zwar, wie S. 35 angegeben war, in der Regel auf der Scheibe gedreht sind. Aber gerade diese beiden hier erwähnten Flaschen (eine im Cyprus-Museum, eine im Berliner Antiquarium) gehören zu den seltenen Ausnahmen der Herstellung aus freier Hand ohne Scheibe. Trotzdem sind sie so regelmässig geformt, dass man sich erst nach eingehender Besichtigung von der Nichtbenutzung der Töpferscheibe überzeugt. Unsere Fig. VI, 18 = C. M. C., Taf. II, 300.

2) Eine Vase derselben Form, aber aus anderem Thon, und schwarz und roth bemalt, ist S. 62, Fig. XI, 3 abgebildet und bereits S. 44, Anmerk. 2, besprochen: eine frühe kyprisch-gräcophönikische Gattung, welche früh nach Palästina (Citate oben S. 44) gelangte und dort nachgebildet wurde. Ein Exemplar auch abgebildet C. M. C., Taf. IV, 982.

3) Schliemann-Dörpfeld, Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890. Leipzig 1891. S. 25. Fig. 1. A. Milchhöfer hat uns in seinem Aufsatze „Erinnerungen an Heinrich Schliemann" (Deutsche Rundschau 1891, S. 286) erzählt, wie ihm Hr. Geheimrath Bastian die Inventar-Aufnahme der Berliner Schliemann-Sammlung auftrug, und er es, nach mehrmonatlicher Beschäftigung mit den trojanischen Alterthümern, dabei als eine persönliche Pflicht empfunden habe, in einem Aufsatze der Münchener Allgemeinen Zeitung zu erklären, dass die vage Theorie und die Hypothesen des Prof. Sayce in Oxford über das Volk der Hetiter jeder thatsächlichen Unterlage entbehrten, dass unter den trojanischen Fund-Objecten weder von hittitischen Inschriften, noch überhaupt von Schrift-

die Richard Meister in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1891, Sp. 642 (mit Abbildung) publicirt und als den Namen [illegible] gelesen hat. Auf diesem Thon-Wirtel hat sich also ein in Hissarlik-Troja ansässiger schreibkundiger Kyprier verewigt und uns ein Argument mehr für die nun wohl als erwiesene Thatsache hinzunehmende Behauptung geliefert, dass die Kyprier schon in mykenischer Zeit, etwa um 1600 v. Chr. beginnend, in ihrer eigenartigen Weise Griechisch geschrieben und Griechisch gesprochen haben. Die Kyprier waren also schon um diese Zeit, wenn nicht alle, doch zu einem grossen Theile Griechen, mit den Mykenaern verschwistert und verschwägert. Ihr Land wird schon viele Jahrhunderte vor den ersten geschichtlichen, bis jetzt auf uns gekommenen Inschrift-Belegen von Tell-el-Amarna (um 1400 v. Chr.) den Namen Alasia geführt haben, aus welchem durch Auslassung der Liquida (eine altägyptische Gewohnheit) Asiya, und Asiy, Siy, später Asebi wurde und der vermuthlich auch auf den ganzen Erdtheil Asia, Asien übertragen worden ist[1]).

Wir haben bereits wiederholt der Hetiter gedacht, mit welchem Namen wir die Cheta und Chatti der geschichtlichen ägyptischen und babylonisch-assyrischen Denkmäler und der Bibel, die Schreiber der hetitischen Hieroglyphen-Texte, bezw. ihre in leicht denkbarer Nähe liegenden vorgeschichtlichen Voreltern dieses über Theile Klein-Asiens, Nord-Syriens und Cypern verbreiteten, der Geschichte (bis jetzt, von etwa 1400 v. Chr. an) angehörenden Volkes, bezw. der Volksstämme meinten, deren älteste Vertreter wir uns in Hissarlik und auf Kypros in unserer Periode III (S. 38), etwa mit der Zeit um 3000 v. Chr. beginnend, dachten[2]). Es ist auch höchst wahrscheinlich, dass ein von Kilikien übersetzender Zweig dieses noch viel älteren Hetiter-Volkes, 4000—5000 v. Chr., zuerst nach Kypros übersetzte und das Urvolk der Insel bildete. Er wäre dann mit diesem oder dem noch früheren uralten Thraker-Volke zu identificiren.

Wenn aber S. Reinach (Chroniques d'Orient, II, p. 553) die vorgeschichtlichen und geschichtlichen Hetiter nicht nur unter einem Namen zusammenwirft, sondern auch unter dem Hetiter-Namen alle die Völker zusammenfasst, die in Italien, wie in Griechenland, im Archipel und an der asiatischen Küste, den Italern und Griechen der Geschichte vorangegangen sind; wenn er weiter diese Hetiter, also eine unbekannte und höchst complicirte Grösse X, mit den Pelasgern, d. h. einer anderen, bis heute unbekannten und problematischen Grösse Y, identificirt und

zeichen die Rede sein könne, und dass jene paar von Sayce hervorgesuchten Zeichen, wie tausend andere, nur flüchtig in den Thon gekritzelte oder eingedrückte Verzierungen darstellten, deren regelmässigere Formen sich gleichfalls nachweisen liessen. – Ich glaube, Hr. Prof. Milchhöfer hat inzwischen eingesehen, wie Unrecht er Hrn. Prof. Sayce gethan hat, der sich um die Entdeckung des Hetiter-Volkes überhaupt, wie um das Auffinden ihrer Schriftzeichen, sowie der kyprischen auf den Hissarlik-Alterthümern (und in anderen Ländern), bleibende Verdienste erworben hat, wenn er auch in einzelnen Fällen, wie es bei dem Betreten absolut neuer, bisher dunkler Gebiete nicht zu vermeiden war, zu weit gegangen ist, und gewisse Ornamente und zufällige Einkritzelungen für Schriftzeichen gehalten hat. Die zuerst von A. H. Sayce (in Schliemann-Dörpfeld's Troja, Leipzig 1891) und dann von R. Meister publicirte Wirtel-Inschrift in kyprischen Syllabar-Zeichen ist wohl über jeden Zweifel erhaben.

1) Vergl. W. Max Müller, Zeitschrift für Assyriologie 1896, S. 257: Das Land Alasia.

2) Auch Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II. S. 140, datirt die ältesten hetitischen Einflüsse in Hissarlik und auf Kypros bis in die Zeit um 3000 v. Ohr., in Aegypten bis in die zweite Hälfte des 3. vorchristl. Jahrtausends zurück. In Hissarlik haben wir auf den Denkmälern der 2. verbrannten Stadt, in Aegypten (Kahun) auf den Denkmälern in der 12. Dynastie kyprisch-hetitische Schriftzeichen.

den Ursprung dieser, seiner hetitisch-pelasgischen primitiven Urcultur, der neolithischen und der Kupfer-Epoche nach Mittel- und Nord-Europa verlegt: so bedauert man bei dem Rufe, den S. Reinach in der Gelehrtenwelt besitzt, überhaupt auf solche Hypothesen eingehen zu müssen; daher dürfen wir getrost auf S. Reinach seinen (p. 548) mit Unrecht über Undset's Arbeit (Zeitschr. f. Ethnologie 1883, darüber ausführlicher weiter unten) gethanen Ausspruch anwenden: „Cela nous semble tout bonnement une rêverie."

Nach Reinach (p. 555) sind die Etrusker, wie die Hetiter Pelasger. Nach ihm (p. 555) wandern vielleicht die Hetiter aus dem Occident (also aus Europa und seinem Inneren kommend) in Klein-Asien um etwa 2000 v. Chr. ein.

Auf nicht minder merkwürdige Art löst Reinach (p. 555) die etruskische Frage. Nach ihm war ein Theil der Pelasger in Italien zurückgeblieben, ein anderer bis nach Asien vorgedrungen. Diese letzteren civilisirten, orientalisirten sich, bis sie eines schönen Tages (un beau jour) in die alte Heimath zurückkehrten und sich wieder in Umbrien, mitten zwischen ihren ehemaligen Brüdern, mit denen sie sich noch als gleichen Ursprungs verwandt fühlten, etablirten. So, fährt Reinach (p. 556) fort, haben beide Recht, Herodot und Denys; aber ihre Zeugnisse beziehen sich auf Schichten verschiedener Bevölkerungen (sic!).

Da wir so oft der Hetiter zu gedenken haben, so musste ich hier vorweg wenigstens diesem Punkte in S. Reinach's „Mirage Oriental" begegnen, worauf ich leider noch öfters und besonders am Ende dieser Abhandlung zurückzukommen habe.

XV. Kleine Funde aus Knochen, Horn, Elfenbein, glasirtem Thon und Glas.

Ehe wir zu den Kupfer- und Bronze-Gegenständen übergehen, sei noch kurz der cyprischen kupferbronzezeitlichen Denkmäler aus Knochen, Elfenbein, Horn, glasirtem Thon und Glas gedacht.

Merkwürdiger Weise fehlen Alterthümer aus Horn ganz, und die aus Knochen sind selten. In all meinen Ausgrabungen habe ich 1889 für die Berliner Museen zu Lamberti bei Tamassos, in einem Bronzezeit-Grabe der Periode IV oder V, einen einzigen Knochen-Pfriemen ausgegraben, der bei der Theilung dem Cyprus-Museum zufiel und in Fig. XX, 10, S. 298 abgebildet ist (C. M. C., 610). Dagegen haben sich neuerdings die herrlichsten Funde aus Elfenbein ganz am Ende der Bronzezeit, bezw. in der Uebergangs-Schicht zur Eisenzeit, gezeigt. Einige elfenbeinerne und knöcherne Scheiben, Rosetten, Röhren und Cylinder, eine Nadel, einen Pfriemen, sowie kleine breloquenartige und in winzigen Dimensionen ausgeführte elfenbeinerne Nachbildungen eines Scepters, Stein-Hammers, einer einfachen und einer Doppelaxt, die aus Hagia-Paraskevi-Gräbern stammen und sich jetzt im Mus. f. Völkerk. zu Leipzig (Sammlung Weisbach) befinden, habe ich in K. B. H., Taf. CXLVI, 7 und 8 abgebildet. Sie entsprechen hauptsächlich, wie ich bereits in K. B. H. ausgeführt habe, mykenischen Funden und gehören sicher auch in die mykenische Periode, in deren jüngster Schicht nun auch auf Cypern der Bernstein, wenn auch nur selten, auftritt[1]).

Da 1896 von den Engländern beim heutigen Dorfe Enkomi in der salaminischen Ebene mit vielen anderen hochwichtigen mykenischen, bezw. früh-gräco-phönikischen Alterthümern gefundenen wunderbaren Elfenbein-Reliefs werden weiter unten in unserer ethnographischen Skizze ausführlich behandelt. Sie gehören zu den besten,

---

1) C. M. C., S. 184: Bernstein-Perle in einem Grabe zu Enkomi (bei Salamis) mit mykenischen Alterthümern. Die ebenda befindlichen Bernstein-Perlen (C. M. C., 4902 und 4903)

künstlerisch vollendetsten Arbeiten, welche am Ende der Mykenae-Zeit und in der Uebergangs-Periode zur gräco-phönikischen Eisenzeit in unserer Periode VI (etwa 1200—900 v. Chr.) entstehen.

Hier nur soviel. Durch diese Elfenbein-Funde werden die Nachrichten der ägyptischen Annalen von Thutmosis III. von 1500 an und eines Keilschrift-Briefes von Tell-el-Amarna um 1400 v. Chr. aufs Glänzendste bestätigt. Wenn auch diese salaminischen Elfenbein-Funde selbst vielleicht erst in die äussersten Ausläufer der mykenischen Bronzezeit und in die Anfänge der gräco-phönikischen Eisenzeit (um 1000—900 v. Chr.) gehören mögen, so sind sie doch der beste und sicherste Beweis für eine schon seit Jahrhunderten auf der Insel gepflegte Elfenbein-Technik. Der König von Cypern liefert schon zur Zeit Thutmosis' III., mit Kupfererzen, Blaustein, Pferden, gold- und silberbeschlagenen Wagen, auch Elfenbein nach Aegypten (Brugsch, Geschichte Aegyptens, S. 317 und 322[1]).

Ferner befindet sich eine Elfenbein-Arbeit unter den Geschenken an feinem und gewöhnlichem Kupfer, an Usu-Holz und eines Schiffes, welche der Gesandte oder Minister des Königs von Alasia (d. h. Cypern) dem Gesandten oder Minister des Pharao (Amenhotep III. oder IV.) macht. Vergl. H. Winckler, Die Tell-el-Amarna-Briefe, Nr. 33.

Aegyptische Porzellan- und Glasperlen (C. M. C., Taf. III, 630—633), seltener auch ägyptische Skarabäen werden von der vierten Schicht an, also in der kyprisch-spätkykladischen Periode beginnend, gefunden, fehlen jedoch vorher ganz, weshalb wir auch annehmen dürfen, dass die ersten drei cyprischen Cultur-Perioden noch keinen directen Verkehr mit Aegypten unterhielten. Andererseits ist auch in den ägyptischen Plätzen, and enen Flinders Petrie Niederlassungen und Einflüsse fremder Völker nachwies, auch kein Import kyprischer Thongefässe, die ausschliesslich den ersten drei Perioden der Insel, also der proto- und vorprotokykladischen Zeit, angehören, entdeckt worden[2]). Die vielen in Aegypten auftauchenden cyprischen Bronzezeit-Gefässe gehören, abgesehen von der punktirten schwarzen Gattung (S. 65, Fig. XIII, 6), der IV. und V. Periode an, wozu noch frühe eisenzeitliche kommen. Aehnlich ist das Verhältniss in Palästina (Tell-el-Hesy).

Die ächten, von Aegypten her importirten Porzellan-Perlen, von denen hauptsächlich während der 12. Dynastie (also gegen Ende des 3. vorchristl. Jahrtausends) eine grosse Menge plötzlich nach Cypern kommt und die sich von den bald auf Cypern entstehenden und lange fortfabricirten Nachahmungen unterscheiden, erscheinen bereits in der vormykenischen kyprisch-spätkykladischen Periode IV, die ich in die Zeit von 2500—1600 v. Chr. gesetzt habe[3]). In meinem K. B. H. schon, Taf. CLI, 6—17, sind einige dieser Porzellan-Perlen aus Gräbern der cyprischen Bronzezeit, sowie zwei Fragmente gläserner ägyptischer Figuren einer Sphinx (K. B. H., CLI, 23) und einer Uschapti aus derselben Fundschicht abgebildet. Am häufigsten treten allerdings diese oder ähnliche Importstücke ägyptischer Kleinkunst in jener Zeit um 1400 v. Chr. auf, in welche die Keilschrift-

stammen dagegen aus einem frühen gräco-phönikischen Grabe mit cyprischen mykenisirenden Thongefässen Kuklia's, während der Bernstein-Ring (C. M. C., 1901) von mir zu Kurion in einem frühen, aber rein gräco-phönikischen Eisenzeit-Grabe ausgegraben wurde.

1) Ich habe darüber bereits ausführlich in meinem K. B. H., S. 194 (vergl. auch unten S. 310) gehandelt.

2) C. M. C., S. 19. Ueber die protokykladische (Tzuntas') und spätkykladische (Dümmler's) vergl. unten S. 356.

3) In unserem C. M. C. sagen wir daher, J. L. Myres und ich, dass diese ächten ägyptischen Porzellan-Perlen zur Datirung der Fundschicht zu benutzen sind.

Briefe des cyprischen Königs von Alasia an den Pharao, sowie der Massen-Import mykenischer Thon-Gefässe von Cypern und der Import anderer cyprischer bronzezeitlicher Thongefässe (besonders der Gattung Technik I, 3c, S. 35) nach Tell-el-Amarna, der Residenz Chuenaten's (des Nachfolgers Amenhotep's III.), fallen.

XVI. Die Meissel und Doppel-Beile aus Kupfer und Bronze.

Wir wenden uns nun zu den Gegenständen aus Kupfer, schwach zinnhaltiger Bronze und Edelbronze, die wir, bis weitere Analysen und Ausgrabungs-Resultate vorliegen, als eine Masse behandeln, obgleich wir in gewissen, bereits an anderen Exemplaren klar eruirten Fällen, gleich dem Gegenstande ansehen, ob er aus Edelbronze ist oder nicht. Aber die Frage, ob ein Gegenstand aus reinem Kupfer oder aus schwach zinnhaltiger Bronze besteht, lässt sich eben nur von Fall zu Fall durch die Analyse beantworten, weil ausnahmslos alle der reinen Kupferzeit angehörenden Formen auf Cypern in schwach zinnhaltiger Bronze während der Bronzezeit nachgebildet wurden. Ja, noch in der vorgeschrittenen Bronzezeit können selbst Waffen aus reinem Kupfer neben denen aus Bronze gefunden werden, weil den Waffen-Fabrikanten zeitweise das von weither zu holende, der Insel fehlende, Zinn ausging.

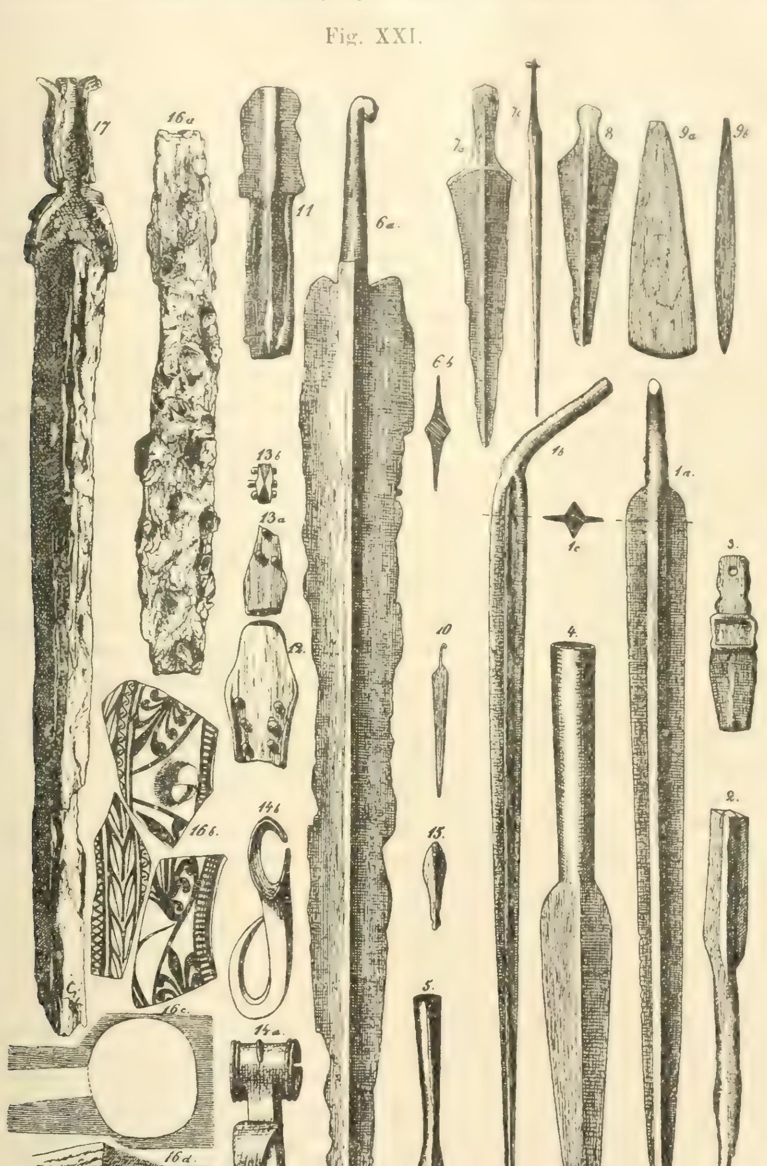
Den Ausgangspunkt der Kupfer-Technik, sowie aller Metall-Technik im Orient und in Europa bildet der Kupfer-Meissel, die roh, erst kalt gehämmerte, dann heiss geschmiedete, schliesslich roh gegossene und nachgeschmiedete kupferne Nachbildung des Steinmeissels. Sollte die Hoffnung, in Cypern die dort bisher nicht nachgewiesene Steinzeit zu entdecken, durch eine (wie wir wünschen, baldige) Durchgrabung der allerdings hier und da Spuren menschlicher Bearbeitung zeigenden zahlreichen Höhlen zerstört werden (was nicht ausgeschlossen ist), so würde das bereits heute vorliegende Resultat als das endgültige angesehen werden müssen. Danach reichen die nachweisbar ältesten Gräber-Schichten nicht viel über die erste Bearbeitung des Rohkupfers oder hochoxydirten Kupfererzes durch Hämmern hinauf. Denn selbst in den bisher ältesten Gräberfeldern, wie zu Alambra-Mavragi, treten bereits neben vielen, allerdings kupferfreien Gräbern doch schon solche auf, in denen primitive, nicht gegossene, sondern gehämmerte und geschmiedete Meissel wie Fig. I, 1 vereinzelt vorkommen.

Diese einfachen Kupfer- und schwach zinnhaltigen Bronze-Meissel [Fig. XX, und XXI, 9[1])] sind nun aber auf Cypern fortfabricirt worden von den Anfängen der

1) Das Bild Fig. XXI ist der von mir auf Cypern gegründeten Zeitschrift „The Owl. Science, literature and art“ Nr. 2 entnommen, wozu Jul. Naue (München) die Zeichnung und den von mir übersetzten Aufsatz: „The copper-, bronze-, and iron weapons of Cyprus“ p. 9—15, 17—23, 25—29 geliefert hat. Der besonders um die Bronzezeit in Ober-Bayern so verdienstvolle Forscher war nie auf Cypern, und seine Angaben, auch der auf dem anthropologischen Congresse zu Bonn 1888 über die Bronzezeit in Cypern gehaltene Vortrag (Corr.-Bl. d. deutsch. A.-G. 1898, S. 123—127), beruhen hauptsächlich oder ausschliesslich auf den ihm von mir oder Dümmler gemachten Mittheilungen. Während er mich in seinen älteren Publicationen häufig als Quelle nennt, vermeidet er in seinen neueren Publicationen mich zu citiren. So erwähnt er in seinem für Ober-Bayern grundlegenden Werke zwar häufig Cypern und benutzt meine ihm vielfach zuerst in Privat-Briefen mitgetheilten Forschungs- und Ausgrabungs-Resultate. Aber ich werde nur gelegentlich zweimal in zwei Anmerkungen über Leichen-Bestattung und einmal S. 98 wegen meiner Pfeilspitzen-Funde erwähnt. Dabei behauptet Naue, ich sei auf seine Anregung hin nach Cypern gegangen und bei der Abfassung meiner Fund-Protokolle genau seinen Anweisungen gefolgt (Corr.-Bl. d. deutsch. A.-G. 1888, S. 123). Auch sagt Naue 1888 wörtlich weiter: „Seit mehr denn sechs Jahren bin ich von den Ergebnissen seiner Arbeiten stets in Kenntniss

Kupferzeit-Cultur unserer Periode I bis hinab in das Ende der Periode V und die Periode VI, d. h. bis in die Uebergangs-Schicht zur Eisenzeit hinein, wofür das

Fig. XXI.



1889 für die Königl. Museen ausgegrabene Grab 3, Sect. IV Chomazudhia bei Tamassos[1]) ein überaus prägnantes Beispiel darbietet. Diese zuerst sehr roh und

---

gesetzt worden, so dass es möglich ist, heute über die Bronzezeit Cyperns zu sprechen." Auch habe ich ihm eine Reihe hochinteressanter kyprischer Alterthümer, besonders Waffen aus Kupfer, Bronze und Eisen überlassen und dabei persönliche Opfer gebracht.

1) Wird ausführlich in meinem Werke Tamassos und Idalion publicirt werden.

selbst an der Schneide ziemlich gerade abgeschnittenen Meissel[1]) nehmen allmählich eine elegantere Form an: die Schneide beschreibt einen exacten und stark convexen Kreisbogen, während die Längsseiten statt geradlinig in elegantem concavem Linienschwunge sich stark nach der Schneide zu verbreitern und schneppenartig auslaufen[2]).

Man hat bisher angenommen, dass Kupfer-, bezw. Bronze-Meissel in ihrer einfachsten länglich viereckigen, nach oben con-, nach unten divergirenden eckigen Form in den verschiedensten Ländern unabhängig von einander einfach als Nachbildungen der Steinmeissel entstehen konnten [wofür z. B. gewisse italienische Funde zu sprechen scheinen, besonders von Remedello Sotto, vgl. z. B. darüber G. A. Collini's Buch, Rom 1899[3])], mit welcher Möglichkeit gerechnet werden muss. Wenn aber diese Meissel die eigenartig geschweifte Form annehmen und sich noch dazu eigenthümlich verkürzen, ist die Annahme spontaner und rein zufälliger Analogien ohne irgendwelchen geschichtlichen oder commerciellen Zusammenhang der betreffenden Länder untereinander undenkbar. Gesellt sich dazu noch eine Fülle anderer, theils mehr oder weniger verwandter, theils aber solcher identischer Erscheinungen, die eben nur durch Contact irgendwelcher Art von einem bestimmten Ausgangspunkt, dem Erfindungsorte der Prototypen in Material, Form und Technik, nach den anderen Punkten ihres Vorkommens getragen werden können, so muss zum mindesten auf einen culturellen Zusammenhang der verschiedenen Völker und Länder untereinander geschlossen werden. Dabei gewinnt man auch das Anrecht, bei jenen primitiven Formen und Waffen, wie dem eckigen ältesten Kupfer-Meissel, die Erfindung an einen bestimmten Platz zu verlegen, zumal wenn derselbe aus vielen anderen Gründen als der Ausgangspunkt der Kupfer-Industrie in der Urzeit für die Mittelmeer-Länder und Europa angesehen werden muss.

Dieselben cyprischen kurzen Kupfer-Meissel mit den stark convex gebogenen Schneiden und den stark nach aussen geschweiften Längsseiten, wie von mir (Nicosia 1889) in meinem auf Cypern selbst gedruckten Journal of Cyprian Studies in Nicosia, Taf. II, 87 (= K. B. H., Taf. CXLVI, 6 B, *q*, 3 B, *d*) abgebildet, erscheinen, um nur vier typische Beispiele anzuführen, genau so auf Amorgos, der Kykladen-Insel (Tzountas, Ἐφημ. ἀρχ. 1898, Taf. 12, Fig. 7), in einer Schweizer und einer oberösterreichischen Pfahlbaute, sowie in einer Höhle Sardiniens. Gross, der das von ihm in der Schweiz gefundene Exemplar in seinem schönen Werke Les Protohelvètes (Taf. X, 9) abbildet, verweist im Text auf das identische, welches Much aus dem Mondsee gefischt hat mit den Worten: „Une hache tout-à-fait identique trouvée par le Dr. Much d'une palafitte du Mondsee." Das vierte in die Augen fallende Beispiel einer solchen geschweiften Axt stammt aus einer der Höhlen des Capo Sant' Elia bei Cagliari auf Sardinien und ist neuerdings wieder von G. A.

1) Z. B. K. B. H., Taf. CXLVI, 6B, *s*. Auch unser Meissel II, 9, der mit den Dolchen II, 7 und 8 und dem Schwerte II, 6 in demselben Grabe gefunden sein soll, scheint zu einer alten Schicht der Periode III oder II zu gehören.

2) Z. B. Journal of Cyprian Studies, Nicosia 1889, Taf. II, Fig. 87 = K. B. H., Taf. CXLVI, 6B, *q*; 3B, *d*. Vgl. auch J. Hampel, Neue Studien über die Kupferzeit. Zeitschrift für Ethnologie 1896, S. 87, Fig. 49, 1—4.

3) Andererseits liefern aber wieder gerade die Remedello-Funde zu den cyprischen so merkwürdige Analoga, dass die Annahme spontaner Analogien versagt und ein mindestens durch Handel und Verkehr hervorgerufener uralter Zusammenhang mit Cypern angenommen werden muss, was auch bereits Jul. Naue in seiner Bronzezeit Ober-Bayerns S. 69 angedeutet hat.

Collini in seinem Werke Il sepolcreto di Remedello-Sotto nel Bresciano e il periodo eneolitico in Italia. Roma 1899. Taf. XVII. Fig. 6 abgebildet.

Von Cypern sind diese Meisselarten nach Aegypten (Naqada und Ballas u. s. w.), Syrien (in Beiruter Sammlungen), Palästina (Tell-el-Hesy), nach Nordsyrien (Sendscherli), Klein-Asien (Hissarlik), Rhodos (Jalysos), den griechischen Inseln (Thera, Amorgos, Melos) und Griechenland, nach Italien (Remedello, Sardinien, Sicilien u. s. w.), nach Ungarn und vielen Theilen Europas (Schweiz, Ober-Oesterreich u. s. w.) gelangt. Der Kupfer-Meissel, der bei Giebichenstein gefunden und im Provincial-Museum zu Halle a. S. zu sehen ist, gleicht in Grösse, Form, Technik, Aussehen und Patina vollständig den cyprischen. Mit ihnen wanderten von Cypern die einfachen, oben durchlochten Meissel[1]) (zwei kupferne cyprische, von Weeren analysirt, S. 29, Nr. 3 und 4, ebenso in Hissarlik und Tell-el-Hesy gefunden), die einfachen Tüllen-Meissel [einer von mir auf Cypern ausgegraben und jetzt von Weeren analysirt, Analyse 5; ein zweiter cyprischer abgebildet Fig. XXI. 14[2]), ein in Ungarn gefundener[3])], die aus zwei Tüllen-Meisseln zusammengesetzten Doppelbeile, bezw. Beil und Haue [ein vorzügliches Exemplar von mir 1894 in H. Sozomenos mit Mykenae-Gefässen ausgegraben[4]), das ich in einem Projectionsbilde unserer Gesellschaft in meinem Vortrage gezeigt habe[5]), ein fast identisches in Hissarlik in der 7. Stadt (?) gefunden (im Museum für Völkerkunde, Schliemann-Säle, Katalog Nr. 972)]. Auch die noch einfachere Doppelaxt, die dadurch entsteht, dass sich der Waffenschmied zwei einfache Meissel[6]) mit den oberen Enden in einer Fluchtlinie aneinandergestellt denkt und diese Verbindungs-Stelle durchlocht, muss von Cypern ausgegangen sein, obwohl wir bis jetzt zufälliger Weise von der Insel nur ein reich mit eingravirten Lotosblumen-Reihen verziertes Exemplar besitzen, welches der gräco-phönikischen Eisenzeit angehört, aber von Montelius irrthümlicher Weise in die Bronzezeit versetzt und mit einem kupferbronzezeitlichen Griffangel-Dolch als zusammengehörig zusammen abgebildet[7]) worden ist. Diese Doppelaxt lässt sich bis in den äussersten Westen Europas, bis nach Frankreich[8]) und bis hinauf in die Schweiz[9]) verfolgen. Gross glaubt, dass die von ihm bei Luscherz gefundene mächtige, über 3 *kg* schwere, 42 *cm* lange Doppelaxt aus reinem Kupfer wegen ihrer Grösse, Technik und Form nach der Schweiz von ausserhalb her importirt sei und zwar von einem Lande, in dem das Kupfer weniger selten war, als an den Ufern der Schweizer Seen. Das aussergewöhnlich exact gearbeitete Stück, die weit ausladenden, stark convex gebogenen Schneiden, vor allem aber die elegant contourirten, stark concav nach den Schneiden zu in typisch cyprischer

1) Ein cyprischer von J. L. Myres im Journal of the Anthropological Institute 1897, Taf. XI, 7*b* abgebildet.

2) Derselbe befindet sich jetzt im Ungarischen National-Museum zu Budapest, auch abgebildet von J. Hampel, Zeitschr. f. Ethnologie 1896, S. 87, Fig. 49, 11.

3) J. Hampel, ebenda S. 88, Fig. 50.

4) Ein zweites cyprisches Exemplar flüchtig abgebildet von Myres im Journal of the Anthropological Institute 1897, Taf. XI, 8.

5) Wird in meinem Werke Tamassos und Idalion publicirt werden.

6) Z. B. aus Tiryns bei Montelius, Die Bronzezeit im Orient und in Griechenland. Archiv f. Anthropologie, S. 30.

7) Ebenda S. 10.

8) Montelius, ebenda S. 36.

9) Les Protohelvètes, Taf. X, 1. Sehr richtig glaubt Gross, Mortillet's Fonderie de Larnaud citirend, dass diese riesige kupferne Doppelaxt, ebenso wie die gleich schweren durchbohrten Bronzeschiffe (die *saumons*) zum Rüstzeug eines ambulanten Bronze-Giessers gehört haben wird.

Manier hervortretenden Seitenflächen lassen Cypern als Fabricationsort, ich möchte sagen, absolut sicher erscheinen. Als Jul. Naue in den Antiqua 1885, S. 4 u. 6 und Taf. I die Spiralringe aus Kupfer und schwach zinnhaltiger Bronze (Naue macht dieselben sämmtlich ohne Analyse zu Kupfer-Ringen) publicirte, die ich ihm 1884 aus Cypern nach München gebracht hatte, nahm er auch Gelegenheit, auf das Gross'sche Doppelbeil, dessen Gewicht 3040 g = 25 Minen oder Didrachmen, 3000—3100 g, beträgt, hinzuweisen und wohl mit Recht als eine Metallbarre zu deuten. Diese Metallbarre ist eben von Cypern durch den Handel nach der Schweiz gekommen, zu jener Zeit, als die Schweizer Pfahlbauer der Stein-Periode die Kupfer-Gegenstände aus dem Orient erhielten.

Wir trafen bei Gross auch die einfache geschwungene cyprische Meisselform und lernten bei seinen Thon-Gefässen bereits eine mit Zinnstreifen[1]) eingelegte Thontaube kennen (Gross, Taf. XXVI, 66), die von einem Taubenbecher ähnlich den cyprischen (vgl. S. 47, Fig. II, 17) abgebrochen ist. Auch stossen wir in denselben Schweizer Pfahlbauten (Gross S. 95, Fig. 15) auf schwarze, mit eingeritzten, weiss ausgefüllten geometrischen Mustern versehene Thongefässe, die den cyprischen sehr ähnlich sind[2]). Schliesslich begegnen wir in der Schweiz Schwertern (Gross XI, 4 u. 5, XII, 1 u. 2) und Fibeln (Gross XVIII, 75), zu denen wiederum die Prototypen in Cypern am Ende der Bronzezeit und in der Uebergangszeit zur Eisenzeit nachweisbar werden.

Viele andere Waffen und Geräthe aus Kupfer und Bronze haben, wie wir gleich noch weiter sehen werden, denselben Ursprungsort und die Prototypen in Cypern. Von der Kupfer-Insel wandern erst die fertig gearbeiteten Gegenstände selbst von Land zu Land und dann mit dem Roh-Kupfer wenigstens die Formen einer ursprünglich auf Cypern uralten Cultur. Ja, nachdem wir heute wissen, dass Träger der mykenischen Cultur früh auf Cypern schon um 1500 v. Chr. wohnten und herrschten (vgl. unten S. 82), sicher um 1400 v. Chr. kunstgewerblich arbeiteten,

---

1) Ich muss zu meinem grossen Bedauern Folgendes gestehen. Im Jahre 1883, als ich zum ersten Male die im Süden gelegenen Dörfer Psemmatismeno, Maroni und Zarukas (vgl. C. M. C., S. 187) und deren Umgegenden absuchte und daselbst die von mir und anderen (Dümmler, Reinach, Ed. Meyer u. A.) erwähnte vorgeschichtliche Niederlassung und vorgeschichtliche Gräberfelder entdeckte (in denen ich 1885 erst allein und dann mit Dümmler ausgrub, und von wo ich später das Jul. Naue überlassene Griffangel-Schwert, Fig. XXI, 6 erhielt), bot mir ein Bauer, der früher für Cesnola gegraben hatte, eine eigenartige Thonscherbe, in welche Streifen eines weissen Metalles eingelegt waren, zum Kauf an. Ich hielt aber damals diese offenbar vorgeschichtliche, mit Zinn eingelegte Thonscherbe für ein modernes gefälschtes Fabricat, welches mich jetzt an die Schweizer Pfahlbauten - Funde erinnert, und wies das hochinteressante Stück zurück. Hoffentlich wird man auf Kypros, wo wir noch lange nicht am Ende neuer Entdeckungen stehen, bald mit Zinn ausgelegte kupferbronzezeitliche Gefässe entdecken und dann ein weiteres Bindeglied zwischen den frühen Civilisationen von Morgenland und Abendland constatiren. Vgl. unten S. 27.

2) Die sonstigen Analogien zwischen den Thon-Gefässen der Schweizer Pfahlbauten und der Kupferbronze-Zeit Cyperns sind sehr mannigfaltig. Gross, Les Protohelvètes, Taf. II, 8 und XXXII, 1 u. 12, Thonlöffel genau wie cyprische, oben S. 47, Fig. II, 11 und hissarlikische; Gross, Taf. XXXII, verschiedene aus zwei und drei Behältern bestehende Thon-Gefässe, auf Cypern noch häufiger, als in Hissarlik (vgl. S. 49, Fig. III, 4, 5, 6, 7, 9, 11 u. 12), ebenda bei Gross (XXXII, 15) ein fassförmiges Gefäss, ganz ähnlich den cyprischen der frühen Eisenzeit. Bei dem Taf. XXXII, 28 abgebildeten Gefässe mit vier Füssen, einem Henkel und einem Ausguss weist Gross sogar selbst auf die cyprischen Analogien hin.

dass die Mykenäer ihr Kupfer von Kypros erhielten, wird es immer wahrscheinlicher, dass auch viele der mykenischen Bronzen in cyprischen Werken entstanden. Die Doppelbeile, welche als Waffe wie als Symbol in der mykenischen Kunst eine so grosse Rolle spielten und die in der tiefsten Schicht zu Olympia wie auf Kypros früh (vgl. K. B. H., S. 266) auch einen sacralen und votiven Charakter trugen, können überhaupt auf Kypros erfunden und in der mykenischen Zeit zum grossen Theile auf der Insel fabricirt worden sein. Dass man von diesen und anderen Stücken dann weniger in Cypern, als ausserhalb findet, erklärt sich durch die grosse Nachfrage nach diesen kyprischen Bronzen im Auslande genau so, wie bekanntlich die meisten und schönsten attischen Vasen ausserhalb Atticas und Griechenlands gefunden werden. Uebrigens hat schon A. Furtwängler (Die Bronzefunde in Olympia, S. 35) darauf aufmerksam gemacht, dass die in Olympia an den Altären der Gottheiten zahlreich niedergelegten Doppelbeile nach Cypern weisen. Derselbe Process, den wir bei den Meisseln und Doppelbeilen verfolgten, liegt noch viel klarer für die Dolche und Schwerter, die Nadeln mit umgebogenem Ende, die Schleifen-Nadeln, die Nadeln, deren Bolzen über der Mitte schlitzförmig durchlocht ist, die Brodteig-Schaber und Pincetten.

Wir gehen jetzt zu den Dolchen und den aus ihnen auf Cypern entstandenen Schwertern über.

XVII. Kupferne und bronzene Dolche und zweischneidige Schwerter und deren eiserne Nachbildungen.

Es lassen sich (von den zahlreichen, namentlich in der späteren Bronzezeit hinzukommenden Varianten abgesehen) im Grossen und Ganzen auf Cypern vier Haupt-Dolchtypen unterscheiden.

I. Dolche ohne abgegliederte Angel oder Zunge, ohne Nägel, oder mit 1 bis 4 Nägeln zur Befestigung des Holz- oder Horngriffes.

1. Klinge schwach gewölbt, ohne eigentliche Mittelrippe. Fig. XX, 1; K. B. H., Taf. CXLVI, 6 B, *l*, *i*, *m*.
2. Klinge mit mehr oder weniger starker Mittelrippe. Zeitschr. f. Ethnologie 1896, S. 87, Fig. 49, 20; K. B. H., Taf. CXLVI, 3 B, *c* (wie das Kurzschwert Fig. XXI, 13); C. M. C., Taf. III, 505.

II. Dolche mit langer Griffangel und stets starker Mittelrippe.

1. Klinge schmaler, schilf- oder weidenblattförmig, Fig. XXI, 10 (wie auch unser Schwert XXI, 1, nur Mittelrippe schwächer). C. M. C., Taf. III, 552 und K. B. H., Taf. CXLVI, 3 B, *b* und 6 B, *d*, *e*.
2. Klinge breiter mit herzförmigem Abschluss. Fig. XX, 3; K. B. H., Taf. CXLVI, 3 B, *a* (wie Fig. XXI, 10 und unser Schwert Fig. XXI, 6).

III. Dolche mit einfacher Griffzunge.

1. Wenig eingezogen, also Zunge breit. Mit meist drei, seltener zwei Nägeln und stets starker Mittelrippe. Zeitschr. f. Ethnol. 96, S. 87, Fig. 49, 16, 23.
2. Stark eingezogen, also Zunge schmal, ohne Nägel oder mit 1—2 Nägeln.
   a) Klinge mit starker Mittelrippe, Fig. XX, 1, mit, Fig. XXI, 8 ohne Nagel (auch mit Nagel C. M. C., Taf. III, 645).
   b) Klinge mit schwacher oder ohne Mittelrippe. Zeitschr. f. Ethnol 96, S. 87, Fig. 87, 19 ohne Nagel, ohne erhabene Ränder der Zunge. Fig. XX, 4 ohne Nagel, mit erhabenen Zungenrändern.

IV. Dolche mit reicher gegliederter Griffzunge.

1. Zunge zugespitzt und an den Seiten zweimal übereinander eingebaucht. Zeitschr. f. Ethnol. 96, S. 87, Fig. 49, 24, und hier S. 41, Fig. I, 3 und 4.
2. Dolche complicirterer Form, aus denen die beiden Haupt-Schwerttypen der europäischen Bronzezeit, die sogenannte Südform (Bronze-Schwert vom Burgberg, Schliemann's Mykenae Fig. 221, die älteren ungarischen Bronze-Schwerter und mein Eisen-Schwert von Kurion, Fig. XXI, 17) und die sogenannte Nordform [die jüngeren ungarischen Bronze-Schwerter, die Schwerter des nördlichen Deutschlands, Schleswig-Holsteins und Skandinaviens, mein Eisen-Schwert 1889 in Tamassos Grab 12, Sect. IV, ausgegraben[1]]. Hierher gehört auch der Fig. XXI, 3 abgebildete Kupfer-Dolch.

Unter den Dolchen dieser 4 Gruppen kommen aber solche Stücke vor, die theils so klein, theils so dünn gearbeitet und so biegsam sind, dass ihr Gebrauch als Waffe ausgeschlossen ist. Doch erscheinen diese Gegenstände, die sich nur der Form nach an die Dolche als Waffen anlehnen, nie in den drei ältesten Perioden, sondern erst in der IV., der kyprisch-kykladischen.

Besonders häufig treten die winzigen und dünnen Griffangel-Dolche (wie Fig. XXI, 10) auf. Ich habe einen solchen, tadellos erhaltenen 1889 im Grabe 24 zu Lamberti ausgegraben, der 6,5 *cm* lang ist und 31 Gran = 1,86 *g* wiegt. Es ist das Normal-Goldgewicht der späteren cyprischen Bronzezeit[2]).

Dann kommen unter den Dolchen der Gruppen III und IV solche dünne, als Waffen unbrauchbare grosse Exemplare vor, die entweder auch eine grössere Gewichts-Einheit darstellen oder als Ceremonial- und Votiv-Waffen benutzt wurden. Dahin gehören z. B. die Stücke Fig. XX, 4 und 5, sowie die auf S. 41, Fig. I abgebildeten Stücke.

Die noch dünneren, auch der Form nach gar nicht mehr zu den Dolchen zu rechnenden Kupfer- und Bronze-Bleche, die einem Dolche mit schmaler Griffzunge entfernt ähneln, aber nie in eine Spitze, sondern, fast gerade abgeschnitten, mit abgerundeten Eckenenden (aus Grab 3, Hagia-Paraskevi-Ausgrabung 1894/95, und S. 41, Fig. I, 5), gehören des ähnlichen Gebrauches wegen hierher. Die beiden Votiv-, Ceremonial- oder Gewichts-Dolche S. 41, Fig. I, 3 und 4, und das Bronze-Blech ebenda Fig. I, 5, sind auch zusammen in demselben Grabe gefunden.

Was nun den Ursprung der ältesten cyprischen Dolchart anlangt, so habe ich bereits von 1883 an, als ich den Typus I (Fig. XX, 1) zuerst selbst in meinen Ausgrabungen feststellte, Jul. Naue darüber berichtet. Diese Dolchart erscheint schon zahlreich aus Kupfer in der allerältesten Gräber-Schicht Alambra's, neben Meisseln, Pfriemen und dem fast gleichzeitigen Griffangel-Dolch (Typus XX, 1). Dieser Dolch, dann weiter aus schwach zinnhaltiger Bronze fortfabricirt bis in das Ende der Bronzezeit hinein, wird, wenn erst einmal metallene Beigaben erscheinen, in

1) Vgl. Naue, Die Bronzezeit in Ober-Bayern, S. 89 und 90. Der Griff des hier angezogenen Tamassos-Schwertes ist in K. B. H., Taf. CXXXVII, 7 abgebildet. Die Klinge schwillt unter der Mitte stark an. Eine Abbildung des ganzen Schwertes erscheint in meinem Werke Tamassos und Idalion, in welchem auch die meisten der hier in Betracht kommenden kupfernen Bronze-Dolche der Gruppe IV, 2 abgebildet werden, die aus den Ausgrabungen von Lamberti bei Tamassos stammen.

2) Vgl. oben S. 19 und unten S. 57, sowie meinen 1888 in der Zeitschr. f. Assyriologie, S. 62—68 veröffentlichten Aufsatz: „Die vorbabylonischen und babylonischen Einflüsse in Hissarlik und Cypern“, wo ich auch auf das zuerst von mir herausgefundene Duodecimal- und Sexagesimal-System des Gewichts zu sprechen komme. Doch sind weitere Studien erforderlich.

solchen colossalen Massen in allen 5 Perioden schon von so früher Zeit an gefunden, dass er, wie der Griffangel-Dolch, unbedingt zuerst auf Cypern erfunden, fabricirt und in Mengen weithin exportirt worden sein muss, ehe man ihn in anderen Ländern nachbildete. Naue, der mir auch mehrere Originale solcher und anderer Dolche[1]), sowie hochwichtiger Schwerter u. s. w. verdankt, konnte daher in seiner Bronzezeit in Ober-Bayern, S. 68 folgendermaassen schreiben: „Die ältesten Dolche (sein Typus I deckt sich mit meinem Typus I) sind aus Kupfer. Cypern ist es, das uns bis jetzt die meisten geliefert hat, dann kommen Ungarn, Oesterreich, Mondsee, Attersee und die Schweiz mit ganz gleichen Exemplaren." (Naue hat nur einen gefunden.)

Sehr richtig beschreibt Naue diesen Typus: „Die früheste Form dieser Kupfer-Dolche, denen die einfachsten Bronze-Dolche in hohem Grade gleichen, zeigt eine kurze[2]), dreieckige Klinge, die sich nach dem Schaft zu allmählich verbreitert, um wieder verschmälert mit verhältnissmässig kurzem, häufig abgerundetem Ende zu schliessen, und ist mit zwei bis drei Löchern und kurzen Stiften versehen[3]), den Holz- und Knochengriff aufzunehmen."

Wenn auch die cyprischen Waffen-Schmiede lieber die entwickelteren cyprischen Dolch-Typen II u. IV benutzten, um aus ihnen erst durch einfache Verlängerung[4]) und dann durch Um- und Fortbildung ihre Schwerter zu formen, so scheint doch auch der Urtypus der cyprischen Dolche (unser Prototypus I) verwandt worden zu sein. Das in Fig. XXI, 13 abgebildete, 4,7 *cm* lange Fragment, aus dem sich eine Waffenlänge von etwa 38 *cm* berechnen lässt, gehört zu einem hierher gehörenden sehr langen Dolche oder einem Kurz-Schwerte. Der hier erhaltene Grifftheil ist offenbar nichts anderes, als das erst verbreiterte obere Ende einer gestreckt dreieckigen Klinge, das dann, sich stark verjüngend, ebenfalls in dreieckiger Form abschliesst. Drei Nägel auf dem kleinen Griff-Dreieck dienten zur Befestigung des übergreifenden Holz- oder Knochen-Griffes, zugleich aber auch zu der Zusammenhaltung der zwei miteinander verbundenen Klingen (vergl. Fig. XXI, 136). Um die Waffe wirkungsvoller zu machen, kamen die cyprischen Waffen-Schmiede auf den Gedanken, zwei Klingen, gewissermaassen zwei Dolche miteinander zu vereinigen. Ich habe selbst mehrere solcher Waffen ausgegraben, z. B. 1889 einen etwa 18 *cm* langen Doppel-Dolch im Grabe 28 von Lamberti bei Tamassos, in welchem ein Kurz-Schwert des Griffangel-Typus von 46 *cm* Länge (vergl. weiter unten den Schwert-Typus II, 1) und der analysirte durchlochte Kupfer-Meissel (Weeren's Analyse, Nr. 4) lag.

Der Eintheilung der Dolche folgend, bezeichne ich daher auch diese bisher nur als Kurz-Schwert oder Lang-Dolch nachweisbare Waffen-Art als Schwert-Typus I.

---

1) Vergl. Jul. Naue, Kupfer-Waffen aus Cypern, in den Antiqua 1885, S. 18 u. folg., Taf. III und IV.

2) Meist hat der cyprische Dolch eine lange dreieckige Klinge; es kommen aber auch solche mit sehr breiter kurzer Klinge und dann oft nur mit einem Nagel oder Stifte vor. Ein solches, noch unpublicirtes Exemplar in der Sammlung Valentin Weisbach des Leipziger Museums für Völkerkunde.

3) In Cypern kommen auch solche kleinere Dolche ganz ohne Nägel (K. B. H., Taf. CXLVI, 6 B, *m*), sowie mit vier Löchern und Stiften (ebenda 6 B, *k*) vor.

4) Naue und Undset haben meine Naue dargelegte Entstehungsweise der Schwerter aus den Dolchen sofort acceptirt. Darüber Naue in meiner Owl 1888, in seiner Bronzezeit in Ober-Bayern S. 81, und Undset in der Zeitschr. f. Ethnologie 1890, S. 8.

Wer wieder bei der allerdings sich leicht von selbst ergebenden Urform des Dolches und des Schwertes unseres Prototypus I an einem spontanen Entstehen des Typus in verschiedenen Ländern unabhängig von einander festhalten möchte, wird diesen Versuch aufgeben müssen, weil (obgleich anfänglich gewiss späteren Ursprungs) schon auf Cypern und auch anderswo sehr früh neben diesem Typus ohne Angel und ohne Zunge der Griffangel-Dolch zumal in seiner älteren schmalklingigen Form (Typus II, 1) auftritt. Aber auch die Griffangel-Dolche mit breiterer Klinge und herzförmigem Abschluss (Typus II, 2) werden schon sehr früh beobachtet. Dass nun das Auftreten dieser überaus eigenartigen Dolche, die auf Cypern zu Tausenden vom Beginn der Kupferzeit an gefunden worden und noch weiter zu finden sind, eine specifisch cyprische Erfindung ist und eine viele Jahrhunderte lange ausschliessliche Fabrication auf der Insel documentirt, wird wohl niemand leugnen können. Diese Griffangel-Dolche sind nun in Aegypten, Syrien (ich sah auch mehrere Exemplare in Beiruter Sammlungen), Palästina (Tell-el-Hesy), auf Rhodos und den Kykladen, in Hissarlik, Ungarn, Albanien, Süd-Italien und der Schweiz constatirt worden. Mithin haben alle diese und andere Länder, in welchen diese Kupfer- und Bronze-Dolche gefunden wurden oder werden sollten, mit Cypern während der Kupferbronze-Zeit in directem oder doch indirectem Verkehr gestanden und von Cypern wohl zuerst die Dolche selbst und dann die Dolchform erhalten. Das letztere können selbst Montelius[1]) und J. Hampel[2]) nicht leugnen.

Sicher hat der älteste Urtypus des cyprischen Dolches I (zugleich Urtypus des Dolches der vorgeschichtlichen mittelmeerländischen und europäischen Völker) den ältesten Schwert-Verfertigern der Insel wenig zugesagt, und es scheint, soweit heute die Funde vorliegen, nur bei vereinzelten und schüchternen und anscheinend auch verhältnissmässig späten Versuchen geblieben zu sein, diese Dolchart zum Schwerte zu verlängern.

Viel sympathischer war den cyprischen Waffenschmieden der Griffangel-Dolch, den sie sicher zuerst in immer grösseren Dimensionen fabricirt haben, bis aus diesen Versuchen zur Vergrösserung des Dolches erst Kurzschwerter und dann Langschwerter von allmählich immer mächtigeren Dimensionen und wuchtigeren Formen wurden.

Das Fig. XXI, 6 abgebildete gewaltige Kupfer-Schwert[3]) habe ich zwar nicht selbst ausgegraben, aber im Dorfe Psemmatismeno von einem Bauern gekauft. In der Nähe entdeckte ich 1885 ein Gräberfeld, dessen älteste Gräber an die Schicht von Alambra-Mavragi hinauf-, aber auch in die Periode II und III hinabreichen. Bemalte Gefässe fehlen noch. Der Verkäufer behauptet, das Schwert zusammen mit den Dolchen Fig. XXI, 7 und 8, dem Meissel Fig. XXI, 9 und einem primitiven babylonischen, kegelförmigen Siegel[4]), sowie mit unbemalten kupferbronzezeitlichen Gefässen in einem Erdgrabe dieser Nekropole gefunden zu haben[5]).

1) Archiv für Anthropologie XXI, 1892—1893, S. 36.

2) Zeitschrift für Ethnologie 1896, S. 74.

3) Undset, Zeitschr. f. Ethnologie 1890, S. 2, Fig. 2 und 3.

4) Ich habe den Grabfund, soweit er in meine Hände gelangte, Hrn. Jul. Naue (München) überlassen.

5) Eine kleine Stunde von dieser vormykenischen und in ihrem jüngsten Theile noch protokykladischen Nekropole constatirte ich, ebenfalls 1885, in der Nähe des Dorfes Maroni (vgl. oben S. 307) am Meere an einer Zarukas genannten Stelle eine bereits früher durchwühlte Nekropole aus mykenischer Zeit (vergl. Ed. Meyer, Geschichte des Alterthums, II, S. 220), in welcher ich erfolglos grub, wo aber nach mir H. B. Walters vom Britischen Museum 1897 erfolgreich gegraben hat (C. M. C., p. 187).

Namentlich sollen auch roththonige Relief-Vasen mit Thieren, die er schon vorher an den damaligen Banquier C. Watkins in Larnaka verkauft und die ich zu sehen Gelegenheit hatte, damit zusammengefunden sein. Danach würde der ganze Grabfund sicher noch in die protokykladische Periode III der cyprischen Cultur fallen. Da ich den Finder so ausforschte, dass er aus meinen Fragen nicht entnehmen konnte, wie er antworten sollte, halte ich seine Angaben, da sie auch sonst passen, für durchaus glaubwürdig.

Dieses zum Stechen und Hauen gleich geeignete Kupfer-Schwert ist 60,8 *cm* lang, und wohl niemand wird bestreiten können, dass der Typus auf Cypern erfunden und das Exemplar in Cypern geschmiedet ist. Die grösste erhaltene Breite der Klinge, nahe dem herzblattförmigen Ansatz, beträgt 6,2 *cm*, und an derselben Stelle ergiebt sich eine Entfernung von 1,4 *cm* von der Mittelrippen-Höhe der einen zur anderen Seite. Wir haben hier also ein frühes Kupfer-Schwert vor uns, das vermuthlich um ein Jahrtausend und mehr älter ist, als die ältesten Kupfer- und Bronze-Schwerter der Mittelmeer-Länder und Europas. Es ist auch viel stärker und länger, als die ältesten Bronze-Schwerter Europas[1]). Ist es zu verwundern, wenn auf der kupferreichen Insel Cypern das erste Schwert durch einfache Verlängerung des Dolches entstand?

Uebrigens habe ich 1894 zu Lamberti bei Tamassos, für die Rudolf-Virchow-Stiftung, im Grabe XLII ein noch etwas längeres, 63,8 *cm* langes ähnliches Griffangel-Schwert entdeckt, das sich heute im Antiquarium zu Berlin befindet und nach der Analyse des Hrn. Prof. Weeren aus reinem Kupfer besteht (S. 29, Analyse Nr. 2). Auch ein mächtiger, demselben Grabe entnommener Meissel von 17,6 *cm* Länge besteht aus reinem Kupfer (S. 29, Analyse Nr. 3). In diesem Grabe wurden gleichfalls nur frühe unbemalte Thongefässe und Scherben entdeckt. Dieses zweite Schwert zeigt auch bereits deutlich den herzförmigen Abschluss an der Griffangel, ist aber von schlankerer Form als das Psemmatismeno-Schwert, und war besser zum Stechen und Stossen, als zum Hauen geeignet. Dagegen hat das ferner in demselben Grabe liegende, vermuthlich auch aus reinem Kupfer bestehende Kurz-Schwert von 47 *cm* Länge[2]), noch die reine schilf- oder weidenblattförmige Klinge und die abgeschrägten Seiten an der Angel (wie Fig. XXI, 10). Auch die Mittelrippen treten an diesen Tamassos-Schwertern minder stark hervor, als an dem Psemmatismeno-Schwerte.

Wie bei den Dolchen, würde das Kurz-Schwert von Tamassos den reinen Schilf- oder Weidenblatt-Schwerttypus I, 1, die beiden langen Schwerter den Herzblatt-Schwerttypus I, 2 repräsentiren. Aber das Psemmatismeno-Schwert bildet zugleich ein weiteres Entwickelungs-Stadium. Aus dem Stoss-Schwerte ist ein wuchtiges, auch zum Hauen geeignetes Schwert geworden.

Wir wenden uns jetzt zu dem, auch zuerst von mir entdeckten cyprischen Schwert-Typus II, 3, den ich kurz den Bajonett-Typus[3]) nenne (abgebildet in Fig. XXI, 1 *a*—*c*). Undset und Naue haben diese Kurzschwert-Gattung irrthümlicher Weise als die älteste cyprische an den Anfang der cyprischen Schwert-Fabrication gestellt. Dagegen sprechen aber die Fund-Umstände, die Form und

1) worauf auch Naue, Die Bronzezeit in Ober-Bayern (S. 81), hingewiesen hat.

2) Ein vielleicht um 1—2 *cm* längeres Kurz-Schwert desselben Typus, nur mit viel kräftigerer Mittelrippe, dessen Spitze abgebrochen ist (der erhaltene Theil ist 35,8 *cm* lang), aus der Nekropole von Hagia-Paraskevi, befindet sich im Leipziger Museum für Völkerkunde (Sammlung Valentin Weisbach).

3) Undset, Zeitschr. f. Ethnol. 1890, S. 7, Fig. 8.

die Technik, in der diese furchtbare Waffe gearbeitet ist, und wie ich vermuthe, auch die Zusammensetzung aus Kupfer und Zinn. Obgleich eine Analyse nicht vorliegt und ich nur nach dem Aussehen urtheile, scheinen diese Waffen sämmtlich aus einer stark zinnhaltigen Bronze gearbeitet zu sein.

Sämmtliche mir bisher bekannt gewordenen Exemplare stammen aus der Fels-Nekropole von Hagia-Paraskevi, in welcher die ältesten Gräber schon bemalte Gefässe aufweisen und der IV., der spätkykladisch-kyprischen Periode[1]), sowie der Periode V angehören, während die den Felsgräbern vorgelagerten Erdgräber aus der dritten, der protokykladischen Periode stammen. Bis jetzt sind nur einige Fragmente, sowie ein einziges ganzes, vorzüglich erhaltenes Exemplar zu meiner Kenntniss gelangt. Das fast vollkommen erhaltene Exemplar Fig. XXI, 1, bei dem nur das kurze umgebogene Ende der Griffangel abgebrochen sein kann, 46,8 *cm* lang, wurde 1885 durch den damaligen Director der ottomanischen Bank in Nicosia, Hrn. Jolly, von dem Ausgraber selbst, einem türkischen Schwarzen, gekauft, gelangte später in meinen Besitz und befindet sich heute in der Sammlung Weisbach (Museum für Völkerkunde in Leipzig). Das zweite, nur in seinem oberen Ende erhaltene Exemplar Fig. XXI, 2 ist jetzt 21,7 *cm* lang, wovon allein 12 *cm* auf die Griffangel kommen, und hat demnach zu einem Schwerte gehört, das mindestens 72 *cm* lang war[2]). Dieses Fragment ist mit dem Dolche Fig. XXI, 3 und der Lanzen-Spitze Fig. XXI, 4 zusammen in dem Ochsenkrater-Grabe zu Hagia-Paraskevi bei Nicosia von demselben Türken gefunden und mit dem gesammten Grab-Inhalte (heute im Berliner Antiquarium) von mir verkauft worden. Da ich die Fundstelle selbst nachcontrolirt habe, bin ich sicher, dass dieses zweite mächtige Stoss-Schwert in die mit mykenischen Alterthümern reich durchsetzte Periode V gehört.

Unser Kurz-Schwert Fig. XXI, 1 hat, wie das Fragment des Lang-Schwertes Fig. XXI, 2, schon eine Patina, die auf eine vielleicht schon stärker zinnhaltige Bronze schliessen lässt, und ist, wie die Lanzen-Spitze (Fig. XXI, 4), so wunderbar exact gearbeitet, dass man auch aus technischen Gründen das Schwert nicht weit über die Mykenae-Schicht, höchstens in die kyprisch-kykladische Periode IV hinaufschieben darf. Zwar endet die Klinge an der Griffangel weiden- oder schilfblattförmig, aber auch dieser Abschluss ist von aussergewöhnlicher Regelmässigkeit.

Die Klinge ist an ihrer breitesten Stelle nur 3,1 *cm* breit und die Entfernung von der Rippenhöhe der einen zur anderen Seite beträgt 1,9 *cm*. Die aussen scharfen Rippen, deren grösste Breite 1 *cm* beträgt, laufen dachförmig nach der Klinge. In Folge dessen ergiebt der Durchschnitt einen ziemlich regelmässigen Stern, nur dass die Rippen sich noch mächtiger als die Klinge selbst zeigen. Wir sehen mithin eine höchst gefährliche Waffe vor uns, die, von der abweichenden Biegung des Griffes abgesehen, einem modernen Bajonett merkwürdig ähnelt.

Ungarn, das ja in seinen Kupfer- und Bronze-Waffen neben grossen Verschiedenheiten die merkwürdigsten Parallelen und Analogien zu Cypern bildet, hat zwei vorgeschichtliche kupferne Bajonett- oder Rapier-Klingen geliefert, die unserem kyprischen Typus II sehr nahe kommen und die Franz v. Pulszky in

---

1) Auch treten ganz vereinzelt schon früh-gräcophönikische Funde auf, so dass einzelne Gräber schon in die C. M. C., S. 21 beschriebene Periode VI hinabreichen (eines beschrieben unten S. 325, Anmerk. 2).

2) Die Griffangel unseres 60,8 *cm* langen Kupfer-Schwertes (Fig. XXI, 6) ist nur 7 *cm* lang.

seinem Werke „Die Kupferzeit in Ungarn" (S. 40, Fig. 1 und 2a) abgebildet hat. Der Verfasser zeigt und betont im Text den ebenfalls sternförmigen Durchschnitt der Waffen.

Die weiteren Analogien bilden zwei in Turin befindliche bronzene Rapier-Klingen, deren Provenienz nicht mehr zu eruiren ist, und ein angeblich im Tiber bei Rom gefundenes bronzenes Klingen-Fragment (in der Sammlung Jul. Naue, München). —

Wenn auch diese cyprische Bajonettschwert-Gattung ihren Ursprung in vormykenischer, ja vielleicht in protokykladischer Zeit, in der Periode III haben dürfte, sicher ist sie später als unsere unter Typus II, 1 und 2 zusammengefassten Schwerter entstanden, weil sie complicirter ist und ihre Herstellung ein grösseres technisches Können bedingt, und schliesslich weil die Fund-Umstände, soweit sie bekannt, ein allzufrühes Vorkommen ausschliessen[1]).

Die Grundform dieses Bajonett-Dolches, bezw. -Schwertes, bildet trotz alledem der Griffangel-Dolch, weshalb ich diese Dolch- und Schwert-Art hier noch unter Gruppe II, 3 angeschlossen habe.

Aus der überaus zahlreichen Dolch-Gruppe Typus III mit einfacher Griffzunge ist die Schwert-Gattung der Schacht-Gräber Mykenae's entstanden, die zwar bisher in Cypern fehlt, aber in Sicilien in einer Reihe von Exemplaren gefunden ist, und zwar in derselben Fundschicht, in welcher zweifellos sicher in Cypern und nur in Cypern fabricirte mykenische Thongefässe auftreten[2]).

In dem Leipziger Museum für Völkerkunde (Sammlung Valentin Weisbach) befindet sich ein noch zu veröffentlichender Kupfer- oder Bronze-Dolch mit Griffzunge und drei Löchern, eines am Ende der schmalen Griffzunge und zwei auf dem als Griff mit verwendeten, rund abgebogenen Klingen-Ende. Die starke Mittelrippe setzt sich über den ganzen Dolch, von der äussersten Spitze der Klinge bis zur äussersten Spitze der durchlochten Griffzunge fort. Gerade dieser Dolch, der aus der Fels-Nekropole von Hagia-Paraskevi bei Nicosia stammt, kann als der beste Prototypus zu den Schwertern der mykenischen Schacht-Gräber und der sicilischen Gräber mit Mykenae-Import dienen.

1) Allerdings ist ein ähnlicher Bajonett-Dolch von Flinders Petrie in einem der Gräber von Ballas und Naqada gefunden worden, die in die Zeit von 3300—3000 v. Chr. fallen sollen. Aber andere, daselbst in derselben Schicht gefundene kyprische Kupfer-, bezw. Bronze-Gegenstände weisen auf die spätere kyprische Bronzezeit. Vgl. oben S. 39, Anmerk., wo bereits bei Besprechung der Haupt-Perioden auf dieses Dilemma ausführlich hingewiesen ist.

2) Naue sagt S. 81 seines Werkes „Die Bronzezeit in Ober-Bayern": „Die ältesten Schwerter sind verlängerte Dolche. Schon die ältesten Kupfer-Schwerter Cyperns (er meint unsere hier Fig. XXI, 1 u. 6 abgebildeten Exemplare), die aber länger als unsere frühesten mitteleuropäischen Bronze-Schwerter sind, erweisen sich lediglich als verlängerte Dolche. Sowohl die in den Schacht-Gräbern Mykenae's, wie die von P. Orsi 1890 in einem Grabe der Nekropole von Plemmirio bei Syrakus (Orsi, Bullet. di paletn. it. 1890, Nr. 8/0, tav. XI, 10) gefundenen Bronze-Schwerter weisen auf eine Weiterbildung der vorerwähnten Kupfer-Schwerter Cyperns hin." Orsi hat dann bei Syrakus zusammen mit mykenischen Thongefässen weitere, in den Monumenti antichi II, 1893, Taf. II, Fig. 5, 14, 18 und 23 publicirte Schwerter des Mykenae-Typus, und schliesslich noch bei Thapsos auf Sicilien (Mon. ant. VI, 1898, p. 122, Fig. 31) weitere Schwerter dieses Typus gefunden und sagt daselbst p. 95: „Es ist nichts hinzuzufügen. Neuerdings hat Jul. Naue in seiner Bronzezeit in Ober-Bayern (S. 82—86) ausführlich diese Schwerter behandelt, die sich von Cypern aus über Griechenland, die Balkan-Halbinsel, bis nach Central-Europa und Skandinavien verbreitet haben."

Wir sind daher berechtigt, zu diesem cyprischen Dolch-Typus III auch einen entsprechenden Schwert-Typus III anzunehmen. Es ist sogar nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern höchst wahrscheinlich, dass die in Sicilien gefundenen Exemplare so gut wie die mykenischen Thongefässe in Cypern fabricirt wurden.

Aus unseren cyprischen, unter Typus IV zusammengefassten Dolchen ist nun der in zwei Formen auftretende Schwert-Typus hervorgegangen, von dem die grosse Masse der frühesten griechischen, italienischen, ungarischen und südost-, mittel- und nordeuropäischen Schwerter abstammt.

Hierher gehören gewissermaassen als Vorstufen die Kupfer-, bezw. Bronzeschwert-Fragmente Fig. XXI, 11, 12 u. 13[1]) und der Dolch Fig. XXI, 3. Hierher gehören ferner die von mir 1889 und 1894 in dem Gräberfelde auf dem Berge Lamberti bei Tamassos gefundenen Dolche der Gräber 21, 22, 24 und 42. Das Schwert-Fragment Fig. XXI, 11 lässt uns leider, in Folge der schlechten Erhaltung, über die Art seines Griffes im Unklaren. Etwas besser erhalten ist das in Fig. XXI, 12 wiedergegebene Schwertgriff-Stück mit erhabenen Rändern und 6 Nägeln zur Aufnahme der Griffschalen aus Holz, Knochen, Horn oder Elfenbein. Aber auch hier lässt uns der immerhin fragmentarische Zustand in Stich, so dass wir über die Griff-Form nur soviel sagen können, dass wir entweder eine sich von der Klinge durch Einschnürung abgliedernde Griffzunge vor uns haben, was das Wahrscheinlichere ist, oder dass dieser Griff ohne Einschnürung aus der Klinge herauswuchs. In letzterem Falle würde dieses Schwert unter unserem Urtypus I einzurangiren sein.

Weiter kommen wir mit unserem Dolche Fig. XXI, 3, der mit dem Bajonett-Schwerte und der offenbar mykenische Zeit verrathenden Lanzenspitze Fig. XXI, 4 im Ochsenkrater-Grabe gefunden ist. Wir sehen hier einen deutlich durch eine viereckige Platte mit erhabenen Rändern abgegrenzten Griff, der in eine zweimal ausgebauchte, am Ende horizontal abgeschnittene und durchlochte Griffzunge endigt.

Von allergrösster Wichtigkeit für die Entwickelungs- und Entstehungs-Geschichte des Bronze-Schwertes, wie es aus Bronze noch von Cypern fehlt, aber von Schliemann auf dem Burgberge Mykenae's gefunden ist, sind die in den Gräbern 21, 22, 24 und 42 von mir zu Lamberti bei Tamassos 1889 entdeckten Dolche. Es kommen 5 Exemplare und zwei Arten in Betracht. Die eine Art, durch 2 Exemplare (beide aus Grab Nr. 21) vertreten, zeigt Dolche, bei denen, ausser dem durch allmähliche Verschmälerung entstandenen, einfach durchlochten Zungen-Abschluss, eine weiter nach unten fortgesetzte Abgliederung eines complicirteren und längeren Griffes durch Einschnürung und Einbuchtungen[2]) bewerkstelligt wird. Bei dem einen Dolche ist diese Abschnürung eines Griffes stärker, als bei dem zweiten. Beiden

1) Undset, Zeitschr. f. Ethnol. 1890, S. 9, Fig. 10 u. 11. Von diesen zwei Schwert-Fragmenten, die ich Hrn. Dr. Jul. Naue überlassen habe, sagt derselbe S. 258 seines Werkes über die Bronzezeit in Ober-Bayern: „Aus der Nekropole von Hagia-Paraskevi stammen die Fragmente zweier Bronze-Schwerter mit Griffzungen, die eine grosse Verwandtschaft mit jenem Bronze-Schwerte haben, welches Schliemann in dem kyklopischen Gebäude auf der Akropolis von Mykenae fand. Jene cyprischen Schwert-Fragmente sind, wenn nicht älter als dieses, doch sicher gleichzeitig.“

2) Den ersten Dolch dieser Art, bei dem der Griff an der Uebergangs-Stelle zur Klinge noch beiderseits hornartig hervortritt, gelangte 1884 in meine Hände und war in einer der geheimen Ausgrabungen zu Hagia-Paraskevi gefunden worden. Auch dieses hochwichtige Stück überbrachte ich 1884 Hrn. Dr. Jul. Naue, der es in den Antiqua 1885, Taf. IV, 6a publicirt und darüber S. 18 gesagt hat: „Eine den griechischen und ungarischen Bronze-Schwertern fast gleiche Form sehen wir in dem Dolch-Fragmente Taf. IV, 6a vertreten.“

Dolchen gemeinsam ist ferner, dass diese Griffplatte plastisch über die Klinge hervortritt und schneppenartig spitz auf der Klinge nach unten zu endigt.

Bei der zweiten Art, vertreten durch drei Exemplare (Gräber 22, 24 und 42), ist der Zungen-Vorsprung, der in einem Falle (Grab 22) durchlocht ist, stark prononcirt; auch die Einbuchtung des Grifftheiles tritt bei zwei Exemplaren (Grab 22 und 24) stärker als bei dem dritten (Grab 42) hervor. Allen drei Dolchen gemeinsam sind die zwei auf der Griffplatte eingelassenen Nägel und die zwischen denselben V-förmig mit der Spitze zwischen den Nägeln zusammenstossenden, nach unten divergirenden und hoch aufstehenden Stege. Aus diesen Stegen, die entweder aufgelöthet oder gleich mitgegossen sind, ist dann der Kreisbogen entstanden, mit dem sich der Griff in seiner ganzen Breite von der Klinge des allerdings bisher von Cypern nur aus Eisen bekannten Schwertes (Fig. XXI, 17) abgliedert. Derselbe Kreisbogen erscheint am unteren Griffabschluss auf dem bronzenen Schwerte Schliemann's von der Akropolis Mykenae's.

Unser Eisenschwert Fig. XXI, 17, welches ich im Frühjahr 1884 mit einem zweiten ähnlichen, schlecht erhaltenen Exemplare in einem frühen gräco-phönikischen Grabe zu Kurion ausgrub und das zuerst von Undset 1886 publicirt worden ist[1]), kann immerhin aus der Zeit zwischen 1200—900 v. Chr. stammen. Denn in dieser Zeit dürften auf Cypern die späteste cyprische Bronzezeit, die spätmykenische Periode und die früheste gräco-phönikische Eisenzeit nebeneinander bestanden haben. Ich habe in einzelnen Bronzezeit-Gräbern zu Phoenidschas (1883), zu Hagia-Paraskevi (1885) und zu Lakscha bei Nicosia (1885, zusammen mit F. Dümmler) bemalte gräco-phönikische Gefässe ausgegraben und auch in zwei Fällen (Phoenidschas und Katydata-Linu) die ersten Spuren von Eisen gefunden[2]). Das Bronze-Schwert des mykenischen Burgberges und meine Eisen-Schwerter von Kurion können mithin aus ziemlich gleicher Zeit datiren auch sieht das letztere so aus, als sei es Bronze-Schwertern desselben Typus nachgeschmiedet[3]).

Undset und Naue glauben mit Recht, dass, soweit heute (bezw. bis 1893) die Funde es zulassen, das mykenische Bronze-Schwert und die zwei cyprischen Eisen-Schwerter von Kurion zusammen den griechischen Prototypus wiedergeben, von denen dann die ungarischen und mittel- und nordeuropäischen Schwerter abstammen. Diese beiden cyprischen Eisen-Schwerter von Kurion, sagt Naue, seien

---

1) Ein kyprisches Eisenschwert. Christiania. Videnskabs, Selskabs Forhandlinger 1886, No. 14; ferner: Die ältesten Schwertformen. Zeitschr. f. Ethn. 1890, S. 2, Fig. 2 u. 3. — 1885 erinnerte sich Jul. Naue noch genauer, dass ich ihm nicht nur das besser erhaltene der zwei Schwerter 1884 überbracht, sondern auch die Bedeutung derselben selbst erkannt hatte, weshalb er in der Antiqua 1885, S. 21 sagte: „Durch Ohnefalsch-Richter's Eisenschwerter, die denjenigen Schliemann's von Mykenae entsprechen, haben wir schon jetzt die Berechtigung erlangt, Cypern als das Verbindungsglied zwischen Asien und Griechenland annehmen zu können“.

2) Die in K. B. H., Taf. XXVIII, 6, CLXX, 9d und CCXVI, 4—7, 12—14 abgebildeten bronzezeitlichen Gefässe, das erste ein Krug mit Hirschen in Relief, das zweite ein Ring-Gefäss mit 3 Näpfen, die übrigen rothpolirte, mit eingeritzten weissausgefüllten Ornamenten verzierte Vasen stammen aus Grab XI der Januar-Ausgrabung 1885 zu Hagia-Paraskevi. In dem Grab unten, 2 *m* tief, fand sich keine bemalte Scheibe. Es gehört der protokykladischen Periode III an. Dagegen lag 1 *m* höher ein später bestattetes Skelet und die gräco-phönikische scheibengedrehte Kugelbauchvase mit aufgemalten concentrischen Kreisen (abgebildet K. B. H, Taf. CCXVI, 13). Ueber das Vorkommen gräco-phönikischer scheibengedrehter Gefässe in cyprischen Bronzezeit-Gräbern vgl. auch Dümmler, Mittheil., Athen 1888, S. 232 und 243.

3) Naue, Die Bronzezeit in Ober-Bayern, S. 86, Anm.

nicht vom Norden Europas nach Cypern gekommen, wie Montelius gewollt hat, sondern dorthin wie nach Aegypten von den Phönikern gebracht. Undset dagegen möchte den Prototypus nach Aegypten verlegen, wo ähnliche Bronze-schwert-Klingen gefunden wurden.

Aber diese drei verschiedenen Hypothesen sind unrichtig und müssen den Thatsachen, der Fundgeschichte der letzten Jahre weichen. In Aegypten kann weder dieser noch sonst ein Schwert-Prototypus erfunden sein, weil, wie die ägyptischen Denkmäler lehren, die Schwerter erst von den fremden Völkern, den Seevölkern, den Völkern der Inseln und des Nordens, vor Allem von den Schardana nach Aegypten gebracht werden. Die Phöniker haben ebensowenig diese Schwerter erfunden oder nach Aegypten, Cypern und Griechenland getragen, weil sie zu der Zeit (um 1400—1200 v. Chr.) noch gar nichts bedeuteten und dazu nicht fähig waren. Auch zeigte ich bereits S. 77, welch traurige Rolle um 1400 die phönikischen Duodez-Fürsten in den Tell-el-Amarna-Briefen spielten. Ferner ist heute erwiesen, dass unter den Kefto nicht die Phöniker, sondern kleinasiatische Völker, ferner die Kyprier, Rhodier, Kreter und peloponnesische Griechen zu verstehen sind. Ganz am Ende der Periode scheinen allerdings dann auch ein Zweig der Kefto-Leute, nach Palästina und Syrien vielleicht ausgewanderte Kreter, die Vorfahren der Philister, sowie phönikische Stämme sich an der mykenischen Cultur, aber immerhin doch wohl erst in zweiter Linie irgendwie betheiligt zu haben. Aber die Schwerter haben die Schardana der ägyptischen Annalen und deren Vorfahren zuerst auf Kypros erfunden und gebraucht[1]).

Am allerabenteuerlichsten ist die von einem so feinen Beobachter wie O. Montelius im Archiv f. Anthr. (XXI, S. 1 ff.) vorgebrachte Hypothese, das in der Burg von Mykenae gefundene Bronze-Schwert müsse vom Norden her nach Griechenland gekommen sein, da es ganz verschieden von den griechischen und orientalischen Schwertern sei, aber mit mehreren in den Donauländern und in Skandinavien gewöhnlichen übereinstimme. Diese Hypothese ist ebenso unhaltbar wie die von W. Max Müller, Ed. Meyer (und ähnlich Flinders Petrie) vorgetragene, aber bereits von Samuel Reinach richtig zurückgewiesene[2]), dass nehmlich die Schardana eine frühe und mächtige Cultur, womöglich die mykenische selbst, von der kleinen Insel Sardinien nach dem Orient und Aegypten gebracht und also auch diese Schwerter erst nach den Orient und Aegypten getragen hätten. Es sind die Kyprier und die nach Cypern gekommenen Mykener, die Schardana und Genossen, griechische Stämme, die, inspirirt von den Schmieden der kupfernen Griffangel-Schwerter auf der Insel, auch die ersten Bronze-Schwerter im Typus unserer Kurion-Schwerter fertigen und zwar indem sie wieder die cyprischen Dolche unseres Typus IV, 2 einfach vergrössern und umbilden.

Naue, anderen Forschern folgend, unterscheidet innerhalb dieses Typus zwei Arten.

Die ältere Form nennt er die südliche, die Normalform, zu der das mykenische und die beiden Kurion-Schwerter gehören. Die Klinge ist fast gerade, von ei- oder linsenförmigem Durchschnitt. Die Griffzunge, nicht stark ausgebaucht, ist mit erhabenen Rändern versehen und der obere Griffabschluss nur schwach gewölbt. Diese Schwerter sind im Norden Fremdlinge.

Aus dieser älteren Form heraus haben sich Schwerter entwickelt, deren Klingen etwas über oder unter der Mitte stärker anschwellen und dann stärker zugespitzt endigen. Dabei ist die Griffzunge stärker ausgebaucht und der Griffabschluss

1) Ich komme weiter unten in unserer ethnographischen Skizze auf die Kefto zurück.
2) Chroniques d'Orient, II, Paris 1896, p. 549 u. 550.

stärker gewölbt. Diese entwickelte Form war bisher häufiger im Norden Deutschlands, in Schleswig-Holstein, Skandinavien und allerdings auch in Ungarn gefunden, dagegen sehr selten in Süd-Deutschland, Elsass, Schweiz, Frankreich und Oesterreich. Sie fehlte bisher ganz in den Mittelmeer-Ländern und ist als nordische Form bezeichnet worden. Nur in Ungarn waren bisher beide Formen, die schlankere und geradlinige ältere, sogenannte südliche, und die breitere elegantere jüngere, sogenannte nördliche beobachtet.

Nun habe ich 1889 in der hochinteressanten, ins 7. und 6. Jahrhundert fallenden Gräbergruppe, die auch architektonisch von grosster Bedeutung ist[1]), eine grosse Menge von Eisen-Schwertern ausgegraben, welche die bisherige Theorie der nordischen und südlichen Form einfach über den Haufen wirft.

Ich begnüge mich, die drei wichtigsten Schwerter kurz zu beschreiben, die ich in meinem Vortrage am 14. Januar in einem Projectionsbilde vorgeführt habe und die ich in meinem Werke Tamassos und Idalion abbilden werde.

Im spitzdachigen Stein-Grabe 11 (offenbar einer Königsgruft[1]), das noch ins 7. Jahrhundert gehört und einen 20 *m* langen, von colossalen Steinmauern flankirten schrägen Dromos ohne Treppe hatte, lag neben allerlei Schmucksachen, geschnittenen Steinen und einer korinthischen Vase ein mächtiges eisernes Schwert, von dem ich nur das obere und untere Ende habe. Es ist ungefähr 70 *cm* lang gewesen. Ein grosses Stück des Griffes, der mit elfenbeinernen Relief-Platten belegt ist und den mit dem Löwen ringenden Herakles in archaischem Stile zeigt, giebt trotz mangelhafter Erhaltung einen Begriff von der Bedeutung dieses Pracht-Schwertes. Nur der untere halbkreisförmige Grifftheil ist erhalten, die obere verschmälerte Griffzunge aber, der eigentliche Schwertknauf fehlt. Der Griff setzt sich wohl unten horizontal von der Klinge ab, doch wird die gerade Linie in der Mitte von dem kleinen Halbkreisbogen unterbrochen, der auf so vielen ungarischen und nordischen Schwertern wiederkehrt. Die breiteste Stelle des Griffes misst etwa 8.5 *cm*. Der Klingen-Durchschnitt ist dachförmig kantig, weil eine Mittelrippe bereits angedeutet ist. Die Schwert-Fragmente befinden sich heute im Berliner Antiquarium.

Das zweite Schwert, mit zerbrochenem und unbestimmbarem Griff, das ich auf etwa 72 *cm* berechne, ist auch geradklingig, aber im Durchschnitt viel mächtiger, steil dachförmig und vierkantig, mit einer tiefen Blutrinne auf beiden Seiten. Auch hat sich ein Theil der Holzscheide mit dem Bronzebeschlag an der Spitze, in der das Schwert steckte, erhalten. Dies Schwert wurde im Königsgrabe Nr. 5 mit der reichsten Stein-Architectur entdeckt.

In diesen beiden Schwertern haben wir Uebergangs-Stadien von der sogenannten südlichen zur nördlichen Form.

Das dritte Schwert[2]), das am besten erhaltene, stammt aus dem steinernen

1) Vorläufig beschrieben und mit Skizzen illustrirt in dem Journal of the Royal Institute of British Architects 1895, p. 109—132: Graecophoenician Architecture in Cyprus, with special reference to the origin and development of the Ionic Volute. By Max Ohnefalsch-Richter, Ph. D. Auch diese Gräber sollen ausführlich in meinem Werke Tamassos und Idalion beschrieben und mit guten Grundrissen und Durchschnitten veröffentlicht werden.

2) Der Griff und obere Theil dieses Schwertes abgebildet in K. B. H., Taf. CXXXVII, 7; ebenda S. 451 ein Excurs über das *ξίφος ἀργυρόηλον*, das homerische Schwert mit silbernen Nägeln, und Agamemnon's Schwert mit goldenen Nägeln. Im Grabe 12 lag neben dem oben beschriebenen Schwerte des Königs nahe beim Helme noch ein Schwertnagel mit goldenen Köpfen, das Ueberbleibsel eines Prunk-Schwertes, das die Grabräuber schon im Alterthume entwendet hatten. Einen ähnlichen Schwertnagel mit goldenen Köpfen habe ich 1886 im Grabe 131, Nekropole II, zu Marion im Westen der Insel ausgegraben, welches auch in den Anfang des 6. vorchristlichen Jahrhunderts gehört.

Königsgrabe Nr. 12, zu dem, wie beim Grabe 5, eine Steintreppe hinabführte. Diese beiden Gräber datiren aus dem Anfange des 6. vorchristlichen Jahrhunderts. Das Schwert befindet sich heute in Cambridge, dagegen der bereits gegossene Helm mit beweglichen Seitenklappen desselben Grabes in Berlin. Das Schwert hatte eine Länge von ungefähr 76 *cm*, wovon 71 *cm* erhalten sind. Die 62 *cm* lange Klinge wächst 8 *cm* breit aus dem bis zu einem stark gewölbten Bogen von 11,8 *cm* Breite ausladenden Griffansatz heraus. Nachdem sich die Klinge gegen die Mitte der Länge zu bis auf 5,2 *cm* in elegant geschwungener Linie verengt hat, schwillt sie unter der Mitte wieder bis zu 7 *cm* Breite an, um dann ziemlich schnell spitz zu endigen. Dabei tritt beiderseits dachförmig eine starke, 8 *mm* breite Mittelrippe 3 *mm* weit heraus. Der ganze Griff, am Ansatz geradlinig, aber mit derselben halbkreisförmigen Ausbuchtung, wie beim Schwerte aus Grab 11, in der Mittellinie endigend, ist 14 *cm* lang, wovon 6—7 *cm* auf den oberen schmaleren, 5 *cm* breiten und 2,6 *cm* dicken oberen zungenartigen Theil kommen. Dieser obere Theil bildet den eigentlichen Schwertknauf, den eine Männerfaust gerade bequem umschliesst. Auch dieser Griff ist mit elfenbeinernen, aber nicht reliefgeschmückten Schalen belegt, wovon 2 *cm* auf die Schalen und 6 *mm* auf den eisernen Kern kommen. Die Elfenbein-Platten werden durch sechs bronzene Stifte festgehalten, welche auf beiden Seiten mit silbernen Köpfen versehen sind. Vier Nägel stehen am oberen Knaufe in der Mittel-Linie entlang und haben eine Länge bis zu 3,9 *cm*. Die übrigen zwei Nägel stehen auf den beiden Seiten des unteren, bis zu 14 *cm* Breite ausladenden Griff-Flügels. Der obere Knauf ist in gleichmässigen Abständen symmetrisch links und rechts ausgebuchtet und am oberen Ende schwach geflügelt.

Dazu im Gegensatz besteht bei dem kürzeren Kurion-Schwerte (Fig. XXI, 17) eine starke Einschnürung zwischen der halbkreisförmigen unteren Griffplatte und dem oberen längeren Knaufstück, dessen Ende stark geflügelt ist. Wir haben also hier auf Cypern den älteren Typus des geradklingigen Schwertes mit ei- oder linsenförmigem Querschnitt, sowie den jüngeren Typus des Schwertes mit anschwellender Klinge und starker Mittelrippe, und zwischen beiden Typen die deutlichsten Uebergänge.

Ein ganzer Haufe hierher gehörender Eisen-Schwerter war in dem heiligen Bezirke der Athene Idalia auf der westlichen Akropolis von Idalion aufgestellt, wie aus den noch an Ort und Stelle sichtbaren Resten hervorgeht. Auch in anderen Ausgrabungen haben sich auf der Insel hier und da Fragmente solcher Schwerter gezeigt. In früheren Massen-Ausgrabungen, wie zu Zeiten der Gebr. Cesnola, müssen Hunderte von Schwertern gefunden und, weil für werthlos gehalten, für immer verloren gegangen sein, da man des Eisens beim Ausscharren, und nun gar der Fragmente aus Eisen nicht achtete.

Immerhin ist doch das vorhandene Material, das ich beibrachte, umfangreich und bedeutend genug, um zu constatiren, dass die ungarischen, griechischen und europäischen Schwerter bis hinauf nach Skandinavien von diesen cyprischen Proto-Typen abstammen. Liegen sie auch vorläufig nur in Eisen vor, so werden sie auch in Bronze und Kupfer in guter Erhaltung gefunden werden, wozu wir die Vorbilder in den Dolchen des Lamberti-Hügels beschrieben haben. Fragmente kupferner, bezw. bronzener Schwerter, die hierher gehören, lernten wir auch aus Fig. XXI, 11—13 kennen.

Meines Wissens giebt es, ausser dem viel erwähnten Mykenae-Burgberg-Schwerte, in erster Linie zwei Schwerter, die unserer cyprischen Gattung und dem älteren Kurion-Typus am meisten ähneln: ein eisernes Dipylon-Schwert (jetzt im

Louvre) und ein Schwert von Larnaka, am Ilissos bei Athen gefunden (jetzt in Kopenhagen[1])].

XVIII. Messer und einschneidige Schwerter.

Bronzene Messer sind neuerdings auch ziemlich zahlreich in den mit mykenischen Alterthümern reich durchsetzten bronzezeitlichen Gräbern von Enkomi gefunden worden[2]).

Das jetzt 29 *cm* lange eiserne Schwert-Fragment Fig. XXI, 16 gehört der gräco-phönikischen Eisenzeit an und ist wiederum weiter nichts als ein vergrössertes Messer; ein gut erhaltenes Exemplar abgebildet in Fig. XXVI, 2. Das einschneidige Schwert, dessen Länge man auf ungefähr 42—45 *cm* berechnen kann, habe ich 1885 auf einer Forschungsreise auf eigene Kosten in dem Fig. XXI, 16*c* und *d* im Grundriss und Durchschnitt mitgetheilten Grabe des 4. oder 5. vorchristl. Jahrhunderts ausgegraben. Die dort in 16*b* abgebildeten Vasen-Fragmente wurden mitgefunden; vollständige Exemplare dieser cyprisch-griechischen, im 5. und 4. Jahrhundert blühenden Vasen-Gattung sind in meinem Werke K. B. H., Taf. LXIV, 1—3 farbig dargestellt.

In wie weit diese bis jetzt nicht sehr früh in der Eisenzeit (kaum viel früher als um 650 v. Chr.) auftauchenden Messer und Schwerter von den Bronze-Messern der Mykenae-Schicht abstammen[3]), wird die in Vorbereitung begriffene Publication des Britischen Museums lehren.

Sie haben stets eine langviereckige, mit zwei Nägeln versehene Griffplatte und waren meist mit Holzgriffen versehen. Nur in einem Falle habe ich zu Tamassos ein Messer mit Elfenbein-Griff ausgegraben, der in das Vordertheil eines plastisch angegebenen Hundes ausläuft.

Des alterthümlichsten cyprischen Eisen-Messers mit griechisch-kyprisch-syllabarer Inschrift wurde bereits oben S. 307 gedacht. R. Meister, heute wohl der beste Kenner des Kyprischen und der kyprischen Silben-Schrift, hält auch diese Messer-Inschrift vom epigraphischen Standpunkte aus für die am meisten archaische, da ihm die oben S. 307 erwähnten Vasen-Inschriften des New Yorker Museums nicht zugänglich waren. Die Form des 20,5 *cm* langen Messers, ein runder, etwa 10 *cm* langer stabförmiger Griff, an dessen Ende ein jetzt abgebrochener, aber vorhandener, langgehörnter Ochsenkopf (von Hornspitze zu Hornspitze 6,5 *cm*), das kyprisch-hetitisch-mykenische Wahrzeichen, sass, sowie die Form der spitz auslaufenden, etwa 10,5 *cm* langen Klinge ähnelt ausserordentlich dem in Ilios, S. 565, Fig. 927 abgebildeten Bronze-Messer Schliemann's, das in der zweiten, der verbrannten Stadt gefunden sein soll, und bei welchem am Griffende eine ganze Ochsen-Figur in liegender Stellung angebracht ist. Das geometrische Muster am Stiele des hissarlikischen Exemplars brachte mich, als ich in Nicosia wohnte, 1888

---

1) Vergl. weitere Parallelen bei Naue (Die Kupferzeit in Ober-Bayern) S. 87, von Albanien, Korinth, Apulien u. s. w.

2) C. M. C., S. 181, 183 und 184.

3) Zwei unseren Messern und einschneidigen Schwertern ähnliche Bronze-Messer in der 2., bezw. 3. Stadt von Hissarlik (Ilios, S. 565, Fig. 954 u. 956), ein zweites in einem mykenischen Grabe von Jalysos (Furtwängler und Löschcke, Mykenische Vasen, Taf. D, Fig. 6). Auch P. Orsi hat ähnliche, in Sicilien bei Pantalica gefundene Bronze-Messer, die aus dem Ende der Bronzezeit und Beginn der Eisenzeit stammen, im Bullettino di Paletn. ital. 1889, p. 172 publicirt und erwähnt das von mir im Journal of Cyprian Studies, Taf. II, Fig. 17 (= K. B. H., Taf. CLXXIII, 19f.) publicirte Eisen-Messer, das für die gräco-phönikische Zeit Cyperns so überaus charakteristisch ist.

auf den Gedanken, das seit mehreren Jahren in meiner Sammlung liegende Messer vom Roste zu reinigen und so die tief eingegrabene kyprische Inschrift zu entdecken.

XIX. Lanzen- und Pfeilspitzen.

Lanzenspitzen mit Röhre zur Befestigung am Schaft scheinen erst in der Periode V mit dem mykenischen Einfluss aufzutreten. Vorher hat man Holzspeere mit am Feuer gehärteter Holzspitze benutzt, oder unter den als Dolchen bezeichneten Waffen müssten sich auch Lanzenspitzen verbergen, deren Befestigungsart wir nicht kennen. Die oben abgebrochene Lanzenspitze mit runder, aufgeschlitzter Röhre (Fig. XXI, 5) soll mit den Schwert-Fragmenten Fig. XXI, 11—13, dem Tüllen-Meissel Fig. XXI, 14, dem Gewichts-Dolch Fig. XXI, 10 und dem kleinen, vielleicht als Pfeilspitze zu deutenden Gegenstande Fig. XXI, 15, zusammen gefunden sein.

Sicher aus mykenischer Schicht stammt die schöne, ringsherum geschlossene und gegossene Lanzenspitze[1]) Fig. XXI, 4. Sie wurde mit dem Bajonett-Schwert Fig. XXI, 2 und dem Dolche Fig. XXI, 3 im Ochsenkrater-Grabe gefunden und befindet sich im Berliner Antiquarium; sie ist mykenischen Lanzenspitzen zum Verwechseln ähnlich.

Aus der Uebergangs-Schicht von der Bronzezeit zur Eisenzeit, die mit mykenischen Elementen stark imprägnirt ist, wurde die ähnliche, in Fig. XXII, 9 abgebildete bronzene Lanzenspitze mit aufgeschlitzter Röhre gefunden. In demselben Grabe zu Kition (erwähnt oben S. 36) lagen die drei enormen bronzenen Lanzenspitzen Fig. XXII, 6—8, die ebenfalls mit der aufgeschlitzten Röhre im Holzschaft steckten. Die längste misst 90 *cm*. Die Speere waren also, den Holzschaft mit eingerechnet, mehrere Meter lang.

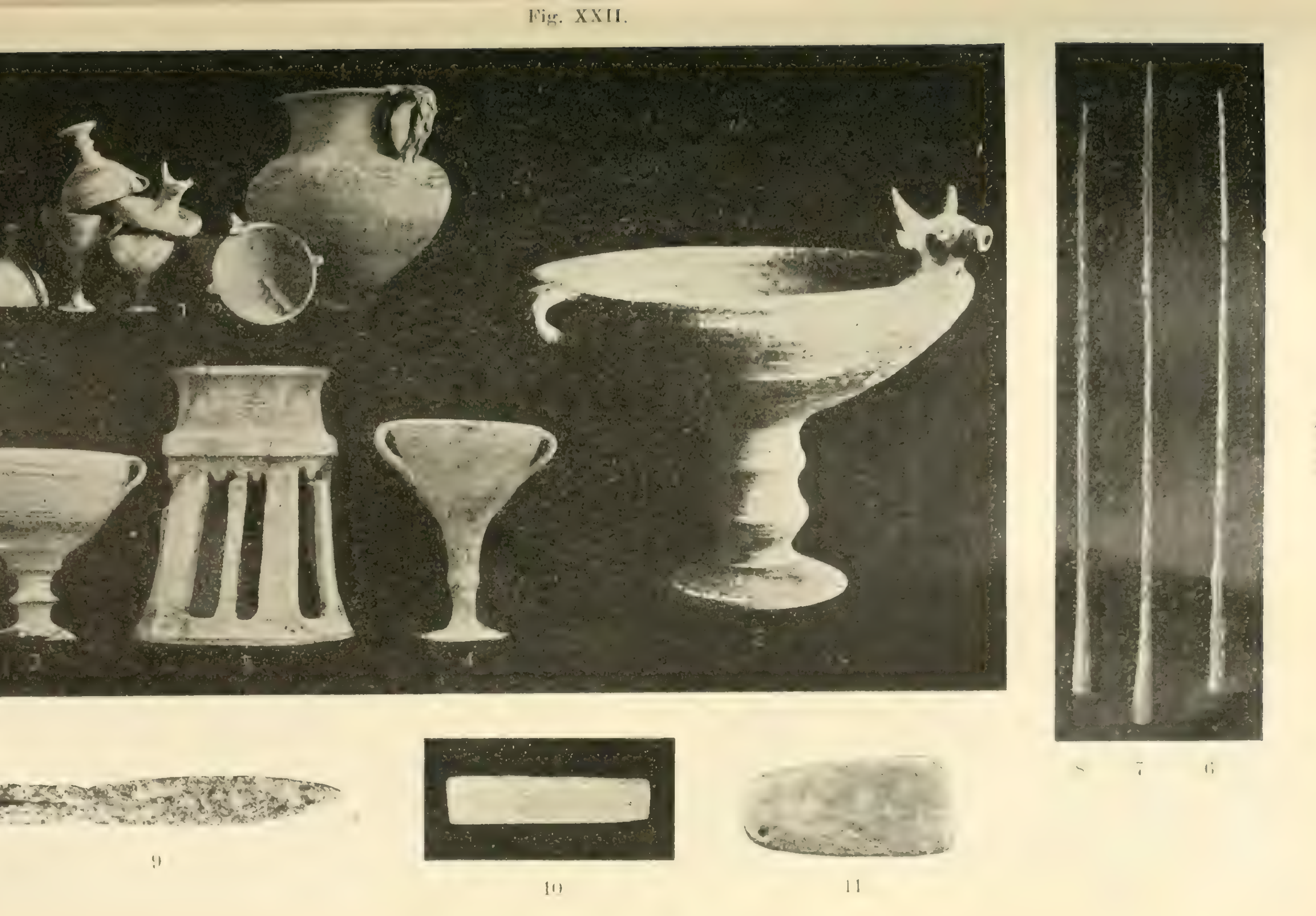
Das Grab enthielt ausserdem zwei Bronze-Schalen: die eine halbkugelförmig, die andere flach, zwei Bronze-Spiralen, eine Bronze-Fibel der Form wie Fig. XXV, 2, die schon erwähnten 2 Schleifsteine (Fig. XXII, 10 u. 11), eine Schmuck-Perle von Doppelkegel-Form, 5 schwarz- und rothbemalte, auf der Scheibe gedrehte gräco-phönikische und mykenisirende Becher (Fig. XXII, 1, zwei davon grösser, Fig. XXII, 3 u. 4), darunter den Vexir-Becher (Fig. XXII, 1 von oben, XXII, 2 von der Seite) mit doppeltem Boden, Ochsenkopf am Rande und rohgemalter Figur in der Mulde[2]), ein ringförmiges Thongefäss mit 3 Ochsenköpfen als Aufsatz, davon einer erhalten (Fig. XXII, 1), einen bemalten Sechsfuss mit geometrischen Mustern in Schwarz (Fig. XXII, 5), eine grosse schwarzbemalte Amphora, auf jedem Henkel zwei Schlangen in Relief (Fig. XXII, 1); vergl. auch oben S. 62, Fig. XI, 1. Spät-mykenisch ist auch eine grosse mitgefundene Oinochoë, abgebildet oben S. 62, Fig. XI, 2. Nicht abgebildet wurde ein weiter noch im Grabe gefundenes flaschenartiges Gefäss mit schwarzen und rothen geometrischen Mustern, welches ganz dem auf S. 63, Fig. XII, 14 (= C. M. C., Taf. III, 448, 1) abgebildeten Gefässe von Kuklia ähnelt. Auch die Gefässe dieser Sorte (vgl. auch C. M. C., Taf. III, 447) nehmen eine Zwischenstellung zwischen der spät-mykenischen und der früh-gräco-

---

1) Erwähnt im C. M. C., S. 15. Eine absolut gleiche von der Burg auf Leondari Vuno bei Nicosia, jetzt in Cambridge.

2) Der in den Becher gegossene Wein verschwindet durch das über dem Kopf der roh in die Mulde gemalten Figur befindliche Loch und tritt in den Raum zwischen dem doppelten Boden ein. Mit diesem Hohlraume communicirt durch eine nicht sichtbare Röhre der hohle Ochsenkopf am Schalenrande. Wenn man nun an dem Ochsenkopfe saugt, so geniesst man auf diese Weise den in den Hohlraum geflossenen Wein.

Fig. XXII.



phönikischen Keramik ein und sind am besten, wie der ganze Grabfund (vergl. oben S. 36), auch unserer Uebergangs-Periode von der Bronze- zur Eisenzeit, der Periode VI (vergl. oben S. 36) zuzurechnen.

Aus einem früh-gräcophönikischen Grabe zu Amathus (C. M. C., S. 118, Kat.-Nr. 3801) stammt die eigenthümliche, 35 *cm* lange, in Fig. XXVI, 1 abgebildete Lanzenspitze. Röhre geschlitzt (im Bilde nicht sichtbar). Die Mittelrippe tritt leistenförmig hervor und wird breiter, wie der Rest der Klinge.

Pfeilspitzen kommen während der Kupferbronze-Zeit auf Cypern vielleicht häufiger vor, als man bisher annahm[1]), weil man bisher dieser kleinen, aber hochinteressanten Waffe nicht genug Beachtung schenkte. Jedenfalls dürften viele der bisher für winzige Dolche gehaltenen Waffen als Pfeilspitzen benutzt worden sein, z. B. der kleine dreieckige, am Grunde durchlochte, Fig. XXI, 15 abgebildete Gegenstand. Andere, noch kleinere primitive Pfeilspitzen haben eine deutliche Zunge, mit der sie am Schaft des Pfeiles befestigt wurden. Besondere Pfeilspitzen treten dann aber in der Mykenae-Zeit auf[2]), die man dann auch auf den Cylindern der Periode abgebildet sieht (z. B. Journal of Cyprian Studies I, 169 = K. B. H., S. 66, Fig. 70).

Die Fig. XXVI, 3—5 abgebildeten Pfeilspitzen stammen aus viel späterer Zeit. Die vierkantige Pfeilspitze aus Bronze ist aus einem Grabe von Poli tis Chrysoku[3]) (Marion-Arsinoë; C. M. C., S. 118, Nr. 3816), aber nicht älter alsdas 4. vorchristl. Jahrhundert, wo ich dieselben häufig mit Münzen Alexanders des Grossen und spätattischen rothfigurigen Vasen (einige Male gleich einen ganzen Haufen) gefunden habe. Die Pfeilspitzen mit Widerhaken (Fig. XXVI, 5 = C. M. C., S. 118, Nr. 3811 und 3813) stammen sogar aus hellenistischer Zeit.

XX. Pfriemen, Ahlen, Stemmeisen und Teigschaber.

Wir wenden uns wieder der Kupferbronze-Zeit zu.

Pfriemen (wie Fig. XX, 9) und Ahlen (wie C. M. C., Taf. III, 565) treten schon in der ersten Periode auf und sind sehr zahlreich bis in die Periode V hinein. Das weitverbreitete Vorkommen dieser primitiven Geräthe in der vorgeschichtlichen Zeit der verschiedensten Länder ist bekannt.

Auch stemmeisenartige Werkzeuge treten auf, zuweilen in grossen Dimensionen, zur Ausübung von Arbeiten geeignet., welche grosser Kraftäusserung bedurften. Eigenthümliche kleine dreieckige, flache, oft oben durchlochte Kupfer- oder Bronze-Gegenstände[4]) (später aus Eisen) kommen ferner schon früh vor, und es gelang mir, dieselben mit Hülfe der heute von den Frauen benutzten eisernen Geräthe als Brodteig-Schaber zu erkennen (C. M. C., S. 55 und Taf. III, 561). Dieselben Geräthe aus Kupfer oder Bronze kommen in den vorgeschichtlichen Schichten Central-Europas, besonders auch in den Peschiera-Terramaren, aus Eisen in der La Tène-Periode vor[4]).

---

1) Danach ist das im C. M. C., S. 15 Gesagte zu verbessern. Naue (Die Bronzezeit in Ober-Bayern. S. 98, Anm. 3) citirt meine Pfeilspitzen-Funde.

2) C. M. C., S. 184.

3) Solche spät-cyprischen Pfeilspitzen mit langem geradem und rundem stift- oder nadelförmigem Stachel, welche auf Cypern für die Gräber des vierten vorchristl. Jahrhunderts charakteristisch sind, verlegt S. Reinach (Chroniques d'Orient, p. 529, Anm. 5) weit in die vorgeschichtliche Zeit Cyperns zurück und stützt darauf seine haltlosen Schlussfolgerungen. Ich möchte wissen, woher Reinach diese Information hat.

4) Einen dieser cyprischen Teigschaber aus schwach zinnhaltiger Bronze habe ich 1884 auch Hrn. J. Naue überlassen, welcher denselben in der Antiqua 1885, Taf. IV, 7a publicirt hat.

Ich habe ein tadellos erhaltenes Exemplar, bei dem die Spitze des Dreieckes in einen zungenartigen und durchlochten Fortsatz ausläuft, im Grabe 20 (Lamberti 1889) ausgegraben. Aus demselben Grabe stammt die mächtige, in den Verhandl. 1891, S. 36, Fig. 7 abgebildete Milchschale.

Ein Brodteig-Schaber aus Kupfer oder schwach zinnhaltiger Bronze soll aber auch mit zwei Meisseln, einem Dolche, einer Schleifen-Nadel und einer einfacheren Nadel von Cypern um das Jahr 3000 v. Chr. oder früher nach Aegypten gekommen sein, immer vorausgesetzt, dass Flinders Petrie's Datirung bestehen bleibt, und ist im Werke über Ballas und Naqada, Taf. LXV, Fig. 4 abgebildet.

XXI. Nadeln.

Zu den vielgestaltigen Nadeln übergehend muss ich mich darauf beschränken, nur einige recht charakteristische Typen herauszugreifen[1], die sämmtlich in vielen anderen Ländern vorkommen und von denen die meisten, weil bei ihnen das spontane Entstehen ausgeschlossen, die Uebertragung eingeschlossen ist, wieder ihren Ausgangspunkt auf Cypern haben müssen, da sie hier am frühesten, oft auch am technisch vollendetsten und in grossen Massen vorkommen und mit den übrigen Export-Artikeln, wobei ich nur an den typischen Griffangel-Dolch erinnere, von Cypern aus strahlenartig nach allen Richtungen hin, vor Allem aber auch nach Europa verhandelt wurden, ehe man in den Import-Ländern eine Nachbildung versuchte.

Naue erinnert auch bei der primitiven Nadel Ober-Bayerns, deren Kopf einfach durch rundes Umbiegen des oberen Endes erzeugt wird, an cyprische Vorkommnisse. Diese Art von Nadeln ist auf Cypern sehr häufig. Sie beginnen schon am Ende der ältesten Schicht[2]).

Sehr gemein sind Nähnadeln, unseren modernen Packnadeln oft zum Verwechseln ähnlich (K. B. H., Taf. CXLVI, 6B, *g*); aber sie fehlen in den Perioden I und II noch ganz und beginnen vereinzelt erst in der Periode III (C. M. C., Taf. III, 573 und 575).

Die eigenthümlichen starken Kleidnadeln, deren Bolzen über oder in der Mitte rechtwinklig schlitzartig durchlocht ist und die F. Dümmler irrthümlich für Handspindeln angesehen hat, werden während der Bronzezeit Cyperns in sehr grossen Mengen gefunden, aber sie beginnen erst ganz am Ende der Periode III und werden erst in den Perioden IV und V sehr häufig, um in der Periode VI zu verschwinden. Wir haben auf Cypern zwei Haupt-Typen, den einen mit nur kleiner Anschwellung als Kopf (Fig. XX, 11) oder mit Pilzhut-Kopf (Fig. XX, 12 = C. M. C., Taf. III, 591 und 594). — Dass diese Objecte Nadeln sein müssen, die bei der Kleidung eine Rolle spielten, geht schon daraus hervor, dass dieselben Nadeln noch massenhafter und früher beginnend ohne die Anschwellung und Durchbohrung mit glattem Bolzen vorkommen. Sie sind in Cypern oft mit eingeritzten geometrischen Mustern verziert, kommen aber auch dort häufiger unverziert vor[3]).

Identisch mit diesen cyprischen sind nur die in Aegypten [Flinders Petrie],

---

1) Eine ganz einfache gerade Nadel (oder Ahle?) wurde mit dem Bronze-Scepter im Pyla-Grabe gefunden und ist S. 338, Fig. XXIV *b*, 20 abgebildet.

2) eine in Aegypten von Cypern (Flinders Petrie, Ballas and Naqada, Taf. LXV, Fig. 15).

3) Danach ist Naue, Die Bronzezeit in Ober-Bayern, S. 158 zu berichtigen, welcher zufällig nur einige verzierte gesehen hat und auch eine verzierte, die ich ihm überliess, abgebildet hat.

Illahun. Taf. XXII, 1—3 aus Gurob[1]], in Palästina (Bliss Mound of many cities, p. 59, Fig. 98—100) und in Syrien (Exemplare in Beirut) gefundenen. Die vereinzelt in Hissarlik entdeckten ähneln dann den cyprischen am meisten und haben noch die schlitzartige, gestreckt viereckige Durchbohrung des cyprischen Urtypus. Nur sitzt das Loch höher am Bolzen als bei den cyprischen. Wir haben also hier schon eine locale Nachbildung der cyprischen Erfindung. Das gilt nun in noch höherem Maasse von den ungemein häufig im vorgeschichtlichen Europa gefundenen Exemplaren, die Naue bei Besprechung seiner oberbayrischen Funde zusammengestellt hat. Die Durchbohrung ist dann durchgängig eine andere und meist runde, von den vielen anderen technischen und formellen Unterschieden nicht zu reden. Bei diesen Nadeln ist also, bis weitere Funde den Export der cyprischen selbst beglaubigen sollten, auf eine Wanderung der cyprischen Erfindung[2]) und Nachahmung derselben mit Sicherheit zu schliessen. Der Urtypus dieser überaus eigenartigen Kleidnadel, eine Vorstufe zur Fibel, entstand ebenso gut auf Cypern, wie der Urtypus der Schleifen-Nadeln.

Much hat in seinem Werke „Die Kupferzeit in Europa", S. 374, Fig. 110 u. 111 zwei cyprische Schleifen-Nadeln, davon die eine mit gebogener Spitze (Säbelnadel), abgebildet und denselben ein identisches Exemplar (Säbel-Schleifennadel) aus Roggendorf in Nieder-Oesterreich (Fig. 112*a*, *b*) gegenübergestellt. Die Gleichheit dieser an mehreren Stellen in Europa und Aegypten[3]) gefundenen, überaus eigenartigen Schleifen-Nadeln mit den cyprischen geht so weit, dass wir einen Import dieser merkwürdigen Nadeln selbst von Cypern[4]) her annehmen müssen (vergl. K. B. H., Taf. CXLVI, 3 B, *n*). Uebrigens ist neuerdings (vergl. Montelius, Archiv f. Anthropologie 1899, S. 23, Fig. 177) auch eine Anzahl mit den cyprischen Stücken identischer bronzener Schleifen-Nadeln in dem Gräberfelde zu Roderberg bei Giebichenstein (Halle a. S.) und bronzene Noppenringe gefunden worden. Diese Nadelart erscheint bis jetzt auf Cypern nach den Fund-Protokollen erst von der IV. Periode an, welche die kyprisch-kykladische Cultur und die ersten bemalten Thongefässe zeitigt. Diese Nadelart müsste aber auf Cypern noch viel eher beginnen, wenn das von Flinders Petrie in Ballas-Naqada (vgl. oben S. 333, Anmerk. 2) gefundene Exemplar cyprischer Provenienz ist und die Gräber, wie es scheint, sogar noch weit über 3000 v. Chr. zuzückgehen.

XXII. Spiral-Ringe und Ohr-Ringe.

Wir wenden uns jetzt zu den Spiral-Ringen, welche häufig aus Kupfer oder Bronze (XX, 6, 7, Pyla-Grab Fig. III, 14—16), seltener aus Silber (XX, 8, Pyla-Grab Fig. III, 30), noch seltener aus Gold (eine abgebildet K. B. H., Taf. CXLVI, 3 B, *p*) oder Glas (ebenda 3 B, *q*) vorkommen und von Naue als Geldringe[5]) gedeutet

---

1) Flinders Petrie setzt die in Gurob gefundenen in die Zeit zwischen 1400—1200 v. Chr., in der sie auch auf Cypern zahlreich sind, wo sie aber auch um Jahrhunderte höher hinauf gehen.

2) Ein grosses, reich verziertes Prachtexemplar aus Grab 22 auf Lamberti bei Tamassos 1889 ausgegraben, im Antiquarium zu Berlin.

3) Flinders Petrie, Ballas and Naqada, Taf. LXV, Fig. 19.

4) Ein gutes Exemplar aus Grab 30, Lamberti 1889, ebenfalls im Berliner Antiquarium, ist mit dem in Fig. XX, 10 abgebildeten, im Cyprus-Museum befindlichen Knochen-Pfriemen zusammengefunden.

5) Später gedenke ich eine Studie über die im alten Cypern zu den verschiedenen Zeiten üblichen Maass- und Gewichts-Systeme zu veröffentlichen. Es wäre sehr wünschenswerth, dass in allen Sammlungen alle tadellos erhaltenen Metall-Gegenstände gewogen würden, die vielfach nach bestimmter Gewichts-Scala hergestellt zu sein scheinen. Auch

worden sind, was für einen Theil derselben richtig sein mag. Andere sind sicher als Ohr-Ringe (nicht als Lockenwickler, wie W. Helbig meint) benutzt worden, mögen aber in bestimmten Gewichtseinheiten von den Metall-Arbeitern geliefert worden sein. Man findet sie häufig paarweise, je eine an jeder Seite des Schädels. Die gräco-phönikische und archaisch-griechische Zeit übernimmt diese Spiralen und bildet sie schliesslich zu grossen Kunstwerken, besonders gern aus Bronze mit Goldblech umschlagen, aus (K. B. H., Taf. XXXIII, 22, CLXXXII, 10, 11, 16, 24). Die jüngsten gehen sogar noch bis ins 4. vorchristliche Jahrhundert hinunter. Auch habe ich grosse gräco-phönikische Statuen ausgegraben, die solche dicken Spiralen in den Ohren tragen.

Sie beginnen während der Kupferbronze-Zeit in der Periode III, vielleicht auch schon in der Periode II, was noch genauer festzustellen ist. Die grosse Masse ist aus Kupfer oder Bronze. Aber auch Spiralen aus Silber, und zwar stets aus schlecht gereinigtem, stark bleihaltigem Silber, das leicht ab- und zerblättert und viel weisser aussieht als das schwärzlicher oxydirende und reinere Silber der gräco-phönikischen Zeit, sind nicht allzu selten.

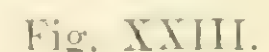


Fig. XXIII.



Durch Olshausen bin ich kürzlich erst auf die Noppenringe aufmerksam gemacht worden, die auch auf Cypern aus Kupfer, Bronze und Silber in einfacher Art vorkommen und zwar ziemlich häufig. Ein Noppenring abgebildet in K. B. H., Taf. CLXXXII, 10.

In vormykenischer Zeit tritt Gold auf Cypern nur ganz vereinzelt auf, dagegen wird es in mykenischen Gräbern häufig, und neuerdings sind in Kurion (1895) und Salamis (1896) überaus reiche Funde an Gold gemacht worden[1]. Das hier (Fig. XXIII) mitgetheilte Paar goldener Ohr-Ringe, im Besitz von Hrn. Dschabra

gewisse flache runde Steine, die sicher im Alterthume wie heute auf Cypern als Gewichte dienten und gelegentlich in den Gräbern vorkommen, wären zu wiegen. Ich habe schon eine stattliche Anzahl von Gegenständen gewogen und bereits in sehr früher Bronze-, bezw. Kupferzeit ein Duodecimal- und Sexagesimal-System herausgefunden, welches, wenn es sich bewährt, doch auf einen sehr frühen Zusammenhang mit dem alten Babylon schliessen lassen würde. Vgl. oben S. 72 u. 316.

1) C. M. C., S. 33.

Pierides in Larnaka, gehört zu den selteneren Producten gräco-phönikischer Goldschmiede-Kunst.

So überaus geringe Beziehungen Cypern mit Sardinien während der Mykenae-Zeit gehabt hat, so überaus rege Verbindungen müssen zwischen beiden Inseln in eisenzeitlicher gräco-phönikischer Periode bestanden haben. So sind mit unseren, hier zum ersten Male publicirten herrlichen Ohr-Ringen die nächsten und schlagenden Analoga in Sardinien während der gräco-phönikischen Zeit zu finden und ferner mit unseren Werken cyprischer Goldschmiede-Kunst zwei von Perrot und Chipiez Hist. de l'art. III p. 821, Fig. 577 und 578 publicirte sardinische Ohr-Gehänge zu vergleichen, bei denen ähnlich wie bei unseren cyprischen Exemplaren in der Mitte bewegliche Vögel angebracht sind. Perrot und Chipiez haben auch bereits p. 822, Fig. 580 und 581 einen sardinischen und einen cyprischen Ohr-Ring desselben Typus gegenübergestellt. Von einem Ringe hangen an Bügeln würfelförmige Glieder herab, auf denen traubenförmige Ornamente sitzen[1]).

Silber erscheint schon in vormykenischer Zeit auf Cypern häufiger und beginnt bereits in der Periode III, wenn die ältesten hetitischen[2]) Einflüsse einsetzen. Die Hetiter haben bekanntlich früh das Silber gekannt und verarbeitet[3]). Finger-Ringe kommen anscheinend erst in der späteren Mykenae-Zeit, bezw. in der Uebergangszeit zur Eisenzeit vor.

XXIII. Pincetten und Gabeln.

Eine grosse Rolle spielen die Pincetten in der Vorgeschichte Cyperns von der Periode IV angefangen (Fig. XX, 13). Sie treten dann wieder so massenhaft und in verschiedenen Formen und Grössen auf, dass die Pincette entschieden auf Cypern entstanden sein muss. Sie werden vereinzelt, dann aber meist mit einem Ringe und Stachel zum Aufhängen oder In-die-Wand-stecken eingerichtet und während des Beginnes der Eisenzeit fabricirt.

Wir finden auf Cypern einfach rund gebogene (C. M. C., Taf. III, 601), glatte, oder geknickte (C. M. C., Taf. III, 603) Pincetten mit parallel verlaufenden Längsseiten, oder nach unten allmählich oder plötzlich breiter werdende[4]) (Hampel, Zeitschr. f. Ethnol. 1896, S. 87, Fig. 49, 8—10). Andere laufen in einen mit einem Elfenbein- oder Holzgriff versehenen Fortsatz aus.

Wo immer man diese Pincetten in Aegypten, Palästina, Mykenae, Europa findet, stammen sie entweder aus Cypern selbst, oder die Form ist von Cypern entlehnt. Schliesslich sei hier noch der Fleisch-Gabeln gedacht (eine in Fig. XX, 15 [= C. M. C., Taf. III, 100]; im Bilde sieht man fast nur den einen der beiden Zinken), die in späteren Bronzezeit-Gräbern häufig vorkommen[5])

Wenn man diese so eigenartigen Geräthe in den italienischen Pfahlbauten von Peschiera zusammen mit den Teigschabern (oben S. 53) wiederfindet, sieht man

---

1) Vgl. auch E. Ebers, Antichità sarde e loro provenienza, Annali 1883, p. 76 und Monumenti inediti 1883, Tav. LII, wo neben ähnlichen Ohr-Ringen ein Armband mit Palmetten-Ornamenten abgebildet ist, welches dem von Cesnola in Kurion gefundenen (Perrot et Chipiez, III, p. 835, Fig. 603) zum Verwechseln gleicht.

2) Perrot et Chipiez, IV, p. 791: L'argent était commun chez les Hétiens.

3) In den Tell-el-Amarna-Briefen verlangt der cyprische König von dem Pharao stets Silber, die Könige von Babylon, Assyrien und Mitani Gold.

4) C. M. C., S. 54 wonach Naue, Die Bronzezeit in Ober-Bayern, S. 118 zu berichtigen ist, dem die cyprischen Pincetten, oben schmal und unten breit, entgangen sind.

5) C. M. C., S. 54, Nr. 600 und 600*a*.

sich wiederum veranlasst, irgendwelchen Zusammenhang mit der Kupfer-Insel Cypern anzunehmen.

Wir müssen also auch hier eine Wanderung des Typus von Osten nach Westen, aber nicht umgekehrt, annehmen

XXIV. Ein kyprisches bronzezeitliches Grab mit dem bronzenen Mykenae-Scepter und Mykenae-Gefässen.

Wir wenden uns nun zu unserem mykenischen Scepter oder Zeichen hochpriesterlicher Würde (Fig. XXIV *a*, 13) und zu dem Grabe von Pyla, dem es entnommen wurde.

Der 17,5 *cm* hohe Bronze-Gegenstand ist mit prächtig grüner und glänzender Patina überzogen, wie sie bei cyprischen Bronze-Funden nur sehr selten vorkommt.

Fig. XXIV *a*.



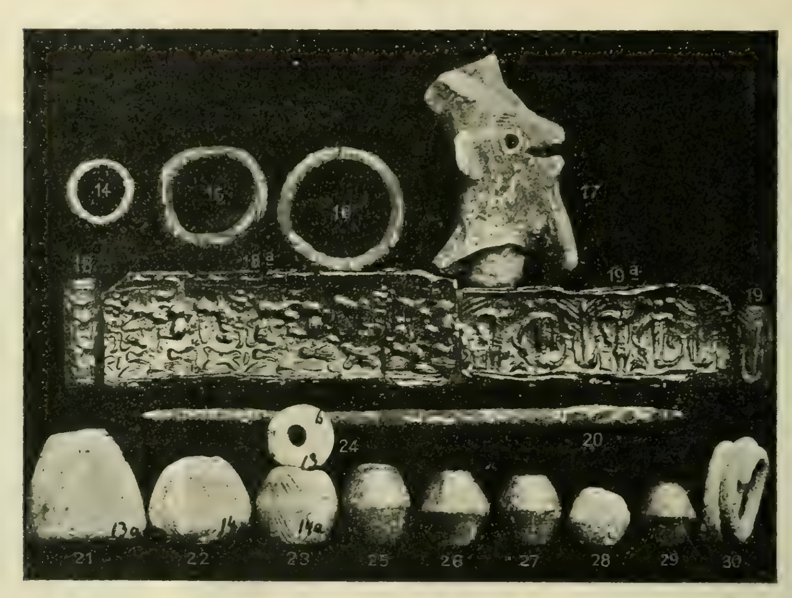
13

Schon aus der Patina und dem ganzen Aeusseren schliesse ich auf einen hohen Zinn-Gehalt. Das Stück ist ziemlich intact und erscheint unten und oben abgeschlossen. Die Spitze ist von 4 Wasservögeln gekrönt. Die unteren drei stehen auf spiralartig gewundenen Vorsprüngen, von denen, in Oehsen beweglich klappernd, 3 Ornamente herabhangen, ein Ochsenkopf und zwei Ringe. Es scheinen drei gekrümmte Hirten-Stäbe (aus denen der Krumm-Stab der Bischöfe entstand) aneinandergestellt zu sein. Das nächste Analogon ist ein in Kurion gefundenes bronzenes Scepter mit 3 Ochsenköpfen als Krönung[1]).

In demselben Grabe wurden die in Fig. XXIV *a*, 1—12, *b*, 14—17, 19—30 abgebildeten Gegenstände gefunden, von denen die Wirtel und Schmuck-Perlen, der Cylinder, die Nadel und die Ringe bereits beschrieben sind.



Fig. XXIV *b*.



Die Vasen Fig. XXIV *a*, 1, 5—8, 10 und 11 sind mykenisch, sämmtlich auf der Scheibe gedreht, mit glänzender Firnissfarbe bemalt und höchst wahrscheinlich sämmtlich auf Cypern fabricirt. Die Sorte von Vorraths-Gefässen mit Spiralen, wie Fig. XXIV *a*, 8, ist ganz sicher auf Cypern gemacht. Dasselbe gilt von der Kugelbauch-Vasen-Gattung, wie Fig. XXIV *a*, 5, worauf ich weiter unten zurückkomme. Die übrigen Gefässe (Fig. XXIV *a*, 2—4, 9 u. 12) sind sämmtlich aus freier Hand gemacht. Nur die Kinder-Klapper (Fig. XXIV *a*, 12) ist bemalt.

Der Ziegenkopf (Fig. XXIV *b*, 17) ist von einer Vase abgebrochen und wurde bereits oben S. 65 und 67 besprochen.

Das Pyla-Grab, in dem alle diese Gegenstände gefunden wurden, gehört also in die Periode V mit Mykenae-Alterthümern und das Bronze-Scepter zu den allerseltensten Stücken dieses Zeitabschnittes.

XXV. Die Fibeln und die Haken-Kreuze.

Fibeln sind in der Kupferbronze-Zeit bis in die mykenische Zeit hinein, in der sie zuerst (auch in Mykenae) auftreten, unbekannt; neuerdings sind sie in Gräbern

1) Cesnola-Stern, Taf. LXV; vergl. unten Fig. XXX, 11 und XXXI, 2.

dieser Epoche mit vielen mykenischen Alterthümern zu Enkomi bei Salamis gefunden worden[1]). Ueber die Form dieser auf Cypern gefundenen Fibeln können wir erst nach der bevorstehenden Publication über die herrlichen, von A. S. Murray, H. B. Walters und A. H. Smith bei Kurion, Maroni (Zarukas) und Salamis (Enkomi) in bronzezeitlichen kyprischen Gräbern, sowie in reinen mykenischen Gräbern gemachten Entdeckungen der Mykenae-Periode berichten.

Unter den aus verschiedenen Stämmen und Völkern sich zusammensetzenden Trägern der mykenischen Cultur ist ein aus der Balkan-Halbinsel kommendes Volk gewesen, das in der rauhen Urheimath zuerst das wollene Gewand webte und die warmhaltende Tracht erfand, die von Heft-Nadeln, den Fibeln, zusammengehalten wurde. Die Mykenäer[2]) brachten die Fibel wohl schon um 1400 vor Chr. oder wenig später zur Insel, die dann die am Ende dieses Jahrtausends während der dorischen Wanderung nachrückenden Dorier in noch reicherem Maasse anwenden, weshalb die Hauptmasse aller cyprischen Fibeln bisher in frühen gräco-phönikischen Eisenzeit-Gräbern gefunden worden ist, und zwar merkwürdiger Weise in derselben Schicht, mit welcher auf Cypern die Haken-Kreuze u. s. w. kommen und gehen, die aber in ihrer ältesten mykenisirenden Schicht mit den spätesten bronzezeitlichen Gräbern und Mykenae-Funden gleichzeitig vorkommen und also noch theilweise in unsere Periode VI gehören können und sogar müssen.

Die Fibeln werden dann auf Cypern fortgetragen, so lange der dorische Einfluss stark genug war. Auch scheint es, dass in Folge der auf der Insel herrschenden grossen Sommer-Hitze und milden Winter-Temperatur das wollene Heftnadel-Kleid sich nie allgemein hat einbürgern können und daher auch von den Doriern, die zur Insel kamen, immer mehr wieder aufgegeben worden sein mag; denn sonst müsste man noch viel mehr Fibeln in den Tausenden von bereits geöffneten früh-gräcophönikischen Gräbern gefunden haben. Auch werden die Fibel-Funde noch in vorattischer Zeit von Jahrhundert zu Jahrhundert seltener, verschwinden aber erst ganz in den ersten Jahrzehnten vor und nach 600 v. Chr. aus den Gräbern, wo der sich mit einem Male rapid steigernde attische Einfluss unter der Herrschaft des Aegypter-Königs Amasis, des Freundes der Athener, und seiner nächsten Nachfolger, bestimmend auf die cyprische Mode einwirkt und die Aermel, statt mit Fibeln, mit Reihen von Knöpfen zusammengehalten werden, die dann statt der verschwundenen Fibeln an den Skeletten liegen und auch auf den Statuen deutlich sichtbar sind[3]).

Von unseren in Fig. XXV, 1—16 abgebildeten Fibeln, die ich vorläufig, unter Hinweglassung der specifisch-mykenischen, in 6 Typen eintheile, sind bisher nur zwei Typen, die hochgeschwungene einfache Bogen-Fibel Typus II (Fig. XXV, 1) und die imposante, specifisch kyprische Dreieck-Fibel Typus III (Fig. XXV, 2), in

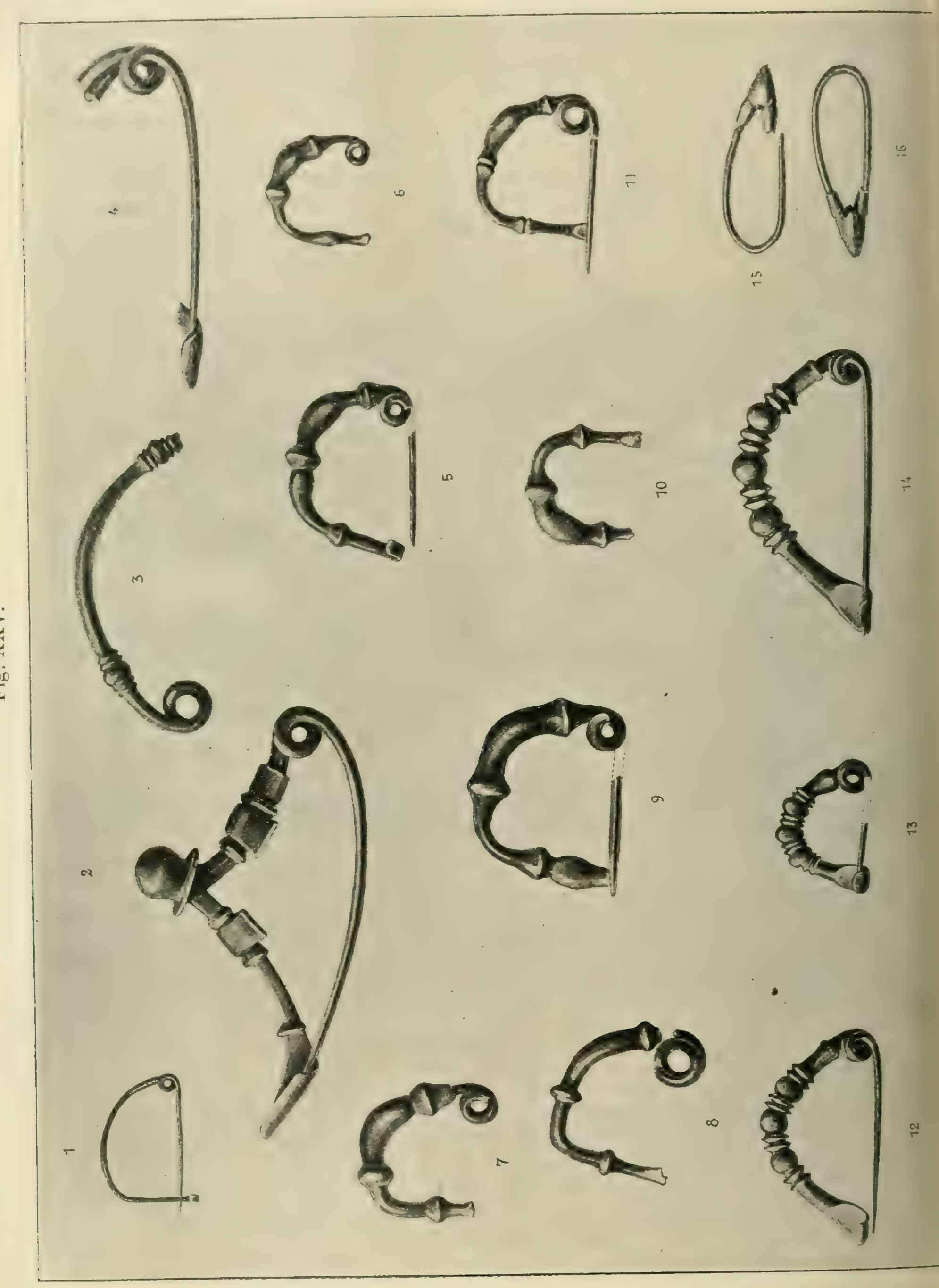
1) C. M. C., S. 185.

2) G. Patroni hat in seinem Aufsatz: La fibula nella necropoli siracusana del Fusco (Bullettino di Paletnologia Italiana 1896, p. 30 u. folg.) ebenfalls den mykenischen Ursprung der Fibel betont. Ganz wie auf Cypern, verschwinden in Sicilien die Fibeln am Ende des 7. und am Anfang des 6. vorchristl. Jahrhunderts aus den Gräbern (Patroni, p. 47). Dagegen sucht S. Reinach (Chroniques d'Orient, II, p. 539) zu beweisen, dass die Fibel entweder an der oberen oder unteren Donau oder in den italienischen Alpen erfunden sei.

3) Z. B. bei der K. B. H., Taf. CLXXXVII, 4 abgebildeten, 75,5 *cm* hohen, von mir 1885 bei Marion-Arsinoë ausgegrabenen, im Berliner Antiquarium befindlichen schönen reingriechischen, attisch beeinflussten Thon-Statue einer thronenden Frau. Vgl. auch C. M. C., S. 24.

Gräbern gefunden worden, die an die mykenische Zeit heran- oder in dieselbe hineinreichen.

Fig. XXV.



Offenbar scheint unser Typus I, Fig. XXV, 15 und 16, der durch seine Form an den von anderen Ländern her bekannten, auch am Ende der Mykenae-Zeit und

in Mykenae[1]) vorkommenden Violinbogen-Fibeltypus[2]) lebhaft erinnert, sehr alten Ursprungs zu sein, vielleicht älter als alle übrigen, obgleich ich persönlich den einfachen, stark gewölbten Bogenfibel-Typus II (Fig. XXV, 1) für ebenso alten Ursprungs halten möchte.

Ich habe irrthümlicher Weise diese zwei kleinen, schlecht federnden, silbernen Fibeln an das Ende unseres Bildes gesetzt, weil sie zusammen mit der Fibel Fig. XXV, 14 in demselben Grabe 61 zu Idalion ausgegraben wurden und weil Fibeln dieser letzteren Art (Typus VI) am tiefsten in Cypern hinabsteigen. Denn die gleichgestaltete Fibel 13 stammt aus dem Grabe 16, Sect. IV, Tamassos 1889, und wurde mit einem frühattischen, schwarzfigurigen Gefässe entdeckt. Auch die Fibel Fig. XXV, 12 desselben Typus grub ich 1885 in einem gräco-phönikischen Grabe zu Kutrapha-Nikitari im Westen der Insel zusammen mit der cyprischen Imitation einer frühattischen Vase aus.

Aber die obere Grenze der Existenz dieses Fibel-Typus VI ist noch unbekannt, und so kann derselbe demnach sehr hoch hinaufreichen. Auch kann das Grab LXI, Idalion 1894 (Fig. XI, 6 und 7), in dem die in den Verhandl. S. 62 abgebildeten, sehr frühen gräco-phönikischen Thongefässe und die sehr alterthümliche, bemalte Thon-Figur Fig. XV, 4 gefunden wurden, schliesslich an die mykenische Zeit heranreichen oder mehrere Male benutzt worden sein. Sei dem, wie es wolle, jedenfalls ist dieser bisher nur in 2 Exemplaren und nur in Silber[3]) nachweisbare Typus sehr alten Ursprungs, worauf mich zuerst Hr. John L. Myres (Oxford) aufmerksam gemacht hat. Eine Spirale, welche die federnde Wirkung sonst bei allen bisher bekannten Fibel-Typen (wie bei den modernen Sicherheits-Nadeln) vermittelt, fehlt ganz. Die Nadelspitze wird beim Schliessen in eine runde Vertiefung der an die Stelle der offenen Schleife der sonstigen Fibeln getretenen Verdickung hineingedrückt. Die langgestreckte Form allein erinnert an den bisher als ältesten Typus angenommenen „a arco di violino“. Aehnliche Heftnadeln ohne Spirale sind heute wieder in Gebrauch.

Aber sicher auch sehr alt, nach meinem Dafürhalten ebenso alt wie die Violinbogen-Fibel, ist die weit ausgebauchte glatte Bogenfibel, unser Typus II. Das hier abgebildete, im Museum zu Nicosia befindliche Exemplar (C. M. C., S. 138, Nr. 4824) ist, wie die gleichgestalteten, jetzt in Oxford befindlichen Exemplare, aus Gold, und zusammen mit früh-gräcophönikischen mykenisirenden Gefässen in demselben Grabe bei Kuklia (Alt-Paphos) ausgegraben. Da man bisher diesen und verwandte Typen nur aus Gold gefunden hat und die goldenen Geräthe und Zierate auf Cypern erst mit der Mykenae-Schicht in eine nennenswerthe Erscheinung treten, so muss man ferner auch auf den mykenischen Ursprung dieses reinsten Bogenfibel-Typus schliessen.

Unter den europäischen Fibel-Funden ähnelt diesem reinen, in Cypern gefundenen Bogenfibel-Typus in geradezu merkwürdiger Weise eine Schweizer Pfahl-

---

1) Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 1888, Taf. IX, Fig. 1 u. 2, und 1891, Taf. III, 1 u. 5.

2) Vergl. auch O. Montelius, Pre-Classical Chronology in Greece and Italy, im Journal of the Anthropological Institute 1897, Taf. IV, Fig. 3, 4 u. 8, und La civilisation primitive en Italie, Fig. 19 u. 20. Es ist der frühe Typus, der von dem einen Zweige der Balkanhalbinsel-Bewohner nach Griechenland und Mykenae, von einem anderen Zweige desselben Urvolkes nach Ober-Italien gebracht wurde und daselbst den nach der Haupt-Fundstelle genannten Peschiera-Typus schuf.

3) Auch dass diese Fibeln gerade aus Silber sind, welches in Cypern vor der mykenischen Zeit und vor dem Golde auftritt, lässt auf ein sehr hohes Ursprungs-Alter schliessen.

bauten-Fibel, die Gross in seinem schönen Werke „Les Protohelvètes“, Taf. XVIII, 74 abgebildet hat.

Unser Typus III (Fig. XXV, 2) hat eine ungemein charakteristische Form und ist von mir wiederholt gefunden, aber noch nirgends ausserhalb Cyperns nachgewiesen worden (ein nicht abgebildetes Exemplar im Kition-Grabe, Fig. XXII, S. 51). Das Fig. XXV, 2 abgebildete, tadellos erhaltene Exemplar (jetzt im Berliner Antiquarium) wurde 1889 für die Kgl. Berliner Museen im früh-gräcophönikischen Grabe 65, Sect. II, Tamassos, ausgegraben.

Die Nadel ist stets gebogen, der Bügel in der Mitte geknickt, so dass die Gesammtform der Fibel eine geschweift dreieckige wird. An der Spitze dieses Dreiecks und dem Bügelknie sitzt stets ein kugelförmiger Fortsatz, auf den Bügel-Schenkeln jederseits ein scharf umrandetes, viereckiges, von schmalen Walzen umgebenes Blech. Auch die elegant geschwungene Schleife, in welche die Nadelspitze hineinfedert, endet walzenförmig. Der Typus beginnt fast so früh, wie die Eisenzeit (also etwa um 1200 v. Chr.?), und hört spätestens um 700 v. Chr., vielleicht aber auch schon früher auf. In derselben Schicht kommen die Maulbeer-Ohrringe (C. M. C., Taf. VII, 8003) aus Rothgold[1]) oder Blassgold (Elektron), die hocharchaischen Goldblätter mit hineingepressten Götter-Figuren[2]), die alten Thon-Teller mit Schneppen-Henkeln[2]), die bemalten Fuss-Gefässe[2]) und die aufgemalten Haken-Kreuze[3]) vor.

Der vierte Typus, hier auf unserem Fibel-Bilde durch zwei Exemplare (Fig. XXV, 3 u. 4) vertreten, zeigt uns eine Bogen-Fibel, welche einen mehr flachen Bogen beschreibt und nur an zwei Stellen, nahe über der Spirale und der Schleife, kugelförmige Anschwellungen aufweist. Fibel 3 stammt aus der 1889er, für die Berliner Museen angestellten Ausgrabung (Grab 33, Sect. II, Tamassos) und Fibel 4 aus der 1894er, mit Allerhöchster Unterstützung Sr. Majestät des Kaisers unternommenen Ausgrabung (Grab 24, Idalion). Beide gehören in die früh-gräcophönikische Zeit. Die letztere zerbrach im Alterthume und wurde von einem Eisenschmied reparirt, der innen an die Spirale und neben dem Bronze-Bügel einen kleineren (in der Abbildung dunkler angegebenen) Eisen-Bügel anschmiedete. Dann ist die Fibel wieder zerbrochen und wurde in diesem Zustande mit abgebrochenem Bronze- und Eisen-Bügel ausgegraben.

Die aus Kition stammende goldene Fibel des Metropolitan Museum of Art (abgebildet bei Perrot et Chipiez, III, Fig. 595) steht zwischen diesem Typus IV und dem Typus II.

Typus V, vertreten durch 7 Exemplare (Fig. XXV, 5—11), tritt auf Cypern am häufigsten auf und ist in dieser Specialform sicher cyprisches Eigengut. Er kennzeichnet sich durch einen wieder höher als Typus VI, zuweilen so hoch wie Typus II gewölbten Bogen mit drei kugel- oder walzenförmigen Erhöhungen in ziemlich gleichen Abständen zwischen mehr gestreckten, cylinderförmigen, schwach nach der Mitte anschwellenden Gliedern. Die Fibeln Fig. XXV, 5 und 6 wurden 1889 dem Grabe 29, Sect. II, Tamassos, die Fibeln Fig. 7 u. 8 dem Grabe 47 desselben früh-gräcophönikischen Gräberfeldes entnommen.

Die Fibeln Fig. XXV, 9—11 (jetzt im Cyprus-Museum, C. M. C, 4825—4827)

1) Von mir ausgegrabene Exemplare im Berliner Antiquarium.

2) Desgl.

3) Desgl. Vergl. auch K. B. H., S. 496/497, und C. M. C., S. 34. Unserem specifisch cyprischen Fibel-Typus III kommen sicilische Fibeln (z. B. Patroni im Bull. d. Paletn. ital. 1896, n. 32, Fig. 30, nach P. Orsi) noch am nächsten.

grub ich 1883 in einem merkwürdigen und sicher sehr frühen Erdgrabe zu Kurion aus[1]. Das Grab enthielt ausserdem sehr frühe gräko-phönikische Gefässe, thönerne und bemalte Nachbildungen von zwei kleinen bronzenen Dreifüssen mit zwei getrennt gefertigten Kesseln (C. M. C., Taf. IV, 9[illegible]—967) in situ darauf, und mehrere Schmuck- und Nippsachen aus Agalmatolith (vergl. oben S. 301).

Der nur durch 3 Exemplare (Fig. XXV, 12—14) repräsentirte Typus, eine Bogen-Fibel von annähernder Halbkreis-Form, gewölbter als Typus IV, flacher als Typus V, hat eine reichere Verzierung, die nur das letzte Drittel des Bügels an der Schleifenseite freilässt. Sie besteht aus drei kugelförmigen Anschwellungen, die von 8, zu 4 Paaren angeordneten Walzengliedern umgeben ist. Dieser Typus VI verschwindet zuletzt und geht also am tiefsten, d. h. in die ersten Jahrzehnte des 6. vorchristl. Jahrhunderts hinab. Aber in der attischen Colonie, die ich zu Marion-Arsinoë 1885 entdeckte, und wo über 700 Gräber (davon über 500 allein von mir) geöffnet wurden, ist eine einzige Fibel (Sect. III, Grab 253, jetzt im Cyprus-Museum C. M. C., Nr. 4823) und zwar von mir gefunden.

Das Cyprus-Museum besitzt (ohne die mykenischen der letzten Ausgrabungen der Engländer) 22 Fibeln, die sämmtlich, wie mir auch John L. Myres bestätigt, unter meine Fibel-Typen I—VI gehören. Nur eine Fibel aus Amathus (Grab 278, der englischen Ausgrabung 1894, Nr. 4836 des Katalogs), zu unserem Typus VI gehörend, variirt insofern, als der ganze Bügel der Fibel mit kugel- und walzenförmigen Ornamenten verziert ist.

Dieser Amathus-Fibel ähnelt besonders eine in Athen gekaufte, heute im Antiquarium zu Berlin unter Nr. 8471 ausliegende Fibel.

Auch eine Fibel von Rhodos, früher in der Sammlung Billioti (Berl. Antiquarium, Nr. 8229) ähnelt unserem cyprischen Typus VI, jedoch mit der Abweichung, dass am Bügel nur ein von 2 Walzenpaaren umgebenes Kugel-Ornament sitzt.

Dann finde ich noch bei Perrot et Chipiez (Bd. VII, p. 251, Fig. 117) eine aus Athen stammende, dem cyprischen Typus ähnelnde Fibel abgebildet.

Eine von W. P. Paton in Karien gefundene Bronze-Fibel (publicirt im Journal of Hellenic Studies, VIII, p. 74) lag in einem Pythos-Grabe, und darunter eine mykenische Bügel-Kanne. Wie die Gold-Fibel von Kition, steht sie der Form nach zwischen unseren Typen II und IV und ähnelt dabei ausserordentlich in Form und Technik den cyprischen Gold-Fibeln, so dass wir eine bronzene Nachbildung unserer cyprisch-mykenisirenden oder mykenischen Goldfibel-Typen vor uns zu haben glauben.

Von den 5 Fibeln, welche neuerdings Hr. Dr. Götze aus den von Hissarlik stammenden Bronze-Fragmenten zusammensetzte, und die der VII. und VIII. Niederlassung angehören, ähnelt die eine (Nr. 6902 des Katalogs) am meisten unserem Typus V, während zwei andere (Nr. 10198 u. 6916) einer zwischen unseren Typen II und V liegenden Abart anzugehören scheinen. Die vierte und fünfte Fibel von Hissarlik (Nr. 10200 und 10199) haben mit den cyprischen Typen nichts zu thun. Nr. 10200, eine Bogen-Fibel einfacher Form, ähnelt zwar unserem cyprischen

---

1) Diese 3 Exemplare und die vorerwähnte Gold-Fibel von Kition schreiben Dümmler und Studniczka (Zur Herkunft der mykenischen Cultur, Mittheilungen d. deutsch. arch. Inst., Athen 1887, S. 8 u. folg.) den Arkadern zu, „die sie in vordorischer Zeit zur Insel gebracht hätten“. — Diese Arkader rangiren eben als Schardana unter jenen Völkern und Volksstämmen, welche die Träger der sogenannten mykenischen Cultur wurden, und von denen kunsttypologisch, laut der ägyptischen Denkmäler, die Kefto die bedeutendsten waren.

Typus II; aber die Schleife, welche die Nadel aufnimmt, ist blechartig erweitert, was wohl bei den böotischen, aber nicht bei den cyprischen Fibeln vorkommt.

Auf die Beziehungen zwischen Kypros und Sendscherli habe ich bereits 1893 in meinem K. B. H., namentlich was die Keramik anlangt, aufmerksam gemacht, aber auch bereits S. 470 auf die Aehnlichkeiten in den Fibeln hingewiesen. Inzwischen hat v. Luschan eine Sendscherli-Fibel publicirt[1]), die sehr ähnlich[2]), wenn nicht identisch mit einer in der vorderasiatischen Abtheilung ausgestellten ist. Dieselbe Fibel scheint allerdings, sieht man näher zu, in Sendscherli fabricirt, aber dem gewöhnlichsten cyprischen Typus V (Fig. XXV, 5—11) plump nachgebildet zu sein. Auf dem halbkreisförmigen Bogen sind in fast gleichen Abständen drei cylinderförmige Glieder vertheilt, die von mehr kugeligen oder walzenartigen Gliedern unterbrochen werden.

Die von v. Luschan im British Museum entdeckten, bis dahin unbeachtet gebliebenen 6 Fibeln aus Ninive, welche aus Sir Henry Layard's Ausgrabungen stammen und über die der Entdecker unserer Gesellschaft berichtet hat[3]), sollen sich von den Sendscherli-Fibeln nicht wesentlich unterscheiden. Soweit die von v. Luschan selbst als flüchtig bezeichneten Abbildungen ein Urtheil ohne die Originale zulassen, scheint die eine Fibel mit den über den ganzen Bogen gleichmässig vertheilten Kugel-Erhöhungen dem cyprischen Typus VI, sowie besonders der Amathus-Fibel des Cyprus-Museums (Kat.-Nr. 4836) und der athenischen Fibel des Berliner Antiquariums (Kat.-Nr. 8471) zu ähneln. In wie weit die anderen beiden von v. Luschan flüchtig abgebildeten Fibeln (mit geknicktem Bügel?) etwa dem cyprischen Typus III (Fig. XXV, 2) ähneln oder verwandt sind, bezw. den entsprechenden sicilischen (Bullet. di Paletn. Ital. 1896, p. 32, Fig. 30), wage ich nicht zu entscheiden. Hr. v. Luschan ist geneigt, diese in Nimrud gefundenen Fibeln in die Zeit Tiglatpileser's III. (745–727 v. Chr.) zu setzen; doch könnten diese Fibeln auch, wie Hr. v. Luschan zugiebt, älter sein und bis in die Zeit Salmanassar's II. (von 860—824 v. Chr.) hinaufgehen. Sei dem, wie es wolle, jedenfalls sind gerade an demselben Platze zu Ninive so viele getriebene Metall-Schalen und Elfenbein-Schnitzereien gefunden worden, die von Kypros[4]) her exportirt waren, dass ebenso gut auch diese Fibeln Nimrud's, ganz wie in Sendscherli, entweder von Cypern stammen oder in Ninive cyprischen Vorbildern nachgebildet wurden.

Jedenfalls sind die Mykenae-[5]), die Peschiera-[6]) und die ältesten kyprischen

---

1) In meinem Werke K. B. H., S. 473 (veröffentlicht 1893) steht wörtlich: „Ich habe die seit P. Herrmann's Programm neu gefundenen Scherben und Vasen von Sendscherli (Samal) mit Hrn. v. Luschan untersucht und bin sicher, dass die grosse Masse aller in Frage kommenden Stücke auf Kypros überhaupt fabricirt und nach Nord-Syrien hin exportirt ist. Die wenigen Stücke aber, die im Lande Samal selbst gemacht sind, stellen sich als unbeholfene locale Nachbildungen cyprischer Vorbilder heraus. Ich glaube, dass Hr. v. Luschan meine Gründe und meine Beweisführung anerkannt hat. Sie scheinen mir über jeden Zweifel erhaben."

2) Mittheilungen aus den orientalischen Sammlungen, Heft XII. Ausgrabungen aus Sendscherli II, 1898, S. 87.

3) Zeitschr. f. Ethnol. 1893, S. 387: Ueber altorientalische Fibeln (mit drei summarischen Skizzen).

4) Vergl. weiter unten.

5) Vergl. auch Tzountas-Manatt, The Mycenaean Age, p. 163 u. 164, Fig. 57—59.

6) Montelius, Pre-Classical Chronology in Greece and Italy, im Journal of the Anthropological Institute, Taf. 4, Fig. 3, 4 und 8.

Fibeln um Jahrhunderte älter, als diese von v. Luschan altorientalisch genannten, in Ninive entdeckten Fibeln. Deshalb ändern auch diese wenigen, in Assyrien und Nord-Syrien gemachten Fibel-Funde aus dem 8. oder 9. Jahrhundert v. Chr. nichts an der Thatsache, dass um mehr als ein halbes Jahrhundert vorher Fibeln in Europa und auf Kypros in Gebrauch waren, und wir müssen auch, bis nicht noch ältere Fibeln und in grösserer Anzahl in Vorder-Asien gefunden werden (etwas, dessen Wahrscheinlichkeit ich für meinen Theil stark anzweifle), diese vorderasiatischen Typen von den europäischen, bezw. kyprischen, ableiten.

Von den immerhin stark in der Minderzahl befindlichen kyprischen Fibeln der Mykenae-Zeit abgesehen, kommt und geht auf Kypros die Fibel mit den Haken-Kreuzen (vergl. oben S. 59, Fig. IX) in der älteren gräco-phönikischen Eisenzeit[1]), weshalb wir hier dieses auf Kypros viel mehr sacralen als ornamentalen Charakter tragenden Zeichens gedenken wollen. Es fehlt also in der Kupferbronze-Zeit der Insel vollständig.

Ganz anders in Hissarlik, wo die Haken-Kreuze, in grosser Menge eingeritzt, in der zweiten verbrannten Stadt (etwa 3000—2500 v. Chr.) auftreten, zugleich das bisher bekannte älteste Vorkommen dieses theils als Symbol, theils als Ornament aufzufassenden Zeichens.

Während die Haken-Kreuze ebenfalls auf der Denkmälerwelt Aegyptens, Mesopotamiens, ganz Syriens, Phönikien eingeschlossen, wie in der Kupferbronze-Zeit Cyperns vollkommen fehlen, erscheinen sie schon sehr früh in Nord-Italien[2]), an der Donau, in Böotien und Attica.

Der Versuch, die Haken-Kreuze von Indien herzuleiten, den ich früher auch angestrebt habe, muss ebenfalls aufgegeben werden, weil alle indischen Funde mit denselben aus verhältnissmässig junger Zeit stammen. Es bleibt uns daher nur übrig, anzunehmen, dass die Haken-Kreuze im Südosten-Europas, vermuthlich auch in Klein-Asien zuerst entstanden und europäisch-thrakisches (kleinasiatisches und indogermanisches) Gut sind, dessen sich griechische Stämme, besonders die Dorier (so gut wie andere europäische Völker) früh bemächtigten und mit den Fibeln nach Kypros brachten.

Das Haken-Kreuz bedingt also durch sein frühes Erscheinen in Hissarlik und sein Fehlen auf Kypros bis 1200, bezw. 1100 oder 1000 v. Chr., trotz der vielen weitgehenden Verwandtschaften, einen wesentlichen Unterschied in dem Charakter und der Abstammung der beiden frühen Culturcentren. Hissarlik wurde demnach von dem Cultur-Einfluss einer Völkerwoge berührt, die sich wohl über Europa (und Klein-Asien?) ergoss, aber Kypros zusammen mit Syrien, Mesopotamien und Aegypten unberührt liess.

---

1) Reinach macht auch (p. 537) auf das vielfach gleichzeitig in denselben Fundschichten beobachtete Auftreten der Haken-Kreuze und der Fibeln aufmerksam, unterlässt es aber, mich zu citiren, obgleich ich 1890 in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, S. 91 u. 92, sowie 1893 in meinem K. B. H., S. 470 u. 496, Fig. 260 und 269 ausführlich darüber gehandelt habe. Ueber die Haken-Kreuze als Symbol und Amulet apotropäischen Charakters in Hissarlik und in Cypern findet man das Nähere K. B. H., S. 151, 209 und 218, sowie in meinem 1889 im Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris mit 10 Abbildungen erschienenen Aufsatz (S. 667—682): „La croix gammée et la croix cantonnée à Chypre," wo ich noch den Phönikern (statt, wie richtig, den Gräco-Phönikern) die Einführung der Haken-Kreuze aus Indien (statt, wie richtig, aus Thrakien und dem äussersten Zipfel Südost-Europas und Klein-Asien) zuschrieb.

2) Vergl. A. Bertrand, Archéologie Celtique et Gauloise, Paris 1896, p. 241—247.

XXVI. Sonstige Gegenstände aus Bronze und Eisen.

Die noch unerklärten Bronze-Gegenstände unseres Bildes (Fig. XXVI, 6—15) zeigen uns:

6. Eine bronzene Trense, gräco-phönikisch.

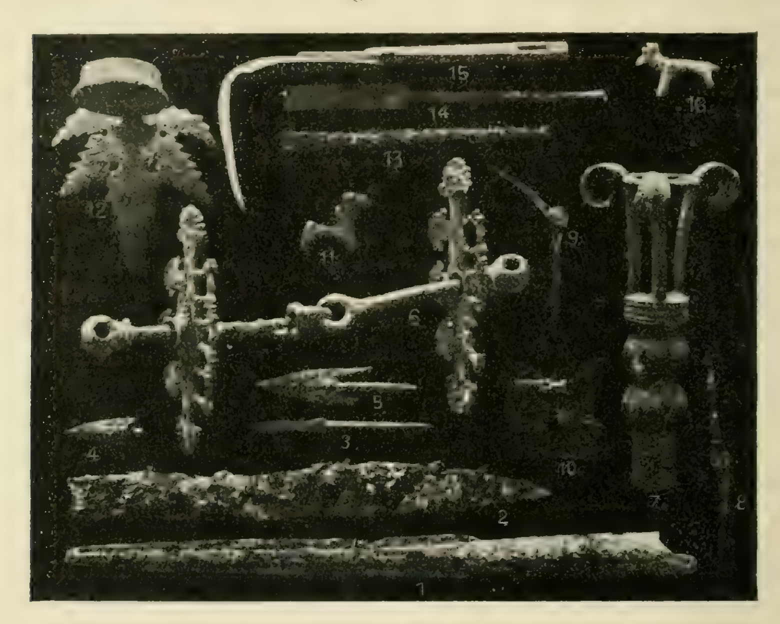
7. Einen bronzenen Fackelhalter, gräco-phönikisch.

8 und 9. Zwei bronzene Cirkel aus hellenistischer Zeit.

10. Ein eisernes römisches, sehr seltenes Klappschloss aus Katydata-Linu bei Soloi, das eine eingehende Einzelbeschreibung verdient.



Fig. XXVI.



11. Eine kleine Votiv-Bronze, einen Vierfüssler darstellend.

12. Einen bronzenen Fackel- oder Lichthalter. Römisch; aus derselben Nekropole wie 10.

13—14. Bronzene Griffel oder Salblöffel.

15. Bronzenes Schabeisen.

16. Ein kleiner Votiv-Hirsch aus Bronze, aus dem 4. bis 5. Jahrh. v. Chr., aus dem 1883 zu Voni von mir ausgegrabenen, inschriftlich beglaubigten Apollon-Heiligthum.

Besonders wichtig sind der Fackelhalter (7) und die Trense (6).

Diese Fackelhalter sind sicher auf Cypern fabricirt, weil sie auf der Insel zu häufig und besonders in den Gräbern aus dem Ende des 7. und Anfang des 6. vorchristlichen Jahrhunderts gefunden werden. Nun hat man in dem berühmten Regulini-Galassi-Grabe von Caere einen identischen Fackelhalter gefunden, der von Cypern hingekommen sein muss; er ist im Museo Gregoriano I, Taf. L, 4 verkehrt abgebildet und ebenda kurz beschrieben: „Candelabretto di forma al tutto

singulare." Demnach werden noch sehr viele andere Bronzen[1] und Silber-Gefässe des Regulini-Galassi-Grabes, die in Cypern ihre Gegenstücke haben, aber zum Theil auch viel älter als 600—650 v. Chr. sein können, von Cypern stammen.

Von hohem Kunstwerth ist ferner unsere prächtig modellirte und mit streng stilisirten Palmetten verzierte Trense Fig. XXVI, 6. Dieselbe wird, worauf mich Hr. Prof. A. Furtwängler aufmerksam macht, so wichtig, weil sie das erste Original zu den Trensen ist, mit welchen die Pferde auf den Phidias-Sculpturen des Parthenon-Giebels aufgezäunt sind.

Zu den wichtigsten Objecten, deren Projectionsbilder ich hier im Anschluss an meinen Vortrag am 14. Januar vorführte, gehören ein in Berlin befindlicher, bereits gegossener Helm mit Kugelspitze und beweglichen Seitenklappen aus dem steinernen Königsgrabe Nr. 12 von Tamassos, worin das nach Cambridge gekommene, oben S. 328 ausführlich beschriebene Schwert lag), sowie die ebenfalls dem Berliner Museum zugefallenen Bronzeplatten aus dem Erdgrabe Nr. 9 derselben Ausgrabung, die ich bereits in meinem Werke K. B. H., Taf. LXX abgebildet habe. Sie vergegenwärtigen uns zusammen mit den bereits beschriebenen Schwertern und der Silberschale aus Grab 9, in dessen Mulde ein in Relief und Ciselir-Arbeit vorzüglich dargestelltes Pferd sichtbar ist, einen Theil der Glanzperiode kyprisch-gräcophönikischer Metall-Technik, die, obwohl nachmykenisch und auch zu einem grossen Theile spät- oder nachhomerisch, uns am besten die Nachricht begründet, warum der kunstreichste Panzer des homerischen Epos gerade als ein Gastgeschenk des cyprischen Königs Kinyras an den mykenischen König Agamemnon galt.

Werfen wir dagegen noch einen Blick auf die kupfer- und schwach zinnhaltigen Bronzen der kyprischen Kupferbronze-Periode in vormykenischer Zeit, so fallen uns die anderen Ländern gegenüber bis zu Ende so einfach gebliebenen Formen auf, der beste Beweis dafür, dass von Kypros die Kupfergewinnung und Kupferverarbeitung ausging[2]). Daraus resultirt ferner, dass die Insel in vormykenischer Zeit der Entwickelung der Metall-Industrie fernblieb, die wir selbst in Hissarlik und auf den Kykladen beobachten und die in Ungarn eine so formenreiche Kupfer- und Bronzezeit zeitigt, an die sich dann auch die wunderbaren Bronze-Culturen in Italien, in Mittel- und Nord-Europa anreihen. War von Kypros die Metall-Industrie und so auch das Schwert ausgegangen, so schufen zuerst die Festland-Völker im Südosten Europas (und vielleicht Kleinasiens), besonders wohl die Balkan-Völker (Ungarn einbegriffen), in welchen die ersten Keime zu dem späteren Hellenenthume schlummerten, aus den kyprischen Urtypen heraus eine Kupfer- und Bronze-Cultur, die an Kypros, dem Ursprungsorte der Metall-Technik,

1) Die meisten Archäologen, so auch neuerdings wieder Petersen in den römischen Mittheilungen, setzten das Regulini-Galassi-Grab in das Ende des 7. vorchristlichen Jahrhunderts, Montelius dagegen (Pre-classical Chronology in Greece and Italy, Journal of Anthropological Institute 1897, p. 265) in das 9te. Wir werden nicht fehl greifen (vgl. weiter unten), wenn wir beide Datirungen berücksichtigen und die ältesten Stücke des Regulini-Galassi-Grabes ins 9. hinauf- und die jüngsten ins 7., bezw. an das Ende des 6. vorchristlichen Jahrhunderts hinabrücken. Das Grab ist sicher wiederholt benutzt worden. Auch werden sich die zahlreichen und kostbaren Metallfunde viele Generationen lang erhalten haben.

2) Vergl. den vorzüglichen Aufsatz „Copper and Bronze in Cyprus and South-East-Europe", den J. L. Myres im Journal of the Anthropological Institute 1897, S. 172—177 mit Taf. XI publicirt hat, mit dessen Ansichten und Forschungsresultaten sich die meinigen bis auf wenige Punkte decken.

spurlos vorüberging. Die Insel lag schon damals, wie heute, ausserhalb des Weltverkehrs, wenigstens für die Völker, welche die Metall-Technik zu der uns aus den vorliegenden Funden bekannten Höhe erhoben. Auch musste das Zinn zur Bronze von weither geholt werden. Endlich haben die alten Kyprier mit orientalischem Starrsinn an ihren alten liebgewonnenen Urformen festgehalten, genau so wie sie noch im unbequemen kyprischen Syllabar ihre griechischen Inschrift-Texte bis weit ins 4. Jahrhundert hinein abfassten, als in allen übrigen Ländern mit griechischer Bevölkerung seit Jahrhunderten die gemeingriechische Schrift in Gebrauch war.

Allerdings änderte sich das Bild mit dem Eintreffen der Mykenäer, durch welche dann plötzlich die berühmte kyprische spätmykenische (früh- und spätgräcophönikische) Metall-Technik entstand, so dass ein Homer den Erzeugnissen dieser kyprischen Werkstätten die Palme der Vollendung und Schönheit zuerkannte. Ich komme weiter unten darauf zurück.

In wie fern nun die entwickelteren Formen der Kupfer- und Bronzezeit-Culturen Ungarns, Italiens, Mittel- und Nord-Europas in vormykenische Zeit fallen, das näher zu untersuchen, wird eine ebenso schwierige, wie wünschenswerthe Aufgabe sein. Die Anfänge dazu, die man mit Sicherheit als vormykenisch bezeichnen darf, finden sich in den sieben vormykenischen Fundschichten Hissarliks, in den neuerdings von Tzountas entdeckten vormykenischen spät-, früh- und protokykladischen Schichten auf den Kykladen selbst und in Kreta[1]).

XXVII. Die verschiedenen Cultur- und Völker-Schichten Cyperns im Zusammenhange mit anderen Ländern.

A. Die europäisch-kleinasiatische Urzeit und die Urzeit in Aegypten.

(Auf Kypros Periode I.)

Oben S. 39 setzte ich die bisher nachweisbar älteste Schicht auf Cypern, die ich, bis nicht eine noch ältere gefunden wird, als kyprische Urzeit betrachte, in die Zeit vor 3500 ohne Angabe der oberen Grenze. Doch sollte auch dieser Terminus ad quem nur als ein approximativer und minimaler gelten. Es ist sehr leicht möglich, dass wir, sobald wir in Aegypten und Babylon noch genauer datiren können, auch diese untere Grenze dieser kyprischen Urzeit noch erheblich hinaufschieben müssen.

Wie mich neuerdings Hr. Prof. Delitzsch, der neu ernannte Director der vorderasiatischen Abtheilung der Berliner Museen, belehrt hat, ist es sicher, dass sich sowohl Sargon I., wie sein Sohn Naram-Sin (dessen Cylinder auf Cypern gefunden ist, vgl. oben S. 39) in den heute genau lesbaren Keilschrift-Texten rühmen, Cypern erobert zu haben. Die Insel muss also auch schon aus diesem Grunde zu der Zeit der Herrschaft dieser Könige (d. h. mindestens um 3000 v. Chr. oder viel früher) eine hohe, aus einer langen Entwicklung hervorgegangene Cultur gehabt haben, wenn sie es der Mühe und des Ruhmes werth erachteten, die Insel vor Allem auch ihrer Kupfer-Bergwerke wegen zu erobern. Wie H. Winckler in seinen Orientalischen Forschungen II, S. 167 ausführt, weisen die frühen, mindestens um 3000 v. Chr. anzusetzenden Bildwerke ihrer technischen Vollendung wegen sogar auf eine Bearbeitung mit härteren Werkzeugen als kupfernen, weswegen

1) Man vergleiche dazu Schliemann's Werke, F. Dümmler's Reste vorgriechischer Bevölkerung auf den Cykladen in d. Athen. Mittheil. 1886, S. 15 u. folg. und Ch. Tzountas' *Κυκλαδικά* in der *Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική* 1888, Sp. 137—212, Taf. 8—12.

auch bereits bronzene bei den Babyloniern um diese Zeit in Gebrauch gewesen sein müssten.

In Aegypten lernen wir die die Bronze (vgl. oben S. 31) schon um 3000 v. Chr. (oder früher) kennen. Eine technisch hochvollendete, fast lebensgrosse Bronze-Statue besitzen wir jetzt schon in der Porträt-Bildsäule Pepi's I. [um 2400 v. Chr. oder früher[1])], was wieder beweist, dass auch der Bronzeguss in Aegypten Jahrhunderte lang geübt worden sein und der Beginn der Herstellung primitiver Bronzen noch über 3000 v. Chr. hinaufgehen muss.

Sogenannte ägäische polychrome Thonwaare besitzen wir aus ägyptischen und kretischen, bezw. auch aus theräischen und cyprischen Fundplätzen, und sie wird die von Flinders Petrie und Maspero (vgl. S. 66) um 2500—3200 v. Chr., von John L. Myres mindestens um 2300 v. Chr. (oder viel früher) gesetzt. Zusammen mit dieser ägäischen Thonwaare taucht eine andere, auch auf Cypern häufige, schwarze, eingestochen punktirte Gattung (S. 37, Technik I, 5, vgl. oben S. 65 u. 66, Fig. XIII, 6) auf, durch die wir eine kyprische Fundschicht von Kalopsida auf Cypern (vgl. oben S. 66, und Journal of Hellenic Studies 1897, S. 141, Fig. V) zu datiren vermögen, die man nur in unsere Periode IV der kyprisch-spätkykladischen Zeit einreihen kann. Danach müsste die Fabrication der ersten bemalten Gefässe auf Cypern sogar noch weit über die Mitte des 3. vorchristl. Jahrtausends (vgl. oben S. 37) zurückgehen.

Die von Flinders Petrie, Amélineau und de Morgan bei Tuch, Ballas und Negada (Naqada) gemachten Funde (vergl. auch das Werk von J. de Morgan, Recherches sur les Origines de l'Égypte, und oben S. 39 und 45) beweisen ferner, dass in den drei ersten Dynastien[2]) (also vor 3000 v. Chr. oder viel früher) eine in der vierten Dynastie wieder verschwindende Fabrication theils mit eingeritzten, theils mit aufgemalten Ornamenten verzierter Thon-Gefässe in grossem Maassstabe existirte, die, wie einzelne Kupfer-, bezw. schwach zinnhaltige Bronze-Gegenstände, sicher auf einen Verkehr mit Cypern schliessen lassen. Mag nun auch Flinders Petrie mit der versuchten Einsetzung eines libyschen Volkes (vgl. oben S. 39 u. 78) im Irrthum gewesen sein, und mögen die von ihm, Amélineau und de Morgan entdeckten Reste den ersten drei ägyptischen Dynastien (bezw. auch noch einer Zeit vor der ersten Dynastie) angehören, so ist doch ein fremder mächtiger Einfluss, der mit dem Schluss der dritten Dynastie wieder verschwindet und zum Theil sicher nach Kypros weist, unverkennbar.

Wir beschäftigen uns hier nur mit den uns in den Denkmäler-Funden sich erschliessenden Culturen der Völker und mit deren Wanderungen, nicht aber mit den Rassen selbst und den eigentlichen Völkerwanderungen (mit denen sich, was den Orient und dessen Beziehungen zum Occident anlangt, besonders G. Schweinfurth, G. Sergi und J. L. Myres[3]) befasst haben); denn diese ethnographischen

---

1) Ich verdanke diese, wie viele andere wichtige Informationen und Zeitbestimmungen ägyptischer Alterthümer dem Directorial-Assistenten der ägyptischen Abtheilung unserer Berliner Museen, Hrn. Dr. A. Schäfer und den HHrn. Dr. Sethe und Dr. Möller, deren überaus freundliches Entgegenkommen ich hiermit dankend anerkenne.

2) Lies S. 78, letzte Zeile, statt „der ersten Dynastie" — der drei ersten Dynastien?

3) In wie weit G. Schweinfurth's Versuch geglückt ist, die Bewohner des ägyptischen Nilthals in vorgeschichtlicher Zeit als das Ergebniss einer Kreuzung von Autochthonen und hamitischen Stämmen zu betrachten, die vom Rothen Meer, aus südlich und südöstlich von Ober-Aegypten gelegenen Gegenden her kamen (Verhandl. 1897, S. 284), wage ich nicht zu erörtern. Ebenso wenig kann ich auf eine Erörterung der noch heute problematischen

Fragen lassen sich nur auf vergleichend-kraniologischem Wege entscheiden. Ich halte daher, bevor dieses kraniologische Riesen-Opus weiter gediehen ist, diese Völkerwanderung von Africa und dem Orient nach dem Norden und dem Occident ebenso für verfrüht, wie ich die von S. Reinach verfochtene Behauptung der Cultur- und Völkerwanderung von Nord-Europa und dem Occident nach dem Süden und dem Orient für durchaus verfehlt halte.

Andererseits freut es mich, wenn G. Sergi meinen lange vor ihm klargelegten und durch die Funde erwiesenen Standpunkt: in der Insel Kypros (ich citire ihn wörtlich übersetzt) den Ursprung des Gebrauchs der Metalle für das Mittelmeer-Becken (ganz Europa, Vorder-Asien und Aegypten mit eingeschlossen) zu erkennen, zwar auf einem anderen, minder sicheren und zuverlässigen Wege als dem meinigen der Fundstatistik, auf den der geistreichen und logischen Combinationen erreicht hat. Er geht sogar soweit, wörtlich zu erklären, dass von Kypros, von der Kupfer-Insel aus sich der Import und der Gebrauch des Kupfers nach den anderen Gegenden des Mittelmeeres ausgebreitet habe, auch durch das Mittelmeer und durch die Donauwege nach Ungarn. Dort in Cypern, so fährt er wörtlich fort, hat der Mineral-Reichthum ein Centrum der Production und Diffusion nach allen Richtungen hin, nach jedem Theile Europas und erst recht nach Griechenland und Italien geschaffen.

Und von Aegypten sagt Sergi: „Seinen grössten Contact hatte es mit Cypern und daher von dort seine Bronze."

Wenn nun auch die Aegypter wahrscheinlich schon während der ersten Dynastie Kupfer vom Sinai erhalten haben dürften, weil sie schon zu der frühen Zeit, wie die Hieroglyphen besagen, um den Sinai Kriege führen, so haben sie[1]) sicher schon früher, in vordynastischer Urzeit, die ins 5. Jahrtausend und höher zurückgeht, aber auch während der ersten drei Dynastien und nachher sicher Kupfer von Cypern erhalten. Sobald die Insel Cypern in den Inschriften genannt wird, erscheint sie auch als die ständige Lieferantin von Kupfer im grössten Maassstabe.

Allerdings weisen besonders die von Amélineau und de Morgan gemachten Funde auch primitive Kupfer-Geräthe auf, die in Cypern fehlen. Wie in der Keramik, hat sich in der Metall-Technik eine locale ägyptische metallurgische Schule entwickelt, die, als dann das Zinn auftrat, Bronze-Statuen eher als andere Schulen gegossen zu haben scheint.

Hypothese G. Sergi's eingehen (Origine e diffusione della stirpe mediterranea), auf welcher wieder J. L. Myres ähnliche Hypothese fusst (Prehistoric man in the Eastern Mediterranean, in Science Progress 1898, p. 1ff.), nach welcher alle Mittelmeer-Völker von einem Urvolke, das seinen Ursitz im oberen Nilthale zwischen den Abessiniern, Gallas und Somalis gehabt hätte, abstammen sollen. Dasselbe afrikanische Urvolk soll sich in mehreren Strömen und vielen Nebenströmen über ganz Europa und Vorder-Asien bis nach der pyrenäischen Halbinsel im Westen, bis zu den britischen Inseln im Nordwesten, über Syrien, Klein-Asien hinauf nach Russland im Norden ergossen haben.

1) Dass die in der Gegend bei Tuch von Flinders Petrie entdeckten Gräber der Aegypter der drei ersten Dynastien auch kyprische kupfer-, bezw. schwach zinnhaltige Bronze-Gegenstände enthielten, konnten wir ausführlich beweisen und auch bereits G. Schweinfurth citiren, der S. 279 in den Verhandl. 1897 der Ansicht Ausdruck giebt, dass die Kupferminen der Sinai-Halbinsel schwerlich den schon damals während der ersten Dynastie grossen Bedarf an Kupfer in Aegypten allein decken konnten.

So entstand also auf Kypros eine uralte Kupferzeit-Cultur, deren Beginn weit über 3500 v. Chr. hinaufgeht, als die Länder Europas, aber auch die Vorder-Asien und die nächsten Gebiete um Kypros herum, noch in der Steinzeit lebten[1].

Setzen wir die Theorien weiter Wanderungen, sowohl die haltlose I. Theorie S. Reinach's über eine Wanderung vom Occident nach dem Orient, als auch die in ihrer ins Colossale ausgebildeten Form heute ebenso wenig stützbare Behauptung G. Sergi's über eine Wanderung vom Orient nach dem Occident bei Seite und begnügen wir uns, zu constatiren, dass offenbar während der Steinzeit, die theils neolithisch, theils paläolithisch sein kann, in Europa und in Theilen Klein-Asiens (Kypros mit seiner zeitlich coincidirenden Kupferzeit mit eingeschlossen) eine grosse stein- und kupferzeitliche, in den grossen Zügen gleiche, in den Einzelheiten local gefärbte Cultur-Epoche bestanden hat, die wir am besten die europäisch-klein-asiatische Urzeit nennen und der wir mit allem Vorbehalt den Völkernamen der „thrakisch-ägäischen Urzeit" geben möchten[2]) thrakisch mehr landeinwärts und

1) Diesen Standpunkt verficht auch John L. Myres in seinem im Journal of the Anthropological Institute 1897, S. 171—177 publicirten Aufsatze „Copper and Bronze in Cyprus and South-East-Europe" und bildet auch Taf. XI, 2 einen vermuthlich von Melos stammenden Stein-Meissel ab, der die Nachbildung eines contemporären oder älteren cyprischen Kupfer-Meissels sein dürfte. In Sicilien z. B. geht die Steinzeit auch besonders tief hinunter und ist der Gebrauch von Stein-Geräth auch dann noch vorherrschend gewesen, als man längst den Gebrauch des Kupfers (bezw. vielleicht auch den Gebrauch einer schwach zinnhaltigen Bronze) kannte. Darauf hat auch neuerdings wieder Petersen in den Römischen Mittheilungen 1898, S. 191 hingewiesen.

2) F. Dümmler sagt S. 258 in den Athen. Mittheil. 86 wörtlich: „Es ist durchaus wahrscheinlich, dass die griechische Urzeit wesentlich abhängig war von der Cultur der nahverwandten thrakisch-phrygischen Stämme", und S. 257 spricht er die Ansicht aus, dass „die arkadische Besiedelung von Cypern noch älter sein muss als die achäische Besiedelung der südlichen (griechischen) Inselkette". — Reich dagegen folgert in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1893, Sp. 1021—1023 wohl richtiger, dass, wenn Kypros schon um das Jahr 1000 v. Chr. und noch früher von Arkadien besiedelt worden sei, dann die Inseln westlich davon noch viel früher von Griechen besiedelt gewesen sein müssten. Ed. Meyer setzt ferner im 2. Bande seiner Geschichte des Alterthums S. 35 auseinander, dass die Thraker Indogermanen gewesen seien. S. 41 legt er dar, dass europäische Indogermanen (deren ursprüngliches Heimathland er in das weite Steppen-Gebiet des südlichen Russlands nördlich vom Schwarzen, Kaspischen und Aral-See bis Turan verlegt) von Europa aus über die Meerengen nach Klein-Asien gekommen seien.

S. 55 sagt Ed. Meyer: „Die Geschichte Europas beginnt an den Küsten des ägäischen Meeres. Die Volks-Stämme, welche in seinem Bereiche wohnen, sind sämmtlich Indogermanen. Erst im Innern Klein-Asiens finden wir Völker fremden Stammes."

S. 58: „Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, dass die Indogermanen Klein-Asiens und Armeniens von Thrakien aus in ihre späteren Wohnsitze gelangt sind."

S. 121: „In die cyprischen Funde, die in dem Ausgrabungsbericht von L. P. di Cesnola flüchtig und entstellt durcheinandergeworfen sind, hat zuerst M. Ohnefalsch-Richter Ordnung gebracht. Ihm und F. Dümmler (dessen ethnographische und historische Folgerungen aber phantastisch sind) verdanken wir die Kenntniss der ältesten cyprischen Nekropolen."

S. 124: „Die trojanische Cultur repräsentirt die Gestalt, welche die prähistorische Civilisation an den Küsten des ägäischen Meeres angenommen hat."

S. 125: „Am vollständigsten ist die Uebereinstimmung zwischen Troja und Cypern. Hier versagt die Annahme spontaner Analogien: vielmehr muss ein geschichtlicher Zusammenhang vorliegen."

S. 125: „Die Bewohner der ältesten kyprischen Nekropolen waren schwerlich Griechen oder gar Phöniker, sondern wahrscheinlich ein kleinasiatischer Stamm."

nordwärts, ägäisch für die Mittelmeer-Küsten. Während des Bestandes dieser frühen Cultur begann nun bereits Cypern nicht nur in der Kupfer-Gewinnung und Kupfer-Technik, die die Insel ja zuerst allein besass[1]), sondern auch in der Keramik befruchtend auf die übrigen Länder einzuwirken.

Einen eigentlichen, mit einem gewissen künstlerischen Geschmack ausgestatteten geometrischen Ornament-Stil der Vasen hat es in dieser uralten Periode, selbst in der Form von Einritzungen, noch nicht gegeben (vgl. oben S. 39 u. 43). Erst in der folgenden, der zweiten Periode, die ich für das Mittelmeer nach den beiden Haupt-Fundstellen die kyprisch-hissarlikische Periode nennen will, wird dieser Stil zu einem geradezu harmonischen Systeme ausgebildet, wie er eben nur von den nichtsemitischen, sondern vermuthlich arischen und indogermanischen Völkerstämmen hervorgebracht werden konnte, die diese ureigenen und uralten Keime des classischen Hellenenthumes in sich trugen. Dasselbe Urvolk, welches Europa und Klein-Asien bevölkerte, ist sicher zuerst von Klein-Asien aus während des Sommers in wenigen Stunden in einem ausgehöhlten Baumstamm oder auf primitivstem Flosse nach dem unbewohnten Cypern gekommen und hat sich der Insel zuerst wegen ihres Wildes, Waldes und Wassers, dann wegen ihres wie der Nilschlamm fruchtbaren Bodens und erst in dritter Linie wegen ihres Kupfers bemächtigt.

B. Die älteste kyprisch-hissarlikische Zeit.

(Auf Kypros Periode II.)

Während der Periode I sind hauptsächlich von Kypros aus nach den umliegenden Ländern die zu Waffen und Werkzeugen verarbeiteten Kupfer-Gegenstände versandt worden, die, von Aegypten (und Mesopotamien) abgesehen, noch in der Steinzeit fortlebten. Erst haben viele Kupfer-Gegenstände von Kypros her importirt werden müssen, ehe das eine oder andere Steinzeitvolk zur Kupferzeit und zur eigenen Verarbeitung des importirten Rohkupfers überging. Ein weiterer langer Zeitraum ist dann verstrichen, bis diese frühen Kupferzeit-Völker, die mit kyprischem Rohkupfer arbeiteten, selbst das Kupfer in ihren Gebirgen entdeckten, bergmännisch und

S. 126: „Von einem Seeverkehr in der ältesten Zeit legt auch die Thatsache Zeugniss ab, dass Gefässe, welche in Form und Ornament vollkommen den troischen und kyprischen gleichen, in den ältesten Nekropolen Etruriens, in Tarquinii, Netulonia u. a. neben andersartigen einheimischen Producten vorkommen. Die Bewohner des ägäischen Meeres müssen also mit der Westküste Italiens wenigstens gelegentlich in Beziehung getreten sein."

S. 220: „Die Cultur der ältesten Bevölkerung auf Cypern stimmt mit der trojanischen des ägäischen Meeres überein."

1) Bereits seit 1883 habe ich wiederholt in Abhandlungen und Vorträgen, so auch zuletzt vor $2\frac{1}{2}$ Jahren in einem ungedruckt gebliebenen Vortrage vor der Berl. Anthrop. Gesellschaft zu beweisen gesucht, dass die ältesten Kupfer-Zeitalter, soweit Europa, die Mittelmeer-Länder, West- und Vorder-Asien und Nord-Africa in Betracht kommen, von der Kupferinsel Kypros ihren Ausgang nahmen. Ich habe im „Zeitgeist" (Beiblatt des Berliner Tageblattes) vom 25. Mai 1896 zuletzt diesen Standpunkt in einem Artikel „Kupfer, Bronze und Erze" erörtert, für den gleichfalls John L. Myres in dem oben angezogenen Aufsatze des Anthropological Institute 1897 (p. 171—177) eingetreten ist. Die überaus seltsamen Hypothesen, welche der vielbelesene Forscher S. Reinach in seinem „Mirage Oriental" in L'Anthropologie 1893, p. 519—578 und 699—732 (wieder abgedruckt in den Chroniques d'Orient p. 510—565) zum Ausdruck gebracht hat, findet man kurz am Schluss dieser Abhandlung beleuchtet.

bezw. technisch zu gewinnen und zu schmelzen lernten, um sich dann gegenseitig damit zu versehen. Jahrhunderte und Jahrtausende haben dazu gehört, ehe dieser Entwickelungsgang vollendet wurde und ehe die Kupfer-Zufuhr von Kypros her nachliess oder ganz aufhörte. Für gewisse Länder, wie Griechenland, Rom und Byzanz, hat Kypros den Kupferbedarf bis in die christliche Zeit hinein liefern müssen. Und wenn die von den Engländern 1884 ins Leben gerufene „Copper-mine Company" wieder kläglich zusammenbrach, so trägt daran sicher nicht die Erschöpfung der cyprischen Kupferlager die Schuld, sondern nur die Unkenntniss und Unfähigkeit der mit den Vorarbeiten betrauten Chemiker und Ingenieure, die bei Marion-Arsinoë an einer Stelle anstachen, wo Mykenäer, Griechen, Phöniker, Römer und Byzantiner nichts mehr übrig gelassen hatten.

Die II. Periode, mit dem Minimal-Terminus a quo von 3500 und dem Minimal-Terminus ad quem von 3000 v. Chr., ist es nun, in der der Zweig des einst von Klein-Asien gekommenen thrakisch-ägäischen (?) Urvolkes, der auf Kypros quasi-autochthon erscheint, besonders in der Keramik in höchstem Grade erfinderisch, bildend, tonangebend, stilbestimmend wurde und darin bis zum Schlusse der kyprisch-spätkykladischen Periode (unserer Periode IV) fortfuhr und erst von der Mykenae-Völkergruppe übertroffen und überfluthet wurde. In dieser Zeit schon feiert die kyprische Cultur Triumphe, die, wenn nicht neue Ausgrabungen in Klein-Asien dieses Culturbild ändern, von keinem Lande der vorgeschichtlichen Welt nur annähernd erreicht wird. Gegenüber dem, was Cypern hier in Hunderttausenden von Exemplaren, im Reichthum der Formen und Muster, in Exactheit der Technik trotz abwesender Töpferscheibe bietet, ist das, was in derselben Periode in Hissarlik, in ganz Europa bis nach Portugal im Westen, im Norden hoch hinauf in Deutschland und Skandinavien, nach Süden zu in Aegypten[1]) und nach Osten in Palästina gefunden wird, wenig, gering und minderwerthig. Deshalb ist auch die Hissarlik-Cultur von Cypern abzuleiten, was ebenfalls John L. Myres neuerdings dargelegt hat (vgl. oben S. 39).

Ich habe diese Periode, die ebensowenig, wie die erste und wie die folgenden drei, irgend etwas mit den Semiten zu thun hat, die kyprisch-hissarlikische genannt, weil dieser cyprische Cultur-Abschnitt in Hissarlik vertreten ist, aber ihr nur die Funde der untersten ältesten Stadt entsprechen und die Bezeichnung „trojanisch"[2])

1) In diese Periode (3500—3000 v. Chr.) scheinen die verwandten ägyptischen Gefäss-Gattungen: schwarzpolirter Thon, eingeritzte Ornamente, weiss ausgefüllt (Flinders Petrie Ballas-Naqada, Taf. XXX), rothpolirter Thon mit Deckweiss-Bemalung (Taf. XXVIII und XXIX), stumpfer Thon, stumpf einfarbig bemalt (Taf. XXIII—XXVI, LXVI u. LXVII), zu gehören. Demnach müsste allerdings die Erfindung, die Thon-Gefässe zu bemalen, entweder den Aegyptern der dritten Dynastie oder den Aegäern, den griechischen Vorfahren der Mykenäer, zukommen, oder diese Kunst müsste auf Cypern viel höher hinaufgehen. All unser Classificiren und Rubriciren ist ja oft nur ein Nothbehelf: wer wäre wohl im Stande, bei dem Flux und Reflux, dem Geben und Empfangen der Völker untereinander ausnahmslos gültige Eintheilungen für alle Fälle im Culturgetriebe der Menschheit lediglich aus immerhin lückenhaften Funden heraus zu construiren!

2) Danach ist Ed. Meyer an vielen Stellen seiner Geschichte des Alterthums II zu berichtigen, worauf er übrigens S. 828, Anmerk. zu § 77 bereits selbst nach Dörpfeld's Entdeckung der mykenischen Burganlage in Troja aufmerksam gemacht hat. Petersen hat dagegen neuerdings in seinem Aufsatz „Funde und Forschung", Mittheil. d. Kaiserl. Deutsch. Arch. Instit. Rom 1898, S. 150 für die fünf unteren Fundschichten in Hissarlik die Bezeichnung vormykenisch-trojanisch eingeführt, — nach meinem Dafürhalten auch nur ein Nothbehelf, da das homerische Troja und das homerische Mykenae gleichzeitig blühten und wir bei Troja auch stets an Homer und Mykenae denken.

heute doch erst den Hissarlik-Funden der sechsten Periode von Rechtswegen gegeben werden darf.

C. Die kyprisch-hissarlikische protokykladische Zeit mit phrygisch-hetitischen Einflüssen.

Die grösste Glanzperiode der vorgeschichtlichen Cultur, aber noch mit unbemalten Vasen, bildet die III. Periode, etwa 3000—2500 v. Chr.[1]), die auf Cypern die rothpolirten Relief-Vasen mit Schlangen, Bäumen, Vierfüsslern, vereinzelt auch mit anthropomorphen Bildern, in Hissarlik die entsprechend vertieft verzierten Spinnwirtel und die Goldschätze der zweiten Stadt u. s. w. hervorbringt. Es ist die Zeit der ältesten klarer ersichtlichen phrygischen und hetitischen Einflüsse. Die Phryger bringen das Gold, die Hetiter in ihrer bisher nachweisbar ältesten Culturform das Silber[2]) und übermitteln von Babylon her die ältesten Idole. Cylinder u. dgl. (vgl. oben S. 38).

In dieser kyprisch-hissarlikisch-phrygisch-hetitischen Periode III scheinen in Europa technisch (nicht zeitlich!) die Kupferzeit-Cultur des oberösterreichischen Mondsees, des Attersees (Berl. Mus. f. Völkerkunde, IV, *f* 184), aber auch Steinzeit-Culturen, wie beispielsweise die von Rottleben bei Schwarzburg-Rudolstadt (Berl. Mus. f. Völkerkunde, Prähistor. Abtheil. II, 8, 979), besonders aber auch die Funde von Kötschen bei Merseburg [Berl. Mus. f. Völkerk. I, *g* 1143—1153[3])] zu entsprechen, obgleich diese europäischen Culturen höchst wahrscheinlich um Jahrhunderte, bezw. ein Jahrtausend und mehr, später anzusetzen sind[4]).

1) Dörpfeld (Mittheil., Athen 1894, S. 380) setzt die ältesten Spuren jeder Niederlassung in Hissarlik in die Zeit von 3000—2500 v. Chr. Ich möchte sie mindestens bis in die Zeit um 3500 v. Chr. zurückdatiren.

2) Am Schlusse der Abhandlung beim Metallhandel lege ich aber dar, dass das Gold ebenso früh, wie aus Phrygien, aus Siebenbürgen gekommen sein kann, während vermuthlich das älteste Silber von Spanien kam.

3) Vergl. John L. Myres im Journal of the Anthropol. Institute 1897, p. 174.

4) So sagt auch Naue (Die Bronzezeit in Ober-Bayern) S. IV: „Dass im Orient die Bronzezeit einige Jahrtausende früher anzusetzen ist, unterliegt keinem Zweifel.“ Ferner bemerkt Much (Die Kupferzeit in Europa) S. 73: „Es hat einen grossen Grad von Wahrscheinlichkeit an sich, dass man im kupferreichen Cypern früher in den Besitz des Kupfers gekommen ist, als in Babylonien und Aegypten.“ — Um wie viel früher muss dann erst die Kupferzeit in Cypern, als am Mondsee und im Mitterberge begonnen haben! Die sich bis zur Identität steigernden Aehnlichkeiten zwischen den in der Mondsee-Pfahlbaute gefundenen Thongefässen mit eingeritzten, weiss ausgefüllten Ornamenten und den entsprechenden cyprischen und hissarlikischen (interessante Parallelen von John L. Myres auf Taf. XI des Anthropolog. Institute 1897 gegenübergestellt) sind so gross, dass der Zufall und von einander unabhängige spontane Entstehungen ausgeschlossen, dagegen ein cultureller Zusammenhang nachgewiesen ist. Auch zeigt sich, dass die am Mondsee so häufigen kleinen bauchigen, einhenkligen Gefässe auf Cypern ihr Gegenstück in einer späten bronzezeitlichen bemalten Gefäss-Gattung haben, die sogar in die Anfänge der Eisenzeit hinabgehen. Ferner hat neuerdings M. Hörnes im Jahresbuche des österr. archäol. Instituts, Bd. I, S. 9 nachgewiesen, dass das auf Mondsee-Gefässen eingeritzte und weiss ausgefüllt ausgeführte Schleifen-Ornament (Fig. 6) offenbar einer entsprechenden cyprischen Zierform nachgebildet ist, die auf einer von mir in meinem K. B. H., Taf. CCXVI, 9 abgebildeten, jetzt in Leipzig befindlichen Thiervase (oben S. 65, Fig. XIII, 4) in früheisenzeitlicher Fundschicht vorkommt. Diese oberösterreichische Nachbildung einer cyprischen Zierform ist um so wahrscheinlicher, da sich gleichzeitig am Mondsee so viele andere, cyprischen Vorbildern entlehnte Formen, Motive, technische Verfahren u. s. w. haben nachweisen lassen, worüber Much ausführlich gehandelt hat. Wir haben also in dem Hörnes'schen Vergleiche die während der Kupferzeit des Mondsees nachgeahmte cyprische eisenzeitliche Zierform einer

Mir scheint auch, dass die von P. Orsi auf Sicilien bei Stentinello (Bull. di paletn. ital. 1890, p. 178 u. folg., Taf. VI—VIII) bisher entdeckte älteste Schicht, die er vorsiculisch nennt und in der nur steinerne Werkzeuge und Waffen und nur handgemachte Thongefässe mit eingeritzten und eingestempelten (aber nicht mit aufgemalten) Ornamenten erscheinen, auch mit unserer Periode III (vielleicht auch noch mit Periode II) etwa zeitlich zusammenfällt, also mit den 2ten bis 5ten Niederlassungen (bezw. 1. Stadt) in Hissarlik. Uebrigens hat auch Petersen in seiner Kritik über die Orsi'schen Entdeckungen und Arbeiten (Mittheil., Rom 1898, S. 190) auf die hissarlikischen vormykenischen und kyprischen Einflüsse in der Stentinello-Niederlassung hingewiesen. Die ganze reiche Ornamentik der Thongefässe von Stentinello deutet schon auf ein vorgeschritteneres Stadium und fast auf Nachahmung aufgemalter Ornamente durch Einritzung und Einstempelung hin. Eingestempelte Muster habe ich übrigens auch auf Cypern während der Kupferbronze-Zeit entdeckt.

D. Die kyprisch-spätkykladische Zeit.

Die Periode IV (die Vorstufe zu der mykenischen), etwa 2500—1600 v. Chr., bringt uns schon den Griechen näher, zu einer kyprisch-kykladischen Cultur, einer zugleich ägäischen und immer noch vormykenischen. Hier werden zum ersten Male, wie auf Cypern, die Vasen mit einer schwärzlichen Farbe[1]) auf dem rohen Grunde matt bemalt. Auch hier spielt Cypern wieder eine Rolle, die zu jener Zeit kein anderes Land nur annähernd erreicht. Die vormykenischen bemalten Gefässe Thera's, der Kykladen und Siciliens (die erste sicilische Periode P. Orsi's, Gräber von Mellili und Cava della Signora, p. 31) sind locale Brechungen derselben kyprischen und von Cypern ausgehenden Keramik, aus der auch die ältesten mykenischen handgemachten Vasen mit Matt-Malerei entstehen, und zwar so, dass die mykenischen Töpfer ursprünglich noch mehr aus den cyprischen, als aus den kykladischen Werkstätten ausserhalb Cyperns geschöpft haben. Denn die Uebereinstimmung und Identität zwischen handgemachten mykenischen Gefässen mit Matt-Malerei und den cyprischen Vorbildern ist so augenscheinlich[2]), dass jeder Zufall ausgeschlossen ist.

Vase, die im höchsten Falle in die Zeit um 1200 v. Chr., den Anfang unserer cyprischen Periode VI hinaufreichen kann. Daraus folgt, dass die Kupferzeit der Mondsee-Pfahlbauten, wenigstens zum Theil, sicher in dieselbe Zeit fällt, wie auf Cypern der Anfang der Eisenzeit. Das erste Kupfer-Bergwerk ist demnach auf Kypros mehrere Jahrtausende früher in Angriff genommen worden, als das Kupfer-Bergwerk vom Mitterberge. Ist aber die Thongefäss-Fabrication von Cypern nach dem Mondsee Ober-Oesterreichs gewandert, dann doch erst recht die Kunst, Kupfer aus dem Erze zu schmelzen, sowie die Technik und Form der kupfernen, auf Cypern erfundenen Geräthe und Waffen. Ja, ehe das Kupfer-Bergwerk im Mitterberge entdeckt und betrieben wurde, hat man demnach nicht nur das Rohkupfer, sondern auch die kupfernen Gebrauchs-Gegenstände von Cypern bis nach dem Mondsee gebracht. Ist das erwiesen, dann müssen diese Erzeugnisse cyprischer Cultur auch auf der ganzen Handels-Strasse zwischen Cypern und Ober-Oesterreich verhandelt worden sein. Damit ist das Eindringen specifisch cyprischer Cultur nach Central-Europa, durch Ungarn die Donau entlang, verbürgt, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir deren Spuren in der preussischen Provinz Sachsen, in Schwarzburg-Rudolstadt, oder in der Schweiz, oder in Italien, in Remedello, auf Sicilien, Capri oder Sardinien, ja selbst in Portugal wiederfinden.

1) C. M. C., S. 17.

2) Vergl. z. B. die mykenische Vase bei Furtwängler und Löschcke, Myk. Thongefässe, Taf. IV, 13 (= K. B. H., Taf. CL, Fig. 10) mit der cyprischen Vase, K. B. H., Taf. CLII.

Aber in Sicilien ist doch diese frühe siculische Cultur ziemlich eigene und selbständige Wege gegangen. Die meisten Waffen und Werkzeuge sind noch aus Stein, dagegen weisen die wenigen kupfernen, bezw. schwach zinnhaltig bronzenen Gegenstände nach Cypern. Die Gefässe sind meist noch unbemalt und eigenartig; doch treten auch einzelne bemalte auf. P. Orsi, der auf die Beziehungen zwischen seinen sicilischen und meinen cyprischen Funden wiederholt hingewiesen hat (zumal was die Form der Gräber anlangt), und auf dessen zahlreiche Publicationen im Bullettino paletnologico wir uns ein für allemal berufen, hat ebenso auf die Verwandtschaft seiner Funde mit den vormykenischen Funden von Hissarlik aufmerksam gemacht, die gerade zwischen Orsi's siculischer erster Periode und den fünf ersten Niederlassungen Hissarlik's besteht. Petersen hat ihm beigepflichtet und hält die Beziehungen während dieser Zeit, und zwar die aus dieser kyprisch-kykladischen Periode stammenden zwischen der ersten siculischen Periode Orsi's und dem vormykenischen Troja, in positivster Weise für erwiesen (Mittheil., Rom 1898, S. 166).

Hissarlik, wo man nur einzelne wenige bemalte vormykenische Thongefässe gefunden hat, scheint, ähnlich wie Sicilien, von der kyprisch-spätkykladischen Entwickelung fast unberührt geblieben zu sein, so dass daselbst auf unsere (kyprisch-hissarlikisch-phrygisch-hetitische?) Periode III gleich unsere Periode V, d. h. die mit mykenischen Alterthümern, zu folgen scheint.

Ich habe bei meinen bisherigen Erörterungen stets von einer kyprisch-kykladischen, besser kyprisch-spätkykladischen Periode gesprochen, wobei die Amorgos-Cultur, wie sie seiner Zeit F. Dümmler entdeckte, maassgebend war. Inzwischen ist nun aber eine Kykladen-Cultur entdeckt worden, die sich auf mehrere unserer Perioden erstreckt und die bereits in der ältesten Schicht mit unserer Periode II (wenn nicht gar mit unserer Periode I) zusammenfällt. Der unermüdliche Tzountas hat diese frühe, am besten protokykladisch zu nennende Cultur entdeckt, deren Blüthezeit er selbst in die Mitte des 3. vorchristl. Jahrtausends verlegt[1]).

E. Die kyprisch-mykenische Zeit.

Die Periode V (um 1600—1200 v. Chr., bezw. einige Jahrhunderte früher) zeigt uns dann, wie die Mykenäer ausserhalb Cyperns alles bisher Dagewesene auf ein Mal durch ihre wunderbaren scheibengedrehten, mit Firnissfarbe bemalten Thongefässe überflügeln, dieselben als fertige durchgebildete Technik nach Cypern bringen und dort eine locale kyprisch-mykenische Keramik zweifellos sicher in der Zeit um 1400 v. Chr., aber auch höchst wahrscheinlich schon früher[2]) ins Leben

Fig. 12 und ähnlichen; vgl. ferner C. M. C., S. 38, wo John L. Myres und ich diese Frage kurz in demselben Sinne beantworten.

1) Vergl. die Abhandlung *Κυκλαδικά* in der *Ἐφημερὶς Ἀρχαιολογική* 1898, Sp. 136—212, mit Taf. 8—12. Es wurden 138 Gräber auf den Kykladen geöffnet.

2) Denn wenn um 1400 v. Chr. der grosse König von Cypern (Alasia) wiederholt dem Pharao seine von Keilschrift-Briefen begleiteten Geschenke an Kupfer, mykenischen Vasen u. s. w. schickt, so muss dieser Verkehr auch schon mindestens 1—2 Jahrhunderte vorher begonnen haben. Auch kann man sich unter dem etwa hundert Jahre vorher zur Zeit Thutmosis' III. herrschenden, laut der Annalen ebenfalls geschichtlich beglaubigten Könige von Cypern, der auch mehrere Male überaus kostbare Geschenke an Kupfer-Erzen, Pferden, gold- und silberbeschlagenen Wagen und Elfenbein nach Aegypten schickt (vergl. oben S. 311 und Brugsch, Geschichte Aegyptens, S. 317 u. 322), ebenfalls doch nur einen Vorfahren der aus den Keilschrift-Briefen bekannten Alasia-Könige denken, der zu der Völkergruppe der Mykenae-Culturträger gehört haben muss. Denn dazu kommt noch, dass die Keftô-Gefässe, die unter Thutmosis III. nach Aegypten gelangen (vergl. P. Vivey, Le

rufen. Nebenher läuft die ganze reiche mykenische Civilisation, die sich in der Architectur[1]), der Metall-Technik, Malerei, Glyptik und auf anderen Gebieten äussert.

Cypern hat die Führung in dieser vorgeschichtlichen europäisch-kleinasiatischen Cultur verloren und seine centrale Stellung als Ausgangspunkt an den Peloponnes abtreten müssen. Die mykenische Cultur, aus so heterogenen Elementen sie auch hervorging, wird von Griechen auf griechischem Boden im Peloponnes erzeugt, und zwar kommen in erster Linie die Arkader (die Schardana der Hieroglyphen- und Keilschrift-Texte), in zweiter die Achäer (die Aqayvasa Aegyptens), in dritter die Lakonier (die Schakaruscha der ägyptischen Texte). Dazu treten als zweite Gruppe, der Wichtigkeit nach, die Kilikier, Rhodier, Kreter und Genossen u. s. w. (die Kefto der Hieroglyphen-Texte), die Kyprier, gleichfalls unter den Kefto mit einbegriffen, aber auch besonders als die Einwohner von Alasia der Tell-el-Amarna-Briefe und der Insel Syi (aus der später Asebi wird) der ägyptischen Hieroglyphen aufgeführt, ferner Hetiter (besonders als die Cheta und Chati aufgeführt und ebenso mit unter dem Collectivnamen der Kefto mit einbegriffen). Aber auch viele andere kleinasiatische Stämme betheiligen sich mehr oder weniger direct am Bildungsprocesse der mykenischen Cultur, nehmlich: die Turuscha[2]) (zu identificiren mit den Pelasgern, den Voreltern der späteren italischen Tyrrhener, Tyrsener und Etrusker), die Luku oder Ruku[3]) der ägyptischen Hieroglyphen-Texte (d. h. die Lykier), die

Tombeau de Rekhmara. Mémoire de la Mission Française au Caire. Paris 1889; s. auch oben, diese Verhandl. S. 66), sicher die Erzeugnisse der mykenischen und kyprischen Keramik darstellen.

1) Man hat bisher zwar keine majestätischen, in die Erde gebauten steinernen Kuppel-Gräber auf Kypros gefunden, wohl aber gelang es mir zuerst, kleine, in den Fels gehauene Kuppel-Gräber (vgl. unten S. 370 u. folg.), welche mykenische Vasen enthielten, auszugraben. Dagegen besitzen wir von Cypern mächtige monolithisch-megalithische Bauwerke, eines bei Kition, von mir in der Archäolog. Zeitung 1887, Nr. 331, S. 18 abgebildet; danach Perrot III, p. 278 u. 279, Fig. 209 u. 210; eines bei Salamis, von mir im Journal of Hellenic Studies 1883, p. 111 u. folg. mit Taf. XXXIII u. XXXIV veröffentlicht, und nach meinen Ausgrabungen eine mächtige Burg-Anlage auf dem Löwenberge (Leontari Vuno) bei Nicosia (zuerst von mir im Journal of Cyprian Studies 1889, Taf. I. u. A. publicirt), die, wie ich heute mehr als je überzeugt bin, noch in unsere Periode VI gehören, in der gleichzeitig Spätmykenisches und Kyprisch-Bronzezeitliches neben Frühgräcophönikischem vorkommt. Ja, die Ausgrabungen auf dem Löwenberge (dessen Name auf ein Löwenthor schliessen lässt) haben nur rein bronzezeitliche Gräber, in der Burg und im Tumulus nur bronzezeitliche Scherben und eine oben S. 330 erwähnte mykenische Lanzenspitze zu Tage gefördert. Ich setze diese kyprisch-archaische Königsburg (K. B. H., S. 466) wohl mit Recht in die Zeit um 1000 v. Chr., und verweise auf meine ausführliche, im K. B. H., S. 464—468 von guten trigonometrischen Aufnahmen und zahlreichen Abbildungen (Taf. CLXIV—CLXVII) begleitete Studie, der eine sehr mangelhafte Arbeit der Engländer [nach ihrer mangelhaften Ausgrabung publicirt im Journal of Hellenic Studies 1889], gegenübersteht. Diese Königsburg auf Leontari Vuno, dem Löwenberge, bildete die Akropolis zu der grossen, in der Ebene liegenden kupferbronzezeitlichen Nekropole von Hagia-Paraskevi, die wir so oft citirten, und zu der wir eine niedere Stadt an der Stelle des heutigen Nicosia annehmen müssen, — die Stadt Ledrai der Griechen, die Stadt Lidir der assyrischen Texte. Vgl. auch über die kyprischen Gräber mit monolithischer Decke und Decken aus vorkragenden Steinlagen K. B. H., S. 470 und Taf. CLXXV.

2) The Tyrrhenians in Greece and Italy. Vergl. auch über alle die hier nach den ägyptischen Hieroglyphen-Texten gegebenen Völkernamen und Identificirungen W. Max Müller's Asien und Europa.

3) Die auch in einem Tell-el-Amarna-Keilschrift-Briefe des kyprischen Königs an den Pharao 1400 v. Chr. als Seeräuber vorkommen. Vergl. H. Winckler, Brief Nr. 28 und Montelius, Journal of the Anthropological Institute 1897, p. 254.

Dardeny der Hieroglyphen (d. h. die kleinasiatischen Dardaner, zu denen die Δάρδανοι des Hellespont gehören), die Yeavana (d. h. die Jonier), die Pidasa (d. h. die Pisidier), die unerklärten Vasasa und Karakisa, ferner die Purasati oder Pulasate [d. h. die Philister[1])] und die Takaray (d. h. die Teukrer).

a) Die Arkader, Achäer, Lakonier, Tyrrhener und Lykier, mit den Schardana, Aqayvasa, Schakaruscha, Turscha und Luku zu identificiren.

Indem ich nun zu unserer wichtigsten Krieger-Gruppe, den Schardana, Aqayvasa und Schakaruscha der ägyptischen Hieroglyphen-Texte, zurückkehre, in denen ich griechische Stämme, die Arkader, Achäer und Lakonier mit vollkommener Sicherheit erblicke[2]), ist es angezeigt, auf die ältesten Spuren der Griechen in den ägyptischen Hieroglyphen-Texten zurückzugehen und dann zu zeigen, wo und wie diese Griechen in den ägyptischen Denkmälern und den Keilschrift-Briefen Tell-el-Amarna's genannt und dargestellt werden.

Das sei hier gleich vorausgeschickt, dass die Sarden, die armseligen, an Zahl unbedeutenden Banditen Sardiniens, wie neuerdings noch W. Max Müller[3]) und Ed. Meyer[4]) wieder verfochten haben, unmöglich die Urväter dieses mächtigen Krieger-Volkes der Schardana, die in Syrien und Aegypten um 1400—1100 v. Chr. auftreten, sein können. Umgekehrt verhält es sich: die Schardana, d. h. die Arkader, zogen aus ihrer peloponnesischen Heimath schon hoch im 2., bezw. im 3. Jahrtausend[5]) v. Chr. erst nach Süden, Osten und Südosten, nach Kreta, Rhodos, den

---

1) Nach der Tradition der Hebräer (Gen. 9, 18—29, Deut. 2, 23, Jer. 47, 4) stammt das kriegerische Volk der Philister von Japhet ab und kommt aus Kaphtor (nach Jerem. 47, 4 eine Insel). Ursprünglich nicht semitisch, hat es sich erst später in Palästina semitisirt (E. Meyer, Gesch. d. Alterth. I, § 266). Während W. Max Müller (S. 388 seines Werkes Asien und Europa) nachzuweisen suchte, dass die Philister aus Südwest-Kleinasien und den ägäischen Inseln kamen, zum Theil aber auch einem altlibyschen Stamme angehörten, hält S. Reinach (Chroniques d'Orient II, p. 317 u. 371) an der Tradition und Transscription der Septuaginta (Zeph. 2, 5, Ez. 25, 16) fest, nach welcher die Kaphtorim mit den *Κρῆτες* identificirt werden. S. Reinach identificirt dann weiter die Kaphtorim Kretas mit den Kefto der Hieroglyphen-Texte, lässt diese Kaphtor-Kefto-Leute von Kreta nach Syrien ziehen, sich dort ansiedeln und macht sie zu den Trägern der mykenischen Cultur. Steindorff dagegen (Arch. Anz. 1892, S. 11) sucht den Sitz der Repräsentanten der mykenischen Cultur, die er (Puchstein folgend) in den Kefto erblickt, in Nord-Syrien, vielleicht auch auf Cypern und auf einigen Inseln. Ich glaube, diese verschiedenen Forschungs-Ergebnisse lassen sich dahin vereinigen, dass einer der fünf Philister-Stämme (W. Max Müller S. 389) sehr gut von Kreta (einer Insel), andere von den ägäischen Inseln und aus Südwest-Kleinasien und Lykien nach Palästina gekommen sein können. Auch unter den Kefto-Leuten, die sich aus einer Reihe verschiedener Stämme zusammensetzten, werden so gut wie Klein-Asiaten und Kyprier, auch Rhodier, Insel- und peloponnesische Griechen und so auch sicher Kreter gewesen sein. Ja, wie ich weiter unten nachweise, haben an dem Ende der mykenischen Cultur und Kunst vermuthlich auch syrische und palästinische Semiten, darunter Phöniker und Philister, die auch zur Insel Kypros Beziehungen haben mussten, gearbeitet. Ueber die Kefto vergl. oben S. 65.

2) Bereits von mir 1889 (in meinem Journal of Cyprian Studies I, p. 7) und 1890 in meinem vor der Wiener Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage (Ausserordentliche Versammlung vom 20. November, abgedruckt in den Mittheilungen, Wien 1890, S. 90 u. folg.) verfochten.

3) Asien und Europa, S. 371 u. folg.

4) Geschichte des Alterthums, II, § 134.

5) M. Evans hat in Kreta mehrere ägyptische Skarabäen aus der 12. Dynastie gefunden und daraus wohl mit Recht gefolgert, dass schon zu der Zeit (2. Hälfte, bezw.

griechischen Inseln, Klein-Asien, Cypern, Syrien und Aegypten. Erst später, nicht vor 1400, wandten sie sich nach Westen, gelangten zuerst nach Sicilien, 1100—1000 v. Chr. nach Etrurien und schliesslich im 1. Jahrtausend v. Chr. nach Sardinien. Die Schardana-Arkader sind also die Urväter eines Bruchtheiles der Sarden Sardiniens, ähnlich wie die kleinasiatischen Turscha-Tyrrhener (und Pelasger) die Urväter der italischen Tyrrhener und Etrurier waren.

Schon im 4. Jahrtausend v. Chr., nach Hieroglyphen-Texten, die älter als die Pyramiden sind, hatten die Aegypter Kunde von „fernen Völkern am Kreis des grossen Meeres", und im Se-nuhyt-Gedicht vor 2000 v. Chr. werden „die Inseln des Meeres" genannt. Die Stele Thutmosis' III. um 1500 v. Chr. kennt bereits „Cypern, Kilikien, die Bewohner der Inseln inmitten des Meeres und die Enden der Länder des grossen Umkreises", d. h. die Küsten Europas (W. Max Muller, Asien und Europa, S. 369). Genannt aber werden die Schardana zum ersten Male um 1400 v. Chr. von Rib-Addi, dem phönikischen Fürsten von Gebal (d. h. Byblos), der sie als seine Bundesgenossen gegen die Chabiri, d. h. die Hebräer, in drei Keilschrift-Briefen an den Pharao (H. Winckler's Tell-el-Amarna-Briefe, Nr. 64, 77 u. 100) anführt. — Bald darauf, noch im 14. Jahrhundert, stehen die Schardana schon in ägyptischem Solde (E. Meyer, Geschichte d. Alterth., II, S. 144) und bilden mehrere Jahrhunderte lang die officielle Leibwache und Elitetruppe der Pharaonen.

Im grossen Kriege des Meneptah (Ende des 13. vorchristl. Jahrhunderts) erscheinen die Schardana zusammen mit den Schakaruscha, Aqayvasa, den Turusa oder Turscha und Luku als eine grosse Seeräuber-Gruppe und kämpfen zusammen mit den Libyern gegen die Aegypter. Im Heere Ramses' III. (etwa 1180—1150 v. Chr.) nehmen die Schardana wieder den Ehrenplatz vor vielen anderen barbarischen Völkern ein und vertreten geradezu mit den Lybiern das ägyptische Heer.

Unter Ramses II. (um 1300—1230 v. Chr.) hat die Schardana-Wache des Königs-Palastes sogar Wagentruppen. W. Max Müller hat in seinem schönen Werke Asien und Europa (das ich hier wiederholt benutzte) S. 374—378 eine Reihe von guten Abbildungen der Schardana nach den ägyptischen Denkmälern zusammengestellt.

Obwohl die nationale Schardana-Tracht der der Klein-Asiaten, Hetiten, Kilikier und Kyprier im Allgemeinen, was den Schurz und die Schnabelschuhe anlangt (vergl. die kyprische Vase in den Verhandl. S. 59, Fig. IX), ähnelt, so bildeten sich naturgemäss bei diesem kriegerischen Stamm, der sich in wahrer Berserkerwuth (Müller, S. 376) und Todesverachtung auf den Feind stürzte, die Waffen eigenartig aus: bald werfen sie sich, wie die Abbildungen der Aegypter genau zeigen, mit Dolch und Schild auf den Feind, bald mit zwei Dolchen, in jeder Hand einen, bald gehen sie mit einem Dolche und zwei kurzen Wurfspeeren vor. In ihren Händen sieht man die ersten Schwerter, Kurz- und Lang-Schwerter. W. Max Müller macht noch auf die aus den Denkmälern hervorgehende, in Mykenae

---

Mitte des 3. vorchristl. Jahrtausends) ein Verkehr irgend welcher Art zwischen Aegypten und Kreta bestanden haben muss (S. Reinach, Chroniques d'Orient, II, p. 377), wodurch ein weiteres Argument für die frühen Wanderungen peloponnesischer Griechen nach Aegypten und für das frühe Entstehen polychromer, sogen. ägäischer Thonwaare beigebracht wäre (nach Flinders Petrie und Maspero in der Zeit von 3200—2800 v. Chr.), die man in Aegypten und gerade auch auf Kreta gefunden hat (vgl. L. Mariani, Antichità Cretesi, Monumenti inediti dei Lincei, VI, 1896, Taf. IX—XI, p. 333 u. folg., sowie J. L. Myres, On some pre-historic polychrome pottery from Kamarais, in den Proceedings of the Society of Antiquaries 1895, p. 351 mit 4 Tafeln (auch oben S. 66).

wiederkehrende Schardana-Sitte, das Schwert noch am Halse oder dicht unter der Brust zu tragen, aufmerksam. Dieselbe Sitte finde ich bei den Kypriern wieder, so z. B. bei dem Krieger mit den zwei Pferden, einer Terracotta-Gruppe früh-gräco-phönikischer Zeit, welche ich in den Verhandl. S. 61, Fig. XVI, abgebildet habe[1]).

Die Waffen der Schardana der ägyptischen Denkmäler sind aus Kupfer. Denkt man sich die Holz- und Horngriffe hinzu, so entsprechen die Schardana-Kupferdolche und Kupfer-Schwerter ganz und gar den cyprischen, die zum grossen Theil zeitlich mit den ägyptischen Bildern zusammenfallen, zum grossen Theil aber auch um viele Jahrhunderte, ja einige Jahrtausende älter sind, als die ägyptischen Bilder (Fig. XX, Nr. 3—5, Fig. XXI, Nr. 1, 2, 3, 6, 7, 8). — Wenn man bedenkt, dass um 1400 v. Chr. auf Cypern mächtige griechische Könige herrschten, die mit den Pharaonen correspondirten und Geschenke (Kupfer oder Bronze gegen Silber) austauschten (Verh. S. 33, hier S. 357 u. weiter unten), so sind wir auch berechtigt, anzunehmen, dass die Schardana in Cypern fabricirte Waffen trugen (vgl. oben S. 326). Das gilt aber auch von den Lanzenspitzen, den in der Regel kleinen oder mittelgrossen Rund-Schilden (cyprische Exemplare K. B. H., S. 66, Fig. 71 und Taf. CXXXVII, 6, CXLII, 5, CXCII, 15 und Verhandl. S. 73, Fig. XV, Nr. 5), dem Helm mit Kugelspitze (Original aus Tamassos 1889, Grab Nr. 12 im Berliner Museum und K. B. H., Taf. CXL, 7), dem Helm mit zwei (Verhandl. S. 72, Fig. XVII: Terracotta aus Cypern, Cesnola-Stern, Cypern, Taf. LXXXIII, 10: drei Krieger auf einer cyprischen Gemme) oder vier Hörnern (Krieger auf der Silberschale von Chiusi-Inghirami, Mon. Etr. III, 20, in Cypern für den italischen Markt fabricirt[2]).

Der leinene Schardana-Panzer hat einen mit Kupferblech beschlagenen Leibgurt und ist vom Nabel bis zum Brustbein mit zwei bis drei Kupferblechen horizontal übereinander besetzt; andere solche Metallstreifen laufen die Achseln herunter; ebenso ist der Leibschurz durch mehrere horizontale und einen verticalen Kupferblech-Streifen geschützt. Ich habe die zum Theil vorzüglich erhaltenen Stücke eines solchen bronzenen Panzers 1889 im Grabe 11 zu Tamassos, Sect. IV (jetzt im Berliner Museum) zusammen mit dem mächtigen, oben beschriebenen Schwerte ausgegraben und in meinem Werke K. B. H., Taf. LXX, abgebildet. Die Platten sind paarweise durch Scharniere verbunden. Einzelne haben auch ausserdem Oehsen und Haken. An allen sind kleine Löcher angebracht, mit deren Hülfe sie auf dem Leinewand- oder Lederkoller angenäht waren. Dürfen wir nun auch das Grab, in welchem dieser Schardana-Panzer entdeckt wurde, der sonstigen Fund-Umstände wegen höchstens in die letzte Hälfte des 7. vorchristl. Jahrhunderts verlegen, so hindert uns doch nichts, diesen kostbaren Panzerplatten ein um 50—100 und mehr Jahre höheres Alter zuzuschreiben. Solche Prunkstücke haben sich durch Generationen hindurch forterhalten und vom Vater auf den Sohn vererbt[3]).

1) Ed. Meyer, Geschichte des Alterthums II, sagt bei Besprechung der mykenischen Zeit S. 173: „Besonders zahlreich sind die Bronze-Schwerter auf Cypern; hier lässt sich die vollständige Entwickelungsreihe bis zu den primitivsten Formen herstellen.“

2) Diese Vorkommnisse sind allerdings zum Theil um Jahrhunderte jünger, als die Glanzperiode der in den ägyptischen Annalen verewigten Schardana, weisen jedoch auf viel ältere Urbilder zurück: aber einige dieser cyprischen Fundbelege passen sogar zeitlich ziemlich genau zu den ägyptischen Annalen.

3) Eine merkwürdige Kette von Darstellungen und Vergleichen bringt aber unseren Panzer mit der spätmykenischen Kunst und der Zeit selbst, in der leibhaftig die Schardana für und gegen Aegypten fochten, zusammen. Auf einer der Panzerplatten ist im ägyptisirenden Stile das Motiv desselben Sonnen-Anbeters angebracht, den wir in roherem Stile auf unserer Vase (S. 59, Fig. IX) erblickten. Nun erscheint dasselbe Motiv auf einer

Der Helm der Schardana-Krieger ist aber ursprünglich nicht aus Kupfer oder Bronze, sondern aus Leinewand oder Filz gewesen, weil er auf den ägyptischen Denkmälern weiss gemalt erscheint. Die Kugelspitze ist nicht immer vorhanden. Das Gesicht der Krieger ist glatt oder mit Rundbart und rasirter Oberlippe dargestellt. Diese Schardana-Bartfrisur übernimmt die gräco-phönikische und griechisch-archaische Kunst. In Fig. XXVII, 1 u. 2 bilde ich einen hierher gehörenden, aber aus der Zeit 650—600 v. Chr. stammenden Kopf eines cyprischen Kriegers ab, der zu einer lebensgrossen Kalkstein-Statue gräco-phönikischen Stiles gehört. Er leitet bereits stark zu archaisch-griechischer Stilweise über.

Fig. XXVII.



Die ältesten auf griechischem Boden gefundenen Bilder von Schardana-Kriegern reichen aber ungefähr ins 10. bis 11. Jahrhundert v. Chr. hinauf und befinden sich auf der bekannten, von Schliemann in Mykenae gefundenen Krieger-Vase, die am besten bei Furtwängler und Löschcke (Mykenische Vasen, Taf. XLII u. XLIII) abgebildet ist. Die Schardana tragen allerdings hier nur Schilde und lange Lanzen, an denen die Feldbeutel hangen, sowie die auf Cypern vorkommenden Helme mit Knäufen und zwei nach vorn gerichteten Hörnern (die Hörner noch nicht in der Weise auf Cypern beobachtet), dazu Spitzbärte und die Oberlippe ausrasirt. Die Vase, ein grosser Krater, gehört der spätmykenischen Zeit an, und schliesst sich technisch an den vierten Stil der Firniss-Malerei an, — eine Technik, die auch auf Cypern in grossem Umfange ausgeübt worden ist.

—

der Elfenbein-Platten von Nimrud im Britischen Museum, welche neuerdings in einem Artikel der Times mit den von den Engländern bei Enkomi auf Cypern ausgegrabenen Elfenbein-Platten mykenischer Fundschicht, der grossen stilistischen und Motiv-Aehnlichkeit wegen, verglichen wird. (Darüber weiter unten ausführlicher.)

Ich habe nun zu dieser Vase von Mykenae, auf der sich die cyprischen concentrischen Kreise aufgemalt finden, das einzige und überraschend ähnliche Gegenstück, aber in kyprisch-gräcophönikischer und mykenisirender Technik, 1885 zu Tamassos in einem frühen Erdgrabe ausgegraben, ebenfalls einen Krater ganz ähnlicher Form, mit denselben in Kalbsköpfen auslaufenden Doppel-Henkeln [1]), mit einem ganzen Bilder-Cyklus, Jagd-Scenen zu Wagen und zu Fuss auf Löwen, Mufflons, Hirsche und Ungeheuer, und mit dem mykenischen, schuppenartig angeordneten Kreissegment-Muster.

Es ist klar, dass die am Ende der mykenischen und am Beginn der gräcophönikischen Epoche damals in Mykenae und auf Cypern gleichzeitig arbeitenden Töpfer sich gegenseitig beeinflussten und ihre Motive und technischen Verfahren austauschten. Auf dem cyprischen Krater tragen die dargestellten Jäger Spitzbärte und ausrasirtes Kinn, Schwerter, Lanzen, Pfeil und Bogen, Doppeläxte und Rundschilder, hetitische Helmkappen und Lendenschurze, einmal auch eine ähnliche Rüstung mit Troddeln am Leibgurt, wie die Krieger des Mykenae-Kraters, und einen Buschhelm, während der ausgesprochene Schardana-Helm mit Hörnern fehlt. Uebrigens kommen auf den ägyptischen Denkmälern auch sehr viele Schardana ohne den gehörnten Helm vor.

Die Aehnlichkeiten des Stiles und der Contourirung der im Profil dargestellten Krieger und deren Gesichter auf dem Mykenae-Krater einerseits, auf einer kyprisch-mykenischen Gemme von Kurion und einer kyprisch-mykenischen Goldplatte andererseits sind so in die Augen springend, dass wir damit am besten Pottier's Versuch [2]) widerlegen, der den mykenischen Krieger-Krater in die erste Hälfte des 7. vorchristl. Jahrhunderts hinab- und an die protoattische Keramik heranzurücken versucht hat. Wenn Pottier in den Figuren des mykenischen Kraters eine Sicherheit der Ausführung und eine gewissenhafte Naturstudie erblickt und ihn mit dem Krater des Aristonophos (Monum. ined. del Inst. IX, Taf. 4) vergleicht, so ist damit nur weiter erwiesen, dass wir uns eben am Ende der mykenischen Kunst und in dem Uebergangs-Studium zur früh-gräcophönikischen Kunst bewegen, in welcher Zeit auch die Doppel-Henkel erfunden werden, die erst aus dieser früh-gräcophönikischen Keramik in die Keramik der Milo- und Dipylon-Vasen übergehen.

Wir wenden uns jetzt zu der Gemme von Kurion und der kyprischen Goldplatte, deren näherer Fundort unbekannt ist.

Während auf dem angeblich von Kurion stammenden, sehr früh-gräcophönikischen Skarabäus Cesnola's (Cesnola-Stern, Cypern, Taf. LXXXIII, 10) die drei hintereinander herschreitenden Krieger, wie auf der mykenischen Vase, den

1) Vergl. K. B. H., S. 39, Fig. 37; S. 40, Fig. 38; S. 66, Fig. 72; S. 68, Fig. 74 und 75, wo einem der Henkelpaare des cyprischen Kraters 74 mit aufgemaltem Vogel der Henkel des mykenischen Kraters 75 mit aufgemalten Vögeln gegenübergestellt ist. Ferner K. B. H., Taf. CXXXVII, 6. Aber der erste, der nach meinen Bildern und Fund-Angaben diese hochinteressante Vase in der Revue Archéologique und Chroniques d'Orient 1887, 7, 77—79 publicirte, war S. Reinach. In derselben Fundschicht habe ich 1885 spätmykenische Bügel-Kannen und einzelne bronzezeitliche Vasen entdeckt.

2) Revue Archéologique 1896, p. 21 ff. Ganz unerfindlich bleibt mir Pottier's Behauptung, nach welcher kyprisch-gräcophönikische Vasen mit Doppel-Henkeln (wie Perrot III, 508) und ähnliche (nach Pottier vermuthlich auch unsere Tamassos-Vase) jünger als die Dipylon-Vasen sein sollen, während Dipylon-Vasen nach Cypern erst im Verlaufe der gräco-phönikischen Cultur (eine von mir ausgegraben) importirt werden. Vgl. C. M. C., S. 23 und oben S. 56.

gehörnten Schardana-Helm, Schild und Speer tragen, sehen wir auf einer von Cypern stammenden und sicher auch auf Cypern fabricirten, sehr spät mykenischen goldenen Reliefplatte (Revue Archéologique 1897, II, p. 335) drei ebenso hintereinander herschreitende, ähnlich bewaffnete Krieger mit Buschhelm ohne Hörner dargestellt. Die ferner auf dem Goldrelief mitangebrachten Spiralen und der ganze, mit dem mykenischen Krater übereinstimmende Stil machen es sicher, dass wir eine spätmykenische Arbeit vor uns haben; das gleichzeitig vorhandene Gittermuster und die mitangebrachte Sphinx bilden jedoch ebenso sichere Kriterien, dass ein starker Einfluss der kyprisch-gräcophönikischen Kunst gleichzeitig auf den in Cypern arbeitenden mykenischen Goldschmied mit eingewirkt hat. Die Arbeiten gehören also in unsere VI. Periode, 1200—900 v. Chr. J. Naue möchte die hochinteressante (wohl von Kurion, Marion oder Salamis stammende) Goldplatte, statt in die Zeit von 1150—1100 v. Chr., in das Ende des 11. oder den Anfang des 10. Jahrhunderts setzen, weil nach seiner Ansicht die mykenische Cultur erst sehr spät eingedrungen sei. — Ich möchte fragen, woher er das weiss. Die ziemlich genau datirbaren Alasia-Inschriften Tell-el-Amarna's und die gleichzeitig gefundenen zahlreichen kyprisch-mykenischen Vasen-Scherben (vergl. weiter unten), sowie die Thon-Scherben der kyprischen Bronzezeit-Fabrik I, 3e, S. 35 und Fig. VI, 13, S. 53, ferner weiter unten Fig. XXIX, und endlich das oben S. 66[1]) bei den Kefto-Gefässen Gesagte machen es zweifellos, dass bereits um 1500 v. Chr., zur Zeit Thutmosis' III. und seiner Nachfolger, auf Kypros eine local-mykenische Kunst geblüht hat. Wenn ich trotzdem geneigt bin, die Krieger-Vase von Mykenae, die Krieger-Gemme von Kurion und die Krieger-Goldplatte, wie Naue, ins 10. Jahrhundert zu verlegen und die Gemme noch tiefer hinabzusetzen, so leitet mich dabei die Erwägung, dass wir uns in der Uebergangszeit zur gräco-phönikischen Zeit befinden.

An die mykenische Krieger-Goldplatte von Cypern und die Krieger-Vase von Mykenae würden sich also zeitlich und stilistisch der Tamassos-Jagdscenen-Krater und die Kurion-Krieger-Gemme anschliessen.

Doch zurück zu Ed. Meyer. Weil nun die Mykenäer gar keine sicher erwiesenen Spuren auf Sicilien, den Balearen und Sardinien hinterlassen haben, und weil man in Sardinien eine Anzahl (bis jetzt 11) um Jahrhunderte jüngere gräcophönikische Bronze-Kriegerstatuetten mit Rundschilden und zwei Hörnern vorn am Helm und spätere gräco-phönikische Gemmen gefunden hat und sich der Name der Schardana im Namen der Insel wiederfindet, soll ein so mächtiges Volk, wie die nach vielen Tausenden zählenden Schardana der ägyptischen Annalen, von der kleinen und abgelegenen Insel Sardinien als ihrer Urheimath herkommen und Hauptträger der mykenischen Cultur sein. Diese Ansicht ist neuerdings wieder von Ed. Meyer in seiner Geschichte des Alterthums [Bd. II[2])] und von W. Max Müller in seinem Asien und Europa vertreten worden. Doch kann sich der letztere selbst nicht enthalten, S. 372 auf den Widerspruch zwischen den mächtigen Schardana, die in Klein-Asien, Syrien und Aegypten Kriege führen, und den armseligen und an Zahl armen Sarden-Banditen Sardiniens aufmerksam zu machen.

---

1) Danach wäre oben S. 36 zu berichtigen, wo ich, an das Tell-el-Amarna-Datum der Könige Amenhotep III. und IV. um 1400 v. Chr. anknüpfend, die Ausübung der mykenischen Kunst auf Kypros um 100 Jahre und mehr zu niedrig ansetzte.

2) Von S. Reinach in den Chroniques d'Orient II, p. 549 ausführlich und erfolgreich widerlegt. In Sardinien sind bisher weder mykenische Gefässe, Waffen, noch geschnittene Steine gefunden. Die von E. Meyer als sogenannte Inselsteine beschriebenen Gemmen gehören einer späteren gräco-phönikischen Zeit an.

Setzen wir die unhaltbare Identificirung der Schardana mit den Sarden Sardiniens bei Seite, so hat Ed. Meyer dagegen vollkommen Recht, wenn er die Schardana zu den Mykenäern und zu den fremden Völkern rechnet, die nach Aegypten die mächtigen Schwerter bringen, für die er auch Kypros als Fabrications-Heerd gelten lässt. Dagegen ist sein Versuch, aus dem Vorkommen zahlreicher Mykenae-Scherben (wir werden weiter sehen, kyprisch-mykenischer) im Fayum auf eine Schardana-, bezw. Sarden-Colonie daselbst zu schliessen, ebenso unhaltbar, wie der Versuch, die Schardana aus Sardinien herkommen zu lassen.

Wir würden aber erst dann berechtigt sein, die Sarden mit den Vorvätern der Schardana und mit den Schardana-Mykenäern selbst zu identificiren, wenn wir eine grosse, breite mykenische Cultur auf Sardinien, Dutzende von Gräbern, vollgepfropft mit mykenischen Alterthümern, und vor allen Dingen mit zahlreichen, mächtigen zweischneidigen Kupfer- und Bronze-Schwertern, fänden. Diese Voraussetzungen dürften sich aber nie verwirklichen. Wir thun deshalb besser, die Hypothese der von Sardinien nach Aegypten um die Mitte des 2. vorchristl. Jahrtausends wandernden Schardana aufzugeben, und statt dessen zuzugeben, dass die Mykenäer ihre Cultur vom Peloponnes, wie zuerst hauptsächlich süd-, ost- und südostwärts, so in spätmykenischer Zeit auch nach Westen, nach Italien getragen und Gross-Griechenland entweder mitgegründet oder dessen Gründung vorbereitet haben.

Man nimmt allgemein an, dass in Griechenland der dorischen Zeit eine achäische und der achäischen eine arkadische voranging. Wenn wir einem so erfahrenen und zuverlässigen Linguisten wie R. Meister, dem Verfasser „der griechischen Dialekte" folgen und die vordorische Zeit in einer einheitlichen arkadisch-achäischen Zeit, der Mykenaezeit, zusammenfassen, so haben wir schon zwei der fünf Seevölker, die unter Meneptah in Aegypten (1230—1200 v. Chr.) genannt werden[1]), die Schardana, d. h. die Arkader, und die Aqayvasa, d. h. die Achäer, richtig identificirt. Daran reihen sich als dritte die Schakaruscha, d. h. die Lakonier, die ja als dritter peloponnesischer Griechenstamm auf Kypros so früh auftreten [wie die Ueberlieferung und das Studium des kyprisch-griechischen Dialekts darthut[2])], als vierte die Turuscha, d. h. die kleinasiatischen Tyrrhener-Pelasger, und schliesslich die Ruku oder Luku, d. h. die Lykier[3]), welche nach einem der Tell-el-Amarna-Briefe um 1400 v. Chr. auf Cypern theils als Seeräuber, nach der Mittheilung des kyprischen Königs, theils als Bundesgenossen, nach der Ansicht des Pharao, verbürgt sind.

Wir haben also hier eine einheitliche, geographisch und ethnologisch verständliche und berechtigte, zusammengehörige Gruppe von Volksstämmen bei einander, die Arkader, Achäer, Lakonier, Pelasger-Tyrrhener und Lykier, die sich zuerst über

1) Wenn sie Ende des 13. Jahrhunderts auf den ägyptischen Annalen zusammen erscheinen, haben sie natürlich schon mehrere Jahrhunderte lang vorher existirt und Beziehungen zu einander gehabt.

2) S. Reinach citirt in dem 1. Bande seiner Chroniques d'Orient, p. 302, W. Deecke und sagt, diesem folgend: „Der kyprische Dialekt ähnelt dem arkadischen Dialekte, weil beide, der eine, wie der andere, achäisch-lakonisch sind und weil die achäisch-lakonische Bevölkerung mit der benachbarten arkadischen nahe verwandt war."

3) E. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, reiht den Ansiedelungen der Griechen in Cypern und Pamphylien die Lykiens an, von denen feststeht, dass sie eine indogermanische Sprache gesprochen haben. Dagegen erklärt sich Meyer gegen eine Identificirung der Lykier mit den Ruku.

den Peloponnes, den griechisch-kleinasiatischen Archipel, Kreta, Rhodos, Cypern und Klein-Asien ausdehnten, ehe sie weiter nach Syrien und Aegypten zogen.

Wie würde aber diese Gruppe nach W. Max Müller und Ed. Meyer aussehen? Wir hätten die Sarden in Sardinien, die Tyrsener in Etrurien, die Achaer in Griechenland, die unerklärten Schakarusch wer weiss wo, und die Lykier in Klein-Asien.

Lassen wir dagegen die Arkader, Achäer, Lakonier, Pelasger-Tyrrhener bei ihren Piraten-, Söldner- und Heereszügen auf Kypros, wo wir heute die grosse mykenische Cultur und, wie an keinem Platze der antiken Welt, die Massen der kupfernen Schardana-Schwerter und Dolche haben, zusammenkommen und sich mit den Kefto und Proto-Kypriern, auch mit den Cheta oder Chatti vereinen, deren Denkmälern wir auf der Insel in ebenso reicher Fülle begegneten, und die in Klein-Asien von den Lykiern unzertrennlich sind[1], so haben wir hier die Träger der mykenischen Cultur vor uns, zu denen sich noch die oben erwähnten Dardaner, Ionier[2]), Pisidier, Philister, Teukrer u. A. gesellen. Vielleicht sind es hauptsächlich diese Völker, die auch von den Aegyptern, unter dem Collectivnamen der Kefto, als Träger der mykenischen Cultur, zusammengefasst wurden, zu denen nur noch am Ende der mykenischen Periode Semiten Syriens und Palästinas, darunter die Phöniker, hinzutreten.

Bedenken wir ferner, dass auf Cypern mit die ältesten Ansiedelungen der Arkader, Achäer und Lakonier sicher überliefert sind[3]), und dass vor Allem die Griechen auf Kypros und in Pamphylien (vermuthlich auch in anderen, aber noch zu eruirenden Theilen Klein-Asiens) eine aus den hetitischen (und mykenischen?) Hieroglyphen herausgebildete Silbenschrift lange vor der Entstehung der phönikischen Schrift benutzten und in den kyprisch-syllabaren, vollkommen lesbaren Texten einen uralten griechischen, in der Hauptsache arkadischen Dialekt, der mit achäischen und lakonischen Elementen versetzt ist, niedergelegt haben[4]), so dürfen wir die Identificirung der Schardana mit dem Arkader-Stamm, dem Hauptträger der mykenischen Cultur, als erwiesen ansehen.

b) Die Kefto und die kyprisch-mykenische Local-Keramik, sowie deren Export nach anderen Ländern.

Bildeten die Schardana die Haupt-Kriegsmacht unter den See-Völkern, so scheinen die Kefto-Seevölker, zu denen Hetiter-Stämme Süd-Kleinasiens gehörten, nach den ägyptischen Denkmälern auch als gute Kunst-Handwerker, Metall-Arbeiter

1) W. Max Müller, Asien und Europa, S. 326, bezeichnet den Hetiter-Fürsten Tarkudimme, dessen Namen zuerst A. H. Sayce auf der bekannten, mit dem Porträt und der hetitisch-assyrischen Bilingue versehenen Silberplatte (Transactions of Soc. Bib. Arch. VII, p. 297 und W. Wright, Empire of the Hittites, p. 155 u. folg.) entziffert hat, wiederum als Kilikier-König, nachdem Mordtmann (Münz-Studien III, 7, 8, 9) bereits den Namen des Keilschrift-Textes Tarkudimme mit dem griechisch-kilikischen Königsnamen *Ταρκονδίμωτος* späterer Zeit zusammengebracht hat. (Vgl. W. Wright, Empire of the Hittites, p. 159.)

2) Das protojonische Capitäl habe ich beispielsweise auf Kypros nachweisen können, vergl. meinen Vortrag „Graeco-Phoenician Architecture in Cyprus: with special reference to the origin and development of the Ionic Volute", gehalten in London am 16. Dec. 1895 im Royal Institute of British Architects, gedruckt und reich illustrirt im Journal des Instituts 1895, p. 109 u. folg.

3) Vergl. darüber R. Meister, Die griechischen Dialekte, II, S. 128.

4) Vergl. oben S. 308.

und Töpfer (vergl. oben S. 303), besonders mit am Bau der mykenischen Kunst-Industrie thätig gewesen zu sein, ohne dass wir durch diese Behauptung den ursprünglichen Central- und Krystallisations-Punkt der mykenischen Kunst in Peloponnes selbst irgendwie beschränken wollen.

Dadurch, dass die Mykenäer im äussersten Osten des Mittelmeeres, auf Rhodos und auf Kypros und vielleicht auch in Klein-Asien sassen und ihre Handwerker arbeiten liessen, entstanden mykenische Local-Fabriken, deren Erzeugnisse den Aegyptern näher waren, als die Erzeugnisse des Peloponnes. So geschah es denn, dass zeitweise ausschliesslich Mykenae-Gefässe aus rhodischen und kyprischen Local-Fabriken nach Aegypten wanderten, und dass Flinders Petrie in Tell-el-Amarna die Scherben von etwa 800 Mykenae-Gefässen fand, die sämmtlich von Cypern und Rhodos, hauptsächlich aber von Cypern gekommen waren[1]). Nun ist es mir zuerst gelungen, cyprische Local-Fabricate der Mykenae-Gefässe und zwar noch des dritten Stiles (nach Furtwängler und Löschcke) mit hochglänzender Firniss-Malerei zu entdecken, was ich schon seit 1883 erkannt, auch wiederholt ausgesprochen und auch theilweise bereits bewiesen habe. Aber heute darf ich wohl für eine bestimmte, ächtmykenische Vasen-Gattung des dritten Stiles mit guter Firniss-Malerei, Cypern als ausschliesslichen Fabricationsort definitiv beanspruchen. Diese mykenische Vasen-Fabrication florirte, wie wir gleich sehen werden, sicher schon um 1400 v. Chr. auf Cypern, und von Cypern wurden diese Gefässe nach Aegypten und Sicilien gebracht.

In Fig. XXVIII, 1—4 habe ich 4 Gefässe dieser schlanken, elegant geformten Vasen-Gattung mit drei kleinen Henkeln auf der Schulter abgebildet, für welche Furtwängler und Löschcke den Namen Vorraths-Gefässe eingeführt haben. Ich photographirte diese 4 Vasen, von denen Nr. 1 in dem Besitze von E. Konstantinodes und Nr. 2—4 in meinem Besitze waren, bereits 1880, und habe dann auf den hergestellten Salzpapier-Positiven, die Originale vor mir, sowohl schwarze wie farbige Aquarell-Bilder in möglichster Treue ausgeführt. Diese Bilder, nach denen meine Illustrationen mit leider schlecht abgedeckten Contouren hergestellt sind, habe ich bereits 1884 auf der Reise nach Europa meinen archäologischen

1) Flinders Petrie hat das auch bereits in seinem Werke über Tell-el-Amarna erkannt: nur betrachtete er Cypern als Zwischenhandels-Station für mykenische Gefässe, nicht als Fabricationsort selbst. Ferner hat er das Verdienst, bereits darauf hingewiesen zu haben, dass der eigenartige und anmuthige realistische Stil der Malereien des Fussbodens im Palaste Akhenaten's, die von den übrigen ägyptischen Malereien vorher und nachher so ausserordentlich abweichen, an die Denkmäler von Tiryns und Vaphio erinnern. In der That lassen die meisten aller Architectur-, Sculptur- und Malerei-Denkmäler von Tell-el-Amarna, soweit sie aus der Zeit Akhenaten's stammen, d. h. die Hauptmasse aller Funde, uns die Frage aufwerfen, ob wir es hier nicht mit einem Einflusse der Mykenäer und ihrer Kefto-Künstler zu thun haben, die in Aegypten nicht nur lernten und sich beeinflussen liessen, sondern auch bereits lehrten und Einfluss ausübten. — S. Reinach, der die klarsten Fund-Resultate in seinem „Mirage Oriental“ verkehrt anzuwenden bestrebt ist, sagt dazu (p. 561, Chroniques d'Orient II): „Viele Motive, die nur in der ägyptischen Kunst des neuen Reiches erscheinen, sind dem mykenischen Einflusse zuzuschreiben. Die rückläufige Einwirkung der griechischen Welt auf die orientalische würde damit auf das 15. vorchristl. Jahrhundert zurückgehen. Aber bis zum Anfang des 30. vorchristl. Jahrhunderts (also bis um die Zeit 3000 v. Chr., M. O.-R.) muss in Aegypten der Einfluss der nordischen Welt (er meint Nord-Europa, sic! M. O.-R.), zurückgehen. Bernstein und Zinn, besonders aber Bernstein, sind da, dies zu bezeugen, selbst beim Fehlen jedes Beweismittels, das man direct dem Studium der Denkmäler zu entlehnen vermöchte!“ (sic!).

Freunden in Athen, München, Berlin, Paris, London und Oxford vorgelegt, und F. Dümmler sah sie bei mir 1885 in Nicosia.

Fig. XXVIII, Nr. 1 kommt von der karpasischen Landzunge, erwähnt bei Furtwängler und Löschcke, Mykenische Vasen, S. 40. Fig. XXVIII, Nr. 2—4 stammen aus geheimen Ausgrabungen in der Fels-Nekropole zu Hagia-Paraskevi. Ein mit dem Typus Fig. XXVIII, Nr. 2—4 (mit aufgemalten Spiralen) identisches Exemplar von derselben Fundstelle habe ich in meinem Journal of Cyprian Studies, Taf. I,



Fig. XXVIII.

Fig. 16, sowie in meinem K. B. H., Taf. CLII, Fig. 2, abgebildet. Vollkommen identisch mit unserem Exemplare Fig. XXVIII, Nr. 3 ist auch das aus dem Pyla-Grabe stammende Gefäss S. 337, Fig. XXIV, Nr. 8, sowie ein in Berlin befindliches, von H. Lang[1]) erworbenes cyprisches Stück (Furtwängler's Vasen-Katalog Nr. 7, abgebildet bei Furtwängler und Löschcke, Mykenische Vasen, Taf. XIV, 90). Ein mit dem Typus Fig. XXVIII, Nr. 1 fast identisches Exemplar, mit dem Maschen-Ornament und Punkten in jeder Masche, das sich heute in der Sammlung Valentin Weisbach (M. V. in Leipzig) befindet, stammt aus derselben Nekropole von

---

1) Hamilton Lang war in den 60er Jahren englischer Consul auf Cypern und besass ein Landgut in Pyla, in dessen Nähe der Grabfund Fig. XXIV gemacht wurde. Vermuthlich stammt also das von Lang erworbene Exemplar des Berliner Antiquariums gleichfalls aus Pyla's Umgebungen.

Lakscha-tu-Riu bei Kition, in welcher John L. Myres geforscht und wo er in einem Kuppelgrabe das in den Verhandl. S. 53, Fig. VI, Nr. 17 (= C. M. C., Taf. III, 431) abgebildete mykenische Vorraths-Gefäss mit dem UUU-Muster ausgegraben hat. Im Journal of Cyprian Studies 1888, Taf. II, Fig. 17c (= K. B. H., Taf. CLXXII, 17c) habe ich ferner ein von mir Anfang Juni 1885 zu Katydata-Linu in einem Kuppelgrabe ausgegrabenes mykenisches Vorraths-Gefäss, mit dem verticalen Strich-Muster auf der Schulter, abgebildet, das sich heute im Berliner Antiquarium mit dem ganzen Grab-Inhalte (den ich auch sammt Grabplan und Durchschnitt mit abgebildet habe) befindet und von P. Orsi erwähnt ist[1]). Hunderte dieser mykenischen Vorraths-Gefässe sind auf Cypern bereits gefunden und Tausende sind noch zu finden.

Bleiben wir aber noch bei dem ungemein charakteristischen Typus mit Spiralen Fig. III, 8, Fig. XXVIII, 2—4 stehen, der in Cypern unter den Vorraths-Gefässen wieder der häufigste ist, aber in Rhodos und Mykenae, sowie an allen Haupt-Fundstätten mykenischer Gefässe (Tell-el-Amarna ausgenommen) vollständig fehlt. Wir haben es also sicher mit einer cyprischen Local-Fabrik zu thun, in der übrigens auch Pyxides, wie Fig. III, 6, Tassen, wie Fig. III, 1, zweihenklige Kugelbauch-Vasen mit horizontalen Streifen, wie Fig. III, 5, oder mit verticalen Jahresringen, wie S. 50, Fig. IV, 1 u. 2, Pilger- oder Feldflaschen[2]), wie Fig. IV, 4, Bügelkannen des dritten Stiles, wie Fig. III, Nr. 7, 10 u. 11, und des vierten Stiles, wie S. 53, Fig. VI, 16[3]), die grossen Krater des dritten Stiles mit Gespann-Scenen (wie bei Furtwängler und Löschcke, Vasen, S. 27—29, Fig. 14—17) und einem Ochsenzuge (Original in Berlin, abgebildet K. B. H., S. 37, Fig. 33) fabricirt worden sind[4]).

Es ist nun nimmermehr Zufall, sondern der beste Beweis, dass cyprische Mykenäer ihre Vorraths-Gefässe mit aufgemalten Spiralen direct oder indirect nach Sicilien abgaben, wenn dieselben in sicilischen Gräbern mit anderen mykenischen und sicilischen Alterthümern auftreten. Da gleichzeitig aber auch theils sicher cyprisch und vormykenisch beeinflusste sicilische, theils importirte, nicht- und vormykenische bronzezeitliche cyprische Denkmäler [Kupfer- oder Bronze-Gegenstände[5])] mit vorkommen und die Kyprier, welche z. B. um 1400 v. Chr. dem Pharao, laut Keilschrift-Brief von Tell-el-Amarna (Nr. 33 bei H. Winckler), ein

1) Vergl. S. 31, S. 54 Anmerk. 3, und S. 70.

2) Nachdem als erwiesen betrachtet werden muss, dass die in dem Grabe zu Mykenae (Tzountas, Ἐφημερὶς ἀρχαιολ. 1891, Taf. II, 1, 4 u. 4a) gefundenen Bronze-Statuetten einer kypro-gräcophönikischen Werkstatt entstammen, nehme ich auch keinen Anstand mehr, die in demselben Grabe entdeckte mykenische Pilger- oder Feldflasche für ein spät-kypromykenisches Fabricat (Ἐφ. ἀρχ. 91, Taf. III, 1) zu erklären, welches entstand, als auf Kypros Töpfer gleichzeitig in spät-mykenischem und früh-gräcophönikischem Stile arbeiteten. Denn dieses Gefäss ist mit dem Ornament von vier unregelmässig vertheilten Kreisgruppen ohne Centralpunkt verziert, die in einem grossen stehen: eine von den gräcophönikischen Töpfern Cyperns erfundene Decorationsweise. Vergl. S. 62, Fig. XI, 5.

3) Vergl. auch oben S. 33.

4) Vergl. oben S. 34 und C. M. C., S. 40, wo auch mein vor der Anthropolog. Gesellschaft in Wien November 1890 und in diesem Sommer gehaltener, in den Wiener Mittheilungen XX, S. 90 abgedruckter Vortrag citirt ist. Die neuesten bei Kurion, Maroni-Zarukas und Salamis (Enkomi) gemachten Funde bringen auch für den cyprischen Ursprung dieser weiteren und theilweise sehr prächtigen ächtmykenischen Gefäss-Gattungen des dritten Firniss-Stiles, für den ich zuerst, fast von allen Seiten angefochten, seit 1883 eintrat, unumstössliche Beweise.

5) P. Orsi (Bull. di Paletn. Ital. 1889, p. 23): „A Pentalica pugnaletti lanceolati come in Cipro“ und ebenso: „In Sicilia come in Cipro le ascie piatte, spadi taglanti.“

Schiff liefern, mit zu den frühen seefahrenden Völkern gehören[1], liegt kein Grund vor, einen directen Verkehr der mykenischen und der nichtmykenischen und vormykenischen Kyprier mit den Siculern im 2. u. 3. vorchristl. Jahrtausend zurückzuweisen. Dieser Seeverkehr zwischen den zwei Inselvölkern hat schon in vormykenischer Zeit, ja vermuthlich schon in früh-kykladisch-hissarlikisch-kyprischer Zeit, während unserer cyprischen Periode III oder II. und mit der Zeit begonnen[2], in der sich die verschiedenen Insulaner weiter hinaus aufs Meer. und von Küste zu Küste zu rudern und bald auch zu segeln wagten.

In dem Kuppelgrabe von Milocca bei Syracus, welches P. Orsi im Bullettino di Paletn. Ital. 1889, p. 197 u. folg. beschrieben hat, wurden neben einer Sicilien eigenen, offenbar Metall-Gefässen (mykenischen?) nachgeahmten Vasen-Gattung zwei mykenische Vorraths-Gefässe gefunden, von denen das grössere, neben Wellenlinien und einem primitiven Blüthen-Ornamente, genau dieselben Spiralen auf die Schulter aufgemalt und die ganze Technik unseres Gefässes Fig. XXVIII, 3 zeigt, so dass es nur aus dieser cyprisch-mykenischen Localfabrik stammen kann. P. Orsi, der zum Vergleich auch das Lang'sche und das von mir zuerst im Journal of Cyprian Studies (Taf. I, 16) publicirte heranzieht, spricht von den cyprischen Funden als von „Vasi più che analoghi, veramente fratelli“[3]).

Absolut identisch mit unseren Vorraths-Gefässen Fig. IX, 2 u. 4, bis zum letzten Pinselstrich der roh-palmettenartig in drei Reihen angeordneten Spiralpaare, ist das erste der zwei Vorraths-Gefässe, die in einem in den 70er Jahren geöffneten Kuppelgrabe ebenfalls auf Sicilien gefunden und in den römischen Annali dell' Instituto 1877, tav. d'agg. E, Fig. 6 u. 7 abgebildet sind. Dass auch diese Vorraths-Gefässe nur auf Cypern in der mykenischen Localfabrik hergestellt sein können, unterliegt heute keinem Zweifel mehr[4]).

Man hat nun mit Recht bereits wiederholt auf die in den Fels gehauenen Kuppelgräber hingewiesen, die offenbar den mit vorkragenden Steinlagen gebauten mykenischen Grab-Kuppelbauten nachgebildet sind und in welchen fast regelmässig mykenische Alterthümer gefunden werden. Diese kleinen Fels-Kuppelgräber hat man bei Syracus, in Etrurien, bei Lissabon in Portugal, neuerdings auch auf Kreta gefunden (vgl. P. Orsi: Urne funebri Cretesi dipinte su vasi allo stile di Micene, in den Monumenti antichi Milano 1889, wo p. 204 u. 208 zwei dieser Kuppelgräber gezeigt werden), und Ed. Meyer hat, wie ich bereits hervorhob, dem Vorkommen derselben mit Recht grossen Werth beigelegt. Wenn ich mich nun auch

1) Man denkt unwillkürlich an den Mythos, nach welchem König Kinyras dem Agamemnon Schiffe zum trojanischen Kriege zu stellen verspricht und ihm statt wirklicher Schiffe thönerne Nachbildungen schickt, wie sie übrigens zahlreich auf Cypern und besonders bei Amathus ausgegraben sind. Vergl. K. B. H., S. 222.

2) Ich erinnere hier nur nochmals an den neuerdings von Petersen wieder betonten absolut sicheren Verkehr zwischen Sicilien und Hissarlik in vormykenischer Zeit, und an Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth., oben S. 352, Anmerk., 2. Absatz.

3) Vgl. oben S. 57, Anmerk. 2. In derselben Fundschicht wurde eine rohe, handgemachte Oinochoe bei Pentalica gefunden (Bull. di Paletn. It. 1889, Taf. IV, 10), die einer von mir in Katydata-Linu zusammen mit dem mykenisch-kyprischen Vorraths-Gefäss (vgl. S. 368) ausgegrabenen, rohen, handgemachten Oinochoe (oben S. 57) gleicht, worauf auch bereits Orsi aufmerksam gemacht hat.

4) F. Dümmler schrieb auch in den Athen. Mittheil. 1886, S. 234, nachdem er bei mir die in Fig. IX, 2 u. 4 abgebildeten Vorraths-Gefässe gesehen hatte: „Sehr häufig ist auch der (mykenische) Krug mit drei horizontalen Henkeln an der Schulter und rundem Ausguss oben, wie er sich in dem Kuppelgrabe bei Syracus (Ann. dell' Inst. 1897. Taf. CD. findet;“ vergl. auch Tiryns, S. 158, Nr. 49.

seinen Folgerungen nicht anschliessen kann, so möchte ich mich doch, umgekehrt, dieser auf Cypern von mir zuerst nachgewiesenen und daselbst ausserordentlich exact halbkugelförmig in den Fels getriebenen Kuppelgräber mykenischer Zeit bedienen, um auch hier den cyprisch-mykenischen Ursprung nachzuweisen.

c) Die mykenischen, in den Fels gehauenen Kuppelgräber von Kypros ausgehend. Uebergänge von der spätmykenischen zur früh-gräcophönikischen Cultur.

So gewiss es ist, dass die Mykenäer Mykenae's ihre grossen Kuppelgräber selbst erbauten und eigenartig gestalteten, ob sie nun ältere ähnliche Vorbilder Klein-Asiens dazu benutzten (was noch nachzuweisen wäre) oder nicht, so gewiss haben die kyprischen Mykenäer oder die Kyprier der mykenischen Zeit ihre kleinen Kuppelgräber zuerst und häufig in den Fels getrieben. Denn in diesen cyprischen Kuppelgräbern finden sich die cyprisch-mykenischen Thongefässe, die nach Kreta und Sicilien erst hinexportirt werden. Diese Kuppelgräber sind jetzt bereits an drei Stellen, ganz im Osten, im Westen und im Inneren der Insel Cypern gefunden, in zwei Fällen mit cyprisch-mykenischen Vorraths-Gefässen in ihnen.

Bei Katydata-Linu (bei Soloi im Westen) entdeckte ich 1885 ein Gräberfeld aus dem Ende der Bronzezeit und der Uebergangs-Schicht zur Eisenzeit, in welchem das überaus regelmässig gestaltete Kuppelgrab typisch auftritt, so dass ich im Juni 1885 binnen zwei Tagen bereits drei auffinden und auch ausgraben konnte. Bei dem einen war der Zugang eine exact kreisrunde Oeffnung in der Decke der peinlich genau gearbeiteten hohlen Halbkugel. In einem dieser Gräber befand sich das S. 368 beschriebene cyprisch-mykenische Vorraths-Gefäss[1]).

Auf genau dieselbe Kuppelgräber-Gattung bin ich dann 1890 in der Nähe von Tamassos, auf der rechten Seite des Pidias-Flusses, eine halbe Stunde von Pera, am Abhang eines Panoaspragi genannten Plateaus gestossen. Die Gräber waren daselbst, soweit ich sie ohne Nachgraben untersuchte, bereits geöffnet, und es gelang mir nicht, an oder in den Gräbern selbst mykenische Gefäss-Scherben zu constatiren. Leider war es mir nicht möglich, damals nach ungeöffneten zu suchen, weil sich meine Ausgrabungs-Erlaubniss nur auf das linke Pidias-Ufer erstreckte. Doch habe ich ganz in der Nähe eine kupferbronzezeitliche Niederlassung und Gräber gefunden, an deren Rande Massen von mykenischen Thon-Scherben lagen. Andere Gräber in unmittelbarer Nähe der Kuppelgräber hatten, wie aus den herumliegenden Scherben hervorging, die grossen Milchschalen mit doppelten röhrenförmigen Löchern zum Aufhängen enthalten (vgl. S. 47, Fig. II, Nr. 1 u. 2), welche für die ersten beiden Perioden der cyprischen Kupferzeit besonders charakteristisch sind.

1893 hat dann John L. Myres zwei weitere Fels-Kuppelgräber bei Lakscha-tu-Riu ausgegraben und in einem derselben, mit bronzezeitlichen cyprisch-epichorischen Gefäss-Gattungen, drei mykenisch-cyprische Vorraths-Gefässe, eine mykenische Pyxis und eine schlanke mykenische Bügelkanne (Pyxis und Bügelkanne wohl auch cyprisches Fabricat) gefunden. Das auf S. 53, Fig. VI, 17 abgebildete Exemplar stammt aus einem dieser Kuppelgräber von Lakscha[2]).

1) Ein ganz ähnliches mykenisches Vorraths-Gefäss mit gewellten, senkrecht herablaufenden Parallel-Linien auf der Schulter ist ebenfalls in einem der sicilischen Gräber bei Thapsos, die auch mehrere Pyxides (vermuthlich auch kypro-mykenisch) und andere mykenische Alterthümer enthielten, von P. Orsi gefunden worden (Monumenti antichi 1895, Taf. IV, Fig. 8).

2) Vergl. C. M. C., S. 58 und Journal of Hellenic Studies 1897, p. 150, Fig. 7 u. 8.

Das, was bisher auf Kreta, wo noch so wenige und wenig umfangreiche Ausgrabungen stattgefunden haben, an mykenischen Alterthümern gefunden worden ist, berechtigt uns, zusammen mit der geographischen Lage sowie der bekannten Mythen- und Welt-Geschichte der Insel, zu der Hoffnung, dass daselbst noch eine grosse und reiche mykenische Cultur aufzudecken ist, wenn sie auch nicht, wie S. Reinach[1]) glaubt, die Funde von Mykenae und Vaphio in den Schatten stellen dürfte. Auch scheint bereits aus den gemachten Funden, wie den von Orsi publicirten Urnen, hervorzugehen, dass es auf Kreta auch eine locale mykenische Cultur und Keramik gegeben hat. Andererseits weisen gerade diese Funde nach Cypern. Einmal sind mit den offenbar local-kretisch-mykenischen Urnen auch spätmykenische Bügelkannen des vierten Stiles der Firniss-Malerei gefunden, von denen die eine in den Monumenti antichi, Rom 1889, Sp. 205, abgebildet ist. Orsi citirt als identisch[2]) eine cyprische, die ich schon früher veröffentlichte (hier Verhandl. S. 53, Fig. VI, 16 = C. M. C., Taf. III, 436) und die mit einer zweiten, ähnlich decorirten mykenischen Bügelkanne (K. B. H., Taf. CLVII, 2*e*), einer dritten, grösseren mykenischen Bügelkanne (C. M. C., Taf. III, 434), mit der cyprischen handgemachten Bügelkanne mit Thierprotomen (S. 53, Fig. VI, 15 = C. M. C. 442) und der Fischvase (S. 53, Fig. VI, 11, alle vier im C. M.), sowie einer mykenisch-kyprischen Amphora mit aufgemalten Dreieck-Mustern und Hirsch (K. B. H., Taf. CLVII, 2*a*, heute im Antiquarium zu Berlin) zusammen in einem Grabe bei Lapithos gefunden wurde. Diese mykenischen Bügelkannen und Amphoren mit aufgemalten geschweiften Dreieck-Mustern, welche dem vierten Stile der mykenischen Vasen-Malerei mit schlechter, matter Firniss-Farbe angehören, kommen massenhaft auf Cypern vor und sind sicher auch auf Cypern fabricirt. Zwei mykenische Bügelkannen dieser Gattung habe ich 1885 auch in einem frühen gräco-phönikischen Grabe zu Tamassos ausgegraben. Die geschweiften, grossen, unten ausgebogenen Dreiecke auf der Schulter dieser Bügelkannen (und Amphoren) sind in kleinere, gegeneinandergestellte Dreiecke eingetheilt, die ihrerseits theils mit parallelen, theils mit strahlen- oder fächerartig angeordneten Linien ausgefüllt sind. Andere Dreiecke sind mit dem Schachbrett-Muster, andere mit dem Gittermuster ausgefüllt, Decorations-Elemente, die sicher der bronzezeitlichen, im Ursprunge noch vormykenischen kyprisch-spätkykladischen Keramik entlehnt sind, aber, wie in der spätmykenischen, so noch in der kyprisch-gräcophönikischen Keramik weitergepflegt werden. Diese Gattung mykenischer Gefässe (bei denen auch häufig in Reihen angeordnete Rosetten auftreten können) habe ich zuerst 1883 als kyprische Localfabrication erkannt, während sich damals noch A. Furtwängler, der aber meinen Standpunkt in den mit G. Löschcke publicirten Myk.-Vasen, 1886, S. 26, Anmerk. 2, bekannt gegeben hat, abweisend verhielt[3]). Seitdem haben sich die mykenischen Vasen-Funde dieser Art, wie verwandte handgemachte bronzezeitliche kyprische und scheibengedrehte gräco-phönikische Nachbildungen mykenischer Gefässe (z. B. Fig. XXII, 1—4, S. 331) auf Cypern so gemehrt, dass die Herstellung auf Kypros

1) Chroniques d'Orient II, p. 565.

2) Uno identico non pure per la forma, ma altresi per tutti i particolari decorativi, si ebbe di Cipro. Ohnefalsch-Richter, Journal of Cyprian Studies 1889, Taf. I, Fig. 154: nochmals publicirt K. B. H., Taf. CLVII, 2*e*, hier Verhandl. S. 53, Fig. VI, 16.

3) Furtwängler erwähnt auf Grund meiner Mittheilungen zwei im Besitz von D. Pierides befindliche Bügelkannen mit matter Firniss-Malerei und gegitterten Dreiecken, von denen ich noch eine Photographie aufbewahre und die den von mir in Tamassos 1885 ausgegrabenen zum Verwechseln ähnlich sind.

und eine local-kyprische Fabrik auch bei dieser ächtmykenischen Vasen-Gattung des vierten Stiles matter Firniss-Malerei zugegeben werden muss.

Nun sind bereits Hrn. A. Furtwängler, als er in der Januar-Sitzung der Berliner archäologischen Gesellschaft 1892 die Orsi'sche Publication von Kreta besprach[1], die Beziehungen der mykenischen Urnen zu kyprischen gräco-phönikischen Gefässen aufgefallen, so dass er sich dahin äusserte: „Der Stil der Bemalung dieser kretischen Mykenae-Urnen sei geeignet, seine Ansicht zu bestätigen, wonach die sogenannten gräco-phönikischen Vasen Cyperns unmittelbare Nachkommen der mykenischen seien“[1]).

Ich möchte Furtwängler's Ausspruch dahin abändern, dass der Stil und die Ornamente dieser kretisch-mykenischen Urnen zweifellos unserer Periode VI angehören, in welcher auf Kypros in der Zeit von etwa 1200—900 v. Chr. die mykenischen Vasen-Maler des vierten Stiles und die gräco-phönikischen Vasen-Maler der frühen Eisenzeit gleichzeitig thätig waren. Es mag noch eine Streitfrage sein, ob die mykenischen Töpfer den kyprisch-gräcophönikischen die Rosette übermittelten oder umgekehrt[2]); dagegen darf man heute als sicher betrachten, dass das Malteser-Kreuz von kyprischen Töpfern während der gräco-phönikischen Zeit erfunden worden ist. Wir finden es auf Tausenden von cyprischen Vasen und besonders in der frühen und frühesten Eisenzeit, z. B. auch im Centrum der bemalten Teller, die an der Peripherie gerieft sind und nur in der frühesten Eisenzeit vorkommen[3]). Wenn nun in demselben kretischen Grabe, in welchem die kyprisch-mykenischen Bügelkannen lagen (die ich auf Cypern noch in frühen eisenzeitlichen gräco-phönikischen Gräbern ausgrub), auch mykenisch-kretische Urnen mit Reihen von aufgemalten Malteser-Kreuzen vorkommen (Monumenti antichi 1889, Taf. I), so dürfte der kyprisch-gräcophönikische Einfluss auf diese späte kretisch-mykenische Keramik erwiesen sein.

Auf einer zweiten mykenischen Urne desselben kretischen Grabes (Mon. ant. 1889, Taf. I) sieht man eine Blattpflanze, Wasservögel und Fische aufgemalt. Diese Vögel, die für die frühe kyprisch-gräcophönikische Periode noch viel charakteristischer sind als für die mykenische Keramik, lassen gleichfalls die Frage auftauchen, ob nicht schliesslich auch diese kyprisch-gräcophönikischen Vogel-Vasen ältesten Stiles in derselben Zeit oder gar noch früher entstanden sind als die mykenischen Vasen mit Vögeln, und die kyprische gräco-phönikische Keramik die mykenische auch darin beeinflusste[4]). Sei dem nun wie dem wolle, jedenfalls sind die Malteser-Kreuze aus der frühen gräco-phönikischen kyprischen Keramik in die späte mykenische Keramik eingedrungen.

Doch zurück zu unseren Fels-Kuppelgräbern kyprisch-mykenischer Zeit und Erfindung! Wenn wir dieselben in Kreta und Sicilien theils mit denselben identischen kyprisch-mykenischen, theils verwandten Gefässen wiederfinden, so müssen auch gewisse Träger der mykenischen Cultur, die sich auf Cypern niedergelassen und

1) Archäologischer Anzeiger 1891, S. 37.

2) Ich hoffe bald zu beweisen, dass in diesem Specialfalle die kyprischen Töpfer der frühen gräco-phönikischen Zeit die Geber, die mykenischen Töpfer am Ende ihrer Cultur die Empfänger waren.

3) C. M. C., S. 63, Nr. 902 u. 903 und C. M. C., Taf. III, 952a, ein früher Kylix, auf dem sich auch Hakenkreuze finden, und den ich 1889 bei Tamassos ausgrub. Dasselbe Malteser-Kreuz kommt auf dem Grunde eines der thönernen Kessel, C. M. C., Taf. III, 967 vor, den ich 1883 zu Kurion mit Agalmatolith-Perlen und den Fibeln Fig. XXV, 9—11 ausgrub. Vergl. oben S. 301 u. 340.

4) Vergl. K. B. H., S. 71.

eine local-kyprisch-mykenische Keramik geschaffen hatten, im 2. vorchristl. Jahrtausend auf dem Seewege nach Kreta und Sicilien gefahren sein und sich auf diesen Inseln so gut wie auf Cypern angesiedelt und mit den einheimischen Bevölkerungen vermischt haben. Denn in den betreffenden Gräbern Kretas und Siciliens befinden sich auch einheimische, nichtmykenische Beigaben.

Die mykenische Cultur ist also von Mykenae[1] und dem östlichen Mittelmeer-Gebiet, besonders auch von Cypern, zuerst nach Kreta und Sicilien, und zwar schon in der Zeit von 1400—1200 v. Chr., und erst später, vielleicht um 1100—1000 v. Chr., nach Etrurien[2]), noch später nach Sardinien gelangt.

d) Die Schardana und die Sarden, die Turscha und die Etrusker.

Die Schardana, d. h. die Arkader, und andere griechische und phönikische Volksstämme haben gar nicht die mykenische, sondern die gräco-phönikische Cultur, aber kaum vor dem Ende des 1. vorchristl. Jahrtausends und später, zuerst nach Sardinien getragen. Die späteren Sarden mögen also bis zu einem gewissen Grade die Schardana-Arkader mit zu ihren Vorfahren rechnen dürfen; nimmermehr aber hat das mächtige Schardana-Volk seine Urheimath in Sardinien gehabt oder gar das Sarden-Volk die mykenische Cultur irgendwie beeinflusst, von einer activen Theilnahme am Bildungsprocess ganz zu schweigen. Diese Proto-Sarden Sardiniens müssten aber von Anfang an zu den Haupt-Grundpfeilern des mykenischen Culturbaues gehört haben, wenn sie die Proto-Schardana, die in Aegypten landen und die Aegypter bekriegen, gewesen wären oder zu ihnen gehört hätten. Mithin muss definitiv die von W. Max Müller und Ed. Meyer aufgestellte Hypothese über den sardischen Ursprung der Schardana fallen; an deren Stelle tritt das aus Arkadien stammende urgriechische Schardana-Volk[3]), der Arkader-Stamm, der mit anderen griechischen und kleinasiatischen Stämmen (vor Allem den Achäern-Aqayvasa[4]), den Lakoniern-Schakaruscha, den Tyrrhenern-Pelas-

1) Die näheren, überaus interessanten Parallelen, die sich aus den Vergleichen der verschiedenen kupferbronzezeitlichen Fund-Schichten Cyperns und Siciliens ergeben, werde ich demnächst in einer besonderen Abhandlung beleuchten. Inzwischen verweise ich auf die besonders im Bullettino di Paletnologia Italiana niedergelegten Fundberichte und ethnographischen, bezw. kunstgeschichtlichen Excurse von P. Orsi, der sich um die Erforschung Siciliens so grosse Verdienste erworben und bereits im Bullettino 1889, p. 229 ausgesprochen hat: „nè è al tutto inverosimile che un giorno Cipro porti qualche lume anche sulle prime civiltà della Sicilia." Vergl. besonders Orsi im Bull. 1892, p. 88, wo er die von mir veröffentlichten kyprischen kupferbronzezeitlichen Grab-Anlagen bespricht und auf deren „più viva somiglianza coi siculi" hinweist.

2) Vergl. Montelius, The Journal of the Anthropological Institute 1897, p. 259.

3) Ich hoffe auch, dass M. Hörnes, der in seinem Werke „Die Urgeschichte des Menschen", Wien 1892, S. 475 meinen bereits in den Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft niedergelegten Thatsachen über die Ansiedelungen der Griechen auf Cypern um 1500 v. Chr. in vorphönikischer Zeit irrthümlicher Weise entgegengetreten ist, nach der Fülle des hier vorgeführten Beweismaterials, bekehrt sein dürfte. Hoffentlich wird er auch seine nach Hommel aufgenommene, aber irrige Identificirung der Proto-Schardana mit den Proto-Sarden Sardiniens aufgeben, obgleich er sie sogar mit Illustrationen zu stützen versuchte, wobei er eine der oben S. 363 citirten späten gräco-phönikischen Bronze-Statuetten Sardiniens mit vorführte. Die Worte, die er mir mit Unrecht gesagt hat, kann er sich selbst vorhalten: „Das Pointiren mit Völker- und Rassen-Namen ist ein nichtiges Spiel; die Anwendung desselben muss von einer wahren Fülle organisch zusammenhängender Thatsachen getragen werden, wenn es nicht zwecklos sein soll."

4) Auch Flinders Petrie hat die Aqayvasa richtig mit den Achäern identificirt, und Cécil Torr hat vollkommen Unrecht, wenn er in seiner end- und zwecklosen Polemik

gern-Turuscha und den Lykiern-Luku oder Ruku die eine mächtige Gruppe der Seevölker, die Mykenae-Völkergruppe, bildet und sich mit den Hetitern (den Cheta und Chatti), den Kilikiern, Kretern, Rhodiern und Kypriern (den Kefto und Leuten von Alasia = Asia, Syi oder Asebi) amalgamirt.

Montelius ist jedoch zu weit gegangen, wenn er die kleinasiatischen Tyrrhener-Pelasger, die er von hetitischer Cultur imprägnirt annimmt, als die Urväter, die ausschliesslichen oder doch hauptsächlichsten Erzeuger der mykenischen Cultur hinstellen will[1]). Darin hat er aber gewiss Recht, dass auch kleinasiatische Stämme, darunter die Pelasger-Tyrrhener, die in Aegypten nach den Schardana am zahlreichsten auftreten, so gut wie die Hetiter, Lykier, Kilikier, Kyprier, Rhodier, Kreter und andere Insel-Griechen, an der Bildung der mykenischen Cultur, die aber verschiedene Phasen durchgemacht hat und sich vielleicht auf ein Jahrtausend oder gar noch mehr Zeit erstreckt, Theil genommen haben.

Ebenso hat Montelius Recht, wenn er nicht die Etrusker (wie ebenfalls W. Max Müller und Ed. Meyer versucht haben) als die Proto-Turuscha der ägyptischen Annalen gelten lassen kann, sondern umgekehrt nachweist, dass die Turuscha, d. h. die kleinasiatischen Tyrrhener-Pelasger (zu denen ich nur noch die peloponnesisch-ägäischen, kretisch-rhodisch-kyprischen Griechenstämme mit hinzurechne), ihre Cultur in spätmykenischer Zeit und nicht vor dem 11. vorchristl. Jahrhundert nach Etrurien getragen haben, wo ältere Reste mykenischer Cultur fehlen.

Ich bin zwar, vielen berufneren Gelehrten folgend, der Ansicht, dass das grosse Balkan-Urvolk sich in zwei Strömen, der eine nach Süden, der andere nach Westen und Südwesten ergoss, und, sich mit den Ur-Einwohnern auf dem Boden von Hellas vermischend, das Stammvolk der Griechen wurde, sowie in Italien, mit den dort bereits lebenden Ur-Einwohnern verschmelzend, die Italer erzeugte. Durch dieses Balkan-Urvolk ist die Heftnadel sowohl zu den Mykenäern, Arkadern und Doriern, wie zu den Italern gelangt. Das hindert uns aber nicht, Montelius folgend, ausserdem den Zuzug der von Osten zur See kommenden Tyrrhener und Genossen nach Etrurien zuzulassen und so auch den antiken Traditionen von Hellanikos, Dionysios, Antiklides, Herodot und Tacitus[2]) zu ihrem Rechte zu verhelfen, nach welchen Pelasger oder Tyrrhener von Thessalien oder Klein-Asien, besonders von Lydien nach Etrurien[3]) kamen.

Ueber die sehr frühen und lange anhaltenden Verbindungen zwischen dem zeitweise hetitisch imprägnirten Kypros und Etrurien[4]) habe ich in meinem Werke K. B. H. (vgl. den Index unter Etrurien) ausführlich gehandelt und es sei hier an die

gegen Flinders Petrie wiederholt erklärt hat (vergl. z. B. The Academy 1892, II, p. 198): „There is nothing whatever to connect the Aqauasha with the Achaeans beyond the fact that both the names begin with A." Diese vage Behauptung richtet sich durch sich selbst.

1) In dem mehrfach citirten Aufsatze in dem Londoner Journal of the Anthropological Institute 1897, p. 254—261: The Tyrrhenians in Greece and Italy.

2) Vergl. Montelius, S. 258.

3) Für einen sehr frühen See-Verkehr des Volkes der ältesten Nekropolen Etruriens (besonders in Tarquinii und Vetulonia, aber auch in Caere und Chiusi) mit Hissarlik und Cypern in vormykenischer Zeit legen die in Etrurien gefundenen Thongefässe Zeugniss ab, die in Form und Ornament ausserordentlich den kyprischen und hissarlikischen ähneln. Vergl. E. Meyer, Geschichte d. Alterth., II, S. 126 u. 508, und A. Bertrand, Archéologie Celtique et Gauloise p. 241 u. 242.

4) Vgl. oben S. 310 und S. Reinach, Chroniques d'Orient II, p. 557, auch oben S. 58, 58. 59, Fig. IX.

Tracht des Tutulus (der hohen etruskischen Haube) sowie an den Cultus des Adonis und der etrurischen Göttin Kypra erinnert, welcher dem Cultus der Kypris, der cyprischen Aphrodite, zum Verwechseln ähnelt. Auch hat meines Wissens in Bezug auf die Taubenschlag-Heiligthümer Cyperns, in denen die Göttin von Tauben umflogen sitzt (z. B. K. B. H., S. 287, Fig. 187 und 188), Etrurien bisher das einzige, wenn auch um Jahrhunderte spätere Gegenstück zu den älteren mykenischen goldenen Aphrodite-Astarte-Figürchen mit der Taube auf dem Kopf (Schliemann's Mykenae S. 209, Fig. 267 und 268) geliefert, eine bronzene Flügel-Figur der etrurischen Kypra mit der Taube auf dem Kopf, welche zuerst Gerhard (Akadem. Abhandlungen, Taf. XXVIII, 2 = K. B. H., Taf. CV, 5) abgebildet hat.

Den Tutulus, die zuerst sicher auf Kypros erfundene Tracht der hohen, aus zusammengewickelten Binden entstehenden Haube, habe ich massenhaft bei den weiblichen Statuetten und Statuen der Insel nachgewiesen. In Etrurien erscheint die identische Tracht, die zugleich das Prototyp zum κεκρύφαλος und zu der πλεκτὴ ἀναδέσμη der Jonierinnen Homers bildet, an der Wende des sechsten und fünften vorchristlichen Jahrhunderts (vgl. Helbig, Homerisches Epos II, S. 222 und Berliner Philologische Wochenschrift 1888, Sp. 458 und K. B. H., S 484). Ich habe auch zwei in Grösse, im archaisch-griechischen Stil, in Bemalung und Motiv fast identische Exemplare einer tanzenden Frau in sogenanntem Spes-Typus mit diesem Kopfputz in einem Grabe zu Marion-Arsinoë 1885 auf meine Kosten ausgegraben. Das eine, das mir bei der Theilung zufiel, wanderte ins Berliner Antiquarium (M. J. 8138) und ist von Furtwängler im Jahrb. des Arch. Inst. 1891 (Anzeiger S. 12), sowie von mir in meinem K. B. H., Taf. CCIII, 3 abgebildet. Das zweite, bessere Exemplar, welches bei der Theilung dem Cypros-Museum zufiel, habe ich in diesen Verhandl. S. 76, Fig. XVIII, 4 vorgeführt. Beide Figuren tragen auf dem Untergrunde eine Verzierung von Hakenkreuzen. Auch das Motiv des Spes-Typus, die Rechte erhebend und eine Blume an die Brust drückend, mit der Linken das Gewand fassend, dürfte von Kypros (vgl. oben S. 76, Fig. XVIII, 1—6), wo es, weil am ältesten und Jahrhunderte lang ungemein häufig fortgeübt, erfunden ist, nach Etrurien gelangt sein: in meinem K. B. H. habe ich der terracottenen Berliner Spes-Figur eine bronzene aus Etrurien, die noch dazu die kyprisch-hetitischen Schnabelschuhe trägt (vgl. oben S. 58 und 59 Fig. IX) auf Taf. CCIII, 3 und 4 gegenübergestellt.

Noch auffallender ist die Wanderung des in Kypros erfundenen und daselbst ungemein häufigen Motiv des kauernden jugendlichen Gottes Adonis-Tammuz-Kinyras, bezw. des in der Attitude des Gottes dargestellten Tempelknaben nach Etrurien und Karthago, worüber ich in meinem K. B. H., Taf. XCII und S. 206, 225, 261, 289 und 429 ausführlich gehandelt habe. Man findet daselbst auch zwei kyprischen Statuetten eine etruskische gegenübergestellt. Ich war unabhängig von Undset darauf gekommen, der 1891 in dieser Zeitschrift in seiner Abhandlung „Orientalische Einflüsse innerhalb der ältesten europäischen Civilisation“ bereits eine solche etruskische Bronzefigur aus Corneto Fig. 6, S. 241 abgebildet und auf die ganz ähnlichen cyprischen Terracotta- und Stein-Statuen des Britischen Museums hingewiesen hat. Diese Andeutungen mögen genügen.

Die schlagenden Vergleiche zwischen dem gräco-phönikischen Cypern und dem gräco-phönikischen Etrurien lassen sich ins Unendliche fortspinnen und beweisen nicht etwa, dass die etruskische Kunst (so eigenartig sie sich auch unabhängig von Cypern entwickelte), wie S. Reinach folgern würde, von Etrurien aus die kyprische Kunst beeinflusste, sondern dass das Umgekehrte stattfand. Aphrodite-Kypra-

und Adonis-Cultus, der Kekryphalos, die Schnabel-Schuhe, der Spes-Typus u. s. w. wanderten von Kypros nach Etrurien.

e) Die Schardana in Syrien und die Mitani.

Folgen wir den Schardana jetzt nach Syrien. Wir wissen aus drei Keilschrift-Briefen des phönikischen Fürsten Aziri von Byblos an den Pharao zu Tell-el-Amarna, dass die Schardana auch als Bundesgenossen der Phöniker gegen die Hebräer, die Chabiri der Keilschrift-Texte, um 1400 v. Chr. gefochen haben und dabei Gelegenheit fanden, theils als Beutestücke, theils als Bildungselemente für ihre mykenische Kunst das mit aufzugreifen, was ihnen bei den Semiten Syriens, ob es nun die Phöniker, Amoriter, Hebräer oder andere Kananäer-Stämme waren, besonders gefiel. Auch Assyrisches und Babylonisches, sowie besonders die hoch entwickelte Kunst und Cultur der Mitani-Könige wird dabei den Schardana näher gebracht, welche laut der Tell-el-Amarna-Briefe an den Pharao und die Königin allerlei Kriegsgeräth und Waffen, viele Gespanne von Pferden, zahlreiche Streitwagen, grosse Schmuckgegenstände aus Gold, goldene Brustornamente und Ohrringe, Ohr- und Handschmuck aus Gold und kostbaren Steinen, Lapislazuli- und Hulalu-Steine schicken[1]). Einzelne Sckmuckgegenstände und Istar-Bilder werden in den Briefen näher beschrieben, deren Mittelstück aus Gold und Lapislazuli besteht. Hugo Winckler hat nun in seinen Orientalischen Forschungen aufs Klarste dargelegt, dass die Mitani, wie die Chatti, zu dem grossen Volke der Hetiter oder Cheta gehört haben müssen, und zwar hält er die Mitani für einen älteren Hetiterstamm, als die Chatti. Dieses ebenso kriegerische, wie prunkliebende Volk bringt allerlei Kriegsgeräth und kostbaren Schmuck, vor Allem aber zuerst das Pferd und den Streitwagen nach Syrien und Aegypten. Hier haben wir eine weitere orientalische Cultur vor uns, welcher die Träger der mykenischen Cultur Motive und Elemente entnahmen, wobei es für den Erfolg gleichgültig ist, ob diese Mitani-Cultur ursprünglich eine nichtsemitische, später eine halb- oder ganz semitische, semitisirte oder semitisirende war oder nicht. In Syrien und Palästina lassen die Seevölker mit den Schardana an der Spitze ferner Horden von Bundesgenossen zurück, die aus Südwest-Kleinasien, den ägäischen Inseln und Kreta stammen, ursprünglich nicht semitische Stämme der Purasate, theils altlykische, theils kretische Seeräuber, die nun in dem sich allmählich semitisirenden Philistervolke aufgingen[2]).

f) Das semitische und specifisch-phönikische Element in der mykenischen Cultur.

Mir bleibt nun noch übrig, das semitische Element in der mykenischen Kunst näher zu analysiren, was ich absichtlich bisher vermieden und bis zuletzt aufgespart habe, wenn auch in den bereits erörterten hetitischen Culturen der Cheta,

1) Wenn in den ägyptischen Annalen bei der Aufzählung der Tributleistungen der fremden Völker aus Politik und Usance auch vielfach übertrieben und officiell gelogen wurde, dürfen wir doch den in den Tell-el-Amarna-Keilschrift-Briefen aufgezählten Geschenk-Listen volles Vertrauen schenken. Die fremden Könige schicken, was sie schreiben. Dagegen geht aus dem Keilschrift-Briefwechsel des Duschratha-Königs von Mitani mit den beiden Pharaonen Amenhotep III. und IV. und der Königin-Wittwe Tii (nach Amenhotep III. Tode hervor, dass die Pharaonen nicht immer Wort hielten, und zwei viel erwähnte goldene Statuetten, die sie als Gegengeschenk versprochen hatten, nicht an den Mitani-König gelangen lassen wollten.

2) Vgl. oben S. 83.

Chatti und Mitani semitische, babylonisch-assyrische Eigenarten vermittelt worden sein mögen. Wir haben bereits S. 74 der Verhandlungen gezeigt, dass zur Zeit der Tell-el-Amarna-Briefe, also um 1400 v. Chr., die Phöniker noch keine grosse Culturpionier-Rolle im Mittelmeergebiet und gar auf grosse Entfernungen hin gespielt haben können, dass sie aber vier bis fünf Jahrhunderte später, besonders von der Zeit des Königs Hiram I. an, im 10. Jahrhundert sehr mächtig wurden und sich erst um diese Zeit auf Cypern, besonders zu Chittim an der Stelle einer alten Hetiter- oder Chetiter-Stadt Chetim in grösserer Anzahl ansiedelten und eigene kleine Staaten und Königreiche bildeten. Die ältesten phönikischen Einwanderungen nach Cypern und in kleinerem Umfange die Handelsreisen der phönikischen Kaufleute müssen aber um mehrere Jahrhunderte höher hinaufgehen: deshalb habe ich auch in meiner cyprischen Periode VI in der Zeit von 1200—900 vor Christi ein Nebeneinanderleben der späten vor-gräcophönikischen Bronzezeit- und der frühen gräco-phönikischen Eisenzeit-Cultur auf Grund der gemachten Gräberfunde und des ersten Auftretens des Eisens wohl mit vollem Rechte angenommen[1]. —

Die Phöniker der ägyptischen Annalen, die „Dahi", können wir nun nicht gut für sich allein betrachten, weil die ägyptischen Maler und Bildhauer keinen Unterschied zwischen Kanaanäern, Gebirgs-Palästinern, Nord- und Süd-Semiten machten. Immerhin rühmen und bilden die Annalen besonders die getriebenen Kupfer-, Silber- und Goldgefässe der Dahi-Phöniker ab[1]. Die Gefässe der syrischen Semiten und Phöniker weichen von den einfacheren Gefässen der Kefto mit schön geschwungenen grossen Henkeln und Maschen, Spiral- und Rosetten-Mustern wesentlich ab und zeichnen sich statt dessen durch geschmacklose Häufung von Thierfiguren und Thierköpfen aus, die aber die Aegypter in ihrer Vorliebe für ungezwungene Stilgattungen gerade wegen ihrer Bizarrheit reizend fanden (vgl. W. Max Müller, Asien und Europa S. 307, der S. 308 eine Reihe von Bilderproben syrischer Gefässe nach den ägyptischen Annalen abbildet). Wir sehen auf den Denkmälern häufig Vasen, deren Spitze von mehreren (drei oder vier) Thierköpfen gekrönt sind. Dadurch werden wir sofort an unser mykenisches Scepter Fig. XXIV *a*, 13, S. 337 (= Fig. XXX, 11, S. 385) mit den 4 Vögeln erinnert. Ein Dahi-Gefäss von Neherina zeigt auf der Schulter zwei, bezw. drei Vogelköpfe (der dritte erscheint verdeckt) und darüber auf der Spitze einen sitzenden Vogel (Fig. XXX, 10, S. 385). Auf anderen Dahi-Gefässen der Annalen sieht man um den Hals als obere Krönung drei Thierköpfe, Ziegenbock- oder Ochsenköpfe gruppirt.

Genau ein solches cyprisches Thongefäss, dessen oberer Theil erhalten ist, bilde ich hier in Fig. XXIX (wiederholt und reconstruirt S. 385, Fig. XXX, 12) ab. Es stammt

1) Nach Erman (bei Montelius, „Die Bronzezeit im Orient und Griechenland": Archiv für Anthropologie, Bd. XXI, 1892–93, S. 7) kommt das Eisen zum ersten Male in den Hieroglyphen-Texten zur Zeit Ramses' II. im 13. vorchristl. Jahrhundert vor. Ebenso sprechen die ältesten, ins 12. Jahrhundert zurückgehenden Stellen des alten Testamentes (z. B. das 5. Capitel des Buches der Richter) bereits von den eisernen Wagen der Kanaanäer. Dazu passen vortrefflich die Funde eiserner Fingerringe in den mykenischen Grabkammern, einer eisernen Schmuckkette in einem der cyprischen Kuppelgräber von Katydata-Linu, eines Messers aus Eisenoxyd in einer cyprischen Grabkammer von Phönidschas mit vielen spät-bronzezeitlichen und früh-eisenzeitlichen Alterthümern und mykenischen Vasen (vgl. oben S. 54, Anmerk. 3). Diese cyprischen Gräber gehören eben unserer Periode VI (1200–900 v. Chr.) an, einer Zeit, in welcher die Kefto und Genossen, sowie die Dahi (d. h. die Phöniker) und Genossen auf die spät-mykenische Kunst der Griechenstämme, der Mykenäer und Genossen, der Seevölker und der Völker der Inseln im grossen Meere gleichzeitig einwirkten.

aus dem Ende der Bronzezeit, in welcher spät-mykenische Gefässe gefunden werden, und ist in derselben Technik gearbeitet, wie das S. 53, Fig. VI, Nr. 13 abgebildete, mit Mykenae-Vasen gefundene Gefäss (Technik I, 3c). Der Grund ist mit braunschwarzen, schwach glänzenden Firnissfarben überzogen und mit Streifen in Deckweiss bemalt[1]).

Gerade mit den mykenischen Gefässen aus kyprischen und rhodischen Fabriken sind in Tell-el-Amarna kyprische Gefässe dieser Technik I, 3c zahlreich gefunden. Da Vasen derselben Technik und Fabrik auch in Palästina (Tell - el - Hesy) zahlreich vorkommen[2]), so dürfen wir wohl hier in dieser dreiköpfigen Ochsenvase aus sicher cyprischer Fabrik einen frühen specifisch syrischen und phönikischen Einfluss während der Mykenae-Zeit erblicken. Die zahlreichen mykenischen Gemmen mit mehreren Thierköpfen (z. B. die Gemme mit den vier Widderköpfen aus dem Vaphio-Grabe in Tzuntas' Ἐφημερὶς Ἀρχαιολογική 1889, Taf. X, Fig. 25, hier unten Fig. XXXI, 6 wiedergegeben), dürften ebenso durch diese bizarre phönikisch-syrische Kunstrichtung beeinflusst worden sein. Hier hätten wir also auch aus der Fülle der Erscheinungen im Rahmen der mykenischen Kunst ein Element herausgeschält, das wir mit Sicherheit als ursprünglich syrisch-phönikische Eigenart bezeichnen dürfen. Aber wo immer es auch auftritt, ist es bereits an die gräco-phönikische Cultur gebunden.

Fig. XXIX.



In meinem Werke K. B. H. findet man auf Grund zahlreicher, während eines zwölfjährigen Aufenthaltes auf Cypern gemachter Ausgrabungen und Forschungen all die vielen, theils den verschiedensten Völkern der umliegenden Länder entnommenen, theils ureigenen bilderlosen Culte und Bilder-Culte ausführlich beschrieben. Hier sei nur erwähnt, dass auf der Insel zwar im Allgemeinen meist (wenn nicht immer) die griechischen Gottheiten ihren semitischen Correlaten vorangegangen sind, dass aber auch sehr früh und vielfach in unsere Periode VI hinein- oder heranreichende specifisch semitische und phönikische Gottheiten, theils inschriftlich, theils bildlich, theils durch Inschriften und Bilderfunde beglaubigt werden. Als die wichtigsten seien hervorgehoben neben der Aštoret die Aschera, ferner die Anat, der Baal des Libanon und vor Allem als häufigster männlicher Gott der Ressef, das Correlat zum griechischen Apollon, der mit der Aphrodite-Astarte an die Spitze des cyprischen Götterhimmels tritt Melqart und Ešmun, Tammuz und Bes u. A. sind ferner durch Weihinschrifts- oder Eigennamen-Funde, sowie durch zahlreich

1) Damit ist ferner zu vergleichen das offenbar mykenische Bronzegefäss von Kition (Perrot et Chipiez, Hist. de l'art III. p. 795, Fig 556). Auf dem Henkel sieht man neben zwei Paaren kreuzhaltender Löwen-Dämonen eine Gruppe von drei Ochsenköpfen. Vgl. auch K. B. H., S. 377 und 430, Taf. XXXII und XCVI. Die syrisch-phönikische und früh-hetitische Fabelwelt beeinflusste die ägyptische und umgekehrt, beide übten Einfluss auf die spät-hetitische und spät-mykenische aus (vgl. unten Fig. XXXI, 7).

2) John L. Myres und ich glauben zwar, dass Vasen dieser Technik und Fabrik in Cypern fabricirt und von Cypern massenhaft nach Tell-el-Hesy in Palästina und Kahun in Aegypten exportirt wurden (C. M. C., S. 37); doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass in Phönikien und Palästina diese cyprische Gattung von Phönikern, Philistern und Hebräern nachgeahmt wurde.

entdeckte Götterbilder und Cultgebräuche nachweisbar. So haben wir auch hier frühe semitisch-phönikische Culte, die, wenn sie auch in der Hauptsache nach-mykenisch sind, mit ihren Anfängen in das Ende der cyprischen Bronzezeit mit spät-mykenischen Denkmälern hinaufreichen.

Damit sind die vielen verschiedenartigen, in den grossen Mischkessel fliessenden Strömungen noch lange nicht erschöpft, aus welchen in charakteristischem Gusse die mykenische Cultur hervorging[1]. Jedenfalls hat die Bevölkerung der Insel Cypern, die in vormykenischer Zeit durch mehrere Jahrtausende hindurch an der Spitze einer nicht-semitischen (vermuthlich indogermanisch-arischen) klein-asiatisch-europäischen Cultur-Entwickelung stand, auch am Bildungsprocesse der mykenischen Periode von etwa 1500—1400 v. Chr. an theilgenommen, welche ihrerseits aus der kyprisch-spätkykladischen Periode, wohl schon um 2300—2000 v. Chr. beginnend, herausgewachsen war.

g) Noch einmal Spät-mykenisches und Früh-gräcophönikisches.

Nicht nur nach dem allmählichen Erlöschen der mykenischen Zeit und dem Absterben der Bronzezeit, sondern noch während dieses Vorganges haben dann auf den Resten und Traditionen jener Periode Griechen und Phöniker eine ganz eigenartige und reiche gräco-phönikische eisenzeitliche Cultur erzeugt, die ihrerseits den Nährboden für das Emporwachsen der archaisch-griechischen und hellenischen Kunst mitzubilden berufen war. Daher die Sage vom Panzer des Agamemnon als dem Gastgeschenk des Königs Kinyras von Cypern, daher die Geburt der griechischen Aphrodite am cyprischen Gestade von Alt-Paphos, daher die eigenartige arkadisch-griechische Mundart und die eigenartige griechische Silbenschrift auf Cypern, deren Entstehung in die Zeit hinaufreicht, in der die Seevölker mit den Schardana-Arkadern an der Spitze in Aegypten handelten und sich mit den Libyern verbanden, aber dann von Meneptah um 1200 v. Chr. in einer grossen See- und Landschlacht besiegt wurden. Auf Kypros, der Kupfer-Insel, sind die mächtigen kupfernen Schardana-Schwerter zuerst und in Mengen geschmiedet worden, aus denen die mykenischen und europäischen Schwerter aus Bronze und Eisen hervorgingen[2]). Ja, die ersten griechischen und homerischen Schwerter (das ξίφος ἀργυρόηλον) sind dort entstanden, wo man das Kupfer fand, auf Kypros.

Ohne der Insel Kreta die Möglichkeit abzusprechen, dass dort dereinst durch zukünftige Funde zur weiteren Erkenntniss der mykenischen Cultur und deren Uebergang zur gräco-phönikischen noch viel beigetragen werden wird, rückt doch momentan gerade die Insel Cypern in den Vordergrund durch die überaus glücklichen letzten Ausgrabungen der Engländer, die im Jahre 1896 in der Nähe des Dorfes Enkomi in der salaminischen Ebene von A. S. Murray und Arthur Smith für das British Museum unternommen wurden, wo ich schon Ende 1879 für den verstorbenen Sir Charles Newton und das Britische Museum[2]) mit freilich viel geringerem Erfolge, aber auch sehr geringen Geldmitteln den Spaten

1) Nach S. Reinach, Chroniques d'Orient II, p. 540 ist die mykenische Civilisation nichts anderes als eine Episode der ägäischen, und vollständig europäischen Ursprungs. Sie hat sich nur an der Oberfläche durch den Contact mit der Civilisation Syriens und Aegyptens orientalisirt.

2) Vgl. oben S. 320 u. fg., wo das Nähere angegeben ist. S. Reinach, der die Richtigkeit und Wichtigkeit meiner zuerst in der Berl. Philog. Wochenschrift publicirten Entdeckung anerkennt, sagt dazu (Revue Archéologique 1893, 3, 89 und Chroniques d'Orient II, p. 167): „Il est donc fort vraisemblable que les premières épées grecques ont été fabriquées là où l'on trouvait le cuivre (Chypre).“

angesetzt hatte[1]. Denn ich sagte mir schon damals, dass dort, wo sich der Sage nach Teukros mit seinen Mannen nach dem trojanischen Kriege angesiedelt hatte und Salamis gründete, auch die Male einer mykenischen, sowie einer frühen gräco-phönikischen Zeit, ferner die Uebergänge aus der einen Periode in die andere (z. Th. vermittelt durch die dorische Wanderung der Griechen, z. Th. vermittelt durch das zur Zeit König Hiram's I. der Bibel und vor ihm, sowie zur Zeit Homers und vor ihm mächtig emporgeblühte phönikische Kunsthandwerk) gefunden werden müssten. Ist es mir nun geglückt, wie wir sehen, diese Male an anderen Stellen der Insel im Laufe von zwei Jahrzehnten mühsam zusammenzusuchen, sowie durch Ausgrabungen und Beobachtungen die cyprische Cultur zum ersten Male in ihre Perioden einzutheilen, so gewährt es mir doch jetzt eine grosse Genugthuung, durch die neuesten Funde der Engländer, deren Publication in Vorbereitung ist, meine Forschungsresultate in so glänzender Weise bestätigt zu sehen. Bis jetzt sind wir nur durch einen ohne Namens-Unterschrift veröffentlichten Fundbericht der Times vom 13. Juli 1896, S. 4: „British Museum excavations in Cyprus" von diesen wunderbaren Mykenae-, bezw. früh-gräcophönikischen Funden unterrichtet[2]), unter denen sich die herrlichsten Relief-Darstellungen und Intarsien in Gold und Elfenbein finden, zum Theil von einer Vollendung und einer Schönheit des Stiles, welche nach dem Verfasser des Times-Artikels (vermuthlich A. S. Murray) **die Arbeiten der berühmten Vaphio-Becher übertreffen sollen.**

Der Schreiber des Times-Artikels zieht zum Vergleiche der mykenischen, bezw. früh-gräcophönikischen Elfenbein-Platten von Salamis (Enkomi) die im British Museum befindlichen Elfenbein-Platten des assyrischen Palastes von Nimrud heran, der, wie gesagt wird, in der Zeit von 850—700 v. Chr. bewohnt war. Dabei fügt der Verfasser hinzu, bisher habe man diese Nimrud'schen Elfenbein-Platten für phönikische Arbeiten gehalten, die nach Nimrud hin exportirt worden seien; jetzt müsse man sie mit den cyprisch-mykenischen Elfenbeinplatten für die Werke einer Rasse halten, welche Kenntniss der ägyptischen und assyrischen Kunst und das technische Können hatte, sie nachzuahmen. Ich habe diese Elfenbein-Platten von Nimrud und Sidon (nach Perrot und Chipiez und dem American Journal of Archæology) in meinem Werke K. B. H. zusammen mit zwei Bronzeschalen von Nimrud und anderen cyprischen und kretischen Funden abgebildet und ausführlich besprochen, sowie bereits nachgewiesen, dass diese Funde von Nimrud und Sidon auf Kypros von dem aus Griechen in erster, aus Phönikern in zweiter Linie zusammengesetzten Mischvolk, den Kypriern (aber nicht von den Phönikern) gemacht worden sein müssen, welche die ägyptische wie die assyrische Kunst nachahmten[3]), umbildeten und in einer neuen eigenartigen Kunst, der gräco-

1) Vgl. Mittheil. des Kais Deutsch. Arch. Instituts. Athen 1881, S. 191, 244 u. folg.

2) C. M. C., S. 183.

3) Vgl. meine ausführlichen Besprechungen K. B. H., Text S. 142, 143, 194, 429, 437, 438, 440, 446, 463, 464 und Tafel XC, 2 (= Perrot und Chipiez II, p. 222, Fig. 80); Taf. CXII, 4 (= Perrot II, p. 739, Fig. 399); Taf. CXIII, 1 (= Perrot II, p. 557, Fig. 534); Taf. CXV, 4 (= Perrot III, p. 847, Fig. 611); Taf. CXXVI, 5 (= Perrot II, p. 535, Fig. 249); Taf. CXXXI, 5 (= Perrot II, p. 742, Fig. 406); Taf. CLIX, 7 (= Perrot II, p. 214, Fig. 129); Taf. CLXIII, 4—6 (= American Journal of Archæology 1886, p. 10). Mit wenigen Ausnahmen, unter denen ich A. H. Sayce und John L. Myres hervorhebe, die mir gerecht geworden sind, haben mich und meine Entdeckungen die englischen Archäologen entweder todtzuschweigen gesucht, oder in wenig zutreffender Weise angegriffen, wogegen ich in meinem K. B. H. S. 508 u. folg. Verwahrung eingelegt habe. So hat es auch hier der Schreiber des Times-Artikels vorgezogen, meine Arbeiten unerwähnt

phönikischen, verwertheten. Diese gräco-phönikische Kunst zog dann weitere Kreise, gelangte nach anderen Ländern, und aus ihr heraus schufen dann die Hellenen in Hellas ihre unübertroffene griechisch-archaische und griechisch-classische Kunst. Besonders gelang es mir, auf einer Elfenbeinplatte von Nimrud (K. B. H., XC, 2) und einem Elfenbein-Kasten von Sidon (K. B. H., CXV) dasselbe Motiv des das Reis zur Nase führenden Sonnenanbeters wiederzufinden, der auf meinem gräco-phönikischen Schardana-Panzer von Tamassos (K. B. H., Taf. LXX, 1, vgl. oben S. 360) in entsprechendem Stile und entsprechender Ausführung, sowie auf der Atbienu-Vase (Fig. IX, S. 59) in roherer Weise vorkommt[1].

Ich habe ferner bereits ausführlich in meinem Werke K. B. H. und in früheren Publicationen (vgl. oben S. 94) nachgewiesen, dass auf Kypros eine local-mykenische Kunst geblüht hat. Vor Allem gelang es mir, in fast erschöpfender Weise festzustellen, wie die spät-mykenische Kunst auf Cypern allmählich und organisch in die frühe gräco-phönikische Kunst übergeht, was auch aus diesen Blättern wieder klar geworden sein dürfte. In meinem K. B. H. (S. 154, 188, 377, 462, Taf. XXXII, 1 und 41, CLVII, 1 u. 4) habe ich ferner bereits ausführlich gezeigt, wie aus den Darstellungen der Stiere des spät-mykenischen Vaphio-Bechers (K. B. H. Taf. CLVII, 1) die Bilder der Stiere der spät-mykenischen, bezw. früh-gräcophönikischen Bronze-Schale von Kition (K. B. H., Taf. CLVII, 4) zeitlich und stilistisch hervorgehen, und wie die aufgerichteten Thier-Dämonen mit Fischhäuten der mykenischen Vaphio-Grab-Gemme (K. B. H., Taf. XXXII, 1) den frappant ähnlichen Thier-Dämonen desselben kitischen Bronze-Gefässes (K. B. H., Tafel XXXII, 41) entsprechen.

Der Schreiber des Times-Artikels hat auch diese meine Forschungen unberücksichtigt gelassen und möchte, wie er sagt, gleich die mykenische Cultur unter Suppression der dorischen Wanderung bis in die frühe griechische Kunst des 7. Jahrhunderts hinabführen und so, wie er weiter betont, eine Lücke von etwa drei Jahrhunderten ausfüllen, die sonst unausgefüllt bleibt. Wo bleiben nur dann bei solchen Folgerungen die von Homer so gerühmten Metall- und Elfenbein-Werke der Sidonier und Kyprier, die doch weder in der vor-gräco-phönikischen Mykenae-Kunst, noch in der archaisch-hellenischen Kunst unterzubringen sind? Wo bleibt dann die Erklärung für die vielen Denkmäler, die nicht mehr mykenisch und noch nicht archaisch-griechisch, und in so grossen Mengen gefunden sind? Wenn aber der Schreiber des Times-Artikels selbst die Möglichkeit zugiebt, dass die Elfenbein-Arbeiten von Nimrud bis in die Zeit von 850 v. Chr. hinaufgehen können[2]), so sehe ich keinen Grund ein, warum wir die letzten Regungen

---

zu lassen, wie seinerzeit A. S. Murray auch meine 1879/80 bei Enkomi ausgegrabene Terracotta der Athene in seiner History of Greek Sculpture II, Taf. 17 abgebildet hat, aber ohne mich als Finder und meine Publication in den Athen. Mittheilungen VI, S. 250 zu citiren. Vgl. K. B. H., S. 483 und Tafel CCII, Fig. 1.

1) In meinem K. B. H., S. 70—85 habe ich an der Hand der Denkmäler und vieler Abbildungen gezeigt, wie die ägyptische Kunst hauptsächlich vom Ende der 18. Dynastie an (also von der Zeit um 1100 v. Chr.) bis ins Ende der 21. Dynastie und später (um 950 v. Chr.), sowie die assyrische Kunst hauptsächlich von Asurnasirpal (884—860 v. Chr.) bis Asurbanipal (668—626 v. Chr.) der kyprisch-gräcophönikischen Kunst die Motive und Ornamente nicht nur für die Metalltechnik und Glyptik, sondern vor Allem auch für die Keramik lieferten.

2) Warum könnte sie nicht noch 50—150 Jahre und darüber älter sein, also aus der Zeit von 1000—950 v. Chr. stammen? Denn solche auserlesenen Elfenbein-Schnitzereien wurden sicher selbst von den assyrischen Königen in ihrem Schatzhause so lange wie möglich

einer mykenischen Cultur nicht um die Zeit von 1000—900 v. Chr. setzen können, was mit dem Aufblühen der von griechischen (achäisch-arkadisch-dorisch-jonischen) und phönikischen Elementen gleich durchsetzten gräco-phönikischen Cultur und der zur Zeit Hiram's I. (969—936 v. Chr.) erfolgenden Gründung der phönikischen Stadt Chittim an Stelle der ältesten hetitischen Niederlassung vortrefflich stimmen würde.

Uebrigens rückt ein anderer, sehr bewährter englischer Forscher, A. Evans, der Entdecker der mykenischen Bilderschrift, in seiner Abhandlung „Ein mykenischer Schatz von Aegina" (der viele spätmykenische, theilweise in den gräco-phönikischen Stil und dessen Zeit überleitende Kunstwerke enthält) mit seinem Terminus a quo vollkommen in unsere Datirung hinauf, indem er daselbst das Vorhandensein von ägyptischen glasirten Thon-Perlen aus der XXII. bis XXIII. Dynastie (975—800 v. Chr.) constatirt und andererseits die Sphinxköpfe an den Enden eines goldenen Halsschmuckes mit den Sphingen auf einer der Elfenbein-Platten aus dem N.-W.-Palaste von Ninive (die sicher wiederum einer kyprischen Werkstätte entstammt ist) vergleicht und in die Zeit Asurnasirpal's (885—860 v. Chr.) setzt.

Andere in den Funden des Aegina-Schatzes vertretene Stil-Richtungen veranlassten Evans, demselben kyprischen Einfluss, bezw. Import in den späten Mykenaezeit-Gräbern nachzuspüren, auf den ich, unabhängig von ihm, schon 1889 beim Ausgraben zweier archaischer gräco-phönikischer (mykenisirender?) Bronze-Statuetten gekommen war. Mir fiel sofort die Aehnlichkeit des Stiles und des Motives dieser im Flussbett des Pidias bei Tamassos[1]) gefundenen Statuetten (einer kleineren, älteren, roheren, die dem Cyprus-Museum zufiel, und einer grösseren, 26 *cm*

aufbewahrt und vererbten von einem König auf den andern. — Mir scheint, es kommt dem Schreiber des Times-Artikels mehr darauf an, die schon seit Jahren von A. S. Murray und Cécil Torr vertretene Hypothese, die mykenische Cultur um 700 v. Chr. an die griechische anzuknüpfen, unter Wegleugnung der dazwischenliegenden gräco-phönikischen à tout prix zu stützen, selbst den klarsten Ausgrabungs-Resultaten entgegen. Flinders Petrie und Cécil Torr haben über die Datirung und den Charakter der mykenischen Zeit und der ägyptischer Funde, wie ich schon bei den Schardana-Arkadern bemerkte, einen langen Federkrieg geführt, der sich namentlich in der „Academy" abgespielt hat. Es unterliegt mir keinem Zweifel, dass in den meisten Punkten, wenn nicht in allen, Flinders Petrie im Recht, Cécil Torr im Unrecht ist (was z B. auch S. Reinach anerkannt hat), der, um nur einen Punkt herauszugreifen, in der Academy 1892, II, p. 198 mit Bezug auf die Mykenae-Vasen erklärt: „There is no great gulf between these vases (den mykenischen) and the purely Greek vases of the seventh century B. C. or between Mykenaean antiquities and the purely Greek antiquities of this century."

1) Der Pidias-Fluss hat bei Tamassos in byzantinischer Zeit oder noch später seinen Lauf verändert, — eine Erscheinung, die man heute jedes Jahr bei den Flüssen in den orientalischen entwaldeten Ländern beobachten kann. Dadurch wurde von den Wasserfluthen ein im Alterthum dem Apollon-Ressef geweihter heiliger Bezirk zerstört, in welchem durch Zufall, beim Graben nach Wasser, in den 40er Jahren eine sehr alterthümliche lebensgrosse Bronze-Statue gefunden und leider zerhackt wurde. Vergl. L. Ross, Insel-Reisen, IV, S. 161 und mein K. B. H., S. 11. An derselben Stelle wurde 1888 bei einer neuen Ueberschwemmung das in eine Blei-Basis eingelassene Weih-Geschenk einer Bronze-Hand, welche einen in eine lange Spitze auslaufenden Helm emporhält, losgewaschen (heute im Antiquarium zu Berlin): dieses gelangte in meine Hand und führte mich zu der Entdeckung des Heiligthums, in welchem ich dann die beiden obenerwähnten antiken Bronze-Statuetten fand und viele andere Funde aus verschiedenen Perioden machte, die in meinem Werke Tamassos und Idalion publicirt werden sollen, und die beweisen, dass der Temenos, wie so viele andere cyprische Temene, Jahrhunderte lang benutzt wurde.

hohen, besser ausgeführten und stilistisch im Kopfe vorzüglich gearbeiteten, die heute zu den Zierden des Berliner Antiquariums gehört mit den in mykenischen Schichten gefundenen Bronze-Statuetten auf (Schliemann, Tiryns, Fig. 97, Mykenae, Fig. 12) zu denen dann 1891 die noch viel näher verwandten Statuetten Mykenae's traten (Tzountas in der Ἐφ. ἀρχαιολ. 1891, Taf. II, Fig. 1, 4 u. 4 a), und die offenbar den hetitischen Donnergott (vgl. W. Max Müller, Asien, S. 350, Anmerk. 5) mykenisirt und gräco-phönikisirt darstellen. A. Evans kommt nun bei seiner Erörterung über die Funde des Aegina-Schatzes, die eine neue Phase des spätmykenischen und frühgräcophönikischen, über mehrere Jahrhunderte sich erstreckenden Kunst-Gewerbes eröffnen, auf dieselben, von Tzountas publicirten mykenischen Bronze-Statuetten zu sprechen und sagt (ohne meine Tamassos-Bronzen zu citiren), sie seien im ägyptisirenden Stile gearbeitet und vielleicht kyprophönikischer Import. — Substituiren wir dafür „kyprogräcophönikischer Import", so deckt sich meine Darlegung mit der von A. Evans vollkommen.

Doch weiter! Die stilistisch jüngsten (nach Evans mykenischen?) Funde von Aegina (denen besser ein anderer Titel gegeben worden wäre, da sie zum Theil der gräco-phönikischen Kunst und Zeit angehören) lässt Evans wohl mit Recht bis in die Zeit um 700 hinuntergehen und vergleicht sie richtig mit den Funden des Praeneste-(Palaestrina-) Grabes, in welchem, wie überhaupt in Etrurien[1], wiederum mit voller Sicherheit die kypro-gräcophönikische Metall-Industrie ihre Erzeugnisse hinterlassen hat, worauf ich bereits in meinem K. B. H. (S. 54, 206, 441, 445 u. 448) bei Besprechung der in Cypern fabricirten, im Praeneste-Grabe gefundenen, mit phönikischer Inschrift versehenen Silber-Schale hingewiesen habe.

In diesen kypro-gräcophönikischen Kunstkreis, der jetzt — gemäss der sicheren Zeitbestimmung der in der ägyptischen Abtheilung der Berliner Museen befindlichen kyprischen Silber-Schale durch Erman und Steindorff — etwa 1200 v. Chr. beginnt und, wie meine datirbaren Funde beweisen, in der ersten Hälfte des 6. vorchristl. Jahrhunderts aufhört, gehören die zahlreichen bronzenen und silbernen Relief-Schalen, Schilde u. s. w., die am häufigsten auf Kypros, dann in Nimrud, Olympia, Kreta und Etrurien (auch im Regulini-Galassi-Grabe) gefunden sind. Auch über diese Metall-Arbeiten habe ich im Zusammenhange mit den oben erwähnten Elfenbein-Arbeiten ausführlich in meinem K. B. H.[2]) gehandelt und die Insel Kypros als Hauptfabrications-Centrum nachgewiesen. Ja, es ist nicht unmöglich, dass alle diese wunderbaren Male gräco-phönikischer Kunst-Ausübung, durch deren Vertrieb allerdings die Phöniker so berühmt wurden, massenhaft aus kyprischen Werkstätten stammen, aus denen dann wiederum die etruskische Metall-Technik hervorgegangen ist.

Diese gräcophönikische (zuerst in Kypros, später in Kypros und Etrurien und an anderen Orten ausgeübte) Kunst füllt eben jene zwischen 1000 (bezw. schon 1200) bis 700 (bezw. 600) v. Chr. liegende Lücke der Kunstgeschichte aus, die auf Kypros in Tausenden von Gräbern nachweisbar wird[3]), während sie in Griechenland fehlt, wo die Dipylon-Cultur gleich auf die Mykenae-Cultur zu folgen scheint.

Wenn ich die Grenzen dieser Lücke so weit auseinander rücke, geschieht das unter der Erwägung, dass der Beginn und die erste Phase dieser gräco-phönikischen vorattischen Cultur zeitlich neben dem Ausgang und der letzten Phase der kyprisch-mykenischen Cultur einherlaufen, und dass wiederum ein Zeitraum von 50 bis

1) Vergl. oben S. 346 das bei den in Kypros fabricirten und in Etrurien (im Regulini-Galassi-Grabe) gefundenen Fackelhaltern (unsere Fig. XXVI, 7) Gesagte.

2) S. 49, 51, 52, 57, 433, 441, 444—447, 455, 462, wo auch viele Stücke abgebildet sind.

3) Vergl. C. M. C., S. 23, sowie K. B. H. an vielen Stellen.

100 Jahren, rund gerechnet von ungefähr 700 bis 600 v. Chr., angenommen werden muss, in welchem das Ende der vorattisch-dorisch beeinflussten gräco-phönikischen Cultur und der Beginn der attisch beeinflussten Cultur nebeneinander bestanden haben müssen.

h) Bildliche Vergleiche zwischen ägyptischen, kyprischen, melischen und mykenischen Denkmälern.

Der Uebersicht halber, und um auf den Leser recht unmittelbar zu wirken, habe ich hier in Fig. XXX, 1 - 12 vier Kefto-Gefässe und ein semitisch-(phönikisches) der ägyptischen Annalen sechs kyprischen Vasen[1]) und einer kyprischen Bronze gegenübergestellt. Dabei ist, was bereits Steindorff hervorgehoben hat, zu bedenken, dass die ägyptischen Maler in ihren Abbildungen die Gefässe der Fremden nach ihrem Stile transscribirten und transformirten. Die Gefässe selbst werden hier danebengestellten Prototypen in Wirklichkeit noch viel mehr geglichen haben.

Fig. XXX, 1, nach Rosselini 62, 3 und W. Max Müller, Asien und Europa, S. 349. Kefto-Gefäss von den Wandmalereien des Rechmere-Grabes, aus der Zeit Thutmosis' III. (um 1500 v. Chr.).

Fig. XXX, 2. Von mir in einem Felsengrabe der Hagia-Paraskevi-Nekropole 1885 ausgegraben. Dasselbe Gefäss, dessen fehlender Fuss nach anderen ähnlichen Bechern (z. B. K. B. H., Taf. CLXX, 13*b*) richtig reconstruirt ist, wurde bereits in K. B. H., Taf. CLXXIII, Fig. 22*f* abgebildet, von oben in die Mulde gesehen, welcher ein Seethier, vermuthlich ein Tintenfisch, roh gemalt ist. Der gesammte Grab-Inhalt ist in K. B. H., ebenda Fig. 22, abgebildet und S. 469 beschrieben. Das Grab gehört in die Periode V, also in die Zeit von 1600—1200 v. Chr. Es kommen aber auf Cypern Gefässe mit Näpfen (vgl. oben S. 47, Fig. II, 17) schon in der Periode III (3000—2500 v. Chr.) oder II (3500—3000 v. Chr.) vor.

Der ägyptische Maler des Kefto-Gefässes Nr. 1 hat offenbar ähnliche Näpfe, wie bei dem kyprischen Gefässe Nr. 2 darstellen wollen[2]). Vergl. oben S. 63, Fig. XII, 12 und hier S. 367, Fig. XXVIII, 1 über die Näpfe und das Schuppen-, bezw. Maschenmuster, und S. 372 über das Rosetten-Muster.

1) Uebrigens hat bereits Ed. Meyer, Geschichte d. Alterth., II, S. 201 ausgesprochen, dass einzelne der Kefto-Gefässe cyprisch sein mögen. Nur beging er noch den Irrthum, die Kefto mit den Phönikern zu identificiren, den er aber am Ende seines Werkes (S. 829) selbst, nach dem Erscheinen des W. Max Müller'schen Buches „Asien und Europa", rectificirt hat.

2) Aus der von L. Borchardt (Zeitschrift für ägyptische Sprache 1896, S. 1—9) publicirten Abhandlung „Die Darstellung innen verzierter Schalen auf ägyptischen Denkmälern" geht hervor, dass die Aegypter in ihrer Unbeholfenheit und Unkenntniss der Perspective auch die in dem Inneren der Gefässe angebrachten Malereien, Rosetten, Lotusblumen u. s. w. oben auf dem Rande der Gefässe als Anhängsel und Aufsätze zur Darstellung brachten. So richtig und geistreich diese von Reconstructionen der Malereien auf der Innenseite der Gefässe nach den ägyptischen Wandbildern begleiteten Darlegungen Borchardt's in einzelnen Fällen sein mögen, müssen wir uns doch hüten, sie zu generalisiren. Ebenso sicher, wie auf der Schulter (Fig. XXX, 3), an den Henkeln (Fig. XXX, 5), auf der Spitze der Kefto-Gefässe (Fig. XXX, 7) Thier-Protomen und Thiere angebracht wurden, ebenso bestimmt dürfen wir annehmen, dass die am Rande der Gefässe aufsitzenden Thier-Protomen (W. Max Müller, S. 348) und rosettengeschmückten Fortsätze (wie Fig. XXX, 1) plastische, auf dem Vasenrande aufstehende Näpfe (die in der kyprischen und mykenischen Keramik eine so grosse Rolle spielen) wirklich bedeuten sollen, aber keine Innen-Malereien, die aussen auf die Spitze der Gefässe projectirt wären.

Vor Allem ist aber auch der oben S. 331, Fig. XXII, 1 u. 2 abgebildete Vexir-Becher mykenischer Form und früh-gräcophönikischer Technik zu vergleichen, bei

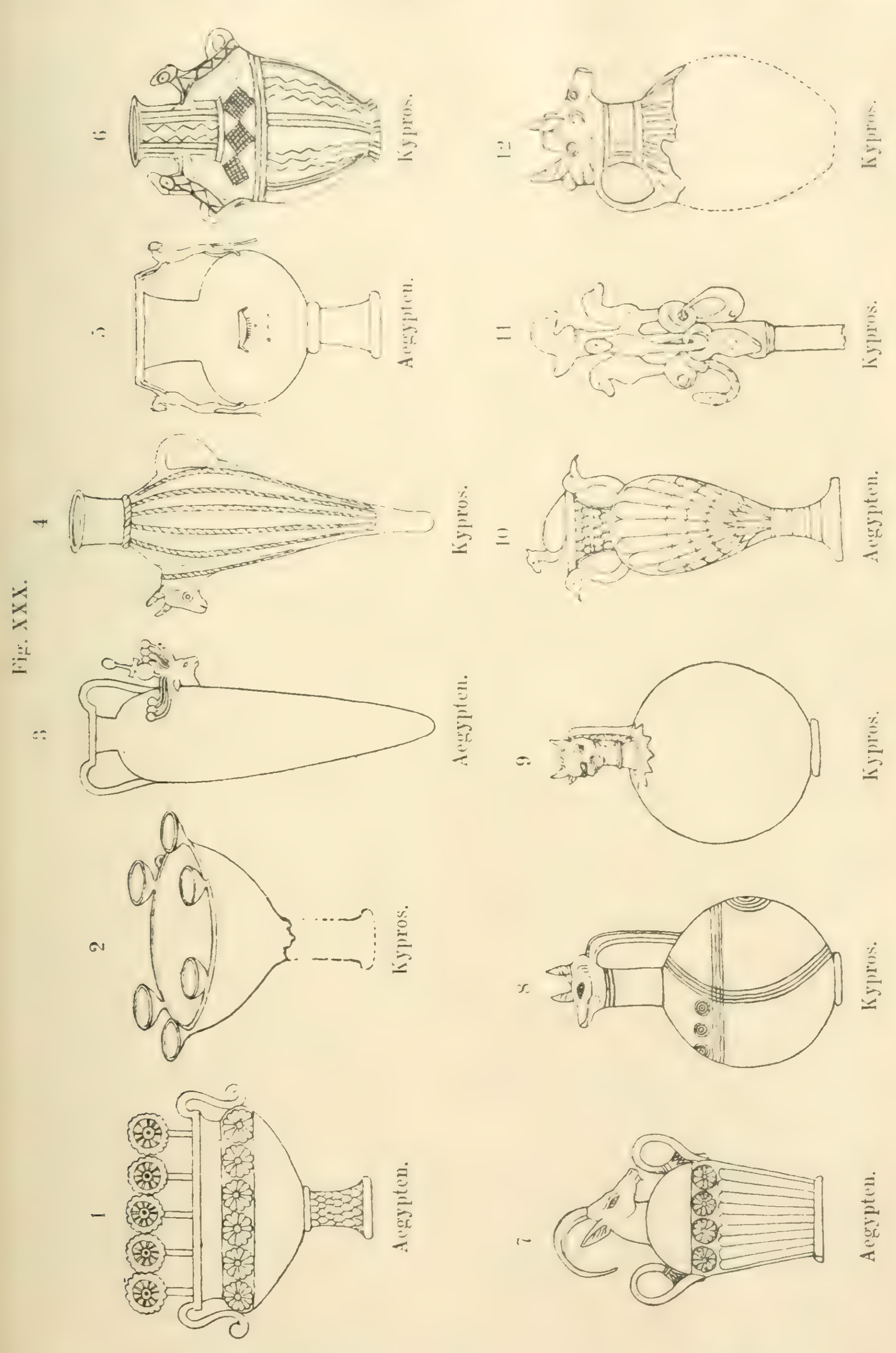


Fig. XXX.

dem der Ochsenkopf, aus dem der Trinker saugt, am Gefässrande angebracht ist, ganz wie bei einem Kefto-Gefässe der Ziegenkopf, z. B. W. Max Müller, S. 348.

Fig. XXX, 3. Nach Prisse d'Avennes[1]). Kefto-Gefäss von den Malereien des Rechmerē-Grabes, um 1500 v. Chr.

Fig. XXX, 4. Zum ersten Male publicirte cyprische Vase, die sich in der Antiken-Sammlung des k. k. Wiener Hof-Museums befindet. Ornamente in Relief. Technik I, 3a, S. 35. Aus der Periode V, 1600—1200 v. Chr. Trichterförmige Gefässe, die auf den ägyptischen Bildern die Kefto so häufig tragen und die der mykenischen Keramik eigen sind, haben schon in sehr frühen kyprischen Gräbern der Periode III und II ihre Prototypen, z. B. K. B. H., Taf. CLXIX, Fig. 7, *g*. Die Aehnlichkeit der hier in Nr. 3 u. 4 einander gegenübergestellten Gefässe, die auch beide aus derselben Zeit stammen, springt sofort in die Augen.

Fig. XXX, 5 u. 6. Die Aehnlichkeit dieser beiden folgenden Gefässe ist noch grösser.

Nr. 5. Kefto-Gefäss vom Rechmerē-Grabe, um 1500 v. Chr., nach Prisse d'Avennes (W. Max Müller, S. 348).

Nr. 6. Das bereits S. 65, Fig. XIII, 5 abgebildete, hier nochmals wiedergegebene bemalte Gefäss (vergl. auch S. 66 u. folg.) wurde von mir in Lamberti bei Tamassos ausgegraben und gehört zu den Ausnahmen der wenigen auf der Scheibe gedrehten Gefässe. Es gehört schon in das Ende der Periode V, bezw. den Anfang der Periode VI, in die Zeit um 1200 v. Chr.

Fig. XXX, 7. Kefto-Gefäss aus dem Grabe des Rechmerē, 1500 v. Chr.; nach W. Max Müller (Asien und Europa, S. 348), der eine Zeichnung nach Prisse d'Avennes (corrigirt nach Rosselini 57, 38) anfertigen liess. Das cyprische Gefäss Nr. 4 hat einen ganz ähnlichen Henkel. Hier habe ich zwei kyprische Gefässe der gräco-phönikischen Eisenzeit daneben gestellt, welche zufällig dem ägyptischen Kefto-Gefässe am meisten ähneln. Vergl. aber auch die bronzezeitliche Vase mit Ochsenkopf S. 53, Fig. VI, 14 und den von einem bronzezeitlichen Gefäss abgebrochenen Ziegenkopf S. 338, Fig. XXIV*b*, 17.

Fig. XXX, 8. Mit rothem Firniss-Ueberzug, Ornamente in mattem Schwarz. Aus L. P. di Cesnola's Atlas II, Taf. CXX, Fig. 919.

Fig. XXX, 9. Sehr schöne, sicher nach einem metallenen Vorbilde gearbeitete Thonvase mit Kuhkopf. Aus feinem hellem Thon, schwarz bemalt. Soll aus Alt-Paphos stammen. 1883 im Besitze des Hrn. Penzikis in Limassol[2]).

Während die bisher betrachteten Vasen-Bilder die Arbeiten der Kefto-Leute und deren kyprische Prototypen vorführten, sehen wir in Fig. 10—12 mehr das rein semitisch-gräcophönikische Element.

Fig. XXX, 10. Aus den Geschenken aus Neherina, nach Champollion aus der Zeit Thutmosis' IV., Ende des 15. vorchristl. Jahrhunderts.

Fig. XXX, 11. Der obere Theil unseres Bronze-Scepters aus dem Pyla-Grabe, wiederholt. Vergl. oben S. 337, Fig. XXIV*a*, 13.

Fig. XXX, 12. Unsere Vase, S. 378, Fig. XXIX wiederholt. Auch hier sind die Aehnlichkeiten frappant.

In Fig. XXXI, 1—7 habe ich dann noch Bilder einiger Alterthümer zusammengestellt, die uns die ägyptophönikische Richtung (welche in die spätmykenische und früh-gräcophönikische Kunst eindrang, aber, mehr als ein Jahrtausend lang verschiedene Umbildungen durchmachend, sich noch bis in die ptolemäische Zeit

---

1) Vergl. K. B. H., Taf. CXXXVII, 1.

2) Der obere Theil der Vase gross abgebildet in K. B. H., Taf. CXCI, 5.

hinein erhalten hat und ihrerseits die ägyptische Kunst beeinflussen konnte) in überzeugender Weise illustriren, worauf ich schon ausführlich in meinem K. B. H. (vergl. oben S. 360, Anmerk. 3) hingewiesen habe[1].

Fig. XXXI, 1. Oberer Theil einer vergoldeten Bronze-Nadel mit der ptolemäischen Weih-Inschrift an die Aphrodite Paphia. Am Ende ein grosser Knopf aus glasirtem Thon, von einer kleinen Perle gekrönt. Die Inschrift konnte immerhin viel später in die um Jahrhunderte ältere Nadel selbst eingravirt sein. Im Bezirk des Tempels von Alt-Paphos gefunden. Zwischen vier napfförmigen Blumenkelchen, aus denen 4 Tauben mit ausgebreiteten Flügeln zu trinken scheinen, wachsen 4 Ziegenköpfe heraus. (Nach Journal of Hellenic Studies 1888, Taf. XI.)

Fig. XXXI.

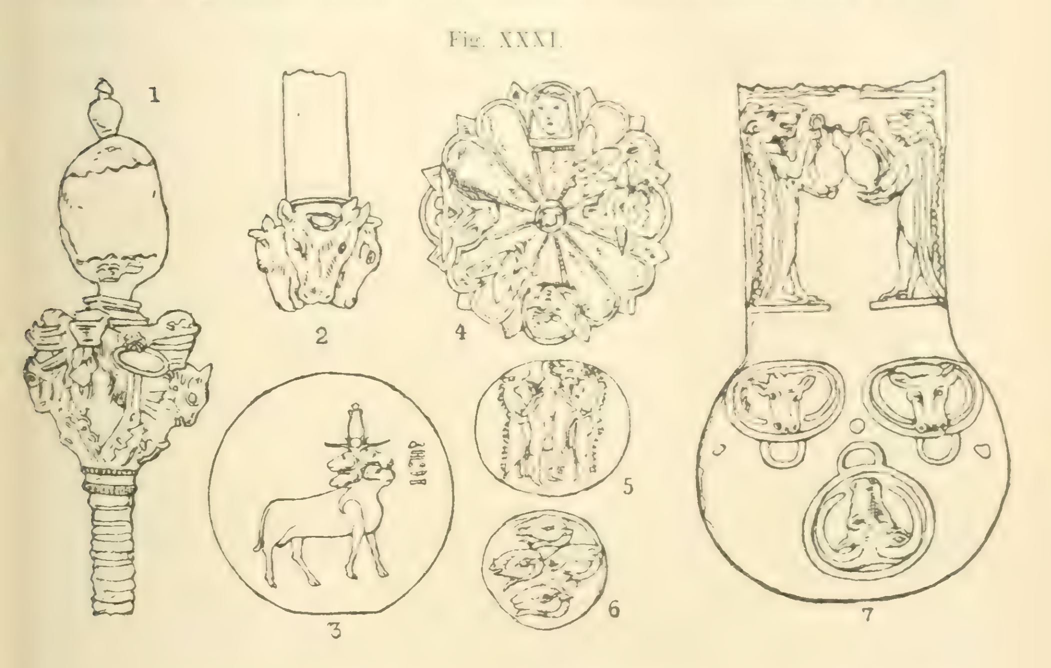


Fig. XXXI, 2. Das obere Ende eines Bronze-Scepters, welches in 3 Ochsenköpfe ausläuft, nach L. P. di Cesnola aus Kurion (nach Cesnola-Stern, Taf. LXV = Perrot III, p. 999, Fig. 564). Entweder spätmykenische oder früh-gräco-phönikische, auf Kypros gefertigte Arbeit. Die Aehnlichkeit mit unserem mykenisch-kyprischen Bronze-Scepter Fig. XXX, 11 und unserer kyprisch-bronzezeitlichen Vase Fig. XXX, 12 ist augenscheinlich.

Fig. XXXI, 3. Aus einer grösseren ägyptischen Darstellung (nach Rosellini, Monumenti dell' Egitto IV, Taf. XLI, 1 a) herausgeschnitten, die nach den mir mündlich gewordenen Mittheilungen des Hrn. Dr. Möller, Assistenten an der ägyptischen Abtheilung der Berliner Museen, sicher aus der Ptolemäerzeit stammt. Der hier dargestellte, bald als Sonnen- bald als Windgott gefasste vierköpfige Widder bietet zu der paphischen Nadel mit den 4 Widderköpfen und der mykenischen Gemme des Vaphio-Grabes (Fig. XXXI, 6) ein merkwürdiges Analogon. Während aber die Vaphio-Gemme sicher in die mykenische Zeit gehört, ist für dieses

---

1) Sämmtliche Stücke sind bereits in meinem Werke K. B. H., Taf. XXXII, 35, 36, 38—41, und Taf. XCVI, 11 abgebildet und S. 375 und 451 ausführlich beschrieben.

ägyptische Denkmal ebenso sicher die ptolemäische Zeit erwiesen, so dass mehr als ein Jahrtausend zwischen der Entstehungszeit beider Denkmäler liegt. Man sieht also, wie lange sich dieser vierköpfige Kunst-Typus forterhielt und wie die Aegypter auch ihrerseits Vieles von anderen Völkern annahmen. In Anbetracht der ptolemäischen Herkunft dieser ägyptischen vierköpfigen Widder-Figur ist es daher wohl sicher erwiesen, dass unsere kyprische vergoldete Bronze-Nadel von Alt-Paphos, mit den 4 Widderköpfen und der ptolemäischen Weih-Inschrift an die Aphrodite Paphia, auch wirklich aus der Ptolemäerzeit stammt.

Fig. XXXI, 4. Gold-Zierath von der Insel Melos, nach Perrot III, p. 829, Fig. 591. Bereits von Perrot für eine phönikische, bezw. kyprische Arbeit gehalten. Um die Peripherie einer runden, geöffneten Blüthe sind zwei sich gegenüberstehende Ochsenköpfe und Menschenköpfe vertheilt, während sich auf den Rippen zweier Blumenblätter zwei Bienen gegenüberstehen und vom Blüthenstaube zu saugen scheinen. Obwohl die Arbeit schon archaisch-griechisch und kaum viel älter als 600 v. Chr. ist, weist sie doch auf ein älteres Motiv und denselben phönikoägyptischen und hebräischen Ideen- und Typenkreis wie die übrigen Stücke dieser Illustrations-Gruppe[1]).

Fig. XXXI, 5. Die Gravirung eines in Phigalia gefundenen Insel-Steines, nach Milchhöfer: Die Anfänge der Kunst in Griechenland, S. 55, Fig. 44*a*. Ein nackter, anthropomorpher Thierbändiger hält zwei sich gegen ihn aufrichtende Fabelwesen mit Pferdekopf und Fischhaut [nach A. B. Cook Pferdehaut[2])] auf dem Rücken. Die Beziehungen zu den in drei Paaren (nur ein Paar hier gezeichnet) übereinander angeordneten krughaltenden Fabelwesen, mit Löwenkopf und Fischhaut auf dem Henkel des kyprischen Bronze-Gefässes Fig. XXXI, 7, sind unverkennbar. Auf den Insel-Steinen kommen auch kannenhaltende Pferde-Dämonen (z. B. Milchhöfer, S. 68, Fig. 46*a* von Kreta, Fig. 46*b* von Cypern) vor.

Fig. XXXI, 6. Mykenische Gemme mit 4 Widderköpfen, aus dem Vaphio-Grabe (nach Tzountas, Ἐφημερὶς Ἀρχαιολογική 1889, Taf. X, 35). Die Beziehungen dieser Darstellung zu dem vierköpfigen ägyptischen Widder und der vierwidderköpfigen kyprischen Bronze-Nadel sind augenscheinlich.

In demselben Vaphio-Grabe (Ἐφ. ἀρχ. 1889, Taf. X, 35) wurde eine Gemme gefunden, auf der um den heiligen Baum aufgerichtet zwei löwenköpfige, kannenhaltende Dämonen, mit Fischhäuten [nach A. B. Cook Schafvliessen[2])] auf dem Rücken, stehen, ganz wie auf der kyprischen Bronzeschale.

Fig. XXXI, 7. Theil des Henkels eines nur in Fragmenten erhaltenen Bronze-Gefässes von Kition, das Perrot (III, p. 794, Fig. 555 und p. 795, Fig. 556) zuerst publicirt hat. Am Henkel hinunter sind drei der hier in einem Paare sichtbaren Dämonen angeordnet, unter denen eine Gruppe von 3 Ochsenköpfen folgt. Die Dämonen sind löwenköpfig, auf dem Rücken mit einer Fischhaut [nach A. B. Cook mit einem Schafvliess[2])] versehen.

Die in die Augen springende Parallele mit den 3 Ochsenköpfen des kyprischen Bronze-Scepters Fig. XXX, 2 und der kyprischen Vase XXX, 12 bedarf ebenso wenig eines Hinweises, wie die stilistischen, typologischen und mythologischen Beziehungen der drei Paare kannenhaltender Fabelwesen mit einer ganzen Reihe von Insel-Steinen (hier das nächste Beispiel die Phigalia-Gemme, Fig. XXXI, 5).

Oben auf dem Rande des mächtigen kitischen Bronze-Gefässes sieht man eine

---

1) Ausführlich darüber in K. B. H., S. 431. Vgl. auch Ezechiel I, 10: der Cherubs-Wagen mit den vier Cherubim, jeder mit vier Gesichtern, und Riehm's Bibel-Lexikon S. 231.

2) Journal of Hellenic Studies 1894, p. 104 u. folg.

Reihe von Stieren hintereinander herrennen, die im Motive, im Stile der Ausführung und selbst in der Rasse mit den rennenden Stieren auf dem Vaphio-Becher (Ἐφ. ἀρχ. 1889, Taf. IX, 1 = K. B. H., Taf. CVII, 1) so merkwürdig übereinstimmen, dass (da ausserdem so viele andere Berührungspunkte zwischen dem Inhalte des Vaphio-Grabes und kyprisch-mykenischen Alterthümern bestehen), man nicht die Frage unterdrücken kann, ob nicht diese und andere Arbeiten des Vaphio-Grabes und die entsprechenden kyprischen aus einer und derselben mykenischen Werkstätte oder doch aus derselben Schule hervorgegangen sind.

Ueber die der mykenischen Kunst eigenen und eigenartig gebildeten Fabelwesen, die theils in vor-gräcophönikischer Zeit durch die Hetiter-Kyprier, theils durch die gräco-phönikischen Kyprier gebracht, theilweise auch erfunden, und dann von der gräco-phönikischen Kunst (am Ende der Mykenae-Zeit) umgebildet und der archaisch-griechischen Kunst übermittelt wurden, habe ich weiter oben bei Besprechung der Cylinder S. 303 u. folg. gehandelt[1]).

XXVIII. Kupfer-, Silber-, Gold-, Zinn-, Bernstein- und Elfenbein-Handel. Flux und Reflux der Industrien zwischen Morgenland und Abendland mit besonderer Berücksichtigung Cyperns.

Vorder-Asien, der ägyptische Theil von Africa, und Europa bilden theils in vorgeschichtlicher, theils in geschichtlicher Zeit den Bezirk, der uns bei der Frage zu beschäftigen hat, wo, wie, wann, in welcher Menge und in welchen Formen die Gegenstände aus Kupfer auftreten, beginnen und aufhören.

Wir konnten sehen, dass auf der Kupfer-Insel Cypern die primitivsten kupfernen Waffen und Werkzeuge schon von der Zeit um 4000—3500 v. Chr. an oder viel früher in den einfachsten Formen und in grösster Menge producirt werden, mit Ausnahme von Aegypten weit mehr und viel eher als in irgend einem anderen Lande. Die einfachen Formen blieben während der ganzen Kupferzeit der Insel bestehen und wurden noch während der ganzen Bronzezeit in Bronze (und meist schwach zinnhaltiger) fortfabricirt, in welcher Periode (von der Mykenae-Zeit abgesehen) wenig neue Formen hinzutreten.

Waren die Formen auch die denkbar einfachsten, so konnte ich doch S. 314 und 320, an der Hand des geschweiften Meissels, des Griffangel-Dolches und des Schwertes zeigen, dass diese Formen unmöglich anderswo spontan erscheinen, sondern von Cypern kommen mussten (daher also auch die einfachen Kupfer-Objecte, bei denen sonst die Annahme unabhängiger spontaner Analogien nicht versagen würde), womit wir Kypros nicht nur als ältestes Centrum für Kupfer-Gewinnung und Kupfer-Verarbeitung im Grossbetriebe, sondern auch als den Ort anerkennen mussten[2]), an dem zuerst das Kupfer in seinen Eigenschaften erfasst,

1) Vgl. auch bei Tzountas-Manatt, The Mycenaean Age, das Kapitel über Religion, p. 294.

2) Ich werde auf den folgenden Seiten S. Reinach's merkwürdigste Arbeit „Le Mirage Oriental“ (vgl. oben S. 72, Anm., S. 332, Anm. 3 u. S. 366, Anm. 1) kurz als R. (mit der Seitenzahl) citiren. Es ist mir vollständig unerklärlich, wie R., dem ich Jahre lang eine Fülle von Material in langen Briefen, voluminösen Manuscripten und Haufen von Photographien, vieles zur ersten Publication übersandte, der genau wissen musste, was sich L. P. di Cesnola speciell an nie selbst beobachteten und erfundenen Fund-Berichten hat zu Schulden kommen lassen, sich p. 525, Anm. 3 auf Cesnola-Stern's Cypern, p. 82 stützt, um den Ursprung der Kupferzeit-Cultur, wie sie von Cypern nach Hissarlik, Ungarn, Oesterreich, der Schweiz u. s. w. drang, zu widerlegen. Er sagt: „On serait tenté d'en rapporter l'origine à l'île de Chypre, foyer de la métallurgie du cuivre en Orient; mais dans les tombes d'Alambra où elle se

gewonnen und verarbeitet wurde. Wir sahen S. 320 u. folg., wie die bis weit in die historische Zeit hinein wichtigste Waffe, das mächtige zweischneidige Schwert, viele Jahrhunderte vor den ersten Anfängen der mykenischen Cultur in Cypern durch Vergrosserung des Dolches[1]) erfunden wurde und von Cypern aus ihren Sieges-

rencontre (Cesnola-Stern p. 82). il y a beaucoup d'autres objets dont on ne trouve pas l'equivalent dans l'Europe occidentale et qui accusent une civilisation bien plus avancée." Derselbe Gelehrte hat im ersten Bande derselben Chroniques d'Orient, nach der Revue Archeologique, wiederholt über Dümmler, und namentlich über meine cyprischen Forschungen berichtet (vgl. den Index unter Dümmler und meinem Namen). So war Hrn. S Reinach auch Dümmler's Abhandlung „Aelteste Nekropolen auf Cypern", Mittheil., Athen 1886, sehr wohl bekannt, in welcher dieser, auf Grund meiner ihm mitgetheilten, von ihm selbst aber erschöpfend controlirten Forschungs-Ergebnisse, sowie aus eigener Anschauung S. 210 schrieb: „Die Schuld an dieser Unklarheit trägt ausschliesslich L. P. di Cesnola, welcher in seinem Bericht (Cyprus p. 61) die Fundstücke einer der Haupt-Nekropolen jener vorphönikischen Epoche bei Alambra willkürlich mischt mit denen der phönikischen (besser gräco-phönikischen, M. O.-R.) bei Dali und sogar solchen einer späten hellenistisch-römischen, welche Glasgefässe und Spiegel enthielt. Ob diese Vermischung zum Theil bewusst geschah, oder ob nur eine gänzliche Unkenntniss archäologischer Methode und Unfähigkeit zu beobachten vorliegt, ist für den Erfolg gleichgültig. Jedenfalls war die Confusion 1870, als Doell (Die Sammlungen Cesnola's, Mémoires de l'Académie de St. Pétersbourg. VII. Sér. XIX. Nr. 4. 1873) nach Cypern kam, bereits vollzogen" u. s. w.

1) Undset (Zeitschr. f. Ethnol. 1890, S. 8) hat richtig erkannt, dass die in der Schweiz gefundenen cyprischen Griffangel-Dolche (so gut wie die im Turiner Museum befindlichen, die ungarischen und viele andere, vgl. oben S. 320) auch von Kypros kommen mussten. Nur irrte er, wenn er sie den Phönikern als den Ueberbringern zuschrieb. Diese und andere kyprischen Waffen und Thongefässe, bezw. keramische Verfahren (vgl. oben S. 316, Anm. 2. S. 355 und a. a. O.) gelangten in vorgräcophönikischer und vormykenischer, ja offenbar schon in vorkykladischer Zeit durch den Zwischenhandel zu Lande und die Mittelmeer-Völker zur See nach dem Abendlande, genau so gut, wie eine knöcherne Dolchscheide von Hissarlik nach Sicilien (Petersen in den Röm. Mittheilungen 1898, S. 190; vgl. oben S. 388). Dass diese frühen Tauschhandel - Transactionen keine kostbaren gräcophönikisch - orientalischen Schmuck-Gegenstände, die um ein oder zwei Jahrtausende und mehr jünger sind, damals mit nach dem Abendlande verschleppen konnten, sollte demnach für R. S. 538 kein Grund sein, die am Ende der Steinzeit und Beginn der Kupferzeit auftauchenden kyprischen Griffangel-Dolche für abendländische epichorische Producte der Schweiz oder für mittel- oder nordeuropäische Fabricate zu erklären. Dasselbe gilt von den Schwertern. Wenn irrthümlicher Weise Naue (vergl. oben S. 326) die kyprischen Schwerter den Phönikern zuschreiben oder doch dieselben durch die Phöniker nach dem Abendlande und Aegypten getragen sehen will, und Undset (ebenda oben S. 326) den Urtypus der kyprischen Schwerter, statt in Kypros selbst (wo sie massenhaft und in vormykenischer Zeit bisher ausschliesslich vorkommen), in Aegypten (wo einige wenige Exemplare gefunden sind) sucht, so hat sich wahrlich R. damit nicht das Recht erworben, die Schwerter, theils wer weiss wo im Abendlande entstehen (R., S. 536), oder die Mykenae-Schwerter (R., S. 537) aus den ungarischen hervorgehen zu lassen, während, wie wir oben S. 321 u. folg. ausführten, alle Schwerter (insbesondere auch die mykenischen und ungarischen) unseres auf S. 389 umschriebenen Bezirkes von den kyprischen abstammen. Das Wunderbarste ist, R. hält es (S. 167 desselben Buches, vgl. oben S. 379, Anm. 2) bei Recapitulirung meines Nachweises, dass die mykenischen und homerischen Schwerter von Cypern abstammen, für höchst wahrscheinlich, dass die ersten (also ältesten! M. O.-R.) griechischen Schwerter dort fabricirt seien, wo man das Kupfer fand, nehmlich in Cypern. R. widerspricht sich also auf den verschiedenen Seiten desselben Buches, so dass er zwei diametral entgegengesetzte Standpunkte, und zwar zuerst einen durchaus richtigen (S. 167) und dann einen durchaus unrichtigen (S. 536 und 539) abwechselnd vertheidigt.

lauf über den damaligen Erdkreis in die Länder-Gebiete um das Mittelmeer-Becken herum und durch ganz Europa bis hinauf nach Skandinavien antrat.

Als die Steinzeit-Völker unseres weiten, über drei Erdtheile sich erstreckenden Bezirkes Kunde von den Kupfer-Gegenständen und schliesslich einzelne Exemplare derselben erhielten und deren praktischen Werth erkannten, suchten sie auch derselben in grosser Anzahl und schliesslich des Kupfers selbst durch Handel habhaft zu werden. So entstand ein uralter, in die Steinzeit hineinreichender Kupfer-Handel, der strahlenartig, wie von allen Seiten, Kreisen und Punkten einer Scheibe, in dem Centrum der Fabricationsstelle, der Kupfer-Insel, zusammenlief.

Mit diesen Kupfer-Gegenständen und der Kupfer-Technik empfingen die Steinzeit-Völker unseres Bezirkes von Kypros die kyprische Kupferzeit-Cultur, die reichen Erzeugnisse der eigenartigen Keramik, und sie ahmten dann mehr oder weniger sklavisch oder frei auch diese nach. Endlich suchten sie sich von Kypros ganz frei zu machen und das Kupfer in der Heimath oder anderen Gegenden selbst aufzufinden, bergmännisch zu gewinnen und technisch zu verarbeiten. Diesen ganzen Process vermögen wir in geradezu überraschender Weise in Ober-Oesterreich am Mondsee zu verfolgen, wo wir erst die von Kypros eingeführten kupfernen Gegenstände, dann die Nachbildung derselben, sowie die Inangriffnahme des Bergbaues im benachbarten Mitterberge und zugleich die Assimilirung der kyprischen Keramik, der technischen Verfahren und Motive wahrnehmen.

So lange die zur Kupferzeit übergehenden Steinzeit-Völker unseres Bezirkes nicht selbst das Kupfer finden und bergmännisch gewinnen lernten, waren sie von Kypros und seinen Kupfer-Minen abhängig, bezw. von denen, welche ihnen auf dem Wege des Tauschhandels das cyprische Kupfer zuführten. Denn das Kupfer der schon zur Zeit der 1. Dynastie betriebenen Sinai-Minen reichte offenbar nicht für den Bedarf ihrer Besitzer, der Aegypter, aus, wie bereits Schweinfurth dargelegt hat[1]), so dass sie, statt Kupfer zu exportiren, noch Kupfer von Cypern her importiren mussten. Schon sehr früh werden auch die der Kupfer-Insel zunächst liegenden Völker um ihren Besitz und damit um den Besitz und die lucrative Ausbeutung der cyprischen Kupfer-Minen gekämpft haben[2]). Trotzdem weisen die Fundschichten, die wir kennen lernten, bis zum Einbrechen der peloponnesischen Griechen in mykenischer Zeit einen so einheitlichen Charakter und einen durch nichts unterbrochenen Entwickelungsgang auf, dass es den Anschein hat, als wäre das Urvolk, das zuerst von Klein-Asien kam und das Kupfer fand, mit nur kurzen Unterbrechungen stets das herrschende geblieben. Ja, die Mykenae-Cultur selbst entwickelt sich aus einer ägäisch-spätkykladisch-kyprischen heraus, so dass die Mykenäer, die Kefto, die Schardana-Arkader und Genossen, ja selbst die Hetiter als stammverwandte Völker einer Rasse und als Zweige einer grossen Völkergruppe erscheinen.

Diese frühe kyprische Kupferzeit-Cultur wanderte mit dem Kupfer am Ende der Steinzeit auf dem Wasserwege von Insel zu Insel, von Küste zu Küste, in das Innere der Länder, die Flüsse aufwärts, aber ebenso auf Landwegen etappenweise von einem Volk zum anderen, von einem Land zum anderen bis nach Portugal im Westen, bis nach der Schweiz und Oesterreich im Norden, bis nach Aegypten im Süden.

1) Zeitschrift für Ethnologie 1897, S. 279.

2) Wir sahen, dass Sargon I. und Naram-Sin, aus der babylonischen Dynastie der Könige von Accad oder Agade, um 3000 v. Chr. oder früher Cypern eroberten und vorübergehend beherrscht haben müssen.

Was erhielten die Kyprier nun als Gegenwerth bei dem Tauschhandel mit Kupfer, während der reinen Kupferzeit, ehe das Zinn entdeckt und ehe die Erfindung der Bronze gemacht war? — Die Gräberfunde geben uns darüber Aufschluss. Die Kyprier, denen die Natur ein überaus fruchtbares, wild-, wald- und wasserreiches Land gegeben hatte, tauschten ihr Kupfer gegen das ihnen von der Natur versagte Silber ein; sie theilen die ausgesprochene Vorliebe für Silber mit den Hetitern[1]) und konnten es von Klein-Asien, Ungarn, Griechenland und Spanien erhalten. Nach den Keilschrift-Briefen Tell-el-Amarna's, zur Zeit Amenhotep's III. und IV. um 1400 v. Chr., tauschen die kyprischen Könige aber auch ihr Kupfer in Aegypten nicht gegen Gold, wie die Könige von Babylon, Assyrien und Mitani, sondern gegen Silber ein. Das frühe und schon ziemlich häufige Auftreten des Silbers auf Kypros (im 4. Jahrtausend v. Chr., oben S. 336), das von den Gebr. Siret in Südost-Spanien entdeckte ebenso frühe Vorkommen von Silber mit gleichzeitiger Ausübung des Silber-Bergbaues, andererseits das Fehlen des Silbers in der Stein-, Kupfer- und frühen Bronzezeit Mittel- und Nord-Europas, weisen wiederum auf einen uralten See-Verkehr zwischen den Küsten- und Insel-Bevölkerungen der Mittelmeer-Länder vom äussersten Osten (Kypros) bis zum äussersten Westen (pyrenäische Halbinsel) hin. Ja, das — bis auf die sporadisch und gerade in Remedello (wo wir die vielen Beziehungen zu Cypern haben, vergl. oben S. 314) auftretende, bisher bekannte einzige Ausnahme eines Silbernadel-Fundes[2]) — vollkommene Fehlen des Silbers in Italien während der Bronzezeit weist auf einen See-Verkehr der alten Kyprier und Hissarliker mit der pyrenäischen Halbinsel hin, bei dem nur Kreta, die griechischen Inseln, Sicilien (vgl. oben S. 368) und die Balearen angelaufen wurden. Die Kyprier und Hissarliker holten ihr vieles Silber (mit dem Zinn) zuerst von der pyrenäischen Halbinsel.

Das Gold, das in Cypern in vormykenischer Zeit so spärlich in den Gräbern zu finden ist, wird erst durch die Mykenäer selbst, die es theils von Aegypten, aus dem Lande Ophir (Zimbabye in Central-Africa), theils von Phrygien, theils aber auch schon aus Siebenbürgen erhalten, in grösseren Mengen zur Insel, und wie wir gleich sehen werden, durch Zwischenhandel von Volk zu Volk nach Mittel- und Nord-Europa, besonders nach Böhmen, der Provinz Sachsen, Jütland und den britischen Inseln (Irland) gebracht.

Die Entdeckung des Zinns und die Erfindung der Bronze ändern wieder die Handelswege in unserem Cultur-Bezirk. Zum Kupfer- gesellt sich der Zinn-Handel.

Woher erhielten nun die Kyprier und andere Völker des Orients, die Griechen, die Völker Klein- und Vorder-Asiens, die Aegypter, wie die Occidentalen das Zinn? Es kommen da nur drei sichere Bezugsquellen in Betracht: England, Spanien, und die Gegend des Erz- und Fichtel-Gebirges. Wir müssen das Zinn unbedingt in immerhin grösserer Nähe suchen und dürfen nicht, in die Ferne nach Ost-Asien schweifend, an Malâka- oder Banka-Zinn denken.

Denn da, wie wir S. 359 sahen, die Aegypter schon in Hieroglyphen-Texten, die älter als die Pyramiden sind, Kunde von fernen Völkern am Kreise des grossen Meeres hatten; da die ältesten polychromen, sogenannten ägäischen Thongefässe nach Flinders Petrie und Maspero (oben S. 359, Anmerk.) bis in die Zeit um 3200 v. Chr. hinaufgehen dürften; da Hissarlik mit Sicilien (vgl. oben S. 368) um dieselbe Zeit sicher in Verbindung stand, und die Male derselben hissarlikisch-

1) Vergl. oben S. 336.

2) Silber-Nadel abgebildet in Montelius „La civilisation primitive en Italie“, Taf. 76, Fig. 13, wieder erwähnt von Montelius, Archiv für Anthropologie 1897, S. 31.

kyprischen Periode, bezw. deren Einfluss in Südost-Spanien zu derselben Zeit nach den Gebr. Siret[1]) bemerkbar wird, so sind wir auch berechtigt, Spanien als den Herkunftsort des Zinns in den ältesten kyprischen, ägyptischen und sonstigen morgenländischen Bronzen anzusehen.

In Klein-Asien oder Persien sind ebenso wenig Reste antiker Zinn-Minen, wie überhaupt noch keine Zinnerz-Lager entdeckt. — Doch wozu auch! —

Wie wir gleich sehen werden, kommt Ost-Spanien (bezw. auch Portugal[2]) in erster, die theils zu Böhmen, theils zu Bayern, theils zum Königreich und theils zur Provinz Sachsen gehörende Gegend des Fichtel- und Erz-Gebirges in zweiter, England in dritter Linie in Betracht. Ja, von Ost-Spanien konnten sich die Küsten- und Insel-Völker auf dem Seewege in sturmfreien Sommer-Monaten das Zinn (bezw. auch das Silber) selbst holen, sobald erst einmal die Schifffahrt mehr ausgebildet war[1]). Wenn also die frühe kyprisch-hissarlikische oder die uralte thrakisch-protoägäische Cultur gerade ihre Male, wie ihren Einfluss im westlichen Theile des Mittelmeeres zurückgelassen hat, in Italien auf den im Wege nach Ost-Spanien liegenden Inseln, wie Sicilien, Capri[3]) und Sardinien, endlich auf den Balearen, dann in Spanien und Portugal selbst (und gerade, wie S. Reinach p. 548 u. 564 schon richtig bemerkt, viel zahlreicher und allgemeiner als die Mykenae-Cultur), so ist das einfach die Folge des frühen, schon in die Zeit um 3500 v. Chr. zurückgehenden Zinn-Handels (bezw. auch des fast ebenso alten Silber-Handels). Denn so weit, wenn nicht weiter zurück, dürfte, wie wir sahen, das erste Auftreten der Bronze in Aegypten liegen, und auf Cypern sprechen alle Anzeichen dafür, dass Bronze, wenn auch schwach zinnhaltige, schon zu derselben Zeit im Gebrauch war oder gar, wie auch G. Sergi will, in Cypern zuerst erfunden und erst nach Aegypten gebracht worden ist.

Der frühe, zuerst von mir und dann von Dümmler[4]) nachgewiesene Verkehr zwischen Cypern und Hissarlik ist heute bekannt genug. Auch nach Ungarn sind die

1) Wir brauchen nur bei L. Siret's in Spanien gemachten grossartigen Funden (L'Anthropologie 1892, p. 385 und Revue des questions scientifiques 1893, p. 489 u. folg.) aus vormykenischer, kypro-hissarlikischer und kypro-kykladischer Zeit dieselben seefahrenden Händler, die das Zinn von der pyrenäischen Halbinsel in der Zeit von 3500—2000 oder 1600 v. Chr. holten, als Zwischenträger anzunehmen, mögen es nun die Kyprier oder die Hissarlik-Bewohner selbst oder andere ägäische Stämme gewesen sein: Siret's sonstige Beweisführungen eines Einflusses vom Orient her passen Punkt für Punkt. S. Reinach, der p. 564 und 575 Siret sehr scharf kritisirt und von veritabeln Absurditäten spricht, thäte besser, die Möglichkeit dieses frühen See-Verkehrs, der sich auch umgekehrt von der iberischen Halbinsel nach Hissarlik und Kypros bewegt haben dürfte, anzuerkennen.

2) Vergl. Ed. Meyer, Geschichte d. Alterth. II, S. 144, wo er zugiebt, dass das Silber und Zinn der Pyrenäen-Halbinsel schon im 15. Jahrhundert, also in vorphönikischer Zeit nach dem Osten exportirt zu sein scheint. Wenn so, dann steht nichts im Wege, den Beginn dieses Zinn-Handels (bezw. auch des Silber-Handels) um ein bis zwei Jahrtausende weiter zurückzuverlegen.

3) Staunen erregt ein Vergleich der frühen kyprischen bronzezeitlichen Thongefäss-Gattungen, besonders der mit eingeritzten Ornamenten, mit den Funden aus der Grotta delle Felci, die auf Capri unter dem Monte Salaro entdeckt worden ist und deren im Bullettino di Paletnologia Italiana 1890, p. 178 u. folg. mit Tafel VI—VIII publicirte Funde in die Steinzeit gehören. Deshalb dürfte die von Virgil (Aen. VII, 733) mitgetheilte Besiedelung Neapels von dem prähistorischen steinzeitlichen Capri aus (das unter Kaiser Tiber zu einer so traurigen Berühmtheit gelangte) nicht von der Hand zu weisen und Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, S. 473 zu berichtigen sein.

4) Ed. Meyer, Gesch. d. Alterth. II, S. 121.

Donau hinauf, offenbar schon sehr früh, kyprische Kupfer-Gegenstände, Meissel und Dolche gewandert, die daselbst zahlreich gefunden worden sind. Weiter die Donau hinauf waren schon ebenso in der Kupferzeit die Erzeugnisse kyprischer Kupfer-Schmiede nach Ober-Oesterreich, nach dem Mondsee, von da theils weiter nach der Schweiz, theils, auf die Moldau übergehend, in die Elbe hinein und diese hinauf ins Herz von Deutschland gelangt. War erst einmal das Zinn im Fichtel- und Erz-Gebirge entdeckt, so ergab sich der Kupfer- und Zinn-Tauschhandel von selbst.

Die Keramik während der späteren Steinzeit in der unmittelbar benachbarten Provinz Sachsen (in Kötschen bei Merseburg, wo aber auch Bronze-Gegenstände gefunden sind), die schwarzen Gefässe von eleganter Amphorenform[1]) (im Berliner Museum für Völkerkunde, Kat.-Nr. 1143—1189, 1150—1153) mit horizontal durchbohrten, röhrenförmigen Löchern (auf Cypern am Ende der Bronzezeit, sowie

1) Wie das am Mondsee in eingeritzter Technik nachgebildete kyprisch-rhodische Schleifen-Ornament der gräco-phönikischen Zeit (vgl. oben S. 65, Fig. XIII, 4 und S. 354, Anm. 4) darthut, dass die dortige Stein- und Kupferzeit-Cultur, wie sie Much fand, zeitlich mit dem ersten Abschnitt der cyprischen Eisenzeit-Cultur zusammenfallen muss, so weisen die eleganten Amphoren-Formen der Gefässe von Kötschen bei Merseburg, mit denen sogar noch Feuerstein-Messer vorkommen, auf ein ähnliches Verhältniss hin. Wir finden diese Amphoren-Formen auf Kypros (vergl. oben S. 63, Fig. XII, 10 und C. M. C., Taf. V, 1128, 1140, 1141 und 1157) erst am Ende der Mykenae- und im ersten Abschnitt der gräco-phönikischen Eisenzeit. Aehnliches beweisen die von S. Reinach (Chroniques d'Orient II, p. 169) an der Hand von vier Abbildungen angestellten Vergleiche zwischen einer Thonscherbe von Mykenae, einer Vase aus einem Dolmen von Quiberon, einer Vase von Guben (Abbildung nach den Verhandl. d. Berl. Gesellsch. XXIV, S. 275) und einem Stück gravirten Granits von Gavr'inis (Morbihan). Auf allen vier Denkmälern, in Mykenae aufgemalt, in Quiberon, Guben und Gavr'inis eingeritzt, sehen wir das ausgebauchte Halbkreis-Ornament, bei dem, wie bei concentrischen Kreisen, eine grössere Anzahl von ausgebauchten Kreis-Segmenten, klein beginnend und grösser werdend, ineinandergezeichnet sind. Dieses Ornament ist zwar in der mykenischen Keramik häufig, aber noch viel häufiger in der frühen kypro-gräcophönikischen Keramik (vergl. z. B. Goodyear, Grammar of the Lotus, p. 298, Fig. 153, Taf. XLVII, 8—10, 12—14; XLVIII, 1, 3, 5, 6, 11, 12, 15—17), so dass man sich wiederum, wie bei den Rosetten und Malteser-Kreuzen (vgl. oben S. 372), fragt, ob nicht dieses Ornament von der kypro-gräcophönikischen Keramik in die mykenische überging, statt umgekehrt? (Vergl. auch Goodyear p. 300.) Sei dem, wie da wolle, jedenfalls ist auch diese mykenisch-kyprische Zierform erst am Ende der Bronze-, bezw. Beginn der Eisenzeit (wie das Schleifen-Ornament nach dem Mondsee, die Amphoren-Formen nach der Provinz Sachsen) nach Quiberon, Guben und Gavr'inis gewandert, wo sie nun mindestens um 1000 v. Chr., bezw. um das erste Viertel des ersten vorchristl. Jahrtausends datiren. S. Reinach, der sich in eine uralte pelasgisch-hetitische Urzeit, die von Mittel- und Nord-Europa ausgegangen sein soll, verbohrt hat, erblickt dagegen in diesen Vorkommnissen die Ausbreitung der pelasgischen Civilisation vom Occident nach dem Orient, die sich erst an Ort und Stelle (also im Orient) in der Verfallzeit orientalisirt habe (sic!, vgl. auch R. p. 566, wo er sich fast wörtlich wiederholt). Auch greift R. (p. 560) Flinders Petrie an, der bereits mit vollem Recht die ägyptische Bezugsquelle des Zinns in Sachsen gesucht und natürlich nicht, wie R., den viel älteren Zinn-Handel mit dem viel jüngeren Bernstein-Handel verquickt hat. Auch dem berühmten Erforscher des alten Aegyptens, Hrn. Flinders Petrie, gebührt das Verdienst, zuerst auf den frühen und von ihm zuerst ägäisch genannten Verkehr der Griechen mit Aegypten, welcher die mykenische Periode einleitete, hingewiesen zu haben, und S. Reinach thäte besser, denselben rückhaltlos anzuerkennen und zuzugeben, dass, soweit überhaupt ein Einfluss bemerkbar wird, der Orient (Griechenland mit eingeschlossen) von der Urzeit an den Occident im Laufe der Jahrtausende beeinflusste, bald hier bald dort, bald schwächer und bald stärker, wie es hauptsächlich der Handel mit Metall, Bernstein und Elfenbein mit sich brachte.

in Hissarlik und in Aegypten beobachtet und eingeritzten, weiss ausgefüllten Ornamenten, eine schlagende Parallele zur späten cyprischen Bronzezeit, bestätigen gleichsam urkundlich diesen Zinn- und Kupfer-Handel zwischen Kypros einerseits und der Gegend des Fichtel- und Erz-Gebirges andererseits.

Sobald dann natürlich näher liegende Kupferlager, wie das vom Mitterberge in Ober-Oesterreich, bergmännisch ausgebeutet wurden, fiel wohl der Kupfer-Handel von Cypern her weg, aber nicht der Zinn-Handel nach Cypern.

Möglich ist ja, dass auch englisches Zinn in sehr früher Zeit durch den Zwischenhandel, erst über den Canal oder die Nordsee und dann die grossen Flüsse entlang, theils über Frankreich, theils über Deutschland und Oesterreich, sowie die Donau-Länder, die Elbe, Moldau und Donau hinunter, an das Mittelmeer-Becken gelangt ist. Aber wahrscheinlicher ist es doch, dass das spanische Zinn und das des Erz- und Fichtel-Gebirges den Bronze-Giessern der Mittelmeer-Völker früher zugänglich war, als das englische. Den Zinn-Handel zur See haben die Phöniker erst viele Jahrhunderte später mit Britannien etablirt.

Die reichen, in nächster Nähe befindlichen Zinnlager Englands dagegen haben jedenfalls von Anfang an nach Skandinavien, Nord-Deutschland und Nord-Frankreich das Zinn mit dem Beginn der Bronzezeit-Cultur geliefert. Ferner sprechen zwei Gründe dafür, dass vielleicht englisches Zinn in grossem Maassstabe von den mykenischen Erz-Giessern verwandt wurde, und zwar mehr als das Zinn Spaniens, wo die Lager nicht so reich waren[1].

Es ist nehmlich durch Funde und Analysen festgestellt, dass die Mykenäer den vielen Bernstein vom Norden bekamen, wie zuerst Olshausen nachgewiesen hat[2], wobei hier unerörtert bleibt, ob es ostbaltischer oder westbaltischer oder britischer war. Das Vorkommen oder Fehlen der Bernstein-Säure ist entscheidend. Dagegen berechtigt der vorher in Aegypten und schon vor 3500 v. Chr. so viel zu Schmuck-Gegenständen verwandte sogenannte Bernstein nicht, einen Handels-Verkehr mit dem Norden zu constatiren und zu construiren, weil dieser ägyptische Bernstein, wie die Analysen bewiesen haben, nicht nordischer (überhaupt kein Succinit), sondern südlicher Provenienz[3]) und ein ganz anderes Harz-Product ist.

---

1) Die Zinn-, vielleicht auch die Silber-Zufuhr von Spanien nach dem Orient, die in vormykenischer und in vormykenisch-spätkykladischer Zeit (also in unseren Perioden I—III) die älteste, zuerst vielleicht die ausschliessliche gewesen ist, liess sicher später in mykenischer Zeit sehr nach. Denn da sich, wie wir gleich weiter erläutern, dem nordischen Bernstein (und Zinn) das mykenische Gold als Tausch-Object gegenüberstellt, müsste man doch in Italien und Spanien (wo das Gold erst im Beginn der gräco-phönikischen Eisenzeit in den Fundschichten erscheint) viele Goldfunde gemacht haben. Aber andererseits hat ebenso wenig der Verkehr zwischen den morgenländischen Völkern, welche die Träger der mykenischen Cultur wurden, und den abendländischen Bewohnern Siciliens, bezw. auch Sardiniens, der Balearen, Spaniens und der pyrenäischen Halbinsel ganz aufgehört; denn sonst könnten wir nicht in Sicilien die mykenischen Schwerter und Thongefässe, in Sicilien und Italien (Bologna, Pesaro) mykenisch beeinflusste Grabstelen, auf Mallorca die mykenisirenden bronzenen Rindsköpfe finden (vergl. oben S. 68). Dass der nah verwandte mykenische Rindskopf gerade aus Silber ist, legt uns die Vermuthung nahe, dass die Mykenäer selbst in Mykenae noch pyrenäisches Silber erhielten und verarbeiteten.

2) Der alte Bernstein-Handel der cimbrischen Halbinsel und seine Beziehungen zu den Goldfunden. Zeitschr. f. Ethnol. 1890, S. 271—299, sowie derselbe ebendas. 1891, S. 286—319.

3) Durch S. Reinach's werthvolle, aber immerhin noch lückenhafte Zusammentragung der Literatur, sowie seine leider vielfach werthlosen und unrichtigen Schlussfolgerungen bin ich, an der Hand der Fund-Statistik und der Ausgrabungen, zu einem Resultate gelangt, das, wenn auch im Einzelnen noch zu modificiren, uns in der Hauptsache vielleicht ein richtiges Bild dieser frühen, an den Kupfer-, Zinn-, Bernstein- und Gold-Handel gebundenen

Ist also S. Reinach vollkommen im Irrthum, wenn er den ägyptischen Bernstein für nordischen hält, und daraufhin einen Bernstein- und Zinn-Handel zwischen Aegypten einerseits, Nord-Deutschland und England andererseits von der Zeit um 3500 v. Chr. und früher in kategorischer Weise als absolut gesichert hinstellt, so können wir doch aus seinen Untersuchungen, unter Anwendung der nöthigen Vorsicht, nicht unerheblichen Gewinn für die Mykenae-Zeit ziehen.

Welches Volk (bezw. welche Völker) sächsisches[1]) (bezw. englisches) Zinn sowie nordischen Bernstein in einem langhaltigen Etappen-Handel mit den Trägern der mykenischen Cultur gegen Gold und andere Dinge eintauschten, wissen wir nicht. Das Wahrscheinlichste bleibt, dass sich dieser Bernstein- und Zinn-Handel in nordsüdlicher und dieser Gold- und Kupfer-Handel in südnördlicher Richtung, zwischen der mittel- und nordeuropäischen Völkergruppe einerseits und der Mykenae-Völkergruppe andererseits in einer langen gliederreichen Kette von Etappe zu Etappe vollzogen hat. Daher drangen die Mykenae-Gefässe nur bis nach Siebenbürgen vor, wo sich die Mykenae-Culturvölker wahrscheinlich auch eine neue Gold-Bezugsquelle neben den afrikanischen Ophir- und den kleinasiatisch-phrygischen Goldgruben dienstbar machten. —

Das mykenische Gold und das kyprische Kupfer gelangte so auf denselben Wegen im Tausch-Verkehr vom Süden nach dem Norden, wie das sächsische, bezw. auch englische Zinn und der nordische Bernstein (d. h. der Succinit) vom Norden nach dem Süden.

Als die an Gold so aussergewöhnlich reiche Mykenae-Völkergruppe (zuerst vielleicht durch eine zufällig nach dem Süden verschlagene Perle) den besten, goldig-klar durchscheinenden Bernstein, den ächten Succinit des Nordens kennen lernte, begann ein reger Gold-Bernstein-Handel zwischen dem Mittelmeer-Becken und Nord-Europa. Derselbe schlug den bequemsten Wasserweg vom Schwarzen Meere über die Donau-Moldau-Elb-Strasse ein, die ausserdem bereits des Zinn-Handels wegen bekannt war. Fliesst doch die Elbe direct durch den Zinnminen-District des Fichtel- und Erzgebirges und mündet sie doch dort an der Nordsee, wo die Händler sowohl den Jütland-Bernstein, wie auch den Bernstein und das Zinn der britischen

---

Culturströmungen zwischen Morgen- und Abendland, dieses Fluxes und Refluxes vom Osten und Süden nach dem Westen und Norden, sowie umgekehrt, giebt. R., dem Olshausen's grundlegende Arbeiten über den Bernstein entgangen sind, stützt seine seltsame Theorie über den Ursprung einer „primitiven neolithischen Civilisation, die, wie vom Mittelpunkte einer Sonne, von Central- oder Nord-Europa aus nach allen Seiten hin ausgestrahlt sei" (R. p. 565), in erster Linie auf den Bernstein- und Zinn-Handel, vor Allem aber auf den Handel mit Bernstein, den die Aegypter schon um 3500 v. Chr. von der Ostsee erhalten haben sollen (R. p. 532, 533, 535 und a. a. O.). Dieses Haupt-Argument R.'s muss also, weil unrichtig, fallen. Ebenso unrichtig ist in Folge dessen die von R. (p. 535) versuchte Minimal-Datirung nordeuropäischer Dolmen um 4000 v. Chr., weil man in denselben noch keinen Bernstein gefunden habe (sic!). Aus demselben Irrthum resultirt die zu hohe Datirung der europäischen Bernstein-Funde und der europäischen Kupfer- (bezw. Bronze-) Zeit, die er (p. 535) um 4000 v. Chr. beginnen lässt (sic!). In Folge desselben Fehlschlusses setzt er das Ende der reinen Steinzeit in Europa mindestens um 3000 v. Chr. an, glaubt aber, er bleibe noch unter der Wahrheit (sic!). Ebenso unrichtig hat R. den Bernstein-Handel mit dem vielleicht ebenso alten Zinn-Handel identificirt, und nach ihm sollen die Aegäer schon im 4. vorchristl. Jahrtausend den Bernstein- und Zinn-Handel zwischen Central-Europa und dem östlichen Mittelmeer-Gebiet vermittelt haben (sic!). Der Zinn-Handel ist aber sicher in den Mittelmeer-Ländern und in Aegypten um ein bis zwei Jahrtausende älter, als der Handel mit nordischem Bernstein.

1) Der Kürze halber spreche ich nur von sächsischem Zinn, in welches ich mir das Zinn beider Gebirge, des Erz- wie des Fichtel-Gebirges, eingeschlossen denke.

Inseln in fast unmittelbarer Nähe vorfanden. Ja, das sächsische Zinn ist sicher schon in vormykenischer Zeit geholt worden, denn darauf deuten die Einflüsse der kyprisch-hissarlikischen Keramik und die Kupfer-Bronzefunde kyprischer Provenienz oder kyprischer Form in den Steinzeit- und Bronzezeit-Gräbern der Provinz Sachsen.

Das Fehlen und Auftreten des Goldes und des Bernsteins in der Fundstatistik beweist ferner, dass mehr westbaltischer, bezw. sogar britischer, dagegen viel weniger ostbaltischer Bernstein nach dem Mittelmeer-Gebiet verhandelt worden sein muss. Denn der Hauptstrom der goldenen Noppenringe[1]) ergiesst sich von Oesterreich-Ungarn[2]) die Elbe abwärts nach der cimbrischen Halbinsel. Die Haupt-Goldfunde aus der frühen Bronzezeit finden sich in Mittel-Deutschland an derselben Strasse in der Gegend von Merseburg, Halle und Magdeburg[3]) und stehen in Verbindung mit dem Gold-Bernstein-Zinn- (bezw. Salz-) Handel. Die in die Elbe sich ergiessende Saale entspringt im Fichtelgebirge und fliesst durch Merseburg und Halle-Giebichenstein, bezw. an ihnen vorüber. Magdeburg liegt an der Elbe selbst.

Goldene Noppenringe sind ausser in der Provinz Sachsen in Meklenburg, Pommern und im östlichen Jütland gefunden.

Mit dem Bernstein-, bezw. auch mit dem Zinn-Handel stehen dann wieder die reichen und schönen Goldfunde der dänischen und britischen Inseln in zweifelloser Beziehung. Man sieht förmlich, wie für Bernstein und Zinn das Gold und die abgewogene Goldschmuck-Bronze, das älteste Geld, gegeben wurde.

Die goldenen Spiral-Ringe IIG Olshausen's (vergl. Verhandl. 1890, S. 281) finden sich ebenso während der Bronzezeit in den sächsischen Landen, Meklenburg, Pommern und auf der ganzen cimbrischen Halbinsel, ferner in den an die sächsischen Lande angrenzenden Provinzen Brandenburg und Schlesien mit vereinzelten Ausläufern nach Mainz, der Schweiz, dem südlichen Frankreich und Italien.

Goldene Spiral-Ringe mit Anschwellungen ganz identischer Form und Art kommen nun in Siebenbürgen und in der zweiten Stadt von Hissarlik vor. Olshausen hat in den Verhandl. 1886 die vielen Beziehungen zwischen Siebenbürgen und der zweiten Stadt von Hissarlik (S. 492 und 493) mit der ihm eigenen Gründlichkeit zusammengestellt, so dass man schon mit Bestimmtheit einen Verkehr zwischen Hissarlik und Transsilvanien in vor-mykenischer und vor-spätkykladischer Zeit, in der kyprisch-hissarlikischen, hetitisch-phrygischen Zeit so gut wie zwischen Hissarlik und Sicilien annehmen muss. Bekamen die Hissarliker von Cypern ihr Kupfer, von der pyrenäischen Halbinsel ihr Zinn und Silber, so von Siebenbürgen so gut, wie aus Phrygien ihr Gold. Erst später kommt auch mykenisches Gold, das ägyptischer, bezw. simbabyischer (Ophir-) Provenienz ist, vom Süden.

Wir haben, so dächte ich, die Haupt-Handelsstrasse des Gold- und Bernstein-Handels erkannt, von dem die übrigen Theile Europas, Italien mit einbegriffen (bis zur gräco-phönikischen Zeit, wo die geschäftigen Sidonier auftreten), unberührt blieben. In Italiens Terramaren finden wir die ersten Spuren von Bernstein, der aber erst in der Fundschicht von Chiusi und Cervetri (besonders in dem Regulini-Gelassi-Grabe), also in gräco-phönikischer Eisenzeit, zugleich mit dem Golde (das ebenfalls vorher in Italien fehlt) häufig wird.

Wenn der Bernstein in Ungarn bisher ganz fehlt, so können theilweise die schlechte Schiffbarkeit der Donau, die Stromschnellen am Eisernen Thore daran Schuld gewesen sein, so dass der Bernstein- wie der Goldhandel von Böhmen etwa über Galizien nach Siebenbürgen und von da direct naeh dem Schwarzen

1) Noppen-Ringe auf Cypern vgl. oben S. 335.

2) Wo sie nach Olshausen erfunden sein sollen, vgl. diese Verhandl. 1890, S. 282.

3) Montelius, Archiv f. Anthropologie 1897, S. 31.

Meere gegangen ist, oder aber, das damals in Ungarn sesshafte Volk fand keinen Gefallen am Bernstein. Auf Cypern kommt und geht der Bernstein auch mit der Mykenae-Zeit und wird in der gräco-phönikischen Zeit sehr selten.

Ferner ist das Fehlen des Bernsteins in so vielen anderen Ländern der Stein- und Bronzezeit, besonders in Süd-Europa, die Folge der weiten Entfernung von der grossen Handelsstrasse dieses vielgesuchten Erdharzes.

In anderen Fällen, z. B. in Schweden, tritt der Bernstein während der dritten Periode der Steinzeit auf und verschwindet in der vierten; in Ober-Bayern zeigt er sich in den Gräbern der älteren und fehlt in denjenigen der jüngeren Bronzezeit. Der Werth des Bernsteins war durch die vermehrte Nachfrage so gestiegen und er wurde im Süden so gut bezahlt, dass die Bernstein producirenden Länder ihn weder selbst benutzten, noch an schlecht zahlende Länder der Nachbarschaft abgaben.

Dagegen ist der Bernstein in den Bronzezeit-Gräbern Böhmens häufig und in denen Sachsens selten, weil in diesen Ländern durch den Zinn-Handel viel verdient, auch Zinn gegen Bernstein ausgetauscht wurde.

Dass die bedeutendsten mitteldeutschen Goldfunde in der Nähe der Zinn- und Salz-Bergwerke in der Gegend zwischen Magdeburg und Merseburg gemacht werden, die den reichsten Boden Deutschlands (die „goldene Aue") besitzt, und dass wir bei Giebichenstein goldene Noppen-Ringe, kyprische Schleifen-Nadeln und Kupfer-Meissel, bei Merseburg, Magdeburg, auch in Thüringen die merkwürdige, noch steinzeitliche, der kyprischen ähnliche Keramik finden, ist der klarste Beweis, dass wir uns an der Stelle eines wichtigen Handels-Emporiums für Gold, Zinn und Bernstein befinden.

Auf diese Weise erklärt sich auch das Zusammentreffen, bezw. die Wechselwirkung des Gold- und Bernstein-Handels an der Hand einer umfangreichen Fund-Statistik, wie sie zuerst Olshausen in seinen grundlegenden Untersuchungen zusammengestellt hat, die ich so eben zu completiren und weiter auszunutzen im Stande war.

Auf diese Weise erklären sich die in Thrakien und Siebenbürgen gefundenen mykenischen Vasenscherben, die Nachbildungen und Umbildungen der kyprisch-mykenischen Schwerttypen in Europa von Ungarn an bis hinauf nach Skandinavien.

Durch die Steigerung dieses Handels zwischen der Mykenae-Gruppe einerseits, Mittel- und Nord-Europa andererseits erklärt sich auch die Verminderung des Zinn- und Silber-Handels zwischen Mykenae und der pyrenäischen Halbinsel und die daselbst im Verhältniss zur vor-mykenischen Zeit in weit geringerer Anzahl entdeckten Reste mykenischer Cultur und mykenischer Cultur-Einflüsse, obwohl sie auch da, wie die Funde auf dem Seewege dahin auf Kreta, Sicilien, Sardinien und den Balearen beweisen, nicht ganz aufgehört haben.

Die homerischen Nachrichten vom goldreichen Mykenae noch weit hinter sich lassend, ist uns in den Funden auf griechischem Boden, besonders in Mykenae und Vaphio, neuerdings nun aber auch auf Kypros eine qualitativ und quantitativ überreiche Denkmäler-Masse an Gold-, Silber- und Bronze-Gegenständen, an geschnittenen Steinen, ächtem und unächtem Blaustein, Lapislazuli und künstlichem Kyanos, an Bernstein und Elfenbein, an imposanten Steinbauten und Steinreliefs, sowie an Wandmalereien und keramischen Erzeugnissen erstanden, dass wir uns gar nicht wundern dürfen, wenn ein Reflex dieser ans Märchenhafte grenzenden mykenischen Luxus-Periode nach dem Norden drang und sich, wie Undset so vortrefflich zuerst ausführte (zwar ohne noch den Zusammenhang, wie ich ihn heute geben kann, zu erfassen), in der frühen Bronzezeit Mittel- und Nord-Europas wiedergespiegelt. Undset schrieb in dieser Zeitschrift, Bd. XV, S. 217 folgendermaassen[1]):

1) S. Reinach hat p. 548 eine wörtliche Uebersetzung dieses Passus gebracht, den er aber nur benutzt, um gegen Undset in irrthümlicher Weise zu polemisiren.

„Es besteht ein merkwürdiger Parallelismus zwischen der mykenischen Culturgruppe in der griechischen Welt und der älteren nordischen Bronzezeit: auf beiden Gebieten tritt eine glänzende, reiche Cultur mit grossen technischen und künstlerischen Mitteln auf..... Ob und wie ein innerer Zusammenhang zwischen diesen Parallelen stattfindet, können wir noch nicht darlegen. Aber einige Facta können doch hervorgehoben werden: wie noch in homerischer Zeit Thrakien eine ganz andere Rolle spielt, uns als ein ganz anderes Culturland entgegentritt, als in der späteren historischen Epoche, wo es halb Barbarenland geworden; wie Scherben mykenischer Thongefässe in Thrakien und selbst in Siebenbürgen gefunden werden; wie die drei Alterthumsgruppen, innerhalb welcher die Spiral-Ornamentik eine Hauptrolle spielt, gerade die Mykenae-Gruppe, die ungarische und die nordische Bronzezeit sind; wie in der Ornamentik dieser Gruppen schlagende Detail-Uebereinstimmungen sich wiederholen."

Den Luxus des nordischen Bernsteins haben sich nun in der That um die Mitte und in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, soweit heute die Analysen ein Urtheil zulassen, unter den Mittelmeer-Völkern nur die Träger der mykenischen, und nach ihnen, bezw. noch neben ihnen die Träger der gräco-phönikischen Cultur gestattet.

Neben dem Bernstein wurde das Elfenbein beliebt, und diese beiden Epochen (bezw. die Epoche, die ich als Epoche VI bezeichnete und in die Zeit von 1200 bis 900 v. Chr. gelegt hatte, in welcher Spät-Mykenisches und Früh-Gräcophönikisches nebeneinander und zugleich das homerische Zeitalter bestand) excellirten in den herrlichsten Elfenbein-Schnitzereien (vergl. oben S. 310). Kypros muss damals (d. h. schon um 1500 v. Chr.), wie ich auch schon oben S. 380 darlegte und wie die Funde und die historischen Denkmäler beweisen, eine besonders berühmte Elfenbeinschnitzerei-Schule gehabt haben, weshalb auf den Annalen-Denkmälern Thutmosis' III. besonders der elfenbeinernen Geschenke des kyprischen Königs gedacht wird.

Fig. XXXII.



Wo das Elfenbein herkam, wissen wir nicht genau. Es könnte mesopotamisches sein, wenn die Angabe begründet ist, dass im hohen Alterthume daselbst noch Elephanten-Heerden vorkamen. Sonst ist wohl eher innerafrikanisches, als innerasiatisches Elfenbein verarbeitet. Vielleicht importirten die Kyprier von den Aegyptern und Assyrern die Elfenbein-Zähne und fertigten daraus ihre vielgesuchten Elfenbein-Schnitzereien, die sie dann, wie den Bernstein-Schmuck, nach Aegypten, Assyrien, Phönikien und nach vielen Ländern Europas durch phönikische Zwischenhändler (ganz am Ende der mykenischen und in nachmykenischer gräco-phönikischer Zeit) zum guten Theil exportirten, wodurch auch den Sidoniern Homer's und ihrem Handel der ihnen zukommende Platz eingeräumt wird.

Andererseits dürfen wir heute nicht einmal die Palme, die mit dem Elfenbein, bezw. auf dem Elfenbein abgebildet erscheint, den Phönikern als einen specifisch phönikischen Import lassen: denn die Mykenäer bringen sie. Dieselben, gut realistisch auf dem Vaphio-Becher dargestellten mykenischen Palmen finden sich auf der oben S. 50, Fig. IV, 2 abgebildeten mykenisch-kyprischen Kugelbauch-Vase (Original in Leipzig) unter den Henkeln wieder, von der ich hier in Fig. XXXII eine gute Seiten-Ansicht darbiete.

XXIX. Schlusswort.

Wir haben einen langen Zeitraum durchschritten, dessen Beginn wir nur ganz approximativ in dieselbe graue Urzeit zurückverfolgen konnten, in welche die Cultur-Anfänge an den Ufern des Nils, des Euphrats und des Tigris zurückgehen. Wir sehen, wie conservativ die Kyprier am Althergebrachten und Alterthümlichen festhielten[1]; aber wir mussten zugleich erkennen, dass sich logisch eine Periode aus der andern entwickelt und dass auch die Insel, auf der die Kupferzeit-Cultur zuerst im Orient erstand, am Bildungs-Processe der mykenischen, wie der hellenischen Cultur und Kunst regen Antheil nahm.

1) A. Conze's allerdings bereits 1870 in seiner Abhandlung: „Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst" Sitzungs-Berichte der philosophisch-historischen Classe der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Wien 1870, S. 534) gethaner Ausspruch, dass sich Alterthümliches in Cypern besonders lange als Fratze erhielt, muss aber heute modificirt werden. Damals wurde offenbar Conze, wie viele andere mit ihm, durch die vielen falschen Fundorts- und Fundberichts-Angaben L. P. di Cesnola's irregeleitet, von dem sich leider auch R. Virchow in seiner Abhandlung „Schädel von Assos und Cypern" hat täuschen lassen. Nach Cesnola sollen, wie Virchow S. 44 u. folg. angiebt, der eine von ihm untersuchte cyprische Schädel in einem Grabe beim Dorfe Makrastika, der andere bei Alambra gefunden sein. Die Beigaben aber, die mit den Schädeln gefunden worden sein sollen, sind theils vorgeschichtliche, theils gräco-phönikische, theils hellenistische, bezw. griechisch-römische und kommen nie miteinander vor. Cesnola hat sich auch hier eines groben Vergehens gegen die exacte Forschung und Berichterstattung zu Schulden kommen lassen, das um so mehr zu bedauern ist, als dadurch eine Autorität wie Virchow, irregeleitet worden ist *). Hier sei schliesslich noch erwähnt, dass auch W. M. Müller's werthvolles Buch „Asien und Europa nach ägyptischen Denkmälern", das viel angezogen wurde, nur mit Vorsicht benutzt werden darf, wie Maspero, Steindorff u. A. in ihren Recensionen dargelegt haben. Als ich den Autor kurz nach dem Erscheinen des Buches 1893 in Philadelphia kennen lernte und er von mir über die kyprischen Forschungen, die ihm z. Th. ganz entgangen waren, in meinen Vorträgen und im Zwiegespräch unterrichtet wurde, gab er seinem Bedauern Ausdruck, Cypern und mich so schlecht behandelt zu haben. So behauptete er in seinem Buche: „Die bis jetzt entdeckten kyprischen Denkmäler gehen nirgends (von einer kleinen fraglichen Ausnahme abgesehen) über die assyrischen Gross-Könige zurück" (was schon Steindorff gerügt hat). Ferner werden S. 345 meine Forschungen arg mitgenommen: „Die Schlüsse Max Ohnefalsch-Richter's (Z. f. Assyr., S. 365) auf „arische Ur-Kyprier" widersprechen allen ethnologischen Forschungen. Uebrigens beruhen sie nur auf dem unseligen Systeme, hinter den ältesten datirbaren Denkmälern aus ein paar ungeschickten Arbeiten eine „Entwickelungsperiode" zu construiren, dahinter dann die obligate „Steinzeit". — Ich möchte wissen, was heute W. Max Müller nach der Entdeckung der Stein- und Kupferzeit in Aegypten sagen wird. — Schliesslich muss ich noch den mir von Hrn. S. Reinach p. 563 seiner Chroniques d'Orient II zu Theil gewordenen Vorwurf betreffs des Einflusses der babylonischen Cultur auf die kyprisch-vorgeschichtliche (vergl. oben S. 72) zurückweisen, der aus meinen in den Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft 1890, S. 94 und in der Berliner „Nation" 1891, S. 602 niedergelegten Erörterungen mich des vollkommenen Widerspruches bezichtigen will. — Diese scheinbaren Widersprüche lösen sich, wenn man näher zusieht. — Wie steht es dagegen mit S. Reinach's „Mirage Oriental", über welches Werk sich auch Hoernes in seinem „Problem der mykenischen Cultur" (Globus 1895, S. 160—161) dahin äussert: „Reinach hat ein im Grossen und Ganzen gut erkanntes Verhältniss einfach auf den Kopf gestellt."

*) Es scheint, dass Hr. Ohnefalsch-Richter, als er diese Worte schrieb, meine Original-Abhandlung nicht zur Hand hatte. Ich habe die Zweifel, welche ich in Bezug auf die Beigaben hatte, nicht verschwiegen (Alte Schädel von Assos und Cypern, 1884, S. 47, 54): über die Schädel könnte ich mich auch heute nicht vorsichtiger aussprechen, als es damals geschehen ist (vgl. S. 50).

[R. Virchow nach Kenntnissnahme der früher nicht vorgelegten Anmerkung.]

Ich weiss diese Abhandlung nicht besser zu schliessen, als mit dem Wiederabdruck des Schlusspassus aus meinem 1891 in der „Nation" publicirten Aufsatze über Cyperns Cultur im Alterthume:

„Cypern hat als das mächtigste Bindeglied in der Cultur-Entwickelung der arischen und semitischen Völker im Orient gedient, als Vermittler zwischen Morgen- und Abendland. Aber gerade weil das Eiland eine Brücke für alle war, erblühte hier weder eine Cultur wie in Aegypten, noch wie in Mesopotamien oder in Syrien, Klein-Asien und Griechenland. Die culturgeschichtliche Bedeutung der Insel wird in der angedeuteten Ausdehnung und Einschränkung durch zukünftige Ausgrabungen erheblich wachsen."

Dass es so gekommen ist, haben die Ausgrabungen seit 1891 gezeigt, zu denen auch ich, unterstützt von Allerhöchster Seite, Sr. Maj. dem Kaiser, sowie von Seiten der Rudolf-Virchow-Stiftung, beitragen konnte, während 1889 meine Ausgrabungen im Auftrage der Königl. Berliner Museen vorangegangen waren. —

(15) Hr. F. v. Luschan zeigt

sichelartige Hau-Messer aus Kärnthen und aus Lykien.

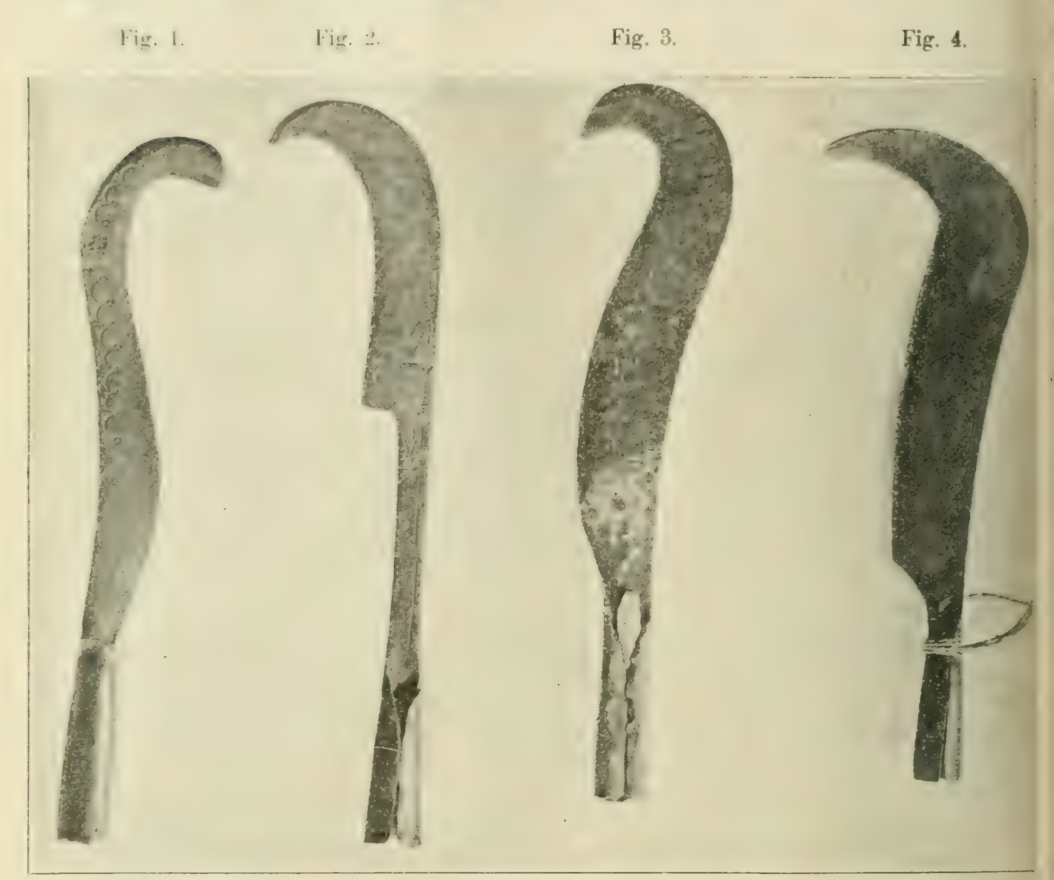
Das unter Fig. 3 abgebildete Stück ist typisch für ein Geräth, das gegenwärtig in Kärnthen sehr verbreitet ist. Es dient zum Abhacken von Zweigen und Aesten, sowohl bei den gewöhnlichen Wald-Arbeiten als auch ganz besonders zum „Schnatteln" der Bäume für die Gewinnung von Stallstreu. Der gebirgigen Natur des Landes entsprechend, überwiegt nehmlich in Kärnthen die Viehzucht weit über den Ackerbau, und Stroh kann daher nur ausnahmsweise als Stallstreu Verwendung finden. Die Leute ersetzen es durch Baumzweige, wobei sie in der Wahl des Baumes nicht wählerisch sind und alles abschnatteln, was ihnen überhaupt nur irgendwie per fas et nefas erreichbar ist.

Begreiflicher Weise verdirbt dieses Verfahren nicht nur das Holz, sondern beeinflusst auch den Habitus der Bäume, so dass der Kundige schon aus dem Charakter der einzelnen Bäume erkennt, ob in einer bestimmten Landschaft regelmässig geschnattelt wird, während ich andererseits oft gesehen habe, dass fremde Botaniker, denen diese Sitte unbekannt war, sich über den eigenartigen Habitus einzelner Bäume höchlichst verwunderten.

Zu diesem „Schnatteln" nun wird in Kärnthen fast niemals ein gewöhnliches Beil verwendet, sondern immer das hier in Fig. 3 abgebildete sichelartige Hau-Messer. Es wird unter dem Namen „Laubmesser" überall von den einzelnen Dorf-Schmieden hergestellt und, soviel ich weiss, nirgends fabrikmässig erzeugt. Die ganze Innenseite ist verstählt und scharf geschliffen, der Rücken ist 6 *mm* dick, bei sehr schweren starken Stücken wohl auch etwas stärker. Die Handhabe wird dadurch hergestellt, dass das Griffende flach gehämmert und dann rund eingebogen wird. Das ganze Werkzeug liegt prächtig in der Hand und gestattet das Abhacken von selbst 3 und 4 *cm* dicken Aesten ohne jedwede Anstrengung.

Sehr zweckmässig ist auch die Anbringung eines kleinen Aststückes im Innern des Griffes, das, wie die Abbildung zeigt, so eingekeilt ist, dass es oben ein klein wenig aus der Tülle vorsieht und etwas von der Klinge absteht. Es bildet so einen Haken, an dem das ganze Geräth, wenn es nicht gebraucht wird, in den Gürtel eingehakt werden kann und so völlig sicher und mühelos getragen wird, wobei es, besonders beim Bergsteigen und Baum-Klettern, beide Hände freilässt. Das hier abgebildete Stück stammt aus einer Werkstatt in Millstatt und hat als Marke die in ein Herz eingeschriebenen Buchstaben KS und 3 Sterne. Es ist 1898 gefertigt und noch so gut wie unbenutzt.

Fig. 1 zeigt ein ähnliches Stück aus einem Bauernhofe am Mirnock, 3 Stunden von Millstatt entfernt. Es ist sehr stark abgenutzt und scheint, nach den Angaben sachverständiger Schmiede, noch aus dem vorigen Jahrhundert zu sein. Es ist durch seine schönen eingestanzten Verzierungen bemerkenswerth, war im Uebrigen aber ursprünglich dem neuen Millstätter Stücke ganz ähnlich gewesen, und sieht jetzt nur durch die starke Abnutzung etwas anders aus.



Sichelartige Hau-Messer, etwa $^1/_5$ der wirkl. Grösse.
Fig. 1 und 3 aus Kärnthen, Fig. 2 aus Lykien, Fig. 4 aus Mexico.

Hingegen ist in Fig. 2 ein solches Stück abgebildet, das aus Lykien stammt. Ueberall dort in den Gebirgs-Dörfern habe ich dieses Geräth in Gebrauch gefunden, genau zu demselben Zwecke, für den es in Kärnthen gebraucht wird. Die Aehnlichkeit der Form ist höchst überraschend und noch mehr die Thatsache, dass diese Stücke dort genau wie in Kärnthen an einem kleinen eingekeiltem Holzhaken im Gürtel eingehängt getragen werden.

Ich stelle diese beiden gleichartigen Geräthe aus Kärnthen und aus Lykien einfach einander gegenüber, ohne mich in eine weitere Untersuchung darüber einzulassen, ob wir es hier mit selbständigen Erfindungen oder mit einer directen Uebertragung zu thun haben. Für die Möglichkeit der letzteren würde jedenfalls sprechen, dass wir überall in den Alpenländern einen grossen Procentsatz von extrem hoch- und kurzköpfigen Leuten antreffen, welche von der Ur-Bevölkerung Vorder-Asiens

anatomisch nicht zu trennen sind. Ausserdem scheint es sich mehr und mehr zu bestätigen, dass auch die Brachyceros-Rasse der Alpen mit dem ächten vorderasiatischen Rind übereinstimmt.

Der besonderen Güte des Hrn. Dr. Seler verdanke ich die Möglichkeit, hier in Fig. 4 noch ein verwandtes Geräth abzubilden, das er aus Mexico gebracht hat. So wie es hier erscheint, hat es eine höchst schlagende Aehnlichkeit mit den kärnthnerischen Stücken; es wird aber nicht in der freien Hand gehalten, sondern an einem langen Holzstiel, und ist so am meisten den langen Bananen-Messern zu vergleichen, die wir von den Konde kennen. Immerhin würde auch eine directe Uebertragung eines Geräthes aus dem Orient nach dem spanischen America durchaus nicht ohne Analogie sein: Spanien verdankt ja doch überhaupt fast seine ganze moderne Cultur dem Orient, und man braucht nur ein spanisches Wörterbuch aufzuschlagen, um auf jeder Seite sprechende Beweise für den arabischen Einfluss auf die spanische Cultur zu finden; so ist *alameda = el meidân*, *patio = el fatch*, *azotea = es stah*, *azulejos = ezeleïdsch* u. s. w.

Natürlich sind alle diese in Spanien eingeführten orientalischen Cultur-Elemente von den Spaniern auch nach America überbracht worden, und so kommt es, dass wir überall im heute spanisch redenden America eine grosse Menge auch von ethnographischen Eigenheiten vorfinden, die zweifellos aus dem Orient stammen. In besonders schlagender und überzeugender Weise lässt sich das an dem Reit- und Zaumzeug nachweisen, das sogar noch in Patagonien seinen orientalischen Ursprung nicht verleugnet. —

Hr. Rud. Virchow erwähnt, dass derartige Messer in Wälsch-Tirol unter dem Namen „Weinberg-Messer" allgemein bekannt sind und auf den Märkten zum Kauf gestellt werden. —

Hr. Ed. Seler bemerkt, dass solche Messer in Mexico als „Wald-Messer" in Gebrauch sind. —

Hr. H. Busse berichtet hierzu: Im Jahre 1893 übernachtete ich, bei einer Besteigung des Ankogels aus dem Elendthal in Kärnthen in der Elendhütte, 1880 *m* hoch, der Section Klagenfurth gehörig. Dicht bei der Hütte liegt ein Jagdhaus. Ueber der Hütte hängt ein Gletscher, der stark zurückgeht und „Köhlenbrein" genannt wird. Mein Führer Kampferer aus Maltain hatte dort, wo der Gletscher abschmolz, mehrere Bronze-Werkzeuge gefunden und auch stollenartige Vertiefungen, die jedenfalls von einem in der Vorzeit betriebenen Bergwerke herrühren. Die Bronze-Werkzeuge befanden sich im nahen Jagdhaus. Darunter war ein ebenso geformtes Messer, wie die vorgezeigten. Leider konnte ich dasselbe nicht erwerben. Die Werkzeuge sollten nach Gmünd heruntergeschafft werden. —

(16) Hr. Carl von den Steinen spricht, unter Vorlage zahlreicher Objecte, über das

Stein-Geräth der Marquesas-Inseln.

Der Vortrag wird später nachgeliefert werden. —

Der Vorsitzende dankt dem Vortragenden für seine durch überraschende Fülle und Originalität ausgezeichneten Mittheilungen, die zum ersten Male die absterbende alte Cultur dieser abgelegenen Insel-Gruppe zu klarer Anschauung und vollem Verständniss gebracht haben. —

(17) Hr. Conwentz, Director des westpreussischen Provincial-Musems, übersendet zur Ansicht mittelst Schreibens aus Danzig, 17. Februar,

3 Photographien neu gefundener Gesichts-Urnen.

Dieselben sind im XIX. Verwaltungs-Bericht des Provincial-Museums für 1898 veröffentlicht worden. Hr. Conwentz hat sich bereit erklärt, Clichés einiger derselben zur Benutzung zu stellen. Bei dem grossen Interesse, welches sich an diese Art von Gefässen knüpft und welches durch die ungewöhnliche Form der neuen Gefässe noch gesteigert ist, hat die Redaction dieses sehr freundliche Anerbieten gern angenommen. Die nachstehenden zwei Abbildungen beziehen sich auf folgende Funde:

Fig. 1 aus einer Steinkiste in Lessnau, Kreis Putzig, eingegangen 1898. (Verwaltungs-Bericht S. 40, Fig. 19.)

Fig. 2 aus einer Steinkiste in Kehrwalde, Kreis Marienwerder. (Verwaltungs-Bericht S. 44, Fig. 21.)

Auch die dritte Urne stammt aus einer Steinkiste, gefunden in Liebenthal bei Marienburg, östlich von der Weichsel. eingegangen 1898. Sie hat eine ungewöhnlich gestreckte Gestalt, deren Höhe noch verstärkt ist durch einen hutartigen Deckel von fast zugespitzter Gestalt, verziert durch radiär herablaufende, fein gestrichelte Linien, die nach unten durch zwei horizontale Reihen feiner Punkte begrenzt sind. Der untere Rand ragt erheblich über den etwas verengten Hals hervor. An letzterem stehen eine feine, kurze Nase und zwei seitlich davon gelegene, plattenartige Ohren hervor. Der mässig ausgelegte Bauch ist gegen den Hals-Ansatz durch eine gekerbte Horizontal-Linie abgegrenzt; von derselben erstrecken sich nach unten bis auf eine geringe Entfernung 3 breit angesetzte und in scharfe Spitzen auslaufende Dreieck-Zeichnungen, von denen jede doppelte, gleichfalls gekerbte, schräge Seitenlinien und eine mediane, senkrecht gegen den Winkel der Spitze herablaufende, gleichfalls gekerbte Linie zeigt. Nach unten ist das Gefäss stark verjüngt und läuft in eine schmale Stehfläche aus.

Fig. 1. $^{2}/_{5}$



Gesichts-Urne aus einer Steinkiste in Lessnau, Kr. Putzig.

Die Urne von Lessnau (Fig. 1) besitzt einen flach gewölbten Mützen-Deckel mit stark überragendem, verdicktem Rande, übrigens ganz glatter Oberfläche. Sie ist verhältnissmässig niedrig, dafür aber stark ausgelegt: schon der übrigens glatte und hohe Hals ist dick und nach unten verbreitert; der durch eine tiefe Furche abgesetzte Bauch wölbt sich sofort stark aus, biegt aber bald mit grosser Wölbung nach unten um und setzt hier an eine wenig ausgedehnte Stehfläche an. Dicht unter der Grenzfurche sitzt eine grosse, fein ausgeführte Nase mit schmalem Rücken und aufgestülpter Spitze, an der sowohl die etwas angelegten Flügel und eine breite Scheidewand, als

namentlich zwei stehende, parallel angeordnete Oeffnungen sichtbar sind. Oben neben der Wurzel liegen zwei tief eingestochene, etwas unregelmässige Augenlöcher. Oberlippe und Mund sind nicht angedeutet. Seitlich findet sich jederseits eine lange, vorspringende Seitenleiste, zu ausgedehnt und zu sehr abgeplattet, um etwa auf eine Nachbildung von Ohren zu führen.

Die Urne aus dem Kehrwalde (Fig. 2) ist durch ungewöhnliche Höhe ausgezeichnet. Sie besitzt einen Stöpsel-Deckel, dessen abgeplattete Unterfläche auf den sehr glatt abgeschnittenen Rand des hohen Halses passt. Die Form des mässig ausgelegten Deckels hält gewissermaassen die Mitte zwischen einer Mütze und einem Hut: nach oben läuft dieselbe in einen Knopf, wie bei einer chinesischen Kopfbedeckung, aus: von diesem Knopf laufen radiäre Bündel eingeritzter glatter Linien, seitlich jedesmal durch eine punktirte Linie begrenzt, abwärts. Da man auf der Vorderfläche 3 solcher Bündel sieht, so ist anzunehmen, dass im Ganzen 6 angebracht waren. Gegen den Rand schliessen 3, parallel übereinanderliegende Horizontal-Linien, die aus kurzen Schrägstrichen gebildet sind, das Feld ab. Der stark aufgerichtete, nach oben verhältnissmässig enge Hals ist glatt und geht nach unten mit schneller Erweiterung in den Obertheil des Bauches über. An dem Halse sitzen ganz oben die Nase, ein Mund, zwei Augen und zwei Ohren, sämmtlich in sehr sorgsamer, zum Theil feiner Ausführung. Insbesondere zeigen die Ohrmuscheln alle Einzelheiten der Vorsprünge mit ihren Zwischenfurchen. Auch die schmale, ziemlich lange Nase hat eine so elegante Form, dass sie eine wirkliche Natur-Nachbildung darzustellen scheint: feine angelegte Flügel, schmalen Rücken, etwas abgestumpfte Spitze mit zu Tage liegenden Oeffnungen. Die sehr scharfen, genau gerundeten Augen-Oeffnungen sind von schön geschwungenen, hoch liegenden Superciliar-Bogen überdeckt. Nur der Mund macht einen etwas missrathenen Eindruck;

Fig. 2. (1/4).



Gesichts-Urne aus einer Steinkiste im Kehrwalde, Kr. Marienwerder, Westpr.

insbesondere ist die Bildung der Unterlippe undeutlich, jedenfalls ungewöhnlich gross. Es sieht aus, als hätte der Künstler an dieser Stelle die Geduld verloren. — Der sehr lange und abgeglättete Hals ist nach unten durch zwei glatte Horizontal-Furchen abgegrenzt, denen sowohl oben, als unten eine Linie aus kurzen Schrägstrichen anliegt: da auf der rechten Seite diese 3 Linien durch eine runde Einritzung unterbrochen sind, die eine kleine Platte darzustellen scheint, und da von dieser 3 punktirte Linien herabhangen, gleichsam als hätte eine Kette oder eine Franse wiedergegeben werden sollen, so wird man wohl eine Art von Halsschmuck darin erkennen müssen. Der ganze übrige Theil des Bauches ist bedeckt mit einem Strickwerk von Linien, das nur unter der herabhangenden „Kette" einen breiten Zwischenraum lässt, in welchem eine V-förmige, gleichfalls aus 3 figurirten Linien gebildete Einritzung liegt. An dem sonstigen „Strickwerk" unterscheidet man 5 oder 6, die vordere Fläche senkrecht abtheilende Einritzungen, welche durch schrägliegende, gegeneinanderstossende Einritzungen verbunden sind: ähnliche Einritzungen sind, wie die Abbildung lehrt, auch an der hinteren Fläche angebracht. Der sehr stark ausgeweitete Bauch ist mit diesen Zeichnungen bis nahe zu seinem unteren Rande bedeckt. Hier verjüngt sich der Bauch sehr schnell zu einer schmaleren Stehfläche. Ob das Strickwerk der Kleidung angehört haben soll, oder einen blossen Ueberwurf darstellt, der nach Art eines Kragens angelegt war, lässt sich nicht bestimmt erkennen: für die Annahme eines übergeworfenen Kragens spricht die Analogie anderer Urnen der Gegend. Effectiven Schmuck (Ringe, Glasperlen u. s. w.) trägt die Urne nicht; auch ist von sonstigen Schmuckgeräthen, z. B. Fibeln, nichts angebracht. Nur der Gürtel mit seiner Schliessplatte und der daranhangenden Kette(?) deutet auf eine höhere Stellung des Bestatteten oder der Bestatteten hin. Das Brust-Strickwerk könnte am ehesten auf eine Frau bezogen werden. Für eine solche scheint auch die Bildung des Gesichts zu sprechen: namentlich die Augen machen einen weiblichen Eindruck.

Vergleicht man diese 3 Urnen untereinander, so tritt die individuelle Verschiedenheit, welche in der ganzen Classe besteht, besonders stark hervor. Obgleich der Typus im Ganzen und Grossen identisch ist, so erkennt man doch deutlich, dass die ausführenden Künstler nicht nach einem einzigen Vorbilde gearbeitet, sondern mit anerkennenswerther Freiheit, je nach Bedürfniss oder Geschmack, wahrscheinlich auch je nach äusseren Anreizen und Gelegenheiten, das einzelne Geräth verschieden geformt und verziert haben. Dabei bleibt es recht bemerkenswerth, dass sie ihre Erfahrung in wirklich plastischen Thon-Gebilden fast ausschliesslich auf Reproduction einzelner Theile des menschlichen Kopfes und höchst ausnahmsweise auf die Darstellung von Extremitäten-Theilen beschränkt, dagegen die so nahe liegende Anwendung ihrer Kunst auf thierische Nachbildungen nicht gemacht haben. —

(18) Hr. Dr. J. Bohls zu Lehe a. W., Schriftwart des Heimath-Bundes „Männer vom Morgenstern", berichtet in einem Schreiben vom 4. März über

Moor-Brücken im Gebiet der Elb- und Weser-Mündung.

Es ist ihm geglückt, im Laufe des letzten Winters die Zahl der in seinem Arbeitsgebiet nachgewiesenen Moor-Brücken auf 8 zu bringen, und er hegt die Hoffnung, dass diese Zahl sich bald noch vermehren werde. In allen Fällen konnte nachgewiesen werden, dass die Brücken aus 2—3 *m* langen Eichen-Bohlen hergestellt waren. Meistens konnten auch Längs-Schwellen aufgefunden werden. Der Wasserstand erlaubt vorläufig keine weitere Forschung. Hr. Bohls würde es freudig

begrüssen, wenn ihm seitens der Gesellschaft ein Beitrag zu den Kosten gewährt würde. —

(19) Der Hr. Unterrichts-Minister übersendet unter dem 3. März die bis jetzt vorliegenden 3 ersten Nummern der seit Anfang des Jahres von der Schriftleitung des Central-Blattes der Bau-Verwaltung herausgegebenen Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ als Geschenk für die Bibliothek und stellt die Lieferung weiterer Nummern in Aussicht. —

Der Vorsitzende spricht Namens der Gesellschaft den Dank für dieses Zeichen steigender Fürsorge für die vaterländischen Denkmäler aus. —

Ausserordentliche Sitzung vom 15. April 1899.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

Hr. P. Ehrenreich spricht, unter Vorführung zahlreicher Aufnahmen mit Hülfe des Projections-Apparates, über

ethnologische Beobachtungen aus dem Westen Nord-Americas im Sommer 1898.

Neu eingegangene Schriften:

1. Issel, A., Incisioni rupestri nel Finalese. Parma 1898. (Bull. paletn. Ital.) Gesch. d. Hrn. Lissauer.
2. Delattre, R. P., Carthage. Nécropole Punique de la colline de Saint-Louis. Lyon 1896. (Missions Catholiques.)
3. Derselbe, La nécropole Punique de Douïmès, fouilles de 1893/94. Paris 1897. (Cosmos.)
4. Derselbe, La nécropole Punique de Douïmès (à Carthage), fouilles de 1895 et 1896. Paris 1897.
5. Derselbe, Découvertes de Tombes Puniques. Oran 1898.
   Nr. 2—5 Gesch. d. Hrn. Ehrenreich.
6. v. Jekelfallussy, J., Ergebnisse der in Ungarn am 31. Jänner 1893 durchgeführten Zigeuner-Conscription. Gesch. d. Königl. Ungar. Statistischen Bureaus.
7. Levi, G., Parabeln, Legenden und Gedanken aus Thalmud und Midrasch, aus dem Urtexte ins Deutsche übertragen von L. Seligmann. Leipzig 1863.
8. Brauns, D., Japanische Märchen und Sagen. Leipzig 1885.
   Nr. 7 u. 8 Gesch. des Hrn. M. Bartels.
9. de Morgan, J., Account of the work of the service of antiquities of Egypt and of the Egyptian Institute during the years 1892, 1893 and 1894. Washington 1898. (Smiths. Report.)

10. Williams, T., Was primitive man a modern savage? Washington 1898. (Smiths. Report.)
11. Fewkes, J. W., Preliminary account of an expedition to the Pueblo ruins near Winslow, Arizona, in 1896. Washington 1898. (Smiths. Report.)
    Nr. 9 u. 11 Gesch. d. Smiths. Institut.
12. Observations nouvelles sur le gisement et sur l'âge des Iguanodons de Bernissart. Bruxelles 1899. (Chronique scientifique.)
13. Dupont, E., Discours consacré à l'évolution et au phénomène de la migration. Bruxelles 1899. (Annales de la Soc. royale Malacologique de Belgique.)
14. Quelques mots sur l'évolution. Bruxelles 1899. (La Clinique.)
    Nr. 12—14 Gesch. d. Chronique scientifique.
15. Thonner, F., Im afrikanischen Urwald. Berlin 1898. Gesch. d. Verlagshandlung Dietrich Reimer.
16. Regália, E., Vi ha una coscienza e un soggetto cosciente? Firenze 1898. (Arch. per l'Antrop. e l'Etnol.) Gesch. d. Verf.
17. Salmon, Ph., L'anthropologie au congrès de Nantes (27e session de l'association française pour l'avancement des sciences). Paris 1899. (Revue de l'école d'anthrop.) Gesch. d. Verf.
18. Hausmann, R., Einige Bemerkungen über neuere Fibel-Forschung und über die Fibeln im Museum der Kaiserlichen Odessaer Gesellschaft f. Geschichte und Alterthumsk. o. O. u. J. Gesch. d. Verf.
19. Ardu Onnis, E., La Sardegna preistorica. Roma 1898. (Soc. Rom. di Antropologia.) Gesch. d. Verf.
20. Sergi, G., Crani preistorici della Sicilia. Lanciano 1899. (Atti Soc. Romana di Antrop.) Gesch. d. Verf.
21. Tappeiner, F., Die Urgeschichte der europäischen Menschheit, mit einem Blick auf die Gegenwart und die Zukunft derselben. Meran 1899. Gesch. d. Verf.
22. Stieda, L., Referate aus der Russischen Literatur. Braunschweig 1899. (Arch. f. Anthropol. Bd. 26.) Gesch. d. Verf.
23. Hirth, F., Aus der Ethnographie des Tschau Ju-kua. München 1898. (Sitzungsb. d. Kgl. Bayer. Akad. d. Wissensch.)
24. Derselbe, Syrisch-chinesische Beziehungen im Anfang unserer Zeitrechnung. Berlin 1899. (Aus Oberhummer und Zimmerer: „Durch Syrien und Klein-Asien.")
    Nr. 23 u. 24 Gesch. d. Verf.
25. Schwartz, W., Heidnische Ueberreste in den Volks-Ueberlieferungen der norddeutschen Tiefebene. Berlin 1899. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde.) Gesch. d. Verf.
26. Ploss, H. und M. Bartels, Das Weib. 6. Aufl. Liefr. 3—4. Leipzig 1899. Gesch. d. Hrn. M. Bartels.
27. Tannenberg, H.: I. Die Religions-Forschung und das historische Princip. II. Was ist Religion? Berlin-Friedrichshagen 1898. (Religionsgeschichtl. Bibliothek.) Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 29. April 1899.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Als Gast ist anwesend Hr. Dr. Kraner von Berlin. —

(2) Die Gesellschaft hat eines ihrer alten und treuesten Mitglieder, den Director der Irren-Anstalt in Görlitz, Sanitätsrath Dr. Kahlbaum in Görlitz, am 15. April durch den Tod verloren. Er hatte sich durch eigene Kraft und eine durchaus selbständige Auffassung der Geistes-Krankheiten eine sehr geachtete Stellung unter den Fachgenossen und durch eine eigene, wohl organisirte Anstalt das Vertrauen grosser Kreise der Bevölkerung gewonnen. —

Am 20. März ist in Wien unser correspondirendes Mitglied, der vormalige Director der geologischen Reichs-Anstalt und spätere Intendant des Naturhistorischen Hof-Museums, Franz v. Hauer dahingeschieden. Er hat, abgesehen von zahlreichen geologischen und paläontologischen Arbeiten, ein hervorragendes Verdienst um die Einrichtung der prachtvollen Sammlungen prähistorischer Schätze, durch welche das neue Hof-Museum einen so hervorragenden Platz unter den grossen Museen Europas erlangt hat. Bei den anthropologischen Congressen, namentlich auch bei den gemeinsamen österreichisch-deutschen Versammlungen, war er ein stetiger, sehr lieber Genosse. —

(3) Am 21. April verschied nach längerem Siechthum eines unserer alten Mitglieder, das in den ersten Jahren des Bestehens unserer Gesellschaft durch eifrige Theilnahme an den Verhandlungen zahlreiche Anregungen gegeben hat, der berühmte Geograph Heinrich Kiepert, 1818 in Berlin geboren, eine der grössten Celebritäten unserer Akademie und unserer Universität, und ein unerreichtes Vorbild in steter, auch durch weit ausgreifende persönliche Forschung gesicherter Arbeit. Alle die grossen Entdeckungen auf dem Gebiete der Geographie, welche er erlebt hat, sind durch seine Karten alsbald fixirt und verständlich gemacht worden. Sein gereiftes Urtheil wurde von jedem Forscher, der eine Entdeckungsreise plante, gesucht; er war der Berather auch der Regierung in den schwierigen politischen Fragen, welche die Neugestaltung nicht bloss der europäischen, sondern auch exotischer Länder betrafen. —

Am 18. März starb nach kurzer Krankheit an einer Lungen-Entzündung Othnell Charles Marsh, Professor an der Yale University, New Haven, Conn., geboren am 29. October 1831 bei Lockport, New York, einer der geschätztesten unter den leitenden Gelehrten Americas[1]). Er hat das Glück gehabt, die Zeit zu sehen, wo der unermessliche Strom neuer paläontologischer Funde aus dem Westen sich in die Sammlungen des Ostens ergoss, und er hat daraus jenes herrliche Museum gebildet, das Yale University Museum, welches eine unerschöpfliche Quelle für das genetische Studium der ausgestorbenen Säugethiere der Neuen Welt geworden ist.

---

1) Einen eingehenden Nekrolog verdanken wir Charles E. Beecher (The American Journal of Science, IV Series, Vol. VII. 1899).

Es genügt, an die überraschenden Entdeckungen zu erinnern, welche sich an die lange Reihe der Vorfahren des Pferdes knüpfen. Seine Jugend-Entwickelung hat ihn in nächste Berührung mit den deutschen Forschern gebracht. Seine Gefälligkeit und seine persönliche Liebenswürdigkeit liessen ihn Allen als einen Freund erscheinen. —

(4) Fräulein Johanna Mestorf, Director des Museums Vaterländischer Alterthümer von Schleswig-Holstein, eines der wenigen Ehren-Mitglieder unserer Gesellschaft, hat am 17. April zu Kiel ihren 70. Geburtstag gefeiert. Die ganze Provinz nahm Antheil an dieser Feier. Die Königliche Staats-Regierung hat ihr, was noch nie in unserem Lande geschehen war, den Titel Professor verliehen. Unsere Gesellschaft, die in so langen und innigen Beziehungen zu der trefflichen Forscherin steht, hat ihre Glückwünsche in einer besonderen Tabula gratulatoria übersendet. Die Jubilarin hat uns darauf unter dem 26. April folgendes Schreiben zugehen lassen:

„Die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte hat mich durch höchste Ehrung und vielfach bekundetes Wohlwollen verwöhnt. Dass sie auch an meinem 70. Geburtstag mit guten Wünschen meiner gedacht, war mir eine Ehre und zugleich eine Herzens-Freude, wofür ich meinen warm empfundenen ergebenen Dank entgegenzunehmen bitte.

In dankbarer Verehrung J. Mestorf."

Möge die treue Arbeiterin noch manches Jahr in ihrer neuen Stellung die Schätze ihres vaterländischen Bodens hüten und vermehren! —

(5) Unser auswärtiges Mitglied, Hr. Stadtrath Helm in Danzig, der unermüdliche Erforscher des Bernsteins und der Bronzen seiner preussischen Heimath, ist zum Doctor philosophiae promovirt worden. —

(6) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

Hr. Dr. Hermann Brunnhofer in Berlin.
„ Dr. med. Harry Hänisch in Berlin.
„ Dr. phil. K. Brunner, Directorial-Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin.

(7) Am 12. April waren es 100 Jahre, dass die Vieweg'sche Verlags-Buchhandlung in Braunschweig eröffnet worden ist. Sie war von der ersten Zeit an, wo Anthropologie und Prähistorie in Deutschland eine selbständige Pflege erfahren haben, die treue Helferin: eine lange Reihe der werthvollsten Publicationen giebt Zeugniss davon. Bei der Gründung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Mainz (1870) war der damalige Chef, Fr. Vieweg, persönlich anwesend; mit ihm wurde der Vertrag über die Gründung eines besonderen Organs derselben, des Archivs für Anthropologie, abgeschlossen, der nunmehr fast ein Menschenalter hindurch getreulich gehalten ist. Die Wittwe Frau Vieweg und ihr Schwiegersohn Tepelmann sind uns bei Gelegenheit der Naturforscher-Versammlung und des im vorigen Jahre darauf folgenden anthropologischen Congresses persönlich nahe getreten, und der Vorstand hat deshalb Namens der Gesellschaft zu der Säcular-Feier, welche zu gleicher Zeit die Erinnerung an den Begründer des Geschäfts, den alten berühmten Campe, umfasste, herzliche Glückwünsche dargebracht. Heute liegt ein warmes Dankschreiben der Firma Friedrich Vieweg & Sohn vom 18. d. M. vor. —

(8) Hr. Rud. Virchow berichtet, in Fortsetzung seiner früheren Mittheilungen (S. 193), über den Fortgang der

Forschungsreise unserer armenischen Expedition Belck-Lehmann.

Die bis jetzt eingegangenen brieflichen Nachrichten bezeugen den günstigen Erfolg der Reisenden. Es liegen folgende Schreiben vor:

1. Eine Postkarte des Hrn. Lehmann aus Gölli auf der Route zwischen Van und Bitlis, 19. Februar. Auffällig waren Blonde in diesem Dorfe. — Dorf Sorp, 19. Februar, Abends. Wir haben uns in gewaltigem Schneegestöber, z. Th. Schneesturm, den Weg durch metertiefen Schnee für unsere Karavane gebahnt (20 Mann Escorte und 20 Schnee-Schaufler ungerechnet, 35 Mann und Pferde).

2. Ein Brief des Hrn. Belck aus Bitlis, 27. Februar: Der Weg von Van bis hierher war ausserordentlich schwer. Schneestürme und bis zu 3—4 *m* tiefer Schnee liessen es kaum möglich erscheinen durchzukommen; indess ist uns das schwere Stück Arbeit zum Erstaunen aller Leute schliesslich doch gelungen. Heute Nachmittag gehen die Lastpferde nach Seört ab, wohin wir morgen früh selbst folgen.

Seit unserem letzten Bericht sind auf Toprakkaleh Thontafeln und Fragmente von solchen gefunden worden. Diese und die unbezahlbaren Siegel mit Darstellung der Schiffs-Procession repräsentiren allein schon den Gegenwerth der für die Ausgrabungen aufgewendeten Summen.

Einstweilen haben wir die Existenz einer kleinen römischen Inschrift nahe bei Bitlis eruirt. Ferner eine griechische und 3 weitere Keil-Inschriften im Gebiete von Melasgert. In Taiwan, das wir diesmal wegen der alle Arbeiten verhindernden enormen Schneemassen nur flüchtig durcheilten, giebt es chaldische Felsenzimmer und Treppen. Eine noch unbekannte griechische Inschrift hat man uns zwischen Seört und Djezireh avisirt.

3. Aus Briefen des Hrn. Lehmann an seine Schwester, Frau Marie du Bois-Reymond. Seört, 5. März: „Wir haben hier zu unserer Freude und Ueberraschung wichtige Entdeckungen gemacht: chaldische oder quasi-chaldische Felsenzimmer in grosser Zahl, hoch in den Steilwänden des Bohtansu-Ufers. In Folge dessen galt es, weitere Informationen über ähnliche Felsenbauten in dieser Gegend des oberen Tigris-Gebietes zu gewinnen. Es wurde auch bald in Erfahrung gebracht, dass 3 Dörfer, nicht allzu weit ab von unserem Wege nach Djezireh, in ihrer Nachbarschaft solche Felsenbauten zeigen. Aber das Nähere darüber herauszubringen, war bei der Unklarheit der hiesigen Leute fast unmöglich — — —."

Finik, am Tigris, 4 Stunden von Djezireh, 15. März 1899. „Seit Seört, wo wir die Felsenräume entdeckten, haben wir wieder einige mächtige Vögel abgeschossen. In den Felsen-Wohnungen von Hasan-Kef, dem alten Kipani, in dem ich schon vor Jahren das griechische Kephania wiedererkannt habe, das durch Hecataeus zu den Chald(ä)ern in eine besondere Beziehung gesetzt wird, haben wir eine uralte chaldische Anlage erkennen und festhalten können — — —."

Djezireh ibn Omar, den 17. März 1899. „Ich hatte kaum die letzte Karte vollendet, als unser Diener Abrahamoff, den wir nach einer etwas weiter aufwärts in den Bergen gemeldeten „Figur" zur Recognoscirung gesandt hatten, mit ziemlich unzufriedenem Gesicht zurückkam. „„Ja, es sei so was wie ein Mann da, und ein paar Striche, die zu einer Inschrift gehörten."" Wir waren, oben angelangt, um so zufriedener; eine ganz unbekannte grosse Fels-Sculptur in situ ist unter

unseren Funden bisher unvertreten. Wie es scheint, ein Mann und eine Frau in sehr charakteristischer Gewandung — nach meiner Ueberzeugung aus mittelpersischer arsacidischer oder sassanidischer Zeit, mit dem von uns besuchten, aber lange vor uns bekannten Relief von Ruchi am Urmia-See einige Verwandtschaft zeigend. Die leider stark beschädigte Inschrift wohl Pehlevi — — —."

Babil (d. h. Babylon) bei Djezireh, den 18. März 1899. „Hier fand ich Belck und 6 Fragmente verschiedener Stein-Sculpturen, die eine grosse Königs-Stele darstellen, und erkannte auch bald den Namen des Königs als den von Asurnasirapal, der mit Armenien und den südlich angrenzenden Landschaften sehr viel zu schaffen gehabt hat — — —."

Kurdendorf Zagat, Mesopotamien, den 21. März 1899. „Heute Ausflug nach einer alten verfallenen persischen Brücke über den Tigris, deren einer Pfeiler mit den Bildern des Thierkreises in einer Art von Medaillons geschmückt ist, u. a. Löwe (dieser deutlich persisch) mit der Sonne auf seinem Rücken, Fische, Zwillinge u. s. w. 8 erhalten, die anderen wohl auf dem anderen zerstörten Pfeiler — — —."

Mosul, den 30. März 1899. „Wir eilen, nachdem wir uns mit Ninive's Ruinen ein wenig vertraut gemacht haben, heute oder morgen früh nach Rowanduz weiter, wo es chaldische Arbeit giebt. Dann kehren wir zurück und gehen über Diarbekir nach Nordwest und Westen weiter — — —."

„In 10 Minuten brechen wir nach Nimrud — Arbela — Rowanduz — Sidikan — Kelishin — Mosul auf, eine grossartige Gebirgsgegend hinauf, auf den 10000 Fuss hohen Pass, den wir schon von Persien aus besucht haben. In 10 Tagen werden wir wieder zurück sein." —

4. Brief des Hrn. Belck vom 30. März, aus **Jarimdja**, auf dem Wege nach Sidikan und Kelishin, etwa 75 *km* nordwestl. von Arbela: „Aus Hrn. Dr. Lehmann's wiederholten kurzen Nachrichten werden Sie im Allgemeinen sowohl über unsere bisherige Route, wie auch die erzielten hauptsächlichsten Resultate unterrichtet sein. Für den Fall, dass der eine oder andere Brief verloren gegangen sein sollte, wiederhole ich in aller Kürze: Nach ausserordentlich beschwerlichem, langwierigem und dadurch auch kostspieligem Marsche durch die mit bis zu 4 *m* hohem Schnee bedeckten Gebirgs-Landschaften von Van bis Bitlis und Sëört, wobei bei Bitlis die Existenz einer römischen Inschrift festgestellt werden konnte, wurden bei Sëört am steilen Felsenufer des Bohtan-Su zahlreiche Felsen-Zimmer entdeckt und untersucht. Die von Einigen früher angenommene event. Identität von Sëört mit Tigranokerta wurde nachgeprüft und als absolut unmöglich befunden.

Es folgte eine grosse Streiftour in die Gebiete westlich vom unteren Bohtan-Su:

a) Nach Redwan, in dem Einige ebenfalls eine Gründung Tigranes' vermutheten; die Untersuchung lehrte, dass es mit Tigranokerta absolut nichts zu thun hat. Dagegen ergab sich fast zur Gewissheit, dass wir in Redwan mit seiner augenscheinlich auf einem künstlichen Hügel befindlichen Burg-Ruine das Dorf mit dem Satrapen-Schloss zu erblicken haben, das Xenophon noch am Abend des Tages erreichte, an dem er den Kentrites überschritten hatte.

Die Uebergangs-Stelle haben Lehmann und ich selbständig, jeder für sich und unabhängig von dem Anderen, festgestellt, mit genau demselben Resultat: die einzige auf Xenophon's Local-Beschreibung passende — aber dann auch brillant passende — Stelle befindet sich etwa 2 *km* oberhalb des kleinen Dorfes Mutitt, ungefähr in der Mitte zwischen der Einmündung des Bitlis-Tschai in den Bohtan-Su und dem Dorfe Thill, bei dem letzterer in den Tigris mündet.

Die hier befindliche Furtstelle entspricht ebenfalls genau der Beschreibung Xenophon's: trotz des ziemlich hohen Wasserstandes konnten unsere Kurden durch den Fluss waten, ohne die Schamtheile zu benetzen!

Durch die auf das Meter exacte Feststellung dieses Punktes war dann auch Xenophon's weitere Route gegeben, und so wie das Terrain zwischen Bohtan-Su und Redwan der Schilderung Xenophon's entspricht, so auch genau die Entfernung von 5 Parasangen!

Ich schliesse hier gleich an, dass ich Xenophon's Route noch eine Tagereise weiter bis nach Arzen verfolgt habe, und dass er (so weit ich die Sache bis jetzt übersehen und beurtheilen kann — genaue Feststellung erfolgt auf der späteren Reise zu der Quell-Grotte des Sebenet-Su —) gänzlich anders gezogen ist, als man bisher angenommen hat.

Es ist höchst wahrscheinlich, ja ich kann schon jetzt sagen, fast sicher, dass er zunächst am Arzen-Su (= Yezidchane-Tschai fälschlich genannt) aufwärts, dann in NW. zum Batman-Su gezogen, diesem aufwärts zu den Quellen (= Tigris-Quellen) gefolgt und etwa bei Musch in die Ebene des Teleboas (= Kara-Su) herabgestiegen ist, wobei er einen nur etwa 2000 *m* hohen Pass zu passiren hatte. Statt dann aber den Murâd-Tschai zu überschreiten und über den Bingöl-Dagh hinwegzuziehen, ist er auf dem linken Murâd-Ufer in etwa NNO.-NO. weitergegangen, vorbei am West-Abhange des Sipan-Dagh, worauf er den Murâd-Tschai etwa bei Karakilissa überschritten hat, nahe bei seinen Quellen, wie er selbst sagt.

Ueber die weitere Route will ich mich heute nicht äussern, sondern nur bemerken, dass der von mir angedeutete Weg auch mit den von Xenophon angegebenen Marsch-Distanzen sehr gut übereinstimmt, was bei der bisher angenommenen Route absolut nicht der Fall ist. Auch fällt späterhin das bisher angenommene planlose Hin- und Herziehen aller Wahrscheinlichkeit nach weg und verwandelt sich in einen fast direct auf Trapezunt zu gerichteten Marsch, den er freilich, wenn er nach Ueberschreitung des oberen Murâd-Tschai sich direct nach Westen gewandt hätte und über Hasan-Kala und Erzerum marschirt wäre, wesentlich leichter und schneller gestaltet hätte. —

b) Nach Hasan-Kef (= Cephenia bei Plinius), unmittelbar am rechten Ufer des Tigris gelegen, etwa 3 Tagereisen unterhalb Diarbekir. Es ist dieses die grossartigste Felsen-Stadt, die ich bisher gesehen habe, gegen die Uplostziche und Wardsie ganz unbedeutend erscheinen.

An 3000 Felsen-Zimmer habe ich besucht und die Gesammtzahl der ursprünglich vorhanden gewesenen auf rund mindestens 5000 berechnet. Es befinden sich darunter Wohnungen mit bis zu 12 Zimmern, grossartigen, in die Felsen gehauenen Tunnel-Wendeltreppen, Wasser-Canälen im Innern der Felsen, Königs-Wohnung u. s. w. u. s. w. Und die Krone des Ganzen bildet eine grossartige hydraulische Anlage: 17 in die Felsen gehauene Turbinen-Mühlen mit theilweise im Innern der Felsen laufenden Wasserzuführungs-Canälen, das Ganze stufenförmig angelegt, um mit dem minimen Wasser-Quantum eines Rinnsals möglichst viele Mühlen betreiben zu können. Diese Anlage, sowie grossartige Treppen-Fluchten von bis zu 180 Stufen beweisen den chaldischen Ursprung der Felsen-Stadt, wozu Lehmann's Ihnen bereits mitgetheilte Hinweise auf keilinschriftliche und classische Stellen eine erwünschte weitere Bestätigung bilden.

Vis-à-vis von Hasan-Kef ist das felsige Steil-Ufer des Tigris ebenfalls voller Felsen-Zimmer (beim Dorfe Kurrä), und flussauf- wie flussabwärts stösst man fortgesetzt auf ganze, in die Felsen gehauene Dörfer, von denen ich u. a. hier das

von mir besuchte Dorf Schkieffdaun (schkieff = Höhle, daun = voll, kurdisch) erwähne, das ausschliesslich aus Felsen-Zimmern besteht. Wir haben es hier also in der Gegend zwischen Ssört im Osten und dem Batman-Su im Westen mit einem im hohen Alterthum von einem zur chaldischen Rasse gehörenden Volke bewohnten Gebiete zu thun. Und wenn man dazu noch erwägt, dass Xenophon hier nach der Ueberschreitung des Kentrites zuerst auf Chalder stösst, die als Söldner im armenischen Heere dienen, so dürfte der dem Gebirgszuge bei Redwan anhaftende Name „Chaldi-Dagh" aller Wahrscheinlichkeit nach, — wie ich das von vornherein vermuthet und ausgesprochen habe, — doch mit dem Namen eben des Chalder-Volkes zusammenhangen. —

c) Nach Arzen, am oberen Arzen-Su, dessen ziemlich umfangreiche Ruinen-Stätte man um so eher geneigt war und sein konnte mit den Ruinen von Tigranokerta zu identificiren, als die geographische Lage Arzen's den Angaben des Ptolemaeus fast genau entspricht. Eine eingehende Untersuchung ergab jedoch die völlige Unmöglichkeit einer derartigen Identification.

Für die Lage von Tigranokerta bleiben noch nachzuprüfen die folgenden Ruinen-Stätten:

1. Majafarikkin.

2. Tell-Ermen (Sachau's Hypothese), wenngleich dieser Ort ernstlich wohl kaum noch für die Lage von Tigranokerta in Betracht kommen kann, da schwerlich ein auch nur halbwegs vernünftiger König seine neue Hauptstadt an der äussersten Südgrenze des Reiches, fast unmittelbar am Rande der Wüste und ständig den ersten Angriffen der Araber ausgesetzt, angelegt haben würde.

d) Besuch der Ruinen-Stätte Thill an der Mündung des Bohtan-Su in den Tigris, die hier geographisch-astronomisch festgelegt wurde.

Dann zogen wir weiter, nach Djezireh zu, stellten unterwegs fest, dass Xenophon unmöglich auf diesem Wege nach Norden vorrücken konnte, und fanden bei dem hochinteressanten Dorfe Finik (= Phoinike), dessen Wohnungen ebenfalls fast ausnahmslos in die Felsenwände gehauen sind, eine antike Felsen-Sculptur (bisher unbekannt), und auf dem Weitermarsche die Stelle, an der Xenophon den Tigris verliess, um sich, in nördl. Richtung und später in westl. Richtung vordringend, zum unteren Bohtan-Su bei Mutitt durchzuschlagen.

Bei unserer Ankunft in Djezireh berichtete man uns von einer angeblichen Keil-Inschrift im Dorfe Babil, etwa 35 *km* südwestl. von Djezireh. Statt dessen fand ich bei einem Recognoscirungs-Ritt mit unserem Diener Färätsch dort deren 6 Stück vor, die mindestens 2 Königs-Stelen, und zwar Asurnaṣirapal's II., angehören, aber zum grösseren Theil so arg zerstört sind, dass man nur schwer etwas darauf erkennen kann. Lehmann und ich haben in fast 3 Tagen uns bemüht, so viel wie möglich davon zu copiren; es gelang uns auch, den grösseren Theil zu entziffern. Da aber für die schlimmsten Inschriften ein mindestens achttägiges Studium erforderlich gewesen wäre, brachen wir die Arbeit ab und eilten über Djezireh weiter auf Mosul zu.

In Mosul haben wir ganz hübsche Resultate zu verzeichnen. Ich stöberte einen vorzüglich erhaltenen Backstein von einem Könige auf, von dem wir meines Wissens bisher nur eine einzige kleine Inschrift besitzen, nehmlich von Tuklat-Ninib I., Sohn Salmanassar's I., um 1300 vor Chr. [s. mein Buch: „Zwei Haupt-Probleme". C. L.]. Eine Anzahl weiterer Täfelchen, Siegel-Cylinder, Backsteine

und Fragmente von Steintafel-Inschriften, sowie von Thon-Cylindern bilden das weitere Ergebniss auf inschriftlichem Gebiete, unter dem vor Allem ein Stein-Fragment hervorzuheben ist, das aus Dehok, etwa 120 *km* nordlich von Mosul, stammt, in dem ein „Argistu“ (also einer unserer beiden chaldischen Könige) erwähnt wird.

Natürlich haben wir auch, soweit es die Kürze der Zeit zuliess, die Ruinen von Ninive (Kujundjik und Nebi-Junus) besucht, wobei ich während des Umreitens der alten Wall-Befestigung mehrere Irrthümer in der bisherigen Auffassung dieser Stadt-Anlage, namentlich aber auch feststellen konnte, dass der Tigris früher am Fusse der Wall-Befestigung entlang geflossen ist, von der er heute 1½, stellenweise mehr als 2 *km* entfernt fliesst. Dadurch gewinnt der Plan der Riesenstadt ein ganz anderes Bild. Lediglich auf Grund dieses veränderten Planes lässt sich schon behaupten und nachweisen, dass Ninive ursprünglich sich auf den am rechten Ufer des Choser-Flusses belegenen Theil mit dem Plateau-Hügel von Kujundjik beschränkte, dass Nebi-Junus mit seinen Palästen und dem dazugehörigen Stadttheil erst später angelegt und dann in die Befestigung der Stadt mit hineinbezogen wurde.

Gerade als wir heute nach Rowanduz-Sidikan-Kelishin aufbrechen wollten, erkrankte unser erprobter Diener Färätsch bedenklich an heftigem Fieber, das sich möglicher-, ja wahrscheinlicherweise zum Typhus, der jetzt ziemlich stark in Mosul grassirt, entwickeln kann. Natürlich hatte er, trotz aller Warnungen, von dem Wasser des Tigris getrunken. Wir haben ihn unter der Obhut der Väter der französischen Dominicaner-Mission, speciell derjenigen des Père Sebastian (Scheil, Bruders des wohlbekannten Aegyptologen und Assyriologen, der zur Zeit in Susa mit enormem Erfolge an den de Morgan'schen Ausgrabungen betheiligt ist und bereits unter der Masse des dort neugefundenen inschriftlichen Materials 13 neue elamitische Könige entdeckt hat!) und des Arztes Dr. Lenk zurückgelassen, hoffend und wünschend, dass wir ihn bei unserer Rückkehr von Kelishin wieder hergestellt vorfinden werden. Sollte das nicht der Fall, wir also gezwungen sein, in Mosul einige Zeit (1 bis 3 Wochen) zu bleiben, so werden wir ein wenig an verschiedenen Orten schürfen, vorausgesetzt, dass dazu Geld vorhanden ist.

Wir sind am gestrigen Nachmittage wegen dieses Zwischenfalles erst spät fortgekommen und nur bis hierher (1 Stunde von der Mosuler Brücke nach SW.) gegangen; wir haben diese kurze Tagestour nicht zu bereuen gehabt, denn wir entdeckten in diesem Dorfe einen hier ausgegrabenen Backstein eben desselben Königs Tuklat-Ninib I., so dass also der hiesige, sehr erhebliche Tell, an dessen Fuss und senkrechtem Hange (letzterer bietet von Ferne, wie Lehmann vergleichend bemerkt und ich bestätigen muss, genau den Anblick der zerrissenen Küste von Helgoland dar) der alte Lauf des Tigris sich vorzüglich erkennen und von hier bis zu den Wällen von Ninive mit unzweifelhafter Deutlichkeit und Sicherheit zurückverfolgen lässt, — Gebäude (u. a. einen Palast) dieses Herrschers trug.

Damit ist dann (einer) der Wohnsitz(e) Tuklat-Ninib's I. localisirt. Schürfungen hier würden historisch wohl sicher reiche Ausbeute geben.“

5. Brief des Hrn. Belck vom 1. April: Dorf **Gwär**, etwa 50 *km* südöstl. von Mosul, auf dem Wege nach Rowanduz über Erbil (Arbela). „Ich schrieb Ihnen zuletzt von Jarimdja aus, vorgestern. Wir sind gestern bis Kalach geritten, um die Ruinen von Nimrud-Kalach einer Besichtigung zu unterziehen, die, wie ich glaube, sowohl historisch, wie auch geographisch einige nicht unbedeutende Resultate ergeben hat. Mir speciell war die Verfolgung des alten Tigrisbettes sehr

interessant, das unmittelbar am Fusse des Nimrud-Plateaus sich hinzieht, ganz analog der Situation von Kujundjik, wodurch zugleich Aufklärung über die auffällige Construction dieses Plateaus an verschiedenen besonders interessanten Stellen — die dem Anprall des Tigris-Hochwassers hervorragend ausgesetzt waren — gewonnen wurde.

Heute sind wir zum grossen Zab, in der Richtung auf Erbil zu, weitergeritten zu der Stelle des alten Flussüberganges, wobei wir einerseits eine alte assyrische, für die Passage von Kriegswagen angelegte Heerstrasse auffanden, andererseits aber auch dem uralten, in späteren Zeiten von Asurnasirapal restaurirten und verbesserten Canal folgen konnten, der das Wasser des Zab bis nach Nimrud-Kalach auf die dortigen Felder führte. Diesen Canal verfolgten wir mehrere Kilometer weit bis zu seinem Beginne am Zab, wo wir nicht nur die von Asurnasirapal als Felsen-Tunnel angelegte, höchst interessante und für die Wasserbauten der Assyrer höchst lehrreiche Canalmündung genau untersuchten, ausmaassen und photographirten, sondern auch die alte Canalmündung auffanden, welche ein früherer König dort in der Nähe für eben denselben Canal angelegt hatte. Die Details dieser Anlage sind bisher nicht bekannt geworden und werden, wie ich glaube, einiges Interesse für unsere Wasserbau-Ingenieure haben.

Dann überschritten wir an der alten Furtstelle den Zab, und zwar bei dem jetzigen grossen Hochwasser mittelst Kaik, und ritten bis zu diesem Dorfe, einem Kron-Gut und Sitz des Inspectors von 64 kaiserlichen Dörfern, bei welch letzterem wir nicht nur sehr freundliche Aufnahme fanden, sondern auch eine werthvolle historisch-geographische Entdeckung machten. Derselbe zeigte uns nehmlich einen Backstein — leider mit ziemlich zerstörter Inschrift, der gemäss Sanherib sich rühmt, die Burg der dem Namen nach wohlbekannten und in den assyrischen Inschriften viel erwähnten Stadt Kakzi wieder aufgebaut zu haben. Leider konnten wir den Mann bisher nicht dazu bringen, uns die nähere Lage dieser Ruinenstätte, in der er eben den Backstein gefunden hatte, zu beschreiben; wir erfuhren von ihm nur, dass der „Tell“ etwa 20—25 *km* von hier entfernt liegt und fast den Umfang von Nimrud hat, sowie dass es dort noch zahlreiche Backsteine mit Inschriften giebt. Vielleicht sind wir morgen erfolgreicher in unseren Nachforschungen.

Da diese Tour eigentlich ausserhalb des Rahmens unserer Reise und Aufgaben liegt, so hat Hr. Lehmann die Kosten dieser kleinen Extra-Excursion mit 150 Mk. auf sein Privat-Conto übernommen, um die knappen Mittel für die Erforschung Armeniens nicht weiter zu belasten. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, dass durch unsere Studien und Untersuchungen bei Thill, Hasan Kef, Djezireh (Babil), Nimrud und hier die bisher den Assyriologen ziemlich unverständlichen und deshalb als verworren betrachteten Berichte Asurnaṣirapal's sowohl in historischer, wie in geographischer Beziehung eine erhebliche Klärung und Erläuterung erfahren haben, und zwar, wie wir mit Genugthuung constatiren können, in dem von uns beiden bisher schon vertretenen und in unseren Publicationen angedeuteten Sinne.

Morgen Nachmittag gedenken wir in Erbil (Arbela) einzutreffen und übermorgen über Herir nach Rowanduz weiter zu gehen. Bei der ebenso eigenthümlichen, wie für uns angenehmen Thatsache, dass, wohin auch immer wir unsere Schritte hier lenken, die überraschendsten Resultate uns nur gerade so in den Schooss fliegen, ist das einzig Bedauerliche, dass wir nicht in der Lage sind, diesen Dingen ein klein wenig mehr nachgehen zu können, um das Wichtigste zu erledigen. So wäre es gewiss für die gesammte historisch-assyriologische Welt von grossem

Interesse, wenn wir die Ruinen des Tell Kakzi besucht und ihre geographische Lage festgestellt, auch eine kurze Beschreibung derselben geliefert hätten. Indessen man muss sich bescheiden, beschränken und seine Kräfte concentriren, wie Sie, hochverehrter Hr. Professor, uns immer mit Recht wiederholen. —

Zum Schluss will ich noch kurz über die ereignissreichen letzten Tage etwas berichten.

Es gelang uns am anderen Morgen, die Frage betreffend die Lage der Ruinen von Kakzi so weit aufzuklären, dass hierfür nur noch zwei Oertlichkeiten in Betracht kommen. Die eine heisst Machmûr und liegt am West-Abhange des Karatjock Dagh, die andere, El Besch (= „Die Fünf" [Hügel]) genannt, liegt etwa 25—30 *km* östlich von Gwär.

Wir passirten die Stelle auf unserem Wege nach Erbil und besuchten und untersuchten zwei der Tells genauer, von denen namentlich der Tell Ghasir durch seinen Umfang und seine Höhe imponirt; er hat noch bis in die neueste Zeit, wie die Ueberreste von Lehm-Mauern und anderen modernen Anlagen zeigen, als Festung gedient, namentlich den Persern. Auf beiden Tells fanden wir äusserst zahlreiche, grosse antike Backsteinziegel, als Kopfsteine für die auf der Plateaufläche der Tells angelegten muhammedanischen (kurdischen) Gräber verwendet, leider aber alle ohne Inschrift, was eben dadurch auch erklärt ist.

In Erbil wurde die Construction und Anlage des riesigen Tells, der heute auf seinem mit Festungs-Mauern umschlossenen Plateau eine Stadt von 800 Häusern nebst Moscheen, Kirchen, Regierungs-Gebäuden u. s. w. trägt, eingehend studirt. Der Tell befindet sich im Allgemeinen auch heute noch in dem Zustande seiner ursprünglichen Anlage; es ist dies, so weit uns bekannt, die einzige, in ihrer Continuität als bewohnte Stadt erhaltene assyrische Stadtanlage. Backsteinziegel mit Inschrift sind leider bisher dort nicht zu Tage gekommen.

Auf dem Weitermarsche nach Rowanduz constatirten wir dann u. a., dass die kleine ehemalige Kurden-Feste Dêr auf einem künstlichen Tell angelegt ist, und heute entdeckten wir nicht nur einen grossen Tell bei dem Dorfe Batass, nahe dem Dorfe Herir, sondern vis-à-vis von demselben auf der steilen Felsenwand eines Gebirgsrückens auch eine sehr auffallende und interessante Sculptur: in einer hohen, tief und sorgfältig (nach Art der chaldischen) ausgehauenen Nische befindet sich in etwa anderthalbfacher Lebensgrösse die Figur eines Mannes, der in Kleidung und Haltung gänzlich abweicht von allem uns in dieser Beziehung bekannt Gewordenen!

Eine Inschrift befindet sich nicht bei dieser Sculptur, weshalb allein schon es so gut wie ausgeschlossen ist, dass wir es hier mit einer assyrischen, chaldischen, parthischen oder sassanidischen Arbeit zu thun haben. Dagegen weist die phrygische Spitzmütze, die im Allgemeinen, mit Ausnahme des Kopfes, ziemlich rohe Ausführung der Figur und die fremdartige Kleidung und Haltung derselben vielleicht auf kimmerisch-armenischen Ursprung hin. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, dass wir es in dieser Figur nicht mit derjenigen eines Königs, sondern eher derjenigen eines Gottes zu thun haben, wozu auch die vor der erhobenen rechten Hand befindlichen Embleme, soweit sich dieselben bei dem gerade hier sehr schlechten Erhaltungszustande noch erkennen lassen, gut stimmen würden, zumal da sie Aehnlichkeit mit den Sculpturen von Boghazköi zu haben scheinen.

Definitives freilich wird sich erst sagen lassen, wenn mehr Sculpturen dieser Gattung aufgefunden sein werden; bis dahin wird man sich nur mit Reserve äussern können."

Nachschrift des Hrn. Lehmann aus **Rowanduz**, 7. April. „Belck's schon in unser beider Namen geschriebenen Ausführungen will ich mit meinen besten Empfehlungen nur einige Bemerkungen hinzufügen.

Was die bei Herir gefundene seltsame und interessante Sculptur anlangt, so bin ich mehr und mehr — soweit man sich eine Ansicht ohne Zuziehung der Publicationen verwandter Sculpturen bilden kann — der Ansicht, dass wir es mit einer den Sculpturen von Boghazköi, überhaupt den sogenannten „(pseudo-)hetitischen" verwandten Arbeit zu thun haben. Namentlich schwebt mir der fälschlich sogenannte Sesostris vor, von dem ein Gypsabguss in Berlin im Museum ist. Die riesige Gestalt weist auf eine Zeichengruppe, die leider nicht mehr im Detail zu erkennen ist, aber das erste oberste Zeichen der Gruppe hat deutliche Berührungen mit dem in den Sculpturen von Boghazköi die Götternamen beginnenden Zeichen (Ⓓ; auf unserer Sculptur ist deutlich ⊖ zu erkennen).

Die volle Erkenntniss der Wichtigkeit dieses schönen Fundes ist uns erst allmählich beim Nachdenken darüber gekommen. An der Stelle selbst handelte es sich darum, da Herir einen mehrstündigen Umweg von der directen Route Erbil-Rowanduz bedeutet, so schnell wie möglich mit der Arbeit zu Ende zu kommen. So übernahm ich das Aufnehmen, Abmessen und Photographiren der Sculptur, während Dr. Belck die nöthigen geographischen Aufnahmen zur Bestimmung der Oertlichkeit machte. Dabei geriethen aber Belck und ich in Streit über die zu verwendende Zeit; er verlangte, ich müsse die Messungen und das Photographiren (letzteres wegen der Oertlichkeit — es ist hoch am Felsen eigentlich gar kein Standort zu finden, der weit genug zurückliegt, um die Nische mit der Sculptur aufzunehmen — mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft) in derselben Zeit erledigen, wie er seine Visirungen. Das war nun platterdings unmöglich und geschah natürlich auch nicht.

Dr. Belck bittet mich soeben, noch hinzuzufügen, dass wir jetzt, wie immer, auf das Anspruchloseste reisen, soweit unsere persönlichen Bedürfnisse in Betracht kommen. Wir essen nur Reis und Huhn, wie sie auf den Dörfern zu haben sind, beschränken uns in Bezug auf Trinkgelder in den Städten auf ein Minimum, das ich manchmal gern überschritten sähe u. s. w.; aber 7 Leute und 15 Pferde wollen gefüttert sein, und hier herrschen eine Hungersnoth und ganz unglaubliche Preise. Und unseren Bestand in irgend einer Weise reduciren, hiesse unsere Arbeits- und Bewegungsfähigkeit beschränken; der Möglichkeit, stets Recognoscirungen auszusenden, während wir arbeiten, verdanken wir einen guten Theil unserer Funde und Erfolge.

Heute haben wir einen dreifach höheren Preis für Gerste bezahlt als in Erbil, wo es schon ungeheuer theuer war. Es ist gut, dass wir bald nach Diarbekir kommen, in welchem Vilayet es besser steht, als im Vilayet Mosul. — —

Die Inschrift Sanherib's aus Kakzi besagt, dass er die frühere, noch näher bezeichnete Mauer oder Festung der Stadt Kakzi (wieder)erbaut habe:

1 Sin-a[ḫe]-irbâ šarri kiššati šarri (mâti) Aššur
2 dûru . . . . . ša ali Kak·zi
3 pa-na-a u-še-piš.

d. h. „Sanherib, König der Welt, König von Assur, hat die frühere Mauer (Burg) der Stadt Kakzi (wieder) aufgebaut." —

(Nachschrift.) „Es wird Sie interessiren zu hören, dass wir hier einen **28** fach höheren Preis für Gerste bezahlen müssen, als in normalen Jahren! Brod hat den 7—10fachen Preis." W. B.

„Mit der totalen Veränderung von Xenophon's Route erleiden natürlich auch unsere Vorstellungen über die älteste Ethnographie der durchreisten Landschaften mehrfache Verschiebungen.“ C. F. L.

6. Postkarte des Hrn. Lehmann aus Erbil, 3. April, enthält keine speciellen Daten.

7. Postkarte des Hrn. Belck aus Topsanä zwischen Sidikan und Kelishin, 13. April. „Da wären wir nun an dem Hauptziel unserer grossen Ausbiegung nach Süden[1]) angelangt, der noch nie wissenschaftlich untersuchten und gelesenen Stele von Sidikan, wie sie gewöhnlich genannt wird, von Topsanä, wie sie heissen müsste. Sie lohnte, trotz ihres nichts weniger als glänzenden Erhaltungszustandes, den Weg und die Mühe reichlich. Sie ist auf beiden Breitseiten ganz, auf beiden Schmalseiten im ersten Viertel beschrieben. Die Vorderseite ist assyrisch, die Rückseite chaldisch, also haben wir in ihr darin ein Gegenstück zur benachbarten Kelishin-Stele, mit der sie auch das gemeinsam hat, dass sie sich, die eine wie die andere, auf Angelegenheiten des Landes Muṣaṣir bezieht. Und zwar behandelt unsere Stele die Verhältnisse der Zeit, in welcher Muṣaṣir in der Geschichte am Bedeutendsten hervortritt: Urzana von Muṣaṣir war, wie Ihnen erinnerlich, Bundesgenosse Rusas' I. in seinem Kampfe gegen Sargon II. von Assyrien, und der Umstand, dass der Chaldis von Muṣaṣir von Sargon II. weggeführt wurde, gab den Anlass, dass Rusas sich in Verzweiflung selbst das Leben nahm.

Nun, diese Stele nennt Rusas und Urzana zusammen und behandelt ihre gegenseitigen Beziehungen zugleich in Hinsicht auf den gemeinsamen Gott Chaldis. [Die allem Anscheine nach festgesetzten Opfer dienten vielleicht zur Bekräftigung des Bündnisses.] Der Anfang der Stele ist weggebrochen; es ist aber kaum ein Zweifel möglich, dass sie von dem fortwährend genannten Rusas (I.) selbst herrührt. Wir haben die Stele mit grösster Mühe von Moos und fest daranhaftendem Gyps gereinigt und entziffern sie jetzt mit der grössten Anstrengung, aber zum Glück auch mit ebenso grossem Erfolge, Zeichen für Zeichen. Es ist wohl die schwierigste Arbeit, die wir bisher überhaupt gefunden haben, aber eine um so interessantere. Diese vorläufigen Mittheilungen stehen für die Anthropol. Gesellschaft zur Verfügung. Die Stele steht an dem alten Wege Van-Norduz-Kelishin-Urmiasee, dessen Verlauf Belck erkannt und den wir näher studirt haben. — Durch Irade des Sultans ist uns unsere militärische Escorte von Van unter dem Commando eines uns besonders befreundeten Officiers für die ganze Reise in der Türkei beigegeben worden. Einstweilen müssen wir uns freilich auf einige Zeit trennen, da ich in Angelegenheiten meiner Ueberfallssache telegraphisch nach Van gerufen bin. Diese Trennung wird voraussichtlich schliesslich zu einer Ersparniss an Zeit und Mitteln führen.“

Eine zweite Postkarte des Hrn. Belck aus Topsanä von demselben Tage lautet: „Der Wali von Van hat mich telegraphisch ersucht, so schnell wie möglich nach Van zu kommen in Angelegenheiten des auf mich am Sipan Dagh ausgeführten Raubmord-Ueberfalles. Dr. Lehmann wird in Folge dessen die Reise über Mosul nach Diarbekir-Charput u. s. w. allein fortsetzen, während ich auf dem kürzesten Wege von hier nach Van eile, wo ich in 8—10 Tagen einzutreffen hoffe. Sollte sich mein Aufenthalt dort irgendwie in die Länge ziehen, länger als eine Woche dauern, so beabsichtige ich, sogleich die Ausgrabungen auf Toprakkaleh wieder zu beginnen und zum Abschluss zu bringen und gleichzeitig auch das, was an Arbeit

1) Vgl. den Bericht in der Zeitschr. f. Ethnologie S. 99.

dort während der Wintermonate nicht gethan werden konnte, zu erledigen. Wenn thunlich, werde ich auch noch einmal eine Streiftour in das Sipan-Dagh-Gebiet unternehmen, um die dort noch avisirten Keil-Inschriften aufzusuchen. Natürlich werde ich mich so schnell wie möglich wieder mit Dr. Lehmann vereinigen."

8. Eine Postkarte des Hrn. Lehmann aus **Mosul**, 19. April. „Ich komme soeben von Rowanduz zurück, gerade rechtzeitig, um Ihnen mit heutiger Post, genaueren Mittheilungen vorauseilend, ein kurzes Wort zu senden. Es wird Sie freuen, zu vernehmen, dass die Stele von Sidikan-Topsanä sich als Document von allergrösster historischer u. s. w. Wichtigkeit erweist; sie ist wohl die wichtigste aller von uns gefundenen Inschriften. Sie stammt also thatsächlich von Rusas I. her, der Urzana, nachdem er einmal vor den Assyrern geflohen, bezw. von ihnen vertrieben war, wieder eingesetzt und in Muṣaṣir die Dinge neu geordnet hat. Sie steht gegenüber Muṣaṣir, dessen Stätte wir aufgefunden haben! — Es war ein tüchtiges Stück Arbeit, dem Stein bei der schlechten Erhaltung abzuringen, was möglich war. 14 Tage lang haben wir dort vor Erscheinen der Sonne über den Bergen (bestes Licht!) bis nach Sonnen-Untergang in abwechselnder und gemeinsamer Arbeit an den Inschriften, der chaldischen und assyrischen, gearbeitet und glücklich wohl Alles gerettet, was zu retten ist." —

(9) Hr. Adolf Bastian macht

Mittheilungen von seiner letzten Reise nach Niederländisch-Indien.

Die Reise, worüber einige Bemerkungen vorzulegen mir heute Gelegenheit geboten ist, steht verknüpft mit jener ehrenvollen Widmung, die ich Ihnen verdanke und welche, während meiner Abwesenheit, die uns (in unserer Gesellschaft) gemeinsam einigenden Erinnerungen stets wach und lebendig gehalten hat.

In einer, zu dankender Erwiderung darauf, veröffentlichten Series von Publicationen habe ich bereits an verschiedenen Stellen derselben auf die Gründe hingewiesen, welche mich veranlasst hatten, für meinen Aufenthalt den indischen Archipel zu wählen, weil dort das ergiebigste Arbeitfeld gebreitet liegt für ethnologische Studien, und ein doppelt bedeutungsvolles im gegenwärtigen Stadium derselben.

Seitdem die Spannungsreihe der Elementargedanken (als Unitäten des Gesellschaftsgedankens), in ihrer Begründung auf die geographischen Provinzen, als unantastbar festgelegt gelten darf, wäre nun die nächste Etappe vorzubereiten zur Erforschung der psychisch-organischen Wachsthumsgesetze, wodurch (unter den Bedingungen der historisch-geographischen Umgebungsverhältnisse) die aus potentiell geschwängerten Keimungen sprossende Entfaltung der Völkergedanken eingeleitet wird (längs der geographisch dem Erdgezimmer eingegrabenen Geschichtsbahnen), und hier hätte der Weiterverfolg, mit Erschöpfung der Denkmöglichkeiten, hinzuführen auf den (die eigene Erkenntniss der constituirenden Individualitäten einschliessenden) Menschheitsgedanken (nach der, in einer „Lehre vom Menschen", aufgeöffneten Zielrichtung).

Es ist diese „Lehre vom Menschen", die unserer, aus einer Ethnographie (mittelst ethnologischer Sammlungen) hervorgetretenen Menschen- und Völkerkunde als dasjenige Endziel hingestellt ist, das durch die, auf vorbereitenden Uebergangsstadien nacheinander absolvirten, Arbeitsaufgaben angenähert werden sollte. Aus physischer Einheit des Menschengeschlechts, wie durch anthropologische Autorität unwiderleglich proclamirt, folgte mit zwingender Consequenz die psychische Einheit desgleichen, und um hier (nach naturwissenschaftlicher Behandlungsweise) zum Aus-

verfolg comparativer Methode — in der Induction (unter Controlle durch die Deduction) — befähigt zu sein, fand die Ethnologie sich rechtzeitig mit dem (für Vergleichungen vorbedinglich erforderten) Material ausgestattet, als die (durch die Psycho-Physik zuverlässig gestützte) Psychologie ihre noëtische Erweiterung erhalten konnte, auf der Sphäre des zoopolitischen Organismus, im Bereiche seiner Sprachschichtungen (der Gesellschaftswesenheit des Menschen gemäss). Und damit lag die Aussicht auf einheitliche Abrundung unseres „Zeitalters der Naturwissenschaften" eröffnet, wenn unter den für dasselbe gültigen Principien auch die Psychologie in gleiche Behandlungsweise sich mithineinziehen lassen sollte, auf Grund ethnischer Thatsachen (im Umbereich humanistischer Studien).

Dass von jeher, in allen Zungen (aller Völkerkreise auf Erden), die eigene Selbsterkenntniss dem Menschen als höchstes Problem gepredigt und hingestellt worden ist, erscheint bekannt genug aus einer langen Reihe schön klingender Sentenzen, griechisch und lateinisch sowohl, wie unter vielfachen ethnischen Variationen im Idiom indischer oder sinologischer Weltweiser (und sonst exotisch formulirt, wie bei den modernen nicht minder). Aber wie dies als offenkundig (und allgemein bekannt) vorausgesetzt werden darf, steht ebenso offenkundig dem Menschenverstand (allzu selbstverständlich, als dass ein Commentar hinzugefügt zu werden brauchte) der Satz gegenüber, dass dieses älteste der Probleme in unserer Gegenwart erst ernstlich wird in Angriff genommen werden können. Denn dass irgend welcher Jemand sich befähigt finden sollte, irgend welches Etwas zu lehren, ehe er nicht selber vorher, es zu erlernen sich die Mühe genommen hätte, wird Niemand weder lehren noch lernen wollen. Was soweit ungesehen, kann weder gesehen noch angeschaut, was unbekannt, nicht in Kenntnissnahme gezogen werden — solch tautologische Sätze sprechen „eo ipso" für sich selbst; und so lange demnach der Mensch, als Repräsentant der Menschheit, in den Umkreis deutlicher Sehweite nicht eingetreten war [innerhalb desselben, (den Vorstellungen), sich nicht vorgestellt hatte], fiel jede Vorstellungsmöglichkeit sobezüglich über den Bereich der Denkfähigkeit hinaus (ausserhalb rationeller Betrachtung also).

„Damit der Mensch zum Menschen werde", nach des Dichters Vers, muss vorher des Menschen Wesenheit definirt und festgestellt sein, das Bild des Menschen, wie er das gesammte Erdenrund durchwohnt, auf fünf Continenten; und die ersten schwachen Umrisse solchen Bildes zu entwerfen, dafür ist seit wenigen Decennien erst eine erste Möglichkeit, überhaupt erst, geboten. Früher fehlte die „blasseste Ahnung" (wie man zu sagen pflegt) von dem, worum es sich hier handelt, jede auch nur entfernteste Aussicht, die von dem Menschen (über eigene Erkenntniss) sich selbst gestellte Frage solchartig zu formuliren, dass die Auflösung für das darin Gesuchte mit derjenigen Correctheit sich berechnen lassen könnte, wie für zuverlässig gesicherte Begründung einer „Lehre vom Menschen" erfordert sein würde. Ein jedes Culturvolk [so viele ihrer im Drama der Zeit- und Weltgeschichte ihre (ihnen angemessene) Charakterrolle auf der Weltenbühne zu spielen berufen gewesen sind] hat stets nur einen Bruchtheil des Menschen, ein aus dem Ganzen durch historische Conjuncturen mehrweniger accidentiell herausgerissenes Stückwerk in den Gesichtskreis der Beobachtung zu ziehen und seinen humanistischen Studien zu unterwerfen vermocht: den ihm erbeigenthümlichen Culturmenschen nehmlich als innerhalb der Peripherie seines jedesmaligen Geschichts-Horizontes eingefasst und dort umherbewegt, weil allein unter dem rings umnachtenden Dunkel des Barbarenthums ein menschenwürdig beleuchteter Gegenstand der Betrachtung.

Um einen Bruch in seinem Ziffernwerth zu fixiren, den Theil in seinem Ganzen, dem er angehört, ist die (als Endziel umschwebende) Kenntniss dieses als unerläss-

liche Vorbedingung gestellt. Das Ganze muss als eine bekannte Grösse (in hypothetischer Satzung vorweg) unumgänglich gegeben sein, ehe sich die den jedesmaligen Theilen gültigen Verhältnisswerte daraus berechnen lassen. So war bisher dem Denken eine denkunmögliche Aufgabe zugemuthet, wenn an seine logische Rechnungskunst die Anforderung gerichtet war, das vom Menschen sich selbst gesteckte Problem zu lösen. Um seine Selbstkenntniss in Beacht zu ziehen, hätte dem Menschen (nach dem ihm angewachsenen Menschenverstande) eine vorbegriffliche Kenntnissnahme von dem Ganzen, dem er angehört — die Kenntniss (oder Erkennbarkeit) der Menschheit insofern also, — als unbedingte Voraussetzung zu gelten, und da ihr Ueberblick wiederum eine Umschau über die von dem Menschen bewohnten Wohnsitze voraussetzt (als „conditio sine qua non“), war seither jeder Einblick unzugänglich abgeschlossen, ehe er sich nicht zu derartig universellem Umblick befähigt hatte, wie er im Verlaufe der mitlebenden Generation eingeleitet und endgültig gewonnen worden ist (in ungefähr allgemeinen Umrissen zum wenigsten, soweit).

Jetzt also können allererste Schritte erst gewagt werden, um das aus der Bestimmung des Menschen redende Räthsel des Daseins sachgemäss und fachgerecht in Angriff zu nehmen, um sobezüglich, — statt luftgebacken bröcklige Ziegel, aus dem Destillations-Ofen supernaturalistisch cerebralen Wolkendunstes zusammengebraut, zur Verwendung zu bringen —, mittelst real (in thatsächlicher Sättigung) consolidirter Bausteine auf dem Mutterboden unserer Erde eine inductive Forschungsbahn zu fundamentiren (für spätere Controlle mit der Deduction). Seitdem auf dem siegreichen Triumphzug durch die Naturwissenschaften hin die Induction aus der Physiologie an die Grenze der Psychologie gelangt ist, werden demnach für diese auch die comparativen Methoden der Vergleichung zur Anwendung zu kommen haben auf dem zoopolitischen Bereich der Gesellschaftswesenheit (längs der durch die Psycho-Physik dorthin geschlagenen Brücke). Ihre zuverlässig gesicherte Stütze findet die Ethnologie in ihrer anthropologischen Schwesterwissenschaft, und seitdem von dieser die physische Einheit des Menschengeschlechts proclamirt ist, folgt als zwingende Consequenz (wie bereits gesagt) die psychische Einheit ebenfalls, für die Lehre von den Elementargedanken. Eine weitere Beweisführung darüber bleibt erspart; denn bei dem, was aus Evidenz sich erweist, fällt das „onus probandi“ denen zur Last, die solches Axiom zu bestreiten gewillt sein möchten.

Wie für erste „Eins“ des Anfangs [Anaximander's (causale) ἀρχή] oder die „Erstigkeit“ (b. Eckardt) in στοιχεῖα oder ῥίζαι, die Chemie von ihren Elementen den (moleculären) Ausgangspunkt nimmt, wie phytologisch und zoologisch die Physiologie (auch anthropologisch) von den Monaden cellulärer Einheit, so wäre der das ζῶον πολιτικόν umkleidende Organismus analytisch zurückzuführen (für seinen synthetischen Ausgang) auf das Substrat der Elementargedanken, in den „Unitäten des Gesellschaftsgedankens“. und dieser (unter den durch meteorologische und tellurische Agentien bedingten Umgebungsverhältnissen) gelangt in den typisch geprägten Variationen des Völkergedankens zur jedesmal charakteristischen Erscheinung, auf psychischer Sphäre seine (culturell redenden) Incarnationen spiegelnd, wie solche im physischen Habitus sich körperlich (gefärbt und) eingekörpert zeigen (mit sichtlichen Aussagen). Im Contact der, nach den Verschiedenheiten des klimatischen Milieu, ethnisch gefärbten Organisationen beginnt sodann, mit den auf geographisch eingezimmerten Geschichtsbahnen herbeigeführten Einströmungen, das culturelle Sprossen aus wahlverwandtschaftlichen Affinitäten; und daher entnommene Ableger mögen wiederum sich dienlich erweisen, den Wildstamm durch

civilisirendes Einimpfen von Edelreisern zu „äugeln“ und zu humanisiren (soweit er das verträgt).

So wenig wir (im psycho-physischen Individuum) den Menschen (qua talis) zu sehen vermögen, sondern ihn immer nur unter seiner rothen, gelben, braunen, schwarzen, weissen Färbung (als Indianer, Mongolen, Nigritier u. s. w.) sehen, so erkennen wir auch (im zoopolitischen Individuum) den Gesellschaftsgedanken kaum jemals anders, als in entsprechender Wandlung des [geographisch-historisch (mehr-weniger bunt) gefärbten] Völkergedankens, aus dem (polyglottisch) sein Logos redet (für Aussprache des einheitlichen „Menschheitsgedankens“). Und die Wurzel solch idealistisch entfalteter Epiphanie liegt in elementaren Unitäten (potentiell geschwängerter Keimungen) verzweigt (rückgreifend bis auf leibliche Organisation).

Sobald auf dem Fundament der Elementargedanken ein fest gesicherter Auftritt gewonnen war, lag im gleichen Augenblick die Spannungsreihe derselben in einfachster Ueberschau den Blicken vor, weil naturgemäss nothwendig (auf unabänderlichen Gesetzlichkeiten) begründet, auf factischen Belegstücken, an denen sich nicht rütteln lässt: in elementaren Denkregungen eben (auf demgemäss unverrückbarer Fundamentirung).

Und mit Erreichung nächst höherer Stufe hatte somit die Frage heranzutreten über einen geregelten Gang des ethno-psychischen Zellwachsthumsprocesses und die Zielrichtung, wohin (in culturellen Entfaltungen) der „nisus formativus“ zu tendiren hätte, bei Ausgestaltung der (potentiell geschwängerten Keimungen eingesäeten) Präformationen [eines (peripatetischen) Möglichkeitsseins].

Wie zur Feststellung der Elementargedanken in erster Linie die Beobachtungen der Wildstämme in ihren Wald- und Bergverstecken oder auf Inseln (je isolirter, desto geeigneter, in unverfälschter Originalität) voranstanden, so erwiesen sich nun die in den Bücherschätzen der Bibliotheken niedergelegten Literaturen der Culturvölker verfügbar. Und um für die mit ältestem Nimbus umflorten (solcher Culturen) persönliche Ergänzungen früherer Besuche (in den Jahren 1853 und 1879) hinzuzugewinnen, wurde (1889) eine Reise nach Indien und den Nachbarländern unternommen, deren Resultate in den Bänden der „Idealen Welten“ mitgetheilt wurden.

Die Bestätigungen erwiesen sich derartig überraschend, auch für den auf die Lehre von den Elementargedanken zurückgeworfenen Reflex, dass sich fast Beängstigungen regten über allzu buchstäbliche Selbstverständlichkeit (und Selbsttäuschung vielleicht), und um sie nochmals einer letzt entscheidenden Controlle zu unterwerfen, begab ich mich deshalb im Jahre 1896 nach Indonesien als dem für prüfende Vergleichungen geeignetsten Areal, sowohl der Fülle geographischer Differenzirungen wegen, als in Folge der mächtigen Geschichtsströmungen, welche hier durcheinandergefluthet sind. Auf Vergleichungen — um mit dem dadurch (in comparativer Methode) gelieferten Material ihre Arbeiten auszuführen (überhaupt erst beginnen zu können) — basirt die inductive Forschungsbahn (wie unser Ehrenpräsident am nachdrücklichsten zur Geltung gebracht hat), und in Betreff von Vergleichungen [nah-eng zusammengerückt und (zu gegenseitigen Abwägungen) durcheinandergeschoben] ist für bequemste Verwerthung derselben (wie oben erwähnt) kein anderer Theil auf der Erdoberfläche gleich günstig den ethnologischen Studien dargeboten, wie das indonesische Areal, zum ergiebigsten Erntefeld (inmitten der aus geographischen und historischen Verschlingungen gezeitigten Saaten).

Auf all den Sunda-Inseln, den grossen wie den kleinen (so viele ihrer sind), findet (unter dem geographisch allgemeinen Charakterzuge Indonesiens) eine jede derselben mit ihren (anthropologisch) differenzirten Vertretern sich ausgeprägt, und deren Physiognomie erscheint, auf den grösseren, mit solchen Sonder-

heiten durchsprenkelt, wie sie, in Nachschattirungen aus der auf Weite des asiatischen Continents umherwogenden Geschichtsbewegung herabgeflossen, in ihren Reizwirkungen kenntlich verblieben sind, vornehmlich auf den nächstgelagerten Küsten von Sumatra bis Sumbawa, und am reichhaltigsten, in solcher Reihe, auf Java concentrirt (als Centrum des von dorther über die Nachbarlande wiederum ausgestrahlten Javanismus). Für Borneo würden die Dajak, in Orang-Ot und Verwandten, als ausschlaggebend gelten können, für Celebes die Turaja, nach Posso und Nachbarschaft abgezweigt, für Sumatra in älterer Schichtung (bei Absehung von Wildheit oder Verwilderung in Orang Kubu und Lubu) die Batak etwa, neben den, linguistisch, in (lelegisch) schweifende Oranglaut (und deren Versionen) übergreifenden Nachbarn (in Korintji und Djambi), mit Ausverlauf in das zwischen den Inselküsten umherfahrende Trugbild einer malayischen Rasse; dem seinen Laufpass zu geben, je eher, desto besser rathsam (zum Besten einer rationellen Behandlungsweise der Ethnologie). Auf Java wären die Versuche fortzusetzen, aus den in den Bergfesten des Tengger und der Preanger gebotenen Anhaltspunkten eine ungefähre Mittelzahl herauszurechnen (zum durchschnittlichen Entwurf der Bildgestaltung); für Timor würde vorläufig etwa an Ema-Wulu (oder Belonezen) anzuknüpfen sein, so lange hier, wie ähnlich auf Flores (mit Rokkas und Keos), ausreichendes Detail noch mangelt, um einen im Durchschnitt überwiegenden Repräsentanten voranzustellen, (während auf Sumba z. B. das Prototyp als fixirt hingenommen werden könnte). Auf weiteren Sporaden des Archipels, unter den kleinen Sunda-Inseln, wären die Alfuren auszuverfolgen, in ihren vielfach wechselnden Färbungen (bei papuanisch gekreuzten Mischungen), im Durcheinanderschieben „schlicht und kraushaariger Rassen“ (s. Riedel), sowie deren Nüancirungen wieder [wofür durch die vom Museum veranlassten Reisen in der indischen Abtheilung übersichtliches Sammelmaterial (vornehmlich durch Jacobsen) zusammengebracht ist].

Während solch geographisch, auch Fauna und Flora (in ihren Verschiebungen übereinander), einbegreifender Ueberblick zwar von Vollständigkeit meteorologischer Daten des über den Archipel fortspinnenden Stationsnetzes abhängig zu bleiben hätte, im Uebrigen indess aus dem Sachverhalt bereits sich erledigt, treten dem Hinblick auf die durch historische Reizeinwirkungen bedingten Variationen intriguant complicirte Vertakelungen entgegen, die zur Entwirrung ein methodisches Auseinanderzupfen verlangen, einen jeden Faden für sich (unter Arbeitstheilung in der Gelehrtenrepublik).

Für die Herkunft der aus ihren Geschichtsquellen herabsprudelnden Wallungen kommt vornehmlich (oder, in der Hauptsache, allein) derjenige Continent in Frage, unter dessen Schatten die Inselwelt gelagert ist. Denn obwohl auf Indonesiens äusserstem Vorhutsposten, auf Madagascar, Berührungen mit Africa stattgefunden haben, sind diese doch ohne (soweit) merkliche Nachwirkungen verblieben, und was (auf Timor) transoceanische Reflexe zu spiegeln scheint, mag Spiegelfechtereien vorläufig überlassen bleiben, während das Thor der Molukken mehr dem Aus- als einem Eingang offen gestanden hat, und Importe, wieweit sie stattgefunden hatten, weil der Nachweisbarkeit (derzeit) entzogen, solange einer Rücksichtnahme überhoben zu bleiben haben. Diese concentrirt sich auf Asien allein zunächst, und hier nun um so durchgreifender, weil der europäisch-asiatische Continent, als der weltgeschichtliche κατ᾽ ἐξοχήν, die zwei allgewaltig mächtigsten der auf dem Globus entfalteten Civilisationen in sich vereinigt, oder vielmehr von einander sie trennt: durch den die Mitte des Erdtheils scheidenden (und schneidenden) Meridian.

Unsere occidentalisch eigene Civilisation im Westen, die ostasiatische (China's) im Osten eines (aus occidentalischer Levante) erweiterten Orientes: unbestimmten

Ausblickes, ehe durch die Circumnavigation des Globus eine einigende Peripherielinie gezogen worden ist, um sie beide (auf dem Seewege) zusammenzubringen. Aus Asiens Centralsitzen (im Binnenland) sind Culturströmungen, auf orographisch (unter hydrographisch localen Ablenkungen) vorgezeichneten Geschichtswegen, nach den peninsularen Anhängen niedergeflossen: die arische im breiteren Strome (durch breiter geöffnete Pässe des abschliessenden Hochgebirges) nach der vorderindischen Halbinsel, die sinische auf längerer Flächenlinie nach Hinterindien durchsickernd, [wo indess (auf deren Westen) Uebergriffe, vom Westen her, stattgefunden und so das mit Recht als „Indo-China" bezeichnete Zwittergebilde eingeschoben haben].

Von den Spitzen dieser Halbinseln sind nun, im Weiterwellen der Geschichtswogen, Culturblitze (elektrisch zuckend) ausgestrahlt in das Inselreich hinein (auf das äquatorial quervorgelagerte Java vornehmlich), und haben dort mit ihren, durcheinander, hin- und herfahrenden Kreuzungen gewaltigste Reizwirkungen ausüben müssen, indem diese grossartigsten Culturschöpfungen der Geschichte, die auf der Breite des Continents hermetisch fast von einander abgetrennt waren, hier auf engstem Raume plötzlich aufeinander gestossen wurden, sich zusammengepresst fanden: sie, die concentrirteste aller Culturessenzen so zu sagen, zumal da (mit dem Islâm) auch die des semitischen Culturkreises noch hinzugekommen sind. Und dass also in den aus gegenseitigen Wechselbeziehungen (incongruent disparatester Bestandtheile) verworren aufgährenden Mischungen die grotesk barocken Gebilde angeschossen sind, die wir auf Java z. B. vor uns sehen, kann kaum Wunder nehmen: so verwunderlich auch sie anschauen (auf den ersten Blick).

Alles trifft mit dem Eindruck eines wüsten Chaos, einer Olla podrida schlimmster Sorte: die genealogischen Widersinnigkeiten der Babad's sowohl, wie die dem (daran noch ungewohnten Auge) fratzenhaften Verzerrungen der Wajang (die schroffsten Gegensätze ineinander gezwängt). Gerade indess durch derart gewaltsam erzwungene Zersetzungen kann manchmal hier und da ein tiefgehender Querschnitt hineingefahren sein, bis auf einen verborgensten Kern im Volksleben, durch dessen Blosslegung sich unvermuthete Einblicke eröffnen mögen auf primäre Vorstadien des Werdens: noch unfertige Stadien desselben, in einem embryonalen „Status nascens" gleichsam, wo aus dem Werden sein Gewordensein (nach des Historikers Vermerk) zum Verständniss gelangt, und in diesem jenes [der Riss (so zu sagen) einen Ab- oder Umriss erleichtert].

In linguistischer Hinsicht fühlte sich Wilhelm von Humboldt dadurch getroffen, und so schuf er in seiner Arbeit über die Kawi-Sprache das grosse Fundamentalwerk unserer modernen Sprachwissenschaft, das zwar, weil ihm nur die durch Raffles' verdienstvolle Thätigkeit (während der Kürze englischer Besitznahme Javas) angesammelten Daten zu Gebote standen, nach dem heutigen Maassstab unsserer Kenntnisse, betreffs der specifisch javanischen Verhältnisse, ein unvollkommen lückenhaftes bleibt, aber doch Anlass gegeben hat zu jenen geistreichen Theorien, durch welche der Name unseres kürzlich hingeschiedenen Mitgliedes, Professor Steinthal, in der Litteraturgeschichte fortleben wird.

Aus dem chaotischen Durcheinander gerade eröffnen sich, unvermuthet anscheinend, überraschende Ein- und Niederblicke manchmal, die bei den abgerundet geglätteten Productionen einer systematischer durchgebildeten Cultur verschlossen sind, aber ihrerseits zur Erklärung derselben beitragen mögen (aus erstem Entstehen).

Ein lehrreicheres Studienobject ist niemals und nirgends (durch Raum und Zeit) der Ethnologie geboten worden, zur Durchforschung dessen, was hier vor sich geht.

Einmal haben wir noch unversehrt (in den Hauptzügen) die autochthone Bodenunterlage den Blicken ausgebreitet, und auf derselben kann im Einzelnen ausverfolgt werden, wie es in Folge fremdartiger Zuthaten zu sprossen begonnen hat, hier und da; in langhohen Schossen bald, bald niedrig fortgekrochen wuchernd, baldwieder eigenartig schimmernde Knospen entfaltend. Man sieht (oder hört) das Gras wachsen (wie sich sagen liesse), im Aufspringen aus cellulären Unitäten (eines volksthümlich gefärbten Gesellschaftsgedankens).

Für solche Beobachtungen fehlt jede Parallele in unserer Weltgeschichte, in der, unter übermächtigem Obwalten, ein unter jahrtausendjährigem Entwicklungsgange (in gigantisch gekräftigter Form) hervorgewachsener Geschichtsstamm das endemisch-indigen Primitive längst absorbirt, assimilirt und annullirt hat, wo das primär Ursprüngliche durchweg weggefegt worden ist, so dass es kaum noch in (folkloristisch) schwachen Ueberlebseln nachdämmert (soweit es daraus etwa kenntlich zu machen überhaupt angeht).

Methodische Untersuchungen des indischen Archipels werden eine Arbeitstheilung unter Disciplin sachgerechter Fachgelehrten voraussetzen, um zuverlässige Stützen einzuschlagen für gründliche Fundamentirung der Basis, worauf der ethnologische Ausbau zu errichten wäre. Es bedarf der Sinologen und Indologen, darunter der Sanskritisten (Pâli-Kenner und Prâkritiker) sowie Tamuliker vornehmlich, Karnâtiker etc., dann der Arabisten, Eranisten und zumal philologisch geschulter Linguisten, bewandert im Kawi (unter Entzifferung der auf Steinmeisselungen und Bronzeplatten überdauernden Inschriften), im Alt- (und Neu-) Javanischen sowohl wie auch in der malayischen Sprachfamilie mit all ihren wechselnden Dialekten auf den Inselgruppen. Neben anthropologischen Messungen ist Werth zu legen auf die Einregistrirung der, in ihrer Pracht keinen andern nachstehenden, Monumentalbauten [für die denselben entsprechende Rolle, in (architektonischer) Kunstgeschichte].

Am frühesten sind die Culturelemente aus der asiatischen Osthälfte (auf Celebes merkbarst) in Contact mit dem Archipel gekommen, siamesische (aus der Culturblüthe kambodjischer Vergangenheit), Djampa (in Annam) späterhin, neben chinesischen Schifffahrten (gleichzeitig, und früher schon).

In Vorderindien tritt Gudjrât (und Bengalen) allmählich zurück vor Kalinga an der Küste der Kling (mit den Königreichen der Chola, Chera und Pandu), ebenso wie an Stelle der persischen Handelszüge (mit vorgeschichtlichem Verlauf in sabäische) hier (wie anderswo) die arabischen sich eingeschoben haben, die neben den commerciellen auch theologische Güter importirten [deren spirituelle Güte (durch beigepackten Spiritus zwar nicht, aber umsomehr) durch die von ihnen entflammten Religionskriege beeinträchtigt worden ist]; und den Abschluss bildet die europäische Colonisation: portugiesische, spanische, englische und holländische (vorwiegend).

Nominell und formal wird Java in den Bereich des Islâms einbegriffen verzeichnet, als ein zum Muhammedanismus bekehrtes Land. Und im Allgemeinen könnte das als richtig gelten. In jedem grösseren Dorfe trifft sich eine Moschee, wo die Dorfbewohner zur Kirmess (an Markttagen der Kalenderfeste) sich versammeln für gottesdienstliche Uebungen, und nach den islamitischen Gebräuchen legt ein jeglicher seine religiöse Confession unverhohlen hier öffentlich dar, so dass man tagtäglich längs der Heerstrassen und Landwege in den Gebetsstunden die dafür umständlich vorgeschriebenen Ceremonien (in Niederwerfen und frommem Gemurmel) ausüben sehen kann.

Dennoch ist dies jedoch nur ein als Tünche aufgestrichener Firniss, denn seinen innersten Gemüthswallungen nach lebt und webt das javanische Volksleben ganz und gar noch in der Atmosphäre der aus seiner Hinduzeit träumerisch nachdämmernden Schattengebilde, in der Erinnerung an jene glorreichen Episoden seiner Vergangenheit, in der die Prachtbauten Boro-Budur's errichtet wurden, Brambanan u. a. m., auch Panataran (dessen schönster Schmuck in der indischen Abtheilung unseres Museums sich bewahrt findet).

Die ganze Phantastik brahmanischer Phantasiewelt, mit ihrer Mythologie, Kosmogonie, Theologie, Religionsphilosophie (in sog. „Urweisheit der Brahmanen"), findet auf dem engklein insularen Fleck Javas, aus allen Weiten Indiens, sich vereinigt und zusammengedrängt, so dass bald hier bald da ein Stückwerk oder Bruchstück sich antrifft in buntscheckig verworrener Zerstückelung (gleich Lappenfetzen aus einer Harlekins-Jacke gerissen), aber (bei eingehender Detaillirung) deutlichst kenntlich, meist aus vedischen Nachklängen, aus Götter- und Heroengeschichten der Purâṇas, aus dem Shaddarśana und aus den Heldengesängen vornehmlich, den colossalen Epen des Mahâbhârata und Râmâyaṇa (vor deren räumlichem Umfang Ilias und Odyssee winzig zusammenschrumpfen).

Und hier leben diese fort im Gedächtniss des Gemeinmannes, weit mehr als in Indien selbst, wo ihre Kenntniss auf die Classen der (castenartig abgeschlossenen) Gebildeten reservirt (und beschränkt) bleibt, auf die Brahmanen und Radjputen (als Stellvertreter der durch Paraśu-Râma's Axt ausgerotteten Kshatriya) oder Vaiśya etwa, während die grosse Volksmasse der Sûdra (oder verachteten Pariah-Casten) mit dem Dienst ihrer Volksgötter sich begnügt (aus Kâlî's und blutgieriger Consorten Sippschaft).

Bei uns in Deutschland stände kaum zu vermuthen, dass unser hausbacken normal gesunder Bauer vom Nibelungenliede oder von der Gudrûn viel wüsste (selbst von einer in die Sentimentalität bäuerlicher Romanschriftstellerei eingetunkten Feder werden ihm solche Prätensionen kaum zugemuthet werden); in Java dagegen mag oft der erst beste Landsmann sich über allerlei eingehendes Detail (des Mahâbhârata besonders) derartig beschlagen und wohlunterrichtet vertraut finden, dass ein gelernter Sanskritkundiger darüber erstaunen möchte. Derselbe würde ihm unzweifelhaft manche Uncorrectheiten nachweisen (vornehmlich die pflichtwidrige Ungenauigkeit in Lesung der Namen), und dürfte ihn über Verkehrtheiten wunderlichst verworrener Art leicht genug ertappen; in den Einzeldarstellungen aber, unter allgemeinem Umriss (wie aus den seit den Kindheitsjahren angehörten Wajang memorirt), erweist er sich mitunter ganz wohl bewandert, in dilettantischer Kenntniss von dem einen oder anderen Capitel, das seine Aufmerksamkeit vorwiegend gefesselt hatte, und hier könnte bei den ihm vom Fachgelehrten vielleicht vorgeworfenen Abweichungen noch in Frage gestellt bleiben, ob dieselben nicht etwa einer der populären Versionen des Mahâbhârata entnommen wären, der djainistischen, tamulischen, birmanischen, siamesischen u. a. m., die fast alle occidentalisch sachgerechter Literatur noch fremd geblieben sind, da bis soweit nur die orthodoxe Fassung ihre kritische Behandlung erhalten hat (und zur Einführung in allgemein übersichtlichere Kenntniss grade jetzt erst in Vorbereitung genommen wird durch den umfänglich angelegten Plan eines Index, dessen Prospect soeben verschickt wird).

Auch unsere classischen Philologen könnten überrascht sein durch das javanische Echo aus den Grossthaten des makedonischen Eroberungsfürsten, die, unter orientalischem Aufputz auf den Seiten der Sajara Malayu verzeichnet (aus Malâka's alten Schifferliedern), von den Matrosen fortgesungen werden, in Liedern, welche die Nach-

kommen Râdja Iskander's feiern, des grossen Alexander's des Zweigehörnten (Iskander Dhu'l-qarnain), als die Stifter des weitberühmten Menangkabau (in den Padangschen Bovenlanden). Dazu kommt, neben einem wirrig (als ob manchmal aus dem Shâhnâme redenden Stimmgewirr, ein Gesumm von Schiffermärchen allerlei Art (auf das Pantschatantra zurückgreifend), das Ganze zusammengebacken in ein wundersames und wunderliches Conglomerat.

Und der indonesisch weitherzige Eklekticismus (auf den historisch beeinflussten Inseln Indiens) hat in seinen, über den typisch in sich umschriebenen Brahmanismus erweiterten, Gesichtskreis auch den Buddhismus gleichfalls (und gleichzeitig) hineingezogen, indem noch diese älteste und weitverbreitetste aller Weltreligionen hier mitgespielt hat (besonders in einer aus mahâdjânistischer zu djainistischer überstreifenden Nüancirung), so dass diejenigen beiden Religionssysteme, die auf der indischen Halbinsel sich gegenseitig bekämpft und — am auffälligsten in den Dravida-Reichen der Pandu, Chera und Chola (von denen die Verkehrsbeziehungen zum Archipel am nächstliegenden eingeleitet waren) — einander vertrieben haben, in Javas Raumenge nicht nur zusammengetroffen, sondern miteinander über einen „modus vivendi" sich verständigt hatten. Auf dem (noch) kleineren Bali z. B. (das ohnedem, weil von der letztjüngsten Ueberdachung durch den Islâm freigehalten, ein beachtenswerthestes Beobachtungsobject bildet) wohnen sie heutzutage noch friedlichst und gemüthlichst nebeneinander beisammen („Padanda Siva" und „Padanda Buddha" im collegialischem Verkehr), und so auf seinem Annex Lombok, wo (auf einer aus Wilderniss in einen Garten verwandelten Insel) Bali's javanische Cultur ein geradezu erstaunenswerthes Kunststück geschaffen hatte, das einer unzeitig eingebrochenen Katastrophe leider erlegen ist (ehe es durch eine ungetrübte Momentaufnahme hat fixirt werden können).

Da demgemäss die geistige Atmosphäre, worin das javanische Volksleben athmet, im Brahmanismus und Buddhismus mit arischen Zügen (des Indogermanischen) durchsättigt ist, sowie mit semitischen aus dem Islâm; da ausserdem Einsprenkelungen aus dem chinesischen Culturkreis, besonders in ihrer siamesischen Färbung (die wiederum mit der buddho-brahmanischen Vorzeit Kambodja's verknüpft steht), hinzugekommen sind [auch (im Wohlgeruch der Märtyrergebeine) nach der Grabstätte in Meliapore (jacobitisch oder nestorianisch) duftende Fetzen, „schwarzweiss" hebräische aus Kochin u. dgl. m.]: so könnte man dies klein liebliche Inselchen mit dem „nutrimentum spiritus" (für religiös-spirituelle Genüsse) genugsam dotirt meinen, um sich damit zufrieden zu geben und begnügen zu lassen. Aber nein! Der Erlösungszug reicht in seinem Sehnen noch darüber hinaus, über all die theologisch mundgerecht formulirten Dogmen hinweg, — er kehrt zurück zu der Mutterheimath, aus dem der bodenständige Stamm entsprossen ist (und seinem „indonesisch" adäquaten Völkergedanken).

Obwohl nehmlich der Javaner officiell von seinen Minareten Allâh und dessen Propheten (Rasûlu'llâh) anruft, obwohl er die Mussestunden seines Tageslebens in romantischen Reminiscenzen an die durch Indiens üppig wuchernde Phantasie aufgebauschten Götterwelten fortträumt, so verlangt, was religiös in seinem Herzen flüstert, doch cordial tief Innigeres: er sehnt sich zurück zu der Ammenbrust seines Ursprungs, woran er einstens geschlummert, zu dem was „sola reverentia" zu verehren war (in germanischer Waldeseinsamkeit, zu Tacitus' Zeit), zu dem alldurchwaltenden „Numen", das aus der Eiche Blätterdickicht säuselte zu Dodona, ehe dort die Pelasgoi ihre (anthropomorphisirten) Theoi benannt erhielten (wie Herodot erzählt) — oder (wenn man will): zurück zum plump rohen Fetischismus, der in den Religions-Handbüchern, leichthin und kurz, als Cult von Stock und Stein abge-

fertigt wird. Aber dieser Stein ist dem Javaner der „Schleier der Gottheit" (wie es auf der Steinschrift heisst), und im Pflanzenstocke, wenn zur Cultur veredelt, sprosst die liebliche Tisnowati (oder ihre „Devi Sri"), gleich „Namma's" Pflanzenseele (als Kla der Karen).

Dieser für die ethnische Charakteristik der Javaner ausschlaggebende Grundzug ist bisher nicht genugsam in Betracht gezogen worden; selbst bei den dafür competentesten Autoritäten findet sich nur Weniges darüber, ausser etwa was die mit den Erntegebräuchen verknüpften Festlichkeiten anbetrifft, in ihrem (in „survivals") überall forterhaltenen Zusammenhang (mit den europäischen Parallelen z. B., wie von **Manhardt** zusammengetragen).

Erst im Laufe meiner Bereisungen der Insel trat mir die Tragweite dieser ethnologisch bedeutungsvollen Erscheinung voller vor die Augen. Sobald jedoch die Aufmerksamkeit darauf hingerichtet war, häufte sich das Material aus allen Ecken und Enden; und der Verfolg der hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte wurde erleichtert, als ich aus Gesprächen mit Dr. Snouk-Hurgronje entnahm, dass sie seinem allseitig bewährten Scharfblick ebenfalls nicht entgangen waren, obwohl er, unter seinen übrigen Beschäftigungen, bis dahin keine Veranlassung gefunden hat zu literarischer Durcharbeitung.

In allen Provinzen Javas treffen sich altgeheiligte Pilgerplätze, wo (oft von Tausenden an den Festtagen umdrängt) Steinsetzungen verschiedentlicher Art Verehrung erhalten, oder an abgelegenen Waldverstecken gefeite Oertlichkeiten zum Niederlegen von Opfern [auch für den Danyang (als Ktistes im Dorfstifter) vielleicht bestimmt], oft in Beziehung zu den in den Gebirgslandschaften vielfach zerstreuten Ueberresten verfallener Gemäuer, die als Sitze asketischer Büsser (aus dem Eremitenstand der Tapasye) in der Tradition bewahrt werden; und hier findet dann wieder eine Ueberleitung zum Brahmanismus einerseits statt [indem an Stelle des Steins (oder daneben) als Verehrungsobject eine den Trümmerstätten hinduischer Tempel entnommene (und populär umgetaufte) Steinfigur aufgestellt wird], sowie andererseits zum Islâm — unter Verknüpfung mit den Kramat, den durch ganz Java verbreiteten Gräbern der Heiligen oder „Wali" (trotz des Widerspruches solche Hagiolatrie mit den Lehren des Korâns).

Da sich an verschiedenen Stellen in den „Losen Blättern aus Indien" (besonders I—V) Rücksichtsnahmen auf diese Ineinanderschiebungen vorfinden, mag darauf verwiesen werden.

Die aus dem Manik-Maya bekannte Schöpfungssage Java's beginnt mit Wishesha oder dem von ihm gehörten Glockenton (unter Kanekaputra's Hinweis darauf). Dann folgen, in Emanationen, Wenang und Wening, sowie (als dessen Bruder) Tunggal, um weiterhin die actuelle Weltperiode mit Batara Guru zu beginnen, unter dessen fünf Söhnen die brahmanische Götterdreiheit sich einbegriffen findet, und aus dem asketischen Eremitenthum (der Tapasye) wiederholt sich die Trimurti in (Sambhu oder) Siwa (als Maha-Siwa, Sado-Siwa und Praman-Siwa), während Brahma, als Ahn priesterlicher Kaste, den Stammbaum fürstlicher Geschlechter — vor Ausrottung der Kshatrija (in Ardjuna Sasrabahu's Legende einverflochten) — in den (wie in Radjputana, auch) auf Bali Wiederbelebten fortführt (nach den Conflicten mit Batu Gunung in Giling Wesi), Wishnu's Epiphanie dagegen (im Verlaufe seiner Avataren) auf ältere Vorschichtung in Mendang Kamulan zurückgeht, wo seine Vermählung mit Lakshmi (an Tisnowati's Begräbnissplatz) in die noch heutzutage populäre Feier Devi Sri's verläuft (bei den Erntegebräuchen).

Eingeschoben (an Stelle des in der Brahmandapurana herabschwebenden

Kugelballs) findet sich das aus Tunggal's Ehe mit Rokotowati, der Tochter des Krabbenfürsten Rokototomi, geborene Krabben-Ei, das in die (buddhistische) Hälfte Nis-Maya's und die (brahmanische) Manik-Maya's zerbrechend, Batara-Guru mit seiner Nachkommenschaft (aus letzterer) hervorgehen lässt, während der „Tschupu", der eigentliche Schöpfungskern einer (aus alljährlicher Ernte verjüngten) Hiranyagarbha (als Ratna Dumilah), für Sanggyang Pungung und Sanggyang Pugu reservirt ist (Semar und Togoq).

Die Wishesha zugeschriebene Allmacht bethätigt sich in Wenang, der als Isvara's Wandlung (in Adhi Buddha) auf einer der zum Nirvâṇa führenden Stufengraden (der Dhyani-Uebungen) in Purwani-Dhyan sich verliert, und dem der Islâm seinen Adam Sâfiyu'llâh (durch Allâh zum Khalifatu'llâh erhoben) oder „Nabî Adam" substituirt hat, mit dessen Sohn „Sis" (oder Seth) zunächst die heidnisch Ungläubigen (als Kâfir) relegirt werden, unter Anwar's Nachkommenschaft, im Gegensatz zu der Anwas', für Würde der Susuhunan uud Sultane orthodoxer Geschlechter-Folge; aus welcher dennoch indess, kraft brahmanisch eingewurzelter Mythologisirungen, eine weibliche Hälfte (in Devi-Huma) abgegeben wird für Batara Guru's Sakti (in Uma oder Parvati), da zur Unterstützung contemplativ abschwächender Zeugungen die weiblichen Wandlungen (aus dem Blatt des Kastuba-Baumes) nicht mehr genügen wollten.

Der, bei Absehung von einer Schöpfung „ex nihilo" — oder auch bei der durch den Logos (Ono oder, in weiblicher Wandlung, Vacch) vollzogenen — [zu substantieller Materialisirung („im Pimble") unentbehrliche] Stoff wird durch Babu Kowo's blutigen Ausfluss geliefert, indem sie (wie Parvati mit Siva oder Here mit Zeus) zu rivalisiren sucht mit Nabî Adam's contemplativen Zeugungen, und da sie („la femme", in Hava's oder Eva's Prototyp) aus der Schädelumkapselung des Gehirns (woraus Athene geboren war) Nichts hervorzubringen vermag (kraft der Meditation), wird der genital entgegengesetzte Pol (des cerebralen) zu Hilfe genommen, in seinem (menstrualen) Blutausfluss, um die von Djan abstammende Geschlechtslinie der Djin [oder Genien eines (genialisch) abirrenden Erotismus] ins Dasein zu rufen, in deren Verlauf der Meeresfürst Rokototomi, in seiner Tochter, die Krabben-Prinzessin Rokotowati zeugt, aus welcher Verehelichung mit Tunggal das Krabben-Ei[1]) hervorgebracht wird [als (orphisches) Welten-Ei (für Phanes' Geburt oder auf

1) Aus seinem Ei (Veja oder Anda) wird Svayambhu (b. Manu) selber wiedergeboren (als Brahma) während das (Welten-) Ei (Vischnu's, in der Vischnupurana) gezeugt ist durch Brahma, als Pradhanika (Pradana's oder Prakriti's), mit Umkehr der Geschlechter insofern, wie bei Sophia's Wandlung (im Nous) zum Spiritus sanctus oder Hagion Pneuma [um den als Logos (aus des Angelos' Wort) Incarnirten täuflich zu weihen] im Sohn der „Theotokos", welche die, an Siva's Sakti (s. Williams) in Jagad-amba („Mother of the Universe") gezollte, Verehrung unter jubelndem Beifall der für ihre „Ephesia" enthusiasmirten Volksmenge, bestätigt erhielt (auf dem Concil). Wie ein Kugelball (in der Brahmandapurana), erscheint an Stelle [von (Leda's) Ei] ein Federball (mexicanisch). Mit Baba Kowo's blutigem Ausfluss waren der „Männin" oder Issa (Isa's in Sis) die Schmerzen gespart, deren (Hava oder) Eva [in der, dem „Protevangelium" (der Patristiker) Verheissenen] erst wieder enthoben wurde, als (nach Salome's Zeugniss) „utero clauso" geboren war der im Ohr — bei gehörtem Wort — empfangene) Buddha (aus Maya's Seite). Im Uebrigen galt (statt genetischen Dualismus) der Triadismus (b. Goeschel) bei Zufügung von „Geist und Seele" (s. Josephus) zum Staub (rother Erde), so dass der Nabî (Sâfiyu'llâh) zunächst für die Contemplation geschaffen war, ehe aus dem Leibe (eines Ardhanari's) die Gefährtin hervorgerufen war (bei Anschau der Animalien). Sophia's Liebhaber (oder Philo-Sophen) hatten ihr (um in asketischen Uebungen nicht gestört zu werden) einen männlichen (Gottes-) Freund („aus dem Oberlande" vielleicht) substituirt (im Nous), als

Wäinämöinen's Knieen], mit dem nun die real wirkliche Welt (zu des Himmels und der Erde Schaalen auseinanderbrechend) in Existenz tritt, und somit hier, auf tiefer Stufe erst [nachdem eine Reihe auf den Altentheil verabschiedeter Göttergeschlechter (Wenang, Wening, Tunggul; die in malayischen Matrosenliedern wiederum in abenteuerlich schweifende Seekönige verkehrt werden) bereits vorhergegangen] die Trimurti der indisch majestätischen Grossgötter, Brahma, Vishnu und (Samhu) Siva (unter Batara Guru's fünf Söhnen) sich offenbart, und noch tiefer sich hinabgedrückt findet, seitdem der Islâm seine oberen Stockwerke aufgesetzt hat mit Seth oder Sis, dem Gedankenvater oder geistigen Schöpfer Anwas' und Anwar's (in Nurroso und Nurtjaitjo's mystischen Lichte, wieder mit Sangyang Vishnu verknüpft), und Nabî Adam; bis zu Sangyang Tjutji (in Allâh und seines Propheten reinigenden Waschungen).

In (animistisch) anthropomorphosirender Elementarregung seelischen Denkens erklärt sich die Schöpfung als Händewerk eines Schöpfergottes (Kartâ oder Macher); denn wie der Mensch (des Dichters) sich „malt" in seinen Göttern [wie Pferde und Ochsen (griechischer Philosophie) in den ihrigen], ebenso steht dieser vermenschlicht da. „Wie der Mensch, so sein Gott" (b. Feuerbach), und als „Ebenbild" von Gott geschaffen, reflectirt in ihm sich dieser (vice versa). Die Schwierigkeit liegt in der Frage über die Wohernehmung des Stoffes; denn dass solcher der Gottheit, selbst bei einem „actus purus" („das Erste ist die That"), für actuelle Realisirung benöthigt sei — in der Materie (als „materia prima" wenigstens) oder (s. Barthold) dem „Zeug" (nach Uebersetzung der „Fruchtbringenden Gesellschaft") —, das verlangt bereits im „Pimble" (s. Beveridge) der „common sense" der „Black fellows" (im australischen Busch), die ihre weissen Herren, über die Lehre von einer aus Nichts geschaffenen Welt, verlachen zu dürfen meinten (weil betreffs des Satzes „Ex nihilo nihil fit" den dafür votirenden Philosophenschulen zustimmig gesinnt).

Solchem Anga („Machen") steht das „Entstehen" gegenüber, im Pua-u-amai (Hawaii's) oder dem „Aufblühen" der Schöpfung aus dunkel (im Erdboden unten) verhülltem Samen, bis die Entwicklung, aus potentiell geschwängerten Keimen eines der Möglichkeit nach (latent) Vorhandenen (δυνάμει ὄν), einsetzt; und solche Evolution trifft sich indonesisch im Aufwachsen des Schöpfungsbaumes (auf Nyas), was neuerdings, durch Dr. Nieuwenhuisz' Entdeckungsreise durch Borneo, eine bestätigende Parallele erhalten hat (bei den Kajan).

Der buddhistische Seitenzweig der theogonischen Genealogie wiederholt die in Nepâl geläufigen (auf Bali durch die Secte der Kanjaphati vermittelten) Berührungen mit dem Sivaismus, indem er sich beim Auslauf in Kaneka-Putra (Kanaka-Muni's) mit Ganeśa's, des Weisheitsgottes (in Bodhi), Rüssel vertakelte, und auf den Reliquien des von Gotama (in eigener Incarnation) erschlagenen Elephanten erhebt sich dann wieder (nach dem auf Java's Boden übertragenen Mahâbhârata) die Residenz der Heroen (in den Epen), in (Hasti's) Hastinâpura (oder Ngastina).

Im Schlammthier der Krabbe klingen (bei den Bedaui überlebselnde) Reminiscenzen indonesischer Mythen nach, und als Schutzgott javanischer Insel weilt (vor Batara Guru's Bergversetzung) auf höchster Bergesspitze, — die, an die Sterne stossend, deren Lauf (bis zu chronologischer Regelung des Kalenders) in Unordnung

---

Spiritus Sanctus (der Theopneustoi oder Sufis). Da indess aus Kama's (oder Eros') Pfeil (ein apostolischer „Stachel im Fleisch"), die Frage „ou est la femme?" stets neu sich anstachelt, wurde wiederum Ersatz gesucht in ihr, die Gottvater selber „geminnet"; und (im weiblichen Geschlecht) konnten mit dem Sohne Verlobungsringe (Madame Guyon's und orthodoxerer Heiliginnen) gewechselt werden [während Tersteegen (am Gründonnerstag 1724) im Pact der Bluts-Freundschaft sich verschrieb].

bringt —, der Schutzgott der Insel in der (durch die Wajang komisch verzerrten) Figur Semar's. Als (aus Mazenderân nach Surat versetzt) Aji Saka (am Beginn der Aera) in Begleitung seiner heiligen Männer [unter denen auch (um aus Zauberkunst der Kabbala mitzuhelfen) die „Benî Israel" (aus schwarzen oder weissen Juden Kochin's vielleicht) sich vertreten finden] an den Küsten Java's vorüberschifft, glüht die Insel feurig noch in vulcanischen Revolutionen, und bei der dritten Fahrt erst vermögen sie zu landen, um auf dem „Nabel (oder Nagel) der Erde" ihre aus Sprüchen des Koran's geweihten Djimat niederzulegen, durch deren Zauberkraft gebannt die in den Wäldern hausenden Bösgeister sich ins Meer stürzen, unter derartig laut brüllendem Wuthgeheul, dass Semar's Aufmerksamkeit erweckt wird. Als er dann die vorige Wildniss durch Thätigkeit der eingewanderten Colonisten gelichtet und verschönt sieht, steigt er aus seiner Bergeshöhe hernieder, für hülfreiche Dienste, wie sie später an Ardjuna geleistet werden, bei Anhebung der Heldenzeit; denn da Aji Saka aus Muhammed's Freundeskreis in die Stellung eines (apostatischen) Widersachers übertritt, war damals die Zeit des Islâms noch nicht gekommen, sondern seine Einführung bleibt verschoben, bis, nach Djengolo (der Heimath des Nationalhelden Panji), die Suprematie auf Madjapahit übergegangen (das letzte der Hindureiche). Und andererseits war Batara Guru's Festsetzung auf Java zu verschieben gewesen, bis Isa's (im Dabistan) prophetische Rolle dort ausgespielt war, da die Deva's zu flüchten gehabt hatten vor seiner (auf Sumatra) giftspritzenden Taube [aus dem (koptischen) Schlauche eines „Spiritus sanctus" etwa]; vergl. „Lose Blätter", II (S. 93*).

Wishesha's Bekehrung von seinem Schöpferwahn durch Kaneka Putra entspricht derjenigen, die Mahâbrahma den ihm von Buddha ertheilten Belehrungen verdankt, bei der im Umschwung der Kalpa einsetzenden Welterneuerung (vergl. „Lose Blätter").

In dem von Wishesha gehörten Glockenton schlägt der Zeitweiser (an der Weltenuhr) seine Stunde, als die der Apokatastasis gekommen (auf dem Idafeld; in Wiederbringung und Erfüllung der Dinge), und nach dem (Reganiscapu, einem gesetzlich waltenden) Dharma läuft gleichzeitig also (bei prästabilirter Harmonie) die vom Karma für Brahma's Schlaf (in Asanjaloka oder Asanyasuttabhumi) gewährte Frist ab (und zu Ende), so dass das Niedergleiten einzusetzen hat (wodurch er zum Erwachen aufgerüttelt wird).

Ehe unter den auf Java in- und durcheinander geschürzten Complicationen ein Facit zu ziehen gewagt werden darf, muss das Arbeitsfeld vorher kritisch gesäubert sein, kraft monographisch detaillirter Special-Abhandlungen, unter fachgerechter Hut, im Zusammenarbeiten erprobter Matadore auf linguistischen und archäologischen Forschungsfeldern. Die Colonial-Regierung, die in dem botanischen Garten zu Buitenzorg für die Pflanzenkunde das Muster eines internationalen Central-Instituts geschaffen hat, die das über die Inseln gesponnene Netz meteorologischer Beobachtungen (und ebenso kartographische Veröffentlichungen) liberal unterstützt, wendet auch den ethnologischen Sammlungen des batavischen Museums ihre Förderung zu, sowie denjenigen Sachverständigen, die an ihrer Verwerthung mitzuhelfen berufen und befähigt sind. Für die auf das Kawi zurückführende Literatur findet sich, aus Prof. Kern's Schule in Leiden, sein hervorragendster Schüler Dr. Brandis an Ort und Stelle, in Java selbst; aber die unter seinen Händen (und eigener Mitwirkung zugleich) angehäuften Materialien übersteigen weit, was zwei Hände schaffen können, und würden zu ihrer Bewältigung Mitarbeiter verlangen (in entsprechend vermehrter Zahl). Aus Entzifferung der Inschriften ist es ihm bereits gelungen (unter den durch Dr. Groeneveldt gelieferten Bestätigungen aus chine-

sischen Schriftquellen), für die javanische Geschichte (mit Veröffentlichung des Pararaton) einen festen Nagel eingeschlagen zu haben, zu erster Anheftung (für das weiter daraus Resultirende): aber ausserdem bedarf es einer weitschichtigen Durchordnung der Manuscripte, welche neuerdings grade massenhaft sich aufgestapelt haben, theils durch die Hinterlassenschaft aus Dr. v. d. Tuuk's Lebenswerk (auf Bali), theils durch die Erbeutung der königlichen Bibliothek auf Lombok (bei Erstürmung Chakra Negara's).

Hier bereiten sich die Präliminarien vor, mittelst deren (aus Vergangenheit der Menschheitsgeschichte) dasjenige grossartige Drama sich zu entrollen haben wird, das einst auf dem dortigen Wohnsitz des Menschengeschlechts sich abgespielt hat, von Indo-China aus über den Archipel hinweg, und durch das Thor der Molukken, in die Weiten des stillen Oceans hinaus, auf dessen Inselgruppen die Auswellungen ihrer Wogen mehrfach verspürbar bleiben.

Den centralen Ausgangspunkt für diese fernsichtigen Forschungen würden die seit Kurzem aus den Wäldern am Kambodjischen See wiederentdeckten Monumente zu bilden haben, mit dem architektonisch hervorragendsten Wunderbau auf dem Erdball, dem Ankor Wat's, aus dessen lebendig versteinerten Sculpturen eine Hülle und Fülle neuer Aufklärungen in Erwartung steht.

Durch eine günstig ausnutzbare Gelegenheit ist es dem Museum für Völkerkunde möglich geworden, eine vollständige Serie derselben zu erwerben, und sobald die Aufstellung sich ausführbar zeigt, werde ich mir erlauben, zur Besichtigung derselben einzuladen (unter dadurch gebotener Rückbeziehung auf das Obige).

Die umstehenden Namen (S. 454/35) — aus cursorischen Aufzeichnungen mehrentheils (wie in populären Versionen angetroffen) — finden sich fast durchgängig derartig entstellt, dass sie erst nach fachkundig kritischer Sichtung einer etymologischen Deutung zugänglich sein würden (zumal bei den Sprachmengungen durcheinander).

In Noerroso ist das (arabische) Nûr aus dem (in persischer Mystik) leuchtenden „Licht" mit (sanskritischem) Rahasya[1]) (oder Rasa) verbunden, in Noertjaija mit Chhâyâ (Schatten). Zu Anwar (als Plural von „Nûr") stellt sich Anwas im Gereimel [wie Wening zu Wenang[2])]. In Djan und Djin (— Jin oder Perî (der Pîr) —) laufen mit Dhyân die Jinas der Jainas zusammen, wie deren Siddhi (im Range der Arhat) mit langhaarigen Siddhas (durch die Baumzweige huschend), und aus Purwodadi-Djan spricht das Alte („Purwo") im (Propheten oder) Nabî Adam, als Sâfiyu'llâh („rein vor Gott"), zum Khalifatu'llâh, als (Allâh's) Stellvertreter, ein-

1) Bei Absehung von Noroso (javanisch), auf (sanskritisch) Naratji (Goldschale) bezogen, wird aus Noerroso ein doppelter Lichtglanz (des Nûr) in Rasa gedeutet (aus Beziehung zum „Gold"), während es (mit dem Geschmacksinn in der Psychologie) auf Würziges [im (feinsten) Saft] hinführt, als Essenz (gleich Sari), und aus Rahasya würde das Geheimnissvolle einspielen, aus mystischem (Licht oder) Nûr (der Sufi u. s. w.).

2) Auf Nachricht von Adam's Tode, dadurch erschreckt, sucht Anwar nach Mitteln, um unsterblich zu bleiben und wird durch Idjadjil nach Tanah Lulmat (am Nordpol) geführt, wo (auf der Insel Awindo) der Quell Tirtha Mrito Kamandanu sichtbar wird, auf sein Gebet (im Pramayoga). Mit Anwar vermählt, gebärt Rimi (Tochter des Djin-Königs Prabu Noradi) einen Abortus, der durch das „Banju urit" (Lebenswasser) zum Menschen gebildet wird, als Sanyang Nurroso, und sein Vater (Nûr-Taitjo) fährt in ihn ein (zu Einem Menschen geeint). Das zu Miladk's Wiederbelebung von den Kalith benöthigte Lebenswasser wird durch Tariit's Tücke verträufelt (auf den Pelau).

Sangjan[g]

und sein Prop[h]...

Tschupu

Nab[i]...

als Safioela (im Khalifat u[l]...

Nabî S...

Sanggang Dharmajuda

Devi Dermani

Hjang Dermana

Hjang Tjijatra

Hjang Chatur Kaneka vierarmig gleich Batara Guru

Kaneka putra

Anwas (Noertjaija)

Prabu Samun

Prabu Kadie (El Khidr)

Prabu Ngabid (Abid, Diener)

Prabu Asat

Prabu Abidin

Nabi Saleh, Prophet der Himjariten (zu Ad und Thamud gesandt) in Saba (oder Meroe)

Dewi Huma

(Tochter Umpu Ongaljani's) geb...

(der Umarmung widerstrebend)...

Kolo ...

Sunan Krapia

Sunan Tegalarun

Sunan Nongkurat

Sunan Nongkurat Mas (Ende der Könige auf Java, in Jaya Baya's Ueberlieferungen)

Sambhu

Tschambuyaro

Sambodano

Esti Jumili

Resi Mulosidi

Wisworo

Rama (Rama-tjandra)

Brom...

Tj. I...

...ljangan (Luftraum) fortgeschleuderte Ei (seiner Missgeburt) ...

tji (Allâh)

:er Waschungen)

Babu Kowo, als Mutter der Lebendigen (Hava oder Eva) zeugt (aus dem Menstrualblut)

ıus Contemplation)

ıwar (Sangyang Vishnu)

Djan
|
Djin
|
Andjadjali
|
Pr. Wenu
|
Pr. Patidji
|
S. Dari
|
Djin Menak
|
Minaukara
|
Jujutuma
|
Rokotowaki (Tochter Rokototomo's)

Sanjidjabil oder Djadjil (Dajjal als Iblis), Lehrer Aji Saka's (im Apostat), aus Mazenderân über Gudjrâ eingewandert (nach Mendang Kamoelan).

Noerroso,
:he) Licht im Nûr (arabisch) und Rasa oder Rahasya (Dewi Noerrani, ıter Noerradi's in Dewani)

S. Wenang
bevollmächtigt), als Bruder Wening's · Sakti aus dem Kastuba-Blatt)

Tunggal

Krabben-Ei *) (Yuju's)

Batura Guru, als Manik Moyo (Maya) (zeugt seine Wunschkinder)

Batara Maya (Nis-Moijo)
|
Surya, Chandra, Yamadipati, Siva, Kamajaya, Dewi Dharma Nastiti

ha Pralaya

Brahma

omo Indiyo | Sumali | **Dasamukha**

Brachmani | **Tritesto** (Manu-Manussa)

Indra | **Indrawatti** (mit Dasamukha oder Ravana vermählt)

Bayu [oder Besuki, unter Vishnu's (Halb-) Avataren, als Lakshman]

Mahadewa [Dewi Sri (als Lakshmi oder Durga)], aus den vereinten Götterkräften hervorgegangen

Abiosso
Pandu
(und die Pandawa).
Nach dem Tode Parikesits (Enkel Ardjuna's) folgt die Transponirung nach Java (vom Sembrang)

Basuketi
Basudeva
Kresna

ning aufgefangen, zur Manifestation Manik Maya's (aus dem Dotter) und Nis-Maya's (aus dem Eiweiss).

gesetzt (auf Erden) in Würde eines (ebionitischen) Adam Kadmon (der Gnosis), der aus paradiesischen Gefilden auf Anlass der Schlange vertrieben war, unter deren Gestalt Kadmos und Harmonia in eleusinische einzogen, das (verderbenbringende) Armband (auf Hephästos' Esse gefertigt) den Sterblichen zurücklassend, die Harmonie zu stören (wie beim Goldschmieden der Asen). In (de la Peyrère's) „Präadamiten" (statt Coadamiten) bezieht sich die erste Erschaffung auf die Heiden, die zweite auf die Kaukasier (der Genesis), als „Electi" des auserwählten Volkes (in Jima's Gartenumzäunung). Dem aus dem Staub „rother Erde" [wie (b. Pausanias) auch von Prometheus verwandt] geformten Leib wird (b. Josephus) Geist und Seele zugefügt, was, in der (an die Inspiration des Rûâḥ angeschlossenen) Controverse auf eine Dreitheilung (statt Zweitheilung) führend, die zeugungskräftige Contemplation erleichtern würde, zu welcher der Urmensch (wie Sanatkumara und seine Brüder in dem Brahmandapurana) ursprünglich bestimmt gewesen, ehe in seine „Männin" (zur Sakti) gehälftet, als bei (Benennung oder) Anblick der geselligen Thiere der Wunsch (nach gleicher Geselligkeit) entsprungen war; oder eingeschossen mit dem Feuerpfeil Kâma's [den des asketischen Siva's (eines Dreiäugigen) Gluthauge deshalb verbrannte]. In ihrem „Bekenntniss" (1703) bekannten sich die Philadelphier (Jane Leade's) zu dem Glauben, „dass der einige Adam, wenn er einig verblieben wäre, aus sich selber, ohne Zuthun einer anderen Person seines Gleichen hätte ausgebären können" (s. Hochhuth) „einen paradiesischen Menschen" (aus zwei „Lichttincturen"). Margaretha (v. Wildenspuch) sei [nicht leiblich mit dem Kinde, das sie (Jan. 10, 1823) in Illnau geboren, sondern] „geistig schwanger gewesen, und habe durch Christum viele Kinder, aber geistige, geboren" (s. J. L. Meyer), erklärte ihr (geistig geborenes) Kind (Ursula Kündig). Mit dem Hinsinken „in das grundlose Meer der ewigen Gottheit" proclamirte sich dem synchronistischen Propheten (Ganz, dem Schneidergesellen zu Embrach) vedantische Tendenz und (zu Rafz) die auf (Schopenhauer's) Nirvâṇa gerichtete mit dem Versinken „in das ewige Nichts, den Urgrund" („in dem seligen der ewigen Fülle des Herrn zu schwimmen und im stillen Gott zu ruhen," quietistisch), „oh! seliges Nichts, oh! seliges Versteinertsein," eines (indianisch) ewigen Lebens (cf. „Lose Blätter" VII, S. 53*). Brahma's contemplative Weltschöpfung wurde (zum Schaden derselben) dadurch gestört, dass schon seine Erstgeburt, das geistige Gebilde einer liebreizenden Tochter (Vacch), durch ihre Schönheit die Umschau nach den vier Cardinalpunkten veranlasste und so den (aus Halsverrenkungen verrückten) Kopf des („Minne" sinnenden) Gottvaters vierköpfig verunstaltete. Es gelang zwar, im Schwunge der Meditation, ein fünftes Haupt oben darüber emporzutreiben, aber das wurde ihm abgerissen bei der allgemeinen Prügelei, wohinein, wie die Kirchenväter auf der „Räubersynode", die Götter geriethen (bei Daksha's Gastmahl). Seit athenischer Kopfgeburt (des Olympiers) ist es männlicherseits mit einseitig beglaubigten Zeugungen stille geworden, und wenn das schwächere Geschlecht für seraphische Begrüssungen empfänglicher geblieben ist, wurde die Empfängniss durch einen Kuss doch unter die Ketzereien verwiesen (zu Epiphanius' Zeit). Die Spröden (im australischen Busch), wenn durch Geisterstimmen (Mia-Mia) angerufen, laufen davon (s. Spencer-Gillen), um den Folgen vorzubeugen, die aus früherem Lebenswandel auf die tyrische Helena hätten treffen können, ehe von grosser Götterkraft (als *μεγάλη δύναμις*) zu sich genommen, unter den Spiegelfechterein des Magus aus Gitton, der in Concordia's oder Perpetua's Gemahl mit sich selber disputirt (wie wiedererkannt aus „Recognitionen" alexandrischer Gelehrsamkeit). Aus Tarissa's (Lugeleng's irdischer Gattin) Scheitel ist Olifat geboren (auf Ulea); und so mögen neue Aufklärungen in Erwartung stehen aus den (in Mikronesien) neuerworbenen Colonien). —

(10) Hr. Dr. Hermann Meyer berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden aus Cuyaba, 5. März, über den Beginn seiner

brasilianischen Reise.

„Sieben Monate sind nun schon verflossen, seit ich Deutschland verlassen habe. und erst jetzt komme ich dazu, an die eigentliche wissenschaftliche Aufgabe, die ich mir gestellt habe, die ethnologische Erforschung des Schingu-Gebiets, näher heranzutreten. Im ersten Theil meiner Reise, während meines Aufenthaltes im Staate Rio grande do Sul, hatte ich speciell die volkswirthschaftliche Untersuchung der deutschen Colonien in diesem Staate mir zum Ziel gesetzt, da ich es für äusserst wünschenswerth halte, die deutschen Emigranten hierher zu leiten, in Gebiete, in denen sie die günstigsten Vorbedingungen für eine gesunde Entwicklung vorfinden. Ein reiches Material über das ganze Gebiet steht mir jetzt zur Verfügung, das ich nach meiner Rückkehr zu einem populären Schriftchen über die deutsche Colonisation in Rio grande do Sul umzuarbeiten gedenke. Ich hatte aber auch in Rio grande Gelegenheit, etwas ethnologisch arbeiten zu können; denn ich konnte von dem Stamm der Detale, die in der Nähe von Nonchay wohnen, ein recht ausführliches Vocabularium aufnehmen, das ich mir erlauben werde, wenn es überarbeitet ist, der Gesellschaft für Ethnologie in Berlin zur Verfügung zu stellen. Leider war es unmöglich, von den Detale, die zu den Caingang gehören, Stammessagen zu erhalten; so musste ich mich mit dem Vocabular begnügen. Für den Anthropologen gab es keine Arbeit, denn der Stamm ist schon sehr stark mit Brasilianern und Negern gemischt. Hier in Cuyaba haben wir schon viel zu thun gehabt; im Verein mit Dr. Mansfeld, der sich Ihnen bestens empfehlen lässt, habe ich einige Bororo photo- und phonographisch, anthropologisch und linguistisch untersuchen können, und in den nächsten Tagen erwarte ich zwei Apiakas vom Tapajos, die Dr. Parim mitgebracht hat, zur Aufnahme. Auch von interessanten Fällen tropischer Krankheiten, Elephantiasis, Framboesia und Lepra, wurden gute Aufnahmen gemacht. 2 Bakairi-Schädel wurden mir hier übergeben und 2 Bororo-Schädel werde ich unterwegs erhalten und mir erlauben, Ihnen je einen für Ihre Schädel-Sammlung zu überweisen. Am 15. März gedenke ich nun mit einer Begleitung von 29 Mann und einer *tropa* von 56 Thieren abrücken zu können; ich werde direct nach dem Quellgebiete des Schingu marschiren, dort versuchen, den Quellfluss des Rio Steinen (Atelchu) aufzufinden und denselben mit *canoas* bis zum Schingu hinunter- und alsdann den Paranayuba hinaufzufahren. Binnen Jahresfrist hoffe ich wieder in Deutschland zu sein; ich bitte um die Erlaubniss, in der Gesellschaft für Ethnologie, deren Herren ich Sie bitte mich bestens empfehlen zu wollen, alsdann über die ethnologischen Resultate der Reise Bericht abzustatten." —

(11) Hr. Dr. S. Watjoff beschreibt in einem Briefe aus Sofia

zwei bulgarische Bruchbänder.

Im Museum des Alexander-Hospitals zu Sofia (Bulgarien) befinden sich zwei Instrumente, die ein gewisses Interesse für das Studium der Volks-Medicin bieten, weswegen ich sie der Veröffentlichung für werth halte.

Ein Volk, wie das bulgarische, welches bis vor 20 Jahren ohne Aerzte lebte und starb, musste sich auch in Nothfällen allein helfen. Nicht nur Brüche der

Knochen wusste es ziemlich gut zu reponiren und richtig mit Schienen zu befestigen, um eine Heilung zu erzielen, sondern auch schwierige, nicht so leicht heilende Leistenbrüche verstand es zu reponiren und mit Bandagen in der normalen Lage zu erhalten. Dazu hat es sich eigene Instrumente erdacht, ausgearbeitet und sicher mit Erfolg benutzt. Hier wollen wir zwei solche Instrumente beschreiben. Das eine Instrument (Fig. 1) ist ein Bruchband für einseitige Hernia inguinalis. Es besteht aus einem ziemlich langen und breiten starken Riemen; $^1/_5$ der Länge von dem einen Ende entfernt, ist ein eiförmiges, 15 *cm* langes und 6 *cm* breites Holzstück — Pelotte — befestigt. Die Pelotte hat in der Mitte 4 Löcher, durch welche ein starker Bindfaden durchgezogen und an dem Riemen zugebunden und befestigt ist. Das Bruchband ist für eine linksseitige Hernia bestimmt und wird so angelegt, dass die spitze Seite der Pelotte nach unten, die mittlere Partie auf die Bruchpforte kommt und sie zudrückt. Der Riemen wird dann über die Hüften angezogen und mit Schnallen befestigt. Das Bruchband gehörte einem Manne aus Kazanlik (Süd-Bulgarien). Die Arbeit ist sehr einfach und ziemlich grob.

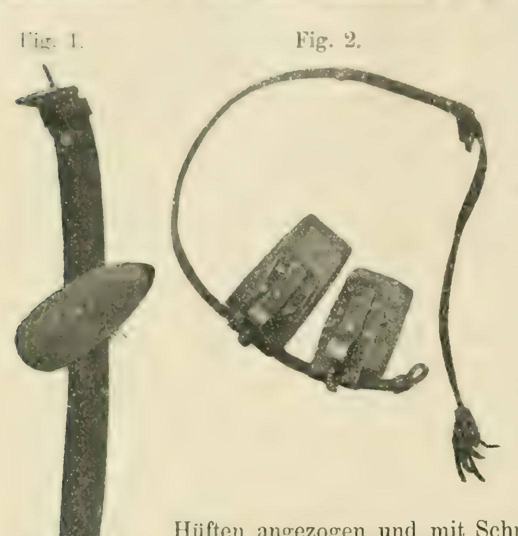


Fig. 1. Fig. 2.

Viel interessanter ist das zweite Bruchband (Fig. 2), das einem Bauern aus der Umgebung von Sofia angehört hat. Dasselbe besteht aus einer mittelmässig dicken Eisenstange, die in einem Halbkreise gebogen und an beiden Enden mit je einer Oehse versehen ist; an die Oehsen wird ein Riemen befestigt. An einem Ende der Eisenstange befinden sich zwei unbewegliche Ringplatten, die an der an dieser Stelle etwas verbreiterten Stange befestigt sind; die Ringplatten sind an dem oberen Rande gezähnt. Um jeden Ring ist je eine hölzerne, viereckige, 10 *cm* lange, 5 *cm* breite und 2 *cm* dicke Pelotte mit 2 Eisenplatten so an der Stange befestigt, dass sie sich um den Ring frei bewegen kann. In der Mitte der Pelotte ist noch eine hakenförmig gebogene Eisenplatte befestigt, welche die Zähne des Ringes fasst und der Pelotte eine Bewegung nur nach einer Richtung, nach innen zu, erlaubt. Will man die Pelotte nach oben kommen lassen (abheben), so muss sie nach innen gedreht werden, bis der Haken wieder auf die Zähne zu liegen kommt.

Die Eisenstange wird mit weichen Leinwandstücken umhüllt und über dem Becken mit dem Riemen festgehalten. Die Pelotten werden auch mit weicher Leinwand überzogen und so an die Bruchpforte gelegt, dass sie einen genügenden Druck ausüben und das Hinaustreten des Darmes verhindern. Wie man sieht, ist das Princip dieses Bruchbandes sehr geistreich. Die Ausführung der Arbeit ist grob; das hat aber den Träger dieses Bruchbandes gar nicht gestört, und sicher hat es ihm vortreffliche Dienste geleistet. —

(12) Hr. Nicolaus Melnikow übersendet folgenden Bericht über

die Burjäten (Burjaten) des Irkutskischen Gouvernements.

In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, als die Russen nach dem jetzigen Irkutskischen Gouvernement kamen, waren die Burjäten dort die einzigen Einwohner. Wie gross die Bevölkerung damals war, ist unbekannt, da wir Ziffern, die mehr Glauben verdienen, erst vom Ende der 50er Jahre des laufenden XIX. Jahrhunderts an haben. Darnach lässt sich beurtheilen, ob die burjätische Bevölkerung des genannten Gouvernements sich vermehrt oder vermindert hat. Der 10. Seelenschätzung nach, die im Jahre 1857 stattfand, gab es in demselben fast 101346, theils nomadisirende, theils ansässige Burjäten; am Ende der 80er Jahre waren sie schon 105723 Seelen stark, woraus sich ergiebt, dass sich ihre Anzahl um 4,3 pCt. vergrössert hat.

Es wäre unrichtig, von den Burjäten des ganzen Gouvernements im Allgemeinen zu sprechen und sie als ein untheilbares Ganzes, als einen mit gemeinsamen Interessen lebenden Volksstamm zu betrachten. Man muss sie in verschiedene geographische und ökonomische Gruppen theilen, da die höhere und niedere Entwickelungsstufe derselben von mannigfachen Factoren bedingt wird. Oekonomische Wohlhabenheit, Entwickelung des Landbaues, Nachbarschaft der russischen Bevölkerung, Nähe der Städte spielen eine sehr grosse Rolle. Es ist bemerkbar, dass eine höhere Stufe der Cultur-Entwickelung nur bei denjenigen zu finden ist, die von der Jagd und Viehzucht-Wirthschaft zur Landwirthschaft übergegangen sind; grössere Unwissenheit und Urformen des gesellschaftlichen Lebens herrschen dort, wo die Burjäten mit dem Landbau ganz unbekannt sind; die mittlere Stelle nehmen die Burjäten derjenigen Orte ein, wo die Bevölkerung diesen im Culturleben aller Völker so wichtigen Uebergang noch nicht zu Ende durchgemacht hat. Eine solche Schlussfolgerung macht jeder Forscher, der die Burjäten kennen lernte. Als Zeichen der Cultur-Entwickelung bei den Burjäten wollen wir daher die Vermehrung oder die Verminderung der burjätischen Bevölkerung annehmen.

Die Fläche des Einpflügens einer jeden Wirthschaft beträgt durchschnittlich ungefähr 10 Dessätinen (2400 Quadratfaden). Alle vier Gouvernements-Bezirke, wo Burjäten ansässig sind, dürfen in zwei grosse Gruppen getheilt werden: die erste, wo die Fläche des Einpflügens kleiner ist, als die, welche durchschnittlich angenommen wird, die zweite, wo sie grösser ist.

	Dessätinen des Einpflügens für jede Wirthschaft	Die Vermehrung der Bevölkerung der letzten Seelenschätzung nach
In der 1. Gruppe	1—10	+ 1,7 pCt.
„ „ 2. „	10—20	+ 8,3 „

Diese Ziffern zeigen, dass die Bevölkerung sich in der ersten Gruppe nur um 1,7 pCt., dagegen in der zweiten um 8,3 pCt. vergrössert hat. Es ist klar, dass die Bewegung der Bevölkerung in der ersten und in der letzten Instanz von der Entwickelung der Landwirthschaft, der Productivkräfte, abhängig ist.

Wenn wir das oben Gesagte anders formulirten und sagten, dass die Burjäten sich ausschliesslich dort vermehren, wo Landbau und Viehzucht mehr entwickelt sind, so würden wir damit einen grossen Fehler machen. Der Statistik nach werden auf jeden Burjäten jährlich 17—51 Pud (jedes Pud = 40 Pfund) Brod gerechnet, d. h. es wird von den Burjäten weit mehr Brod producirt und verzehrt,

als es von den Bauern des europäischen Russlands geschieht. Obwohl die letzteren kaum satt zu essen haben, vermehren sie sich doch am stärksten von allen westeuropäischen Völkern; die Burjäten aber sterben in einigen Orten ganz aus, in anderen wieder vergrössert sich ihre Zahl, aber nicht in demselben Grade, wie es bei der Vermehrung der russischen Bauern-Bevölkerung der Fall ist. Darin besteht die ganze Frage von der Lage der sibirischen Natur- und Halbcultur-Völker. Die Thatsache beweist, dass eine ausschliessliche Bedeutung den ökonomischen Factoren nicht zugeschrieben werden darf: es giebt noch andere Cultur- und Lebensfactoren, deren Einwirkung am besten zu ersehen ist, wenn man die Burjäten mit den Bauern des europäischen Russlands — also zwei sehr verschiedenartige Gruppen — vergleicht. Die ökonomische Lage der Burjäten ist weit besser, als die der Bauern; dessen ungeachtet aber vermehren sich die letzteren stärker, als die Burjäten. Was für Verhältnisse hemmen die Vergrösserung der burjätischen Bevölkerung und deren Entwickelung, obwohl diese eine vergleichsweise hohe Stufe des ökonomischen Wohlstandes erreicht hat? Die Beantwortung dieser Frage habe ich mir zur Aufgabe meiner vorliegenden Untersuchung gestellt.

Alle Factoren, die schädigend auf das Burjäten-Leben einwirken, sind in zwei Gruppen zu theilen: die einen sind sozusagen selbständigen Ursprungs, die anderen aber werden von ausserhalb hergebracht und durch den Einfluss einer stärkeren Rasse bedingt.

Was die „selbständigen“ Factoren anbetrifft, so muss man hier vor Allem die niedere Stufe der Cultur-Entwickelung der Burjäten betrachten, die in ihrer Unreinlichkeit, in ihrer Unbekanntschaft mit hygieinischen Grundregeln, in den antihygieinischen Lebens-Verhältnissen ihrer Kinder zu Tage tritt. Wer in ihren Wohnungsräumen, — insbesondere in denen, wo sie im Winter wohnen —, war, wer Gelegenheit hatte, ihre von menschlichen Ausdünstungen, von den zu verarbeitenden Fellen und vom herrschenden Schmutze verdorbene Luft einzuathmen, wer jemals nahe zu einer Wiege herangetreten ist, in welcher die schmutzigen burjätischen Kinder schliefen, — dem ist es ganz klar, wie verderblich und schädlich diese kaum denkbaren Verhältnisse des Hauslebens auf die Burjäten einwirken müssen. Es ist ein grosser Irrthum, wenn man der Meinung ist, dass die Sommerwohnräume (Jurten), welche ein gar so trauriges Ansehen haben, schlechter sind, als die von aussen schöner und geräumiger aussehenden Winterwohnungen. Die Jurten sind dennoch erträglicher: sie werden besser gelüftet und sind nicht so schmutzig, als die Winterhäuser, die gut, rein und reich zu sein scheinen, ehe man sie von innen besichtigt hat. Ich mache keine Uebertreibung, wenn ich sage, dass die Pferde- und Kuhställe bei den Burjäten weit reinlicher gehalten werden, als ihre Wohnräume, da die Burjäten auf ihren Viehbestand mehr Werth legen, als auf ihre eigene Person. Auf der Insel Olchon z. B. haben Mahtland (Wiesen) und Ackerfeld eine grosse Bedeutung und werden jedes Jahr gedüngt. Der Düngmist wird ungemein theuer geschätzt und der olchonische Burjät bewahrt ihn auf als seinen Hauptreichthum. Tritt man in einen Kuhstall ein, so ist er fleissig ausgeschabt, der Fussboden ganz glatt und rein; die Stricke, an welchen das Vieh angebunden wird, hangen in grösster Ordnung an den Wänden; von Mist ist nichts zu sehen, weil man ihn auf das Ackerfeld gefahren hat. Tritt man aber in ihr Wohnhaus, so kommt man zu der Ueberzeugung, dass die Menschen, von denen hier die Rede ist, in weit schlechteren Verhältnissen wohnen, als ihr Vieh.

Bei der Besprechung anderer, auf die Entwickelung der Burjäten misslich einwirkender Factoren sind ihre abnormen Familien- und Geschlechts-Verhältnisse in Betracht zu ziehen. Ich erlaube mir, zu betonen, dass alle schädlichen Verhält-

nisse des burjätischen Lebens in den gröbsten, unverschönerten Formen nur bei den auf dem Wege der Cultur-Entwickelung zurückstehenden Burjäten schärfer hervortreten, während sie in den entwickelteren Wedomstwa (Verwaltungskreisen) ihre Formen schon gemildert haben. Alle progressiven Strömungen geben sich nur in den am meisten entwickelten Wedomstwa zu erkennen, sind aber in den zurückstehenden nur im Keimzustande vorhanden.

Eine der Hauptursachen der Schädigung der burjätischen Familien- und Geschlechts-Verhältnisse liegt in der Sitte, Brautgeld zu zahlen. Dieses Geld wird burjätisch „Kolim" genannt. Der Kolim ist sehr gross; infolge dessen nimmt er einem jungen, gesunden und kräftigen, aber armen Manne die Möglichkeit, eine Ehe eingehen zu können. Es ist wahr, dass die schädliche Einwirkung des Kolims von der neueren Sitte „Adlaji", die bei den Burjäten dem Kolim als Gegengewicht erwachsen ist, sehr abgeschwächt worden ist. Adlaji besteht darin, dass die Eltern von zwei Familien, wo es Söhne und Töchter giebt, sozusagen die Bräute untereinander tauschen, ohne in diesem Falle Kolim zahlen zu müssen. Der Einfluss der Russen darin ist solcher Art, dass die Burjäten ihre Gewohnheit des Kolims allmählich verlieren, indem sie den Russen nachzuahmen pflegen: einige Greise in den burjätischen Familien haben gar nichts dagegen, wenn ihre Tochter heimlich ihr väterliches Haus, wo sie aufgewachsen ist, verlässt und getauft wird, um mit ihrem Geliebten als Frau in einer von der rechtgläubigen Kirche und Polizei sanctionirten Ehe leben zu können.

Was die Gewohnheit „Adlaji" anbetrifft, so hat sie auch ihre schlimmen Seiten. Ich spreche nicht von der Albernheit einer solchen Eheschliessung, wo die künftigen Eheleute sich für das ganze Leben verbinden, ohne vorher miteinander bekannt gewesen zu sein und manchmal auch ohne gegenseitige Neigung zu empfinden; ich spreche nicht davon, dass die Ehe bei den Burjäten ohne Willen und Neigung der Braut und des Bräutigams geschlossen wird. Adlaji hat ausser dem erwähnten Uebel noch ein anderes: er wirkt schädlich auf das Leben der Eheleute und ihrer Nachkommenschaft dadurch ein, dass die Eltern gar keine Rücksicht auf das Alter der künftigen Eheleute nehmen, und infolge dessen der unerwachsene, unmündige Knabe der Mann eines schon alten Weibes oder das junge Mädchen die Frau eines Greises werden kann. Es kommen bei den Burjäten noch jetzt Eheschliessungen vor, wo die eine Person weit älter oder weit jünger ist, als die andere; sie werden aber nicht ausschliesslich durch die Gewohnheit „Adlaji" hervorgerufen, auch das wirthschaftliche Interesse spielt dabei eine sehr grosse Rolle. Im Hause des Burjäten fehlt z. B. ein Weib zur Verrichtung verschiedener hauswirthschaftlicher Arbeiten, aber es ist ein Sohn, ein Knabe da, für den man eine Frau kaufen kann, und sie wird gekauft.

Als ich im Jahre 1897 an der allgemeinen Volksschätzung theilnahm und bei Burjäten im balaganischen Bezirk als Schätzer mitarbeitete, versetzte mich das Vorhandensein einer grossen Anzahl verheiratheter Jünglinge in Verwunderung. Oftmals begegnete ich einem 15—16jährigen Gelbschnabel, der auf meine Frage, ob er schon lange verheirathet sei, antwortete, vor 3 oder 4 Jahren habe er den Ehebund geschlossen. Im Wedomstwo Unga des erwähnten Gouvernements-Bezirkes sah ich einst einen 16jährigen Burjäten, den man vor 7 Jahren sich hatte verheirathen lassen, „damit er mehr Kinder erzeugen könne", wie mir seine Nachbarn sagten. Er hatte wirklich 4 Kinder; der älteste Sohn des mit einer so zahlreichen Familie belasteten Burschen war 7 Jahre alt. Im Wedomstwo Uleji desselben Bezirkes sah ich ein kräftiges 20jähriges Weib einen Knaben auf den Armen tragen; ich war überrascht, als man mir sagte, dass das Weib und der Knabe, den es auf den

Armen trug, schon Eheleute seien. Die Burjäten erzählen, dass vor einigen Jahrzehnten noch drolligere Eheschliessungen stattfanden, wo die Frauen, die Kühe melkend, ihre Männer in den Armen halten mussten. Die ökonomischen und wirthschaftlichen Ursachen haben einen grossen Einfluss auf die burjätischen Eheschliessungen. Es ist noch bis jetzt bei den Burjäten Zwei- oder Drei-Weiberei zu finden, insbesondere, wenn die erste Frau unfruchtbar ist. Wenn die Burjäten andererseits eines Arbeiters bedürfen, so nehmen sie den Mann ins Haus, und in diesem Falle zahlt er ihnen keinen Kolim. Der Wunsch, Kinder zu haben und sie erwachsen zu lassen, tritt bei den Burjäten auf das stärkste zu Tage und scheint ein Zeichen des unbewussten Kampfes um die Erhaltung der Rasse zu sein. Die kinderlosen Burjäten nehmen fremde Kinder, sogar die der Russen, ins Haus, adoptiren sie und bezahlen manchmal für die Adoptirung derselben. Die Burjäten des balaganischen Bezirks kauften z. B. die Kinder bei den tunkinischen Burjäten: es gab damals sogar specielle Vermittler. Noch bis jetzt wird bei den balaganischen Burjäten ein Lied gesungen, in dem erzählt wird, dass „der Bauernwagen 100, das tunkinische Mädchen aber 1000 Rubel kostet". Dass die Burjäten sich über die Geburt der Kinder freuen und sich bemühen, sie auch zu pflegen, lässt sich aus den Maassregeln und der Sorgfalt ersehen, mit denen sie das erste Kindesalter umgeben: es werden zahlreiche Opfer dargebracht und verschiedene schamanistische Bräuche verrichtet, welche die ersten Jahre des Kindes begleiten. Aber diese Sorgfalt erreicht ihren Zweck nicht: infolge der antihygieinischen Verhältnisse sterben die burjätischen Kinder wie die Fliegen. Ihre Eltern geben sich alle mögliche Mühe, neue Kinder zu haben; sie bringen neue Opfer dar, und wenn das erwünschte Kind geboren wird, so verwenden sie noch grössere Sorgfalt auf dasselbe, ohne die nothwendigen hygieinischen Grundmaassregeln zu beachten.

Als eine Ursache, die schädigend auf ihre Bevölkerungs-Zunahme einwirkt und ihre Cultur-Entwickelung hemmt, ist die Geschlechts-Ausschweifung zu bezeichnen. Das Mädchen wird bei den Burjäten noch früher Frau, als die officielle Eheschliessung sich vollzieht: diese Thatsache ist Allen bekannt, niemand klagt das Mädchen dafür an oder verachtet es deshalb. Wenn das Mädchen vor der officiellen Eheschliessung ein Kind hat, so heirathet man sie desto lieber, da sie ihre Fähigkeit zur Kinder-Erzeugung schon an den Tag gelegt hat. Die freien Geschlechts-Verhältnisse bei den Burjäten lassen sich insbesondere an den burjätischen Festlichkeiten sehen, wo sich junge Leute beiderlei Geschlechts versammeln. Die burjätischen Festlichkeiten finden meistens am spätesten Abend statt und können mit Recht „Nächte der Liebe" genannt werden. Nahe den Dörfern (Ulússen) brennen Scheiterhaufen, um welche Männer und Frauen ihren eintönigen Tanz „Nádan" tanzen. Von Zeit zu Zeit gehen Paare von den Tanzenden fort und verschwinden in der Dunkelheit der Nacht. Kurz darauf kehren sie zurück und nehmen wieder an den Tänzen Theil, um nach einiger Zeit aufs Neue im Nachtdunkel zu verschwinden; aber es sind nicht immer dieselben Paare, die aufs Neue verschwinden, da die Personen mit einander wechseln. Wer unter den Burjäten lebte, der hatte oft Gelegenheit, zu hören und zu sehen, was an den burjätischen Hochzeiten geschieht, wo Weiber und Männer betrunken sind.

Wir wollen noch einige Worte von der Vielweiberei sagen, um mit der Besprechung der Unregelmässigkeiten der Familien- und Geschlechtsverhältnisse fertig zu sein. Es ist oben schon gesagt, dass der Burjät sich die zweite und dritte Frau nimmt, wenn die erste Ehe kinderlos bleibt. Aber es giebt Ausnahmen: die reicheren Burjäten haben mehrere Frauen, selbst wenn die erste Frau nicht kinderlos ist. Es kommt auch vor, dass der Mann die zweite und dritte Frau nimmt, weil

er die erste für unfähig hält, obwohl er selbst impotent und die Ursache der unfruchtbaren Ehe ist. Alle diese Verhältnisse lassen die Vielweiberei als eine der Ursachen erkennen, die eine ungünstige Einwirkung auf die Vergrösserung der burjätischen Bevölkerung haben.

Meine kurze Uebersicht der Unregelmässigkeiten in den Familien- und Geschlechts-Verhältnissen ist beendigt. Jetzt wollen wir zur Betrachtung der schädlichen Einwirkung der burjätischen Religion — des Schamanismus — übergehen. Den Religions-Anschauungen nach theilen sich die Burjäten in 3 Gruppen: Rechtgläubige (35 pCt.), Schamanisten (60 pCt.) und Lamaïsten (5 pCt.). Die dem Christenthume neu zugeführten Rechtgläubigen bilden den dritten Theil von allen Burjäten, stehen aber dem Schamanismus weit näher, als der christlichen Religion. Die Lamaïsten bilden einen geringen Theil, sind aber in vielen Punkten auch der Einwirkung des Schamanismus unterworfen. Die Schamanisten bilden beinahe ²/₃ aller irkutskischen Burjäten. Der Schamanismus ist die Religion der Anbetung der äusseren Naturkräfte und zahlreicher Gottheiten. Als Vermittler zwischen den Menschen und diesen übernatürlichen Gottheiten — Geistern — sind die Schamanen zu diesem Berufe durch eine gewisse Schule erzogen. Sie sind, den burjätischen Begriffen nach, von den Gottheiten mit den Fähigkeiten begabt, in den Verkehr mit den bösen und guten Geistern einzutreten. Dieser Verkehr wird auf besondere Art zu Stande gebracht: der Schamane, der in den Verkehr mit den Geistern eintritt und die Weissagungsgabe hat, soll während der Verrichtung der Bräuche nicht den gemeinen Sterblichen ähnlich sein. Mit ihren Gebeten und Beschwörungen bringen sich die Schamanen in einen Zustand der Ohnmacht, der Wahnvorstellungen und der epileptischen Krämpfe. Solche Schamanen finden grosse Verehrung und Achtung bei den Burjäten. Es giebt viele Schamanen, deren Berufseinweihung (Gebete und Beschwörungen, die so viele mystische, symbolische und andere geheimnissvolle Elemente enthalten) öffentlich, vor den Augen des ganzen Volkes verrichtet wird. Es ist danach klar, dass die langen Jahrhunderte des Vorhandenseins dieser Religion nicht ohne Einfluss auf die Gehirn- und Nerven-Organisation der Burjäten bleiben konnten. Sie sind sehr nervös, erregbar, und da sie keine starke körperliche Organisation haben, auch verschiedenen Gemüths-Erkrankungen unterworfen. Alle Forscher und Beobachter weisen auf die Entwickelung und Verbreitung des sogen. „Klikuschestwo" und anderer Formen der psychischen Erkrankungen unter den Burjäten hin. Um das Gesagte besser illustrieren zu können, ist es am Platze, einige Begebenheiten als Beispiele zu erzählen.

Die Seelen der im Leben geachteten Menschen werden bei den Burjäten „Sajan" genannt. Im Wedomstwo Uleji des balaganischen Gouvernements-Bezirkes giebt es sogen. „Ulejische Viele Sajanen", von deren Ursprung das Folgende erzählt wird: Eine ulejische Burjätin heirathete einen Burjäten in Tarschaji. Ihr Mann behandelte sie grob und barbarisch; sie lief von ihm weg, wurde gefangen, vielen greuelhaften Foltern unterworfen, wurde wahnsinnig, darauf eine Schamanin, und floh in die Heimath, wo sie sich kurz darauf erhängte. Nach ihrem Tode ist sie von den Burjäten zu den „Ulejischen Vielen" mitgerechnet worden. Ihr Schicksal blieb nicht ohne Einwirkung auf die ulejischen Burjätinnen. Von Zeit zu Zeit traten Gemüths-Erkrankungen unter den Burjätinnen auf, welche die Anzahl der burjätischen Geister noch grösser machten, und jetzt werden die „Ulejischen Vielen" schon 350 Seelen stark gerechnet. Im Jahre 1895 sah ich selbst eine Burjätin, die sich erhängt hatte. Die Burjäten erzählten, dass sie in den letzten Jahren ihres Lebens schamanisirte. Die Heimlichkeit und der Mysticismus, mit denen

die Burjäten die Krankheit und den Tod dieser Burjätin umgaben, sowie das Andachtsgefühl und die Furcht, mit denen von der Hingeschiedenen gesprochen wurde, geben mir den Anlass, zu vermuthen, dass sie neben anderen Geistern in der nahen Zukunft eine grosse, glänzende Rolle spielen wird.

Die Burjäten haben überhaupt eine grosse Hochachtung und Furcht vor Wahnsinnigen. Der Wahnsinn ist, ihren Begriffen nach, ein Kennzeichen des nahen Verkehrs mit der Geisterwelt. Um anschaulich zu zeigen, dass die nervöse Gehirn-Uebermüdung, die zum Theil auch von der schamanistischen Religion abhängig ist und noch jetzt auf dieses Volk verderblich einwirkt, sowie seine Entwickelung hemmt, auf das Gehirn der Burjäten eine Spur hinterlassen hat, sind noch einige Thatsachen anzuführen.

Die Burjäten des irkutskischen Gouvernements sind zeitweise einer epidemischen psychischen Erkrankung, einer äusserst interessanten, aber zum Unglück für die Wissenschaft wenig erforschten Krankheitsform unterworfen, die von den Burjäten „naigùr“ genannt wird und bei den Russen unter der Bezeichnung „durjèt“, d. h. „zum Narren werden“, bekannt ist. Diese Krankheit fängt auf folgende Weise an: der Kranke (burjätisch „Naigurschìn“) hat Kopfschwindel und Gicht im Körper; ihm scheint es, als ob er vor seinen Augen feurige Kreise sehe. Die Seelen-Unruhe, die der Kranke empfindet, lässt ihn weder sich mit etwas beschäftigen, noch an einem Orte lange bleiben. Er geht von einem Hause zum anderen, aus einer Jurte in die andere, wo man ihn freundlich aufnimmt, speist, und mit dem burjätischen Schnaps (Tarassùn) bewirthet. Der Kranke hat schon gehört, dass irgendwo in der Nachbarschaft eine Menge ebenso wie er Erkrankter ist. Er schliesst sich dieser Menge an und begleitet sie, indem wie er, so auch seine Krankheits-Genossen dieselbe Unruhe der Seele empfinden. Es scheint ihnen, als ob irgend eine unsichtbare, übernatürliche Kraft sie zu etwas Unbestimmtem, Ausserordentlichem ansporne. Ein ganz gesunder Mann, der burjätisch „Abagài“ (Pflege-Onkel) genannt wird, ist als Führer immer bei ihnen. Mit besonderen Liedern, beim Klange eines Glöckchens, geht die Gruppe der Kranken mit sonderbarem, abnormem Gebärdenspiel aus einer Jurte in die andere, von einem Dorfe (Ulùss) nach dem anderen, indem sie sich auf dem Wege noch mehr vergrössert. Die Bewegung verbreitet sich immer stärker und stärker. Ganze Ulùssen werden von dieser Krankheit angesteckt und fangen an, auch „zu Narren zu werden“. Die von der Krankheit noch nicht angesteckten Burjäten nehmen hochachtungsvoll die Kranken auf, hören ihre Lieder und bewirthen sie. Um die Kranken schwebt ein Lichtkreis oder Nimbus unbestimmter Herrlichkeit, deren Ursache im Glauben an den Verkehr mit übernatürlichen Geschöpfen liegen muss. Diese Krankheit wüthete in allen Gouvernements-Bezirken im Anfange der 40er Jahre (1840—1844). Alle Wedomstwa erkrankten nach und nach; die Krankheit erlosch nach 4 Jahren, aber nach 10 Jahren entwickelte sie sich von Neuem. Jetzt wiederholt sich diese Krankheit in verschiedenen Orten, indem sie entweder weit und breit durchgeht, oder nur einzelne Personen ansteckt. Im olchonischen Wedomstwo auf der Insel Olchon im Baikalsee nahm sie im Jahre 1887 einen ausgebreiteten Charakter an. Ein Burjät, Namens Aladijew, wurde ein Naigùr; andere Burjäten folgten seinem Beispiel und ganze Ulùssen wurden krank.

Es giebt bis jetzt bei den Burjäten viele Schamanen, die ohne Vorbereitung die Kraft und das Recht zu schamanisiren erworben haben und ihre Laufbahn antraten, weil sie früher „Naigùr“ gewesen sind. Ich hatte im balaganischen Bezirk Gelegenheit, in einem Hause den Besuch eines kranken Mädchens, einer Naigùrin, zu beobachten; die Hochachtung, mit der man die Kranke aufnahm,

und die abergläubische Furcht, die ihr Erscheinen hervorrief, haben mich in Erstaunen versetzt. Ein Mitglied der ostsibirischen Abtheilung der russischen geographischen Gesellschaft theilt mir in seinem letzten Briefe mit, dass diese Krankheit wieder anfängt, sich auf der Insel Olchon im Baikalsee zu verbreiten, und dass die Anzahl der Erkrankten schon 10 Köpfe beträgt.

Jetzt ist noch eine Seite der verderblichen Einwirkung des Schamanismus zu betrachten. Diese Seite spielte eigentlich immer eine gewisse Rolle; jetzt aber, wo noch mehrere verderbliche Elemente ins burjätische Leben eindringen, ist sie von grösserer Bedeutung als früher. Es giebt jetzt bei den Burjäten Schamanen, die sich zur Aufgabe gestellt haben, ihre Tasche zu füllen. Sie schämen sich nicht, mittelst Betrugs dem Kranken und überhaupt dem gläubigen Schamanisten einen Theil von Vieh und Geld auf irgend eine verwerfliche Weise zu entreissen. Der Schamane hat z. B. an einem Pferde irgend einen Fleck gesehen und giebt nun seiner Gaunerpolitik eine solche Richtung: mit dem Besitzer des Pferdes macht er eine Verabredung, und schliesst die Bedingung ein, den Vortheil mit ihm gleich zu theilen. Wird nun jemand krank, so ruft man den Schamanen an. Er bringt Opfer dar, singt seine Lieder vor, fällt in den Zustand der Ohnmacht und offenbart feierlichst: der Burchan oder der böse Geist braucht ein Pferd mit einem gewissen Mal, und er beschreibt dann das von der Gottheil zu brauchende Pferd, an dem er das Merkmal schon gesehen hatte. Die Verwandten suchen überall ein solches Pferd und finden endlich den Burjäten, den Besitzer des Pferdes, mit dem der Schamane die Verabredung getroffen hatte. Der Besitzer des Pferdes verlangt für dasselbe einen ungemein hohen Preis, und die Burjäten, denen die Gesundheit des Verwandten theuer ist, zahlen gern das Verlangte. Die Schamanen machen ziemlich oft solche Gaunerstreiche, die auf die Wohlhabenheit der einzelnen Burjäten ungünstig einwirken, ihre nicht heidnische, sondern allgemein menschliche Sittlichkeit vernichten und — jedes Ding hat seine zwei Seiten — das Ansehen des Schamanen selbst untergraben.

Im Interesse der klaren Auseinandersetzung theilte ich alle auf das Leben und die Entwickelung der burjätischen Bevölkerung ungünstig einwirkenden Factoren in zwei Gruppen, obwohl es für mich selbstverständlich ist, dass eine solche Gruppirung keine Kritik aushalten wird.

Die Burjäten leben schon so lange unter den Russen, ihre gegenseitige Einwirkung, hauptsächlich aber der Einfluss der Russen als der einer stärkeren und an Zahl grösseren Völkerschaft ist so bedeutungsvoll, dass die Factoren beiderlei Art sich sehr verwickelt haben und jetzt schwer zu sondern sind. Der noch aus dem mongolischen Alterthum stammende Schamanismus, als specifisch burjätische Erscheinung, ist schädlich und verderblich, aber unter dem Einflusse anderer zersetzender Elemente wird er noch verderblicher.

Die Häuptlinge (Tajischà) hatten ihren Ursprung in der patriarchalischen Stammes-Gemeinde der Burjäten, als sie noch auf den Steppen der Mongolei umherzogen. Als bei den Burjäten der alte Volks-Stammesbrauch herrschte, verursachten diese Häuptlinge keinen so starken Schaden; anders und schlimmer aber wurde es, als ihr Leben unter dem Einflusse der Eroberer einer Grund-Umwälzung unterworfen wurde. Eine für die Burjäten schädliche Erscheinung ist ferner der Alkoholismus. „Tarassùn" ist der nationale burjätische Trank und wird meistentheils aus Milch gewonnen. Alle Forscher sind einig, dass der Tarassùn die gesundheitsschädlichste Einwirkung ausübt, und zwar um so mehr, als die Burjäten ihn missbrauchen. Der Rausch durch Milch-Tarassùn ist bei den Burjäten unter dem Einflusse der Russen, der Entwickelung des Landbaues und des Niederganges der Vieh-

zucht seltener geworden: der Milch-Tarassùn wird durch Roggen-Tarassùn und russischen Schnaps verdrängt. Wie der Milch-Tarassùn, so entspricht auch der Roggen-Tarassùn und der russische Schnaps ganz dem Geschmacke der Burjäten-Bevölkerung, welche diese Getränke missbraucht und mit ihnen ihre Kräfte und ihre Gesundheit, sowie die ihrer Kinder und Kindeskinder verdirbt. —

Jetzt sind noch die schädlichen Factoren äusseren Ursprunges zu besprechen, die durch den Einfluss einer stärkeren Völkerschaft bedingt werden. Es wäre hier am Platze, eine kurze wissenschaftliche Betrachtung der Frage vom Zusammenstosse zweier Culturen oder Rassen zu geben, ohne sich auf die blosse Aufzählung der das Aussterben der Natur- oder Halbcultur-Völker bedingenden Factoren zu beschränken.

Wenn man von der Entartung und dem Aussterben der Natur- oder Halbcultur-Völker spricht, so vermuthet und betrachtet man vor Allem die Einwirkung der stärkeren Rasse auf eine schwächere. Worin aber besteht das Wesen dieses Processes, und warum wirkt er so verhängnissvoll ein? Das Aufeinanderwirken zweier Völker mit verschiedener Cultur, die sich aus der Nachbarschaft und der Eroberung des einen Volkes durch das andere ergiebt, drückt sich darin aus, dass das stärkere Volk sich bestrebt, dem schwächeren seine eigenen Formen des Gesellschafts- und Staatslebens zu geben, seine eigenen ökonomischen Verhältnisse herrschen zu lassen, seine eigenen Religions-Vorstellungen, Bräuche, Sitten, Gesetze und Sprache geltend zu machen, während es selbst nur wenig und nur zu manchen Zeiten von dem schwächeren beeinflusst wird. Dieser Process ist kein Product des bewussten Bestrebens des stärkeren Volkes und seiner Vertreter, im Gegentheil, er scheint die Folge der geschichtlichen, ökonomischen und psychologischen Gesetze und in Folge dessen unvermeidlich und unüberwindbar zu sein. Das bewusste Bestreben des Volkes, das ein Eroberer wird, ist ganz anders und war im geschichtlichen Leben der folgenden Entwickelung unterworfen. In den Urzeiten vernichtete der Sieger seinen überwundenen Feind, da dieser für ihn von keinem Nutzen war: der Sieger frass ihn auf oder brachte ihn seinen Gottheiten zum Opfer dar. Das ist die erste Periode. Nachdem der Mensch angefangen hatte, Viehzucht und später Landbau zu betreiben, machte er seinen gefangenen Feind zum Sklaven oder Knecht. Das ist die zweite Epoche. Als die Natural-Wirthschaft sich in die Tausch-Wirthschaft verwandelte und die Sklaverei ihrer geringeren Productivität zufolge für die Wirthschaft unnützlich geworden war, nahmen die Eroberer dem überwundenen Volke den Grund und Boden weg und legten ihm Tribut auf. Das ist die letzte Periode, wo die stärkere Rasse sich neue, andere Aufgaben stellt, nehmlich das uncivilisirte Volk auf die höhere Culturstufe zu erheben und es an allen Cultur-Errungenschaften theilnehmen zu lassen. Dessen ungeachtet aber verschwinden einige Völker und Völkerschaften spurlos, weil für sie die Last der neuen Cultur-Verhältnisse unmöglich zu ertragen ist. Die neuen Verhältnisse suchen sich Alles zu unterwerfen, brechen und schlagen in diesem Trachten aber alles nieder, was ihnen auf dem Wege zur Herrschaft entgegentritt. Dort sind neue Absatzmärkte entdeckt, dort findet die Colonisation der neuen Länder statt, überall ist der Kampf der ökonomischen Interessen und die Arbeit der einzelnen Personen vorhanden, die in unmittelbaren Verkehr mit den Halbcultur- oder Naturvölkern eintreten und bewusst oder unbewusst denselben einen grossen Schaden bringen, wodurch die Einwirkung der stärkeren Rasse auf die schwächere immer ungünstiger werden muss.

In der Vorzeit, als die Russen noch nicht in Sibirien eingedrungen waren,

lebten die Burjäten hauptsächlich von der Viehzucht und nur theilweise von der Fischerei und Jagd. Sie nahmen geräumige Weiden und Steppen ein und zogen, wenn es nothwendig war, von einem Orte zum anderen. Alles, was sie producirten, verzehrten sie selbst; das System ihrer damaligen Wirthschaft war das rein naturale. Die Bedürfnisse waren sehr beschränkt, aber die Burjäten führten ein friedsames, ruhiges und zufriedenes Leben, wenn es keine besonderen Unglücksfälle, wie z. B. Gras-Missernte, Vieh-Krankheiten und dergl., gab. Sie hatten damals ihren eigenen Glauben, ihre eigenen Bräuche, machten ihre rein burjätischen Spiele und Trinkgelage; die Jagd auf Wölfe, Bären u. s. w. war ihr bestes Vergnügen und der beliebteste Zeitvertreib. Sie hatten ihre schon erwähnte Unreinlichkeit, die Wildheit der Welt-Anschauungen, der Bräuche und der Menschenopfer; aber doch waren sie ganz frei, zufrieden, gutmüthig und lebten als unumschränkte Herren über ihre weit ausgedehnten Steppen. Aber siehe da! plötzlich, unerwartet kommen von Westen her Hunderte, Tausende und aber Tausende ganz unbekannter Menschen, dringen in ihre Länder ein, bauen Gefängnisse, Festungen, legen ihnen Tribut (Sassak) auf, berauben den Ungehorsamen, begehen Gewaltthaten und schlagen die Widerspenstigen todt. Einige suchen den Eroberern Widerstand zu leisten, andere fliehen in weit entfernte Steppen, endlich aber sind alle genöthigt, sich der Gewalt und Kraft zu unterwerfen. Langsam fängt der Process der Assimilation an; allmählich verändern sich die ökonomischen Verhältnisse und die Wirthschaftsformen. Ein Theil der behaglichen Erwerb gewährenden Ländereien wird von den Eroberern in Besitz genommen, die Eroberer geben sich alle mögliche Mühe, die Unterworfenen auszubeuten.

Die Burjäten sehen jetzt eine neue Form des Lebens vor sich, werden mit neuen Bedürfnissen bekannt und ahmen den Russen nach. Die Productivkräfte sind zu wenig entwickelt, um neue Bedürfnisse befriedigen zu können. Die Obrigkeit und der Staat bestreben sich, der Burjäten-Bevölkerung Hülfe zu leisten und neue, bessere Lebensformen eindringen zu lassen; dieses Bestreben ist aber gegen Bräuche und Gewohnheiten, gegen alle Producte der Cultur-Entwickelung der Burjäten gerichtet. Die Vollzieher der Staatsmacht, die viel zu wünschen lassen, verderben noch mehr die ganze Sache, und die Burjäten, vom Strudel dieser geschichtlichen Veränderungen ergriffen, leiden Entbehrungen, indem vor ihren Augen hundertjährige Weltanschauungen erschüttert werden und neue, unverständliche, unerwünschte Strömungen sich ihrem alten, patriarchalischen Gebäude entgegenstellen, es zerbrechen und zertrümmern.

Es dringt der neue Glaube ein; die Eroberer wirken mit Gewalt und Verführung, machen künstlich solche Bedingungen, unter denen die Bekehrung zum Christenthum mit verschiedenen Privilegien und Bevorzugungen verbunden ist. Die schwächeren Elemente geben nach, lassen damit den Zwiespalt in den Gang des Gesellschaftslebens noch tiefer eindringen, und so fügen sie den Anhängern der alten Ordnung viel Weh und Leid zu.

Zur Durchführung jeder Neuerung ist die Hülfe von Vermittlern mit den Burjäten nothwendig, – Vermittlern zwischen dem Staat und dem Fremdvolke. Diese werden von der Verwaltung mit verschiedenen ungerechten Privilegien beschenkt, damit sie die Interessen der Staatsmacht wahren. Ein dumpfer Kampf fängt an zwischen diesen Lieblingen der Staatsmacht, die ihre Stellung missbrauchen, und dem Volke, das sie für seine Feinde und Verräther hält. Die ersteren aber haben die Macht in ihren Händen und finden mit Hülfe derselben Gefolgschaft, Anhänger und Vertheidiger für sich in der burjätischen Gesellschaft; es beginnt die innere Zwietracht, welche die ökonomische Wohlhabenheit der Mitglieder der Parteien zu

Grunde gehen lässt. Es entwickeln sich die individualistischen Principien. In diesem Bestreben der einzelnen Person, die hundertjährigen Formen loszuwerden, giebt es freilich auch gute Seiten; aber dieses Streben kann unmöglich zu guten Resultaten führen, ehe die allgemeinen Lebens- und Privatverhältnisse der Moral- und Geistes-Entwickelung so weit reif sind, um dieser Tendenz und den mit ihr nothwendiger Weise verbundenen Resultaten den richtigen und erwünschten Gang sichern zu können.

Es gab früher keine verfeinerten Sitten-Verderbnisse und Ausschweifungen bei den Burjäten; es existirten damals bloss freie Urgeschlechts-Verhältnisse, die bei den Burjäten nicht als systematische Ausschweifungen betrachtet werden dürfen. In der letzten Zeit aber ist in das burjätische Leben die Art der Ausschweifung eingedrungen, welche in grossen russischen Städten und Dörfern zu finden ist und von Betrügereien, Wortbrüchen, Kartenspiel und anderen bösen Erscheinungen begleitet wird. Das sind die Abweichungen der Burjäten vom primitiven Leben, obwohl die spätere Erscheinung für eine höhere Epoche der Geschlechts-Verhältnisse gehalten werden darf, als die vorige Viel-Männerei und Viel-Weiberei, wo die freien Geschlechts-Verhältnisse „Brauch" genannt wurden. Die ganze Sache besteht nicht bloss in unserer Vorstellung, sondern auch in jener der Burjäten selbst, deren Gefühl und Gewissen von den Neuerungen leiden, als deren Folgen sich Syphilis und andere schlimme Uebel aus den russischen Städten in ihre Ulússen verbreiten.

Auch auf dem Gebiete der gegenwärtigen Verhältnisse der Burjäten untereinander und zu den Russen sind viele Veränderungen zum Schlimmen bemerkbar. Ein wesentlicher Theil ihrer Urredlichkeit ist verloren, sie brechen sehr oft ihre Verpflichtungen; im gegenseitigen Verkehr der Burjäten selbst ist die vorige Einfachheit, Gutmüthigkeit und Zutraulichkeit verschwunden. Das Betrinken hat neue, schärfer hervortretende Formen angenommen und wird an einigen Orten von Erscheinungen der rein europäischen Cultur, z. B. vom Kartenspiel, begleitet.

Das sind die Factoren, die, alle zusammengenommen, die Vermehrung der burjätischen Bevölkerung und die Entwickelung derselben hemmen und dem Auge eines jeden Reisenden nicht entgehen dürften. Es giebt gewisse innere, tiefwurzelnde Gesetze der Entartung oder des Aussterbens dieser mongolischen Völkerschaft, deren Entdeckung specielle anatomische und physiologische Kenntnisse erfordert, und die deshalb von mir nicht besprochen worden sind. Möge ein Anthropolog-Somatolog sich mit denselben befassen! —

(13) Hr. Beyfuss zeigt

Schwerter aus Borneo.

Wenn ich mir gestatte, aus meiner bescheidenen Sammlung ethnologischer Gegenstände aus Indonesien ein Schwert von Borneo vorzulegen, so geschieht es von dem Standpunkte aus, dass auch derartige Artefacte des Menschen nicht als eitler Tand zu betrachten sind, sondern dass sie, um mich des prägnanten Ausdruckes unseres Altmeisters Bastian zu bedienen, Bausteine zur Geschichte der Menschheit bilden, und dass sie zur causalen Begründung der Uebereinstimmungen, Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten ethnischer Elemente führen müssen.

Die für die Dajaks, vermuthlich die Autochthonen Borneos, typische Waffe heisst *mandau* (auch *apang* und *malet*); sie dient der Kopf-Jägerei (niederl. *Koppensnellen*) und wird zweifellos binnen Jahrzehnten verschwinden oder nur als Symbol früherer Bedeutung, lediglich zum Schmuck getragen werden.

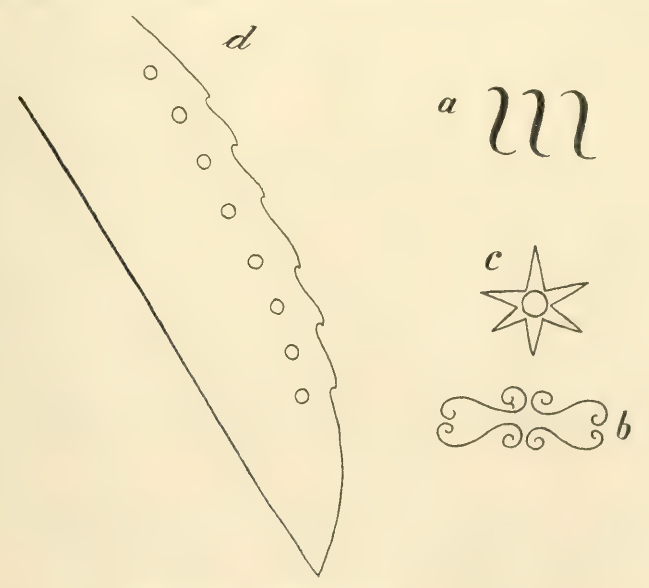
Die Klinge des Mandau besteht aus Eisen, nicht aus Stahl, auch nicht theil-

weise, wie ersteres noch von Ling Roth in seinem übrigens prächtig ausgestatteten Werke (über die Bewohner Serawaks in Britisch-Borneo unter Rajah Brook und seinen Nachfolgern) irrthümlicher Weise angegeben wird.

Eisenerze finden die Bewohner im eigenen Lande; letztere erlangen in einzelnen Gegenden, wie in den Kahyan-Districten und in Banjermasin, dem Hauptplatz des südöstlichen Theiles der Insel, trotz primitiver Mittel eine derartige Geschicklichkeit im Schmieden der Klinge, dass dieselbe, wie die Toledo- und Damascener-Klinge, einen Weltruf geniesst, wenigstens in der Welt der Dajaks.

Um die Tüchtigkeit der Klinge zu erproben, wird sie gewöhnlich einem Eingebornen zum Fällen der oft sehr harten Baumstämme übergeben; geht sie nach Verlauf von Monaten aus dieser Benutzung unbeschädigt hervor, so beginnt die eigentliche Bearbeitung, die darin besteht, dass sie auf der einen Seite hohlgeschabt (buchstäblich übersetzt), auf der anderen Seite convex geschliffen wird und zwar auf Steinen von gröberer und feinerer Zusammensetzung, ähnlich hiesigem Schmirgel. Wegen des dazu erforderten Zeitaufwandes — alles geschieht mit der Hand — lässt sich der relativ hohe Werth eines Mandau, der sich auf 100—200 Gulden niederl. Währung beläuft, unschwer erklären.

Die Mandau-Klinge ist relativ schmal, die grösste Breite beträgt 4 *cm*, bei einer Länge von 54 *cm*; sie besitzt einen dachförmigen Rücken, verjüngt sich allmählich zur Spitze, zuweilen mit hakenartigen Verzierungen und Ausbuchtungen versehen. — Ausserdem bemerken wir auf der convexen Fläche in gelbem oder rothem Kupfer eingelegte, eigenthümlich geschwungene Striche (Fig. *a*), zierliche, spinnenartige Ornamente (Fig. *b*) und Sterne (Fig. *c*), welche sämmtlich ihre Termini technici und eine gewisse Bedeutung besitzen, wie z. B. die letzteren nur als Attri-



a **mata djah,** ***b*** **mata kalong,** ***c*** **tap-set-sien.**

bute fürstlicher Würde getragen werden dürfen; zugleich fällt uns aber eine kleinere oder grössere Anzahl im gleichen Metall ausgeführter Niete oder Nägel auf, welche, parallel dem Rücken, theils die Klinge durchdringen, theilweise in derselben haften bleiben (Fig. *d*).

Die Behauptung oder die Annahme, dass die Zahl dieser Niete in einem ursächlichen Zusammenhange mit erbeuteten Köpfen stehe[1]), ist nach den Forschungen meines leider zu früh verstorbenen Freundes S. W. Tromp, Resident von West-Borneo, früher Assistent-Resident in Kutei, nicht mehr aufrecht zu erhalten, da ihm diese Behauptung von den verschiedensten Häuptlingen der Dajak-Stämme auf das Bestimmteste als falsch bezeichnet sei, weil man in den Dajak-Districten mit Nieten ausgestattete Schwerter zum Kauf angeboten erhalte und füglich nicht anzunehmen sei, dass von den Eingebornen jedesmal eine Klinge dieser unbedeutenden Verzierung wegen einem erneuerten Glühprocess unterworfen würde, auch wenn durch das Blutopfer der Werth des Mandau erhöht wäre, und weil zu guter Letzt auf einzelnen Klingen eine derartig grosse Anzahl dieser Kupfer-Nägel nachzuweisen sei, dass ein Krieger unmöglich so zahlreiche Köpfe habe erjagen können. —

Meine eigenen Beobachtungen in Sintang, einer am Kapuas-Strom im Innern des Landes gelegenen Ortschaft, in Singkawang und Sambao, an der Westküste der Insel gelegen, wohin mich Beri-Beri-Untersuchungen und Einführung der Vaccination unter die Eingebornen brachten, bestätigten obige Ansicht. Diese fand noch eine Bekräftigung in der Angabe eines mir als zuverlässig bekannten Regierungs-Beamten, wonach dem jungen Krieger das Recht zustand, als Zeichen eines erbeuteten Kopfes an seinem Kopfschmucke eine Feder des Nashorn-Vogels (Buceros bicornis), jenes Vogels, der in der Sagenwelt und den religiösen Anschauungen der Dajaks eine wichtige Rolle erfüllt, zu befestigen, so dass diese zweifelhafte Heldenwürde bereits in grosser Entfernung aus der Zahl der Federn erkennbar ist. — Zweifelhaft nenne ich sie nach unseren Begriffen, weil wir uns eine Expedition behufs Kopf-Jägerei (niederl. *sneltocht*) nicht als einen ehrlichen Kampf Mann gegen Mann, Auge im Auge vorzustellen haben, sondern als einen wohl unter grossen physischen Entbehrungen auf Märschen durch wüste Urwälder stattfindenden meuchelmörderischen Ueberfall friedlicher Dorfbewohner, bei welchem weder wehrlose Frauen und Kinder, noch schwache Greise geschont werden.

Oft geschieht das *snellen* zu einer Zeit, in welcher, wie ausgekundschaftet war, die Männer auf ihren Reisfeldern (*ladang*) oder auf Suche und Sammeln von Baum-Producten weit von ihren Stätten verweilten. Es bleibt nicht aus, dass später von ihnen ein ähnlicher Zug unternommen wird, sobald erkannt wurde, von welchem Stamm die Köpfe der Ihrigen geraubt waren. —

Soeben hatte ich meine darüber lautenden Notizen über Borneo durchgelesen, als mir das letzte Heft unserer Zeitschrift für Ethnologie[2]) in die Hände gerieth. In der Beschreibung eines Ausfluges nach Banpara berichtet Peal (nach der Uebersetzung und den Ergänzungen von Kurt Klemm), dass die Nogâ, die nackten Bergstämme am Nord-Abhange der Barailkette und des Patkoi-Gebirges, ihre Kopfbedeckung (*topi*, asamisch, — auch malaiisch), sowie ihre Schilder mit Federn des Nashorn-Vogels schmücken, — und die Zahl dieser gebe die Menge der erbeuteten Köpfe an.

Des Weiteren theilt er mit, dass die gesellschaftliche Stellung von der Gesichts-Tättowirung (*ük*) abhängt und diese auf Weisung des Rajah nur nach Vorzeigung eines abgeschlagenen Kopfes erworben werden kann.

Demnach bestehen dort nach unseren modernen Begriffen zwei verschiedene Kriegs-Decorationen für eine gleiche Waffenthat. —

1) Im ethnolog. Museum in Berlin noch angegeben. D. Verf.

2) Bd. 30. 1898, Heft V.

Um nach dieser Abschweifung zu dem Mandau zurückzukehren, so ist der Erwähnung werth, dass der Griff (*soop goundikkik*), worin die Klinge mit *getah-percha* (*kemalau*) befestigt wird, aus den härtesten Holzarten oder Hirsch-Knochen reichgeschnitzt angefertigt wird, nicht selten mit gefärbtem Ziegenhaar, seltener mit Menschenhaar geschmückt.

Auf der Scheide des Schwertes (*sarong seloop*), besteht aus zwei zusammengefassten Holzblättern von der Breite des Mandau) finden wir stets eine Extrascheide (*tĕpĕsing*) zur Aufnahme eines eigenthümlich gestalteten Messers mit langem Stiel und kurzer Klinge, welches zum Scalpiren benutzt wird, jedoch, wie ich wahrnahm, auch in vielseitigem häuslichem Gebrauch zur Verwendung kommt.

Leider fehlt bei dem hier vorgelegten Schwert das Messer; ich vermochte dasselbe nicht von seinem Eigenthümer zu erlangen, vermuthlich hielt ein Fetischglaube ihn von der Herausgabe ab.

Schliesslich möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf die geschmackvolle Perlen-Stickerei, mit welcher die Scheide decorirt ist, richten: die Perlen sind, wie Sie erkennen werden, europäischem Import zu danken, während die harmonische Farben-Zusammenstellung und das stilisirte, auch unserem Geschmack entsprechende Muster dajakischen Ursprunges ist; eine Arbeit, mit welcher die Frauen sich einen lohnenden Verdienst verschaffen.

Ueber die primogene Entwickelung der Kopf-Jägerei darf ich mich hier wohl auf die Andeutung beschränken, dass bei den von Animismus erfüllten religiösen Vorstellungen der Dajaks und der meisten indonesischen Volksstämme das lebhafte Bestreben vorherrscht, im steten Kampfe mit den unsichtbaren Einflüssen böser Geister (Dämonen) einen Fetisch, einen Schutzgeist zu besitzen. — Als Sitz der geistigen Kräfte wurde seit jeher der Kopf betrachtet, und so glaubte man, über diese selbst verfügen zu können, sobald man in den Besitz des Gehäuses oder der äusseren Hülle — des Schädels — gelangte. Aber auch die Verstorbenen können in ihrem Leben nach dem Tode nicht der beschirmenden Geister entrathen, — daher Todtenopfer.

Dass im Laufe der Zeiten die Sitte dieser eigenartigen Schädel-Verehrung sich veränderte und an Ausdehnung gewann, mit anderen Worten Menschen-Tödtung gefordert wurde in wichtigen Lebensphasen, wie beim Eingehen einer Ehe, Geburt eines Kindes, selbst vor einer Reisernte, um diese günstig zu beeinflussen u. s. w., bleibt stets eine secundäre Erscheinung.

Was endlich die geographische Verbreitung des Schädelraubes[1]) betrifft, so würde es über den Rahmen dieser Mittheilung gehen, Ihnen alle Gegenden auf dem asiatischen Continent oder den zahlreichen Insel-Gebieten Indonesiens, selbst auch Melanesiens namhaft zu machen, wo früher Kopf-Jägerei geherrscht hat und in larvirter Form noch in die Erscheinung tritt. Jedenfalls können wir, abgesehen von Borneo, wo sie am ausgebreitetsten auftrat, ihre Spur bei den Battaks in der Nähe des Toba-Meeres in den nördlichen Gegenden Sumatras, im Südwesten derselben Insel bei den Abungs in den Semangkau-Districten verfolgen; wir finden sie westlich auf der Nias-Insel, nordöstlich auf Timor, Ambon, Celébes, Halmaheira bis zu den Philippinen, wir treffen diese Sitte in südöstlicher Richtung über die Key- und Wetter-Inseln hinaus, selbst in der Geelvinksbay vor Neu-Guinea.

Speciell über Java, wo ich ein Jahrzehnt verweilte, muss ich noch kurzer Hand berichten, dass die Kopf-Jägerei bereits seit Jahrhunderten nicht mehr vor-

1) C. W. Pleyte. De geograph. verbreiding van het koppensnellen in den Oostind. Archipel. Leijden 1891.

kommt, so dass sie selbst dem Volksbewusstsein entschwunden zu sein scheint; meine dahinzielenden Erkundigungen entlockten den sehr intelligenten javanischen Regenten, die übrigens über die Traditionen ihrer Vorgeschlechter gut orientirt sind und zu denen ich als Hausarzt in einem besonders vertraulichem Verhaltniss stand, jedesmal spöttisches Lächeln der Verneinung. Und doch vermuthet Veth, der übrigens persönlich weder Java, noch einen Theil Insulindes betreten hat, dass bei den Sundanesen, den westlichen Bewohnern Javas, Schädelraub in frühester Zeit vorgekommen sein muss. Diese Ansicht stützt er auf zwei in Java ausgegrabene bronzene Bilder, welche sich noch jetzt im Museum van Oudheden in Leijden befinden sollen.

Das eine Bild stellt einen Krieger dar, welcher in knieender Haltung ein Schwert hochhält, als ob er zum Schlagen ausholen wolle, ihm zu Füssen ein abgeschlagenes Menschenhaupt, — das andere zeigt eine Person, welche ein Schenkblatt (*dulang*) darbietet, mit zwei abgehauenen Köpfen auf demselben. — Damit wäre nach dem Autor das Vorkommen der Kopf-Jägerei allerdings noch nicht bewiesen, wenn nicht in Verbindung mit uralten Gebräuchen die Voraussetzung an Sicherheit gewönne. Nehmlich beim Errichten von Wohnhäusern, beim Schlagen einer Brücke oder Aufwerfen eines Deiches wurde als Schutzmittel (*parepeh*) ein Kopf oder Schädel unter den Haupt-Stützpfeilern oder Trägern, bezw. unter dem Deich eingegraben. Dieses *parepeh*, wozu noch heutzutage ein Thier-, meistens ein Büffel-(*Karbau-*) Schädel verwendet wird, verlangte früher — einen Menschen-Schädel. Zu diesem Zwecke wurden Boten ausgesandt, die solchen Auftrag zur Ausführung zu bringen hatten. Diese Personen heissen in sundanesischer Sprache *tjulik*, das heisst Kopf-Jäger.

Vor nicht gar langer Zeit verbreiteten niederländisch-indische Tagesblätter die Nachricht, dass beim Schlagen einer Brücke, deren Bau nicht vorwärts ging, 3 Dorfbewohner als kopflose Leichen in einem *rimbu*, d. i. einem Sumpf, mit Schilf und hohem Riedgras bewachsen, gefunden seien; die Köpfe wären als Bauopfer zu betrachten. Aufklärung hat die Regierung nie erhalten. (Diese Thatsache würde meiner oben erwähnten Mittheilung über das Erlöschen der Volkssitte im Geiste der Javanen nicht ganz entsprechen; diese Mittheilung müsste denn auf Ost- und Mittel-Java Anwendung finden.)

Uebrigens bestand nach Veth bei den Javanern der stehende Gebrauch, in ihren Kämpfen den gefallenen Feinden die Ohren abzuschneiden und diese auf ihre Krisse aufzureihen, als pars pro toto, ähnlich wie die Alfuren sich nicht selten mit einem Haarbüschel ihrer erschlagenen Feinde zu begnügen pflegen. —

Zum Schlusse erlaube ich mir, Ihnen eine polychrom ausgeführte Abbildung des Mandau, die mir von Dr. Tromp verehrt und im Internationalen Archiv für Ethnographie (Leyden, Schmeltz) erschienen ist, zu übergeben, gleichzeitig eine Photographie zweier dajakischer Krieger mit ihren Schutz- und Trutz-Waffen, und ferner eine genaue Karte[1]) von West-Borneo, welche mir ein Major des topographischen Dienstes in Pontianak anfertigte. Auf dieser Karte sind mit blauem Stift die Ortschaften unterstrichen, aus welchen auch die übrigen hier vorliegenden Schwerter und schwertartigen Waffen der dajakischen Bevölkerung stammen. — Die letzteren, welche zum Theil von minderwerthigem Eisen angefertigt sind und auch wohl als „Arbeits-Messer“ benutzt werden, tragen die Namen *tangking*, *langsa*, *njahan*, während die zweischneidigen Schwerter *bajou* genannt werden. —

1) Der Gesellschaft zum Geschenk angeboten.

Hr. Staudinger fragt, ob Hr. Beyfuss etwas über die Anwendungsweise der an dem Schwerte angebrachten Haken sagen könne.

Hr. Beyfuss erklärt, dass dieselben nur zum Schmucke dienten und eine praktische Bedeutung bei der Kopf-Jägerei nicht hatten. —

(14) Hr. Buchholz zeigt aus dem Märkischen Museum

ein Bronze-Schwert von Französisch-Buchholz.


Fig. 1. Fig. 2.

Dasselbe ist kürzlich, beim Aptiren einer Wiesenfläche für das städtische Berieselungsfeld, in der Feldmark Französisch-Buchholz, Kreis Nieder-Barnim, also in der näheren Umgebung Berlins, durch den Dampf-Pflug zu Tage gefördert worden. Es hatte 60 *cm* tief im moorigen Grunde horizontal gelegen und war, wie alle Bronzen aus moorigem Boden, ohne Edelrost (Fig. 1).

Die Klinge ist 68 *cm* lang, das Schwert gehört daher zu den grösseren der Bronzezeit. Die Klingenform zeigt keine erheblichen Abweichungen von anderen Schwertern. Vom Parirstück aus verjüngt sich die Breite zunächst, um nach der Mitte der Länge hin wieder zuzunehmen und erst im letzten Drittel der Länge der Spitze zuzuneigen. Die Griffzunge, die auf beiden Seiten ein tiefes Lager für die Holzbekleidung hat, ist mit 4 Gusslöchern für Niete versehen und nur 7 *cm* lang, so dass die 3 *cm* lange Verbreiterung nach der Klinge hin von der Faust mitgegriffen werden muss. Die beiden Haken am Griff-Ende deuten Form und Grösse des Knaufes an, in den sie hineinragten. Als Verzierung der Klinge gelten 2 den Mittelgrat einfassende Doppellinien. —

Nachschrift: Zwei Tage nach obiger Vorlage ging ein zweites kleineres Bronze-Schwert ein, das auf derselben Wiese, 80 *m* von der ersten Fundstelle entfernt, bei gleicher Gelegenheit gefunden wurde (Fig. 2). Es ist dem in Fig. 1 sehr ähnlich, aber erheblich kleiner, die Klinge nur 42 *cm* lang. Der Griff ist durch den Dampf-Pflug zerbrochen, das abgebrochene Stück wurde nicht gefunden. —

(15) Hr. Buchholz zeigt einen

mittelalterlichen Berliner Schädel,

der auf dem schon seit mehreren Jahrhunderten mit Häusern bebauten Theil des Nikolai-Kirchhofes zu Berlin, zwischen Eiergasse und Propstgasse, beim Abbruch der Häuser ausgegraben ist. Nach den Maassen, Länge 17, Breite 14.4 *cm*, also Längenbreiten-Index 84, ist es ein ausgesprochen brachycephaler Schädel. Er stammt von einem jüngeren, etwa 16jährigen Individuum. —

(16) Hr. H. Schumann in Löcknitz übersendet unter dem 5. März eine Mittheilung über ein

Baumsarg-Grab mit Zwerg-Skelet von Bodenhagen bei Colberg, nebst Bemerkungen über die Verbreitung der Baum-Särge.

Ist in Heft 1 der Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde 1899 veröffentlicht worden. —

(17) Der geschäftsführende Vorstand der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz zu Görlitz übersendet eine Einladung zu der IV. grossen Haupt-Versammlung, die am 23. und 24. Mai in Görlitz stattfinden soll. Es sind Ausgrabungen von Flach-Gräbern in der Nähe der Stadt und Ausflüge nach Löbau und dem Stromberge geplant. —

Hr. Rud. Virchow bedauert, dass er auf eine Theilnahme verzichten muss, obwohl die Ordner ihn, mit Rücksicht auf seine früheren Untersuchungen, insbesondere des Schlackenwalles auf dem Stromberge, besonders eingeladen haben. Er sieht noch immer mit Freude auf die damals gewonnenen, für die älteste Geschichte der Oberlausitz entscheidend gewordenen Ergebnisse zurück; hoffentlich wird es der Gesellschaft gelingen, noch neue Thatsachen über die Entstehung des seltenen Werkes aufzufinden. —

(18) In der Zeit vom 30. Juli bis 2. August wird unter Leitung der Direction des Archäologischen Instituts von Luxemburg der XIV. Congress der Fédération archéologique et historique de Belgique in Arlon abgehalten werden. Das Programm umfasst eine Fülle von prähistorischen, historischen und archäologischen Fragen. —

(19) Für den zum 28. September bis 4. October ausgeschriebenen VII. internationalen Geographen-Congress in Berlin sind vorläufige Mittheilungen über Organisation und Programm eingegangen. Das Comité hat Zeichnungen für einen Congress-Fonds eröffnet. —

(20) Freiherr v. Stoltzenberg-Luttmersen übersendet unter dem 13. April eine Mittheilung, betreffend die

Erforschung römischer Heerwege in Nordwest-Deutschland.

In einer ausführlichen Darlegung seiner Vorstellungen darüber in der „Deutschen Volkszeitung", Hannover, 25. November 1898, hat er seine Mahnungen in eindringlicher Weise unterstützt.

Die Schriftstücke werden vorgelegt und von dem Vorsitzenden unter Hinweis auf die Nothwendigkeit, im Anschluss an die Limes-Forschung auch die benachbarten Landstrecken genauer zu durchforschen, empfohlen. —

(21) Hr. Carl von den Steinen legt im Anschluss an den Vortrag des Hrn. Ehrenreich in der letzten ausserordentlichen Sitzung (S. 407) eine grössere Anzahl von Photographien vor, die er im Frühjahr 1898 während seines Aufenthalts bei den

Moki-Indianern,

namentlich in dem Hauptdorfe Oraibi aufgenommen hat. Sie stellen die Maskentänze der Hehea- und der Aña-Katsina in den verschiedensten Gruppirungen dar: von besonderem Interesse sind die merkwürdigen Clown-Scenen, die rohen Circus- und Carneval-Scherzen ganz analog sind und sich mit den landläufigen Anschauungen über Charakter und Temperament des nordamerikanischen Indianers schwer vereinen lassen. —

(22) Hr. Dr. A. Cohn aus Adlershof übersendet die Abbildung einer Mika-Operation, angeblich von einem Neu-Seeländer (Maori). —

Nachdem der Vorsitzende darauf aufmerksam gemacht hat, dass von einer Anwendung dieser Operation in Neu-Seeland seines Wissens nichts bekannt sei, sprachen sich auch die HHrn. v. Luschan, Bartels und C. von den Steinen dafür aus, dass hier eine Verwechselung mit einem Neu-Holländer vorliegen müsse.

(23) Frau Tamke führt die

birmanischen Zwerge

vor, die sich nun schon seit fast 3 Jahren in ihrer Pflege befinden (vgl. Verhandl. 1896, S. 524; 1898, S. 344). Dieselben zeigen immer noch die früher besprochenen Eigenthümlichkeiten, haben sich aber geistig sehr günstig entwickelt. Sie sprechen jetzt fliessend deutsch und haben ihr heiteres, fröhliches Wesen voll bewahrt.

Der Vorsitzende spricht seine ganze Zufriedenheit über die vortreffliche Erziehung durch die sorgsame Pflegerin aus. Die geringe Körper-Zunahme beweist, dass es sich um wirkliche Zwerge handelt. —

(24) Hr. M. Bartels zeigt

ein neu aufgefundenes Oelgemälde einer bärtigen Dame.

Von den vielen verschiedenen Formen, unter welchen bei dem Menschen abnorme Behaarungen auftreten können, ist als eine besondere Gruppe die Heterogenie der Behaarung aufzustellen, d. h. das Auftreten einer Behaarung bei dem einen Geschlecht, welche bei diesem als abnorm bezeichnet werden muss, während sie bei dem anderen Geschlecht dem normalen Verhalten entsprechen würde. In dem Bereiche des Gesichts gehört in diese Gruppe namentlich das Auftreten eines Bartes bei dem weiblichen Geschlecht. Aber bei diesen Weiber-Bärten lassen sich nach ihrer Art und ihrer Ausbreitung und nach dem Lebensalter, in welchem sie auftreten, noch mehrere Untergruppen abtrennen. Es soll das hier nicht weiter ausgeführt werden. Ich habe darüber vor mehreren Jahren in der Zeitschrift für Ethnologie ausführlich gesprochen[1]).

Eine der seltensten dieser Untergruppen bildet das Auftreten eines voll und kräftig entwickelten, langen Männer-Bartes bei Frauen und erwachsenen Mädchen in jugendlichem Alter.

Ich möchte hier das Porträt einer solchen bärtigen jungen Dame vorführen, die uns allerdings keine Fremde mehr ist.

Unser Königl. Kupferstich-Cabinet besitzt einen Kupferstich, welcher höchst wahrscheinlich dem Ende des 16. Jahrhunderts entstammt. Ich lege eine Facsimile-Nachbildung vor, welche in der Kunst-Anstalt unseres langjährigen Mitgliedes, des Hrn. Anton Frisch hergestellt worden ist (Fig. 1). Eine junge Dame in vornehmem Gewande mit Puff-Aermeln und hohem Spitzen-Kragen ist in ganzer Figur, in einem Saale stehend dargestellt. Ihre rechte Hand ruht auf der Lehne eines Stuhles. Die Haare sind zurückgekämmt und stecken in einem Netze; die Augenbrauen sind stark entwickelt, lassen aber die Nasenwurzel frei. Ein starker, langer Schnurrbart ist von der Oberlippe hervorgesprosst; ein Backenbart vereinigt sich mit dem vollen Kinnbarte, welch letzterer dicht unterhalb des rothen Saumes

1) Jahrg. VIII, 1876, S. 110—129; Jahrg. XI, 1879, S. 145—194; Jahrg. XIII, 1881, S. 213—233 und S. 255—280.

der Unterlippe seinen Ursprung nimmt und sich in leichten Wellenlinien bis auf die Brust hinab erstreckt, den Ausschnitt des Halskragens vollständig ausfüllend.

Dass es sich hier, trotz des stattlichen Bartes, doch um eine junge Dame handelt, dafür spricht, abgesehen von der weiblichen Kleidung, eine leichte Wölbung der Brust, sowie der Ausdruck des Gesichts und die Feinheit der Hände. Aber jeder etwaige Zweifel an dem Geschlechte der dargestellten Person wird durch die Unterschrift des Bildes beseitigt. Dieselbe lautet:

Fig. 1.



„Helena Antonia nata in Archiepiscopatu Leodiensi Æt. suae XVIII a Ser.ma Archiducissa Aust. Maria Vidua Graecii educata."

„Helena Antonia geboren im Ertzbistumb Littich Ires alters 18 jar Ertzoge zue Grätz etc."

Nun wurde vor einigen Monaten dem Märkischen Provincial-Museum ein Oelgemälde zum Kaufe angeboten, das sich in einem schauerlich ramponirten Zustande befand: es war an mehreren Stellen durchlöchert, mit einer dicken Schmutzschicht bedeckt, und es fehlte ihm auch der Rahmen. Obgleich nur noch sehr wenig auf dem Bilde zu sehen war, so vermochte man doch noch so viel zu erkennen, dass es sich um die Darstellung einer jungen Dame mit einem grossen Vollbarte handle.

Da das Bild für das Märkische Museum kein Interesse darbot, so hatten die HHrn. Geheimrath Friedel und Custos Buchholz die Güte, mich auf dasselbe

aufmerksam zu machen und für mich den Ankauf zu vermitteln. Ich spreche den genannten Herren hierfür nochmals den herzlichsten Dank aus. Die unter dem Schmutze noch erkennbaren Reste einer Inschrift machten es nicht zweifelhaft, dass es sich um unsere **Helena Antonia** handle.

Durch eine kunstgeübte Hand ist das Bild nun einer gründlichen Reinigung unterzogen worden. Die Löcher wurden verklebt; die dicke Schmutzkruste, welche das Bild überdeckte, wurde durch mehrmaliges vorsichtiges Waschen mit Wasser

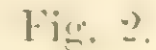


Fig. 2.



und Seife heruntergenommen, darauf wurde das Bild geölt und schliesslich frisch gefirnisst, und auf diese Weise hat sich noch Manches wieder zum Vorschein bringen lassen, von dem zuvor absolut nichts mehr zu erkennen gewesen war. Ganz ausdrücklich aber möchte ich hervorheben, dass kein einziger, auch nicht der kleinste, restaurirende Pinselstrich an dem Bilde ausgeführt worden ist.

Das Gemälde stellt, wie Sie sehen, das Brustbild einer jungen Person in Lebensgrösse dar. Der Anzug, die schlanke Taille und die zarten Hände sprechen dafür, dass es sich um eine Dame handelt.

Sie trägt ein eng anliegendes Kleid von grauweissem, golddurchwirktem Stoff mit einem dicken Wulst auf jeder Schulter. Ein hoher, weisser Kragen mit feiner Spitzen-Umrahmung umgiebt den Hals. Die Hände sind vor der Herzgrube übereinander gelegt. Die feinen, zierlichen Finger sind aber nicht mit Ringen ge-

schmückt. An dem unteren Ende des Aermels, dicht an dem Handgelenk, sitzt jederseits eine weisse Stulpe, derer oberer Rand einen gleichen Spitzen-Besatz, wie der Halskragen trägt. Auf der nur wenig gewölbten Brust hängt an einer goldenen Kette ein grosses goldenes Medaillon. Die schwarzbraunen Haare sind ganz von der Stirn und den Schläfen nach hinten gekämmt und stecken in einer goldenen Haube. Die Wangen sind voll und rosig gefärbt; die feine Nase ist gerade und schmal; das sichtbare linke Ohr klein und zierlich; die braunen Augen sind von schmalen, feinen Augenbrauen beschattet.

Von der Oberlippe entwickelt sich ein zwar schmaler, aber langer Schnurrbart von schwärzlich brauner Farbe, der bis über das Kinn hinaus nach abwärts reicht. Die mittelste Partie der Oberlippe, entsprechend dem Philtrum, ist frei geblieben. Aber auch an den hinteren Abtheilungen der Wangen von der Ohrgegend abwärts und an dem Kinn ist ein starker Bart zur Entwickelung gekommen. Er ist ebenfalls von schwarzbrauner Farbe und sichtlich von feinen, schlichten Haaren, dabei aber voll und dicht, so dass er als ein stattlicher Vollbart bis ungefähr zur Höhe der 4. Rippe hinabreicht. Die äussere Fläche der Unterlippe trägt keinen Bart, der Kinnbart nimmt seinen Anfang erst an der Kinn-Unterlippen-Falte. Der kleine rosige Mund, sowie auch das frische, jugendliche Gesicht stehen in einem absonderlichen Widerspruch zu diesem grossen, stattlichen Bartwuchs.

Etwas oberhalb des Kopfes ist eine Inschrift zum Vorschein gekommen. Dieselbe lautet:

„Helena Anthonia geboren in dem Ertzbistumb Lüttich, ertzogen Zue
Grätz in Steyermarck Ihres Alters 18 Jahr. Anno 1622."

Nach dieser Inschrift würde man also glauben müssen, dass das Geburtsjahr unserer bärtigen Dame das Jahr 1604 gewesen sei.

Es erwächst für diese Zeitbestimmung aber eine grosse Schwierigkeit. Der Künstler, welcher den Kupferstich gefertigt hat, stellt die Helena Antonia ebenfalls, wie das vorliegende Oelbild, als eine 18jährige dar. Als Stecher hat sich auf dem Kupferstiche „D. Custod. excud. Augt." angegeben. Der damalige Director unseres Kupferstich-Cabinets, unser verstorbenes Mitglied Geh. Regierungsrath Hermann Weiss, theilte mir freundlichst mit, dass in Augsburg ein Kupferstecher Dominik Custos gelebt habe, welcher im Jahre 1560 in Antwerpen geboren und in Augsburg im Jahre 1612 gestorben sei. Wenn er nun bereits im Jahre 1612 verstorben ist, so konnte die von ihm als 18-jährige gestochene Dame nicht auch noch im Jahre 1622 18-jährig gewesen sein.

Dazu kommt aber noch Folgendes. Die Erzherzogin Wittwe Marie, welche in jener Zeitperiode in Graz Hof hielt, ist, wie mir ein befreundeter Historiker, Hr. Dr. Oscar Reich in Plön mittheilt, die Gemahlin des Erzherzogs Karl von Steiermark gewesen. Sie war die Mutter Kaiser Ferdinand's II. Ihren Gemahl verlor sie im Jahre 1590, während sie selber 1608 aus dem Leben geschieden ist. Das spricht also ebenfalls gegen das auf dem Oelgemälde angegebene Datum 1622.

Wollte man sich damit helfen, dass man sagt, die Helena Antonia ist als Kind an dem Hofe der Maria erzogen, aber es sei gar nicht gesagt, dass sie sich als 18-jährige noch an dem Hofe befunden habe, so spricht dagegen schon, wie gesagt, der Umstand, dass der Kupferstecher Dominik Custos schon im Jahre 1612 gestorben ist.

Dieser leider nicht datirte Stich muss nun aber ganz sicherlich vor dem Jahre 1600 gefertigt sein. Das beweist eine Notiz des alten Stadtarztes von Freiburg im Breisgau, des Dr. Johann Schenck von Grafenberg, welcher von

1530—1598 gelebt hat. In seinem im Jahre 1600 in Frankfurt erschienenen Werke[1]) finden wir den Beweis, dass er den Kupferstich kannte. Er schreibt dort:

„Helena Antonia im Erzbisthum Lüttich, ihres Alters 18 Jahr, von der erlauchten Erzherzogin Wittwe Marie von Oesterreich zu Graz erzogen, am Antlitz und Kinn nach Männerart bärtig, sonst von weiblichem Habitus. Das Bild derselben hat Dominicus Custodis in Ausgsburg in Kupfer gestochen. Nach diesem Blatte berichteten wir es. Schenckius[2]).“

Aus alle diesem geht also hervor, dass die Jahreszahl auf dem Oelgemälde eine falsche ist, dass im Jahre 1622 Helena Antonia schon lange Zeit ihr 18. Lebensjahr überschritten haben musste. Da Schenck von Grafenberg 1598 starb und da die Erzherzogin Marie 1590 Wittwe wurde, so müssen wir die Anfertigung des Kupferstiches zwischen 1590—1598 setzen. Die Helena Antonia wird daher zwischen 1570 und 1580 geboren sein, und es bleibt nur die Annahme übrig, dass der Maler meines Oelgemäldes ein älteres Gemälde copirte, aber dieser Copie die Zahl des Jahres aufsetzte, in welchem er dieselbe ausführte. Wo sich dieses vermuthete Original befindet, und ob es überhaupt noch existirt, vermag ich leider nicht anzugeben.

Es bleibt aber auch noch eine fernere Möglichkeit übrig. Das vorliegende Porträt könnte doch vielleicht das Original-Gemälde sein, auf welchem aber die undeutlich gewordene Jahreszahl durch einen früheren Restaurator in unrichtiger Weise erneuert worden wäre. Eine gewisse Stütze findet diese Annahme dadurch, dass der Punkt hinter der Jahreszahl von dieser einen ungebührlichen Abstand hat. Auch scheint zwischen ihm und der Jahreszahl sich noch irgend etwas befunden zu haben, das man jetzt nicht mehr recht erkennen kann. Jedenfalls verliert das Bild durch diese nachgewiesene Unrichtigkeit der Datirung durchaus nichts an seinem anthropologischen Interesse. —

(25) Hr. Thierarzt Emil Jackschath zu Pollnow (Pommern) übersendet die Abschrift eines

deutschen Beschwörungs-Buches.

Mit dem Studium der Zeitschrift für Ethnologie beschäftigt, stiess ich im 25. Jahrgange (1893) auf eine Abhandlung des Hrn. Dr. R. Fr. Kaindl: „Ein deutsches Beschwörungsbuch“. Diese Abhandlung war mir doppelt interessant, nicht allein, weil ich mich selbst im Besitze eines derartigen Manuscriptes befinde, sondern weil die Aehnlichkeit zwischen einigen Zaubersprüchen des Kaindl'schen und des meinigen so gross ist, dass man an eine gleichzeitige Abstammung dieser Sprüche, ja womöglich beider Manuscripte von einem Original-Manuscripte denken muss. Ich gebe hier das betreffende Manuscript möglichst getreu nach der Urschrift wieder und bitte den Leser, den Text mit dem des Kaindl'schen Beschwörungs-Buches zu vergleichen. Vielleicht ist es ihm möglich, in geschichtlicher und sprachlicher Hinsicht geschult, wichtige geschichtliche Schlüsse bezüglich der Abstammung ziehen zu können, was ich selbst nicht vermag.

1) Observationum medicarum rararum, novarum, admirabilium et monstrosarum Tomus unus. Francofurti 1600. Obs. 14.

2) „Helena Antonia in Archiepiscopatu Leodinensi, aetatis suae annorum 18 a sereniss. Archiducissa Austriae Maria Vidua Graecii educata, facie et mento, viri instar barbata, muliebri alias habitu. Cujus Eiconem Dominicus Custodis Augustae affabre in aere excudit. Ex qua charta nos transtulimus. Schenckius.“

Das Manuscript des vorliegenden Beschwörungs-Buches ist nach meiner Vermuthung in dem Zeitraume von 1780—1820 geschrieben worden und gehörte einem Manne Namens Sill, der mir sagte, dass dasselbe schon sein Urgrossvater besessen habe. Ich kam in den Besitz der Handschrift auf folgende Weise. Der betreffende Besitzer holte mich als Thierarzt zu seiner Kuh, als dieselbe schon im Verenden lag, und behauptete, dieselbe müsse schon vor einem Jahre, als er sie kaufte, krank gewesen sein. Auf meine Frage, warum er dieses glaube, antwortete er geheimnissvoll: „Wenn die Kuh diese Krankheit erst bei ihm bekommen hätte, so würde er sie sicher durch Besprechen geheilt haben." Auf mein Anliegen übergab er mir das vorliegende Beschwörungsbuch.

Das Buch ist die Abschrift eines älteren Manuscriptes, wie man aus der verschiedenen, nicht einheitlichen Schreibweise mancher Wörter ersehen kann (z. B. bald seyn, bald sein, bald drey, bald drei). Nach der Handschrift zu urtheilen, haben sich drei verschiedene Abschreiber daran betheiligt. Der erste hat die Sprüche von 1—34 in leichter, bequemer Handschrift geschrieben, der zweite scheint mit schwerfälliger Hand, ohne die Sprüche zu numeriren, die folgenden bis zu dem „Briefe" copirt zu haben, welcher elegant von dem dritten Abschnitte bis zum Schlusse des Manuscriptes geschrieben ist. Diesen Zauberformeln folgen am Schlusse der Abhandlung noch einige sehr interessante, welche ich im Laufe des vorigen Jahres aus handschriftlichen Quellen gesammelt habe.

Die Sprüche selbst haben ein verschiedenes Alter, wie aus den einzelnen leicht zu ersehen ist.

Welchen Zweck haben diese Sprüche? Sie bezwecken den Vortheil des Menschen, sie sollen ihn gegen etwas Feindliches schützen. Ob dieses Feindliche Diebe, Räuber, Schlangen oder Krankheiten sind, ist gleich; das wird Alles in eine Kategorie zusammengeworfen. Die Krankheit ist der Gesundheit entgegengesetzt, etwas Fremdes, nichts dem menschlichen oder thierischen Leibe zu bestimmten Zeiten Eigenthümliches. Die Krankheit ist bald eine Persönlichkeit, die frei handelt, ohne von einer Gottheit geschickt zu sein, z. B.: „Rothes Wasser, schäme Dich, ein ehrlicher Mann verjaget Dich", wobei das Ehrgefühl des rothen Wassers (Haematurie) erregt werden soll, damit es „das klare Wasser vorangehen lassen soll": ferner: „die Rose (Erysipelas), und der Drache die güngen über die Bache": „Hulden Ding, du sollst verschwinden" u. s. w. (gegen Geschwüre); bald ist die Krankheit ein Thier, wie der Wolf im Schwanze des Rindes (degenerativer Knochenschwund); bald ist sie ein Fremdkörper, der aus dem Körper herausgezogen werden muss (Gicht, Geschwür, Blut, Brand). Es wird noch nicht die Krankheit von der Krankheitsform oder von dem Krankheits-Symptom unterschieden, sondern das Symptom als Krankheit selbst aufgefasst, die gar nichts mit dem Körper zu thun hat, nichts den Körperzellen, die nach anderer, krankhafter Richtung arbeiten, Eigenthümliches ist; vielmehr sind das Geschwür, die Rose, Geschwülste („der Schwulst plagt mir"), das rothe Wasser (Haematurie) etwas Fremdes, welches von aussen in den Körper eingedrungen ist und behufs Heilung herausgeschafft werden muss.

Welche Krankheiten sind beschrieben? Unter den die Menschen treffenden sind:

1. Schmerzen, Blutungen, Wunden, Geschwüre, Fieber.
2. Geschwülste.
3. Zahnschmerzen (hohle Zähne, Fluss, lose Zähne), Mäler auf dem Auge, Mundschwamm der Kinder.
4. Gicht, Rose.

Von Thier-Krankheiten sind es:

1. Das Verfangen des Rindes und Pferdes (= Kolik, Tympanitis).
2. Das Blutharnen (Haematurie) des Rindes.
3. Tollwuth des Hundes.
4. Der Wolf im Schwanze des Rindes (Knochenschwund).
5. Zurückbleiben der Nachgeburt beim Rinde.

In der Heilung dieser Krankheiten durch Besprechung sehen wir den Urzustand der Medicin. Derselbe ist bei allen Völkern der gleiche gewesen und ist noch heute so bei den Natur-Völkern. Die Medicin steht in engem Zusammenhange mit dem religiösen Cultus, weil die Krankheit ein überirdisches, für den Menschen theilweise unerklärliches, unfassbares feindliches Wesen ist, gegen das man sich nur durch Verbindung mit mächtigeren Wesen, mit Gottheiten, schützen kann. Hier in den vorliegenden Spruchformeln sind schützende Gottheiten: erstens die Dreiheit, Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist, ferner Jesus Christus, zuletzt Maria mit ihren „lieblichen, schwarzbraunen Augen“. Jedoch sind die Namen dieser Gottheiten in die Formeln so hineingepflanzt, dass man für Gott auch Wuotan, Baldr, Horus[1]) u. a. setzen kann.

Bei jeder Besprechung muss gleichzeitig ein religiöser Cultus stattfinden. Dieser besteht

1. in der bestimmten Reimform, in der die Sprüche gesprochen werden, und in der Alliteration,
2. in der „μίμησις“[2]) der Handlungen, wie es nach Annahme und Vorstellung die Götter mit den Krankheiten machten: z. B. „die Maria Gottes jagt den Wolf über die Brücke zurück, — so jag' auch ich den Wolf vom Schwanze des Rindes fort“; „Christus heilt die Kranken von der Gicht — und so mache ich es auch“. Hierbei fühlt sich derjenige, der im Besitze der Sprüche ist, d. h. der besprechen kann, als Arzt, Priester, Medicinmann.
3. Das Gebet (vergl. den „Brief“), die Bekreuzigung, das Besprechen, das Bepusten [„bepausten“[3])].
4. Anwendung der heiligen Zahlen 3 (9), 5 und 7 (77). Schon bei den alten Akkadern (Babyloniern) stossen wir auf die Zahl 7 (Sieben sinds! Sieben sinds! [Krankheits-Dämonen[4])]. Im Papyrus Ebers wird von den 7 Oeffnungen des Kopfes (S. 165) und von den 7 Steinen (S. 79) gesprochen. Dass der Kopf des Menschen 7 Oeffnungen hat (Mund 1, Nase 2, Augen 2, Ohren 2), hat vielleicht auf die Heiligkeit der Zahl 7 geführt. Im ganzen Alterthum wurde der Zahl 7 eine besondere Heiligkeit zugeschrieben, so war sie unter dem Namen Athene den Pythagoräern wichtig[5]). Nach Diokles von Karystus geht bei der Bildung der menschlichen Frucht alles nach der Zahl 7 vor sich. Die Hippokratiker schrieben der Zahl 7 den grössten Einfluss auf alle Veränderungen des menschlichen Körpers zu: die ganze Lebenszeit des Menschen sei siebentägig. In den kritischen Tagen herrsche die Zahl 7 vor, denn die wichtigsten Tage seien der vierzehnte, der achtundzwanzigste und der zweiunddreissigste. Grimm (Deutsche Mythologie) hat uns mehrere

---

1) Vgl. über Horus: Papyrus Ebers (ed. Joachim, Berlin 1890), S. 1, 2, 93, 113, 179.
2) Vgl. Schwartz, „Vorgeschichtliche Ethik“ in der Zeitschrift für Ethnologie 1886, Heft 2, S. 73.
3) Vgl. Bartels, „Medicin der Naturvölker“ S. 127.
4) Vgl. Bartels a. a. O. S. 27.
5) C. Sprengel, „Geschichte der Medicin“, Bd. I.

Wurmsegen aufgezeichnet, in denen die Zahl 77 vorkommt. Ueber die Zahl 3 (?) und 5 sind so viele Auslassungen vorhanden, dass ich dieselben übergehe (vgl. u. a. die Beziehung der Zahl 3 zum „Triquetrum“).

Dies ist die eine Seite der Besprechungen, gewissermaassen die gute; jedoch kann der Mensch durch Formeln nicht nur die Krankheit bannen, sondern er kann auch andererseits eine Krankheit in seinen Nächsten hineinpflanzen. Dies ist der Sinn der Diebes-Segen, des Verrufens, Verhexens, des Schutzes gegen Hieb und Stoss der Waffen; ja, schon der Blick gewisser Menschen genügt, um seinen Nebenmenschen Schaden zuzufügen (sogen. böser Blick, z. B.: „Böse Augen haben Dir gesehen, gute Augen suchen Dir wieder“; — „haben Dich 9 Stück, 3 Teufels-Augen gesehen“ u. s. w.). „Unendlich erfindungsreich ist der menschliche Geist in Versuchen, seinen Nebenmenschen Schaden zu bringen“ (Bartels). Noch heutzutage glaubt das pommerische Landvolk an das Verrufen und Verhexen des Viehes. Die Leute gehen in die hiesige Apotheke (Pollnow) und kaufen Pulmo vulpis (eigentlich getrocknete Fuchslunge, gewöhnlich wird aber die getrocknete Luftröhre der Gans unter diesem Namen verkauft) gegen das Verhexen der Pferde, um das Präparat unter die Krippe des Pferdes zu stecken, ferner Räucher-Pulver, durch welches hindurch nach Anzündung desselben die Schweine gejagt werden, um dieselben gegen Rothlauf zu schützen; Kreuz-Kümmel(?) wird in den Kuhställen aufgehangen. Ganze Geschichten sind hier noch im Umlauf, wonach Leute, die über das Verhexen spotteten, vom Teufel geholt worden seien.

Dies möge für die Einleitung genügen. Ich gebe im Folgenden die Spruch-Formeln so wieder, wie ich sie gefunden, und bitte den Leser, der über das Unverständliche in einigen Sprüchen Aufklärung schaffen kann, dieselben weiter auszudeuten.

1.[1]) Vor die wehtag[2]) zu besprechen.
Glückselig ist die stunde
Glückselig ist der man
Der diese schmertzen lindern kan. I. N. G. ×××

2. Blut[3]) du solst stille stehen
wie die gerechten solen vor dem gerichte Gottes stehen ×××

3. Blut steh still
Gedenk
es ist Gottes will
Blut nicht mehr in Maria Nahmen
den[4]) deine Gebliete sind dir benommen. I. N. G. ×××

4. Blut Ader[5]) steh stille wie das wasser im Jordan stand da unser Herr Christus getaufet wurd so stehe du auch stille I. N. G. ×××

5. Deine Wunde sol nicht Hitzen
sie soll nicht schwellen oder kellen[6])
sie soll sanft thun wie die fünf[7]) Wunden Jesu Christi I. N. G. ×××

1) Von Interpunctionen ist in dem ersten Theile des Manuscriptes wenig zu bemerken, nur Nr. 17, 29 und 33 enthalten Striche (/) als Absatzzeichen.

2) Wehtag = Weihdag (Wehthun) = Schmerzen.

3) Das Blut wird in Spruch 2 und 3 personificirt.

4) Den = denn.

5) Spruch 4: „Blut Ader steh stille“ bezieht sich auf Abwendung einer Verblutung.

6) Kellen? kommt in dem „Wurmsegen“(?) vor dem „Briefe“ nochmals vor.

7) Fünf = heilige Zahl.

6\. die schlange sticht[1]), der otter beist,
darauf gab die Mutter Maria ihren schwur
das die Giecht[2]) aus den menschen fuhr I. N. G. ×××

7\. die schlange stach[1]) | Christus schwur
Maria sprach | das Giecht ausfuhr I. N. G. ×××
wird 3mahl besprochen und jedes mahl 3mahl bestrichen und 3mahl bepaust[3]).

8\. In Jesu Christi Garten
da stehen drey[4]) schöne Blumen
die Erste tähte warten
die andere tähte grünen
die dritte tähte den Giecht ausziehen[5]) I. N. G. ×××

9\. Unser Herr jesus Christus spielt im gelben Sande
mit ottern und mit schlangen
er stach[6])
das schwoll nicht das Qul[7]) nicht
so sol dis auch sein I. N. G. ×××

10\. Die Rose und der Drache[8]) | die Rose die vergang[9])
die güngen über die bache | der Drache verschwandt I. N. G. ×××
Dieses wird drey mahl besprochen und drey mahl bepaust.

11\. Es giengen drey[4]) Frauens übers land
sie hatten drey[4]) Rosen in die hand
die eine verschwandt
die andere verbrandt
die dritte vertrieb das Gantze gewerk[10]). I. N. G. ×××

12\. Ein Mahl auf dem Auge ab zu Pausten
Es giengen drey Engeln den weg in lanken[11])
die eine Paust das sand vom weg
die andere Paust das laub von den bäumen
die dritte Paust das mahl vom auge I. N. G. ×××

13\. Hat dich der Teufel[12]) angesehen | so seh dich kind Mutter Maria
mit seinen Bösen augen | mit ihren Guten Augen an I. N. G. ×××

14\. Jesus Christus ist ausgegangen mit seinen zwölf jüngern | so will ich Dich auch davor thun
es begenete[13]) ihm ein Alter Man | vor den schling
der sahe seinen juenling Traurig an | vor den schlung und
vor den bösen an Grab[14]) I. N. G. ×××

---

1) „Die Schlange sticht", unverständlich. Etwa bezugnehmend auf die dämonische Natur der Gicht?

2) Personification der Gicht.

3) Ueber Bestreichen und Bepusten vergl. Bartels, Med. d. Naturv. 1893, S. 127.

4) Drey = heilige Zahl.

5) „den Giecht ausziehen", gleichsam einen Fremdkörper aus dem Leibe entfernen.

6) Er stach = der Otter stach.

7) Qul = quoll.

8) Die Rose zusammengestellt mit dem Drachen, also ein Krankheits-Dämon, der die Menschen anfällt.

9) Vergang = verging

10) Aehnlichkeit des Spruches 11 mit XVI in Kaindl: dort ist auch die Rede von drei Frauen, von denen jede etwas thut, um eine Geschwulst zu beseitigen.

11) „Den weg in lanken" = den Weg entlang.

12) Spruch gegen Verzaubern.

13) Begenete = begegnete.

14) Sinn des Spruches unverständlich.

15. Dir sol keiner verrufen[1])
wo du hen bist
Wo du här bist I. N. G. × × ×

Dieses wird gemacht wenn man junges Quek[2]) das Erste mahl aussetzt den kan ihm keiner schaden.

16. Wenn du bist verfangen[3])
christus ist erhangen
so wahr als christus von seinem hange ist loss
so soll die Kuh von ihrem verfangen loss × × ×

17. Unser Herr jesus christus ist gehangen
dis Hauptvieh ist verfangen
unser Herr jesus christus ist des hangen loss
dis hauptvieh ist dass verfangen loss |

wird 3mal bestrichen bey jedem besprechen und auch 3mal besprochen × × ×

18. Mein Hauptvieh ist verfangen
unser Herr jesus christus ist erhangen
unser Herr jesus christus ist vom hangen loss
ich spreche dich vom verfangen loss I. N. G. × × ×

19. Zahnen mit deinen beiden spietzen[4])
du solt weder kühlen noch hitzen
zahnen schmertz du solst vergehen
wo christi Blut und wunden stehen I. N. G. × × ×

20. Sey willkommen du schönstes licht
vor meine zahne vor den fluss und vor die zuigt[5])
meine zahne sollen nicht mehr weh thun
auch nicht wackeln
bis ich seh den letzten Zacken.

21. Der wolf[6]) ging zu diesem über brücke
kam die heilige Maria Mutter Gottes
und jagt ihm zurücke
wolf steh
wolf geh
dieses jahr vor diesem Tiehr vorbey
so wahr als Maria eine reine jungfrau
sey × × ×

22. O brand[7]) brand brand
die sele liegt in Angst
kom o werter heiliger Geist
nim den brand aus diesem fleisch I. N. G. und 3mal überkreitz bepaust.

1) Verrufen = verzaubern.

2) Quek = Quecke (Triticum repens)? wohl nicht denkbar.

3) Verfangen des Rindes = Tympanitis in Folge der Ansammlung von Futtermassen im Pansen. Ursachen der Gasbildung suchte man in der übermässigen Aufnahme von Futter oder Wasser, oder in reichlichem Einschlucken von Wind (vergl. weiter unten den Spruch „Gegen Verfangen“).

4) Mit deinen beiden spietzen: der Zahn ist hohl, in Folge dessen kommen Spitzen zum Vorschein.

5) Fluss = Reissen; zuigt = Zug (zugig) = Zucken.

6) Mit dem Namen „Wolf“ wird von dem pommerischen Landvolke noch heutzutage eine Krankheit am Schwanze des Rindes bezeichnet, welche regelmässig im Frühjahr, besonders in futterarmen Jahren, auftritt und eine degenerative Erweichung des Knochens (Knochenschwund in Folge von Mangel an Kalksalzen?) darstellt. Trotzdem diese Krankheit ganz ungefährlich ist, wird sie vom Landvolke sehr gefürchtet, und als Ursache derselben Zauberei angesehen. Die erweichte Stelle wird besprochen, mit einem zweischneidigen Messer aufgeschnitten und mit Kupfer-Vitriol geätzt.

7) Ganz ähnlich findet sich dieser Brandsegen im Papyrus Ebers S. 113. Horus = heiliger Geist!

23. Deine Hand in brand
dein seell in Sandt
deine Hand in sundt
dein seell in mundt - - -[1]

24. Ein Gichtbespruch[2]

Christus legte die Hände auf die kranken und machte sie durch die kraft gesund so solst du Gicht und Gichtdiu und Gichtdia verdorren und verschwinden du solst nicht mehr reissen nicht mehr stechen du solst Dich Packen aus allen Gliedern Massen Adern und Flecksen auss Gottes Kraft I. N. G. ×××

25. Für schwämen der Kinder
Maulzfeisten[3] und brey
sie gehen über alle Zeug
sie gehen über land und weich[4])
bis auch der liebe Gott sie von einander scheid ×××

26. Ein Schlangenbespruch das es nicht schwellt[5])
Christus und Petrus gingen wohl über die Heid
da kam ein wurm wohl aus der weid
Petrus Petrus zu Christus sprach
was ist das für ein Wurm ein otter oder eine schlange
christus zu Petrus sprach
so bald du dis entraten
so bald sol vergehen schwulst und schmertzen bald I. N. G. ×××

27. Die schlange zu besprechen das sie nicht steche
Die schlange hat gebissen
die schlange hat gestochen
unser Herr christus hat gesprochen
unser Herr christus ist gebohren
der wurm[6]) hat seine Kraft verloren
j. N. G. ×××

28. vor die Rose[7])
Der Himmel ist hoch
der Krebs ist Roth
die todten Hand ist kalt
dies thun vor die Rose und
den kalten Brand j. N. G. ×××

29. Wunden bespruch[8])
Alle schmertzen alle wunden und alle wehtag
sollen stille stehen
so du nicht wirst stille stehen
so wird jesus christus kommen
wird auf dich gehen / dieses wird 3mal besprochen und jedesmal bekreitzt und der Nahme Gottes gesagt.

1) Sinn: So lange deine Hand in Brand ist, so lange ist deine Seele im Sande, d. h. verloren. Ist deine Hand wieder gesund (in sundt), dann kommt auch die Seele wieder in den Mund.

2) Personification der Gicht. — Gicht, Gichtdiu und Gichtdia, etwa altdeutsch? Massen = wie auch aus. Flecksen = Sehnen. Hier wird Gicht mit dem blossen i geschrieben, während in Spruch 6, 7 und 8 Gicht mit ie geschrieben wird, ein Beweis dafür, dass dies Manuscript ein abgeschriebenes, kein verfasstes ist, und ein fernerer Beweis dafür, dass die Sprüche aus verschiedenen Zeiten herstammen.

3) Maulzfeisten?

4) Weich = Weg?

5) Hier in Pollnow und Umgegend werden noch jetzt jährlich Tausende von Kreuzottern getödtet, und es kommt häufig vor, dass Personen beim Beeren- und Holzsammeln von Schlangen gebissen und — dann besprochen werden.

6) Wurm = Schlange.

7) Sinn des Spruches unverständlich. Die todten Hand = Todtenhand.

8) Bemerkenswerth als Interpunctions-Zeichen ist der lange Strich am Schluss des Spruches.

30. Blut zu besprechen
Als unser Herr christus seine Heilige fünf Wunden verband sprach er
du solst nicht Glühen | du solst stille stehen
du solst nicht Blühen | nicht weiter gehen j. N. G. ×××

31. Wen eine kuh mit einem hamm[1]) steht
Ich zieh nur den strang | hurtig und geschwind
das Kalb woll von der Kuh | aber doch sehr gelinde ××

32. Ein bespruch wen ein Hauptvieh blut seicht[2])
Dis Hauptvieh hat unreines Blut empfangen
christus hat am kreitz gehangen
nun ist christus loss
nun ist das Haupt vieh das unreine Blut wieder loss
j. N. G. dieses wird 3mal gemacht.

33. wen ich Reuber antraf[3]) das sie mir nicht schaden
Ich ging durch Berg und Graben
es begegneten mir drey Heilige knaben[4])
der Erste heisst Gott der Vatter
der andere Gottes Sohn
der dritte Gott heiliger Geist, wer stärker ist als diese drey der greife mich an
j. N. G. ×××

Dieses wird gesprochen wen man solche zu sehen kriegt den Nahmen Gottes genandt und dieses Kreitz bekreitziget man sich selbst.

34. Diebessegen[5])
Unsere liebe Mutter Gottes ging über Land sie hat ihr liebes Kind an der Hand da kamen drey Diebe sie wolten Maria ihr liebes Kind stehlen Da sprach Maria zu Petro bind Peter bind Petrus antwortete ich habe gebunden mit Eisernem Band und Gottes Hand das die Diebe und Dieberinnen gebunden sein sie sollen stehen wie ein stock und um sich lauren wie ein bock bis das ich komme und mit meiner lieblichen Augen[6]) beschaue und mit meiner Zunge beurtheile Im Nahmen Gottes des Vaters × und des sohnes × und des heiligen Geistes ×

Lossspruch
Was stehst du hir in Teufels | ~~Nahmen~~[7])
band geh wieder heim in Gottes
land

1) hamm = Hammer = Nachgeburt. Mit einem hamm stehen = Zurückbleiben der Nachgeburt. Noch heutzutage bezeichnen die Landleute die Nachgeburt beim Rinde mit Hammer. Hurtig und geschwind, aber doch sehr gelind, soll die Nachgeburt manuell entfernt werden, damit sie nicht zerreisst und ein Stück derselben in der Gebärmutter zurückbleibt.

2) seicht = pisst. Unter Empfangen von unreinem Blute (= als Schickung von oben empfangen) wird das Bluthаrnen des Rindes (Haematuria, Mictus cruentus) verstanden, welches häufig im Frühjahr bei Beweidung von Wald- und Sumpfweiden auftritt.

3) Dieser Spruch besitzt die grösste Aehnlichkeit mit Spruch LIII des Kaindl'schen Beschwörungs-Buches.

4) Vergl. über die drei Knaben Kaindl LXXI.

5) Noch grösser ist die Aehnlichkeit zwischen dem Diebessegen und Spruch XXI Kaindl. Woher stammt dieselbe? Wollte man einer blossen Vermuthung Raum geben, so könnte man sagen, dass die kaiserlichen Heere zur Zeit des 30jährigen Krieges auch nach Pommern kamen (Belagerung Stralsunds) und die Landsknechte ihre Zaubersprüche mitbrachten.

6) „Die lieblichen Augen" können sich nur auf Maria beziehen, was auch der Kaindl'sche Spruch deutlich wiedergiebt. Dieser vorliegende Spruch ist gewissermaassen gekürzt und unrichtig abgeschrieben worden. Die Aehnlichkeit beider Sprüche weist auf ihre gemeinsame Abstammung hin.

7) ~~Nahmen~~ vom Abschreiber durchstrichen.

Ich N. N.[1]) thu dich anhauen drey Bluts Tropfen thu ich dir entziehen
den Ersten aus deinem hertzen
den andern aus deiner leber
den dritten aus deiner lebenskraft
damit nehme ich dir deine stärke und manschaft
Habi Massu danti Cantien. jesu jesu jesu. · × ·[2])

Dieser stock[3]) wird im abnehmenden Mond abgeschnitten und mit drey schnit der Erste schnit Abya der zweite obia der dritte Sabiu[4]).

---

für Aller Hand wieder Wärtigkeit[5]) im streit wen sich welche schlagen dises in ruh zu bringen den sagt man diese worte Halt Macht Friede Fürst jesu × jesu × jesu ·[6])

1. Es gingen drei heilige Weiber woll durch dieses Land[7])
   sie trugen drei Rosen in ihre Hand
   eine Wugs
   die andre verging
   die dritte ver dort
   und so wie diese drei vergehen
   sol hier vergehen Schwulst und wedag bald I. N. G. ×××
2. Die Junffer Maria ging durch dieses land
   Gott kiel und segne und kiel diesen Brand I. N. G. ×××
   9 8 7 6 5 4 3 2 1 ××× dreimal[8])
3. Hunde besprücht[9])
   Du solst liegen wie ein Backofen und Beissen wie eine Kuh
   du hast neun Tage blind gelegen also kanst du auch
   eine Stunde still Liegen I. N. G. ×××
4. Es Sassen drey Junfren[10]) auf dem uhrbaum[11]) die
   eine vür den Stos die andre vür den Schwulst die
   dritte vür das mal I. N. G. ×××
5. Bluth bespruch
   Dif Bluth Wundige Trepfgen Wird mich Jesus Christus
   verbunden[12]) im namen Gottes Vaters I N † I N † drey mal

---

1) Mit **Kaindl** LXIII bis auf den Schluss genau übereinstimmend (s. Anmerk. 2).

2) Bei **Kaindl**: Habi Massa denti Lantien. I. I. I. (= Jesu, Jesu, Jesu).

3) Ohne eine Lücke zu lassen, wird dann fortgefahren: dieser stock u. s. w. Dieselbe Stelle, vorliegenden Spruch erklärend, findet man wieder in **Kaindl** LVIII und erst hierdurch wird der Sinn des vorliegenden Spruches verständlich, nehmlich: „Einen Stecken zu schneiden, dass man einen damit prügeln kann, wie weit selber auch entfernt ist.“ Jedoch wird dort vom Neumond, hier vom abnehmenden Monde gesprochen. Verschieden ist das Schneiden der Schnitte, hier 3 besondere Schnitte, da 1 Schnitt.

4) **Kaindl**: Abia obia fabia.

5) **Kaindl** XVII: Vor Widerwärtigkeit und allerhand Streit.

6) Hier endet der erste Theil des Manuscripts, eine andere Hand fügt die folgenden Sprüche hinzu.

7) Gewisse Aehnlichkeit mit **Kaindl** XVI.

8) Gewisse Aehnlichkeit mit **Kaindl** XXIX.

9) Sinn: So wie ein Backofen feststeht und nicht vom Platze rückt und eine Kuh nicht beisst, so sollst du auch thun. „9 Tage blind liegen“ bezieht sich auf die ersten Tage nach der Geburt. Der Spruch selbst ist entweder ein Jägerspruch oder Diebesspruch beim Stehlen.

10) In **Kaindl** XVI ist auch von 3 Jungfrauen die Rede.

11) Woher Uhrbaum = Urbaum? Aehnlichkeit mit den von **Bartels**, Med. d. Naturv. S. 37 erwähnten Jungfrauen in Annam, die sich als Geister in Bäumen vergnügen.

12) = Dies blutwundige Tröpfchen wird mir Jes. Chr. verbinden.

6. Böse Augen[1]) haben dir gesehen
Gute Augen Suchen dir wieder
der hats gesehen
Knecht oder Magt
Teufel oder Teufelin
Her Christus hats gesehen
Mit seinen Schwartzbraunen Augen
im † namen Gottes Vaters im † namen Gottes Sohnes
im namen Gottes Heiligen Geistes d mal

7.[2]) Dich Weisse und Schwartze Greiss Grol Grühn Gelb Bunt und dich Rotte Blater Rose

Sie Sollen nicht ekken	Sie Sollen nicht Ritten
Sie Sollen nicht Dreken	Sie Sollen nicht Spliten
Sie Sollen nicht wellen	Sie Sollen nicht Hangen
Sie Sollen Kellen	Sie Sollen nicht dangen

Si Sollen Dir dich Sanft Thun, wie die lieben Jung Frauen in Abrams Schoss im † namen Gottes Vaters im † namen Gottes Sone, im namen Gottes heiligen Geistes dreimal[3])

~~Brief~~ [4])

~~Von meinen Händen geschrieben~~ [5])

Damit Ihr euch hütet vor Sünden mit Gutem den Feiertag haltet und in der Gottes Furcht lebet, werdet ihr die ewige Seligkeit erlangen: thut ihr dies aber nicht, so werde ich euch strafen mit Feuer, Pest, Hunger, Krieg und mit einer ewigen Strafe.

Ich werde aussetzen einen König wieder den andern, einen Herren wieder den andern, die Tochter wieder die Mutter, einen Bruder wieder den andern, eine Schwester wieder die andere, eine Stadt wieder die andere, und werde alsdann meine Hand von euch zurücknehmen wegen eurer Ungerechtigkeit, werde euch ergreifen und vertilgen, hernach mit Donner und Blitz und zweischneidigen Schwertern auf die Erde herabfahren, damit ihr erkennet meinen Zorn in der göttlichen Gerechtigkeit, weil ihr Sontags arbeitet. Aus väterlicher Liebe habe ich euch bisher geschont sonst wäret ihr längst wegen eurer Ungerechtigkeit verdammet worden.

Ich befehle euch, sowohl jung als alt, dass ihr deshalb fleissiger in die Kirche gehet, und eure Sünden bereuet: bei der Busse müsst ihr von euren Nächsten nicht beleidigt werden. Hütet euch vor Unterdrückung der Armen, sondern helft den Dürftigen.

1) Gegen Verzauberung!

2) Welchen Sinn diese Formel hat, ist schwer zu erweisen. Bezieht sich dieselbe auf die Besprechung von „Rose“ („Rothe Blätterrose“)? oder kann man sie, hinsichtlich der Farben-Bezeichnung und dass „sie sanft thun sollen“, mit dem „Wurmsegen“ in Grimm's Mythologie. S. CXXXVII, vergleichen: Wurm, ich beschwer dich bey dem heiligen Tagschein u. s. w.? — Ihr seyen schwartz, weiss, gelb oder roth, grauw oder blauw: du seiest der sponwurm in den daermen, du seiest der auswerffent wurm u. s. w. — oder deiner gesellen einer, deren seyndt 77: wie du seyest genant oder gestalt, dess du müessest stohn und standest mir still.“ — Sollte vorliegende Formel auch ein Wurmsegen sein? Und erinnert nicht wiederum die Grimm'sche Formel bei der Beschreibung des sponwurms (Spulwurms), welcher schwarz sein soll, an den schwärzlichen heft-wurm des Papyrus Ebers, der nach Joachim Ascaris lumbricoides sein soll? Vergl. ferner den Segen gegen den blasenden Wurm (Grimm), wo die eine Stelle lautet: „Du seyst weiſ swartz adir (oder) geel grüne adir roet.“

3) Eine dritte Hand fügt dem Manuscripte den folgenden „Brief“ hinzu.

4) Das Durchstrichene ist vom Abschreiber durchstrichen.

5) Noch 1866 im österreichischen Feldzuge sind derartige Briefe, wie mir ein alter Förster mittheilte, bei getödteten und verwundeten Oesterreichern gefunden worden. Sie waren unter dem Namen „Himmelsbriefe“ bekannt und sollten Schutz gegen jeden Hieb und Stoss gewähren. Jedoch: Nihil cautum est in horas homini satis. Vgl. ferner Gartenlaube 1871, Nr. 4.

Wer an diesen Brief nicht glaubt, der soll die ewige Seligkeit nicht erlangen, wer ihn aber bei sich trägt, und andern zum lesen und abschreiben giebt, der mag Sünden auf sich haben wie Stern am Himmel oder wie Sandkörnchen am Meere, so sollen ihm seine Sünden vergeben werden, wer aber diesen Brief hört, ihn nicht abschreibt und in seinem Hause nicht hat, der hat keinen Seegen, wer ihn aber nicht zum Lesen oder Abschreiben giebt, der soll verdammet werden.

Jetzt befehle ich Euch, dass ihr meine Gebote haltet, wie Jesus Christus gelehrt. Im Namen Gottes des Vaters (×) des Sohnes (×) und des heiligen Geistes (×) Amen.

Wer diesen nachgeschriebenen Segen bei sich trägt wird von einem jeden geladenen Gewehr keinen Schaden leiden, denn es sind Worte die das Göttliche bekräftigen und wofür man sich nicht zu fürchten braucht. Dieser Brief schützt vor alles Geschoss, Feinde, Diebe, Raüber und alle Beschwerlichkeiten durch folgende Worte, und durch den Namen unsers Herrn Jesu Christi und mit Gott können damit alle Beschwerden, als Schwerdt Gewehre und alles Geschütz besprochen werden.

1. Steht still alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre, damit ihr nicht auf mich loss geht, durch den Befehl unsers Herr Jesu Christi der von Johannes in dem Fluss Jordan getauft worden ist.
2. Steht stille alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre und Waffen durch die Angst unsers Herr Jesu Christi der mich und dich erschaffen hat.
3. Steht stille alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre und Waffen durch die heilige Taufe, der für uns gestorbene und gemarterte, Gott sei uns als mächtiger Gott gnädig.
4. Steht still alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre und Waffen damit ihr nicht auf mich lossgeht, durch den Befehl des heiligen Geistes. Im Namen Gottes des Vaters (×) des Sohnes (×) und des heiligen Geistes (×) Amen.

Wer vielleicht vorstehenden Worten keinen Glauben beimessen will der darf sie nur auf einen Zettel schreiben, und denselben einem Hunde um den Hals hängen, dann nach ihm schiessen, und er wird ihn gewiss nicht treffen.

Im Namen Jesu, so wahr als dieses geschrieben, so wahr als Christus gestorben und auferstanden ist, kann, der an diesen Brief glaubt, keine leiblichen Schaden leiden.

Ich beschwöre alle Gewehre und Waffen bei dem lebendigen Gott des Vaters (×) des Sohnes (×) und des heiligen Geistes (×) so wie alle heiligen, das mich heute kein tödtliches Gewehr verwundet noch tödtet. Gott der Vater sei zwischen alle Kugeln. Amen.

Graf Philipp von Flandern[1]), der einen Ritter hatte, und diesem eines Verbrechens halber den Kopf abhauen lassen Wollte, vermochte es durch seinen Scharfrichter nicht, denn er konnte ihn weder verwunden noch enthaupten, dies erregte grosse Verwunderung bei dem Grafen und allen Anwesenden. Der Graf liess ihn hierauf vorfordern und brachte ihn zum Geständniss, mit welchen Dingen dies zuginge, worauf er ihm das Leben schenkte und der Ritter zeigte ihm sogleich den Brief[2]) mit folgenden Buchstaben: *G* (×) *K* (×) *B* (×) *D* (×) *G* (×) *W* (×) *K* (×). Der Graf liess diesen Brief sogleich abschreiben.

Wenn Jemand[2]) die Nase blutet oder wenn er sonst verwundet wird, der lege nur diesen Brief darauf, so wird sich das Blut sogleich stillen, oder wer es nicht glauben will

1) Graf Philipp von Flandern, der 1191 vor Akka starb.

2) Diese Stellen stimmen fast mit dem Spruche XXXIX (Kaindl) überein, wo sie lautet: „Wann einem das Blut nicht gestehen will, oder eine Aderwunde ist, so lege den Brief darauf, so steht das Blut von Stund an, wer es aber nicht glauben will, der schreibt die Buchstaben auf ein Messer, so stehe (= steche) ein unvernünftig Thier, es wird nicht bluten, und wer dieses bei sich trägt, der kann vor allen seinen Feinden bestehen. J. m. I. K. I. B. J. P. s. × v. st. St. vas. I. P. Q. unaq. Sit Donunper vocism. Und wenn eine Frau in Kindesnöthen liegt, oder sonst Herzleid hat, nehm sie den Brief zu ihr, wird gewiss nicht misslingen.“ Hier wird von dem Briefe gesprochen, was unverständlich ist, jedoch durch vorliegenden Brief gewissermaassen geschichtlich erklärt wird. So ergänzen sich an den betreffenden Stellen das Kaindl'sche und das vorliegende Beschwörungsbuch.

der schreibe vorstehende Buchstaben auf ein Messer und steche ein Thier damit, es wird gewiss nicht bluten.

Bun (×) Kestus (×) Bestus (×) Nornen (×) Sibusch (×) Muaonement (×) Jesus (×) Maria (×) Joseph (×). Dieses kräftige für alle Menschen heilsame Gebet zum heiligen Kreuze Christi, wurde im Jahre 1505 auf dem Grabe unsers Herrn und Heilandes gefunden.

Als Kaiser Carl zu Felde zog erhielt er es vom Papste zum Geschenk, als er in Frankreich einzog liess er es auf ein Schild in goldenen Buchstaben aufdrucken.

Wer dieses Gebet täglich betet oder beten hört, und damit das Vaterunser aus Christi Leide verbindet, wird keines unnatürlichen Todes sterben, auch nicht durch Gift umkommen. Eine Frau in Kindesnöthen[1]) wird leicht entbunden werden, und wenn der Mann das Kind neugeboren der Mutter zur rechten Seite legt, wird es von Unglück befreiet sein. Auch wer dies Gebet von Haus zu Haus trägt wird gesegnet, der es aber verspottet wird verflucht werden.

Auch wird das Haus, wo es sich befindet, nicht von Ungewitter getroffen werden, auch zuletzt wer dieses Gebet betet, oder beten hört, wird drei Tage vor seinem Sterbetage ein Zeichen vom Himmel sehen. Amen.

I.[2]) Durch Simpathie frische Wunden zu heilen.

Unsers Herrn Jesu Christi Wunden heilten und beulten nicht, sie thaten auch nicht weh. Wunde du sollst auch heilen, nicht beulen und auch nicht wehe thun. Im Namen Gottes † des Vaters des Sohnes † und des heiligen Geistes † Amen.

Man nimmt einen Schössling, es mag sein, wie es wolle, nimmt dann den Feigen und macht den voll Blut, und bestreicht die Wunde überkreuz und sagt im Namen Gottes des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes † Amen. Dann nimmt man ein Band und macht den auch etwas blutig, wickelt es um das Reis und bringt es an einen Ort, wo weder Sonne noch Mond hinscheinet.

II. Gegen Verrufen. 3mal

Dieses Hauptvieh sprech ich frei	sprech ich dieses Hauptvieh frei,
von aller Hexerei und Zauberei	von aller Hexerei und Zauberei,
unser Herr Christus lag in Sichems Krippen	im N † G. d. V.
soll und will für unsre Sünden bitten	im N † G. d. S.
durch Christi Lage und Gottes Kraft	im N † G. d. heiligen Geistes Amen

III. Gegen Verfangen[3])

Hast du dich verfangen im Futter,	so helfe dir Gottes Kind!
So helfe dir Gottes Mutter!	Hast du dich verfangen im Saufen,
Hast du dich verfangen im Wind,	so helfe dir Gottes Sohn!

Dieser Spruch wird 3mal gebetet und das letzte mal Amen gesprochen.
Im N. G. d. V. d. S. u. d. h. G.

IV. Gegen Geschwüre

Hulden Ding[4]) du sollst verschwinden
wie das Laub auf der Linden
wie der Todte im Grabe
dreimal herzubeten und zuletzt mit Amen zu schliessen.

---

1) Vergl. Anmerk. 2 auf S. 469.

2) Hier erreicht das eigentliche Manuscript seinen Abschluss. Die folgenden interessanten Formeln will ich letzterem noch anfügen: von diesen ist die erste aus einem alten Schreibbuche eines Lehrers, das Uebrige aus einem alten Buche (Allgemeines Vieharzneibuch von Rohlwes 1818) abgeschrieben.

3) Vergl. über „Verfangen“ das früher Gesagte.

4) „Hulden Ding“ = Dämon („etwas Holdiges“, Bastian).

V. Gegen Ueberhebung oder Verbrechen[1])

Uns leif Herr Jesus Christus un sien Mutter
ginge Scheid runa un entlang
As dei Herr an de Weg kam
säd der Herr samt Petrus
Hier is dem un dem sien Lief entwei
kun Herr, du schast em helfe
sien Hemd uphefe
de Himmel uprichte
O, Herr dat kann ick nich daun
ick will em daun, wo sien Lief entzwei.

Dieses Gebet ist neun mal herzubeten dabei von den Schultern bis zu den Lenden drei † † † machen und zuletzt Amen sprechen.

VI. Jerusalem du Judenstadt
Die unsern Herrn Christus gekreuzigt hat.
Dass du werdest zu Wasser und nicht zu Blut
Dass ist für 77gerlei[2]) Verfangen gut

I. N. G. d. V. d. S. u. d. h. Gst. 3 × gebetet und zuletzt mit Amen schliessen, ist bei Pferden, wenn dieselben mit Kartofl verfüttert sind, anzuwenden.

VII. 1.[3]) Blut zu besprechen

Moses schlug mit seinem Stabe ins Meer, das tat sich voneinander, die Kinder Israels gingen dadurch, das Wasser stand stille; also soll das Blut auch tun. Im Namen Gottes, des Vaters ××× des S. u. d. h. G. ×××

2. Blut zu besprechen

Unser Herr Christus machte einen Damm
der war gut
der stillte Ader und Blut ×××

3. Eine Wunde zu besprechen[4])

Frisch ist die Wunde,
heilig ist die Stunde,
heilig ist der Tag
wo diese Wunde geschah

4. den Schwulst zu besprechen.

Mann[5]) ich klag Dir
der Schwulst
Der Schwulst plagt mir
nimmst du den Schwulst nicht von mir
so steh ich früh vor dir ×××

5. Gegen Verrufen

Haben Dich neun Stück[6]) drei Teufelsaugen gesehen so sehe dich unser Herr Christus mit seinen beiden rechten Augen an ×××

6. Die Rose zu besprechen

Man halte die rechte Hand ganz stille auf der Rose bis man das letzte Wort vom Spruch verwesen spreche, dann streiche man die Rose mit der Hand herunter und wieder herauf.

Alle Glocken werden geklungen
Alle Messen werden gesungen
Alle Evangelien werden gelesen
Dieses Heilige[7]) soll verstauben verwesen ××× wird gepustet ×××

---

1) Plattdeutsch geschrieben. Sinn unverständlich.

2) Ueber die Zahl 77 vergl. die Einleitung.

3) Die folgenden Formeln sind zusammenhangend abgeschrieben worden, daher ich sie mit den Nummern, wie sie in der betreffenden Handschrift folgen, stehen lasse.

4) Aehnlichkeit mit Kaindl XXXVI: „Glückseelige Wunde, glückseelige Stunde, glückseelich der Tag u. s. w.“

5) Mann = Gottheit.

6) Verrufen durch den bösen Blick! 9 Stück! Erinnert das vielleicht an die 9 Krankheits-Dämonen der Zigeuner? (Vergl. Heinrich v. Wlislocki, „Aus dem innern Leben der Zigeuner“, 1892.)

7) Aehnlichkeit hat dieser Spruch mit dem von Bartels „Med. d. Nat.“ S. 10 angeführten: „Gehe wo die Glocken klingen | Und die Evangelien singen.“

7. Schmerzen zu besprechen

Unser Herr Christus ist verwundet bis in den Tod
dessen Wunden quellen nicht
die schwellen nicht,
die sind so sanft und stille.
also soll diese Wunde auch stille stehn
sowie Christus an dem Kreuze stand.
Im Namen Gottes des Vaters × des Sohnes × und des heilg. Geist ×.

8. Das Fieber zu besprechen

Wenn das Fieber anfängt des Morgens vor Sonnenaufgang stillschweigend:
Guten Morgen lieber Tag
nimm mir sieben und siebenzig[1]) Fieber ab ×××

9. Das Rotnetzen des Rindviehes zu besprechen[2])

Rothes Wasser schäme dich,
Ein ehrlicher Mann verjaget dich
Rothes Wasser du musst stille stehen,
lass das klare voran gehen ×××

10. Den tollen Hund zu besprechen

Unsere Mutter Maria ging übers Land,
ihre Stacheln trug sie in ihrer Hand.
Gottes Wort trug sie im Mund,
damit schlug sie den tollen Hund. ×××
Nur einmal gebetet.

11. Ein Spruch.

Diese Hoflage spreche ich frei
von aller Hexxerei.
Unser Herr Jesus Christus hat gelegen in des Viehes Krippen,
er hat für unsere Sünden gelitten,
er soll noch ferner bitten,
diese ganze Hoflage, Vieh und Menschen frei
von aller Hexxerei ×××

12. Fieber zu segnen am Sonntagmorgen vor Sonnenaufgang

Stillschweigend soll man sich so stellen ans fliessende Wasser, mit der rechten Hand Salz mit dem fliessenden Wasser schmeissen und sagen:

Ich streue diesen Saamen
in Gottes Namen,
wenn dieser Saamen wird aufgehen,
werd ich mein Fieber wieder sehen[3]).

Im Nam. G. d. V., d. S. u. d. Heilg. G. Mit dem Salz in der Hand ein Kreuz übers Kopf und dam mit Wasser ins Wasser. —

(26) Hr. Rudolf Virchow berichtet über einen

Besuch in Brescia.

Vor 8 Tagen bin ich von meinem gewöhnlichen Oster-Ausflug nach Bozen und Welsch-Tirol heimgekehrt. Wir, meine Familie und ich, waren diesmal weniger glücklich, als sonst. Als wir am 21. März in Bozen eintrafen, fanden wir allerdings wieder die erste Baumblüthe: Mandeln und Pfirsiche schon weit vorgerückt, die Apfelbäume im Aufbrechen: sehr bald bedeckte sich der ganze Bozener Boden mit der entzückenden Pracht der zahllosen Fruchtbäume. Aber die Temperatur war recht wechselnd. Alle Berge ringsum lagen im Schnee, und vom Brenner erhoben sich stets neue Gewölke unter rauhen Winden. Das Gesammt-Resultat für

1) Ueber die Zahl 77 vergl. die Einleitung.

2) Rothes Wasser = blutiger Harn, der bei der Haematurie des Rindes entleert wird. Rothes Wasser als Persönlichkeit aufgefasst, vergl. die Einleitung.

3) Sinn: So wie Salz und Wasser zerfliesst und nicht aufgeht, so wird auch mein Fieber nicht wiederkommen.

unser Befinden zeigte sich in häufigen Erkältungen: ich selbst wurde schliesslich von einem heftigen, immer mehr spasmodisch werdenden Bronchial-Katarrh befallen. Auch der Versuch, am Garda-See und in Ober-Italien ein milderes Klima zu finden, hatte kein befriedigendes Ergebniss, und so entschloss ich mich, am 21. April von Mailand aus die Rückreise anzutreten.

In diese letzte Periode fällt eine trotz den Unbilden der Witterung sehr genussreiche Reise nach Brescia, das ich früher nie gesehen hatte und zu dessen Besuch die Nachrichten über zahlreiche Alterthumsfunde lebhaft einluden. Wir gingen über Riva und Salò durch die an wechselvoller und höchst anziehender Scenerie reiche Niederung nach Brescia, wo wir am 17. April eintrafen. Ich beabsichtige nicht, eine Beschreibung der Stadt und ihrer höchst bemerkenswerthen Kunstschätze zu geben; ich muss mich darauf beschränken, die Aufmerksamkeit unserer Reisenden mehr, als es bisher der Fall gewesen zu sein scheint, auf diese Schatzkammer der wichtigsten Werke der Architectur, der Sculptur und der Malerei hinzulenken. Man kann in der That kaum den Fuss in Brescia bewegen, ohne auf ein neues Kunstwerk zu stossen. Hier sind alle Epochen der Geschichte der Stadt, ja man kann sagen der Culturgeschichte, durch Originalstücke vertreten, darunter manche in ihrer Art ganz einzige. Niemand, der nach Italien reist, sollte es versäumen, Brescia zu sehen und darin wenigstens kurze Zeit zu verweilen.

Die historische Zeit beginnt mit den Römern. Ein glücklicher Fund hat in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zur Aufdeckung der spärlichen, aber zum Theil guterhaltenen Reste eines von Vespasian im Jahre 72 erbauten Tempels geführt. Man sieht dieselben noch jetzt an Ort und Stelle, aber in einer tiefen Grube, zu der von der jetzigen Strassenfläche eine steile Holztreppe hinunterführt. Der Schutt der Jahrhunderte hatte das Ganze überdeckt, aber zugleich mehrere korinthische Säulen geschützt, die noch aufrecht beieinanderstehen. Hier wurde die fast 2 *m* hohe Bronze-Figur einer geflügelten Victoria gefunden, die fast ganz unversehrt geblieben ist und deren feine Ausführung die freudige Bewunderung des Beschauers hervorruft. Die herrliche Statue ist gegenwärtig in einem kleinen Museum auf einer benachbarten Anhöhe in vortrefflicher Weise aufgestellt. Eine Reihe kleiner römischer und prähistorischer Fundstücke füllen den sehenswerthen Raum. Diese Sammlung findet sich in dem Museo patrio mitten in der Stadt. Die Tempelgrube liegt am Fusse des Hügels nahe der Piazza vecchia.

Aber die römische Zeit war schon eine sehr junge für die sonstigen Altfunde. Brescia selbst trägt in seinem Namen (Brixia felix) die Erinnerung an eine vorrömische Zeit, der wohl auch die Bischofs-Stadt Brixen ihre Entstehung verdankt, eine Zeit, die sicher als keltische bezeichnet werden darf. In der Umgebung sind manche Grabstätten aufgefunden worden, von denen einzelne gleichfalls als keltische gelten müssen, andere dagegen einer nicht mehr zu datirenden prähistorischen Zeit angehören. Meine älteste Erinnerung daran knüpft an die Thätigkeit eines Mannes an, den ich meinen Freund nennen durfte und dessen Tod ich tief beklagt habe (Verhandl. 1886, S. 17). Don Gaetano Chierici, einer der Begründer der oberitalienischen Prähistorie, fand seinen Tod († 8./9. Januar 1886) in Folge einer schweren Erkältung, die er sich bei der Erforschung der Gräber von Remedello zugezogen hatte. Er schrieb dieselben den Pelasgern zu.

Ganz neuerlich ist seine Arbeit aufgenommen und in sorgsamster Weise fortgeführt worden durch Hrn. Giuseppe Antonio Colini in Rom (Il sepolcreto di Remedello-Sotto nel Bresciano e il periodo eneolitico in Italia. I. Parma 1899), der nicht nur eine Reihe neuer Gräber, sondern auch Nekropolen aus späteren Perioden (Marzobotto und Certosa, gallische und galloromische und alte Wohnungen

aufgefunden hat. Sein mit den genauesten Beschreibungen und prächtigen Illustrationen versehenes Werk[1]) wird als ein bleibender Gewinn für die oberitalienische Archäologie, ja für die italienische Archäologie gelten, denn seine Darstellung umfasst das Gesammt-Gebiet der verwandten Gräber und Höhlen auf der ganzen Halbinsel, auf Sardinien, Pianosa und Sicilien. Er bestätigt die schon von Chierici aufgestellte These, dass die Bevölkerung, welche diese Gräber hinterlassen hat, vorwiegend steinerne Geräthe benutzte und nur spärliche Reste von Metall, und zwar vorzugsweise von Kupfer oder Kupfer-Legirungen, besessen hat. Er gebraucht zur Bezeichnung dieser Periode den Namen aeneo-lithische, wodurch der Uebergang der Cultur von der reinen Steinzeit zu den Anfängen der Metallzeit ausgedrückt werden soll.

Leider ist die Mehrzahl der Funde in die verschiedensten Museen Italiens zerstreut worden; in dem Museo patrio in Brescia werden nur einzelne Skelette nebst den dazu gehörigen Beigaben bewahrt. Immerhin genügen sie, um ein Bild der Funde zu gewähren und die Ueberzeugung von der Zuverlässigkeit der Beschreibungen und der darauf gebauten Schlussfolgerungen zu sichern. —

Unter den sonstigen Funden des italienischen Continentes ist einer, auf den Hr. Colini in einem Briefe vom 21. März meine besondere Aufmerksamkeit gelenkt hatte, indem er auf meinen Vortrag über die roth gefärbten Knochen der Franz-Josef-Gasse in Brünn und deren Analogien in alter und neuer Zeit (Verhandl. 1898, S. 70, 281) verwies. Es ist dies der schon lange durch Hrn. Pigorini bekannt gewordene Fund aus einem Grabe von Sgurgola in der römischen Provinz, der gewöhnlich als Fund von Anagni (dem betreffenden Bezirk — territorio) bezeichnet wird. Hier war die Färbung durch Auftragen von Zinnober hervorgebracht. Es ist sehr dankenswerth, dass Hr. Colini nicht nur eine genauere Beschreibung des ganzen Grabfundes geliefert hat, sondern auch gute Abbildungen, unter denen namentlich eine colorirte Abbildung des Schädels zu nennen ist (l. c. p. 70. Tav. XV e XVI). Er hat zugleich eine umfassende literarische Uebersicht der sämmtlichen bekannten Fälle von Rothfärbung der Knochen gegeben (p. 106. Not. 102 e 103), welche vielleicht einzelne Missverständnisse enthält, aber im Ganzen durchaus kritisch zusammengestellt ist.

Wenn schon aus der blossen Thatsache, dass an verschiedenen Orten menschliche Knochen in prähistorischen Gräbern gefunden sind, welche, wie ich wiederholt hervorgehoben habe, durch künstlichen Anstrich mit Farbstoffen roth gefärbt sind, gefolgert werden muss, dass der Anstrich auf nackte, sei es macerirte, sei es abgeschabte Knochen aufgetragen worden ist, wie man es heutzutage bei Australiern und bei Andamanesen sieht, — so spricht die von Hrn. Colini notirte Zerstreuung der nackten Knochen in manchen Gräbern bestimmt dafür, dass die Sitte einer zweiten Bestattung oder einer nur auf die Knochen beschränkten Bestattung bei den Wilden der Vorzeit auch hier geübt wurde. Ich verweise auf seine Angaben (l. c. p. 66, 68, 71, 110), und bemerke dazu, dass es mir fraglich ist, ob dieselbe Erklärung auf alle rothgefärbten Knochen angewendet werden darf. Die Andamanesen färben Knochen, welche offen getragen werden sollen; die Australier bestreichen Schädel mit rother Farbe, die als Trophäen oder als Erinnerungsstücke aufbewahrt werden. Dabei handelt es sich um den Schmuck oder die Zierde eines werthvollen Stückes. Eine solche Erklärung würde nicht passen für Knochen, die begraben werden sollen. Aber die Peruaner haben auch Mumienköpfe mit Zinnober angestrichen, die nachher in Bänder eingewickelt und bestattet wurden. Hier kann

1) Vergl. meine Besprechung in der Zeitschr. f. Ethnol. 1899, S. 59.

wohl nur ein religiöser Gedanke vorgewaltet haben. und das könnte auch bei prähistorischen Knochen der Steinzeit der Fall gewesen sein. —

Zum Schlusse will ich noch erwähnen, dass in Brescia auch Reminiscenzen aus der Zeit der Langobarden vorhanden sind. So sah ich in dem Museo patrio langobardische Kreuze, und ich hörte bei einem Besuche in dem Duomo vecchio, der eine wundervoll construirte und prächtig erhaltene Krypta besitzt, dass nach einer Tradition die Grundlage dieses Gebäudes von der Königin Theodolinde herstamme. Der jetzige Bau gehört freilich einer weit späteren Zeit an.

Alles zusammengenommen, kann ich nur wiederholen, dass Brescia einen solchen Reichthum an Ueberlebseln aus seiner sicherlich über ein Jahrtausend alten Vergangenheit besitzt, dass jeder Besucher hier werthvolle Gegenstände für sein Studium finden kann. —

(27) Hr. P. Ehrenreich übergiebt einen nachträglichen Bericht über seine, in der ausserordentlichen Sitzung vom 15. April, unter Vorführung zahlreicher Aufnahmen mit Hülfe des Projections-Apparates, besprochenen

ethnologischen Beobachtungen aus dem Westen Nord-Americas im Sommer 1898.

Der Vortragende gab zunächst einen Bericht über seinen Aufenthalt auf den Reservationen der Crow-(Absaroka-) und Cheyenne-(Shaiena-) Indianer in Montana, nehmlich Crow Agency und Lame deer am oberen Rosebud-River, einem südlichen Nebenfluss des Yellowstone-River. Da diese Indianer gegenwärtig völlig sesshaft gemacht sind und in der Agricultur erhebliche Fortschritte aufzuweisen haben, besonders die Crow, so zeigen sie in ihrer äusseren Cultur nur noch spärliche Reste ihres früheren Wesens, wogegen sie von ihren Sitten und Gebräuchen mehr bewahrt haben, als zu erwarten war.

Durch die gütige Beihülfe des Hrn. Rev. Petter, Missionars aus Oklahoma, des einzigen der Sprache der Cheyenne völlig mächtigen Weissen, gelang es dem Vortragenden, noch Manches über ihre religiösen Anschauungen, Feste und namentlich auch über die Ornamentik ihrer Gebrauchs-Gegenstände zu erfahren. Ebenso konnte eine Anzahl interessanter Ethnographica gesammelt werden. —

Den Haupt-Gegenstand des Vortrages bildete die Schilderung eines Ausfluges zu den wichtigsten Dörfern der Moki- oder Hopi-Indianer, Oraibi und Walpi in der Wüste des nördlichen Arizona, dem alten District von Tusayan, wo Gelegenheit geboten war, einigen Festlichkeiten beizuwohnen, die im Hochsommer, zum Zwecke der Erlangung von Regen und Erntesegen, alljährlich stattfinden.

Nach einleitenden Bemerkungen über die eigenartige Halbcultur der Pueblo-Indianer überhaupt und ihre Beziehungen zu den alten Cliff-Dwellers beschrieb der Vortragende ausführlich den Flöten-Tanz (Flute dance) in Walpi und den Schlangen-Tanz (Snake dance) in Oraibi, die alternirend nach geraden und ungeraden Jahren in beiden Dörfern abgehalten werden. Der erstere ist eine dramatische Darstellung der Ankunft der Flöten-Phratrie in Walpi in uralter Zeit, wie die Tradition ihn überliefert hat; der letztere hat in ähnlicher Weise die alte Cult-Sage vom Schlangen-Heros Tiyo zum Gegenstande. Er besteht aus zwei parallel verlaufenden Feiern der verbündeten Schlangen- und Antilopen-Priester. Ein Theil findet esoterisch, nur den Eingeweihten zugänglich, im Innern der unterirdischen Versammlungsräume (Kiva) statt, während der andere, in dem Mais-Tanz der Antilopen- und dem Schlangen-Tanz der Schlangen-Priester gipfelnde sich öffentlich abspielt. Die Tänzer tragen dabei giftige Klapper-Schlangen im Munde. Obwohl

der Schlangen-Tanz in Oraibi weniger grossartig und glanzvoll gefeiert wird, als in den ungeraden Jahren (also zuletzt 1897) in Walpi, dem Centrum der Schlangen-Brüderschaft, so ist er doch durch seine alterthümliche Form von Interesse und überhaupt weniger bekannt. Dass es dem Referenten möglich war, als erster Europäer, ausser dem Missionar Voth, in Oraibi den Geheim-Ceremonien beider Priesterschaften, insbesondere der überaus interessanten Schlangen-Waschung beizuwohnen, verdankt er der gefälligen Beihülfe des genannten Herrn, dem hierfür sein ganz besonderer Dank gebührt. —

Zum Schluss wurden noch die Navaho-Indianer derselben Gegend besprochen, bei denen der Vortragende ein grosses Reiterfest mit ansah.

Der Vortrag wurde durch zahlreiche Projections-Bilder, theils nach eigenen Aufnahmen, theils nach solchen des Hrn. Prof. Wharton James aus Pasadena, erläutert. Der grösste Theil der vorgelegten ethnographischen Gegenstände ist dem Königl. Museum für Völkerkunde überwiesen worden.

Eine ausführliche Darstellung des bisher auf dem Gebiete der Moki-Forschung Geleisteten ist für die Zeitschrift für Ethnologie in Vorbereitung. —

(27) Neu eingegangene Schriften:

1. Deininger, J. W., Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. I. 10. Wien o. J. Angekauft.
2. Tannenberg, H., I. Die Religionsforschung und das historische Princip. II. Was ist Religion? Berlin-Friedrichshagen 1898. (Religionsgeschichtl. Bibliothek.) Gesch. d. Verf.
3. Colini, G. A., Sepolcreto di Remedello-Sotto nel Bresciano e il periodo eneolitico in Italia. I. Parma 1899. (Bull. di paletn. Ital.) Gesch. d. Verf.
4. Piette, E., et J. de Laporterie, Études d'ethnographie préhistorique V. Paris o. J. (L'Anthropologie IX.) Gesch. d. Verf.
5. Ashmead, A. S., No evidence in America of Pre-Columbian Leprosy. o. O. 1899. (Canad. Journ. Med. and Surg.) Gesch. d. Verf.
6. Polakowsky, H., Die Denkschrift des Dr. Carrasquilla über die Lepra in Columbien. Wien o. J. (Die Heilkunde.) Gesch. d. Verf.
7. Morse, E. S., Pre-Columbian musical instruments in America. o. O. 1899. (Appleton's Science Monthly.) Gesch. des Verf.
8. Buschan, G., Platyknemie. Wien 1898. (Real-Encykl. der gesammten Heilkunde.)
9. Derselbe, Das erste Auftreten des Menschen auf der Erde. Breslau 1899. (Nord und Süd.)
   Nr. 8 u. 9 Gesch. d. Verf.
10. Ploss, H., und M. Bartels, Das Weib. 6. Aufl. Liefr. 5 u. 6. Leipzig 1899. Gesch. d. Hrn. Bartels.
11. v. Weinzierl, R., Das La Tène-Grabfeld von Langugest bei Bilin in Böhmen. Braunschweig 1899. Gesch. d. Verf.
12. Bastian, A., Zur heutigen Sachlage der Ethnologie in nationaler und socialer Bedeutung. Berlin 1899.
13. Derselbe, Die Theilung der Erde und die Theilung Samoa's. Berlin 1899.
    Nr. 12 u. 13 Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 13. Mai 1899.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Der Vorsitzende begrüsst die Gäste: Prof. Weber, Dr. Behrendt und Dr. C. Davidsohn von Berlin, Dr. Loubier von Charlottenburg. —

(2) Die Gesellschaft hat durch den Tod verloren den Oberlehrer Wacker in Berlin, Paul Riedel in Oranienburg und Justizrath Brunnemann in Stettin. Letzterer, ein altes Mitglied und auf allen gemeinschaftlichen Unternehmungen ein wegen Jovialität und Urbanität gern gesehener Genosse, wird uns unvergessen bleiben. —

(3) In Aachen ist ein eifriger Sammler und erfolgreicher Schriftsteller auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunst und Alterthums-Wissenschaft, der Canonicus Franz Bock, 76 Jahre alt, gestorben. Er hat seine berühmte Sammlung der Stadt Aachen vermacht und für ihre Erhaltung eine grössere Summe ausgesetzt. Unseren Forschern auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunst war er stets ein gefälliger Helfer. —

(4) Als neues Mitglied wird gemeldet: Prof. Dr. Rotter, dirigirender Arzt am St. Hedwigs-Krankenhause in Berlin. —

(5) Seitens der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde und der Oberlausitzer Anthropologischen Gesellschaft sind neue dringende Einladungen zu den Haupt-Versammlungen (Triebel, Kreis Sorau, 22. und 23. Mai, bezw. Görlitz, 22. bis 24. Mai) ergangen. Die Programme werden vorgelegt. —

(6) Ein sehr warmes Einladungs-Schreiben zu der Eröffnung des neuen Stadt-Museums in Graudenz am 23. April ist uns durch Hrn. S. Anger unter dem 28. April zugesendet worden, leider aber gerade während der Ferien eingetroffen. —

(7) Die III. gemeinsame Versammlung der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, zugleich die XXX. allgemeine Versammlung der ersteren, wird vom 4. bis 7. September in Lindau am Bodensee tagen. Einladung und Programm liegen vor. Es sind Ausflüge nach Bregenz, Friedrichshafen, Zürich und Bern geplant. —

(8) Daran schliesst sich die Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte in München vom 16. bis 24. September. —

(9) Der Geographentag in Berlin wird vom 23. September bis 4. October versammelt sein. Das Programm ist schon früher vorgelegt worden. —

(10) Der russische archäologische Congress wird vom 13. August bis 1. September in Kiew tagen. —

11) Der stenographische Bericht über die ordentliche General-Versammlung des alten Orient-Comités vom 28. Januar d. J. liegt vor. Der Fortbestand des Comités wird trotz der eingetretenen Concurrenz-Unternehmungen des Deutschen Orient-Comités beschlossen. Der Ausschuss besteht nunmehr aus den HHrn. v. Kaufmann, Virchow, Winckler und von der Heydt. Der Vermögensbestand belief sich auf rund 48000 Mk. Nachdem die früher besprochene Expedition nach El Warka Seitens der Reichs-Regierung dem Deutschen Comité übertragen war, blieb als nächstes Object für das (alte) Orient-Comité nur die Erörterung übrig, ob es angezeigt sei, die Ausgrabungen in Sendschirli wieder aufzunehmen. Das Comité beschloss, diese Aufgabe ihrer Kostspieligkeit wegen vor der Hand zu vertagen. Dagegen wurde aus dem Sester-Fonds Hrn. Virchow die Summe von 1200 Mk. für die Armenische Expedition zur Verfügung gestellt. —

(12) Die Königliche Akademie der Wissenschaften hat das folgende öffentliche Preis-Ausschreiben aus der Graf Loubat-Stiftung erlassen:

„Die Akademie wird am Leibniz-Tage im Juli 1901 aus der Graf Loubat-Stiftung einen Preis von 3000 Mk. an diejenige gedruckte Schrift aus dem Gebiet der Geschichte von Nord-America, insbesondere dessen Colonisation und neuerer Geschichte bis zur Gegenwart, zu ertheilen haben, welche unter den ihr eingesandten oder ihr anderweitig bekannt gewordenen als die beste sich erweist. Sie setzt demgemäss den 1. Januar 1901 als den Termin fest, bis zu welchem Bewerbungs-Schriften an sie eingesandt und in Berlin eingetroffen sein müssen. Statutenmässig dürfen nur solche Schriften prämiirt werden, welche innerhalb der letzten 10 Jahre erschienen sind. Als Schriftsprache wird die deutsche, englische, holländische, französche und spanische zugelassen." —

(13) Hr. Dr. S. Watjoff in Sofia übersendet Separat-Abdrücke aus der Bulgarischen Revue, V. Jahrg. 1899, Nr. VII, März, enthaltend einen

Beitrag zur Anthropologie der Bulgaren.

Der Sendung sind 16 gut ausgeführte Photographien der Büsten beigefügt. Specielle Tabellen bringen zahlenmässige Angaben über das Hirn-Gewicht bei normalen und geisteskranken Bulgaren und bei einigen Ausländern. —

14) Hr. Hermann Brunnhofer spricht über

die Herkunft der Sanskrit-Arier aus Armenien und Medien.

Im Sommer 1883 hielt ich beim Congress der schweizerischen geographischen Gesellschaften in Zürich einen Vortrag über den „Ursitz der Indogermanen", der dann 1884 in Basel gedruckt erschien. Ich stellte damals, an der Hand der arischen Flussnamen, Armenien als den Ursitz der Indogermanen auf. Es schwebte mir das Vorbild Arnold's vor Augen, der aus dem etappenartigen Vorkommen hessischer Ortsnamen auf die Richtung der hessisch-fränkischen Stammes-Bewegung zur Zeit der Völker-Wanderung geschlossen hatte. So hatte auch Contzen seiner Zeit aus dem Auftauchen derselben Flussnamen in Gallien und Rhätien werthvolle Schlüsse auf die Wanderungen der Kelten gezogen.

In meinem Vortrage hatte ich darauf aufmerksam gemacht, dass die Namen Kur und Araxes, von Armenien aus betrachtet, weithin nach allen arischen

Ländern des Ostens und Westens, des Nordens und Südens sich nachweisen lassen. Nun galt im Alterthum das Gebiet des Kur und des Araxes, das Land Arrân, das Airyana Vaidscha des Zendavesta, als heiliges Land. Es ist deshalb der Schluss gerechtfertigt, dass dieses Gebiet auch die Ursprungs-Stätte der Namen Kur und Araxes sei. Das Material, welches ich im Jahre 1883 zur Verfügung hatte, war sehr bescheiden. Gegenwärtig steht mir ein dutzendfach grösseres, auch auf andere Flussnamen sich ausdehnendes, zu Gebote, das ich als neues Werk unter dem Titel: „Die Flussnamen Kaukasiens auf ihrer Wanderung nach den Ländern des Ostens und Westens, Nordens und Südens." publiciren werde. Ich gebe daraus, mit Rücksicht auf die dem Vortragenden eingeräumten 20 Minuten, nur einige wenige Andeutungen und zwar mit ausschliesslicher Beziehung auf den Araxes.

Ausser dem armenischen Aras führten im Alterthum den Namen Araxes auch der Sefîdrûd, der Oxus und der Jaxartes, ferner der Euphrat, der Tigris, der Bilikh in Mesopotamien, sowie ein Fluss im alten Persepolis, sodann der Phasis im Lande Kolchis und der Amazonen-Fluss Thermodon an der Südküste des Pontus; im Norden des Kaukasus führen den Namen Araxes auch der Kuban, der Don, die Wolga, ein Mündungsarm der Donau, der Peneios in Thessalien, wahrscheinlich auch das gleichnamige Flüsschen Penios in der Landschaft Elis im Peloponnes, wo das Vorgebirge Araxos den Namen bewahrt, und selbst drüben in Gross-Griechenland am Golf von Neapel überliefert Plinius bei Puteoli: Araxi fontes.

Der Zendname für den Araxes ist Ranhâ, auch Aranhâ, welches bald den armenischen Araxes, bald den Oxus, bald den Jaxartes bezeichnet, wie auch der neupersische Name Arang bald den Oxus, bald den Jaxartes, bald den Euphrat und Tigris, bald sogar den Indus meint.

Die Formen Araxes und Aranhâ oder Arang sind aber nur die iranische Lautform für das ältere Rasâ des Sanskrit. Diese Femininform eines Appellativs *rasa*, Saft, Wasser, Fluss, bezeichnet im Rigveda bald einen Fluss des Pendschâb, bald vielleicht den Oxus, der im Rigveda auch als Arajji (j = dsch) vorzukommen scheint, bald den Jaxartes, bald wahrscheinlich den armenischen Araxes, bald einen mythischen Weltstrom, bald eine gütige Göttin *mâtâ mahî*, wie die Rhea, als *μεγάλη μήτηρ*. Als Meeres-Göttin erscheint Rhea schon im Ῥέας πόντος, dem Ionischen Meere, bei Aeschylos; auch der Bosporus hiess so.

In seiner masculinen Form finden wir den Rasa drüben in der Landschaft Troas als den Fluss Rhesos, der sich in den Granikos ergiesst. Aber Rhesos hiess wahrscheinlich auch der Fluss Strymon in Makedonien, der heutige Vardar; denn der in der Ilias verherrlichte König der Thrakier, Namens Rhesos, galt als Sohn des Strymon und einer Muse, d. h. insofern die Musen Nymphen sind, wiederum als der Sohn einer Fluss-Göttin.

Wenn es nun ausgemacht ist, dass der specifische Stamm der Perser nach alten Ueberlieferungen aus dem Strom-Gebiete der Kur- und Araxes-Mündungen kam, der herrschende Stamm der Skythen im Norden aber, längst als Iranier erkannt, aus Armenien und Medien ausgewandert war; wenn ferner die Sanskrit-Arier des Pendschâb aus dem Nordwesten hergekommen waren, die Griechen aber aus dem Nordosten, wohin ihre ältesten Erinnerungen, Kolchis, Kaukasus, führen: so leiten die verschiedenen Radien auf ein Centrum hin, das nur in Armenien und Medien gesucht werden kann.

Ebendahin gelangen wir auch auf einem anderen Wege. Die ältesten Lieder des Rigveda sind wahrscheinlich die des Agastya, eines Helden und Heiligen, des Heros eponymos eines Stammes, den ich schon in „Iran und Turan" (Leipzig 1889)

mit dem Namen des persischen Nomaden-Stammes der Sagartier zusammengestellt habe. Die Laut-Analogie bildet das Sanskrit-Wort *hasta*, die Hand, von älterem indogermanischem *harta*, von der Wurzel *har*, ergreifen, wozu das griechische χείρ gehört. Die Sagartier waren weithin über Irân verbreitet. Prof. Justi sucht ihre Stammsitze in Assyrien, wo Arbela ihre Hauptstadt war: sie begegnen uns aber auch in der Landschaft Persis und in Sedschestân. Stephanus von Byzanz, der aus alten Quellen schöpfte, kennt aber auch eine Landschaft Σαγαρτία am Kaspischen Meere. Wo dieselbe lag, sagt uns der Name des Stammes der Σαγαραῦκαι, welche von Kiepert südlich von der Karaboghas-Bai angesetzt werden. Die Sagaraukai sind auch etymologisch „Meer-Anwohner": *sagaraukas* ist ein vollständig sanskritisches Wort, bestehend aus *sagara*, das Meer, und *okas*, die Wohnung, nach welchem Substantiv auch ein Adjectiv *oka* in der Bedeutung „bewohnend, anwohnend", vorausgesetzt werden darf. Noch dazu kommt, dass nach dem Lautgesetz des Sanskrit *a* + *o* zu *au* wird.

Wir gelangen aber noch durch einen anderen Völkerstamm des Rigveda an das Kaspische Meer. Es sind dies die Kaçyapa oder die Kaspier. Die ursprünglichen Wohnsitze derselben sind das Mündungs-Gebiet des Kur und des Araxes, wo sie noch Strabo und die späteren Geographen ansetzen. Aber ihre einstigen Wohnsitze an den Süd-Abhängen des Alburz verräth noch der Name der Stadt Kasbîn oder Qazwin. Weiter östlich in Taberistân kennt der Bundehesh, das Religionsbuch der Zoroastrischen Perser unter den Sassaniden, den Atrek unter dem Namen Kasprud, Kasp-Fluss, und noch weiter östlich, schon im Pendschâb, erinnert sowohl der Name des Landes Kaschmîr, als der der heutigen Stadt Kâbul, an das Κασπάπυρος der Griechen, das nach Kiepert die Abkürzung des sanskritischen Kaçyapa-pura („Kaspier-Stadt") ist. Ohnedies verlegt sowohl der Brahmanismus als der Buddhismus den hochgefeierten Weisen, Namens Kaçyapa, in den höchsten Nordwesten des Pendschâb. So ist also auch durch den Namen der Kaçyapa-Κάσπιοι der geographische Zusammenhang der Sanskrit-Arier vom Κάσπιον ὄρος, dem Kaukasus, bis zum Himâlaya festgestellt.

Von der Herkunft der vedischen Sanskrit-Arier oder wenigstens gewisser Stämme derselben aus den südlichen Ufer-Ländern des Kaspischen Meeres geben aber auch andere Real-Indicien Zeugniss. In Band II meiner „Urgeschichte der Arier" (Vom Pontus bis zum Indus, Leipzig 1890) führte ich an einem Rigveda-Hymnus auf Varuṇa, den Gott des Firmaments und des Meeres, den Beweis, dass dieser Hymnus nur am Süd-Ufer des Kaspischen Meeres hat gedichtet werden können. Aber einer der schwerstwiegenden Beweise für den Aufenthalt eines der Theile der vedischen Arier am Süd-Ufer des Kaspischen Meeres scheint mir die häufige Erwähnung der Wassersucht zu sein. Schon Prof. A. Weber hatte in den Sitzungs-Berichten der Berliner Akad. d. Wissenschaften (Juli 1891, S. 12 der Abhandlung: „Episches im vedischen Ritual") geäussert: „Die Wassersucht muss für die vedischen Inder eine wirkliche Plage gewesen sein, da sie speciell als göttliche Strafe gilt; die klimatischen Verhältnisse ihrer Wohnsitze müssen wohl diese Krankheit gerade besonders begünstigt, resp. gefährlich gemacht haben." Giebt es aber, so frage ich, ein für Wassersucht günstigeres Land als das halbtropische Gilân und Mazanderân? Der Tübinger Arzt und Naturforscher Gmelin, der unter der Kaiserin Katharina II. die Süd-Ufer des Kaspischen Meeres bereiste und beschrieb, erklärt darüber in Bd. III (1774), S. 426 Folgendes: „Abwechselnde Fieber von allen Gattungen sind am gemeinsten, und sie gehen gerne in hypochondrische Zufälle und wassersüchtige Geschwulsten über. Ihre Anfälle sind überaus heftig und es giebt auch eine Art, wo die Kälte ganz und gar nicht fühlbar ist, so dass

sie sich als solche nur durch Abwechselung von einem hitzigen Fieber unterscheidet." Uebereinstimmend äussert sich in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts der Russe Melgunoff in seinem Buche: „Die südlichen Ufer des Kaspischen Meeres".

Und der Feuergott Agni, der als Apàm napât, als „der Gewässer Sohn" im Rigveda eine so grosse Rolle spielt, erklärt er sich nicht am besten, worauf auch schon Weber hingedeutet hat, aus der die Süd-Ufer des Kaspischen Meeres charakterisirenden Naphtha?

Wo so viele Merkmale in den vedischen Hymnen deutlich auf die Süd-Ufer des Kaspischen Meeres hinweisen, da müssen sich, so vermuthet man unwillkürlich, gewiss auch Namens-Spuren vom Kaspischen Meere selbst vorfinden. Und sie finden sich in der That vor. In einem Rigveda-Hymnus (VI. 45, 31) begegnet man nehmlich folgender Stelle: „Ueber die Panis (das Volk der Sarner) erhob sich, über ihren höchsten Scheitel, Bribu, wie der Urukakshaḥ über die Gangâ." So nehmlich muss, wenn man das sinnlose Gângyàḥ des Textes in das einzig raisonable Gangâyâḥ, den Genit.-Sing. von Gangâ, verbessert, übersetzt werden. Diesen Urukaksha hatte ich in Bd. III meiner „Urgeschichte der Arier" („Vom Aral bis zur Gangâ, 1893") mit dem im Avesta häufig vorkommenden Namen des Kaspischen Meeres, mit Vôurukasha (der „Weit-Ufrige") zusammengestellt, später auch Weber; aber schon ein Jahrzehnt vor uns hatte ohne unser Wissen der Sanskrit-Professor Ludwig in Prag an einer Stelle seines Rigveda-Commentars dieselbe Beobachtung vorausgemacht. Was nun aber die erwähnte Rigveda-Stelle noch besonders werthvoll macht, das ist die Parallele, die sich dazu im Avesta vorfindet. Im Vendidad, Fargard V, v. 69 heisst es nehmlich: „Das Gesetz Ahuramazda's überragt alle anderen an Grösse, Güte und Heil, wie der Himmel die Erde, wie der See Vourukasha die übrigen Gewässer." Aber, so höre ich fragen, was soll hier die Gangâ? Kann von einer Beziehung des Kaspischen Meeres zum Ganges die Rede sein? Davon ist auch thatsächlich keine Rede. Wenn man aber erwägt, dass der Oxus auch Dschihun heisst, dies aber nur die persisch-arabische Form für den Namen des Paradies-Stromes Gihon ist, der von älteren und neueren Forschern für den Oxus gehalten wird, so hat die vedische Vergleichung von Urukaksha und Gangâ ihren wohlbegründeten historisch-geographischen Sinn, dessen sie sonst baar und ledig wäre. Auf Weber's Zusammenstellung von Bribu mit Babylon darf ich mich hier, aus Mangel an Raum, nicht einlassen, bemerke aber nur, dass ich schon in „Iran und Turan" (1889) mehrfach auf den nahen Zusammenhang der vedischen Sanskrit-Arier mit Babylon hingewiesen habe.

Vielleicht liegt ein solcher in unmittelbarster Form noch vor in dem durch seine poetische Schönheit und stilistischen Aufbau hoch hervorragenden Hiranyagarbha-Hymnus (Rigveda X, 121). Der Dichter preist die Herrlichkeit und furchtbare Majestät des Welt-Schöpfers und schliesst jede der vierzeiligen Strophen bis auf die letzte zehnte mit dem vielbewunderten Refrain: „Wer ist da der Deva, der Gott, den wir (noch) mit Opfern verehren möchten?" Der Hymnus ist ein Aufleuchten des monotheistischen Gedankens mitten im Urwalde des arischen Polytheismus. Die Worte, in denen das Grauen der Ehrfurcht vor der unnahbaren Erhabenheit des auf dem höchsten Throne waltenden Welt-Herrschers geschildert wird, gemahnen an die Art und Weise, wie die althebräischen Dichter-Propheten die Majestät Jahves, oder die assyrisch-babylonischen Dichter die Schreck-Gestalt Merodach-Baladans malen. Ist es da ein Wunder, wenn man in Strophe 2, wo der Welt-Schöpfer als *balada*, d. h. auf Sanskrit, als „Kraftgeber" gefeiert wird,

dieses Wort nur als volksetymologischen Anklang an den babylonisch-assyrischen Baladân, den Götter-König Bel oder Baal, aufzufassen geneigt ist?

Noch dazu sorgt der Hiranyagarbha-Hymnus reichlich dafür, diese Vermuthung durch geographische Namens-Anklänge noch viel wahrscheinlicher zu machen. In Strophe 4 nehmlich heisst es Wort für Wort: „Er, dessen diese Himavat-Berge durch seine Grösse, dessen das Meer (der Samudra) sammt der Rasâ, sagen sie, er, dessen diese Welt-Gegenden: welchem Deva sollten wir da noch Opfer bringen?“ Schon im ersten Bande meiner „Urgeschichte der Arier“ (Iran und Turan, 1889) habe ich darauf aufmerksam gemacht, dass es in ganz Irân, auf das wir doch von vornherein durch das Meer hingewiesen werden, nirgendwo anders als auf dem Gipfel oder den Abhängen des Sabelan eine geographische Situation giebt, von der aus zugleich in unmittelbar gegenüberliegender Nähe (denn darauf deutet das „diese“ hin) Schnee-Berge, Meer und Rasâ-Strom überblickt werden können. Die Schnee-Berge sind die Gipfel der Alburz-Kette, des Sipand und des Karabagh, das Meer ist das Kaspische, und die Rasâ der untere Lauf des Araxes, der im Alterthum sich noch nicht mit dem Kur vereinigte, sondern noch für sich, also auch viel weiter südlich, sich ins Kaspische Meer ergoss, wie ihn auch Kiepert in seinem Atlas antiquus gezeichnet hat. Zum Ueberfluss haben wir auch noch den Namen des Himavat, der doch so sehr an Indien erinnert, ganz in der Nähe. Eine Strabon-Handschrift überliefert nehmlich für den Namen des Masios, des Gebirgs-Massivs zwischen dem Quell-Gebiet des Euphrat und Tigris, den Namen Ἴμαος, also den des Himavat. Dies beweist, dass der Name Himavat im nördlichen Medien landläufig und noch spät in Erinnerung war.

Mit dem Hiranyagarbha-Hymnus stehen wir an der Grenze zwischen Armenien und Medien, in Atropatene, dem heutigen Aserbeidschân, das, gottlob, unter russischer Administration, seinen Namen „Land der Feuer-Bewahrer“ wieder zu Ehren bringen wird. Ich hatte den Namen schon in Band III meiner „Urgeschichte der Arier“ (Vom Aral bis zur Gangâ, 1893) und dann in meinen „Homerischen Räthseln“ (Leipzig 1899) mit ἄνθρωπος zusammengestellt. Bekanntlich ist Ἀτροπατής die kürzere Form des Zendischen Âtarepâta „der Feuer-Bewahrer“, und da für *âtar*, *atar* auch eine Form *athar*, ἀθρα (in ἀθραγενής, einem Beinamen des Dionysos) überliefert ist, eine Form, die in nasalirter Gestalt ἀνθρ- auch in ἄνθραξ, Kohle, vorliegt, so hindert lautgesetzlich nichts, das räthselhafte Wort ἄνθρωπος als arisches **athrapa*, „Feuer-Bewahrer“ zu erklären. Was bei den zoroastrischen Iraniern zum ehrenden Titel des Ober-Priesters, des Ἀτροπατής, geworden war, das hatte bei den Ario-Hellenen die Bedeutung eines den Menschen charakteristisch vom Thier unterscheidenden Appellativs angenommen.

Stellt es sich heraus, dass es Rigveda-Hymnen giebt, die nach Maassgabe der historisch-geographischen Andeutungen, die sie enthalten, nicht in Indien, nicht im Pendschâb, sondern auf dem Hochlande von Irân, ja, auf der Grenzscheide von Armenien und Medien, gedichtet worden sind, so ergiebt sich daraus sofort der Schluss, dass dies in einer Urzeit geschehen ist, die noch weit jenseits der bisherigen Annahmen rückwärts entfernt liegt. Aber, so wird es heissen, das sind allgemeine, nicht bindende Schlüsse. Wo sind die chronologischen Angaben innerhalb der Hymnen selbst? Darauf ist zu erwidern: gegenwärtig sind auch diese gefunden. Weber hatte nehmlich früher schon in seiner Abhandlung über die vedischen Nakshatra, die Mond-Häuser oder Mond-Stationen, darauf aufmerksam gemacht, dass das im Rigveda vielgefeierte Götterpaar der Açvin, die als „Söhne des Himmels“ (*divo napatau*) um die Sûryâ, die Morgenröthe, freien, identisch seien mit den Διόσκουροι der Griechen, den „Himmels-Söhnen“, den Brüdern der

Helena, die um Phoibe und Hilaeira, die „Leuchtende" und die „glänzend Heitere", buhlen. Weber hat nun in den Sitzungs-Berichten der Berliner Akademie der Wissenschaften vom 21. Juli 1898 die Vermuthung ausgesprochen oder wiederholt, die Açvin, wie die Dioskuren, hätten ursprünglich das Zodiacal-Zeichen der Gemini, der Zwillinge, bezeichnet. Prof. Förster hatte dann die Güte, für seinen Freund und Collegen mit Hülfe des astronomischen Calculs, auf Grundlage der gegebenen Polhöhe, die Zeit zu berechnen, wann die Açvin als Gemini Morgen-Sterne erschienen sein können. Für die Polhöhe von Armenien, also 40—42° nördlicher Breite, hat nun Prof. Förster (nach S. 9 der Weber'schen Abhandlung vom 21. Juli 1898 „Vedische Beiträge") gefunden, dass die Zwillinge daselbst im Jahre 6000 v. Chr. zur Zeit des Frühlings-Aequinoctiums etwa eine Viertelstunde vor der Sonne aufgingen; in den Jahren 5000 und 4000 gingen sie erst nach dem Frühlings-Aequinoctium vor der Sonne auf.

„Morgen-Sterne vor dem Frühlings-Aequinoctium sind somit im vollsten Sinne die Zwillinge in diesen Breiten nur in Zeiten gewesen, die vor dem Jahre 6000 v. Chr. lagen. In der Folgezeit nach 6000 v. Chr. bis zur Gegenwart sind sie in denjenigen Breiten, die überhaupt hier in Frage kommen, mit ihrem Früh-Aufgang immer mehr von der Zeit des Frühlings-Aequinoctiums in die Zeit der Sommer-Sonnenwende vorgerückt, über welche der Zeitpunkt ihres Früh-Aufganges bis jetzt nur wenig hinausgekommen ist. Im Winter und im Herbst können sie als Morgen-Sterne nur in Zeiten erschienen sein, die viele Jahrtausende vor 6000 v. Chr. liegen. Die Zeiten um das Frühlings-Aequinoctium sind aber wohl für die Entstehung astronomisch-meteorologischer Gedanken-Verbindungen legendarischen Charakters von jeher viel eindrucksvoller, als Herbst und Winter gewesen."

An diese Worte Förster's schliesst nun Weber (S. 10) die Bemerkung: „Hiermit ist denn für meine Vermuthung in Bezug auf die Geminischaft, bezw. Morgenstern-Qualität der Açvin-Dioskuren in indogermanischer Zeit in der That ein trefflicher Hintergrund geschaffen. Denn ich möchte jetzt, in Abweichung von Förster, doch der Meinung sein, dass sich eine andere Jahreszeit als das Frühlings-Aequinoctium hierbei noch besser eigne, das Winter-Solstiz nehmlich, zu dessen Zeit die Rettung aus den Schrecken der Nacht doch weit wichtiger ist als zur Zeit der Frühlings-Nachtgleiche, wo die Nacht soviel kürzer ist, der Morgen soviel eher anhebt. Damit würden wir dann freilich in das zwölfte, ja vierzehnte Jahrtausend v. Chr. geführt."

Gegenüber diesen durch astronomischen Calcul sichergestellten Zeiträumen arischen Zusammenlebens in Armenien nimmt sich meine auf Grundlage culturgeschichtlicher Entwickelungs-Momente vor Zeiten gemachte Berechnung des Alters des Rigveda, das ich auf 3000—2000 v. Chr. ansetzte, sehr bescheiden aus. Gegenwärtig aber halte ich es für möglich, dass im Rigveda noch andere mythologisch-astronomische Anhaltspunkte werden entdeckt werden, deren Berechnung in noch höhere Jahrtausende vor Christus hinaufführen oder deren geographische Verwerthung auch die nordkaukasischen Länder als im Verkehr mit den in Transkaukasien wohnenden Sanskrit-Ariern erweisen wird. —

(15) Hr. Cand. med. R. Blumenreich berichtet über

Untersuchungen der Haare von Neu-Irländern,

die im Pathologischen Institut in Berlin vorgenommen worden sind. Von der im Auftrage der Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1879—82 von Hrn. Dr. Finsch ausgeführten Reise in die Südsee brachte dieser Forscher auch Haarproben einzelner

stimme mit. Hr. Rud. Virchow übergab mir 19 Haarpackete von Neu-Irländern, und zwar 18 von Männern, eines von einer Frau, zur Untersuchung, über deren Ergebniss ich kurz berichten will.

Die Haare stellen fast insgesammt starke Locken dar; der Haarwuchs ist theils spiralig, und zwar von geringerer oder stärkerer spiraliger Drehung, theils grob-, namentlich auch fein-kräuslig, theils wellig, so dass bei ihnen der von Virchow für das Haar der Papuas gemachte Vergleich zutrifft, sie sähen wie mit einem Brenneisen frisirt aus. Diese korkzieherartig-spiralige Drehung ist es wohl auch, die, wie an einem in der Sammlung befindlichen, wohlerhaltenen Kopfe eines Neu-Irländers ersichtlich ist, die Verwechselung mit den ächten Negern erklärlich macht. Dass die Proben Kopfhaare sind, wird sehr wahrscheinlich durch ihre geringe Stärke, ihren elliptischen oder ovalen Querschnitt und den gering entwickelten, zuweilen auch vollständig fehlenden Mark-Cylinder. Die Länge der Haare beträgt im Durchschnitt:

2—$2^{1}/_{2}$ *cm* in natürlicher Lage,
4—5 „ „ gestreckter „ ;

doch haben diese Maasse nur einen relativen Werth, da die Haare abgeschnitten sind. Die Mehrzahl der Büschel besitzt als Grundfarbe ein dunkles bis mattes Braun, dazwischen finden sich fast alle Variationen vom hellsten Blond bis zum tiefsten Schwarz; unter dem Mikroskop erscheint das Braun etwas aufgehellt, das Schwarz als tiefdunkles Braun, und das Blond als weissliches Gelb, bisweilen sogar ganz farblos. Bei der Palpation fühlen sich die Haare rauh und spröde an, mit Ausnahme der Frauen-Haare, die eine besondere Stellung einnehmen durch ihre seidenartige Beschaffenheit, ihre grosse Elasticität und tiefe Schwärze. Auffallend ist es nun, dass eine Anzahl der Haarballen nicht gleichartig zusammengesetzt ist, nicht durchweg dunkel oder hell, sondern dass sich inmitten dunklerer Stellen hellere Partien finden; ja, an den einzelnen Haaren selbst sehen wir das eine, nach der Spitze zugekehrte Ende sehr hell, das andere, nach der Wurzel zugekehrte, sehr dunkel, und zwischen diesen beiden, gleichsam als Uebergang, schmutzig-hellgraue, mit Asche vergleichbare Stellen. Bei der mikroskopischen Untersuchung dieser Stellen sieht man, wie das Tiefbraune in Hellbraun, Gelblichbraun, Strohgelb übergeht, um schliesslich mit einem schmutzigen Weiss zu enden. Dabei sind die Haare in ihrer ganzen Länge mit dunklen Körnern und schwarzen Schollen bedeckt, auf deren chemische Untersuchung ich später eingehen will.

Einen continuirlich durch das ganze Haar gehenden Markstreifen zeigen nur sehr wenige Haare; bei den meisten ist er unterbrochen und besitzt die grösste Stetigkeit in der Gegend der Haarwurzel, um gegen die Spitze hin zuerst in kleineren, dann in grösseren Intervallen seinen Fortgang zu nehmen. Er ist in der Mehrzahl schmal, sein Verhältniss zur Rinde wie 1 : 5. Die Markzellen liegen im Mark-Cylinder in einer oder zwei Reihen und weichen in der Form nicht von der Norm ab; die Luft befindet sich intercellular.

Ein wichtiger Befund ist nun, wie auf Querschnitten deutlich zu sehen ist, das Vorhandensein von körnigem Pigment im Mark. Waldeyer — in seinem Atlas der menschlichen und thierischen Haare — hält das Vorkommen von körnigem Mark-Pigment beim Menschen für noch nicht sichergestellt. Da nun in unserem Fall im quergetroffenen Mark-Cylinder sich dunkle Körnchen zeigten, die weder in Natronlauge noch Schwefelsäure löslich waren und bei auffallendem Licht dunkel erschienen, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass wir es hier mit körnigem Mark-Pigment zu thun haben. Dasselbe ist nur in geringer Menge, aber auf einigen Querschnitten deutlich zu sehen. Die Möglichkeit einer

Verwechselung mit Keratohyalin-Körnchen wird durch die starke Färbung dieser letzteren mit Carmin ausgeschlossen.

Auch in der Rinde, deren Zellen-Structur nichts Besonderes aufweist, bietet das Pigment interessante Verhältnisse dar. Ich kann mich hier, in Hinsicht auf einige Querschnitte, vollkommen der Ansicht von H. Sorby anschliessen, der glaubt, in den meisten Haaren drei bis vier verschiedene Pigmente unterscheiden zu sollen. In dem aufgestellten Präparat von den Frauen-Haaren habe ich Querschnitte aus verschiedenen Gegenden des Haares von der Wurzel bis zum Schaft angefertigt, und man kann leicht tiefschwarzes, dunkelbraunes, hellbraunes und goldgelbes Pigment unterscheiden, indem von der Gegend der Haarwurzel, deren Querschnitte durch die tiefe Schwärze des Pigmentes ausgezeichnet sind, sich eine allmähliche Aufhellung gegen die Spitze hin vollzieht. Die Grundfarbe ist bei allen Pigmenten die braune. Das Pigment liegt, dicht bei den dunklen, minder dicht bei den helleren Haaren, in feinen Körnchen und kleineren Schollen meist in der äusseren Rindenschicht, während die Zone um den Mark-Cylinder herum nur geringe Pigment-Ansammlung aufweist.

Die Schuppen des Oberhäutchens bieten in Form, Grösse, und ihrer Stellung zum Haar keine Besonderheiten dar.

Meine Haupt-Aufmerksamkeit bei dieser Untersuchung richtete sich auf die Erlangung guter Querschnitte. Die für diesen Zweck von Waldeyer angegebene Art, die Haare in Paraffin zu strecken und dann zu schneiden, modificirte ich in der Weise, dass ich die Haare zwischen Korkstückchen aufspannte, in Papier-Schächtelchen festklebte, mit Paraffin oder Celloidin umgoss und auf dem Mikrotom schnitt. Zersplittern beim Schneiden nach dieser Methode auch einige Querschnitte, so befindet sich im Präparat doch noch eine ganze Anzahl unverletzt und zur Untersuchung wohl geeignet. Dass etwa der Zustand der straffen Spannung auf die Form des Querschnittes eine Einwirkung ausübte, konnte ich nicht bemerken, da auch einzelne, durch nicht aufgespannte Haare gelegte Querschnitte dieselben Bilder ergaben. Der Querschnitt lässt bei den meisten Mark, Rinde und Oberhäutchen unterscheiden; die Querschnittsform ist eine sehr wechselnde, nicht nur an den Haaren verschiedener Individuen, sondern auch an verschiedenen Haaren desselben Individuums, ja, es zeigen sich sogar Differenzen an den Querschnitten eines und desselben Haar-Individuums. Vorwiegend findet sich der elliptische Querschnitt mit starker Abplattung, indem der längere Durchmesser oft fast das Doppelte des kürzeren, nehmlich 1,8 bis 1,9 : 1, vorstellt. Es stimmt dies überein mit den Untersuchungen von Pruner Bey, nach welchem die Papuas, zu denen wir ja die Neu-Irländer rechnen, die stärkste Abplattung zeigen; er erhielt, den grösseren Durchmesser = 100 gesetzt, für den kleineren die Zahl 34, ich 38.

In zweiter Linie finden sich, wie es Fritsch und Waldeyer für alle Haupthaare angeben, rein ovale Querschnitte, dann auch nierenförmige, ferner ovale, die sich der Kreisform nähern, schliesslich sogar fast rein kreisförmige, da es mir wohl erlaubt ist, als „fast rein kreisförmig" solche Querschnitte zu bezeichnen, deren Längs- und Quer-Durchmesser sich wie 0,955, bezw. 0,978 : 1 verhalten. Bei einem der Neu-Irländer (Takpet) fand ich auch dreikantige mit stumpfen Ecken, ähnlich wie sie Waldeyer — in seinem bereits citirten Atlas — für die Barthaare eines Japaners angiebt. Starke Grössen-Differenzen weisen die Querschnitte der Frauen-Haare und die eines Mannes (Nakeiess) auf, indem die längsten die kürzesten, bei den Frauen-Haaren um 31, im Falle von Nakeiess um 34 μ im Längs-Durchmesser überragen. Bringen wir die Querschnitts-Form in eine bestimmte Beziehung zur Gesammtform des Haares, wie es von Pruner Bey, Topinard,

Fritsch, Götte und Anderen geschehen ist, so trifft die von den genannten Autoren bekannte Ansicht zu, dass eine starke Abplattung des Querschnittes häufig mit spiraliger Kräuselung der Haare verbunden ist.

Die schon vorher erwähnte, an einzelnen Haaren makroskopisch sichtbare plötzliche Aufhellung gab auch mikroskopisch das ungewöhnliche Bild, dass auf zwei in geringer Entfernung gemachten Querschnitten der Pigment-Gehalt ein allzu verschiedener war, als dass er von Natur so sein konnte. Durch dieses sonderbare Verhalten in der plötzlichen Farben-Aufhellung an einem und demselben Haar-Individuum, in dem die starke Aufhellung in der Farbe immer nur den mittleren und oberen Abschnitt betrifft, ferner durch den Vergleich mit den künstlich entfärbten Haaren eines Neu-Britanniers wurde der Verdacht auf eine künstliche Entfärbung gelenkt, die die chemische Untersuchung auch voll bestätigte. Beim Herausnehmen der Haare aus den Papier-Hüllen ergoss sich ein feiner Staubregen, der, aufgefangen, kleine sandkorn- bis graupenkorngrosse Körnchen darstellte. Zu kleineren Klumpen geballt, hing er auch theilweise mit den Haaren fest zusammen und liess sich zwischen den Fingern leicht zerreiben. Auf Zusatz von erwärmter Schwefelsäure zu mehreren mit solchen Klümpchen verwachsenen Haaren trat zuerst eine starke Gas-Entwickelung auf, dann bildeten sich auf und in dem Haare selbst Gyps-Nadeln; ausserdem liessen sich leicht grosse schwarze Schollen und graubraune Körperchen isoliren, die durch Schwefelsäure nicht verändert wurden und daher wohl als Russ und Sand zu deuten sind. Bei Behandlung mit kochender Natronlauge schieden sich aus dem Klumpen grössere und kleinere gelbe Fett-Tropfen ab. Wir haben also durch die chemische Reaction auch mikroskopisch die von Finsch für die Neu-Irländer angeführte Thatsache der künstlichen Entfärbung der Haare, hervorgebracht durch Einstreuen von Kalk, Russ und Erde, bewiesen. Von Parasiten fand ich in einem mit Haaren fest verwachsenen Klümpchen einen Springschwanz; ausserdem ist ungefähr der fünfte Theil der Haarproben so dicht mit den Eihüllen der Gattung „Pediculus" besetzt, dass es mir z. B. nicht gelang, aus einer Frauen-Locke auch nur ein einziges Haar zu isoliren, an welchem nicht mindestens ein bis zwei Laus-Eier gesessen hätten. —

Zum Schluss sei es mir vergönnt, Hrn. Rud. Virchow für die Anregung zu dieser Untersuchung und für die Förderung, die er mir während der Arbeit angedeihen liess, meinen wärmsten Dank auszusprechen. —

Hr. Virchow erkennt mit Vergnügen die Sorgfalt und Genauigkeit des Vortragenden an. Was das Vorkommen von Pigment in den Mark-Streifen menschlicher Haare betrifft, so erinnert er an seine Untersuchung des Haares eines marokkanischen Scheichs (Verhandl. 1889, S. 583, 586), der sogenannten Azteken (Verhandl. 1891, S. 374) u. A. —

(16) Hr. Hans Virchow spricht über

das Skelet der radial-abducirten und ulnar-abducirten Hand

unter Vorlegung von Gefrier-Skelet-Präparaten. Der Vortrag erscheint im I. Bande der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. —

Hr. W. Krause weist darauf hin, dass diese Untersuchungen von fundamentaler Bedeutung sind. Die 8 Handwurzel-Knochen haben keine Muskeln und doch bewegen sie sich; die bisherigen Auffassungen über diese Bewegung sind durch die Angaben des Vortragenden wesentlich modificirt. Erst durch Combination von

Röntgen-Aufnahmen und der Anwendung des Gefrier-Apparates konnten die Verhältnisse genügend erklärt werden: Röntgen-Aufnahmen für sich gaben häufig ganz falsche Vorstellungen über die thatsächlichen Verhältnisse. —

(17) Hr. Rud. Virchow macht weitere Mittheilungen über die

armenische Expedition (Belck-Lehmann).

In der Sitzung vom 29. April berichtete ich über den Fortgang der Reise der HHrn. Belck und Lehmann (S. 411 folg.). Die letzte Mittheilung war durch Hrn. Lehmann in einer Postkarte aus Mosul vom 19. April eingesendet. Die Reisenden waren damals eben von Rowanduz und von dem Besuch der Stele von Topsauä[1]) (Sidikân) zurückgekehrt.

Bald darauf lief aus Van der ausführliche Bericht des Hrn. Belck über diese Stele ein, die als ein Werk des Chalder-Königs Rusas' I. Sardurichinis erkannt worden war. Ich habe diesen höchst wichtigen und vortrefflichen Bericht in der Zeitschrift für Ethnologie 1899, S. 99 folg. alsbald abdrucken lassen, um ihn den Fachgenossen so schnell und vollständig als möglich zugänglich zu machen.

Die Reisenden hatten sich, nach beendigter gemeinsamer Entzifferung dieser Stele, von einander trennen müssen, da Hr. Belck in Folge einer Aufforderung des Wali von Van sich zu einer sofortigen Rückreise dahin veranlasst sah; Hr. Lehmann übernahm die weitere Fortsetzung der Forschungsreise über Mosul, Diarbekir, Charpût u. s. w. Nachstehend gebe ich einige Notizen aus den mir zugegangenen Briefen. Vorher bemerke ich jedoch, dass gerade Anfang Mai recht beunruhigende Nachrichten durch die politische Presse verbreitet wurden, namentlich über einen erneuten Ueberfall durch kurdische Räuber; eine Anfrage bei dem Auswärtigen Amt brachte aber völlige Beruhigung, indem schon am 12. Mai gemeldet wurde, dass nach telegraphischer Mittheilung seitens des englischen Consuls in Van an den englischen Botschafter in Constantinopel vom 6. Mai nichts derartiges bekannt war; am 13. Mai erhielt ich dann auch die tröstliche Nachricht, dass der Sultan dem Kaiserlichen Botschafter in Constantinopel habe sagen lassen, dass die Nachricht von einem neuerlichen Ueberfall jeder Begründung entbehre, und dass nach einem am 11. Mai in Constantinopel eingetroffenen Telegramm aus Van Dr. Belck sich daselbst im besten Wohlsein befinde. —

1. Kartenbrief des Hrn. Lehmann an seine Schwester, Frau Dr. du Bois-Reymond, aus **Rowanduz**, 7. April: „Jetzt nähern wir uns dem Hauptziel unserer Abbiegung nach Süden, der Eroberung der südlichsten chaldischen Inschrift, oft erwähnt, nie untersucht, nie gelesen, der von Sidikân. Von Kelischin, wo wir ihr auf 6 Stunden nahe waren, war es seiner Zeit unmöglich, sie zu besuchen, da das hiess, die persisch-türkische Grenze ohne Geleit an der allerschlimmsten Stelle zu überschreiten. Jetzt steuern wir, bei herrlichstem Frühlingswetter, mit grosser Escorte auf türkischem Gebiet diesem Ziele zu und sind sehr gespannt, was uns die Stele von Sidikân bringen wird. —

„Wir haben, seit wir Mosul verliessen, die herrlichsten Dinge gesehen, die interessantesten Funde gemacht. In Nimrud die alten Paläste, weiter von dort die nie ordentlich studirte, höchst interessante Canal-Anlage von Ingûb, die vom grossen Zab aus die Anlagen von Nimrud speiste, — die Stadt Arbela-Erbil, noch auf künstlicher Plattform liegend, wie zu assyrischer Zeit, da die Istar von Arbela

1) In Folge der etwas ungenauen Handschrift war der Ortsname als Topsanä gelesen; wie sich seitdem ergeben hat, ist der Name Topsauä zu schreiben. — (Genauer noch: Tôpzauā. C. L.)

dort verehrt wurde —, vorgestern die grosse Sculptur bei Herir, wahrscheinlich „hethitisch“, d. h. kimmerisch-uraltarmenisch, von uns neu aufgefunden — —.“

2. Eine verstümmelte, von **Pera** eingelangte telegraphische Depesche von Lehmann aus **Charput**: „Werbekräftige Neufunde: (In) Majafarkin grosse griechische Inschrift. Römerkampf. Boschat, nahe dabei, Fels-Sculptur. Tigris-Grotte — 4 Inschriften des II. Salmanassar's. Mazgert Fels-Festung; Inschrift unsers II. Rusas.“ —

3. Derselbe aus **Midyat**, 16./4. Mai: „Asurnaṣirabal nennt eine Stadt Matiati: „die Stadt mit der Höhlenstadt (bisher als: „Gräberstadt?“ angesprochen) eroberte ich.“ Ich kam mit der Vermuthung hierher, dass Midyat das alte Matiati sei[1]), wozu die geographische Lage nach Asurnaṣirabal's Schilderung stimmen würde. Die Vermuthung hat sich bestätigt: eine von der Stadt getrennte Serie von Höhlen-Wohnungen in Felsen ist vorhanden. Damit ist zugleich die erste keilinschriftliche Erwähnung solcher Höhlen-Städte erkannt und ihre Lage bestimmt worden. Dies wollte, auf dem Wege nach Hassankêf (Kipâni), der grossen Höhlen-Stadt, ich nur melden. Weiter gehts zum Sebeneh-Su und nach Palu.“ —

4. Ein Kartenbrief desselben aus der **Quellgrotte des Tigris**, 27. Mai: „Ich melde:

I. Die Entdeckung einer grossen griechischen Inschrift in Maiafarkîn, bezw. Farkîn, wie es gewöhnlich heisst, der gewaltigen Ruinenstadt, die Moltke als die Stätte von Tigranokerta betrachtete (mit mehr Recht, als die herrschende Meinung annimmt). Darüber später.

„II. Die Entdeckung einer in den Felsen gehauenen Sculptur aus römischer(?) Zeit beim Dorfe Boschat, $2^1/_2$ Stunden gebirgseinwärts (nördlich von Farkîn): ein Feldherr zu Pferde, — das Pferd in prächtiger, an die Marc-Aurel-Statue erinnernder Haltung —, hinter ihm stehend eine Gestalt in orientalischem faltigem Gewande. Das Ganze vortrefflich gearbeitet, leider nicht mehr direct zugänglich, da der Felsen (weicherer Kalkstein) da, wo man gehen und stehen konnte, abgebröckelt ist. So habe ich auch, da zur Improvisation eines Zugangs Zeit und Material nicht ausreichten, die unmittelbar unter dem Bilde befindliche Felsen-Kammer nicht untersuchen und besuchen können.

„III. Hier in der Quellgrotte des „Sebeneh-Su“ — den Namen kennt hier kein Mensch (der Fluss heisst hier allgemein Byrkele(i)n-Su) — kannte man bisher eine Inschrift Tiglatpileser's I., eine Tuklat-Ninib's II., eine Asurnaṣirabal's II., seines Sohnes[2]); alles nach den Abklatschen von Sester, die Schrader vorgelegen haben für seine akademische Abhandlung. Dass mehr vorhanden seien, hatten Belck und ich, auf Grund anderweitiger Nachrichten, schon erwartet. Mein Befund ist bis jetzt: mindestens 5 Inschriften: eine Tiglatpileser's I., eine sehr grosse Inschrift Tuklat-Ninib's, bisher nur ganz fragmentarisch bekannt, 3 Inschriften Salmanassar's II.; die erste neben dem Bilde des Königs aus früherer Zeit an einer höher gelegenen Höhle, Nr. 2 und 3 inhaltlich verwandt, die eine unter der genannten; die andere in der Quellgrotte selbst. —

1) Diese, von mir vollständig erschlossene Vermuthung war, wie ich nachträglich sehe, schon von Sachau (Zeitschr. f. Assyriol. XII) geäussert worden. (Correctur-Zusatz, November 1899.)

2) Correctur-Zusatz (Novbr. 1899): Ausserdem eine Inschrift Salmanassar's II., was meinem Gedächtniss entfallen war. S. Näheres in und zu meinem in den Verhandlungen vom October 1899 erscheinenden Bericht vom September 1899 aus Tiflis. C. L.

5. Eine Postkarte des Hrn. Lehmann aus Palu, 5. Juni: „Ich melde in Ergänzung und Verbesserung meines Kartenbriefes: An der „Quellgrotte“ und in ihrer Umgegend giebt es eine Inschrift von Tiglatpileser I. und 4 Inschriften von Salmanassar II. (860—26), zwei stammen von seinem dritten Besuch, der ein Novum für uns ist, die beiden anderen je 1 vom ersten Besuch (Jahr 7), und vom zweiten Besuch (Jahr 15), entsprechend den Berichten der Annalen dieses Königs. Die vom ersten Besuch hat man bisher Tuklat-Ninib nach dem Abklatsch zugeschrieben. Ich habe diese Annahme als falsch befunden und einen grossen Theil der in ihrer wichtigeren Hälfte sehr schwer zu lesenden, absichtlich verstümmelten Inschrift entziffert. In meiner Briefkarte sprach ich noch von der Inschrift Tuklat-Ninib's. — Hier in Palu Entdeckung einer grossen chaldischen Zimmer-Anlage in der Festung, auf der die Inschrift von Menuas steht, in dieser selbst sehr wichtige Correcturen und den Beweis gefunden, dass die Anlage in ihrer jetzigen Gestalt von Menuas herrührt. Morgen geht es weiter nach Mazgert. — Ueber die vermeintliche Quellgrotte demnächst Näheres.“ —

(18) Hr. Rud. Virchow bespricht

1. den Schädel eines syphilitischen Eskimo(?) von dem Ost-Cap.

Hr. Eugen Wolff hat von seiner letzten Reise einen interessanten männlichen Schädel mitgebracht, der gebleicht auf dem Ost-Cap (Berings-Strasse) gefunden wurde. Er bezeichnet ihn als den eines Eskimo vom Stamme der Wunänä. Leider ist er ohne Unterkiefer. Indess spricht Alles dafür, dass er einem kräftigen, ausgewachsenen Manne gehört hat. Vorweg kann gesagt werden, dass das Schädeldach voll von höchst charakteristischen Veränderungen ist, die als Erzeugnisse von Lues anzusehen sind: zahlreiche Heerde von Caries sicca, einzelne von Osteomyelitis syphil., dazwischen weitverbreitete Osteosklerosis. Die Basis cranii, die tieferen Abschnitte der Seiten- und Hintertheile, der harte Gaumen sind frei von solchen Veränderungen. Der Schädel ist offenbar durch längeres Liegen an der Luft und der Sonne ganz rein weiss, aber von mässiger Schwere: 755 *g*. Er hat noch eine Sutura front. persistens mit schwacher Crista longit. Beiderseits Synostosis coronaria in den unteren Abschnitten der Temporal-Gegend. In der Lambdanaht jederseits ganz breite Züge Worm'scher Knöchelchen.

Seine Capacität ist mässig gross (1350 *ccm*); die Umfangs-Maasse verhältnissmässig nicht so stark entwickelt: das horizontale 514, das verticale 327 *mm*. Die Form sehr regelmässig oval, im Ganzen länglich, nach hinten breit: meso-hypsicephal (Index 78,0, Höhen-Index 76,9). Starke Stirn-Nasenwülste, aber kleine Supraorbital-Ränder. Schwache Tubera parietalia, trotzdem breiter Mittelkopf. Das Hinterhaupt gross, stark gewölbt, schwache Protuberanz, Oberschuppe stark vortretend. — Kleine, niedrige Warzen-Fortsätze, dagegen starke Gelenk-Fortsätze. Grosse Prot. pteryg., aber mit kurzen Haken, fast wie abgeschliffen. Zähne zum Theil verloren und verwechselt, aber verhältnissmässig stark abgenutzt, ohne Caries. Der linke Mol. III fehlt, Alveole verwachsen. Gehörgänge etwas eng, das linke Kiefer-Gelenk mit flachen Knochen-Auflagerungen. Palatum ohne Auflagerung. Unterer Augenhöhlen-Rand stärker ausgelegt.

Gesicht breit, Jochbogen-Durchmesser 133, Malar-Durchmesser 96 *mm*. Grosse Wangenbeine, starke untere Tuberosität, hauptsächlich durch den Oberkiefer gebildet. Orbitae gross, rundlich, oberer Rand fast gerade. Nase sehr schmal, wenig vortretend, der Rücken eingebogen, die Oeffnung gross. Oberkiefer gross, mässig prognath. Zähne fast senkrecht gestellt.

2. ein Paar Grabschädel von Reepsholt, Ost-Friesland, Kreis Wittmund.

Dieselben wurden mir von dem Lehrer Hrn. Eilers, correspondirendem Mitgliede der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer zu Emden, zugestellt. Der eine derselben (I) ist auf der alten Klosterstelle zu Reepsholt ausgegraben. Das Kloster wurde 983 gegründet und wahrscheinlich 1465 zerstört. Der andere (II) stammt aus dem alten Kirchhofe der ehemaligen, 781 erbauten und 1532 abgebrochenen Capelle zu Abickhafe bei Reepsholt. Beide erregen durch ihr hohes Alter (etwa 400 Jahre) besonderes Interesse.

Nr. II ist stark verwittert und höchst gebrechlich, so dass Messungen der Inhaltsmasse nicht gemacht werden können: das Gesicht fehlt. Ob der Unterkiefer dazu gehört, ist nicht ganz sicher. Grosse Orbitae von mehr weiblicher Form, niedrige Stirn, starke Nase. Form orthomesocephal (L.-Br.-I. 77,7, L.-H.-I. 73,9). Grosses Hinterhaupt.

Nr. I ist recht gut erhalten und der Unterkiefer passt erträglich dazu. Es ist ein männlicher, ziemlich grosser (Capacität 1410 *ccm*, Horizontal-Umfang 513, Vertical-Umfang 305 *mm*). Zähne tief abgenutzt, alt. Schädel mesocephal, aber an der Grenze der Dolichocephalie, fast orthocephal (L.-Br.-I. 75,9, L.-H.-I. 74,9), daher lange Form und grosses Aussehen. Hinterhaupt weit vorgewölbt, mit grossem, etwas schiefem Os triquetrum an der Spitze der Oberschuppe. Keine Protuberanz, aber ein starker Sulcus transversus. Rechte Ala temp. gross, tief eingebogen; linke flacher, mit niedrigem Os epiptericum. Wangenbeine gross, mit hinteren Ritzen.

Der Unterkiefer stark progenäisch.

Die Maasszahlen nachstehend:

		Reepsholt	
		I ♂	II ♀
Capacität	*ccm*	1410	—
Horizontal-Umfang	*mm*	513	525
Vertical-Umfang	„	305	320
Grösste Länge	„	187	184
„ Breite	„	140	143
„ Höhe	„	133	136
Ohrhöhe	„	107	119
Gesicht, Höhe	„	102	—
„ , Breite a	„	124	—
„ , „ b	„	88	—
„ , „ c	„	88	—
Indices:			
Längenbreiten-Index		75,9	77,7
Längenhöhen-Index		74,9	73,9
Ohrhöhen-Index		57,2	64,7

Es scheint sich hier um recht charakteristische Beispiele des altfriesischen Typus zu handeln: lange, verhältnissmässig niedrige Form.

Dem Geber danke ich freundlich für seine Aufmerksamkeit. —

(19) Hr. Dr. B. Müller bespricht in folgendem Briefe an den Vorsitzenden aus Darmstadt, 29. März,

Schädel mit Sutura frontalis persistens von Gross-Gerau.

„Gelegentlich der Aufdeckung eines ausgedehnten fränkischen Gräberfeldes in der Nähe von Gross-Gerau, Ende 1897, wurde ein recht interessanter Fund gemacht. Am nordöstlichen Ende des Friedhofes kam, ziemlich abseits von den übrigen, eine Gruppe von 9 Gräbern zu Tage, die in verschiedener Hinsicht von den übrigen abwichen. Während sonst alle Beisetzungen in freiem Boden stattgefunden hatten, fanden sich hier Stein-Setzungen vor. Ausserdem zeigten die Schädel sämmtlicher Skelette dieser Gruppe die Sutura frontalis.

„Ich habe 2 Photographien eines jener Schädel beigelegt (leider sind sie etwas dunkel ausgefallen) und würde Ihnen zu grossem Danke verpflichtet sein für eine gütige Mittheilung Ihrer Ansicht über diesen Fund. Nach der Lage der Dinge scheint mir eine einfache Anomalie ausgeschlossen zu sein."

Hr. Virchow: In der That sind die beiden Photographien so dunkel ausgefallen, dass es schwer ist, ihre Brauchbarkeit genau zu prüfen. Indess ist an der einen die persistirende Stirnnaht sehr deutlich zu erkennen. Wenn daher anzunehmen ist, dass die Angabe über die übrigen Schädel ganz correct ist, so wird damit ein höchst auffälliges und auch nach meiner Erfahrung ganz solitäres Vorkommen bekannt. Wenn in einer Gruppe von 9 alten Gräbern sämmtliche Schädel Erwachsener die Persistenz der Stirnnaht zeigen, so wird man auf ein familiares und daher auch wohl erbliches Verhältniss geführt. Meiner Erinnerung nach ist früher nie etwas Aehnliches beschrieben worden.

Im Uebrigen zeigt der photographirte Schädel einen kräftigen Bau: namentlich ist der Warzen-Fortsatz ungewöhnlich gross und kräftig. Die Gesammtform erscheint stark dolichocephal. Die sehr lange und verhältnissmässig flache Scheitel-Linie beginnt schon an dem sehr verlängerten Stirnbein und endet an der stark hinausgeschobenen Hinterhaupts-Schuppe.

Ob die Leute einer steinzeitlichen Bevölkerung angehörten, ist nicht deutlich zu erkennen. Die Angabe, dass die Skelette in freiem Boden lagen und dass sich Stein-Setzungen fanden, genügt nicht zu einer chronologischen Bestimmung. Bei einer weiteren Besprechung wäre eine genauere Beschreibung der Gräber unter Angabe der etwaigen Beigaben erforderlich. —

(20) Neu eingegangene Schriften:

1. Thieullen, A., Lettre à M. Chauvet. Paris 1898. Gesch. d. Verf.
2. Sitzka, J., Archäologische Karte von Liv-, Est- und Kurland. Jurjew (Dorpat) 1896. Gesch. d. Verf.
3. Shipley, M. A., Some more discoverers of their predecessors' discoveries! o. O. u. J. Gesch. d. Verf.
4. Anutschin, D. N., Zur Geschichte der Kunst und der Glaubens-Anschauungen bei den uralischen Tschuden. Moskau 1899. (Material. zur Archäologie der östl. Gouvernements.) Gesch. d. Verf.
5. Ethnographische Sammlungen des Ungar. National-Museums. I. Beschreibender Katalog der ethnogr. Sammlung Ludwig Biró's aus Deutsch-Neu-Guinea (Berlinhafen). Budapest 1899. Gesch. d. Ungar. National-Museums.
6. Haraprasāda Çāstrī, Notices of Sanskrit Msc. 2. series. Vol. II. Part I. Calcutta 1898. Gesch. d. Government of India.

7. Overzichtskaart der wester-afdeeling van Borneo. o. O. u. J. Gesch. d. Hrn. Beyfuss.
8. Adler, C., and J. M. Casanowicz, Biblical antiquities. Washington 1898. (Rep. U. S. N. M. for 1896.) Gesch. d. Verf.
9. Culin, St., Chess and playing-cards. Washington 1898. (Rep. U S. N. M. for 1896.) Gesch. d. Verf.
10. Wilson, Th., Prehistoric art; or the origin of art as manifested in the works of prehistoric man. Washington 1898. (Rep. U. S. N. M. for 1896.) Gesch. d. Verf.
11. Hough, W., The lamp of the Eskimo. Washington 1898. (Rep. U. S. N. M. for 1896.) Gesch. d. Verf.
12. Conwentz, Neue Beobachtungen über die Eibe, besonders in der deutschen Volkskunde. Danzig 1899. (Danziger Zeitung.) Gesch. d. Verf.
13. Oppenheim, Max, Freiherr v., Vom Mittelmeer zum Persischen Golf durch den Haurān, die syrische Wüste und Mesopotamien. I. Bd. Berlin 1899. Gesch. d. Verf.
14. Ploss, H., und M. Bartels, Das Weib. 6. Aufl. 7. Liefr. Leipzig 1899. Gesch. d. Hrn. M. Bartels.
15. Serrurier, L., De Wajang Poerwâ. Leiden 1896. Nebst Atlas in Gr.-Folio. Gesch. d. Rijks Ethnograph. Museum in Leiden.
16. Içvara-Kaula, The Kaçmīraçabdāmṛta, a Kāçmīrī grammar written in the Sanskrit language. Edited with notes and additions by G. A. Grierson. Part II. Conjugation. Calcutta 1898. Gesch. d. Asiatic Soc. of Bengal.
17. Majewsky, E., Światowit, rocznik poświęcony archeologii przeddziejowei i badaniom pierwotnej kultury polskiej i słowiańskiej. Tom I. 1899. Warszawa 1899. Gesch. d. Verf.
18. Joachimsthal, Ueber Zwergwuchs und verwandte Wachsthums-Störungen. Leipzig 1899. (Deutsche medic. Wochenschr.) Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 17. Juni 1899.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Der Vorsitzende begrüsst als Gast den Niederländischen Gesandten Hrn. v. Tech. —

(2) In der Nacht zum 16. Mai ist nach kurzem Leiden der stellvertretende Vorsitzende unserer Gesellschaft, der Geheime Regierungsrath Wilhelm Schwartz im 78. Lebensjahre an Herzlähmung sanft entschlafen. Mit tiefer Trauer haben wir ihm das Todtengeleit gegeben. Im Namen der Familie hat der Sohn, Hauptmann Schwartz, uns in einem Schreiben vom 30. Mai den Dank für die herzliche Theilnahme ausgesprochen. Wir waren auf diesen schweren Verlust vorbereitet: hatten wir doch den allmählichen Verfall der Kräfte unseres treuen Genossen seit längerer Zeit verfolgen müssen. Aber es wird eine starke Anstrengung kosten, uns an diesen Verlust zu gewöhnen. Denn die Verbindungen, welche uns so innig mit dem Dahingeschiedenen verbanden, waren fast so alt, wie der Bestand unserer Gesellschaft. Ich selbst, bemerkt der Vorsitzende, machte nähere Bekanntschaft mit ihm, als er Gymnasial-Director in Neu-Ruppin war und sich mit der Reorganisation des dortigen Alterthums-Museums beschäftigte; eine Einladung unseres verstorbenen Freundes Rosenberg zur Besichtigung seiner rügischen Alterthums-Sammlung hatte mich dahingeführt. Nicht lange nachher wurde Schwartz Director des Marien-Gymnasiums in Posen; er nahm sich sofort der archäologischen Erforschung der Provinz an, bereitete die erste archäologische Karte derselben vor, machte zahlreiche Gräber-Untersuchungen und vor Allem stellte die fast ganz unterbrochene Zusammenwirkung mit den polnischen Forschern wieder her. Als er von da nach Berlin zurückkehrte, als Director des Louisen-Gymnasiums, wendete er sich mit erneutem Eifer dem Studium seiner jungen Jahre zu, in denen er mit Adalb. Kuhn die heimischen Kreise durchwanderte und die märkischen Sagen sammelte. Das war freilich schon lange her und seine Studien hatten eine andere Richtung genommen: er suchte jetzt die Geheimnisse der nordischen und der griechischen Mythologie zu ergründen, er belebte die Forschung nach dem meteorologischen Ursprung vieler Mythen, er verfolgte die Grundlagen der Ethik bis in die Vorgeschichte und die Heroensage bis in die Heimlichkeit der dichtenden Phantasie. Je älter er wurde, um so näher schloss er sich wieder der hellenischen Ueberlieferung an. So geschah es, dass er in unserem Kreise zuletzt wieder mehr als classischer Philolog wirksam wurde; sein Einfluss wurde um so mächtiger, je mehr die modernen Philologen sich von der Prähistorie und der Anthropologie zurückzogen. Wir waren stolz darauf, ihn den Unserigen nennen zu dürfen, und er selbst empfand den Vorzug, unter uns die Verehrung für die poetische Literatur zu erhalten, als einen angenehmen Lohn. So ist er von uns geschieden, zufrieden mit seinen Erfolgen, hochgeschätzt weit über seine persönlichen Beziehungen hinaus. —

Es ist ein trauriges und zugleich seltsames Zusammentreffen gewesen, dass um diese Zeit ein Mann dahingeschieden ist, der mir selbst den Eintritt in die

posensche Forschung ermöglicht hat und den ich nachher mit Schwartz in eine fruchtbare Verbindung bringen konnte. Es war der Domänen-Pächter Thunig, ein ungemein scharfsinniger Beobachter und selbständiger Kopf, ein alter Theolog und ein fester Deutscher, der sein eigentliches Arbeitsfeld in Zaborowo und Umgegend fand. Es ist uns gelungen, in mehrjähriger fleissiger Arbeit die Archäologie dieses Gebietes zu einer Art von abschliessender Vollendung zu bringen, so dass der Name Zaborowo (oder, wie die spätere barbarisirende Büreaukratie es umgetauft hat, Unterwalden) in jeder Darstellung unserer Archäologie erwähnt wird. Wir blieben gute Freunde, auch als ihm die Pacht von Zaborowo genommen wurde, und er hat seitdem noch manches gute Korn zu dem Schatz unserer Ermittelungen hinzugefügt. Aber das Geschick war ihm nicht günstig. Ein schwerer Beinbruch hat ihm bis zu seinem Lebensende die Sicherheit der Bewegung geraubt, und er, der eigentlich ein unermüdlicher Empiriker war, sah sich schliesslich auf die Literatur und das häusliche Studium zurückgeworfen. Ich kann sagen, dass es mir schwerlich möglich geworden wäre, diejenige Sorgfalt in der archäologischen Forschung zu gewinnen, die mir das Lob der Zeitgenossen eintrug, wenn nicht Zaborowo mir geöffnet worden wäre; ich werde Hrn. Thunig stets eine dankbare Erinnerung bewahren. —

Am 9. Juni ist in Cöln nach längerem Hirnleiden, erst 39 Jahre alt, einer unserer eifrigsten Schüler, der praktische Arzt Joseph Mies gestorben. Er war aus der Schule von Johannes Ranke hervorgegangen und konnte als ein Vertreter der exacten, messenden und wägenden Methode in der Anthropologie gelten. Sein Bemühen war dahin gerichtet, statt der oft so willkürlichen und oberflächlichen Beschreibungen physiologischer Vorgänge sichere Zahlenwerthe durch directe Experimente zu finden. Seine letzte Arbeit über die Masse, den Raum-Inhalt und die Dichte des Menschen ist in dem Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie (1899, Bd. 157, S. 90) veröffentlicht worden. Der dazu benutzte, mit Unterstützung aus der Rudolf-Virchow-Stiftung hergestellte Apparat ist der Sammlung der Anthropologischen Gesellschaft überwiesen worden. —

(3) Eine würdige Gedenk-Feier für den am 14. März verstorbenen (Verhandl. S. 241) Prof. Hajim Steinthal ist am 14. Mai im Saale der Gesellschaft der Freunde abgehalten worden. —

(4) Für die erledigte Stelle eines stellvertretenden Vorsitzenden der Gesellschaft ist Hr. Carl von den Steinen in Neu-Babelsberg von dem Vorstande cooptirt worden (§ 25 der Statuten). Derselbe hat die Wahl angenommen. —

(5) Hrn. A. Voss hat der Vorstand zu seinem 25jährigen Dienst-Jubiläum am 1. Juni herzliche Glückwünsche schriftlich dargebracht. In einem Schreiben vom 4. Juni hat der Jubilar warmen Dank ausgesprochen. —

(6) Als neues Mitglied wird gemeldet der Fabrik-Director Fläschendräger in Halensee bei Berlin. —

(7) Hr. Rud. Virchow übergiebt für die Sammlung der Gesellschaft

ein darwinistisches Oel-Gemälde von Zichy.

Dasselbe war ihm, laut einem Schreiben des Hof- und Gerichts-Advokaten Dr. W. Obermayer in Wien vom 14. December 1897, von der am 12. (alias 20.) November 1897 daselbst verstorbenen kaiserlich russischen Geheimraths-Wittwe

Augusta Gruber durch letztwillige Anordnung. d. d. Ischl. 13. August 1896, legirt worden. Unter dem 1. (alias 2.) Mai 1899 zeigte derselbe an, dass er von dem zuständigen Gericht die Ermächtigung erhalten habe, das Bild mir auszufolgen. Dasselbe ist hier eingegangen und in der Sitzung vom 17. Juni ausgehändigt worden. —

(8) Hr. M. Bartels übergiebt eine

Büste des verstorbenen Geheimen Medicinalrathes Prof. Dr. Schaaffhausen in Bonn.

Dieselbe ist von dessen Tochter, Fräulein Marie Schaaffhausen, als Geschenk für die Gesellschaft eingesendet worden. Die Geberin spricht dabei die Bitte aus, dass der Büste ihres Vaters ein Platz in den Bibliothek-Räumen der Gesellschaft gegeben werden möge. Sie erinnert daran, was für eine grosse Freude dem Entschlafenen seinerzeit die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft bereitet habe.

Hr. Bartels spricht den Dank für diese sehr erwünschte Gabe aus, den er der Geberin schon schriftlich, Namens der Gesellschaft übermittelt hat. Er hat mit Hrn. Lissauer bereits über die Aufstellung der vortrefflich gelungenen Büste berathen. —

Der Vorsitzende erklärt, dass die Gesellschaft sehr gern die wohlgelungene Büste des verdienten Forschers, ihres hochgeschätzten Mitgliedes, in ihre Obhut nehme. —

(9) Hr. Hermann Busse bespricht die für den 25. Juni in Aussicht genommene

Excursion nach Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow.

Die Funde aus dem dortigen Urnenfelde (Urnen, Bronze- und Stein-Werkzeuge) befinden sich grossentheils im Völker-Museum und im Märkischen Provincial-Museum; die neuesten sind noch in der Sammlung des Hrn. Busse (Woltersdorfer Schleuse bei Erkner). —

(10) Nach einer Mittheilung des Hrn. Bürgermeisters Mertens ist das

Museum in Prenzlau

nunmehr soweit geordnet, dass die Eröffnung desselben bevorsteht. Genauere Angaben werden vorbehalten. —

(11) Der Vorstand des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau ladet zu einer

Wander-Versammlung

nach Liegnitz, 18. Juni ein. Der Vorstand des dortigen Kunst-Vereins (Kossmann, Wander, Selle) wird die Leitung übernehmen. —

(12) Die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft wird vom 31. Juli bis 2. August in Neuchâtel ihre Jahres-Versammlung (82. Vereinigung) halten. Das Programm wird vorgelegt. —

(13) Die HHrn. A. Kirchhoff und K. Hassert zeigen im Auftrage der Central-Commission für wissenschaftliche Literatur zur deutschen Landeskunde an, dass vom Jahre 1900 ab in periodischer Folge ein Bericht

über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde (bei A. Schall in Berlin) erscheinen soll.

(14) Die Verlags-Buchhandlung Fr. Schirmer in Berlin fordert zu einer grösseren Betheiligung an dem Bezuge der Zeitschrift „Der Bär" auf und bietet eine verhältnissmässige Herabsetzung des Preises an. —

(15) Hr. Dr. Baron v. Landau übergiebt als Geschenk eine photographische Aufnahme der Porta decumana in Regensburg. —

(16) Hr. Bethge (zur Zeit in Paris) hat zur Vorlage 50 photographische Aufnahmen aus Asien übergeben, welche er seinem Vater verdankt, der an den Eisenbahn-Bauten in Siam betheiligt ist. Es sind Blätter aus China, Japan, Ceylon und Vorder-Indien, namentlich aber aus Siam. Unter diesen letzteren ist eine Anzahl, welche sich auf die Anwesenheit des Grafen von Turin und auf die erwartete Ankunft der Frau Prinzessin Heinrich von Preussen beziehen. Hr. Bethge ist geneigt, die Bilder mit entsprechendem Text in illustrirten Blättern zu veröffentlichen. —

(17) Hr. G. Schweinfurth zeigt einen dem Museum für Völkerkunde übergebenen, durch zufällige Absprengung entstandenen, fast vollständigen

ägyptischen Ring aus Kieselmasse,

der einer jener auf der Westseite von Theben in den unteren Schichten des Nummuliten-Gebirges zahlreich vorhandenen Kiesel-Concretionen entstammt. Derselbe legt die Erklärung für die Herstellung der in der ältesten Periode Aegyptens gebräuchlich gewesenen Armspangen aus gleicher Masse nahe, von denen sich in verschiedenen Museen eine ziemliche Anzahl vorfindet. E. Naville erstand in Luksor eine solche Kieselspange von Fingerdicke, die tadellos geglättet und, wie die übrigen, von regelmässigster Gestalt, zugleich mit einer Inschrift versehen war, die auf die Epoche von Snefru (III. Dynastie) hinweist. Diese Kieselringe, von denen etliche die Dicke eines Federkiels nicht überschreiten, sind nicht, wie Maspero vermuthete, mit den opak-grauen Glasringen zu verwechseln, die noch heutigen Tages neben anderen von verschiedener Färbung der Glasmasse von den Aegypterinnen am Handgelenk getragen und zum Theil im Lande selbst angefertigt werden. J. de Morgan hat in seinen Recherches sur les origines de l'Égypte 1896, p. 147 und 1897, p. 60 drei solche Kieselringe abgebildet und verschiedene Methoden ihrer Herstellung in Erwägung gezogen, ohne jedoch zu einer befriedigenden Erklärung zu gelangen. Hätte er das vorliegende Stück gesehen, so würde er die Verwerthung des natürlichen Vorganges der Absprengung eines Geoden-Segments, ja, die Benutzung einer solchen Kiesel-Concretion überhaupt, nicht für den unwahrscheinlicheren Fall erklärt haben.

Die aus dem Kalkfelsen ausgewitterten Kiesel müssen als in der Masse derselben entstandene Concretionen betrachtet werden, obgleich sie nicht regelmässige Kugelformen, sondern mehr sphäroïdale anstreben, mit in der Richtung der Schichtenfläche verdickten Schalen. Die concentrisch übereinander gelagerten Schalen sind nach oben und unten zu am dünnsten, an den Seiten ringsum am dicksten gestaltet. Sie brechen daher an den dünnen Stellen leicht auf und werden alsdann von den Atmosphärilien und den Sanden der Wüste so lange bearbeitet, bis sie sehr flache Sphäroide darstellen, die von einem ringförmigen Wulste umgeben sind, nicht unähnlich gleichsam versteinerten Spiegel-Eiern oder Saturn-Modellen, oft

einem Monocle vergleichbar. Die französischen Geologen, welche das Gebirge von Theben beschrieben, haben auch deshalb diese Geoden, die dort in zahlloser Menge umherliegen, mit dem Namen „pierres à lunette" bezeichnet. Wer sich nun die Mühe geben wollte, von solchen Kieseln durch einen Schlag den äusseren Ring von dem mehr oder minder heterogenen Mittelstück zu lösen, der würde, bei genügend zahlreicher Wiederholung des Experiments, gewiss den gewünschten Erfolg haben, einen regelmässigen Kieselring freizulegen, dem man durch Wetzen und Schleifen mit Sandstein eine noch vollendetere Form zu ertheilen vermöchte. Vielleicht erzielt man das gleiche Resultat durch ein in der Horizontalen halbirendes Absprengen des hervorragenden ringartigen Wulstes, wie das bei dem vorgelegten Exemplar der Fall ist. Einer solchen Erklärung steht auch die Thatsache zur Seite, dass die in den Gräbern aus protohistorischer oder prädynastischer Zeit, sämmtlich ausschliesslich in der Nachbarschaft Thebens aufgefundenen Kieselspangen im Querschnitt nicht kreis-, sondern halbkreisförmig, dass sie mit einer anderen Bezeichnung planconvex gestaltet sind. Der Vortragende hielt es für ausgeschlossen, dass man aus spröder Kieselmasse Ringe von einer derartigen Dünne und Regelmässigkeit der Form durch Ausmeisseln zu schlagen vermöchte. Auch scheint aus der Steinzeit Europas in den Museen Europas nichts Derartiges aus gleichem Material vorzuliegen. Allerdings sind in Mexico aus Obsidian kleine dicke Ringe hergestellt worden, allein diese können kaum als Fingerringe gelten, geschweige denn einen Vergleich mit den dünnen Armspangen aus der Vorzeit Aegyptens aushalten. In Java sollen von A. Daubrée aus Jade geformte Ringe gefunden worden sein, die als prähistorisch gelten; aus diesem sehr homogenen Material werden in China die complicirtesten Formen geschnitten. Es kommt daher bei den die primitive neolithische Stein-Behandlung betreffenden Artefacten wohl nicht in Betracht. —

Hr. Staudinger erinnert an Analoges aus Timbuktu. —

Hr. R. Virchow hat in dem Bericht über seine ägyptische Reise (Verhandl. 1888, S. 368, Fig. 25 und 26) die von Hrn. Schweinfurth besprochenen Concretionen, die schon Ehrenberg unter dem Namen von Morpholithen beschrieben hat, erörtert und mitgebrachte Stücke vorgelegt. Auch hat er hervorgehoben, dass, „wenn man sich den aus Feuer- oder Hornstein bestehenden, ringsum abgesetzten Ring abgelöst denkt, wie dies zuweilen von selbst geschieht, das Material für einen Armring in der Anlage gegeben ist." Schwere geschliffene Armringe aus Stein und anderem festem Material sind schon in prähistorischer Zeit getragen worden, wie unser sächsisches Gräberfeld von Rössen lehrt; sie finden ihre Analogien in den Ringen aus Elfenbein und Knochen, die noch jetzt in Africa und Polynesien getragen werden. King Bell trug bei seinem Besuche in Berlin solche Ringe aus Elfenbein. —

Hr. Schweinfurth bemerkt, dass man keine geschliffenen Kiesel-Artefacte aus Aegypten kennt. —

Hr. v. Luschan weist auf die feinen Obsidian-Ringe aus Mexico hin. —

(18) Hr. H. C. Muller aus Utrecht spricht über

die Gründung einer Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft.

Jedem, welcher sich nicht nur mit dem speciellen Studium einer Sprache oder mehrerer Sprachen eines und desselben Sprachstammes befasst, sondern auch die Lust und Kraft in sich fühlt, sich auf anderen, verwandten oder

nichtverwandten Sprachgebieten umzuschauen, wird es sofort einleuchten, dass die Gründung einer allgemeinen Zeitschrift für Sprachwissenschaft eine wünschenswerthe, ja nothwendige Sache sei. Ich will mit dieser Behauptung den Specialisten keineswegs den Vorwurf machen, dieses Studium vernachlässigt zu haben, wenngleich ich aus den zwei Vorreden zu Dr. Bleek's Compar. Grammar of S. African languages, die im Jahre 1869 in London-Capetown erschien, interessante Stellen vorlesen könnte[1]. Aber in Anbetracht der vielen Tausende von Specialisten, welche heutzutage die sogen. semitischen und besonders die indogermanischen Sprachstudien betreiben, ist es doch unbedingt nothwendig, dass wieder einmal eine Zeitschrift wie die Techmer'sche entstehe, welche besonders die allgemeinen Probleme ihrer Lösung näher zu bringen versucht.

Es giebt nicht leicht zwei Völker, welche mehr Recht haben, zu einer derartigen Gründung einer grossen internationalen Welt-Zeitschrift **friedlich zusammenzuwirken**, als das deutsche und das holländische. Wir sind ja eng stammverwandt, wir sind Glieder des germanischen Sprachstammes, dessen geistige Bedeutung eine so grosse ist, und der in seiner Sprache zwischen dem vollständig abgeschliffenen Angelsächsisch-Englischen, den formvollendeten und wohlklingenden, aber nicht so tiefen romanischen Sprachformen, und den zwar hochinteressanten, aber noch nicht zu vollständiger Entwickelung gelangten slavischen Sprachen die Mitte hält. — Aber auch die wissenschaftliche Erforschung, das Studium der Sprachen und Literaturen der Welt hat in Deutschland und Holland immer Tausende von Freunden gefunden, eine Thatsache, die ja auch mit der ganzen Geschichte Hollands, mit dem internationalen Charakter der früheren niederländischen Republiken, sowie mit dem bekannten Triebe der Hochdeutschen, das Fremde leicht in sich aufzunehmen, sich fremdes Sprachgut anzueignen und die geistigen Erzeugnisse fremder Völker durch vorzügliche Uebersetzungen dem eigenen Volke zugänglich zu machen, eng zusammenhängt. Eine ganze Reihe solcher Namen könnte ich hier nennen.

Was Deutschland anbetrifft, so könnte man schon als einen der gewaltigsten „Sprach-Schöpfer" Luther nennen, wenngleich eine wissenschaftliche Erforschung der Sprache an und für sich nie in seiner Absicht gelegen hat. Aber besonders seit der glorreichen classischen Periode Goethe's und Schiller's wurde Deutschland mehr und mehr das Land der hervorragenden wissenschaftlichen Sprachforschung. Männer, wie Wilh. v. Humboldt, Grimm und Bopp, wie Pott und Lepsius und Schleicher, wie Bleek, wie Kuhn und Fick und Brugmann, wie Johannes Schmidt und Sievers und Delbrück — um nur einige zu nennen — haben die Sprachwissenschaft, und vor Allem die indogermanische, zu einer Höhe erhoben, welche nicht leicht von anderen Völkern erreicht werden kann. — Und was das kleine, aber strebsame Holland angeht, so brauche ich nur die zwei Thatsachen zu erwähnen, dass schon im Anfang des 18. Jahrhunderts (1723) ein einfacher

1) „It is perhaps not too much to say that similar results may at present be expected from a deeper study of such primitive forms of language as the Kafir and Hottentot exhibit, as followed at the beginning of this century the discovery of Sanskrit and the comparative researches of Oriental scholars" (I, p. VIII). — „It is to be regretted that the greater number of comparative philologists appear to be still in a sort of rudimentary stage, corresponding to that in which zoologists would be, if they refused to study any animals excepting those directly useful to man, and their nearest kindred species — — —. It is clear that the complex phenomena which characterise the Aryan circle of languages cannot be rightly understood without a careful comparative examination of other languages of simpler organisation, which show more of the ancient structure" (II, p. XXI).

Amsterdamer Mathematiker, Lambertus ten Kate, mit seiner „Anleitung zum erhabenen Theil der niederdeutschen Sprache", der gründliche Vorläufer eines Grimm und eines Bopp gewesen ist, und dass wir noch heutzutage in meinem verehrten Lehrer, Hrn. Prof. H. Kern in Leiden, einen niederländischen Sprachforscher besitzen, der nicht nur über altindische und über malayo-polynesische Sprachen und Literaturen eine Reihe hervorragender Schriften veröffentlicht hat, sondern überhaupt durch seine umfassenden Sprach-Kenntnisse fast wie ein Unicum in der Gelehrtenwelt dasteht. Von ihm kann man getrost behaupten, was einmal ein College von dem berühmten Leidener Hellenisten Cobet sagte: „Je n'ai jamais vu l'horizon de ses connaissances."

Aber wenn ich in einer Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte der Gründung einer allgemeinen und internationalen neuen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft das Wort rede, so möchte ich mich im Allgemeinen darauf beschränken, zu zeigen, dass wirklich ein Bedürfniss vorhanden ist für ein solches neues Organ, welches in polyglotter Weise die allgemeinen Fragen in den Vordergrund des Interesses rückt und das wissenschaftliche Studium aller Sprach-Familien der Welt gleichmässig vertreten will. Gestatten Sie mir, einige Probleme zu nennen, die sämmtlich zur Linguistik gehören, und doch alle — soweit ich sehe — in vielen der bestehenden speciellen Zeitschriften entweder gar nicht, oder doch nur vorübergehend behandelt worden sind. Dass bei dieser Aufzählung keine Vollständigkeit beabsichtigt ist, darf ich als selbstverständlich voraussetzen.

Die Urheimath der Indogermanen. — Das Problem einer indogermanischen Ursprache (Fick-Brugmann). — Die Frage einer indogerm.-semitischen Wurzel-Verwandtschaft (Abel) — Die Erforschung der baskischen Sprache (v. Eys, Bonaparte, Uhlenbeck). — Die Frage des Etruskischen (Deecke, Pauli). — Die Erforschung des Albanesischen, und im Allgemeinen die Beziehungen zwischen Griechenland und den Sprachen der Balkan-Halbinsel — Alt- und Neu-Griechisch — u. s. w.[1])

Was **Asien** anbetrifft: Die vorder- und besonders die weniger bekannten hinterindischen Sprachen. — Chinesisch, Japanisch und deren wissenschaftliche Erforschung. — Die kaukasischen Sprachen[2]). — Die Sprachen Klein-Asiens (griech. Sprachgut daselbst, Misch-Sprachen, Kappadokisch, u. s. w.). — Die ungeheuer grosse Familie der ural-altaischen Sprachen, und der heutige Stand ihrer Erforschung — Zigeuner-Dialekte (auch für Europa hochinteressant), u. s. w.

Das malayo-polynesische Sprachgebiet — die oceanischen Sprachen (theilweise auch zu Australien gehörend).

Was **Australien** betrifft: die Reste der Sprachen der Eingebornen Australiens.

Africa: Die Sprachen-Vertheilung Africa's im Norden und Süden (Lepsius, Bleek, Cust, Torrend). — Die Erforschung der Bantu-Sprachen. Die Er-

1) Unter den vielen Problemen und theilweise sehr vernachlässigten Einzelforschungen, welche bei einer indogermanischen und asiatisch-europäischen Rubrik besonders in Betracht kommen, sowohl für Sprache als für Literatur, muss die keltische Forschung und der noch wenig erforschte Einfluss des Keltischen auf die europäische Literatur insgesammt hervorgehoben werden. Vgl. Bleek, Ueber den Ursprung der Sprache, Weimar 1868, S. 45, und Transactions of the Gaelic Society of Glasgow, vol. 1, Glasgow 1887—91, p. 218—238.

2) Vgl. R. v. Erckert, Der Kaukasus und seine Völker, Leipzig 1887, besprochen von R. Virchow in der Zeitschrift f. Ethnol. XIX. (1887), S. 96. — R. v. Erckert, Die Sprachen des kaukasischen Stammes, Wien 1895 (Hölder), mit Einleitung von Prof. Friedr. Müller.

forschung der Hottentotten- und Buschmann-Sprachen, soweit erhalten, für primitive Formen und Phonetik besonders wichtig. — Die Uniformität von Alphabeten für afrikanische Sprachen (und für literaturlose Sprachen überhaupt). — Die wissenschaftlichen Resultate von protestantischen und katholischen Missionen, Bibel-Uebersetzungen, Polyglotten u. s. w.

America: Der heutige Stand der Erforschung nord-, mittel- und südamerikanischer Indianer-Sprachen (Brinton, Trübner, Pilling u. A.). — Andere Sprach-Familien Americas. — Die sogen. Polysynthesis in vielen amerikanischen Sprachen[1]).

Amerikanische Hieroglyphen (Zeichen-Sprachen, Alphabete u. s. w.). — Die specielle Wichtigkeit des Studiums amerikanischer Sprachen für die allgemeine Sprachwissenschaft u. s. w. —

Ich bin weit davon entfernt, zu behaupten, dass diese Probleme bis jetzt keine genügende Bearbeitung gefunden haben, im Gegentheil, es haben Hunderte und Tausende von emsigen, strebsamen Gelehrten, besonders deutsche Forscher, selbst im fernen Africa und America, ihre Kräfte diesen verschiedenen Studien gewidmet. Aber kein umfassendes Repertorium besteht in der ganzen Welt, welches diese für Anthropologie und Urgeschichte so überaus wichtigen Studien zu umfassen; jedenfalls mehr zu unificiren versucht. Anthropologie und Ethnologie, Menschen- und Völkerkunde, diese zwei Namen bilden doch eigentlich einen Begriff, und für die Urgeschichte der Menschheit ist das Studium aller Sprachformen eine der besten, eine der unentbehrlichsten Quellen. Für mich sind in dieser Hinsicht die Lectüre der Schriften des grossen englischen Anthropologen Prof. Tylor in Oxford eine wahre Offenbarung gewesen; seitdem ich seine Werke über die Anfänge der Cultur in mich aufgenommen habe, hege ich (obschon von Haus aus classischer Philolog) die feste Ueberzeugung, dass keine umfassende Sprach-Forschung möglich ist ohne ein umfassendes Studium der Anthropologie und Ethnologie, ohne eine gewisse Vertiefung in die Probleme der Urgeschichte.

Die neu zu gründende Zeitschrift soll theilweise eine Erneuerung der früher von mir geleiteten Zeitschrift „Ἑλλάς“, theilweise und vorzugsweise eine Fortsetzung der Techmer'schen Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft sein; sie soll also einen internationalen, vielsprachlichen (polyglotten) und allgemeinen Charakter tragen. Soviel als möglich soll sie allgemeinere wissenschaftliche Beiträge bringen, aber die speciellen Artikel den vielen, specielle Gebiete umfassenden Zeitschriften überlassen.

Die Zeitschrift „Hellas“, deren 6 Bände bei E. J. Brill, Leiden 1889—1897, erschienen sind, hat ihre Aufgabe jedenfalls theilweise erfüllt. Das Nämliche kann man wohl von der grossen Techmer'schen Zeitschrift behaupten, welche in 5 Bänden (mit Supplement) bei Barth in Leipzig und Gebr. Henninger in Heilbronn 1884—1890 publicirt worden ist. Obwohl das Loos beiden Organen kein langes Leben gesichert hat, so ist doch das Bedürfniss nach einem solchen Sammelwerke, welches die allgemeinen Fragen umfasst, heutzutage wohl noch ebenso gross, vielleicht grösser, als früher. Die Arbeiten der Specialisten sind unzählbar und nehmen fortwährend zu, aber die allgemeine Sprachwissenschaft (theilweise auch die allgemeine Literatur-Wissenschaft, welche davon doch nicht ganz getrennt werden darf), besitzt nicht viele Repertorien, nicht viele umfassende

1) Vgl. Pott in Techmer's Zeitschr. IV. (1889), S. 72ff., wo Brinton's Meinung erwähnt wird über „polysynthesis and incorporation as characteristic of American languages“.

Organe[1]). — Ein solches Repertorium war die Zeitschrift „Hellas" von Hause aus nicht. Dieselbe hat (wie schon ihr Name andeutet) besonders Aufsätze gebracht über alt- und neugriechische Sprache und Literatur, Aussprache, Betonung u. s. w. Trotzdem bleibt die Mitwirkung vieler Gelehrten Griechenlands auch einer Fortsetzung dieser Zeitschrift auf viel breiterer Basis gesichert. Ausserdem eignen sich Probleme, wie dasjenige des Griechischen als allgemeiner Gelehrtensprache (Boltz), oder des Griechischen mit Bezug auf eine Reform der medicinischen (und im Allgemeinen der naturwissenschaftlichen) Nomenclatur (A. Rose, New York) vortrefflich für eine allgemeingehaltene neue Zeitschrift. Es könnten dabei Beiträge in griechischer (hellenischer) Sprache ebenso wie früher willkommen sein, denn solcherweise kann man darthun, in wie hohem Grade die heutige hellenische Schriftsprache für die Behandlung wissenschaftlicher Fragen geeignet erscheint[2]).

Die von F. Techmer herausgegebene Zeitschrift hatte schon vom Anfang an einen mehr allgemeinen Charakter. Ueber allgemeine Sprachwissenschaft orientirten die Aufsätze von Pott (Zeitschr. I ff.), von Mallery (I), Radloff (I), Abel (II), Kruszewski (I ff.), Schmeller (III), Raoul de la Grasserie (IV) u. A. Die Pott'schen Aufsätze „Zur Literatur der Sprachenkunde" müssen rühmlichst erwähnt werden. — Ueber das allgemeine Gebiet der Phonetik schrieb oft und sehr gründlich der Herausgeber Techmer (I ff.), ausserdem Friedr. Müller (I), Jespersen aus Kopenhagen (III) u. A.

Was die einzelnen Sprach-Familien anbetrifft, so war die indogermanische vertreten durch Sayce (I), Brugmann (I) und andere Forscher; über uralaltaische Sprachen schrieben Donner (I), Balassa (IV) und Grunzel (V). Ueber das weitverzweigte Gebiet der afrikanischen Sprachen (spec. die Bantu-Sprachen) erwähne ich den Aufsatz des Missionars Brincker (V), während auch das Chinesische und ähnliche Sprachen durch v. d. Gabelentz (I), Misteli (III), Edkins (III), die malajisch-polynesischen Sprachen durch Gatschet (II) berücksichtigt worden sind[3]).

---

1) In den bestehenden Zeitschriften für Anthropologie und Ethnologie (Ethnographie) wird oft Vieles untergebracht, welches doch recht eigentlich zur Sprachforschung gehört, (vgl. Internat. Archiv f. Ethnographie, I, 1888, S. 108: Die Vey-Sprache, Das Zahlensystem der Vey (J. Büttikofer); II, S. 236 f.: Ueber eine Abhandlung des Eskimo-Kenners H. Rink über den Dialekt Ost-Grönlands; IV, 93: Schmeltz, Ueber Jap.-Nied. und Nied.-Jap. Wörterbuch; S. 263: Uhlenbeck, Ueber Lit. Daina; V, 179: Uhlenbeck, Ueber die gesamm. Berichte der anthropol. Comm. der Akad. d. Wiss. in Krakau (Folklore); S. 241: Schmeltz, Ueber die Poesie der Jakuten u. s. w. u. s. w. — Man vergl. in der Zeitschr. f. Ethnol. (Berlin): A. Bastian, Ethnologie und vergl. Linguistik, IV, 1872, S. 137 f.; K. Endemann, Mittheilungen über die Sotho-Neger, VI, 1874, S. 16 f. (folgt Lepsius' System, vergl. die Note am Anf.); H. Strauch, Verzeichniss von Wörtern, gesammelt in Neu-Guinea u. s. w., VIII, 1876, S. 405 f.; Bericht über die Sprache, welche die Chamies-Indianer sprechen, S. 359 f.; J. M. Hildebrandt, Fragmente der Johanna-Sprache (auf der Comoro-Insel), S. 89 f.; A. S. Gatschet, Die Sprache der Tonkawas, IX, 1877, S. 64; Volk und Sprache der Timucua, S. 245; Der Yuma-Sprachstamm, S. 341; C. Greiffenstein, Vocabularium der Indianer des Chami, X, 1878, S. 135 f.; G. A. Fischer, Die Sprachen im südl. Gala-Lande, S. 141; W. Herzog, Ueber die Verwandtschaft des Yuma-Sprachstammes mit der Sprache der Aleuten und der Eskimo-Stämme, S. 449 f. u. s. w.

2) Für allgemeine Sprachwissenschaft habe ich früher selbst, als Ausländer, einen solchen Versuch gewagt mit meinem Aufsatz über: „Ἡ τοῦ Ῥεγνὼ θεωρία" u. s. w. (im Jahre 1889 erschienen in der Zeitschrift Ἀθηνᾶ, Athen).

3) Die Techmer'sche Zeitschrift ist sehr benutzt worden von G. de Gregorio, der Techmer „il competentissimo" nennt, namentlich in der Phonetik; vergl. dessen Glottologia, Manuali Hoepli, Milano 1896, p. 151 (u. passim).

Diesem Beispiele folgend — und theilweise auch die Traditionen der „Hellas" erneuernd — könnte die neue Revue vor Allem eine sehr polyglottische werden in der äusseren Form, und was den Inhalt anbetrifft, besonders orientiren über allgemeine Fragen der Sprachwissenschaft — vielleicht auch, im Zusammenhange damit, über einige Grundfragen der Literatur-Wissenschaft[1]) — und ausserdem könnte sie besonders Beiträge veröffentlichen über die von der officiellen Wissenschaft bis jetzt mehr oder weniger vernachlässigten Sprachgebiete. [Für Europa brauche ich nur, mit Hinweisung auf das Obenerwähnte, zu erinnern an die so wenig bekannten slavischen Sprachen, besonders auch die südslavischen; an die vielen interessanten Probleme, welche die Balkan-Halbinsel darbietet: Albanesisch — Rumänisch — Walachisch — Türkisch — Zigeuner-Dialecte — abgesehen schon von dem merkwürdigen und hochinteressanten Neugriechischen; an die Erforschung der etruskischen Sprach-Ueberreste und des Baskischen oder Vaskischen in den Pyrenäen, welche immer noch am Anfange steht, u. s. w. — Und das Alles betrifft nur Europa! Für andere Welttheile ist noch ungeheuer viel mehr Material vorhanden!]

Was die allgemeinen sprachwissenschaftlichen Fragen betrifft, die in einer neuen Zeitschrift vielleicht ihrer Lösung etwas näher gebracht werden können, so erlaube ich mir, noch auf das Folgende hinzuweisen:

Die Frage einer allgemeinen Gelehrten-Sprache, von Vielen als Utopie verworfen, bietet doch für Andere ein grosses und sehr allgemeines Interesse. Was die heutige hellenische Sprache anbetrifft, deren von der gesprochenen Sprache und von den Dialecten abweichende geschriebene Form (Hochsprache, Schriftsprache) als allgemeine Sprache der Wissenschaft vorgeschlagen worden ist, so erinnere ich an die Schriften von d'Eichthal, von Boltz, von Kuhlenbeck, an meine Antrittsrede (Hellas I), auch an die Schriften A. Rose's in New York, speciell über das Griechische in der medicinischen Nomenclatur[2]).

Eine zweite, auch sehr wichtige Frage ist diejenige der Transscription, speciell für orientalische, afrikanische u. a. Sprach-Familien; sowohl für die allgemeine Linguistik als für jede praktische Sprachen-Erlernung ist diese Frage von grosser Bedeutung; ich brauche nur an R. Lepsius' „Standard Alphabet", an Max Müller's Outline Dictionary for the use of missionaries etc., an die in den letzten Jahren wieder eingesetzten Commissionen zur Lösung (oder Vereinfachung) der Transscriptions-Frage zu erinnern. Im 3. Theile seiner „Geschichte der Lautbezeichnung im Bulgarischen" hat der grosse Sprachforscher Miklósich einen Vorschlag zur Bezeichnung der bulgar. Laute gemacht. Er geht dabei von der Ueberzeugung aus, dass die phonetische Schreibung im Bulgarischen mit voller Consequenz undurchführbar ist [kann je eine phonetische Schreibweise völlig consequent sein?], und dass bei den Abweichungen von dem phonetischen Princip auch die anderen slavischen Sprachen berücksichtigt werden müssen (Techmer's Zeitschr. I, 472). Die Transscriptions-Frage ist z. B. wichtig für die slavischen Sprachen, welche sich

1) Dass das allgemeine und vergleichende Literatur-Studium viele Berührungspunkte darbietet mit der allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft, könnte man durch viele Beispiele beweisen.

2) Leider hat die Gelehrtenwelt bis jetzt dieser Frage kein allgemeines Interesse entgegengebracht. Dies hängt natürlich eng zusammen mit dem unheilvollen specialisirenden Treiben in der Wissenschaft unseres Zeitalters. Wenn das so fortgeht, wird man bald vor lauter Specialitäten keinen einzigen universellen Geist mehr begrüssen können, und es wäre an der Zeit, die Universitäten . . . . in rein specialisirende Fachschulen umzutaufen. Für die Frage einer allgemeinen Gelehrten-Sprache wurde vor einigen Jahren in America eine Commission eingesetzt, aber jetzt verlautet nichts mehr von ihr.

verschiedener Alphabete bedienen: aber auch für andere Sprach-Familien hat dieses Problem eine internationale Bedeutung. Schon Pott hat nicht ohne Recht (Techmer's Zeitschrift) behauptet, dass die vielen Alphabete ein wahres Kreuz für den Sprachforscher sind, welcher sich mit der Vergleichung verschiedener Sprach-Familien befasst, und man könnte dazu eine Anzahl weiterer Illustrationen bringen (türkisch, malajisch, albanesisch früher mit griechischen Buchstaben u. s. w.). — Diese beiden Fragen also, Gelehrten-Sprache und uniformes Alphabet, besonders die letzte, sind nicht nur Fragen für die Orientalisten (Orientalisten-Congresse), sondern für jeden Sprachforscher: und als drittes, sehr verwandtes Problem könnte man die Aussprache-Frage (z. B. für Altgriechisch und Lateinisch) erwähnen. — Schon wenn die neue Zeitschrift über diese drei Fragen gründlich-wissenschaftliche Aufsätze bringen könnte von Sprachforschern aller Welttheile, so wäre die Hoffnung berechtigt, dass dieselbe nicht ganz ohne Nutzen für die Wissenschaft ins Leben getreten sei[1]).

Diese und ähnliche Fragen haben ja auch eine grosse praktische Bedeutung für die Schule, für den Unterricht, für das Leben überhaupt, und bei der rein wissenschaftlichen Forschung soll doch auch die Praxis nie ganz aus dem Auge gelassen werden; die Frage der Aussprache des Griechischen und Lateinischen z. B. hat ja nicht nur eine rein theoretische, sondern auch eine rein praktische und pädagogische Seite (vgl. Kern in der Hellas I). — Die Frage einer einheitlichen Transscription ist auch von grosser praktischer Bedeutung für die protestantischen und katholischen Missionen. Ausserdem darf für Länder mit einer sehr gemischten Bevölkerung (man denke z. B. an Oesterreich) die Bedeutung solcher Probleme, theilweise Streitfragen, keineswegs unterschätzt werden.

Auch soll dem übertriebenen Specialistenthum ein Damm entgegengesetzt werden. Neben den zahlreichen jetzigen Einzel-Abhandlungen in der indogermanischen, in der semitischen Sprachwissenschaft u. s. w. ist es die allerhöchste Zeit, dass die vielen allgemeinen sprachwissenschaftlichen Fragen noch mehr, als bis jetzt geschehen ist, in den Vordergrund des Interesses gerückt werden. Denn einerseits wird die Specialisirung oft übertrieben, und andererseits sind die vielen allgemeinen Arbeiten oft so zerstreut, dass ein umfassendes Repertorium, wie wir es bezwecken, fast eine Pflicht genannt werden könnte. Niemand bezweifelt die Nützlichkeit von Zeitschriften, welche uns z. B. über keltische Studien belehren (z. B. Revue Celtique), oder über die byzantinische Zeit (Krumbacher's Zeitschrift), oder über die indogermanischen Forschungen (Brugmann-Streitberg), oder über andere Gebiete, welche mehr oder weniger — nicht immer jedoch zum Vortheile der Forschung und des wissenschaftlichen Fortschrittes — von dem all-

1) Vergl. für orientalische Sprachen: The transliteration of Oriental alphabets, by James Burgess (Actes du X. Congrès Int. des Orientalistes), Leiden 1895, p. 27 ff. — Die Transliteration of Oriental alphabets, im Missionary-Alphabet von Max Müller (schon 1854), wiederholt in der Vorrede zu The Sacred Books of the East (The Upanishads, Part I, Oxford 1879, p. XLVIII ff.) ist zwar praktisch ziemlich einfach, aber doch ohne tiefere Bedeutung, keine ernsthafte wissenschaftliche Leistung, wie das Standard-Alphabet von Lepsius. Max Müller behauptet (daselbst): „it does not differ essentially from the standard alphabet proposed by Professor Lepsius", aber vorläufig hege ich die Meinung, dass M. Müller besser gethan hätte, im Interesse der Wissenschaft sich der Transscription von Lepsius anzuschliessen. Mehr darüber an anderer Stelle. — Hier spreche ich nur als meine Meinung aus, dass Lepsius' Standard-Alphabet, wenngleich mehr als 30 Jahre alt (2. Ausg. 1863), eine Basis der Uniformität bleiben kann, bis man anstatt der von Lepsius entwickelten Grundlage (S. 46 ff. daselbst) eine allgemein als besser anerkannte entwickelt hat.

gemeinen Felde der Sprach- und Literatur-Wissenschaft losgetrennt werden können[1]). Aber auch der universelle Geist eines Humboldt, eines Lepsius, eines Pott, eines Friedrich Müller in Wien — lebt noch in Deutschland und anderswo, und sowohl der Sprachforscher als der Ethnolog (Anthropolog) darf sich keineswegs beschränken auf indogermanische Forschungen und indogermanische Sprachwissenschaft[2]).

Wie für den Zoologen das Studium aller Thierarten, nicht am wenigsten der primitiven, eine Nothwendigkeit ist, so ist auch für den Sprachforscher das Studium aller Sprach-Familien der Welt, im weitesten Sinne, nützlich, oft sogar nothwendig. Zwar ist, wie auf allen Gebieten, so auch auf diesem, immer eine gewisse Theilung der Arbeit erwünscht, aber diese Theilung braucht noch nicht eine fast ins Unendliche sich fortsetzende Specialisirung zu bewirken, wodurch der Sinn für das Allgemeine nur allzu oft verloren geht. Ohne an dieser Stelle das interessante Problem der „indogermanischen Grundsprache“ zu behandeln (Fick, Brugmann, Schrader u. s. w.), behaupte ich doch, dass die Hypothese dieser Ursprache auch aus der Erforschung anderer Sprach-Familien (wie z. B. Africa's) ihren grossen Nutzen ziehen kann[3]).

Schon Bleek hat in seinen trefflichen Arbeiten (z. B. Ueber den Ursprung der Sprache, Häckel gewidmet; in seiner Vergleichenden Grammatik der südafrikanischen Sprachen u. s. w.) auf die hohe Wichtigkeit des Studiums besonders der südafrikanischen Sprachen hingewiesen, und wir brauchen seine Ausführungen, besonders in der erstgenannten kurzen, aber inhaltreichen Schrift, an dieser Stelle nicht zu wiederholen. Seit Bleek's Zeiten hat sich schon eine ganze Reihe von Forschern dem Studium dieser Sprachen gewidmet: der Engländer R. Needham Cust hat mit frommem Eifer eine nützliche vorläufige Uebersicht dieses unendlich grossen Sprachgebietes gegeben (verbessert von Torrend, 1891), und die Berliner Zeitschrift für afrikan. und ocean. Sprachen bringt schon seit Jahren viele einschlägige Arbeiten. Unsere neue Revue wird ihr Bestes thun müssen, um die wissenschaftliche Erforschung auch des afrikanischen Sprachgebietes, für Urgeschichte so ungemein wichtig, nach Kräften zu fördern, im Interesse besonders der primitiven Geschichte des Menschen und der Menschheit, in dem Sinne eines Schleicher und Häckel, eines Virchow und eines Bastian.

Ein anderes weites Forschungs-Gebiet liefern die amerikanischen Sprachen, für welche z. B. die Werke Brinton's (The American Race, Rigveda Americanus, The Maya Chronicles, American hero-myths etc. etc.) eine ziemlich gute Uebersicht bilden. Dieselben sind bis jetzt leider mehr ausschliesslich von den Ethnologen beachtet, als von den Sprachforschern. Die Sprachen der Eingebornen Nord-, Mittel- und Süd-Americas sind jedoch nicht allein für die Erforschung der sogen.

1) Nicht immer zum Vortheile der Forschung, denn die unendliche Specialisirung kann allzu oft verführen zu einer ebenso grenzenlosen Einseitigkeit.

2) Wenn ich den verstorbenen Wiener Ethnologen und Sprachforscher Friedr. Müller erwähne, so ist es mir nicht ganz unbekannt, dass seine Sprachen- und Rassen-Eintheilung („Grundriss“ u. s. w.), welche ich auch theilweise meinem „Versuch“ (Hellas VI) zu Grunde gelegt habe, nach der Meinung vieler Autoritäten in Deutschland (und anderswo) eine verfehlte gewesen ist. Aber mit Recht sagt Renan: „Ce n'est pas l'erreur qui s'oppose au progrès de la vérité, c'est l'inertie, l'esprit d'entêtement, tout ce qui porte à l'inaction“.

3) Diese Wahrheit gilt nicht nur für vergleichende Lautlehre (Studium sehr primitiver Laute im Hottentottischen u. s. w.!), sondern vielleicht noch mehr für die Sprach- und Wortbildung überhaupt, worüber man z. B. Bleek's Compar. Grammar, II, 1 (1869) vergleiche, p. 96ff.: The nature of the concord in the Bâ-ntu languages.

Polysynthese von Wichtigkeit. Mit grossem Eifer widmen sich nicht nur die Smithsonian Institution in Washington, sondern auch viele andere wissenschaftliche Vereine in den Vereinigten Staaten diesen linguistischen, anthropologischen und ethnologischen Studien, und die Resultate dieser oft hochinteressanten Forschungen in der neuen Welt sind nicht immer in der alten Welt genug bekannt oder genügend gewürdigt worden[1]. Es wird unser Bestreben sein müssen, die hervorragendsten Forscher auch in diesen Wissenszweigen für die neue Zeitschrift zu gewinnen, und vielleicht verdiente die Idee Erwägung, später eine speciell englische Ausgabe zu veranstalten für die englisch sprechende Welt, die heutzutage schon zwei Welttheile umfasst und deren praktische Weltsprache — sobald die ganz ungenügende englische Orthographie verbessert sein wird — in der Zukunft vielleicht noch eine unendlich viel grössere Verbreitung gewinnen wird. Auch ist ja bekanntlich die englisch sprechende Welt sprachlich sehr exclusiv. „Little by little (sagt mein Freund Prof. Sayce) the old dialects and languages of the earth are disappearing with increased means of communication, the growth of missionary efforts, and let us add also, the spread of the English race, and that language has most chance of superseding them which, like our own, has discarded the cumbrous machinery of inflectional grammar. The great Grimm once advised his countrymen [wo?] to give up their own tongue in favour of English, and a time may yet come when they will follow the advice of the founder of scientific German philology [sic]. That a universal language is no empty dream of „an idle day" is proved by the fact that the civilized western world once possessed one" (Introduction to the science of language, II, 350). — Abgesehen von dieser Behauptung des bekannten englischen Assyriologen und Sprachforschers, ist die Thatsache unbestreitbar, dass die englische Sprache schon heutzutage eine Weltstellung, wie fast keine andere einnimmt, und dieser Thatsache muss auch eine internationale Zeitschrift für Sprachforschung vor Allem Rechnung tragen[2].

Ueber die interessante, aber äusserst schwierige Frage, in wieweit die vergleichende Literatur-Wissenschaft auch in der neuen Revue sich mit dem wissenschaftlichen und vergleichenden Sprachstudium verbinden lasse, kann nur die Zukunft entscheiden; persönlich erkläre ich nur, dass, während die Techmer'sche Zeitschrift vielleicht etwas zu einseitig phonetisch war und dem Modestudium unserer Zeit, der Phonetik, vielleicht zuviel Aufmerksamkeit zuwandte[3], wir unsererseits uns befleissigen werden, den allgemeinen und encyklopädischen Charakter der neuen Revue soviel wie möglich zu wahren. Vor Allem werden wir uns bemühen, in jeder Hinsicht Neues zu bringen, Neues im Material, Neues in den Auffassungen.

---

1) Brinton's „American hero-myths" (1882) und andere Forschungen sind sowohl vom Standpunkt der Sprachen als von demjenigen der vergleichenden Religions-Geschichte wichtig.

2) Das Wort „Weltstellung" gilt zum Theil auch für das Russische. Sowohl wegen der grossen Verbreitung der russischen Sprache und der Weltstellung des russischen Reiches [praktischer Grund], als wegen der wissenschaftlichen Erforschung der slavischen Sprachen [wissenschaftlicher Grund], verdient der Gedanke, auch Beiträge in slavischer [speciell russischer] Sprache in der neuen Revue aufzunehmen, sehr ernsthafte Erwägung.

3) Die vergleichende Syntax, nicht minder wichtig, wird dadurch nur allzu oft vernachlässigt (es giebt in Deutschland mehr Brugmannianer als Delbrückianer). Die Entstehung der Wörter aus Präfixen, Suffixen, Infixen u. s. w. ist für die Sprachforschung mindestens ebenso wichtig, wie die Phonetik. — Wie ich mir den Zusammenhang zwischen vergleichendem Sprach- und Literatur-Studium vorstelle, darüber vergleiche man meine Artikel in der Revue int. de l'enseignement, Paris 1897, und in De Tijdspiegel, Haag 1898

Neues in der Methode: denn wir hegen die ernsthafte Ueberzeugung, dass besonders in der Philologie und im Unterricht der Sprachen gründliche Reformen zu einer Nothwendigkeit geworden sind.

Im Allgemeinen kann ich nur die Worte des verstorbenen trefflichen Phonetikers und bescheidenen Gelehrten F. Techmer wiederholen, womit derselbe in Leipzig, Weihnachten 1883, seine grosse neue Zeitschrift einleitete (Internat. Zeitschrift, I, S. XVI): „Die ausdauernde Anpassung wird einen steten Fortschritt zu immer weiteren und höheren Zielen bedingen. Möge letzteres sich bei unserer Zeitschrift bewähren: möge sie sich gedeihlich entwickeln und zur Reife kommen, um die erwarteten idealen Früchte zu bringen. Der Herausgeber seinerseits wird es an gutem Willen und Ausdauer nicht fehlen lassen, wenn nur seine Kraft und Zeit ausreichen werden." —

Nur das Eine möchte ich noch hinzufügen, dass eine zusammenfassende Uebersicht über das gesammte Gebiet der Sprachwissenschaft am Ende des 19. Jahrhunderts eine dringende Nothwendigkeit ist, theils weil die Sprachforschung vor lauter Specialstudien und unendlicher Zersplitterung sich oft zu verirren droht, theils weil die Beobachtung des Ganzen, der Sinn für das Allgemeine, auch in diesem Zweige der Wissenschaft unentbehrlich ist und bleiben wird für gedeihlichen Fortschritt. —

Der Vorsitzende dankt dem Redner für seinen anregenden Vortrag. So sehr die Gesellschaft sich stets für vergleichende Sprachforschung interessirt und diese Studien begünstigt hat, so macht sich doch in neuerer Zeit eine bedauerliche Abstinenz der Philologen bemerkbar. Die Gesellschaft werde daher kaum in der Lage sein, für das Unternehmen des Hrn. Muller activ etwas zu leisten. —

Hr. Oppert, der Techmer persönlich gekannt hat, erinnert daran, dass er selbst über die Classification der Sprachen geschrieben hat. —

(19) Hr. P. Reinecke sendet folgenden Bericht:

Der Warteberg bei Kirchberg in Nieder-Hessen.

Bei einem Ausfluge zur Besichtigung des grossen neolithischen Steinkisten-Grabes bei Züschen[1] (in Waldeck; an der Grenze des Kreises Fritzlar, Reg.-Bezirk Cassel) im vorigen Monat, stattete ich auch dem nicht allzufernen, von dem Grabe aus im Osten, und zwar nahezu in der Verlängerung seiner Längsaxe, gut sichtbaren Warte- oder Mordberg bei Kirchberg (Kr. Fritzlar) einen Besuch ab. Bekanntlich ist der Gipfel dieses 309 *m* hohen, kahlen Basalt-Kegels (seine Kuppe liegt etwa 125 *m* höher als die Umgebung) von einer allerdings in verticaler Richtung äusserst gering entwickelten Culturschicht bedeckt, welche in grosser Menge Topf-Scherben, Thier-Knochen u. s. w. enthält[2]. Der Berg erinnert hierdurch sehr an die zahlreichen Höhen-Ansiedelungen der südlichen Hälfte Deutschlands, z. B. an den Ipf (bei Bopfingen) und den Goldberg unweit Nördlingen, den Hesselberg und die Gelbe Bürg in der Umgebung von Gunzenhausen oder an den (ehemals kahlen) Altkönig im Taunus oder den kleinen Gleichberg im südlichen Thüringen, welche

1) Böhlau und F. v. Gilsa, Neolithische Denkmäler aus Hessen, Cassel 1898; Corr.-Blatt d. Deutsch. Anthropol. Gesellschaft 1893, S. 34 u. f.

2) Schriften des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde, VIII, 1858, S. 100 u. f. (Landau); Claudius, Mittheilungen über ein auf dem Warteberg bei Kirchberg aufgefundenes Knochen-Lager, Marburg 1861; Pinder, Bericht über die heidnischen Alterthümer Hessens, Cassel 1878, S. 10, 19.

jedoch fast stets von einfachen oder mehrfachen Ringwällen oder Ringwall-Systemen umzogen sind. Gemeinsam mit diesen hat die prähistorische Niederlassung auf dem Warteberg die hohe, sehr den Stürmen ausgesetzte Lage, welche es uns heute ganz unbegreiflich erscheinen lässt, wie man in alter Zeit so ungünstig gelegene Punkte bewohnen konnte, obwohl ja selbst bis zur römischen Kaiserzeit hin Beispiele für derartige Höhen-Ansiedelungen — ich verweise nur auf den Mont Beuvray — bekannt sind.

Auf der mit einer Grasnarbe bedeckten Kuppe des Warteberges hatte ich Gelegenheit, am Rande eines am Südost-Abhange, gegen das Dorf Gleichen zu gelegenen alten, seit Langem nicht mehr benutzten Stein-Bruches[1]) und auf den Maulwurfs-Hügeln eine Anzahl prähistorischer Scherben u. s. w. aufsammeln zu können. Diese Stücke, obwohl im Vergleich zu den von hier im Museum zu Cassel aufbewahrten Gegenständen recht unscheinbar und unansehnlich, dürften immerhin einer kurzen Erwähnung werth sein und einige Beachtung verdienen. Die Culturschicht, welche die Bergspitze in einem mässig grossen Umkreise bedeckt, ist, wie schon hervorgehoben wurde, von sehr geringer Mächtigkeit, stellenweise wohl kaum 20—25 *cm* stark, so dass von einer regelrechten Schichtung der, wie wir sehen werden, verschiedenen Perioden angehörenden Reste nicht die Rede sein kann und diese Ueberbleibsel, gerade so wie in vielen Höhlen mit Fundstücken aller Zeitalter, bunt durcheinander liegen. Unregelmässig sind in ihr Thongefäss-Fragmente und Thier-Knochen, von denen ich aber nicht sehr viele bemerkte, dann einzelne Stein-Geräthe und Bein- und Horn-Artefacte u. s. w. vertheilt. Aschen- und Kohlenreste sah ich nicht; diese scheinen seltsamerweise auf dem Warteberg zu fehlen. Die schwarze Färbung der Schicht dürfte lediglich von verwittertem Basalt herrühren.

Unter den von mir hier aufgesammelten Topf-Scherben stammen die unverzierten meist von grossen Gefässen; der Thon enthält in der Regel viele Quarzbrocken, einige haben eine sehr rauhe Oberfläche, andere sind innen und aussen geglättet. Dünnere Gefäss-Fragmente sind mitunter fein geglättet und haben einen matten Glanz (braun, schwarz), welchen man öfter an keramischen Erzeugnissen der jüngeren Steinzeit wahrnimmt. Von Randstücken fand ich nur solche mit etwa senkrecht stehenden, kaum geneigten oder gebogenen Rändern. Ein sehr kleines, bräunliches Randstück zeigte das auf dem Warteberg auch sonst noch belegte Loch-Ornament (Fig. 1): etwa 1 *cm* unter dem Rande sind bei diesem in Distanz von 2 *cm* Löcher durchgestossen, von welchen das Fragment noch zwei aufzuweisen hat. Von den verzierten Gefäss-Resten seien ein gelbbraunes Stück mit schwach eingerissenen, nahezu parallelen Furchen, dunkelgefärbte Scherben mit flach eingedrückten, etwa kreisrunden Vertiefungen, welche offenbar zu einem jetzt nicht mehr erkennbaren Muster geordnet waren, ein gelbbraunes Stück mit sehr verwaschenen, enggestellten Linien, welche wie Schnur-Eindrücke aussehen (an einer Stelle sind diese Schnur-Eindrücke noch deutlich sichtbar), und braune Scherben mit Tupfen-Leisten erwähnt (Fig. 2—5). Ein Fragment von dunkelbrauner Farbe trägt noch einen kleinen, wagerecht durchbohrten, breiten Henkel, mit dem Rest eines sich daran anschliessenden Ornamentes (wagerechte Reihe senkrecht gestellter, kurzer Striche); ein kleines Bodenstück zeigt auf der Bodenfläche nebeneinander zwei breite Riefen, die vom Rande gegen die Mitte zu (aber am Centrum vorbeistreichend) gerichtet sind (Fig. 6, 7). Eine grössere Anzahl von Gefäss-Resten ist mit unregelmässig angebrachten länglichen Eindrücken, die oft besser

1) Ein neuer, die Spitze des Berges schon sehr bedrohender Basaltbruch liegt an der Nordwest-Seite des Abhanges, gerade über Kirchberg.

erhalten, oft sehr verschwommen sind und wie Abdrücke von Geweih-Stücken aussehen, dicht besetzt (Fig. 8—10); bei einem grösseren Fragment des Casseler Museums zeigen diese Eindrücke mehr reihenförmige Anordnung[1]). In gewisser Hinsicht erinnern diese Scherben, bezüglich ihrer unklaren Musterung und was ihr Auftreten

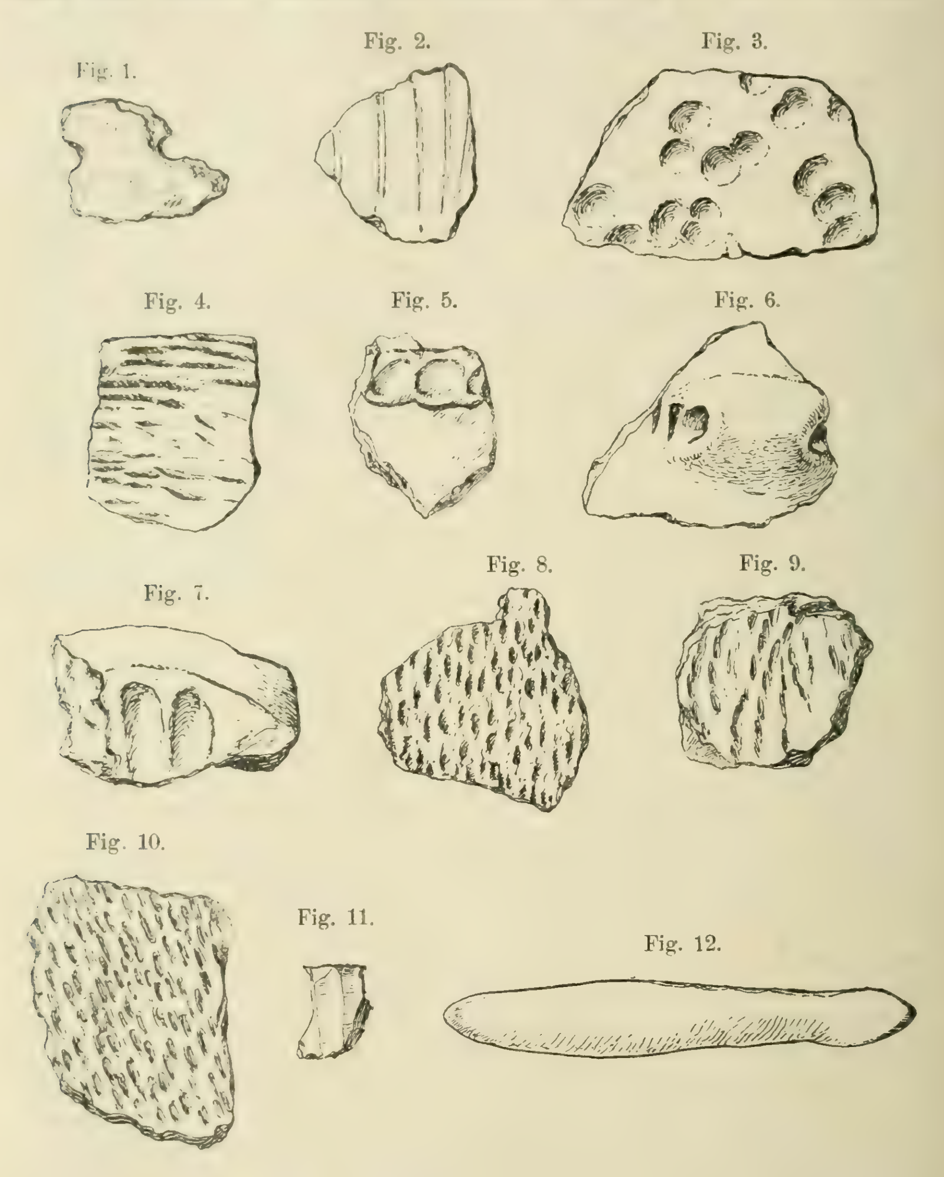


Fig. 1—12 in $^3/_4$ der natürl. Grösse.

an einem einzigen Fundplatze anbetrifft, an die der Tominz-Grotte bei San Canzian im österreichischen Litorale eigenthümlichen Topf-Reste mit zusammenlaufenden oder auch gekreuzten Strichen und Furchen[2]).

1) Pinder a. a. O., Taf. II, 30.
2) Verhandl. 1897, S. 229.

Ferner fand ich auf dem Warteberg in der Culturschicht zwei Feuerstein-Stücke, von denen das eine unzweifelhafte Spuren der Bearbeitung trägt (Fig. 11); es ist das Fragment eines prismatischen Nucleus, von den charakteristischen Facetten sind noch drei sehr deutlich erhalten. Ziemlich häufig bemerkte ich unbearbeitete grössere Quarz-Gerölle, welche offenbar das Roh-Material für die Beimischung zum Thon der hier verfertigten Töpfe vorstellen. Zahlreich herumliegende Sandstein-Trümmer sind jedoch wohl erst in neuerer Zeit auf den Berg gelangt, wie Claudius wenigstens angiebt. Von Bein-Geräthen entdeckte ich einen aus einem Röhren-Knochen gearbeiteten, etwa 8,5 *cm* langen Bein-Knebel, welcher an beiden Enden zu einer stumpfen Spitze abgeschliffen ist (Fig. 12); auf der einen Seite des nachträglich anscheinend beschädigten Instrumentes tritt die Spongiosa des Knochens noch heraus.

Unter den im Casseler Museum vom Warteberg aufbewahrten Fundstücken, von welchen man sich leider nach den schlechten Abbildungen bei Pinder keine rechte Vorstellung machen kann, erwähne ich zunächst einen typischen Schuhleisten-Keil (wohl aus Kiesel-Schiefer) und ein kleines schmalnackiges Flint-Beil von der Art, wie sie im skandinavischen Steinalter in der Periode der Dolmen-Gräber und schmalnackigen Feuerstein-Werkzeuge auftreten. Andere Stein-Geräthe, Keile mit mehr viereckigem Querschnitt, Pfeil-Spitzchen aus Feuerstein, Mühl- und Reibsteine, sind weniger bezeichnende Formen, ebenso bieten die Knochen- und Hirschhorn-Artefacte wenig Bemerkenswerthes. Unter den ornamentirten Scherben lassen sich die neolithischen Gruppen der Schnur- und Band-Keramik, sowie der megalithischen Gräber Nord-Deutschlands feststellen. Zu ersterer gehört ein Fragment mit sehr verwaschenen Schnur-Linien und wohl auch ein Stück mit einem unter einem scharfen Grat der Gefäss-Wandung angebrachten Henkel, welcher an die Henkel der schnurverzierten Amphoren erinnert. Zur bandverzierten Keramik rechnen wir einen Gefäss-Rest mit Stich-Ornament, das den Punkt-Mustern vieler bandverzierten Töpfe ähnelt, ferner einige Scherben mit röhrenförmigen, wagerecht durchbohrten Fortsätzen, wie sie auch aus der I. Stadt von Hissarlik-Troja und aus den Pfahlbauten des Atter- und Mond-Sees in Ober-Oesterreich vorliegen und auch in Tordos in Siebenbürgen gelegentlich auftreten, sodann noch ein kleines beschädigtes Fuss-Gefässchen, ein Gegenstück zu den aus Hissarlik (I. Stadt), Butmir, Tordos, Slavonien, Laibacher Moor, Münchshöfen in Nieder-Bayern, den Gräber-Feldern von Worms und Monsheim in Rhein-Hessen bekannten Fuss-Vasen dieser Stufe; die Scherben mit Gruben- und Loch-Ornament sind wohl auch noch dieser Gruppe zuzuweisen. Mit der Keramik aus den megalithischen Gräbern des nordwestlichen Deutschlands, deren wichtigstes Material das Provincial-Museum zu Hannover enthält, stimmt ein Fragment mit Strich-Reihen und einer Zickzack-Linie (Eindrücke mit schmalem Stich-Canal) überein[1]). Unter den nichtverzierten Gefäss-Resten dürften sich manche befinden, die wohl erst in das Metall-Alter, etwa in die Hallstatt- oder Latène-Zeit zu setzen sind.

Zu den von mir bereits im Corr.-Blatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft 1899, S. 34 u. f. besprochenen Funden bestimmter neolithischer Abschnitte aus dem nördlichen Nieder-Hessen (Steinkiste von Züschen mit Keramik der megalithischen Gräber, Hügelgrab bei Gudensberg mit schnurverzierter, Fund von Hofgeismar mit bandverzierter Topfwaare) gesellt sich nun noch der Warteberg bei Kirchberg als Fundplatz von Gefäss-Resten mit Schnur- und Band-Ornamentik, sowie des in den Steinkammer-Gräbern Nordwest-Deutschlands auftretenden Typus, ferner

---

1) Die hier genannten Stücke sind zum Theil bei Pinder abgebildet.

von für die Stufe der Band-Keramik (Schuhleisten-Keil) wie für einen bestimmten Abschnitt des nordischen Steinalters (schmalnackiger Flintkeil) charakteristischen Stein-Werkzeugen[1]. Weiter können wir aus nordhessischem Gebiet noch als Station mit Band-Keramik Niederurf (Kreis Fritzlar), südlich von der Eder, von wo die Sammlung in Cassel eine Reihe von typisch verzierten grauen Topf-Scherben aus Wohngruben besitzt, hinzufügen.

Das neolithische Fund-Gebiet in Nieder-Hessen vermittelt einmal die Verbindung der grossen thüringischen Gruppe mit dem südwestlichen Deutschland, dann aber auch mit dem Nieder-Rhein, an welchem sich erfreulicher Weise in letzter Zeit die Funde aus einzelnen Perioden der jüngeren Steinzeit recht vermehrt haben. Die am Nieder-Rhein bisher noch gar nicht bekannte Schnur-Keramik ist nunmehr aus der Gegend an der Lippe nördlich von Dortmund (schnurverzierter geschweifter Becher: Ausgrabungen des Dr. Baum für das städtische Museum in Dortmund), von den Feuerstein-Werkstätten an der unteren Lippe (Scherben) und ferner überhaupt zum ersten Mal am linken Rhein-Ufer bei Urmitz, zwischen Coblenz und Andernach (Reste geschweifter Becher mit Kerbmuster aus dem sogen. Cäsar-Lager) nachgewiesen. Die in Nord-Frankreich und Belgien so ungemein häufige bandverzierte Topfwaare mehrt sich allmählich auch am Nieder-Rhein, neu ist hier ihr Vorkommen unter den Wohngruben-Funden aus dem „Cäsar-Lager“ bei Urmitz. Hingegen fehlt, wenn man von Holland absieht, hier noch die in Nord-Hessen vertretene keramische Gruppe der megalithischen Gräber, während andererseits die am Nieder-Rhein durch viele Gefässe belegte Stufe der Glocken-Becher (desgl. im „Cäsar-Lager“ constatirt), sowie die Periode der grossen unverzierten Töpfe und Becher mit spitzem Boden von der Art, wie man sie in den neolithischen Pfahlbauten des Bodensees und in den Land-Ansiedlungen vom Michelsberg bei Unter-Grombach (Nord-Baden), Landau in der Pfalz, Schierstein bei Wiesbaden u. s. w. gefunden hat, welche Gruppe uns jetzt zum ersten Mal im unteren Rhein-Gebiet unter den Funden aus dem Lager bei Urmitz entgegentritt, in Nieder-Hessen zur Zeit noch ausstehen. —

(20) Hr. P. **Reinecke** berichtet über

die Goldfunde von Michałków und Fokoru.

Ueber den Goldschatz von Michałków in Ost-Galizien, welcher jedem Prähistoriker, der sich mit der Vorgeschichte des östlichen Europas beschäftigt hat, dem Namen nach bekannt sein dürfte, aus kleinlichen Gründen jedoch bisher nur einigen wenigen Forschern zugänglich gemacht wurde, erschienen in jüngster Zeit einige etwas ausführlichere Mittheilungen, die es gestatten, nunmehr uns wenigstens über einen Theil dieses bedeutsamen Fundes zu orientiren. Leider steht die bereits vor 20 Jahren angekündigte, offenbar aber noch gar nicht ernsthaft in Angriff genommene Publication des Goldschatzes, welcher in dem Museum des kürzlich verstorbenen Grafen Dzieduszycki zu Lemberg aufbewahrt wird, noch immer aus, es ist deshalb nach wie vor noch nicht recht möglich, den Gesammt-Charakter des Fundes zu studiren. Zwar an unseren Anschauungen über Alter und Stilart der meisten Stücke des Fundes wird sich kaum mehr etwas ändern; doch könnten in ihm vielleicht mancherlei Einzelheiten enthalten sein, welche hinsichtlich der

1) Welches das Verhältniss dieser Stufe des nordischen Steinalters zu den uns in Mittel- und Süd-Deutschland geläufigen neolithischen Perioden ist, wissen wir zur Zeit aus Mangel an diesbezüglichen Studien noch nicht.

Zeit seiner Deponirung uns grosse Ueberraschung gewähren würden, obwohl auch dies nicht sehr wahrscheinlich ist.

Die erwähnten neuen Mittheilungen über den Goldschatz von Michalkow erschienen in dem Werke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild"[1]), im Band Galizien. S. 126 u. f., aus der Feder Wladimir Demetrykiewicz's, des Leiters der archäologischen Sammlungen der Krakauer Akademie der Wissenschaften. Sie bieten eine erwünschte Ergänzung der im Werke von Kohn-Mehlis enthaltenen Beschreibung des Schatzes[2]) und ermöglichen es uns, an der Hand von Vergleichs-Material, den Fund, welcher bisher nur einigen wenigen Archäologen zu Gesicht kam, aus seinem geheimnissvollen Dunkel in ein helles Licht zu rücken.

Wir geben im Folgenden die Beschreibung Demetrykiewicz' — auf seine Ausführungen über Stil und Herkunft der Gegenstände kommen wir später zurück — mit einigen Kürzungen wörtlich wieder. Er sagt in den einleitenden Bemerkungen, man könne die Objecte von Michalków in zwei Gruppen theilen, deren grössere er der Latène-Cultur zuweisen will. Er fährt dann fort: „Zu dieser Gruppe gehören in dem Goldschatz vor Allem [a] 4 Gewand-Nadeln von dem Typus der sogen. Bogen-Fibel mit segelähnlicher Nadel-Capsel. An zwei grösseren, von 12—13 *cm* Durchmesser, ist der Bogen mit eingereihten, eckigen, hohlen Gold-Perlen verziert; sie sind den 2 Fibeln des zu Fokoru in der Gegend von Pest gefundenen Goldschatzes sehr ähnlich. Zwei andere kleinere Fibeln . . . . weisen an dem Bogen statt der Perlen nur eine dem Halbmond oder einem Kahn ähnliche hohle Verzierung aus Goldblech auf und gehören zu jener Abart der Bogen-Fibeln, welche gewöhnlich Kahn-Fibeln genannt werden. Die segelähnlichen Nadel-Capseln der beiden letzteren Fibeln zeigen in den Ecken Ornamente in Gestalt gleichschenkliger kleiner Kreuze (so eigenthümlich der Latène-Periode) in getriebener Arbeit. Hierher gehören ferner [b] ein offener Halsring in Gestalt eines massiven runden Reifes, dessen Enden siegelstockähnlich sich ausbreiten, eine Eigenthümlichkeit des Latène-Stiles, und [c] 3 goldene Armringe, deren Enden mit zwei an die Hörner eines Widders erinnernden Voluten abschliessen. Zwei von diesen Armringen sind aus massivem, rundem Goldstab, der dritte ist flach und hat ein gegossenes durchbrochenes Ornament, gebildet aus einer Reihe gleicharmiger kleiner Kreuze."

„Zu dieser Gruppe gehört auch [d] der goldene Abschluss einer pyramidenförmigen Kopfbedeckung, in Gestalt einer vierblätterigen, aus einem glockenförmigen Knopfe nach unten ausstrahlenden Blume. Ein zu Weisskirchen in Krain gefundener lederner Helm, welcher ebenfalls der Latène-Zeit angehört, hat einen ähnlichen pyramidenförmigen Abschluss aus Metall, und seine Seiten waren mit runden metallenen Platten, welche in der Zahl von 4 bis 5 rings um den Kopf gereiht waren, geschmückt" [gemeint sind hier die dem Schluss der älteren Hallstatt-Zeit angehörenden Schlüssel-Helme von St. Margarethen, St. Marein u. s. w.; Demetrykiewicz verwechselt diese mit dem Metall-Helm unteritalisch-griechischer Herkunft von Weisskirchen]. „. . . . . Da wir in dem Goldfund von Michalków ebenfalls [e] vier runde goldene Platten in der Art der etruskischen und römischen sogen. Phalerae mit einem Oehr in der Mitte finden, kann man vermuthen, dass diese zusammen mit dem oben geschilderten Aufsatz (oberen Theile) zur Verzierung eines nämlichen ledernen Helmes gedient haben."

1) Lieferung 280, 282.

2) Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa. Bd. II, S. 228 u. f.

„In dem Goldschatz von Michałków befindet sich ferner [f] ein dünnes goldenes Blech, gegenwärtig aus 7 Bruchstücken bestehend, welche zusammen eine Art Gürtel oder Krone bilden. Das Blech ist fast 6 *cm* breit und mit drei Reihen kleiner, getriebener Kreise, in jedem ein Dreieck mit eingezogenen Seiten (ein typisches Latène-Ornament), verziert. Der eine Rand dieses goldenen Streifens (Bandes) hat ein $3^1/_2$ *cm* hohes, aus Blech ausgeschnittenes Ornament, abwechselnd aus zwei Formen zusammengestellt, nehmlich einem spitzigen Dreieck, dessen oberes Ende ein Halbmond abschliesst, und einer Art von Kreuz, dessen verticaler Balken am Fusse und an dem oberen Ende in zwei nach aussen umgebogene Hörner gespalten ist. Wahrscheinlich diente dieses feine Blech, auf ein steifes kostbares Gewebe genäht, zu einem weiblichen Kopfschmuck. Es ist zu bemerken, dass ein Streifen (Band) aus einem ebensolchen dünnen goldenen Blech, jedoch mit abgerissenem Rande und mit ähnlichem Ornament aus Kreisen und Dreiecken und Vierecken, dessen Seiten eingezogen sind, sich in dem Goldfunde von Fokoru in Ungarn befindet und von den dortigen Archäologen für ein Gürtelblech angesehen wird."

„Zum Goldschatz von Michałków gehören ferner zwei goldene, wahrscheinlich zum Behängen der Brust bestimmte Ketten. Die Glieder der einen [g] bestehen aus einer kleinen Röhre, an welcher 3 goldene Platten in Form halber lorbeerähnlicher Blätter mit der mittleren Ader wie angewachsen sind. Eine ganz gleiche Kette wurde im Gebiet von Fehér in Ungarn gefunden, zusammen mit einer goldenen Phalera, wie solche, wie oben erwähnt wurde, auch der Goldfund von Michałków vier enthält. Die zweite Kette [h] in diesem Schatz hat an den Röhrchen ihrer Glieder zwei halbkreisförmige Platten wie Flügel, deren Flächen mit einem gravirten Spiral-Ornament verziert sind."

„Zu diesem Schatz gehört weiter [i] eine grosse Menge goldener Perlen von runder oder dreieckiger Gestalt und verschiedener Grösse, so dass man damit die ganze Brust behängen kann, darunter auch hohle, mit Spiral-Ornament verzierte Perlen von der Grösse einer Haselnuss, sowie [k] eine Bernstein-Perle und [l] drei aus blauem Glas. Wir finden hier ferner [m] eine goldene halbkugelige Schale von 12 *cm* Durchmesser, deren Seiten mit einer Reihe von der Mitte gegen die Aussenseite getriebenen Erhebungen verziert sind, und endlich [n] zwei, wahrscheinlich von einer Fibel herrührende Fragmente."

„Die zweite Gruppe der Denkmäler des Goldfundes von Michałków bilden [o] 4 dicke gegossene Platten, welche auf der einen Seite in Umrissen und erhabener Zeichnung vier phantastische vierfüssige Thiergestalten zeigen, während auf der anderen Seite die Platten mit einer ebenfalls goldenen Nadel versehen sind, also eine Art Fibel bilden. Die Conturen der grössten ($16^1/_2$ *cm* langen) dieser Fibeln und zweier anderer von $10^1/_2$ *cm* Länge, die einander gleich, obwohl in entgegengesetzter Richtung gezeichnet sind (Pendants), erinnern an eine hockende Löwen-Gestalt, die Zeichnung der vierten kleinsten Platte an einen Hund. Die Oberfläche dieser Thiere ist mit einem Ornament, bestehend aus kleinen und grösseren flachen, knopfähnlichen Rosetten, besetzt, die so gruppirt sind, dass jedes Auge und jede Biegung der Füsse durch eine kleinere Rosette, deren Mitte ein Dreieck mit eingezogenen Seiten bildet, bezeichnet ist. Breitere Flächen des Thierleibes sind mit grösseren Rosetten verziert, in deren Mitte sich ein dreitheiliges erhabenes Ornament (sogen. Triquetrum), bestehend aus drei speichenartig mit den Hälsen verbundenen Thierköpfen im Profil, befindet. Jene aus Dreiecken mit eingezogenen Seiten und Triquetren bestehenden Ornamente gehören zu den typischen Merkmalen des Latène-Stiles: die Silhouette aber der besprochenen phantastischen Thiergestalten, ihre ungemein barbarische Zeichnung und ihr ebenso roher Abguss, sowie

die Bestimmung dieser Fibeln von so ungewohnlicher Gestalt sind dem Latene-Stil und der keltischen Cultur in West- und Mittel-Europa vollkommen fremd." Die Beschreibung schliesst mit einem Hinweis auf die phantastischen Thiergestalten aus Metallblech, welche in den skythischen Kurganen „Lugovaja Mogila" bei Alexandropol und „Tolstaja Mogila" bei Krassnokutsk in Süd-Russland gefunden wurden.

Vor 2 Jahren gruben Bauern aus Michałków an der Fundstelle nach, bei welcher Gelegenheit wieder Gold-Objecte in ansehnlicher Anzahl zum Vorschein kamen, die unbedingt mit den im Jahre 1878 entdeckten Alterthümern im Zusammenhang stehen und gemeinschaftlich mit diesen zu einem einzigen Depot von Goldsachen gehören. Leider wurden diese neuen Funde zersplittert, doch haben wir auch über sie, und zwar von dem bekannten galizischen Alterthums-Freund L. v. Przybysławski, brauchbare Aufzeichnungen[1]. Derselbe macht folgende Gegenstände namhaft: [α] Eine goldene Zierscheibe mit Oehr und getriebener Ornamentirung, 10 *cm* Durchmesser, dann [β] 72 Gold-Perlen und [γ] einige Bruchtheile von Goldblech [α—γ im Besitz des Dzieduszycki'schen Museums], ferner [δ] ein goldenes Armblech „sans repoussé ornamentirt", [ε] eine aus Goldblech getriebene Schale, [ζ] zwei Bruchtheile einer ähnlichen Schale und [η] zwei Gold-Perlen, von welchen die eine eckig, die andere rund ist (δ—η im Besitz des Grafen Borkowski), sodann [θ] 8 Bruchtheile von „Armblechen" (deren eines er abbildet), [ι] zwei Schalentheile, [κ] 11 eckige und 27 runde (je eine davon ist abgebildet) Gold-Perlen (θ—κ jetzt im Naturhistorischen Hof-Museum in Wien), weiter [λ] eine Zierscheibe mit Oehr, 10 *cm* Durchmesser, „verziert mit in getriebener Arbeit punktirten Kreisen, zwischen welcher Arbeit 4 kleine Kreise angebracht sind (eine ganz ähnliche kaufte Graf Dzieduszycki)," [μ] einen Armring aus massivem rundem Goldstab, ohne Ornamente, [ν] „eine aller Wahrscheinlichkeit nach ritualmässig beim Vergraben zusammengequetschte" Schale, [ξ] 3 eckige und 9 runde Gold-Perlen (λ—ξ sowie ein Gold-Klumpen aus frisch zusammengeschmolzenen Bruchstücken im Besitz von A. Dzikowski in Lemberg).

Einem Berichte Demetrykiewicz' an die Anthropologische Gesellschaft in Wien[2] über den neuen Fund von Michałków ist zu entnehmen, dass ausser den von Przybysławski aufgezählten Stücken noch eine kleine Gruppe in Privatbesitz kam und an ein ausländisches Museum weiterverkauft wurde. Demetrykiewicz erwähnt ferner einen silbernen Gegenstand (Platte mit Inschrift?), sowie ein Glas-Gefäss und Thon-Gefässe, welche angeblich neben den Goldsachen lagen. Die Inschrift-Platte und das Glas-Gefäss gehören wohl ins Reich der Fabel, die Zahl der Thon-Gefässe ist offenbar auf eines zu reduciren, welches den Goldschatz enthielt.

Die meisten der Alterthümer aus dem Goldschatz von Michałków, jedenfalls wohl auch den Fund in seiner Gesammtheit, müssen wir etwa an den Beginn des letzten vorchristlichen Jahrtausends setzen. Die bei Kohn-Mehlis vorliegende unklare Beschreibung der einzelnen Stücke[3] liess dies kaum erkennen, die Ausführungen Demetrykiewicz' sind jedoch durchsichtig genug, um, unter Herbeiziehung von Vergleichs-Material, für fast alle Gegenstände den Beweis dafür zu erbringen. Mit der Latène-Zeit und dem Latène-Stil hat der Goldschatz nichts ge-

1) Mittheilungen der Central-Commission 1898, S. 112 u. 113; vgl. dazu Mittheil. d. Anthropol. Gesellsch. in Wien 1898, Sitz.-Ber. S. 30.

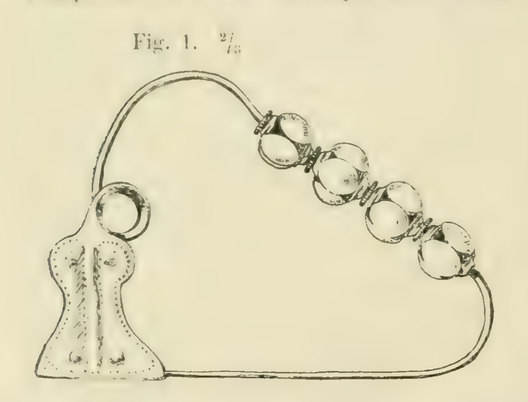
2) Mittheilungen 1898, Sitz.-Ber. S. 30.

3) Vergl. dazu Zeitschr. f. Ethnologie 1896, S. 10.

meinsam; die schon früher geäusserte und jetzt wieder vorgebrachte Ansicht, dass der Fund Latène-Charakter zeige, ist unhaltbar und völlig verfehlt, und um so mehr, als J. Hampel, welcher den Fund vor einigen Jahren in Augenschein nehmen konnte, auch die polnischen Prähistoriker auf den ungarländischen Goldschatz von Fokoru (Com. Heves) als einen nahen Verwandten des Depot-Fundes von Michałków aufmerksam machte. Der Fund von Fokoru steht der Latène-Cultur keineswegs nahe, auch wenn Pulszky vor 20 Jahren[1], was vor dem Erscheinen des grundlegenden Werkes von Undset über das erste Auftreten des Eisens entschuldbar ist, Typen aus Fokoru mit Alterthümern der Kelten-Herrschaft in Verbindung brachte; vielmehr weisen alle einzelnen Merkmale, sowohl in dem Depot von Fokoru, wie in dem von Michałków, auf bedeutend ältere Zeiten hin. Die folgende Besprechung der einzelnen Gegenstände aus Michałków, für welche wir mit wenigen Ausnahmen immer aus Fokoru und einigen anderen Goldfunden Ungarns Gegenstücke namhaft machen können, wird das deutlich genug zeigen.

Die Gold-Fibeln von Michałków (*α*, *ν*), desgl. die Fibeln aus Fokoru [Fig. 1[2]], gehören zum Typus der althallstättischen zweischleifigen Bogen-Fibeln mit breiter Fussplatte. Bei den zwei grösseren vollständigen Exemplaren trägt der Bügel, ebenso wie bei den beiden Stücken von Fokoru, aufgeschobene hohle, aus kleinen Buckeln zusammengesetzte Perlen einer Gattung, welche unter den zahllosen Gold-Perlen des galizischen Goldschatzes gewiss häufig vertreten ist (die unter *η*, *κ* und *ο* erwähnten eckigen Perlen sind als solche zu bezeichnen). Die zwei kleineren Bogen-Fibeln haben an Stelle des perlenbesetzten Bügels einen kahnförmig gestalteten Bogen, eine jedenfalls ungewöhnliche Erscheinung für den zweischleifigen Bogenfibel-Typus, wenn hier nicht etwa einschleifige Exemplare vorliegen. Doch auch die (offenbar nur gering ausgeprägte) kahnartige Bildung des Bügels spricht für den älteren Abschnitt der Hallstatt-Zeit. Die segelähnlichen Fussplatten der beiden kleineren Fibeln zeigen in den Ecken eingeschlagene Kreuze, ein Ornament, das uns in der Hallstatt-Zeit — wir erinnern hier nur an die getriebenen Gürtelbleche — ebenso häufig begegnet, wie es in der Latène-Periode selten ist; die Fussplatten der Fibeln aus Fokoru weisen an den entsprechenden Stellen getriebene Buckel auf, zudem sind sie noch durch mit dem Punzen eingeschlagene, feine Punkte umrändert. Die Garnirung des Bügels der Bogen-Fibeln mit Perlen könnte als etwas Ungewöhnliches innerhalb des Hallstatt-Kreises erscheinen, jedoch nur, wenn man dabei an die Verhältnisse in Italien und nördlich und westlich von Ober-Italien denkt; auf der Balkan-Halbinsel bietet diese Eigenthümlichkeit nichts Befremdendes, es sei hier nur auf die von Griechenland bis Bosnien und Slavonien

Fig. 1. 2/3



1) F. v. Pulszky, Die Denkmäler der Kelten-Herrschaft in Ungarn, ungarisch in den Archaeologiai Közlemények, XIII, Heft I, 1879; deutsch in den Literarischen Berichten aus Ungarn, III, 1879; französisch in der Revue archéologique (XXXVIII), 1879.

2) Die eine, ursprünglich vorhandene Schleife der hier abgebildeten Fibel ist natürlich nachträglich aufgebogen und beseitigt.

verbreiteten silbernen Bogen-Fibeln mit aufgeschobenen Perlen und ihre im Guss nachgeahmten Gegenstücke aus Bronze, bei welchen die beweglichen Perlen zu einfachen Knoten des Bügels werden, hingedeutet. Ein mit Knoten besetzter Bügel, welcher aufgeschobene Perlen imitirt, findet sich selbst noch auf dem Grenzgebiete von Apenninen und Balkan-Halbinsel, und dazu gerade wieder so häufig an dem zweischleifigen Bogenfibel-Typus. Der kahnartige Bügel, wie ihn die beiden kleineren Fibeln zeigen, würde hingegen eher auf die italische Halbinsel hinweisen; doch wird man z. B. ohne Bedenken die segelartigen Blähungen des Bügels vieler Dipylon-Fibeln Griechenlands als eine Modification, welche die Bekanntschaft kahnartiger Fibeln auf griechischem Boden voraussetzt, auffassen können, obschon wirkliche Kahn-Fibeln auf griechischem Boden recht selten angetroffen werden. Und was schliesslich das scheinbar vereinzelte Vorkommen dieser zweischleifigen Bogen-Fibeln im Norden von der unteren Donau anbetrifft, so wollen wir nur daran erinnnern, dass dieser Typus in diesem grossen Gebiete, in welchem die Funde der Vorzeit bisher spärlicher vertheilt sind, als in unseren Gegenden, auch sonst noch, wenn zwar auch nicht aus Gold, so doch wenigstens aus Bronze, z. B. aus einem in Siebenbürgen entdeckten, sehr alten skythischen Grabe, vorliegt[1]).

Bei dem offenen Halsring mit siegelstockähnlichen Enden (*b*) aus Michałków denkt **Demetrykiewicz** an den Latène-Torques, ob mit Recht, mag dahingestellt bleiben, so lange man nicht das Original prüfen kann. Aus der Hallstatt-Zeit sind auch Bildungen, auf welche man die Bezeichnung „siegelstockähnliche Enden“ anwenden kann, bekannt, z. B. bei Halsringen aus dem östlichen Deutschland, welche der Schluss-Periode der älteren Hallstatt-Zeit angehören[2]), desgl. bei Armringen aus diesem Gebiet, die in den Armringen mit pufferförmigen Enden aus Griechenland ihre Gegenstücke haben[3]). In der nicht ausreichenden Beschreibung **Demetrykiewicz'** ist kein Merkmal, welches den Ring als ein Erzeugniss des Latène-Kreises charakterisiren würde, angeführt; die Erwähnung der siegelstockförmigen Enden genügt hierfür nicht, diese könnte ebenso gut auch noch auf Ringe aus merovingischer Zeit (Armring des **Childerich** u. s. w.) passen. Im Schatz von Fokoru waren nur Halsringe mit Torsion und umgerollten Enden, ein Typus, der an der Ostsee in den Funden der jüngeren nordischen Bronzezeit (IV. u. V. Periode **Montelius'**) aus Bronze häufig wiederkehrt, enthalten.

Für zwei von den 3 Armringen (*c*) des **Dzieduszycki**'schen Museums kennen wir aus Fokoru Gegenstücke (Fig. 2) mit kantigem, ein typisches Ornament (aneinandergereihte Halbkreise u. s. w.) tragendem Reif und je in zwei Spiral-Scheiben ausgehenden Enden; entsprechende Goldringe fanden sich auch sonst noch in Ungarn [z. B. Fund von Acsád[4])], ferner in Nord-Deutschland (Lettnin in Pommern[5])), hier als Weiterführung von schon in der Bronzezeit im Norden und auch in Süd-Deutschland vorhandenen Ringformen mit Spiral-Scheiben. Der dritte, in durch-

1) Klein-Probstdorf im Gross-Kokeler Comitat (Mus. Hermannstadt); bei der Abbildung dieser Fibel im Arch. Értesitő 1897, p. 16 (Fig. 5*d*), ist der (noch vorhandene) abgebrochene, segelartige Nadelhalter fortgelassen.

2) Wie **Lissauer**, Bronzezeit in Westpreussen, Taf. X, 15.

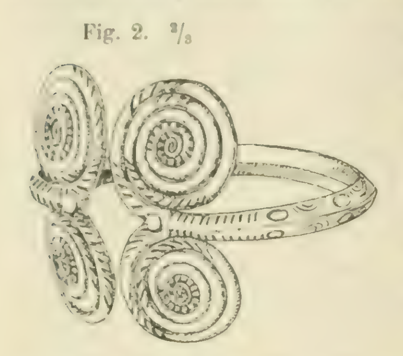
3) Wie Olympia, IV (**Furtwängler**, Bronzen), Nr. 393, 394.

4) **Hampel**, Bronzealter in Ungarn, XLVII, 2—4; Arch. f. Kunde österreich. Geschichtsquellen, XV, 1855, S. 323: Armring von Hajdu-Szoboszló — Arch. Értesitő 1898, S. 52.

5) Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, I, V, 4, 6; Baltische Studien 1896, Taf. II, 31.

brochener Arbeit ausgeführte, von einer Reihe gleicharmiger kleiner Kreuze gebildete Armring dürfte einzig in seiner Art dastehen. Durchbrochene Arbeiten sind zwar gerade in der älteren Hallstatt-Zeit keine Seltenheiten — wir kommen weiter unten noch darauf zurück; — zu einem solchen Armring wüsste ich jedoch kein Gegenstück namhaft zu machen. Der vierte unverzierte Armring (μ) aus massivem rundem Goldstab (im Besitz von Dzikowski-Lemberg) zählt zu einer Classe von Ringen, welche auf ungarischem Boden uns häufig begegnet, und zwar immer wieder in Verbindung mit Alterthümern vom Schluss des ungarländischen Bronzealters.

Fig. 2. $^2/_3$



Räthselhaft erscheint der Goldknopf (d), welcher bei Kohn-Mehlis, S. 232, genauer beschrieben ist („ein fast 3 Zoll hoher Pfeiler mit einem Knopf an dem einen Ende, während das andere in vier, ein Kreuz bildende Blättchen ausläuft . . . . aus Goldblech, wie die alten Bracteaten-Münzen, angefertigt"). Demetrykiewicz glaubt ihn als die Bekrönung eines Helmes bezeichnen zu können, indem ihm dabei die althallstättischen Schüssel-Helme vorschweben. Mit der Spitze dieser Helme hat jedoch der fragliche Gegenstand, nach den beiden Beschreibungen wenigstens zu urtheilen, keine Verwandtschaft. Er würde uns eher erinnern an die Bekrönung der glockenförmigen Kegel-Helme (mit besonders angefügtem Knauf) aus Ungarn und Nord-Deutschland[1]), welche aus dem „altitalischen" Culturkreise stammen oder sich an ein Vorbild aus diesem Kreise anlehnen; jedoch ist bei diesen der Knauf kegelförmig und nicht in 4 Blättchen auslaufend gebildet. Wenn die Beschreibung dieses Gold-Objectes dahin zu verstehen wäre, dass es sich bei der vierblätterigen Blume um eine vierkantige, unten weit ausladende Pyramide handelt, welche von dem Knopf bekrönt wird, so könnte man es mit den so gestalteten Knäufen von Bronze-Zierplatten aus Olympia[2]) in Verbindung bringen; es wäre dann als Knopf einer grossen Zierscheibe (von einem Helm?, vom Pferde-Geschirr?) aufzufassen. Es wird jedoch nicht erwähnt, ob der Gegenstand ein Oehr oder einen Stift, um ihn auf seiner Unterlage festzuhalten, trägt; zudem mag es als sehr zweifelhaft erscheinen, ob Gold für den Zweck, welchen die Bronze-Zierplatten aus Olympia und ähnliche Stücke der älteren Hallstatt-Zeit vom Glasinac, aus Hallstatt und vielen Depot-Funden aus den Ländern nördlich von den Alpen zu erfüllen hatten, ein geeignetes Material war. Die Bedeutung dieses Gold-Objectes müssen wir demnach noch als unaufgeklärt ansehen, wenngleich es uns an bestimmte Erscheinungen der älteren Hallstatt-Gruppe gemahnt.

Die 6 runden goldenen Platten mit Oehr (ε, α, λ), welche wohl sämmtlich mit getriebenen Mustern verziert sind, bieten nichts Aussergewöhnliches; die Depot-Funde aus Skandinavien und Nord-Deutschland der ältesten Hallstatt-Zeit (Periode IV, z. Th. auch Stufe V von Montelius' Bronzealter) enthalten viel Vergleichs-Material hierfür, allerdings nur aus Bronze, ebenso begegnet man in den Gräbern der

1) Hajdu-Böszörmeny, Endröd, Saros (Schorsch), Selsdorf b. Dobbertin (Hampel, Bronzealter, XXXIII, 1. 2; Arch. f. Siebenbürg. Landeskunde, XIII, 3, 1877, S. 476; Goos, Chronik u. s. w. 1876, S. 50; Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit I, XI, 1, 2).

2) Olympia, IV (Furtwängler, Bronzen), Nr. 512—515.

ältesten Hallstatt-Stufe (wie in den jüngsten Bronze-Depotfunden) aus dem oberen Donau-Gebiet u. s. w. ähnlichen Zierscheiben. Ueber die Verwendung dieser Zierbuckel gehen die Meinungen auseinander. In einigen Sammel-Funden treten sie in Gemeinschaft mit Pferdegebiss-Theilen auf, was für ihre Zugehörigkeit zum Pferde-Geschirr sprechen würde; aber ebenso oft erscheinen sie lediglich mit Schmucksachen, Halsringen, Fibeln und dergl. mehr, weswegen man sie häufig auch als Brustschmuck bezeichnet[1]); jedoch können sie auch, wie es etwa die bekannten Schüssel-Helme zeigen, zum Theil als Besatz von Helm-Kappen aus Leder oder Geflecht gedient haben. Bei derartigen Scheiben aus Gold muss man jedoch wohl eher an Schmuck denken: einem praktischen Zweck, wie ihn etwa Helm-Besatzstücke erfordern, vermochten sie kaum gerecht zu werden. Was das Ornament der einen verzierten Scheibe (*e*) anbetrifft, so reicht hier die Beschreibung Przybysławski's nicht aus, um dasselbe in Zeichnung wiederzugeben; doch unschwer wird man erkennen, dass man es hier nur mit einem Erzeugniss des Hallstatt-Kreises zu thun haben kann. Etwas klarer werden die Ornamente von 2 Scheiben aus dem älteren Funde bei Kohn-Mehlis, S. 231 (Nr. 5), beschrieben, wo es heisst: „Eins dieser Schildchen ist mit vier gleich weit voneinander entfernten kleinen Kreisen verziert, in deren Mitte sich ein fünfter befindet; auf dem zweiten Schildchen bemerkt man zwei concentrische Kreise, zwischen denen sich acht kleine, gleich weit voneinander entfernte Kreise befinden." Die Anordnung des Musters bei der ersten Zierplatte ist klar; die zweite trägt offenbar zwei grosse Kreise, der eine am Rande verlaufend, der zweite innerhalb desselben in der Mitte der Scheibe ein grosses Feld umschliessend; in der von beiden gebildeten Randzone sind dann die acht kleineren Kreise untergebracht. Man vergleiche hier nur die Zierbuckel aus norddeutschen Depot-Funden der älteren Hallstatt-Zeit; unter diesen wird man viele bemerken, welche als Illustration der beiden Michałkówer Scheiben dienen könnten[2]).

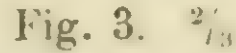
Bei dem Goldblech-Streifen (*f*) des Dzieduszycki'schen Museums dürfte es sich eher um einen Gürtel als etwa um ein Diadem handeln; bei der ähnlichen, auch nahezu gleich breiten Tänie aus dem Schatz von Fokoru[3]) (Fig. 3) fehlen die beiden Enden, das Ornament ist auf dem allein erhaltenen Stück gleichmässig fortlaufend (grosse Kreis-Systeme, dazwischen in 2 Reihen immer zwei kleine Kreise), also muss der Streifen ursprünglich bedeutend länger gewesen sein und war somit kaum noch als Kopfbinde zu verwenden. Vielmehr hat man diese schmalen langen Streifen als Gürtelbleche anzusprechen; bei analogen, bis zu einem Meter und mehr langen Bronzeblech-Bändern aus Hallstatt (aus Gräbern der

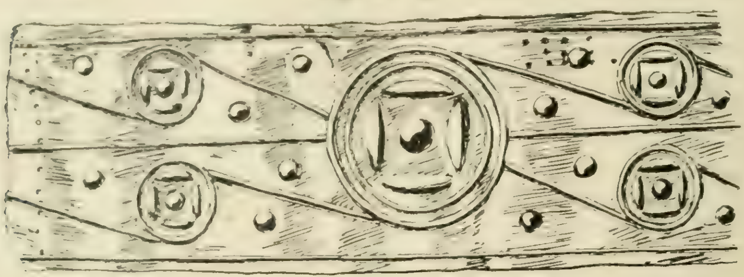
1) Vielleicht waren sie dann Besatzstücke eines Leder-Kollers, welcher mit seinen Metallblech-Verkleidungen denselben Zweck erfüllen konnte, wie ein Panzer aus getriebenem Bronzeblech. Der neu aufgetauchte, angeblich in Süd-Frankreich zum Vorschein gekommene Bronze-Panzer „altitalischer" Arbeit, ein Gegenstück des bekannten Panzers aus Grenoble im Musée d'Artillerie zu Paris, zeigt im Ornament auf der Brust zwei durch eingeschlagene Punkte angedeutete Zierbuckel, offenbar eine Reminiscenz an scheibenförmigen Brustschutz, während die Andeutung des Nabels ohne einen solchen Schutz ist.

2) Z. B. Photograph. Album, Berlin 1880, Sect. II, Taf. 12: Alterthümer unserer heidn. Vorzeit, III, VIII, 2, 10.

3) Dass der eine Rand, wie Demetrykiewicz glaubt, verletzt ist und ein ausgeschnittenes Ornament trug, dürfte, nach der mir vorliegenden galvanoplastischen Nachbildung zu urtheilen, ausgeschlossen sein. Am einen Ende des erhaltenen Bruchstückes sieht man nachträglich eingeschlagene Punkte, als wäre das Blech nach einer Verletzung wiederum zu irgend einer anderen Verwendung hergerichtet worden.

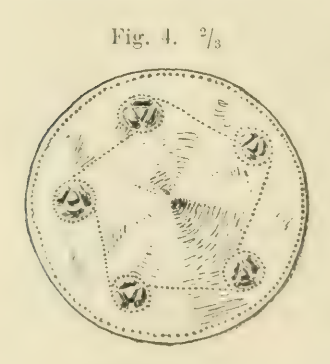
zweiten Hälfte der älteren Hallstatt-Zeit) ist durch die mit ihnen verbundenen eisernen Gürtel-Haken mit rhombischer Platte der Nachweis geliefert, dass sie als


Fig. 3. $^{2}/_{3}$



Gürtelschmuck dienten. Das getriebene Ornament des Gürtelbleches von Michałków, in 3 Reihen angeordnete Kreise, welche ein Dreieck mit eingezogenen Seiten enthalten, gehört gleichfalls in den Kreis der älteren Hallstatt-Gruppe, wenngleich auch als sehr seltene Erscheinung; wenn ein entsprechendes Muster in der Latène-Zeit auftritt[1]) und man es deswegen in unserem Falle als untrügliches Merkmal für die Abhängigkeit der Goldsachen von Michałków vom Latène-Stil aufgefasst hat, so ist das ein sehr schwerer Irrthum; statt die einzelnen Gegenstände des Fundes auf ihren kunsthistorischen Zusammenhang hin zu studiren, hielt man sich nur an diese eine scheinbare Uebereinstimmung, deren Bedeutung eine ganz zweifelhafte ist. Ganz abgesehen von den Beziehungen fast sämmtlicher Stücke des Goldschatzes von Michałków zu ungarischen Goldfunden vom Schluss des Bronzealters und weiter auch zu allerhand Schmucksachen u. s. w. der älteren Hallstatt-Zeit, ganz abgesehen von der Uebereinstimmung der Technik der Muster auf den Gürtelblechen von Michałków und Fokoru mit solchen von zahllosen Metallarbeiten der älteren Hallstatt-Stufe, während man in der Latène-Zeit Derartigem kaum noch begegnet, ist das fragliche Ornament selbst innerhalb dieses Kreises belegt, und zwar, ohne dass ein Irrthum über die Zeitstellung obwalten könnte. Die Zierbuckel aus dem Schatz von Fokoru (von kegelförmiger Gestalt, aber mit sehr breitem, flachem Rande, in der Form sich noch an einen in Süd-Deutschland und Ungarn in der reinen Bronzezeit vorkommenden Typus anlehnend; Fig. 4) tragen dieses Muster, und zwar in einer Anordnung, welche weiter einen vorzüglichen Anhalt für Zeitbestimmung und Herkunft gewährt. Die fünf auf der Scheibe in gleichen Abständen angebrachten Buckel mit Dreiecken (in getriebener Arbeit ausgeführt) mit allerdings minimal eingezogenen Seiten, was bei der Kleinheit des Musters begreiflich ist, sind umgeben von Kreisen (aus eingeschlagenen Punkten gebildet), welche miteinander durch Tangenten (die Linien gleichfalls aus eingeschlagenen Punkten bestehend) verbunden werden — das bekannte Motiv der Tangenten-Kreise des griechisch-

Fig. 4. $^{2}/_{3}$



1) In vielen Fällen ist dann die Ableitung dieses Ornamentes aus einer bestimmten Anordnung der Fischblasen- und Schnecken-Muster erkennbar; in der Regel fehlt der das Dreieck umgebende Kreis, während er in Michałków und Fokoru ein sehr wesentlicher Bestandtheil ist.

geometrischen Stiles, das auch sonst noch aus dem nordwestlichen Theile der Balkan-Halbinsel (Glasinac u. s. w.) und sporadisch weiter nordwestlich davon bis nach Santa Lucia, Hallstatt und Tirol[1]), sodann auch noch auf ähnlichen Goldscheiben aus Ungarn [z. B. Aranyosmaróth[2])] vorliegt, während es unter den einheimischen Arbeiten der ältesten Eisenzeit in Italien kaum auftritt[3]). Das Gürtelblech von Fokoru zeigt in gepresster Arbeit das Tangentenkreis-Ornament in besonders charakteristischer Weise, die Kreise sind hier mit Vierecken mit eingezogenen Seiten gefüllt; wie nahe dieses Goldblech der griechischen Modification der europäischen Hallstatt-Cultur steht, lehrt ein Vergleich mit den Bronze-Tanien aus Dodona und Olympia[4]).

Eine auffallende Eigenthümlichkeit des Goldblech-Streifens von Michałków, welche zudem durch die ungenaue Beschreibung kaum verständlich wird, besteht in dem ausgeschnittenen Ornament des einen Randes (aus Kohn-Mehlis, S. 232, geht hervor, dass hier nicht etwa das eine Ende des Bleches gemeint sein kann, sondern thatsächlich der obere Rand). Durchbrochene Arbeiten, seien sie nun im Guss hergestellt oder einfach aus Blech ausgeschnitten, bieten für die ältere Hallstatt-Periode nichts Neues. Es möge nur an die grossen durchbrochenen altitalischen Zierscheiben, die radförmigen (vierspeichigen) Zierplatten (Pferde-Geschirr?, Gürtelschmuck?) aus Waatsch, anderen Hänge-Schmuck aus Waatsch und der Byčiskala-Höhle, die durchbrochenen Anhängsel aus Griechenland, Ungarn, Bosnien, Italien und der Schweiz, manche Kessel-Ringe von Kesseln mit Dreifüssen aus vororientalisirender Epoche aus Olympia, die in Süd-Deutschland relativ häufigen rechteckigen Beschläge von Riemen des Pferde-Geschirres, die ausgeschnittenen Bleche aus Tiroler Funden (zum Theil jüngere Hallstatt-Zeit) und dergl. mehr erinnert sein; selbst im nordischen Kreise findet man Aehnliches, z. B. an einigen Hänge-Becken (der V. Stufe von Montelius' Bronzealter), welche jedoch sicherlich in ihrer Form wieder durch „altitalische" Gefässe beeinflusst sind. Ueber das Ornament vermag ich, auf Grund der Beschreibung Demetrykiewicz' (bei Kohn-Mehlis, S. 232, ist übrigens nur die Rede von Einschnitten am oberen Rande, durch welche kleine Hörnchen gebildet werden, von denen je zwei zu einander, also auch ebenso je zwei voneinander geneigt sind), nicht ins Reine zu kommen, es lässt sich nach seinen Worten nicht in Zeichnung wiedergeben; man wird unwillkürlich an Muster einiger Bronze-Gürtelbleche der älteren Hallstatt-Gruppe denken [die „Halbmonde" auf den spitzen Dreiecken sind wohl lediglich als Halbkreise aufzufassen[5])], doch wird man schwerlich ein Ornament ausfindig machen können, auf welches die Beschreibung sich anwenden liesse. Wie dem nun auch

1) Sacken, Grabfeld von Hallstatt, IX, 1; X, 6; XXIV, 3, 4 (Verwandtes bieten auch noch IX, 6—8; XVIII, 26*a*); Deschmann-Hochstetter, Prähist. Ansiedlungen und Grabstätten in Krain, 1879, Taf. X, 6; aus Santa Lucia Bronze-Situla und Bronze-Gürtelblech (unpublicirt); Bronze-Gürtelblech (unpublicirt) aus Steinach in Tirol.

2) Arch. Értesitő 1881, p. 284.

3) Eine sehr ähnliche Zierscheibe aus Bronze, mit 5 Buckeln und Tangenten-Kreisen, aus der Gegend von Thale im Harz, im Museum für Völkerkunde in Berlin zusammen mit Bronzen verschiedener Perioden als ein Fund (die Fund-Umstände sind nicht verbürgt) aufbewahrt (vergl. Bastian-Voss, Bronze-Schwerter, XVI, 17).

4) Carapanos, Dodona, Taf. 49: 16, 18, 21.; Olympia, IV (Furtwängler, Bronzen), Nr. 312, 313, 319, 320.

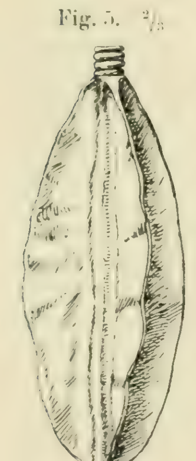
5) Sacken, Grabfeld von Hallstatt, IX, 6—8; Verwandtes z. B. Naue's Prähistorische Blätter, III, 1891, Taf. II, 1.

sei. Latène-Charakter ist jedoch auch hier in diesem geometrischen Muster nicht zu entdecken.

Die von Przybyslawski als Armbleche bezeichneten Fragmente (δ, θ) dürften jedenfalls wohl auch nur als Theile eines langen Gürtelbleches aufzufassen sein. Die Stücke sind etwas breiter als das grosse Blech der Dzieduszycki'schen Sammlung, bieten aber im Ornament (einfache Reihen eingeschlagener Punkte) nichts Bemerkenswerthes. Anders decorirte Gold-Tänien liegen übrigens auch noch aus Ungarn vor, z. B. enthielt die Sammlung Egger (Katalog Egger, Nr. 118) zwei Bleche mit eingepressten Kreis-Mustern. Wie etwa breite Armbleche (cylindrische Armbänder) dieser Zeit aussehen würden, lehrt ein in Bukarest aufbewahrter Goldfund von Turnu Magurele (Bez. Teleormanu) in der Walachei, dessen Armwülste den breiten Armbändern der IV. Periode des skandinavischen Bronzealters nahe stehen.

Die Gold-Perlen von Michałków (g, h, i, β, γ, ϰ, ε) zeigen verschiedene Formen. Einmal sind es runde geschlossene, dann eckige offene (dreieckige und viereckige), dann langgestreckte röhrenförmige mit drei langgestreckten blattähnlichen Fortsätzen an der Röhre, und entsprechende, jedoch nur mit zwei halbkreisförmigen flügelartigen Platten versehene Stücke. Der Typus mit den drei blattförmigen Fortsätzen kehrt in Ungarn wieder [z. B. Fund von Szt-Iván, Com. Fehér[1]]; die geflügelten Perlen sind auch sonst nicht unbekannt, wir verweisen nur auf die schon erwähnten perlentragenden silbernen Bogen-Fibeln der Balkan-Halbinsel. Die hohlen runden und viereckigen offenen Typen aus Michałków liegen bereits in Abbildungen vor: die runden sind einfach kugelförmig gestaltet, die viereckigen gleichen denjenigen, mit welchen auch die Fibel-Bügel aus Fokoru besetzt sind; die hohlen dreieckigen entsprechen wohl ganz den viereckigen. Hervorragend schön müssen die mit Spiral-Ornament verzierten Stücke sein, aber leider wird die Verzierung in den Beschreibungen nicht näher charakterisirt; wir können demnach nicht entscheiden, ob wir unter dem „Spiral-Ornament" ein Tangentenkreis-Motiv oder ein Spiral-Muster der Art, wie auf manchen ungarländischen Bronzen oder Thon-Gefässen vom Schluss der Bronzezeit, zu verstehen haben.

Fig. 5. 2/3.



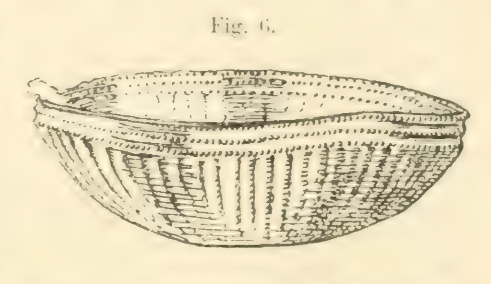
Das Vorkommen einer Bernstein-Perle sowie blauer Glas-Perlen (k, l) in diesem Milieu hat nichts Befremdendes. Bernstein findet sich in der älteren Hallstatt-Zeit in den Gräbern Süd-Deutschlands u. s. w. gar nicht selten, ebenso kannte diese Stufe in hinreichender Menge blaue Glas-Perlen. Im Gräberfeld von Kazmierz in Posen, dessen einzelne Gräber sich sehr genau datiren lassen, sind sowohl Bernstein- als blaue Glas-Perlen vertreten; ein Fund von Zilmsdorf (Kr. Sorau, Brandenburg) im Museum für Völkerkunde zu Berlin enthält analoge blaue Glas-Perlen in Verbindung mit einer brillenförmigen Hallstatt-Spiralfibel. Sowohl das Grabfeld von Kazmierz, wie der Fund von Zilmsdorf, gehören noch der älteren Hallstatt-Zeit an, und jedenfalls noch denjenigen Abschnitten dieser Periode, in welchen die eisernen Hallstatt-Schwerter noch nicht in Gebrauch waren.

Ferner barg der Schatz von Michałków mehrere Schalen aus Goldblech (m, ε, ζ, η), von denen mindestens eine Verzierungen trägt. Auch bei diesen Stücken zeigt es sich wieder, wie ganz verfehlt es war, den Fund mit der Latène-Zeit in

1) Arch. Értesitö 1890, p. 89; vergl. Fig. 5.

Verbindung bringen zu wollen, während doch gerade die ältere Hallstatt-Zeit des Südens und ihr Aequivalent im norddeutsch-skandinavischen Gebiet verwandte Arbeiten aus Gold und Bronze in genügender Menge geliefert hat und derartige goldene Schalen selbst in Ungarn nicht fehlen. Wir brauchen hier nicht zu untersuchen, inwiefern der Norden für diese Metall-Gefässe südliche Vorbilder benutzt hat; dass sowohl für die Goldbecher aus Deutschland und Skandinavien wie für die Schalen aus Ungarn und Galizien importirte Gefässchen aus Italien und Griechenland die Anregung gegeben haben, liegt auf der Hand. Die nächsten Vergleichs-Stücke für die Schalen aus Michałków sind die vier im kunsthistorischen Hof-Museum in Wien aufbewahrten Gold-Gefässe aus dem Comitat Bihar[1] (eine davon Fig. 6), von denen drei noch einen frei endenden Griff haben, der zugleich mit dem Körper der Schale, bevor diese gepresst wurde, aus einem Stück Goldblech geschnitten wurde (anstatt eines besonders angesetzten [angenieteten] Griffes aus einem Blechstreifen), ein Anklang an die kleinen altitalischen Henkel-Gefässe etwa des VIII. Jahrhunderts v. Chr. mit gebogenem, frei endigendem Griff, welcher mit einem Thierkopf abschliesst; der Bauch des Gefässes mit fehlendem Griff, sowie der zweier mit noch erhaltenem Griff ist gerippt, auch hier haben wir wieder eine Anlehnung an fremde, und zwar griechische Vorbilder der Zeit um 400 v. Chr. Eine Schale aus dickem Goldblech im Museum zu Hermannstadt (aus Magyar-Bénye?) weist zwei frei endende Griffe auf; an der Bauchfläche trägt sie viermal getriebene concentrische Kreise, die um ein fünftes Kreis-System am Boden der Schale angeordnet sind, ferner mehrere Linien von mit dem Punzen aussen eingeschlagenen Punkten; in der Form wäre diese mehr als eine misslungene Imitation eines „altitalischen“ Bronze-Gefässes, etwa wie Lisch, Friderico-Franciscеum, Taf. XII, 2, zu bezeichnen. Das Gold-Gefäss des ersten Fundes von Michałków soll „halbkugelförmig“ sein, dies bedeutet wohl nur: in Form eines Kugel-Abschnittes und ohne besonders abgesetzten Randtheil; es würde dann dem einen Wiener Gold-Schälchen gleichen und ferner einer Reihe von henkellosen Bronze-Näpfchen ohne abgesetzten Hals und Fuss aus älteren Hallstatt-Gräbern im oberen Donau-Gebiet, sowie einem Funde vom Martinsberg bei Gross-Schenk in Siebenbürgen (Museum Hermannstadt), — alles griechische oder italische Fabricate, spätestens aus dem VIII. vorchristlichen Jahrhundert. Als Verzierung zeigt das Gefäss von Michałków eine Reihe von innen her eingeschlagener Punkte (offenbar unterhalb des Gefässrandes angebracht); auch hierin bekundet sich eine gewisse Uebereinstimmung mit dem einen Stück aus dem Comitat Bihar.

Fig. 6.



Von den Alterthümern des Michałkówer Schatzes bleibt uns zur Besprechung nur noch eine Gruppe von schwer zu bestimmenden Gegenständen übrig, nehmlich die 4 Scheiben-Fibeln in Thierform (o). Aus der bei Kohn-Mehlis, S. 233, 234, mitgetheilten Beschreibung der Stücke war es nicht zu ersehen, um was es sich handle; Demetrykiewicz' Worte lassen es wenigstens ahnen, wenngleich auch seine Ausführungen noch nicht ausreichen, um uns eine klare Vorstellung von ihnen zu machen, da es unter den Funden aus prähistorischen Zeiten an Analogien fehlt. Es sind 4 Scheiben-Fibeln[2] (Kohn-Mehlis: „aus Goldblechen geschnitten“;

1) Schlecht abgebildet bei Hampel, Bronzealter, Taf. CCXLVI.

2) Ueber den Mechanismus dieser Fibeln sind wir nicht unterrichtet.

Demetrykiewicz: „dicke gegossene Platten“), deren jede eine Thier-Gestalt vorstellt, und zwar zeigen drei Platten hockende Löwen, die vierte einen Hund (bei Kohn-Mehlis, S. 234, noch genauer beschrieben). Scheibenartige Fibeln in gewisser Grösse lieferte die ältere Hallstatt-Zeit zwar zur Genüge, einfach runde Scheiben, doppelte Scheiben, Bogen-Fibeln mit breiter Fläche u. s. w.; aber solche, deren Contouren eine Thier-Gestalt wiedergeben, sind sonst unbekannt, wenngleich hier wieder die Verwendung von Thier- und auch Menschen-Figuren als Fibelschmuck nichts Ungewöhnliches ist. In der Latène-Zeit fehlen gleichfalls derartige Scheiben-Fibeln, und im Osten Anknüpfungen zu suchen, wo übrigens auch Fibeln dieser Art nicht vorliegen, ist eine missliche Sache, so lange man nicht über den Stil der Zeichnungen (die Angabe „ungemein barbarische Zeichnung“ genügt hier nicht) unterrichtet ist. Die Oberfläche der Scheiben ist ornamentirt, doch geht aus der Beschreibung nicht hervor, ob die „Rosetten“ besonders aufgesetzt sind oder es sich lediglich um gegossene oder getriebene Muster handelt. Ersteres dürfte kaum wahrscheinlich sein, obschon Besatz mit Rosetten, Schälchen, Knöpfen und dergl. mehr für die Hallstatt-Zeit kaum auffallend wäre, wie gerade manche Fibeln lehren. Jedoch entsprechen getriebene Ornamente oder Nachahmungen solcher im Guss, wie bei manchen norddeutsch-skandinavischen Hänge-Becken, eher der Verzierung grosser Flächen. Die „kleineren Rosetten, deren Mitte ein Dreieck mit eingezogenen Seiten bildet“, gleichen wohl völlig den knopfartigen Buckeln mit solchem Dreieck-Ornament auf den schon erwähnten Zierscheiben aus Fokoru. Zu dem „Triquetrum, bestehend aus drei speichenartig mit den Hälsen verbundenen Thierköpfen im Profil“, wüsste ich, falls es wirkliche, realistisch ausgeführte Thierköpfe sind, nichts Aehnliches anzugeben; aber vermuthlich hat man hier nur an stark stilisirte Köpfe, bezw. Vogel-Protomen, der älteren Hallstatt-Zeit zu denken, etwa in der Art, wie auf nordischen Hänge-Becken, welche drei und vier Vogel-Protomen, zum Triquetrum oder Svastika verbunden, aufweisen. Das Triquetrum begegnet uns, wie wir noch bemerken wollen, häufig auch auf den bemalten schlesisch-posenschen Gefässen, welche, soweit überhaupt ihr Alter genau bestimmbar ist, sich auf das älteste Eisenalter (Periode der Ronzano- und Antennen-Schwerter, der eingliedrigen ungarischen Harfen-Fibeln u. s. w., spätestens noch die Periode der Bronze-Hallstatt-Schwerter) beschränken.

Abgesehen von dem an sich belanglosen goldenen Knopf mit den vier Fortsätzen, sind diese Goldscheiben die einzigen Stücke des Goldschatzes von Michałków, bei denen wir nicht, vielleicht nur wegen der nicht ausreichenden Beschreibung, analoge Gegenstände nachweisen konnten. Hatten wir sonst überall das Vergleichs-Material in der älteren Hallstatt-Zeit zu suchen, so werden wir nicht fehlgehen, dasselbe auch für diese Scheiben-Fibeln anzunehmen. Einmal könnte man eine Bestätigung dafür schon in den Ornamenten finden, dann aber müssen wir uns vorhalten, dass unter den von Demetrykiewicz angeführten, viel jüngeren skythischen Alterthümern aus Süd-Russland derartiges thatsächlich nicht bekannt ist. Man kann die „Antiquités du Bosphore Cimmérien“ u. s. w. zu Rathe ziehen, wird jedoch unter den vielen Abbildungen in diesen Werken nichts entdecken, was ungefähr mit Demetrykiewicz’ Angaben über diese seltsamen Fibeln übereinstimmte. Die rohen Thier-Zeichnungen einiger skythischen Alterthümer sind entweder in einer bestimmten Art stilisirt, die uns unter dem Namen „skythisch-sibirischer Stil“ geläufig ist, oder wiederholen lediglich in besserer oder schlechterer Ausführung ein griechisches Vorbild, wobei ihnen dann jede Originalität fehlt, was jedoch bei den Michałkówer Platten nicht der Fall zu sein scheint, wie wenigstens aus dem Decoriren mit ornamentirten Buckeln an den Gelenken u. s. w. der Thiere

hervorgehen dürfte. Eben hierüber hätte uns Demetrykiewicz Aufklärung geben müssen; die Thier-Zeichnungen der alteuropäischen Hallstatt-Cultur aus vororientalischen Zeiten, auf Dipylon-Vasen, auf nordischen Fels-Zeichnungen, auf Urnen des östlichen Deutschlands, auf den Bronze-Gefässen von Klein-Glein in Steiermark, Sesto Calende in Ober-Italien u. a. m., eventuell auch die auf mancher kaukasischen Bronze-Gürteln, hätten ihm gutes Vergleichs-Material für die Beurtheilung des Stiles geboten. Trotzdem scheinen mir die oben hervorgehobenen Anhaltspunkte für die Ansicht, dass wir es hier mit Erzeugnissen vom Beginn des letzten vorchristlichen Jahrtausends, wenn freilich auch mit ganz vereinzelt dastehenden, zu thun haben, schon ausschlaggebend zu sein.

Die voraufgehenden Bemerkungen dürften wohl zur Genüge den Nachweis geliefert haben, dass der Goldschatz von Michałków keineswegs der Latène-Periode und einer eigenartigen, östlichen Entfaltung des Latène-Stiles angehört, sondern um viele Jahrhunderte älter ist und mit einer Reihe von Goldfunden aus ungarischem Gebiet in engster Beziehung steht, gerade so wie die Bronzen der letzten Periode des Bronzealters nördlich und südlich von den Karpaten den innigsten Zusammenhang verrathen. Wenn wir diese Gruppe von Goldfunden jedoch mit den Alterthümern südlich und nördlich von den Alpen vom Beginn der Hallstatt-Zeit (älteste Villanova-Periode Italiens, Phase der charakteristischen „Schweizer Pfahlbauten-Bronzen“; Montelius' Skandinavisches Bronzealter IV, u. s. w.) oder mit etwas jüngeren Entwickelungen dieser Cultur, etwa bis zum Schlusse der älteren Abtheilung der Hallstatt-Zeit hin, vergleichen, so zeigt sie weniger Abhängigkeit von der italischen Halbinsel, als man etwa in Anbetracht der Einflüsse Italiens auf die Schlussperiode des ungarischen Bronzealters erwarten sollte. Vielmehr haben wir in dieser Gruppe sehr deutlich die Einwirkung der Balkan-Halbinsel, der Cultur, welche an der Südspitze der Halbinsel der griechisch-geometrische Stil charakterisirt, vor uns. Die perlenbesetzten Bogen-Fibeln, die Ornamentik der Goldbänder (vornehmlich die Tangenten-Kreise nebst den beiden Punkten zu beiden Seiten der Tangenten), auch die Form der Gold-Schälchen u. s. w., alles das kommt weniger der Apenninen-, als der Balkan-Halbinsel zu. Jedenfalls ist das wohl nicht zurückzuführen auf die Beeinflussung Italiens, namentlich Unter- und Mittel-Italiens durch Griechenland noch während der geometrischen Periode (in vororientalisirender Zeit), etwa im VIII. Jahrhundert (ältere Fossa-Gräber), sondern auf einen directen Zusammenhang der Länder nördlich von der unteren Donau mit Griechenland und seinen nördlichen Nachbar-Gebieten. Da wir zur Stunde über die verschiedenen Phasen der Dipylon-Periode noch schlecht, wenigstens nicht in dem Maasse, wie über die gleichaltrigen italischen Funde, unterrichtet sind, und aller Wahrscheinlichkeit nach in den Goldfunden Galiziens und Ungarns nur einheimische, lediglich nach südlichen Vorbildern gearbeitete Typen vorliegen, eingeführte griechische Fabricate wohl in ihnen fehlen, so erschwert dies die genaue absolute Zeitbestimmung der Goldschätze, welche uns auch leichter über ihre Beziehungen zum Süden orientiren würde, sehr.

Die Armbänder von Michałków, Fokoru u. s. w. wären in die älteste Eisenzeit (Montelius' IV. Periode) zu setzen, ihre Grundformen liegen jedoch schon aus der etwa der jüngeren mykenischen Stufe (III. Firniss-Stil) entsprechenden Phase der Bronzezeit vor. Noch völlig bronzezeitlichen Charakter (analog den vielen Bronze-Zierbuckeln aus Ungarn und süddeutsch-böhmischen Grabhügeln) haben die Zierbuckel (Tutuli) aus Fokoru, welche aus Michałków nicht belegt sind, aber in Ungarn noch an anderen Punkten angetroffen werden; nichtsdestoweniger gehören sie späteren Zeiten an, wie das Ornament auf dem Fokoruer Exemplar lehrt.

Die langen Gold-Tänien, die Schalen, die Zierscheiben, die Perlen genügen auch nicht zur genaueren Altersbestimmung, wenngleich sie alle auf den älteren Abschnitt der Hallstatt-Zeit, vom XI. bis spätestens VIII. Jahrhundert, hinweisen. Selbst nicht einmal die zweischleifigen Bogen-Fibeln vermögen uns hier einen Anhalt zu gewähren, da ihr Alter noch nicht so genau fixirbar ist, wie etwa das des Certosa-Typus, der einzelnen Varianten der Thierkopf-Fibel, der Pauken-Fibeln u. s. w., bei deren Zeitbestimmung uns kunsthistorische Daten zu Hilfe kommen. Es unterliegt ja keinem Zweifel, dass diese Gewand-Spangen dem älteren Abschnitt der Hallstatt-Periode zuzuweisen und wahrscheinlich auch nicht an ihren Beginn, der durch die Schwerter vom Ronzano- und Antennen-Typus, die Schwerter mit aufgekanteter Griffzunge und stark ausladender Schneide, die die Urform der Hallstatt-Schwerter bildenden Griffzungen-Schwerter, die Typen mit Schalenknauf u. s. w. charakterisirt wird, zu setzen sind. Aber ihr Verhältniss zu den Bronze-Gefässen des Villanova-Kreises, welche am ehesten noch chronologisch sich verwerthen lassen, ist noch nicht genügend aufgeklärt; Hoernes' Ausführungen über die Zeitstellung des Gräberfeldes von St. Lucia[1], in welchem diese Fibeln so häufig auftreten, nützen uns hier wenig: man wird sich vielfach mit seinen Angaben, wenn man zum Studium der Chronologie der Hallstatt-Zeit sein Augenmerk nicht auf ein kleines Gebiet beschränkt, sondern das ganze in Betracht kommende Material mustert, nicht einverstanden erklären können, namentlich wo es sich um feinere zeitliche Unterschiede handelt. Aber die Gewissheit wird man sowohl diesen Fibeln, wie den anderen Typen entnehmen können, dass diese Gruppe von Goldfunden im Gebiet nördlich von der unteren Donau keineswegs mit der jüngeren Hallstatt-Zeit oder einem der Abschnitte der Latène-Periode, andererseits auch wieder nicht mit dem Culturkreise der jüngeren mykenischen Stufe und der sichtlich von diesem beeinflussten III. Periode des Bronzealters in Ungarn, Süd-Deutschland (Naue's jüngere Bronzezeit der bayerischen Hügel-Gräber, welche er jedoch weder richtig datirt, noch genau typologisch und stilistisch definirt) und der norddeutsch-skandinavischen Gruppe übereinstimmt, sondern in die Zwischenzeit gesetzt werden muss. Und ebenso, wie hier die jüngere Hallstatt-Zeit und die Latène-Zeit, welche beide den Einfluss der orientalisirenden Kunstrichtung verrathen, ganz aus dem Spiel zu bleiben haben, darf man diese Goldschätze auch nicht mit dem mykenischen Kreise in Verbindung bringen[2]. Dass sie wesentlich jünger sind als die mykenische Cultur und innerhalb des Rahmens der prähistorischen Verhältnisse nördlich von den Alpen und der Donau der Hallstatt-Zeit, und zwar mit ziemlicher Bestimmtheit der zweiten Hälfte ihres älteren Abschnittes zukommen, zeigt uns auch noch ein technisches Detail der getriebenen Gürtelbleche. Diese sind, analog einer Reihe von Metall-Gefässen, Gürtelblechen der jüngeren Phase der Villanova-Zeit, mit kleinen getriebenen Kreisen u. s. w. verziert; die Metall-Arbeiten vom Beginn der älteren Hallstatt-Zeit, z. B. die grossen importirten „altitalischen“ Bronze-Gefässe Deutschlands und Skandinaviens, die „altitalischen“ Henkel-Tassen u. s. w. kennen mehr nur Ornamente, die sich lediglich aus getriebenen Buckeln und eingeschlagenen Punkten zusammensetzen; die III. Periode des Bronzealters, das nördliche Aequivalent der jüngeren mykenischen Stufe, verfügt sogar nur über eingeschlagene Punkte als Verzierungen von Metall-Blechen, wofür das Gefäss der

1) Archiv für Anthropologie, XXIII, 1895, S. 581 u. f.

2) Die in den Verhandl. 1886, S. 472, 473 angeführten Beziehungen ungarischer Gold-Objecte der letzten Bronzezeit zu dem Schatzfunde der II. Stadt von Troja, sowie die daran sich anschliessenden Schlussfolgerungen sind sehr zweifelhafter Natur.

Kesselwagen von Peccatel in Meklenburg und Milavec in Böhmen oder der Bronze-Gürtel aus dem Depotfund von Blankenburg in der Ukermark, welcher Undset noch als hallstättisch galt, vorzügliche Belege sind[1]).

In der IV. Periode des Bronzealters in Ungarn[2]), welche mit der IV. Stufe und dem Beginn der V. des skandinavischen Bronzealters Montelius' zusammenfällt, am Nordrande der Alpen entsprechen ihr die charakteristischen Bronzen der Schweizer Pfahlbauten, die Ronzano- und Antennen-Schwerter u. s. w., und auch wohl noch die älteren Bronze-Hallstatt-Schwerter), lassen sich, wie ich glaube, vornehmlich auf Grund der Fibeln, drei verschiedene Phasen unterscheiden[3]); es fragt sich nun, wo hier diese Gruppe von Goldfunden einzureihen wäre. Aus den schon oben angeführten Gründen möchte ich mich für die letzte Phase entscheiden, — ob jedoch mit Recht, ist noch abzuwarten; da man die, offenbar längere Zeit andauernde Stufe der eisernen Hallstatt-Schwerter spätestens in das VIII. Jahrhundert zu setzen hat und diese Waffe gewiss schon um das Jahr 800 v. Chr. in Verwendung war, müsste man dann mit unseren Goldfunden bis in die Zeit um 900 vor Chr. hinaufgehen. Unter den Goldschätzen der IV. bronzezeitlichen Periode des ungarisch-galizischen Gebietes vertreten sie einen jüngeren Abschnitt; dem älteren dürften die eingliedrigen, den „ungarischen" Fibeln nachgebildeten Fibeltypen, die eigenthümlichen Lockenhalter, welche im Kaukasus ihre Gegenstücke haben, gewisse Zierbuckel mit eingeschlagenen grösseren und kleineren Punkten, schöne Halsbänder, die mit Spiralscheiben und Drahtgewinden verziert sind u. s. w.[4]), angehören. Es ist bei dem Material, aus welchem diese Stücke gefertigt sind, leicht begreiflich, dass wir bei ihnen nicht über eine derartige Fülle von Typen, die uns eine feinere chronologische Gliederung mühelos erkennen liesse, verfügen können; zudem enthalten die Bronzefunde dieser Periode fast niemals Gold, wir sind also bei der Gleichsetzung der Gold- und Bronze-Depots aus den einzelnen Phasen der Schluss-Periode des Bronzealters mitunter auch auf Combinationen angewiesen.

Unsere geringen Kenntnisse der Grabfunde vom Beginn des letzten vorchristlichen Jahrtausends aus Griechenland gegenüber denen der italischen Halbinsel vermögen uns zur Stunde noch nicht darüber aufzuklären, wann nördlich von den Alpen und nördlich von der unteren Donau während der Hallstatt-Zeit sich zuerst merkbar die Einflüsse der griechisch-geometrischen Kreise gegenüber den italischen geltend machen. Es scheint, dass dies nicht erst mit Abschluss der geometrischen Periode in Griechenland, mit der übermächtigen Ausbreitung orientalischer Ele-

---

1) Milavec: Památky u. s. w. XII (Heft 9, 1884), Tafel 17. — Blankenburg: Alterthümer unserer heidn. Vorzeit, II, H. 3, 1; Photogr. Album, Berlin 1880, Sect. III, Taf. 2; Undset, Eisen, S. 193, Taf. XX, 13.

2) Hoernes zwar redet in seinem Werke „Urgeschichte der bildenden Kunst", S. 581, von einem „bekannten Synchronismus der entwickelten ungarischen Bronze-Cultur mit der jüngeren Hallstatt-Stufe in den Ost-Alpen". Danach wären in Ungarn Ronzano- und Antennen-Schwerter, „ungarische" Schwerter mit Schalenknauf oder Griffplatte, späte Bronze-Schwerter mit aufgekanteter Griffzunge usw. erst in einer Zeit verwendet worden, als anderwärts schon bronzene und eiserne Hallstatt-Schwerter, welche wesentlich jünger sind, als diese Typen, ausser Gebrauch waren!

3) a) Eingliedrige „ungarische" Fibeln; b) „ungarische" Fibeln mit Spiralscheiben-Besatz und früheste Hallstatt-Brillenfibeln; c) nur noch Halstatt-Brillenfibeln. — Vergl. meine Darlegungen über die Chronologie des ungarischen Bronzealters im Archaeologiai Ertesitö 1899, p. 225—251, 316—340.

4) Hampel, Bronzealter in Ungarn, XLI, 1, XLVII, 7, XLVIII, 1—7; Bd. III, S. 239.

mente in der griechischen Kunst, also mit Beginn unserer jüngeren Hallstatt-Zeit stattfand. Und so wie vor Jahren alle nördlich von den Alpen gefundenen griechischen Metallarbeiten aus früh- und spätarchaischer Zeit für italische, speciell etruskische Fabricate galten, so nimmt man heute vielleicht noch für eine Reihe der grösseren „altitalischen" Bronzen, vornehmlich für die Gefässe und die Ornamente auf Gefässen, zu Unrecht italische Herkunft an. Gewiss sind den einheimischen Arbeiten der rein geometrischen Periode aus Griechenland und Italien viele stilistische Eigenthümlichkeiten gemeinsam, ohne dass zunächst Beeinflussung des einen Gebietes durch das andere vorliegt, da sie aus gleicher Quelle entstammen; daneben haben wir aber in Italien auch allerhand Typen, welche auf griechisch-geometrischen Einfluss sich zurückführen lassen, und ferner, wie ja aus den in Italien gefundenen bemalten griechisch-geometrischen Vasen hervorgeht, auch griechische Importwaaren. Mit unserer zunehmenden Kenntniss der griechischen Alterthümer etwa des XI. bis IX. Jahrhunderts v. Chr. wird sich hier gewiss vielerlei noch aufklären, wenngleich derartige Einwirkungen Griechenlands z. B. auf Ober-Italien in dem Umfange, wie J. Boehlau will[1]), sich schwerlich je werden nachweisen lassen. Wenn so manche nördlich von den Alpen gefundene grössere „altitalische" Arbeit, namentlich unter den späteren Stücken, dereinst als sicher griechischen Ursprunges erkannt wird, darf man darüber nicht überrascht sein. Und wenn wir nun in Ungarn und auch in Galizien am Schluss des Bronzealters unter den Bronzen allerhand fremde Einflüsse, die wir auf die italische Halbinsel zurückzuführen gewöhnt sind, vorfinden, während doch diese etwa gleichaltrige kleine Gruppe von Goldschätzen auf demselben Gebiet uns vielmehr an Griechenland erinnert, so ist das wohl nur eine scheinbare Differenz, die sich voraussichtlich in der angegebenen Weise aufklären dürfte.

Ob diese Goldschätze schon mit skythischer Bevölkerung in Beziehung zu bringen sind, ob die hier festgestellten griechischen Einwirkungen vom Schwarzen Meer ausgingen, können wir vorerst nicht entscheiden. Bis zum Schluss des ungarischen Bronzealters verhalten sich Ungarn und Galizien in ihren Alterthümern aus Bronze ganz entsprechend den übrigen Gruppen vom Schluss der Bronzezeit im Ostbalticum, im Westbalticum, am Nordrande der Alpen und in den Rheinlanden u. s. w.: die Denkmäler haben durchaus mitteleuropäisches, unter südlichem Einfluss stehendes Gepräge, Beziehungen zum Osten, die auf Asien hindeuten würden, sind uns nicht bekannt. Aber schon während der älteren Hallstatt-Zeit, etwa mit der Phase der eisernen Hallstatt-Schwerter, ändert sich dies für viele Theile Ungarns und Galiziens: es treten in Ungarn östlich von der Donau[2]), wo prägnante Erscheinungen der zweiten Hälfte der älteren Hallstatt-Zeit, vornehmlich des VIII. Jahrhunderts v. Chr., wie etwa die eisernen Hallstatt-Schwerter, ganz fehlen, schon skythische Alterthümer auf, mit Erzeugnissen des russisch-sibirischen Kreises, die mit dem Westen sich nicht berühren, und einer Anzahl unwesentlicher Formen, die uns jedoch eine zeitliche Parallele zwischen dem Osten und dem Westen möglich machen. Es wäre da denkbar, dass auf demselben Wege, den die skythischen Alterthümer Ungarns bekunden, auch schon etwas früher griechische Einflüsse vom Schwarzen Meer aus, an dessen Nordgestade sie späterhin

---

1) Festschrift, Cassel 1895, S. 89 u. folg.

2) Das Fundgebiet skythischer Alterthümer in Ungarn, das von mir schon öfter besprochen wurde, hat sich neuerdings wieder erweitert, indem im südlichen Banat ein skythisches Schwert entdeckt wurde (Fund vom Szamárhegy (Eselsberg) bei Werschetz im Com. Temes, im Museum zu Werschetz), vgl. Arch. Ért. 1898, p. 407, 408.

von so hervorragender Bedeutung wurden, vordrangen. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die griechischen Elemente in Fokoru, Michalków u. s. w. nur auf Ausstrahlungen der Balkan-Halbinsel zurückzuführen sind und griechische Einwirkungen am Nordrande des Pontus um den Beginn des letzten vorchristlichen Jahrtausends, die bisher noch nicht sicher nachgewiesen wurden, hier ganz ausser Betracht bleiben, wenn auch in Bulgarien, Süd-Ungarn und Rumänien Funde, welche die althallstättischen Gruppen in Griechenland, Bosnien u. s. w. mit denen des nördlichen Ungarns und Galiziens verbinden würden, zur Stunde noch ausstehen. —

(21) Hr. M. Bartels legt

Photographien aus Bulgarien

vor, welche er Hrn. Dr. Watjoff in Sofia verdankt. Es sind Volkstrachten und Theile derselben. Darunter befindet sich eine sehr eigenthümliche, jetzt nicht



mehr gebräuchliche Frauenmütze (s. d. Abbild.) aus der Gegend von Sofia, deren Tragen unter der türkischen Herrschaft verboten war. —

(22) Hr. M. Bartels legt

zwei japanische Votivbilder

vor. Es sind kleine, ziemlich roh ausgeführte Gemälde auf Holz, wie sie in japanischen Tempeln als Votivgaben aufgehängt werden. Zu uns gelangen derartige Stücke sehr selten, da sie für gewöhnlich aus den Tempeln natürlicher Weise nicht zu erhalten sind. Die beiden vorgelegten Stücke verdanke ich unserem verstorbenen Mitgliede, Prof. Dr. W. Joest, der sie von seiner Reise nach Japan mitgebracht hatte. Das eine dieser Bilder (vergl. Abbild. S. 528) stellt eine Japanerin dar, welche vor einem Altare kniet und die aneinandergelegten Hände zum Gebet erhoben hat. Was für eine Gnade von der Gottheit sie erbittet, ist aus dieser Darstellung nicht zu entnehmen.



Anders aber ist das bei dem zweiten Bilde. Auch hier handelt es sich um eine knieende Frau. Dieselbe hat ihre Brüste entblösst, und aus der einen derselben, auf welche sie mit ihrer Hand einen Druck ausübt, spritzt sie die Milch in weiten Strahlen in eine auf der Erde stehende Schale. Eine Wiedergabe dieses Bildes findet sich in meiner neuen Ausgabe des Werkes von H. Ploss: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde (6. Auflage). In dem ethnographischen Museum in Stockholm fand ich eine ganz ähnliche, nur grösser und um vieles feiner ausgeführte Darstellung. Die knieende Frau hat hier ausserordentlich starke und strotzende Brüste, deren Inhalt sie ebenfalls in eine auf der Erde stehende Schale ausspritzt. Hier ist es nun nicht schwer zu verstehen, was das Votivbild besagen will. Entweder wurde es von einer Frau gestiftet, welche von der Gottheit für ihr Kind die nothwendige Milchnahrung erflehte, oder es war eine Opfergabe zum Danke dafür, dass die in der Abnahme begriffene Milchsecretion sich in genügender Menge wieder eingefunden hat. Aus welchem Theile Japans diese Bilder stammen, vermag ich leider nicht anzugeben. —

(23) Hr. Baron v. Landau betreibt in Verbindung mit Hrn. Loytved

Ausgrabungen in Gebal (Palästina).

Nach einem vorläufigen Bericht sind Gräber mit Blei-Sarkophagen und Todten-Masken, Gold-Gegenständen, namentlich ein Krug mit 4 goldenen Armbändern, und Küchen-Geräthe aus Bronze gefunden worden. —

(24) Hr. R. Virchow hat durch eine Benachrichtigung des Hrn. Dr. v. Liebermann erfahren, dass ein dem Gräflich Saurma'schen Besitz entstammender

alter Helm

von der Verwaltung des Königl. Zeughauses erworben worden ist.

Er bemerkt: Nach den mir gewordenen Mittheilungen war ich zu der Meinung gekommen, dass dieser Helm aus der Ansiedelung von Gnichwitz in Schlesien stamme. Da ich jedoch in meiner ausführlichen Mittheilung über die dortigen Alterthümer (Verhandl. 1884. S. 277 folg.) keine Erwähnung davon finde, so wage ich nichts weiter darüber zu sagen. —

(25) Hr. F. W. K. Müller legt im Anschluss an die Mittheilung des Hrn. M. Bartels (S. 527) vor:

Photographien[1]) von Votivbilder-Mustern,

wie solche in den japanischen Volks-Encyklopädien „Dai Nippon eitai setsuyô mujin zô“, Yedo 1849, und „Daifuku setsuyô“, Kyôto 1863, abgebildet sind. Beide Quellen unterscheiden zwei Arten von Votivbildern (japanisch: *ema*[2]) 繪馬). Das erste Buch giebt zunächst eine Votivtafel (vergl. nebenstehende Abbildung), auf welcher ein an 2 Pfähle gefesseltes, sich bäumendes Pferd sichtbar ist, über welchem in chinesischen Ideogrammen steht: „Ehrerbietig vor dem Heiligthume aufgehängt.“ Die darunter stehende japanische Erläuterung besagt:

Shinzen ye kakete kigwan wo komuru toki wa kaku no gotoku shitatamubeshi. Mottomo muma mo hidarimuki nari.	Wenn man der Gottheit eine Bitte vorlegt, so muss man das Bild *sô* zeichnen. Bisweilen ist das Pferd auch nach links zu gewendet.



Vorlagen zu japanischen Votivbildern.

Die zweite Abbildung zeigt eine flache Schale, auf welcher drei flammende *Nyoihôju*

1) Hrn. Geh. San.-Rath Bartels zu verdanken.

2) Das japanisch geschriebene Lexikon „Nihon daijiten“ von Òwada Tateki giebt p. 1314 die folgende Erklärung des etwas sonderbaren Ausdrucks für Votivbilder: *ema* (wörtlich: gemaltes Pferd):

1. Shimbutsu ni hônô suru muma no gaku. Moto wa ikitaru muma wo tatematsuru kawari ni seshi koto. 2. Subete shimbutsu ni hônô suru gaku no rui.	(*Ema* bedeutet) erstens: Bildtafel mit Darstellung eines Pferdes, welche shintoistischen oder buddhistischen Gottheiten als Weihgeschenk dargebracht wird, als Ersatz für das vormals dargebrachte lebende Pferd; zweitens: im Allgemeinen Bildtafeln, welche shintoistischen und buddhistischen Gottheiten dargebracht werden.

Eine Abbildung einer Halle, in welcher solche Bildtafeln aufgehängt werden, *emadô* genannt, befindet sich im 55. Heft der „Kokkwa“. Vgl. über dieses Werk: Ethnologisches Notizblatt, Museum f. Völkerkunde, Berlin, Bd. II, Heft 1.

oder „Wunschperlen[1])“ sichtbar sind. Darüber steht in chinesischen Zeichen: „Alle Wünsche sind erfüllt, alle Anliegen sind zur Zufriedenheit erledigt.“ Die darunter stehende japanische Erklärung lautet:

Nozomi koto jôju shite gwan hodoki no toki wa kami no gotoku kakubeshi.	Wenn das Ersehnte in Erfüllung gegangen, das Gebet also erhört worden ist, so muss man (das Bild) wie oben zeichnen.

Die erste Abbildung des zweiten Buches zeigt folgendes Schema: ein frei springendes Pferd, oben links und rechts die Worte: *hô-nô* = ehrerbietig dargebracht. Rechts unten neben dem Pferde: Name des Bittflehenden. Die zweite Abbildung zeigt eine aus aufspritzenden Wellen emportauchende Sonnenscheibe. Darüber die Worte: *hô-nô*, wie oben. Rechts neben der Sonne der Name des Beters, davon rechts oben die chinesischen Worte: „der grosse Wunsch ist erfüllt.“ —

(26) Hr. F. W. K. Müller legt vor: die

Photographie eines japanischen Samurai, nach einem alten Oelgemälde in Rom.

Ich hatte seinerzeit Hrn. Dr. Nachod[2]), im Hinblick auf seine Specialstudien, gebeten, bei seiner bevorstehenden Studienreise nach Japan auch unserer Berliner Sammlungen zu gedenken, speciell der neueingerichteten Vitrine „Japan und seine Beziehungen zum Ausland“, für welche nur wenig Material hier vorlag. Dankenswerther Weise hat er nun das Original zu dem schlechten Holzschnitt in dem interessanten Buche Watanabe's: Sekai ni okeru Nihonjin, 2. ed., p. 90, ermittelt[3]) und 2 Photographien desselben gesandt. Er berichtet dazu in seinem Briefe vom 2. April 1899:

„Sie hatten seiner Zeit die Güte, meine Aufmerksamkeit auf das in Rom befindliche, von Watanabe ..... wiedergegebene Bild eines japanischen Gesandten zu lenken. Dasselbe befindet sich in einem ehemals zur Bibliothek benutzten Saale des Palazzo Borghese, welcher jetzt an Lord Loftus vermiethet

---

1) *Nyoihôju* (in chinesischer Aussprache: *žu-i pao-ču*), „die kostbare Wunschperle“, ist das indische, so oft in den Legenden und Märchen vorkommende, alle Wünsche gewährende Kleinod, der *Cintâmaṇi*. Vergl. den Commentar zum chinesischen Tripiṭaka: *I-tsieh-king-yin-i* (Königl. Bibl. Berlin, Samml. Hirth, Nr. 92), Supplement 6, p. 12a. Hier wird ausdrücklich gesagt, dass 振多摩尼 oder 眞多末尼 *čęn-to-mo-ni* (japanische Aussprache: *shin-ta-ma-ni*) bedeute 如意寶珠 (*žu-i pao-ču*, s. oben). — Die Mongolen nennen ihn ᠴᠢᠨᠳᠠᠮᠠᠨᠢ *tšindamani* oder auch ᠰᠡᠳᠬᠢᠯ ᠬᠠᠩᠭᠠᠭᠴᠢ ᠡᠷᠳᠡᠨᠢ *sätkil χangghaktši ärdäni* — das die Wünsche befriedigende Juwel (*ratna*), die Tibeter: ཡིད་བཞིན་ནོར་བུ *yid-bžin nor-bu* (dem chinesischen entsprechend) oder ནོར་བུ་རིན་པོ་ཆེ *nor-bu rin-po-čhe* = das kostbare Juwel. Absichtlich habe ich diese ganze Nomenclatur gegeben, weil der abgebildete Gegenstand überaus häufig auf buddhistischen Bildern und Sculpturen vorkommt, aber in dem Compendium der buddhistischen Terminologie von Eitel: „Handbook of Chinese buddhism, being a Sanskrit-Chinese dictionary with vocabularies of buddhist terms in Pali, Singhalese, Siamese, Burmese, Tibetan, Mongolian and Japanese,“ 2d edition, Hongkong 1888, gar nicht erwähnt wird!

2) Verfasser des Werkes „Die Beziehungen der niederländischen ostindischen Compagnie zu Japan im 17. Jahrhundert“.

3) Watanabe giebt an, das Bild befinde sich in der Bibliothek des Hauses „Furgîsê“ in Rom.

ist. Der letztere war so liebenswürdig, mir die Besichtigung des Bildes zu gestatten, und gab mir die Adresse des Photographen, bei dem er vor einigen Jahren mit Erlaubniss des Fürsten Borghese das Bild hatte aufnehmen lassen. So konnte ich mir Abzüge davon verschaffen, von denen ich, in der Voraussetzung, dass Sie



Japanischer Samurai aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.
Nach einem Oelgemälde im Palazzo Borghese in Rom.

Interesse hierfür haben, mir erlaube, Ihnen zwei zu übersenden, eines für Sie und das andere für das Völker-Museum, falls Sie es dafür geeignet halten. Soweit ich mich aus unserer Unterredung erinnere, giebt Watanabe nicht an, um welchen Gesandten es sich dabei handelt. Nach meiner Ansicht kann es nur Hazekura[1],

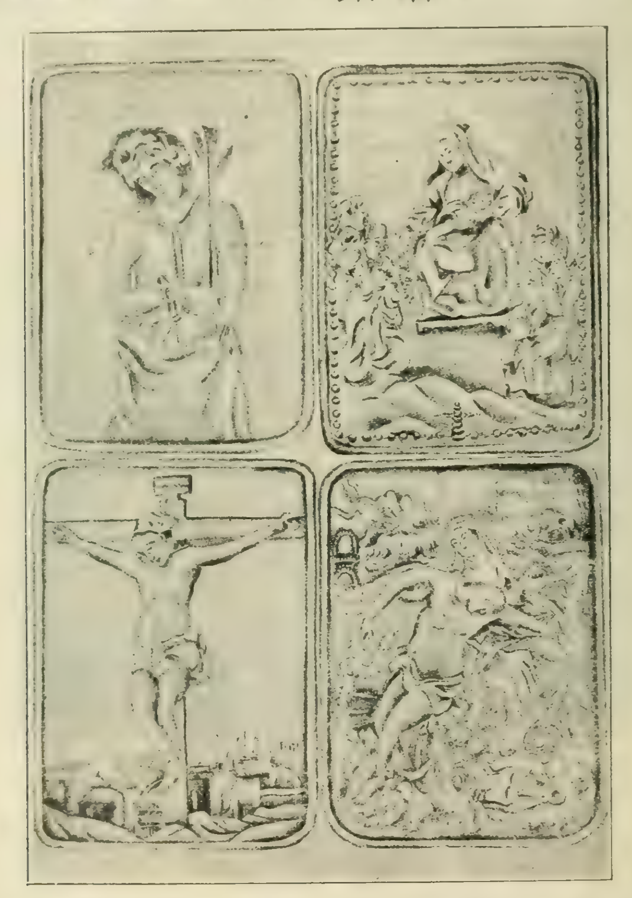
1) *Hasekura* (支倉). Im Ueno-Museum in Tōkyō ist eine Anzahl von „Christian relics„ erhalten. „Many of these date from the embassy to Rome of Hashikura Rokuemon, who was sent thither by Date Masamune, Prince of Sendai, in 1614, with a train of followers, and returned to Japan in 1620. The official Japanese account of this curious episode is that the embassy went at the Shōgun's desire, in order to investigate the political strength and resources of Europe. The version usually accepted by European writers is that the expedition really was what it avowed itself to be — an act of submission to the religious supremacy of the Pope. The envoy was well-received at the Roman

der Gesandte des Daimyo von Sendai sein, weil dieser zur Zeit in Rom war, als ein Borghese (Paul V.) Papst war, durch den dieses Bild in den Besitz der Familie Borghese gelangte. Der während der Anwesenheit der Gesandtschaft unter Mancio Ito (1585) regierende Papst gehörte einer anderen Familie an.“ —

27. Hr. F. W. K. Müller legt vor:

eine Abbildung eines „Tret-Bildes“ aus der Zeit der Christen-Verfolgungen in Japan.

In der ersten Nummer der Kottôkyôkwaizasshi[1]) ist u. a. ein Zinko eines sogen. Tret-Bildes (*fumie* oder *fumi-ye* 踏繪) abgebildet, von denen 6 bis



Fumie „Tret-Bild“ aus der Zeit der Christen-Verfolgungen in Japan.
Das Original ist aus Messing (*shinchû*). Durch die vielfache Benutzung sind die Relief-Bilder etwas undeutlich geworden.
Länge des Originals = $6^1/_5$ japan. Zoll, Breite = $4^1/_2$ jap. Zoll.
(NB. 1 japanischer Zoll = 3.0303 *cm.*)

court, and was presented with the freedom of the city of Rome, besides being loaded with presents. The relics remained in the possession of the Date family at Sendai until afew years ago.“ Vgl. Chamberlain and Mason, a handbook for travellers in Japan. 3. ed., p. 82.

1) Zeitschrift des Raritätensammler-Vereins, Tôkyô 1899. Die Uebermittelung von Heft 1 und 3 dieser illustrirten Zeitschrift verdanke ich Hrn. Tamai Kisaku, Chefredacteur der Zeitschrift „Ost-Asien“ (Tô-A), Berlin.

7 Stück im Museum von Tôkyô aufbewahrt werden. Das Fumie ist in 4 Theile getheilt. Das erste Bild links oben stellt das „Ecce homo" dar, daneben rechts: Maria mit dem Kinde, umgeben von Anbetenden, unten links: Christus am Kreuz, unten rechts: die Kreuz-Abnahme.

Eine ausführliche Schilderung des „Bild-Tretens" befindet sich in Engelbert Kämpfer's Geschichte und Beschreibung von Japan, Lemgo 1779, Bd. 2, S. 35—36, aus welcher ich die wichtigsten Stellen aushebe: „Nachdem am Schlusse des alten Jahrs diese Musterrolle [sc. Aufschreibung aller Hausgenossen, Kinder und Alten mit dem eigentlichen Namen ihres Geburtsortes und ihrer *Sju*[1]) oder Religionssecte] verfertigt ist, wird darauf mit dem Anfange des neuen Jahrs die *Jefumi* gehalten, das nach dem Buchstaben so viel heisset, als die Figurtretung, weil sie das Bild des am Kreuz hangenden Christus und noch eines anderen Heiligen mit Füssen treten, zum Beweis, dass sie der Lehre Christi und seiner Apostel entsagen und sie verfluchen. Die Ceremonie dieser Entheiligung des gekreuzigten Heilandes nimt von dem zweiten Tage des ersten Monats nach der Reihe der Häuser und Gassen und an zweien Orten zugleich ihren Anfang usw. . . . . Die Figuren, welche in einem besonders dazu gemachten Kistgen gehalten werden, sind von Messing gegossen und etwa eines Fusses lang usw. . . . . Nur hier zu Nagasacki und in den Provinzen Omura und Bungo ist[2]) die ganze Handlung gebräuchlich, woselbst sich in vorigen Zeiten die meisten Christen aufgehalten haben." —

Nachtrag zur Abbildung S. 529 (*Nyoihōju*). In dieser Zusammenstellung zu dreien wäre diese Darstellung vielleicht besser als die „3 Kostbarkeiten" *Sambō*[3]) 三寶 = *Ratnatraya* = die 3 Kleinode (Buddha, Lehre und Gemeinde) zu bezeichnen. Die Bände des tibetischen Kanons (Kandschur, Abtheilung „Čer-p'yin") der Ausgabe vom Jahre 1410[4]) sind an der einen Front mit demselben Motiv verziert: 3 Perlen, roth, grün und blau, in einem Nimbus. Als Decoration des Tripiṭaka kann das nur Ratnatraya bedeuten. —

(28) Hr. Rud. Virchow zeigt einen ihm von Prof. Dr. Grosse in Arnstadt unter dem 30. April übersendeten

grossen kugligen Stein,

der seiner sonderbaren Form wegen für einen „versteinerten Schädel" gehalten worden ist.

Es lässt sich nicht verkennen, dass dieser Stein äusserlich eine gewisse Aehnlichkeit mit einem menschlichen Schädel hat: innerlich ist er mit einer mächtigen Anhäufung krystallinischer Steinmasse erfüllt. Er wiegt 3735 *g* und ist 156 (bezw. 161) *mm* lang, 150 *mm* breit und 94, bezw. (rechts) 103 *mm* hoch.

1) = *shū* 宗.

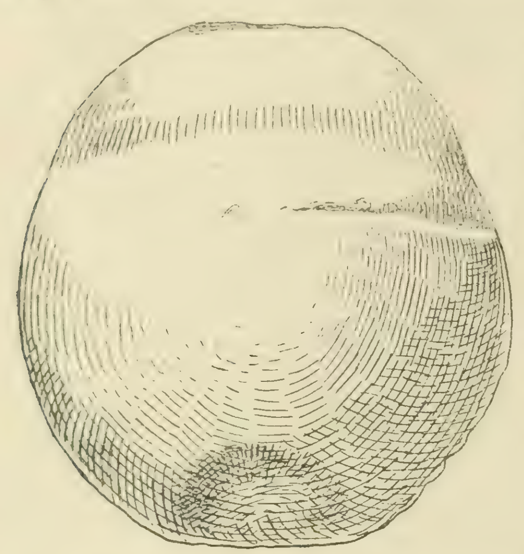
2) Kämpfer verweilte 1690—1692 in Japan.

3) Eine japanische Interjection des Erstaunens lautet: „*Namu san*" oder „*namu sambo*". Es ist dies die Uebersetzung der bekannten buddhistischen Formel: *namo ratnatrayaya* (Verehrung (eigentlich: Verneigung) vor den 3 Kleinodien: Buddha, Dharma und Saṅgha! Das kleine japanisch-deutsche Wörterbuch von Hiratsuka, Shishido, Tsukamoto, Ehmann usw. übersetzt den qu. Ausdruck treffend mit potztausend! wobei zu bemerken, dass „potz" reverentiae causa für Gottes steht).

4) Ueber dieses Keimelion der Kgl. Bibliothek in Berlin vgl. Verh. 1889, S. 201 unten.

Letztere ist von Hrn. Prof. Branco genau untersucht worden. Sein Urtheil lautet folgendermaassen: „Das Gestein besteht aus Kieselsäure, sogen. Carneol. Es ist eine „Knolle“, natürliche Bildung, wie sie im Rothliegenden, aber auch im Buntsandstein vorkommen. Da Arnstadt in einem Buntsandstein-Gebiete liegt, so ist die Herkunft aus dieser Formation wahrscheinlicher. Anderenfalls würde ich es eher für eine Knolle aus dem Rothliegenden halten.

„Die äussere Schicht mag ihre abweichende Structur durch Verwitterung(?) erlangt haben.“



Diese Masse etwa für versteinertes Gehirn zu nehmen, liegt kein Grund vor, zumal da sie ihrer Form nach nicht einem Gehirn, sondern einem Schädel ähnelt. Diese Aehnlichkeit ist namentlich dadurch hervorgebracht, dass sie eine seichte, breite Längsfurche besitzt und dass ausserdem an ihrer Oberfläche eine Querfurche vorhanden ist, die nach ihrer Lage etwa der Kranznaht entsprechen würde. Ich bin nicht ganz sicher, ob diese Querfurche nicht durch künstliche Nachhülfe verbreitert worden ist. Ausserdem findet sie sich nur auf der einen Seite (rechts) ausgeprägt, während die Kranznaht doch über den ganzen Schädel verläuft.

Vorstehende Figur giebt dieses äussere Bild nach einer Photographie des Hrn. Kaiserling. —

(29) Hr. Rud. Virchow zeigt

thierische und menschliche Knochen aus einer Felsspalte des Biggenthales.

Hr. B. Stürtz, Inhaber des Mineralogischen und Paläontologischen Comptoirs in Bonn, hat mir unter dem 13. Juni, wie er sagt „Reste von Mensch und Pferd“ übersendet, die in den Kalkstein-Brüchen der Attendorfer Kalkwerke gefunden wurden. Sie lagen nicht in einer Höhle, sondern in einer Felsspalte, in der sie etwa 2 *m* unter Geröll entdeckt wurden. Nach Angabe des Bruchmeisters sind keine weiteren Reste gefunden worden.

Die menschlichen Knochen sind durchweg verletzt, so dass genaue Maasse nicht zu geben sind. Sie müssen mindestens 2 Individuen angehört haben, denn es sind darunter 2 rechte Oberschenkel- und 3 Oberarm-Knochen. Von letzteren können 2 demselben Individuum zugeschrieben werden, da sie ungleich dünner sind, als der dritte, indess bieten sie im Einzelnen manche Unterschiede. Alle diese Knochen sind lang und kräftig gebaut, aber ohne Anzeichen einer älteren Rasse. Die Fossa pro olecrano ist nicht durchbohrt. Nur eine rechte Tibia ist etwas platyknemisch.

Dazu kommt eine Anzahl von Bruchstücken, die wohl sämmtlich einem einzigen Schädel angehört haben. Das schwach prognathe Oberkiefer-Stück hat tief abgenutzte Zähne mit grossen Aushöhlungen an der Gegend der Schneiden. Die

Alveolen der rechten Seite und die der linken Molaren gänzlich obliterirt. Von dem Schädeldach ist der grössere Theil, namentlich der Hinterkopf und die rechte Seite im Zusammenhange erhalten: die Knochen sind licht graugelb, mit glatter und dichter Oberfläche, die stellenweise verwittert ist. Der Schädel ist gross, sehr lang (187 *mm*), eher breit (bis 142 *mm*), leicht chamaecephal: er zeigt beginnende Synostose der Sagittalis zwischen den Foramina parietalia. Grösse und besondere Ausbildung deuten auf ein männliches, altes Individuum.

Wie lange die Knochen in der Erde gelegen haben, ist nicht zu bestimmen. Im Ganzen scheinen sie gegen eine weit zurückgelegene Zeit des Ursprunges zu sprechen. Wo sie nicht durch die Einwirkung der Umgebungen verändert sind, zeigen sie ein Aussehen, wie es auch recente, jedoch längere Zeit in der Erde verdeckte Gebeine zu besitzen pflegen.

Die daneben gesammelten Thierknochen gehören, nach der Prüfung des Hrn. Schütz von der Königl. Thierarznei-Schule sämmtlich Gattungen an, die noch jetzt leben. Pferde-Knochen haben sich nicht darunter erkennen lassen. Mit Ausnahme einiger Reste vom Hirsch sind nur gezähmte Gattungen vertreten. Hr. Schütz hat folgende bestimmt:

1. einen Oberkiefer- und zwei Unterkiefer-Zähne vom Rind, ersterer sehr gross.
2. Stücke des linken Acetabulum vom Hirsch.
3. Linker Radius von einem kleinen Pferde oder Esel.
4. Rechter Humerus von einem katzenartigen Thiere.

Ausserordentliche Sitzung vom 22. Juni 1899.

Vorsitzender: Hr. **Waldeyer.**

Hr. A. Bässler erläutert eine

ethnographische Sammlung aus Peru und aus der Südsee.

Diese sehr umfangreiche und kostbare Sammlung ist dem Königl. Museum für Völkerkunde geschenkt worden. —

Neu eingegangene Schriften:

1. Lenz, R., Kritik der Langue Auca des Hrn. Dr. jur. Raoul de la Grasserie. Eine Warnung für Amerikanisten. Valparaiso 1898. (Verhandl. des Deutsch. Wissensch. V. in Santiago.) Gesch. d. Verf.
2. Hein, W., Das Huttlerlaufen. Berlin 1899. (Zeitschr. d. V. f. Volkskunde.) Gesch. d. Verf.
3. Orsi, P., Il ripostiglio di Galliano. Rovereto 1898. Gesch. d. Verf.

4. Watjoff, S., Beitrag zur Anthropologie der Bulgaren. Sofia 1899. (Bulgarski Pregled.) Gesch. d. Verf.
5. Ermisch, H., Erläuterungen zur historisch-statistischen Grundkarte für Deutschland (Königreich Sachsen). Leipzig 1899. Gesch. d. Verf.
6. Makowsky, A., Bearbeitete Mammuth-Knochen aus dem Löss von Mähren. Wien 1899. (Mittheil. der Wiener Anthropol. Gesellschaft.) Gesch. d. Verf.
7. Seyler, E., Agrarien und Exkubien, eine Untersuchung über römisches Heerwesen. München 1899. Gesch. d. Verf.
8. Fewkes, J. W.: 1. Preliminary account of an expedition to the Pueblo ruins near Winslow, Arizona, in 1896. — 2. A preliminary account of archæological field work in Arizona in 1897. Washington 1898. (Smithsonian Report for 1896 and 1897.)
9. Derselbe, The winter solstice altars at Hano Pueblo. New York 1899. (American Anthrop.)
   Nr. 8 u. 9 Gesch. d. Verf.
10. Götze, A., Urgeschichte des Menschengeschlechts. Berlin 1897. (Jahresberichte der Geschichtswissenschaft.) Gesch. d. Verf.
11. Bartels, M., Die 29. allgemeine Versammlung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Braunschweig vom 4. bis 6. August 1898. Halle 1899. (Leopoldina.)
12. Ploss, H., und M. Bartels, Das Weib. 6. Aufl. 8. u. 9. Liefr. Leipzig 1899.
   Nr. 11 u. 12 Gesch. d. Hrn. M. Bartels.
13. Heierli, J., Die archäologische Karte des Cantons Aargau, nebst allgemeinen Erläuterungen und Fundregister. Aarau 1899. Gesch. d. Verf.
14. Gatschet, A. S., „Real", „True", or „Genuine" in Indian languages. New York 1899. (Amer. Anthrop.)
15. Derselbe, The meaning of „Merrimac". o. O. u. J.
   Nr. 14 u. 15 Gesch. d. Verf.
16. Thurston, E., Bulletin Madras Government Museum. Vol. II. Nr. 3. Anthropology. Madras 1899. Gesch. d. Verf.
17. v. Andrian, Freiherr F., Elementar- und Völker-Gedanke. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Ethnologie. München 1899. (Corresp.-Bl. d. deutsch. anthrop. Ges. 1898. Nr. 12.) Gesch. d. Verf.
18. Boas, F., Introduction to traditions of the Thompson River Indians of British Columbia. o. O. u. J. (Mem. Americ. Folk-Lore Soc. VI.)
19. Derselbe, The growth of Toronto children. Washington 1898. (Report of the Commissioner of education for 1896/97.)
20. Derselbe, A precise criterion of species. — Advances in methods of teaching. New York 1898/99. (Science.)
21. Derselbe, Mittheilungen aus America. München 1898. (Corresp.-Bl. d. deutsch. anthropol. Ges. Nr. 11.)
22. Derselbe, Some recent criticisms of physical anthropology. New York 1899. (Americ. Anthropologist.)
   Nr. 18—22 Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 15. Juli 1899.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Die Gesellschaft hat ihr langjähriges correspondirendes Mitglied, den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften zu Krakau, Prof. Majer, verloren. Derselbe ist im Alter von 92 Jahren gestorben. —

(2) Die Società Adriatica di Scienzi Naturali in Triest (Präsident Prof. Aug. Vierthaler) zeigt an, dass sie am 15. October zur Feier ihres 25jährigen Jubiläums eine Fest-Sitzung abhalten wird.

(3) Der Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques wird am 20. August 1900 in Paris zusammentreten. Das Organisations-Comité ist unter dem Vorsitz des Hrn. Alexandre Bertrand constituirt. Die Sitzungen werden bis zum 25. August einschliesslich dauern; sie finden in den Sälen des Collège de France statt.

Es handelt sich hier um die XII. Session des einst so einflussreichen, seit Jahren unterbrochen gewesenen Congresses. Gegen Zahlung von 15 Francs werden die Mitgliedskarte und sämmtliche Publicationen des Congresses geliefert werden. In den Sitzungen und in den Publicationen wird nur die französische Sprache zugelassen.

(4) Bei Gelegenheit der Exposition universelle de 1900 wird ein Congrès international des traditions populaires in Paris einberufen werden. Derselbe wird vom 10. bis 12. September 1900 tagen und in dem Palais des Congrès à l'Exposition eröffnet werden. Subscription 12 Francs. Die officielle Sprache ist die französische, jedoch werden deutsche, englische, italienische und lateinische Mittheilungen zugelassen, wenn ein französisches Resumé gegeben wird. Präsident Charles Beauquier. —

(5) Die British Association for the Advancement of Science hat im Jahre 1896 ein Comité niedergesetzt, um für die Publicationen der wissenschaftlichen Gesellschaften ein gleichförmiges Format festzustellen. Mr. James Swinburne, der Secretär dieses Comités, theilt die Beschlüsse mit. Es mag daraus angeführt werden, dass für Octav-Druck die Seite nicht weniger als 14 auf 22, für Quart 21,5 auf 28,5 messen soll. —

(6) Der Vorstand des Vereins des Museums für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes (Berlin, C., Klosterstr. 36) will bei Abnahme von mindestens 50 Stück für Mitglieder der Gesellschaft den Eintrittspreis auf 25 Pfg. für das Billet ermässigen. —

(7) Die Vertreter von Castan's Panopticum, die HHrn. L. Castan und Scarbina, laden für den 20. September 1899 zu einer Separat-Vorstellung der tanzenden und heulenden Derwische aus Ober-Aegypten ein. —

8. Hr. Georg Schweinfurth berichtet über

Bega-Gräber.

Im vorletzten Winter hatte ich Gelegenheit, eine genaue Besichtigung der Umgegend von el-Kab vorzunehmen, einer zwischen Esneh und Edfu am rechten Nil-Ufer gelegenen vielgenannten Ruinenstätte. Meine Aufmerksamkeit lenkte sich daselbst zunächst auf eigenthümlich geformte kleine Grab-Denkmäler, die auf den Sandstein-Höhen in der Nähe des rechten Nil-Ufers, vereinzelt oder in Gruppen zerstreut, angetroffen werden. Eine grosse Anzahl dieser von allen übrigen Grab-Anlagen der Aegypter verschiedenen Begräbniss-Stätten ist auf der 80 *m* über dem Nil und in einem Abstande von 1 *km* nördlich von der Nordecke der grossen Ringmauer der alten Stadt (Eileithyiaspolis) gelegenen Höhe zu sehen, die über den durch ihren reichen Bilderschmuck berühmten Felsen-Gräbern der XVII. und XVIII. Dynastie emporragt. Ein vereinzeltes Grab der vorhin erwähnten Art fand ich noch in einer Entfernung von 7 *km* östlich von der alten Stadt, auf dem Wege zu den Ruinen der von mir in Augenschein genommenen und durch Prof. Sayce zum ersten Male besichtigten alten Niederlassung von Wüsten-Bewohnern, die heute den Namen el-Grayat führt und noch 2 *km* weiter nach Osten gelegen ist.

Die Gräber sind ausschliesslich aus rohen, unbehauenen und ohne Verband geschichteten Sandstein-Blöcken hergestellt, bestehen nur aus einem Oberbau und entbehren jeglichen Grab-Stollens. Was man zunächst wahrnimmt, ist ein regelmässiger Steinring, der eine auf dem ebenen Boden angelegte, vielleicht nur noch durch Ausgrabung einer flachen Mulde vertiefte Grabkammer umschliesst und dessen Innenraum ursprünglich mit Schutt und Steinen ausgefüllt war. Infolge der überall stattgehabten Durchwühlung, deren Zweck räthselhaft bleibt, da nicht ersichtlich ist, welcherlei Beigaben die Plünderer für ihre Mühe belohnen konnten, ist die Anordnung der Felsblöcke eine sehr übersichtliche. Der äussere, stets kreisrunde Steinring bildet mit durchschnittlich 3—6 Lagen grosser Blöcke eine senkrechte Mauer von 1,5 *m* Höhe. Die Dicke derselben übersteigt selten 0,6 *m*, während der Gesammt-Durchmesser des Baues 4 *m* beträgt. Die grössten Steinringe messen 5 *m*. Innerhalb des Mauerringes wurde der wohl meist in Leintücher gehüllte Leichnam in der aus grösseren Steinplatten hergerichteten niederen Kammer gebettet, deren Länge in den meisten Fällen dafür spricht, dass der Körper für gewöhnlich in ausgestreckter Lage niedergelegt wurde. Eine zur Conservirung der Leiche stattgefundene Präparation ist hier sicher nicht üblich gewesen: überall fanden sich nur mürbe und äusserst verwitterte Knochen-Fragmente, deren zersetzter Zustand deutlich zu erkennen gab, dass die Gräber bereits vor langer Zeit geöffnet worden sein müssen. Eine bestimmte Stellung zu den Himmels-Richtungen scheint bei der Anlage dieser Gräber nicht beabsichtigt gewesen zu sein. Auch zeigten die einzelnen Gruppen der Gräber keinerlei bestimmte oder unter sich übereinstimmende Orientirung. Viele waren von Nord nach Süd gerichtet.

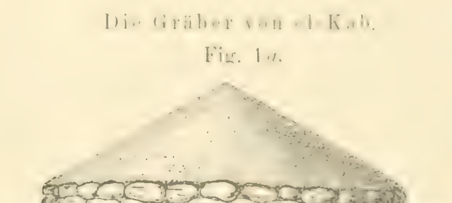
In ihrer einfachsten Gestalt wurde die Grabkammer durch Niederlegen von zwei länglichen Steinen mit möglichst geradliniger Längskante hergestellt, die, flach auf den Boden gelegt, zwischen sich Raum für den Leichnam liessen. Kleinere Blöcke verschlossen die Enden, und über alle wurden schliesslich verquer und als Deckel einige (2—3) grosse, ungefähr 1,5 *m* lange Blöcke von mehr plattenförmiger Gestalt gelegt. Der zur Aufnahme des Leichnams zwischen den Blöcken (in der einfachsten Gestalt genügten 7—9) freigelassene Raum misst 1,25—1,3 *m* in der Länge und 0,45—0,6 *m* in der Breite. Die Höhe scheint mitunter, dem Durch-

messer des Körpers entsprechend, nur knapp 0.3—0.45 *m* betragen zu haben. Wahrscheinlich aber wurde zuvor der Boden am Grunde noch etwas ausgehöhlt.

Der zwischen der Kammer und der Mauer des Steinringes befindliche Raum wurde mit Schutt und Stein-Gerölle ausgefüllt und obenauf zu einer flachen Kappe aufgeschüttet, die Oberfläche aber mit einer Lage von kleinen weissen Kiesel-Steinen (die hier, bei el-Kab, eigens dazu zusammengesucht werden mussten) belegt, bis zur Herstellung eines breiten spitzen Kegels, so dass das Ganze das Ansehen einer runden Hütte mit Kegeldach gewann (Fig. 1 *a*—*c*).

Die Gräber von el-Kab.

Fig. 1 *a*.



Das Grab im ursprünglichen Zustande.

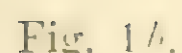


Fig. 1 *b*.

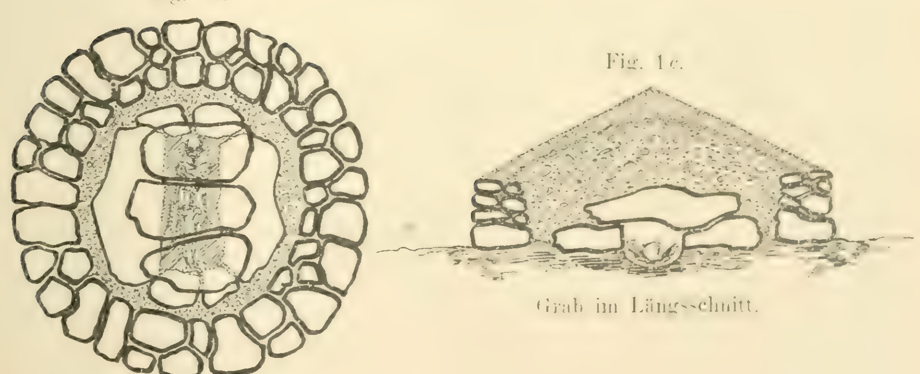


Fig. 1 *c*.

Grab im Längsschnitt.

Grundriss des Grabes.

Einen abweichenden Typus zeigte die Grabkammer in einem Falle, wo die Wände des zur Aufnahme des Leichnams bestimmten Raumes mit einer Reihe aufrechtgestellter kleiner Steinplatten ausgekleidet waren, wie aus Fig. 2 zu ersehen ist. Eine Anzahl der Gräber bestand aus kleinen, von gemeinsamer Ringmauer umschlossenen Gruppen; indess fand ich bei el-Kab nie mehr als deren drei in einem Ringe vereinigt. Die Mehrzahl der Gräber in der Umgebung von el-Kab zeigt in übereinstimmender Weise die oben angeführten Maasse; es giebt aber auch solche von sehr ungleichen Raum-Verhältnissen, und bei etlichen derselben brachte mich die Enge und Kleinheit der Grabkammer auf die Vermuthung, dass hier auch die alte Bestattungsweise der Troglodyten noch geübt sein könnte, wie sie Agatharchides und nach ihm

Fig. 2.



Auskleidung einer Grabkammer mit senkrechten Platten.

Diodor und Strabo beschrieben haben und wie sie für die seit einigen Jahren in Ober-Aegypten aufgedeckten Gräber der ersten Dynastien, bezw. der prädynastischen Zeit (der sogen. Negada-Periode) charakteristisch ist, nehmlich die Bestattung in contracter Körperlage. Ob die kleinsten Grabkammern für Kinder-Leichen bestimmt waren, mag dahingestellt bleiben. Leider war es mir nicht vergönnt, irgendwo ein noch intact und ungeöffnet gebliebenes Grab ausfindig zu machen, um dieser Frage weiter nachzugehen. Dass die Körper der Todten in den Gräbern von el-Kab in Leinwand gehüllt oder damit umwickelt waren, bewiesen nicht nur die mit den Knochen-Splittern hier und dort umherliegenden Gewebe-Fetzen, sondern auch ein aufgefundener Zehen-Knochen, an welchem noch ein Stückchen Leinwand haftet.

Den Todten wurden Thon-Gefässe mit ins Grab gelegt; sie müssen aber wenig zahlreich gewesen sein, nach der geringen Anzahl von Scherben zu schliessen, die sich im Umkreise der durchwühlten Gräber vorfanden. Von den Skelet-Theilen waren nur Fragmente der dichtesten und härtesten Stellen erhalten. Die meisten Thon-Scherben stammen hier von jenen langen kurzhalsigen und unten in einen spitzen Zapfen auslaufenden Amphoren her, deren horizontal stark geriefter cylindrischer Halstheil (zwischen den beiden Henkeln) in Verbindung mit dem feinen Korn der Thonerde, das sie kennzeichnet, für die römische Zeit charakteristisch ist. Die bei den Gräbern von el-Kab aufgelesenen Thon-Scherben erwiesen sich als mit den unter den Hausresten der alten Wüsten-Stadt (des vorhin erwähnten el-Grayat) gefundenen identisch und gehören nach Dr. v. Bissing's Urtheil dem 2. bis 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an.

Bei einem der auf der Höhe oberhalb der Felsen-Gräber der XVIII. Dynastie gelegenen Gräber fanden sich Bruchstücke einer daselbst zur Verwendung gelangten Sarg-Truhe von gebranntem Thon, deren Wandungen 2,5—4 *cm* Dicke zeigten und die eine Länge von ungefähr 1,3 *m* erreicht haben muss. Die Thonmasse war aussen hellroth, innen schwarzgrau. Diese Truhe hat ein längliches Viereck dargestellt, mit abgerundeten Kanten. Der Rand der Seitenwände war verdickt, und als Deckel diente eine flache, dünnere Platte, von der sich noch Bruchstücke vorfanden. Das Grab, das diese Truhe beherbergt hat, muss von einem ansehnlichen Hügel weisslicher Kiesel gekrönt gewesen sein, nach der Menge zu urtheilen, die von dieser Masse daselbst umherlag. Die ringförmige Aussenmauer hatte eine Dicke von 57 *cm* und wurde von 3—6 Lagen geschichteter Sandstein-Blöcke gebildet. –

Fig. 3.



Koptisches Ornament auf Sarg-Truhen.

Aehnliche Sarg-Truhen aus gebranntem Thon finden sich in den Gräbern sehr verschiedener Epochen. Man kennt sie namentlich von der Zeit der XIX. Dynastie (Naville) und häufiger aus römischer Zeit, dann aber namentlich aus der früheren „koptischen" Periode (etwa 500—800 n. Chr.). An einzelnen Stücken der so eben erwähnten Sarg-Truhe fanden sich nun Reste von schwarzer Bemalung in derben, primitiven Mustern, Ornamente, die wegen ihrer charakteristischen Gestalt nicht den geringsten Zweifel für die richtige Zeitbestimmung des Gegenstandes gestatten. Es sind das die nebenstehenden Strichmuster (Fig. 3), symbolische Palmwedel oder Oelzweige darstellend, die für die spätere römische und frühkoptische Periode bezeichnend erscheinen und in der koptischen Abtheilung des Cairiner Museums an ähnlichen Sarg-Truhen und anderen Thon-Gefässen ersichtlich sind.

Scherben mit jener rohen schwarzrothen Bemalung versehen, wie sie für die spätere koptische Zeit (800 n. Chr.) charakteristisch ist und wie ich davon ein Beispiel bei den Gräbern von Mualla auflas, haben sich bei el-Kab nirgends gefunden.

Nach dem Gesagten wird man nicht fehlgreifen, wenn man die Ring-Gräber von el-Kab in die Zeit des 3. und 4. Jahrhunderts n. Chr. verlegt, entsprechend derjenigen Epoche, welche sich nach den aufgefundenen Scherben für die Ruinen von el-Grayāt festsetzen liess, jener Niederlassung, deren vornehme Angehörige wahrscheinlich hier, im Anblick des Nil-Stromes, ihre letzte Ruhestätte fanden. Dass beide Oertlichkeiten in Beziehung zu einander standen, liegt auf der Hand. Da sich von el-Kab aus, zur Abkürzung des Weges, der längs dem Nil einen rechten Winkel beschreibt, die gerade Wüsten-Strasse nach Luksor und Koptos eröffnet, so lässt sich annehmen, dass am erstgenannten Platze der Ausgangspunkt eines lebhaften Karawanen-Verkehrs war. Auch lief bei el-Kab eine Abzweigung der grossen Strasse nach Berenice aus. Die an dem Verkehr zwischen diesen Plätzen betheiligten Wüsten-Bewohner hatten in el-Grayāt eine Niederlassung, wo sie ihre Familien mit dem Kleinvieh zeitweilig unterbrachten. Solche Beduinen-Lagerplätze mit aus geschichteten Steinen aufgeführten Hütten gehören einer Zeit an, in welcher diese Nomaden etwas mehr Ansprüche an die Bequemlichkeiten des Lebens zu machen pflegten, als heutigen Tages, wo sie mit einem Worte civilisirter waren. Man gewahrt derartige Ruinen an verschiedenen Stellen der Qeneh-Qosser-Strasse, namentlich auch in der nächsten Umgebung von Assuan, die gewiss der nämlichen Epoche angehören, wie el-Grayāt. Zu erwähnen wäre noch, dass ich an dem letztgenannten Platze und seiner Umgebung, obgleich derselbe das Gemäuer von über 200 kleinen Wohnhütten aufweist, nirgends weder vereinzelte noch gemeinsame Begräbniss-Stätten ausfindig zu machen vermochte.

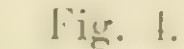
Mualla.

Eine andere Gegend am Nil, die ich im vergangenen Winter besucht habe, bietet eine weit grössere Ansammlung von Gräbern der so eben beschriebenen Art. Da, wo der Nil oberhalb Thebens aus der nordwestlichen Strom-Richtung in die nordöstliche einbiegt, liegt an der östlichen Gebirgsecke, die hier der Fluss fast bespült, das kleine Dorf Mualla, an der Ursprungsstelle des nach ihm benannten Bewässerungs-Canals. Hier hat der General-Director der ägyptischen Telegraphen, Ernest Floyer, bekannt durch seine Reisen in Belutschistan, sowie durch seine in den Jahren 1887 und 1891 ausgeführten Forschungen in der Wüsten-Region des nördlichen Etbai, eine zur Feststellung des den Mergeln der Umgegend zukommenden Gehalts an salpetersauren Salzen dienende Versuchs-Station angelegt. Am Fusse der sich bis zu 250 *m* erhebenden nahen Steilwand sind niedere Vorhügel gelagert, die bis auf 200 *m* Abstand an den Fluss herantreten. Die salzführenden Mergel-Schichten, die von den Eingebornen als Dungerde (*marōb*) für ihre Felder ausgebeutet werden, treten hier an der Grenze zwischen Eocän und Kreide in grosser Mächtigkeit zu Tage. Diese Vorhügel sind, sowohl auf ihren Kuppen, als auch an den Gehängen mit Grab-Anlagen, wie die bei el-Kab gesehenen, bedeckt: schon allein in der Umgebung des zweiten Thalkessels, südlich vom Dorfe Mualla, dessen Austrittstelle etwa 3 *km* im ONO. vom Hause Mr. Floyer's gelegen ist, an die Hundert. Mein verehrter Freund, der mich selbst umherführte, hat zuerst auf diese Gräber aufmerksam gemacht und darüber im Institut Égyptien am 11. Januar 1895 Mittheilung gemacht. Der Sitzungs-Bericht

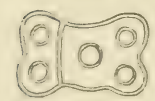
enthält auch eine von dem Aegyptologen G. Daressy demselben Gegenstande gewidmete Abhandlung.

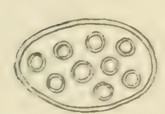
Die Gegend an der Nil-Ecke bei Mualla führt den unaufgeklärten Namen „der Sultane". Auf einer Strecke von über 10 *km* sind daselbst die Vorhügel unter der nahen Steilwand mit solchen Grab-Anlagen bedeckt. Mit den aus niedrigen, runden, von flachen Kies-Kegeln gekrönten Cylindern oder kiesgefüllten Mauerringen bestehenden Grab-Denkmälern dürfen aber nicht jene theils kreisrunden, theils vierkantigen oben offenen Gemäuer aus geschichteten Steinen verwechselt werden, die von Floyer und Daressy gleichfalls für Gräber gehalten wurden, hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie für Wohnstätten zu klein, auch ihre Zugänge zu eng erscheinen. Diese überall in den Wüsten Aegyptens anzutreffenden und den verschiedensten Zeitaltern angehörenden kleinen Umfriedigungen und Einfassungs-Gemäuer sind für den Wüsten-Reisenden keine neue Erscheinung. Meist sind sie zum Schutze gegen die winterliche Nachtkälte von umherziehenden ärmeren Nomaden improvisirt, häufig auch zur Unterbringung von Kleinvieh hergestellte Hürden, wie solche allenthalben in der Nähe von Beduinen-Lagern, beim wechselnden Weidegange der Frühlings-Monate zu sehen sind.

Auch bei Mualla waren sämmtliche Gräber seit langer Zeit durchwühlt, wie die zerfallenen Knochenreste bezeugen konnten, die hier und da zerstreut lagen. Die Mühe, die man sich bei dieser Durchsuchung der Gräber gegeben hat, lässt erwarten, dass in einigen derselben sich werthvolle Beigaben vorfanden, die zu sorgfältiger Prüfung des Inhaltes angefeuert haben. Da bei Mualla an grossen und namentlich an flachen Steinen Mangel war, sind die dortigen Gräber nicht mit so vollendeter Symmetrie errichtet, wie die bei el-Kab. Alle sind aber genau nach demselben Plan erbaut und auch in derselben Grösse in Ausführung gebracht. Häufiger, als bei el-Kab, sind hier Sammel- oder Familien-Gräber zu sehen, die 3, 5 und bis zu 9 Einzel-Gräber mit einer gemeinsamen Ringmauer umschliessen, die gewöhnlich 1,5 *m* Höhe erreicht (Fig. 4). Auch hier fand sich eine Anlage vor, deren Grabkammer, selbst von länglich-ovaler Gestalt, innen mit flachen und aufrecht gestellten Steinen ausgekleidet war. Ausser den überall gänzlich zerstückelten und mürben Knochen-Resten (sicherlich war keine der Leichen einbalsamirt gewesen) fanden sich Scherben von Thon-Gefässen mannigfachster Art. Was mir von letzteren unter die Augen kam, schien mir von den bei den Gräbern von el-Kab aufgefundenen nicht verschieden; nach den mir von Dr. v. Bissing gegebenen Aufklärungen wird man indess zur Alters-Bestimmung dieser Gegenstände eine ganze Reihe von nachchristlichen Jahrhunderten zur Verfügung haben, nehmlich die vom 3. bis zum 8.


Fig. 4.





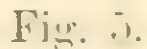


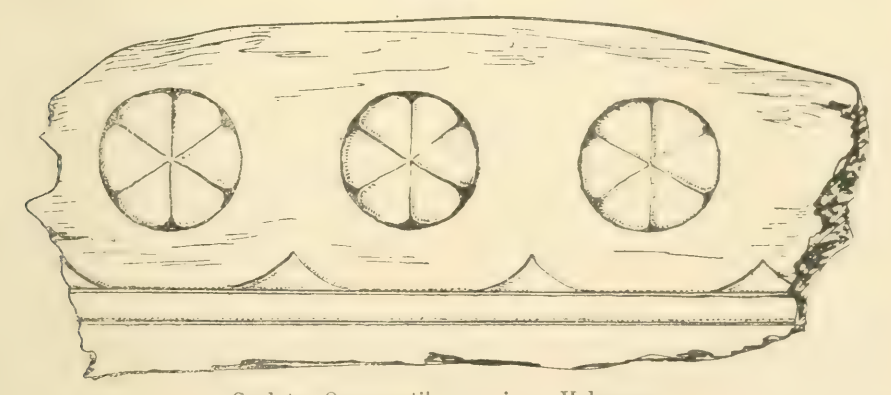
Grundrisse von Familien-Gräbern.

Bei einem der Gräber fand sich auch ein grösseres Holzstück, ein 1,5 *cm* dickes Brett, das, mit einer Reihe von 6-blättrigen Rosetten geziert, ursprünglich offenbar einem Sarge angehört hatte. Dieses Ornament, obgleich sehr einfacher und häufig verwandter Art, dürfte immerhin zur genaueren Zeitbestimmung des Grabes beitragen (Fig. 5).

Särge sind jedenfalls in diesen Gräbern nur in Ausnahme-Fällen, vielleicht nur zur Bestattung der Vornehmsten, in Anwendung gekommen. Ich bin übrigens nicht der Ansicht, dass die Gräber von Mualla nur den Vornehmen und Stammes-Aeltesten angehört haben, dazu sind sie allzu zahlreich.

Daressy weist diese Gräber, indem er sich dabei hauptsächlich auf die dort gemachten Scherben-Funde stützt, in das 7. bis 12. Jahrhundert, eine Zeit, wo, wie er hinzufügt, Christen und Muhammedaner gleich zahlreich waren. Nach den aufgefundenen Topf-Scherben, meint er, müssen die Gräber lange nach der Blüthezeit des koptischen Kloster-Lebens errichtet worden sein. Fundstücke, die dafür sprächen, dass die Inhaber dieser Gräber Christen gewesen seien, hat der genannte Aegyptolog nicht aufzuweisen, abgesehen von einer einzigen Schale, auf der sich das Zeichen eines koptischen Kreuzes eingedrückt fand. Es darf aber nicht ausser Acht gelassen werden, dass bei Mualla, zumal an den näher dem Nil zu gelegenen Hügel-Abfällen, Gräber aus sehr verschiedenen Epochen nebeneinander angetroffen werden, so dass bei ihrer Durchwühlung die Scherben-Stücke sehr leicht an Stellen gerathen konnten, die ihnen nicht zukamen. Allerdings habe auch ich daselbst, unter anderen, eher einer älteren, als einer neueren Periode angehörigen Thon-Scherben, ein Stück aufgelesen, das genau die Technik zur Schau trägt, die Dragendorf und v. Bissing als „koptisch" bezeichnen und die sich durch eine matte Färbung, sowie vorwiegend schwarzroth ausgeführte, sehr wild angeordnete Ornamentik kenntlich macht. Diese „koptischen" Thon-Gefässe werden dem 8. Jahrhundert zugeschrieben.


Fig. 5.



Sculptur-Ornamentik von einem Holzsarge.

Daressy behauptet auch, durchaus keine Leinwand-Reste bei den Gräbern von Mualla angetroffen zu haben, während ich selbst auf ganz deutliche Beispiele davon stiess. In einem Grabe fand er eine Thon-Vase, die einen Dattel-Kern enthielt, also eine Opfergabe. Eines sehr merkwürdigen Fundes thut Daressy in seiner Mittheilung an das Institut Égyptien leider mit nur wenigen Worten Erwähnung. Er fand nehmlich, innerhalb eines der erwähnten Mauerringe, das aus Erde sehr roh geformte Bild eines Pferdes. Wie er dazu kommt, an diese Angabe die Bemerkung zu knüpfen, dass eine solche Beigabe die Gräber der Vornehmen oder eines Orts-Vorstehers kennzeichnete, ist nicht ersichtlich. Die auf der dem Berichte beigefügten Tafel dargebotene Skizze erscheint ebenso primitiv und roh in der Zeichnung, wie der Gegenstand, den sie darstellen soll, und ebenso ungenügend, wie die Notiz unvollständig ist.

Ich glaube, man wird das Richtige treffen, wenn man annimmt, dass die Gräber von Mualla zusammen mit denen von el-Kab derjenigen Epoche entstammen, in der die Wüsten-Stämme sich am ungestörtesten des Allein-Besitzes ihrer Machtsphäre zu erfreuen und überall freien Zugang zum Nil hatten, und das war die

Zeit als der römische Kaiser mit ihnen Frieden geschlossen und und sie mit Geld abgefunden hatte.

Zur Erklärung dieser Anhäufung von Gräbern in der Nähe des Nil-Ufers bei Mualla hat man auch das Vorhandensein ehemaliger Militär-Colonien in Betracht gezogen. Nun ist ja aus der Geschichte bekannt, dass in der That die alten Aegypter, eigens zum Zweck der sicheren Rücken- und Flanken-Deckung des langen und schmalen Landes, ein aus den benachbarten Wüsten-Stämmen gebildetes Gendarmerie-Corps, die sogen. Mazai unterhielten, eine Einrichtung, die lange Zeiträume hindurch bestanden hat. Die Gräber von Mualla und el-Kab haben nichts mit diesen alten Zeiten gemein, denn sonst würden sie doch irgendwo Anklänge an den alten Bestattungspomp und vor allem unter den Beigaben solche Stücke aufzuweisen haben, die uns über die betreffende Epoche Aufklärung geben könnten.

Ausser der in Vorstehendem dargelegten, immerhin einen grossen Spielraum offen lassenden zeitlichen Begrenzung würde sich, bei dem Mangel an inschriftlichen und solchen Beigaben, die für das Volk, das diese Gräber errichtete, bezeichnend sein könnten (wie z. B. Waffen oder Erzeugnisse des eigenen Kunstfleisses), wenig ermitteln lassen, wenn nicht zum Glück starke Beweismittel auf dem Gebiete der Analogie zur Verfügung ständen. Das einzige, was diese Hirten-Völker uns hinterlassen, sind eben die Gräber, und die alten Formen derselben lassen sich bis in die Gegenwart bei den jetzt lebenden Nachkommen verfolgen.

In erster Linie darf hierbei das kleine Volk der **Bogos** als Zeuge aufgerufen werden, wenn der Nachweis geliefert werden soll, dass die vorhin beschriebenen Gräber wirklich den alten hamitischen Wüsten-Bewohnern angehört haben. Die Bogos, die eine nördliche Vorstufe des äthiopischen Hochlandes inne haben, zählen heute, unter italienischer Herrschaft, nicht viel über 15000 Seelen. Sie sind sämmtlich Christen, und ein grosser Theil derselben bekennt sich zur römisch-katholischen Kirche; nichtsdestoweniger haben sie sich nicht nur ihre alte hamitische Sprache (*bilin*), sondern auch viele merkwürdige Sitten und Einrichtungen zu erhalten gewusst. Hierzu muss man zunächst ihre Gräber rechnen, welche die Bewunderung aller Reisenden erregten, die diese anmuthige Landschaft besucht haben[1]. Die in Fig. 6*a* und *b* gegebene Abbildung bekundet die völlige Identität mit den Gräbern von el-Kab und Mualla. Auch die Maasse stimmen überein. Die Bogos-Gräber sind gewöhnlich 2 *m* hoch und halten im Durchmesser 4—7 *m*.

W. **Munzinger** beschreibt in seiner Schrift über „Sitten und Recht der Bogos" (Winterthur 1859) die Behandlung des Leichnams und seine Bestattung (S. 39): „Der Körper wird gewaschen, parfümirt, er erhält einen weissen Stein in den Mund gesteckt, es werden für jede Frau, die er besessen, 3 Krüge Wasser über den Körper geschüttet, man umhüllt ihn mit weissem Baumwollenzeug, dann wird er auf einer Bettstelle zu Grabe getragen. Unterwegs wird der Körper nochmals mit Wasser besprengt. Das 7 Fuss tiefe Grab ist so eng ausgeschachtet, dass der Körper hineingezwängt werden muss. Vermittelst eines breiten Schiefersteins wird die Oeffnung verschlossen. Darüber rund herum wird nun ein 2 Fuss hoher Mauerring errichtet. Man füllt denselben mit weissen Steinchen aus und häuft dieselben zu einem Kegel an. Ein durch das Schwert des Feindes Gefallener erhält einen schwarzen Steinkegel. Die Gräber erhalten sich sehr lange. Der Leichnam ruht gleichsam in einer steinernen Grabkammer. Es giebt 20 Fuss hohe Grabhügel der Häuptlinge. Männer und Frauen werden nebeneinander begraben. Frauen und Kinder erhalten kleinere Hügel."

1) Vergl. Th. Bent, Sacr. city of Ethiopia p. 77.

Ueberall auf den Hügeln der grossen Thalmulde von Keren gewahrt man solche Dörfer der Todten, denn wie Dörfer nehmen sich diese zahlreichen, einer ganzen Reihe von Generationen gemeinsamen Gräber aus, mit ihren wohlgeformten Hütten aus Stein, mit den im Sonnenschein hellschimmernden flachen Kegeln und Kuppen, die von Haufen schneeweisser Kiesel gebildet werden. Zwischen den weissen finden sich auch solche Gräber, die mit schwarzen Kieseln belegt sind. Diese kommen, altem Brauche gemäss, denjenigen Todten zu, die eines gewaltsamen Todes starben. Einer anderen Auslegung zu Folge sollen die schwarzen Gräber für diejenigen bestimmt sein, deren Tod noch der Sühne bedarf; erst wenn solche erfolgt ist, wird das Grab mit weissen Kieseln beschüttet.



Gräber der Bogos (nach Th. Bent).

Fig. 6*a*.

Fig. 6*b*.

Einer ähnlichen Vorstellung begegnete ich bei den Assaorta (auch Saho genannt), einem anderen rein hamitischen Hirtenvolke der italienisch-erythräischen Region, welches zwar muhammedanisch geworden, indess wie die Bogos den Sitten der Vorfahren treu und im Besitze der eigenen Sprache geblieben ist. Die Assaorta bestatten solche, die meuchlings einer Kugel zum Opfer fielen, in aufrechter Körperstellung, stehend. Der Todte soll nach ihrer Auffassung nicht ruhen, gleichsam beständig auf der Wacht stehen bleiben, bis er gerächt ist. Ein solches Assaorta-Grab sah ich auf freiem Felde in der Umgegend von Halai. Es bildete einen 2 *m* hohen Tumulus von fast cylindrischer, etwas kegelförmiger Gestalt. Drei horizontale Lagen von weissen Quarzstücken waren zur Verzierung zwischen den dunklen Steinen angebracht. Die Herstellung erfolgt in der Art, dass um den aufrecht gestellten Leichnam so lange Steine gehäuft und geschichtet werden, bis derselbe von allen Seiten zugedeckt ist (Fig. 7). Diese Bestattungsweise erinnert an diejenige, welche im 63. Abschnitt des Periplus des Agatharchides (wiederholt von Diodor und Strabo) den Troglodyten zugeschrieben wird, die ihre Todten so lange mit Steinen bewarfen, bis sie deren Gestalt vollständig damit bedeckten („βάλλουσι χειροπληθέσι λίθοις, — ἕως ἀποκρύψωσι τοῦ τετελευτηκότος τὴν μορφήν“).

In den weiten Steppen- und Wüsten-Strichen, die sich zwischen Abessinien und Aegypten ausdehnen, werden sich gewiss noch viele Begräbnissstätten aus älterer Zeit ausfindig machen lassen. Die Reisenden haben dem Gegenstande bisher

nicht genügend Rechnung getragen. Ich will hier die wichtigsten Beobachtungen, die man gemacht, zusammenstellen.

Fig. 7.



Grabmal eines ungerächten Assaorta (Saho).

Fig. 8.

Grab am Berge Wod Adarat (Beni-Amer-Gebiet). Nach Th. v. Heuglin.

Auf seiner Landreise von Suakin nach Massaua traf Th. v. Heuglin im Jahre 1875 im Gebiete der Beni-Amer, nördlich vom Felkat-Bache, eine Anzahl älterer Grab-Denkmäler an, über die er in seinem Reiseberichte (Bull. Soc. Khéd. de Geogr. 1876) nur sehr kurze Auskunft gab, von denen er aber auf der dem Berichte beigefügten Karte 2 Abbildungen (Fig. 8) gegeben hat, die Bauten mit schuttgefüllten Steinringen und mit in 2 bis 4 Stockwerken aufeinandergesetzten Cylindern zu erkennen geben und im Princip sich den Grabanlagen von el-Kab, Mualla und Keren anzuschliessen scheinen.

v. Heuglin erzählt, dass diese Grabmäler von den heutigen Bewohnern, die Beni-Amer[1] sind, einem ursprünglich in der ganzen Region heimisch gewesenen Stamme zugeschrieben werden, der den Namen Bet-Maleh führt und von dem noch zersprengte Reste im Lande vorhanden sein sollen. General Baratieri bestritt[2] diese Angabe, weil den Bet-Mala, die er als „ächte Nomaden, Hirten und Räuber" bezeichnet, solche Luxusbauten nicht zuzutrauen seien. Baratieri beschreibt im Lande der Habab fünf verschiedene Stilarten von Grabmälern, die in ihrer Grundidee mehr oder weniger den von mir beschriebenen gleichen:

1. mit zwei abgestutzten Kegeln auf einem runden Unterbau;
2. mit zwei oder drei aufeinandergesetzten Cylindern, die oben mit einer Kugel abschliessen und von einer Umfassungsmauer umgeben sind (die von v. Heuglin gegebene Modification);
3. ein abgestutzter Kegel, der einen zuckerhutförmigen Aufsatz trägt;
4. ein Würfel mit schwachgeneigten Seitenflächen, der eine hohe Kappe trägt, die mit einer Kugel von der Grösse eines Straussen-Eies geziert ist;
5. ein cylindrisches Mauerwerk trägt zwei Steinpfeiler, die parallel nebeneinander emporragen und am Ende in eine breite und dicke Lanze auslaufen. Diese Form war bei Gudem Gesa zu sehen.

1) Dieser Theil der durchweg muhammedanischen Beni-Amer, der sich äusserlich von den Hadendoa und Bischarin u. s. w. nicht unterscheidet, hat nebst den ihnen benachbarten Habab und Maria eine semitische Sprache, das Tigré angenommen, während andere Beni-Amer-Stämme noch dem to-Bedauye treu geblieben sind.

2) Negli Habab, in Nuova Antologia, 16. März 1892, p. 35.

Die Grössenverhältnisse der Habab-Gräber sind nach Baratieri hinsichtlich der Breite sehr wechselnd, und die Höhe, die sie erreichen, schwankt zwischen 4 und 5 *m*. Alle diese Bauten entbehren einer Eingangsthür. Nicht unerwähnt darf der Umstand bleiben, dass diese zierlichen Grabbauten der Habab-Häuptlinge, die Baratieri in die allerdings nicht sehr entlegene Zeit vor Einführung des Christenthums verlegt, unter Anwendung von Kalk aufgeführt worden sind; er hebt sie als die einzigen in diesen Gegenden vorhandenen Beispiele der Art eigens hervor. Ich habe diese Bauwerke nur deswegen angeführt, weil sich in ihrem Stil offenbar die alten Ueberlieferungen der Bega-Völker erhalten haben.

Eine andere Kategorie von Grabmälern, die gleichfalls mit Kalkbewurf und mit Mörtel hier errichtet wurden, gehören wegen ihrer den Bedürfnissen des funerären Ritus des Islam entsprechenden Gestalt der neueren Zeit an und sind, wie Baratieri versichert, von aus Aegypten oder Arabien bezogenen Werkleuten hergestellt worden.

Baratieri hat auch die den Bogos-Gräbern durchweg analogen Begräbnissstätten der Maria[1], eines anderen kleinen Hamiten-Volkes, und die bei der Bestattung ihrer Todten befolgten Festlichkeiten beschrieben. Je nach der Form der Auffüllung der Grabhügel mit weissen Kieseln soll man daselbst die früheren christlichen Gräber von denen der heutigen Muhammedaner zu unterscheiden vermögen. Die mit gewölbter Kuppe sind christlichen, die flachen Gräber muhammedanischen Ursprungs. Auch bei den Maria werden noch heutigen Tages die ungesühnt Verstorbenen mit einem schwarzen Kieselbelag bedeckt, die eines natürlichen Todes Verstorbenen mit einem weissen. Doch soll dieser Brauch nicht mehr allgemeine Geltung haben.

Die ausgedehntesten Begräbnissanlagen, die bis jetzt im Gebiete der Bega-Völker bekannt geworden sind, die von Mamān[2], 90 *km* nördlich von Kassala im Gebiete der Hadendoa gelegen, habe ich selbst im April des Jahres 1865 aufgefunden und beschrieben, — eine wahre Gräberstadt mit vollkommen erhaltenen Baulichkeiten, deren Anzahl ich damals auf eintausend geschätzt habe.

Die Gräber von Mamān ziehen sich am Südabhange des gleichnamigen Berges auf einer Strecke von ungefähr 2 *km* hin, gleich einer wohlgeordneten Stadt (Fig. 9). Zu den Bauten sind nur flache, schieferartig sich absondernde Gneis-Stücke ver-

Fig. 9.



Grab-Denkmäler von Mamān.

wandt und ohne Anwendung eines Bindemittels durch einfaches Aufeinanderschichten hergestellt. Die Stellung zu den Himmelsrichtungen ist eine zwanglose, meist aber sind die Grabbauten nach der Windrose orientirt, mit dem Eingange auf der Ostseite. Die einfachste und am häufigsten angetroffene Form, von der in Mamān noch mindestens 500 durchaus wohlerhaltene Beispiele vorhanden sind, besteht aus einem würfelartigen Unterbau mit darauf gesetztem cylindrischen Rondel.

1) Nei Baria, in Nuova Antologia, Februar 1892, p. 1. 5.
2) In Zeitschr. f. allg. Erdkunde XIX, S. 397—399, Tafel IV, 1865.

stehend aus einem schuttgefüllten Mauerring, den eine Kuppe von weissen Kieseln oder Kalkstücken krönt. Diese Gräber messen durchschnittlich 3,3 *m* in der Höhe und 4 *m* in der Länge. Eine seltenere und vornehmere Stilart dieser Gräber besteht aus einem doppelten, in zwei Stockwerken aufeinandergesetzten Unterbau von würfelförmiger Gestalt mit schwach geneigten Wänden. Diese messen in Höhe und Breite 5 *m*. Allen Gräbern ist ein im Innern des Unterbaues angebrachtes flaches Gewölbe eigen, das durch allmählich geneigte Schichtung der übereinandergreifenden Gneis-Lagen hergestellt ist. Unter diesem Gewölbe, zu dessen grösserer Befestigung wohl der oben aufgesetzte schuttgefüllte Mauercylinder diente, war der ebene Boden mit grossen Steinblöcken belegt, unter welchen die Körper der Todten beigesetzt worden sind. Ich habe bei meinem damaligen Besuche leider nicht darauf geachtet, ob die Leichname in ausgestreckter oder in contracter Körperlage, ob frei in einem aus Blöcken hergestellten Hohlraume oder in vergrabenem Zustande beigesetzt wurden. Ich nehme aber als das Wahrscheinliche ein Vergrabensein in ausgestreckter Lage an. Bei meinen damaligen Grabungen erbeutete ich unter einem und demselben Gewölbe 6 Schädel, und hier war es auch, wo ich den ersten Schädel der merkwürdigen, damals neuen Nager-Gattung Lophiomys zu Tage förderte.

Ausser diesen Grab-Capellen waren zu Mamān noch viele schmucklose Gräber vorhanden, die aus einfachen Steinhaufen bestanden, also die gewöhnliche Begräbnissweise der heutigen Zeit aufwiesen.

Christliche Embleme waren nirgends zu sehen; das einzige Ornament, das hin und wieder an den Bauten in Betracht kam, bestand aus eingeschalteten weissen Kalkstein-Stücken[1]), welche als Längsstreifen oder in Gestalt einer schachbrettartigen Carrirung verwandt worden waren. Sicherlich gehört die Gräberstadt von Mamān der vormuhammedanischen Zeit an, aber man darf derselben kein allzu hohes Alter beimessen, da gewisse Einzelheiten der so lose geschichteten Mauerwerke mich anwiesen, hier, in dieser mit starken Sommerregen bedachten Region, mit Jahrhunderten nicht so freigebig zu sein, wie in Aegypten. Jedenfalls war in der Nähe ein Hauptlager der Vorfahren der heutigen Hadendoa, und im Verlaufe vieler Generationen ein bevorzugter Sammelplatz ihrer Todten. Man wird nicht weit fehl gehen, wenn man in dieses Gebiet den Schwerpunkt der Entwickelung der heidnischen **Blemmyes** oder **Bega** verlegt.

Dass auch die Gräber von Mamān im Allgemeinen derselben Grund-Idee gemäss angelegt worden sind, wie die primitiveren Formen, die uns beim Beginn dieser Mittheilungen beschäftigt haben, liegt auf der Hand; indess sind wesentliche Unterschiede hervorzuheben in:

1. dem Vorhandensein einer Eingangsthür,
2. dem Gewölbe- und Freiraum über dem eigentlichen Grabe an Stelle der Ausfüllung,
3. der gemeinsamen Bestattung von mehreren Todten in einem und demselben Grabe.

Zur Kennzeichnung der Zeitepoche, denen die verschiedenen Grab-Denkmäler und Gräberstädte angehörten, müssen wir uns mit der Rolle beschäftigen, die diese Hirten-Stämme und Nomaden, welche die heutige Region des Etbai innehaben, in der Geschichte gespielt haben.

1) Kalkstein tritt als eine grosse Seltenheit des Gebietes in der Nachbarschaft zu Tage auf der Westseite des Gebel Kuureb.

Mit dem Namen Bega (Bedscha) bezeichnen die arabischen Geschichts-Schreiber und Geographen jene Reihe von Hirten- und Nomaden-Völkern, die im Osten vom Nil die Küstenländer von Aegypten an bis zum äthiopischen Hochland innehaben und die durch eine grosse Uebereinstimmung in Lebensgewohnheit, Tracht und Sprache ausgezeichnet sind.

Innerhalb des engeren Aegyptens waren sie, wie das noch heute der Fall ist, durch die Stämme der Ababde und Bischarin vertreten, und diese waren es auch, die als Blemmyes während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, unablässig Aegypten mit Raubzügen und Einfällen bedrohend, den Schrecken ihres Namens über alle Gaue des civilisirten Nilthals verbreiteten.

Die arabische Bezeichnung Bega scheint etymologisch mit derjenigen zusammenzuhangen, welche bei diesen Völkern selbst als Collectivname für ihre Rasse gebräuchlich ist. „Bedaûye“ und „Bejaûye“ ist das nomen proprium des Bega-Volkes; mit „to-Bedaûye“ wird die Bega-Sprache bezeichnet[1]. Die semitische Namensform Bega tritt bereits in früher Zeit auf; denn auf der in altäthiopischer (Geez-) Schrift verfassten Axumitischen Königstafel wird unter den Titeln des Königs Aizanes (der nach E. Glaser von 348—365 nach Chr., nach anderen von 351—364 regierte) auch derjenige „von Bega“ aufgeführt, eine Bezeichnung, der als Aequivalent im griechischen Text des genannten bilinguen Steines der Name Βουγαειτων gegenübersteht[2]. Ueber die Herkunft des Namens Blemmyes, Βλέμμυες[3], ist nichts bekannt.

Strabo ist der älteste Schriftsteller, der den Völkernamen Blemmyes kennt; deswegen darf aber nicht behauptet werden, dass dieser Name vor dem ersten vorchristlichen Jahrhundert unbekannt gewesen sei. Wenn man liest, was Strabo über die geographische Völkervertheilung in den zwischen Aegypten und dem abessinischen Hochland gelegenen Strichen sagt, so ist man zu der Annahme genöthigt, dass bereits im 3. Jahrh. v. Chr. — denn er beruft sich (XVII, 251) wiederholt auf Eratosthenes, dessen Angaben er gleichsam wörtlich anführt — derselbe ethnische Bestand in Nubien zu verzeichnen war, wie heutigen Tages. Verschiedene Schriftsteller haben ohne Grund sich darüber Sorgen gemacht, dass die Wohnsitze der Blemmyes nicht mit Sicherheit festzustellen seien, und selbst Quatremère[4], der alle die alten Angaben über dieses Volk zusammengestellt hat, äussert sich in dieser Sache wenig zuversichtlich. Nach dem Stande unserer heutigen Kenntniss jener Gegenden aber erscheint die Sachlage eine sehr einfache.

Strabo entwirft mit wenigen Worten folgendes aus Eratosthenes entlehnte Bild der nubischen Völker-Gruppirung: „Alles, was unterhalb Meroë's gelegen ist, vom Nil bis zum Rothen Meer und bis an die Grenzen der Aegypter, gehört den von den Aethiopiern abhängigen Blemmyes und Megabaren. An der Küste wohnen die Troglodyten. Auf der linken Nilseite in Africa“ (also offenbar auch inclusive der in der Richtung zur Bajuda und nach Kordofan zu gelegenen Steppenstriche) „wohnt das grosse Volk der Nubier, von Meroë an bis zu den Nil-Katarakten. Diese sind den Aethiopiern nicht unterworfen, sondern leben unter verschiedenen kleinen Königen“. Die hier nebeneinander genannten Blemmyes und Megabaren

1) Leo Reinisch, Wörterbuch der Bedauye-Sprache, S. 44.

2) D. H. Müller, Epigraph. Denkm., Wien 1894, S. 30.

3) Vgl. Brugsch, Geschichte Aegyptens, S. 345. Bahnä (Blemyer) in der Völkerliste von Tuthmes III.

4) Mémoires, T. II, p. 127—161.

werden den heutigen Bewohnern, den Bischarin und Ababde entsprochen haben; die Troglodyten, die Küsten-Bewohner dieser Gebiete, waren den Seefahrern längst bekannt und von diesen mit dem vagen, sich in verschiedenen Gebieten wiederholenden Namen der Höhlenbewohner belegt. Dass diese Völker eines Stammes gewesen seien, scheint den Alten nicht ganz klar[1]) geworden zu sein, wenigstens bespricht Strabo die Troglodyten an einer anderen Stelle, ohne ihrer Verwandtschaft oder Identität mit den Blemmyes Erwähnung zu thun. Denn bei den erstgenannten schöpfte Strabo aus einer anderen Quelle, nehmlich aus dem Berichte des Agatharchides.

Dass man aber, wo von Aegypten die Rede war, unter dem Namen Troglodyten ein ganz bestimmtes Volk und eine ebenso bestimmte Ausdehnung des von ihnen bewohnten Gebiets — die Küstenländer auf der ganzen Ostseite des Rothen Meeres — im Sinne hatte, das beweist allein schon die Bezeichnung des Handelsemporiums Berenice troglodytica, im Gegensatze zu anderen der ägyptischen Königin zu Ehren (der Mutter des Philadelphus) ertheilten Städtenamen. Ptolemäus sagt ausdrücklich (Lib. IV, 8), dass die ganze Küstenstrecke, die vom Elephanten-Berge (äthiop. Hochland) bis zum arabischen und aualitischen Golf — d. h. bis zum Rothen Meer und dem Golf von Aden — reicht, mit dem Namen der troglodytischen Region bezeichnet werde. Der Name Troglodytice deckt sich mit dem heutigen Etbai.

Was nun die Nubier anlangt, die in späterer Zeit als Nobadae bezeichnet werden (von Nap oder Napata (Barkal), ihrer Hauptstadt, einerseits und dann von dem alten Namen Nub), so waren sie im Thale des transkataraktischen Nils offenbar schon damals in ihrer heutigen Verfassung sesshaft, allerdings in weiterer Ausdehnung stromaufwärts als gegenwärtig, wo über den Gebel Barkal hinaus eine nubische Bevölkerung nicht mehr in überwiegenden Verhältnissen vorhanden ist, da die Araber-Invasionen, die in der Folge auch direct vom Rothen Meere aus eingewirkt haben, sie allmählich von ihren Sitzen am Nil zwischen dem 18. und 19. Grad n. Br. verdrängt haben. Die arabische, sowohl von Norden als auch von Osten her auf diese Völker einwirkende Infiltration trägt auch daran die Schuld, dass Vieles von den alten Eigenthümlichkeiten der Nubier ausgelöscht worden ist. Vermag doch niemand zu sagen, ob die heutigen Nubier, die Barabra, Söhne oder bloss Erben der alten sind, ob ihre directen Vorfahren jenes „elende Volk von Kusch" waren, das die Aegypter des mittleren Reiches zur Botmässigkeit gezwungen und dem sie sehr bald den Stempel ihrer eigenen Civilisation aufgeprägt haben, oder ob die Vorfahren dieser Barabra, wie Lepsius annimmt, aus den Bergen des südlichen Kordofans eingewandert sind. Weiss man doch immer noch nicht, welcher Art die Sprache war[2]), die in den meroitischen Inschriften vom Gebel Barkal, von Pilae usw. niedergelegt ist, ob in einem der drei Idiome der heutigen Nubier der Schlüssel zu ihrem Verständniss zu suchen sei, oder eher in der Sprache der Bega, dem heutigen to-Bedauye. Letzteres war die Ansicht Herodot's. Zur Blüthezeit der Aethiopen-Herrschaft mögen alle diese Völker, die ein gemeinschaftliches Band der Abstammung und Rasse umschlang, wenn auch mit abweichenden Lebensgewohnheiten und verschiedenen, sich allmählich zu eigenen Sprachen differenzirenden Idiomen, ein mächtiges Ganzes dargestellt haben, das in der Hand eines thatkräftigen Herrschers wohl Grosses vermochte.

1) Diodor (III, 32) spricht allerdings von den Megabarensern als von einem Stamme der Troglodyten.

2) Vergl. Brugsch, „Aethiopica", in Zeitschr. für Erdkunde 1864, XVII, S. 3.

Bei Ptolemäus findet sich der Name der Blemmyes denen der Megabariden und Moliben angereiht an einer Stelle, die vermuthen lässt, dass dieser Schriftsteller, der nicht mehr auf so alte Nachrichten angewiesen war, wie ein Diodor oder Strabo, dem erstgenannten Volke mehr südlichere Wohnsitze anweist, etwa die heutigen Tages vorzugsweise von den grossen Stämmen der Hadendoa und Beni-Amer eingenommenen Striche. Die genannten Stämme unterscheiden sich von den Bischarin weder durch Sprache noch durch Tracht und Sitten. In diesen südlichen, mit reicheren, namentlich auch für die Pflege der Rinderrassen geeigneten Weidegründen ausgestatteten Gebieten lag gewiss der Schwerpunkt der Entwickelung der Blemmyes als Nation. Damals, in der Mitte des 2. Jahrhunderts, waren sie also noch nicht in die historische Action eingetreten; das geschah erst bei zunehmendem Verfall der Römerherrschaft in Aegypten, als unaufhörliche Aufstände und innere Unruhen die Sicherheit der sonst stets aufs Sorgfältigste überwachten Südgrenze gelockert hatten. Vielleicht gaben gar die Einfälle der Palmyrer unter Zenobia den unmittelbaren Ansporn zu ähnlichen Versuchen, denn bereits im Triumphzuge des Aurelian sollen gefangene Blemmyes mitgewirkt haben. Wenige Jahre später, während der Regierung des Probus, sehen wir die Blemmyes bereits als Eroberer mitten in Aegypten, nachdem sie sich der Städte Koptos und Ptolemaïs (el-Menschieh) bemächtigt, deren Bewohner sie zu Hülfe gerufen hatten, zur Zeit, da sie im offenen Aufstande gegen die Regierung waren. Der Soldatenkaiser Probus war aber siegreich über sie (278) und liess auch zu seinem Triumphzuge gefangene Blemmyes nach Rom schleppen.

Während des langen Zeitraums vom 3. bis zum 7. Jahrhundert sehen wir nun die Blemmyes als beständige Bedroher von Aegypten, während sie andererseits den Nubiern des Nilthals feindlich gegenüberstanden, also in den Nobaden einen Gegner in der Flanke hatten, der von den Römern eigens dazu ausgerüstet wurde. Diocletian soll, wie Procopius berichtet, die Blemmyes eine Zeit lang durch Zahlung von Subsidien von weiteren Einfällen abgehalten haben, ganz den Gepflogenheiten von heute entsprechend, an denen die türkische Regierung in Arabien festhält. Welche Bedeutung aber den Blemmyes damals zukam, geht aus der von Eusebius berichteten Thatsache einer eigenen Gesandtschaft an den Kaiser Constantin hervor. Dass die Nobaden ein Uebergreifen der Blemmyes auf die westliche Nilseite nicht zu verhindern im Stande waren, beweist die Gefangennahme des nach der grossen Oase verbannten und dort im Exil wohnenden Patriarchen Nestorius bei einem Raubzuge, den diese wilden Nomaden dahin unternommen hatten, und ebenso wunderbar erscheint die Wiederfreilassung und Auslieferung des Kirchenfürsten an den Befehlshaber von Panopolis (Achmim) auf der anderen Nilseite. Denn die Blemmyes beherrschten auf der Westseite auch in dieser nach Norden vorgeschobenen Lage die Wüste, wie aus einer Episode in der Lebensgeschichte des heiligen Pachomius bekannt ist.

Als die Nobaden unter Justinian das Christenthum angenommen hatten (um 540), dauerten ihre Kämpfe mit den Blemmyes mit erneuter Erbitterung fort, und zwar blieben die ersteren Sieger, während die Blemmyes sich hartnäckig gegen die neue Lehre verschlossen zu haben scheinen und später wahrscheinlich direct vom Heidenthum zum Islam bekehrt wurden, nachdem sie etliche Jahrhunderte lang vergeblich gegen die überall siegreichen Heere der Chalifen gekämpft hatten.

In der neuen Gestaltung der Geschichte, die nun im Orient Platz greift, sehen wir auch diese Völker plötzlich ihres alten Namens verlustig gehen. Wie aus Aegypten Masr wurde, so sehen wir die Blemmyes und Troglodyten fürderhin Bega genannt. Makrizi, der seine Quellen zum Theil aus sehr alten Gewährs-

männern schöpft, berichtet ausführlich über diese hamitischen Völkerschaften unter dem Collectivnamen Bega. Er behauptet geradezu, dass sie ursprünglich religionslos gewesen seien, setzt aber auseinander, wie sich unter ihnen nach und nach der Islam auszubreiten begann. Zum ersten Male besiegt und zur Verzichtleistung auf den Eigenbesitz ihres Landes gezwungen wurden die Bega unter Mamun im Jahre 831. Ihre Islamisirung vollzog sich in der Folge hauptsächlich durch die Besetzung der Goldminen des Etbai durch die Araber. Bei den Gruben von Olaki waren bereits um das Jahr 954 n. Chr. 5000 aus Aegypten und dem Jemen herbeigezogene Reiter dazu bestimmt, die Herrschaft des Islams aufrechtzuerhalten. Zu jener Zeit, als der Zuzug von ächten Araber-Stämmen nach dem Sudan erst in seinem Beginn war, hatte nur der nördliche Theil der Bega, und auch dieser nur zum Theil, sich bekehren lassen; die Hauptmasse der südlichen Bega, die zwischen dem christlichen Alloa (beim heutigen Chartum) und dem Rothen Meere sassen, sind damals noch Heiden gewesen.

Zur Zeit, als der Islam aufkam, waren semitische Beduinen noch nicht in den ägyptischen Wüsten heimisch geworden, obgleich ein Verkehr zwischen Ober-Aegypten und Syrien auf dem directen Landwege bestand; diesen vermittelten Karawanen, deren Begleitsmannschaft offenbar aus ächten Arabern bestand. Sie wurden damals Saracenen genannt; die erste Erwähnung dieses in späteren Zeiten so gefürchteten Namens findet sich in der dem heiligen Athanasius zugeschriebenen Lebensbeschreibung des heiligen Antonius (conf. vitas patrum).

Bei der grossen Scheu, welche die alten Aegypter vor der Wüste bekunden, bei der grundsätzlichen Trennung der Begriffe von Rothland und Schwarzland — Wüste und Nilthal —, ist anzunehmen, dass den Blemmyes nahe verwandte, wenn nicht gar mit ihnen identische Stammestheile von jeher bis in die Breite von Sues unangefochten ihr Wesen treiben durften. Denn dass die Ababde noch vor wenigen Menschenaltern sich der nordischen Eindringlinge in harten aber vergeblichen Kämpfen zu erwehren hatten, das beweisen zahlreiche Gräber und örtliche Bezeichnungen, die dem Reisenden heute noch in diesen Strichen entgegentreten. Zwar waren semitische Wüstenstämme gewiss schon in frühen Zeiten in Aegypten ansässig geworden, das geschah aber vorzugsweise an den Rändern des Nilthals und in Contact mit der sesshaften Bevölkerung, den Ackerbauern.

Eine Frage von grosser Bedeutung für die Culturgeschichte betrifft den Weg, den die Einführung des Kameels genommen. Ist es auf dem nördlichen Landwege über den Isthmus von Sues durch semitische Beduinen oder durch die sogenannten hamitischen auf dem südlichen Wege, also ursprünglich zur See eingeführt worden? Das Kameel scheint, wie ich in dieser Zeitschrift bereits früher, Golenischeff folgend, ausgeführt habe, den Aegyptern bereits im Mittleren Reiche bekannt gewesen, wenn auch nicht von ihnen benutzt worden zu sein. Zur Zeit des Neuen Reiches hat man sich des Kameels bereits auf Wüsten-Expeditionen durch Vermittelung der freien Nomadenstämme bedient, wie urkundlich feststeht. Diese Wüstenstämme können in der Breite von Theben eben nur Hamiten, Vorfahren der Blemmyes, gewesen sein. Die Annahme erscheint dabei nicht ungerechtfertigt, dass man ihnen die Einführung des nützlichsten Lastthieres in Africa zu verdanken hatte. Es wäre das ein bleibendes Verdienst.

Von Völkern, die sich durch Eroberungen und Expansions-Kraft hervorthun, erwartet man auch Leistungen auf culturellem Gebiete, und wären es auch nur mittelbar erzielte Erfolge, die sie zu Wege gebracht. Da wir bei den Blemmyes und jetzt uns vergeblich nach anderen Errungenschaften umsehen, als solchen auf dem Gebiete der Kameelzucht, so darf auch die Kameelfrage nicht aus dem Auge

gelassen werden. Noch heutigen Tages werden die besten Kameele der Welt von diesen Völkern gezüchtet. Das leichtfüssige weisse Reitkameel der Bischarin schlägt an Geschwindigkeit und Ausdauer alle anderen aus dem Felde; ferner steht ausser allem Zweifel, dass die von den verschiedenen hamitischen Stämmen des Sudans im Grossen betriebene Kameelzucht Thiere hervorbringt, die von keinem Erzeugniss asiatischer Herkunft übertroffen werden. Aber lange vor den Kameelen haben die Vorfahren dieser Nomaden noch ein anderes Thier in den Dienst des Menschen gestellt, dessen Bedeutung, namentlich für Aegypten, nicht hoch genug anzuschlagen ist. Das geschah durch Zähmung und Heranzucht des Wild-Esels ihrer heimathlichen Berge. Durch diesen allein ist in alten Zeiten der Bann gebrochen worden, der die Wüsten dem Weltmeere gleich als unbezwingliche Schranke zwischen den Völkern bestehen liess.

An dauernden Werken ihres Fleisses und der Arbeit ihrer Hände haben diese Völker, die sich immer nur mit der Pflege von Thieren, nie mit derjenigen von Pflanzen befassten, die auch nie fester Wohnstätten bedurften, nichts hinterlassen, es sei denn man rechnete dazu die letzten Ruhestätten ihrer Todten, die in manchen Gegenden allerdings mit so überraschender Sorgfalt hergestellt worden sind und zum Theil noch werden, dass bei ihrem Anblick dem Beschauer der verwunderte Ausruf entfährt: hier waren ja die Todten besser daran, als die Lebendigen!

Die grosse Rolle, die den sogenannten Hamiten bei den Völkerbildungen Africas zuertheilt war, ist seit Lepsius zur Genüge bekannt. Nach einer Vermuthung, der ich bei einer anderen Gelegenheit an dieser Stelle Ausdruck gegeben habe, gedrängt durch den Zwang untrennbar miteinander verschlungener geographischer und culturhistorischer Erwägungen, reicht diese Rolle bis in das höchste Alterthum hinauf, das man kennt. Die Hypothese lässt den in grauer Vorzeit am Nil von Ober-Aegypten sesshaft gewordenen Theil dieser Völker, nach Verdrängung oder Vernichtung der Ureinwohner und nach stattgehabter späterer Verschmelzung mit vorderasiatischen Cultur- und Rassen-Elementen, zu der Entstehung des historischen Aegyptervolkes Veranlassung geben, sie bezeichnet mit anderen Worten die Bega-Völker als das Wildreis jenes Stammes, der dazu berufen war, den Fortschritt der menschlichen Gesittung in so hervorragender Weise zu fördern. In seinem gegenwärtigen Zustande, welcher derselbe zu sein scheint, in dem die Hamiten bereits vor zweitausend Jahren den alten Schriftstellern gegenübertraten, erscheint dieser Wildling allerdings wie die Verneinung jedweden Culturfortschrittes. Eine andere Pflege als diejenige, welche sie ihren Kameelen und Schafen, ihren Eseln und Rindern angedeihen lassen, ist ihnen unbekannt, es sei denn die Pflege des eigenen Haupthaares, in welcher der ganze Stolz ihrer äusseren Erscheinung gipfelt. Und doch mögen in ihnen schlummernde Keime der Entwickelung stecken, die der Menschheit zu Gute kommen können, sobald die Verhältnisse sie begünstigen. Wie wäre anders die Rolle zu erklären, die sie gespielt haben und wohl fortdauernd noch in Africa spielen, nicht staatenbildend, aber völkerzersetzend und neugestaltend! Man könnte versucht sein, sie als eine Art von Völkerhefe zu bezeichnen, sowie man andere Völker Völkerdünger genannt hat. Diese Rolle spielten die Hamiten bis auf den heutigen Tag. Man wird der Mitwirkung, die zahlreiche ihrer Stämme der Sache des Mahdi gewährt haben, stets gedenken müssen. Ihr begeistertes, todesmuthiges Kämpfen gegen Aegypter und Briten entsprach zwar nicht dem Glauben an die Wahrheit des neuen Bekenntnisses, wohl aber kam dabei voll und unverdeckt der wüthende Rassenhass der alten Blemmyes zur Geltung, der instinctive Trieb zum Festhalten am Alten, der tiefeingewurzelte Hass gegen alles Fremde. Die Stetigkeit dieser Rasse, die

am Rothen Meer der grosse Weltverkehr seit mehr als 2 Jahrtausenden beständig streift, ist erstaunlich. Den Völkern des beschleunigten Generations-Wechsels scheint eine Kraft innezuwohnen, die den modernen Cultur-Nationen, bei denen das späte Heirathen an der Tages-Ordnung ist, völlig fehlt, nehmlich die Kraft der Erhaltung des ursprünglichen Typus. In dieser Art der Zuchtwahl durch die Gesunden, in dem Princip der Fortpflanzung des Individuums, bevor dasselbe von Krankheiten befallen wird, die das Leben verkümmern lassen, darin liegt wohl auch der Schlüssel zu dem Geheimniss, das die Stetigkeit des ewigen Volkes der Aegypter umgiebt. —

Hr. Rud. Virchow bespricht

Schädel aus dem Lande der Bedja.

Nach den höchst interessanten und dankenswerthen Mittheilungen des Hrn. Schweinfurth über die Gräber der ägyptischen Wüsten-Stämme muss ich wohl den schuldigen Bericht über die darin gefundenen Schädel erstatten. Es handelt sich dabei um 4 Schädel, welche von Hrn. Schweinfurth zunächst dem Dr. Fouquet in Cairo zur Benutzung überlassen und die dann vor einiger Zeit an mich gelangt waren. Ich bemerke vorweg, dass Hr. Fouquet über diese Schädel in einem Anhange zu den Recherches sur les origines de l'Égypte, Paris 1897, p. 372 berichtet hat, welche Hr. J. de Morgan unter dem Capitel Ethnographie préhistorique veröffentlichte. Darin findet sich eine Original-Mittheilung des Hrn. Schweinfurth über die Fundstätte: Die Schädel stammen von einer Stelle, die 1700 *m* östlich von dem Fort Harun bei Assuan gelegen ist, am Fusse des Hügelzuges längs der Ebene, durch welche die Eisenbahn von Assuan nach Chellâl fährt. Hier öffnet sich auf einem kleinen Défilé ein Fusspfad, der noch heutigen Tages von den Karavanen der östlichen Wüste benutzt wird; am Ausgange desselben war früher ein kleiner Anbau von verlassenen Steinhütten, welche den Kameel-Treibern und anderen Wanderern als Rastort dienten. In der Nähe sieht man eine Anzahl von Steinkreisen, welche aus dem Wüstensande hervorragen. Es sind Grabstätten, in denen sich in geringer Tiefe Skelette ohne Beigabe in ausgestreckter Lage befinden; unser Reisender schreibt sie wegen der Topfscherben, welche um die alten Häuschen zerstreut sind, der römischen Kaiserzeit zu. Da aber die Bevölkerung der Wüste zwischen dem Nil und dem Rothen Meere nicht gewechselt hat, so ist er überzeugt, dass es Ueberreste von Kuschiten (Hamiten) vom Stamme der Bedja oder Bedaûye sind, die jetzt durch Ababde und Bischarin repräsentirt werden.

Diese Schädel sind, abgesehen davon, dass keiner einen Unterkiefer hat, recht gut erhalten. Bei der sehr mannigfaltigen Behandlung derselben sind sie bemerkenswerth wegen der geringen Schäden, die sie erlitten haben. Ich benutze für ihre Beschreibung die Nummern, welche darauf verzeichnet sind und welche auch Hr. Fouquet gebraucht hat. Die Angaben dieses sorgfältigen Untersuchers, die ich zu einem grossen Theile bestätigen kann, lassen über die Identität der einzelnen Stücke keinen Zweifel.

Nr. 1, von Hrn. Fouquet als der Schädel einer jungen Frau von 20—22 Jahren bezeichnet, hat eine gelblichgraue Farbe. Auf der rechten Seite und am Gesicht ist die Oberfläche matt weiss, etwas verwittert, stellenweise abgeblättert. Indess spricht sein Gewicht von 573 *g* dafür, dass der Schädel weder durch atmosphärische, noch durch terrestrische Einwirkungen erheblich gelitten hat. Der

Zustand der Zähne beweist das jugendliche Alter des Individuums: die Weisheits-Zähne waren noch nicht durchgebrochen und sämmtliche vorhandenen Zähne haben noch unversehrte, in keiner Weise abgenutzte Kronen: sie sind durchweg klein, nur die leeren Alveolen der mittleren Schneide-Zähne sind verhältnissmässig gross. Der Alveolar-Fortsatz ist kurz, und seine mittleren Theile sind schwach vorgeschoben. Die Zahn-Curve elliptisch, nur vorn etwas breit: der Gaumen schmal. Sehr grosse Haken am Pr. pteryg.

Der Schädel selbst ist ganz regelmässig gebaut, im Ganzen gracil: seine Capacität maass ich zu 1270 *ccm*. Das spricht in der That für einen weiblichen Kopf. Auch die Form des Vorderkopfes stimmt damit: die Stirn ist mässig breit (91 *mm* in minimo) und leicht zurückgelegt, in ihrem vorderen Theil niedrig und steil, mit schwachen Tubera, seichter Glabella; der Nasen-Fortsatz verhältnissmässig voll, aber ohne Stirnwülste und Orbital-Vorsprünge. Der hintere Theil der Stirn oberhalb der Gegend der Tubera ziemlich lang. Sämmtliche Nähte offen; die Sagittalis in der Mitte stark gezackt, ebenso die Coronaria in der Gegend des Stephanion; die Lambdanaht einfacher. Dem entsprechend tritt das etwas niedrige Hinterhaupt stärker hervor, jedoch ist die Gegend der Protuberanz ganz glatt. Das Mittelhaupt dagegen ist kurz, stark gebogen, mit steilem Abfall nach hinten; die Tubera parietalia breit gewölbt: nur ein einziges, rechtes, fast medianes, kleines Emissarium. Der hintere untere Theil beider Parietalia (hinter der Ohrlinie) flach angelegt. Die Schläfen breit, mässig vertieft, Alae tempor. sehr gross, leicht eingebogen.

Die Form des Schädels ist hypsimesocephal (Längenbreiten-Index 77,8, Längenhöhen-Index 77,7, Ohrhöhen-Index 65,3). Von der Sagittal-Curve fallen 34,65 pCt. auf den Vorderkopf, 37,8 auf den Mittel- und nur 27,9 pCt. auf den Hinterkopf. Der horizontale Umfang misst 485, der verticale 307, der sagittale 356 *mm*.

Das Gesicht, obwohl von gracilem Bau, hat doch keine ganz kleinen Maasse. Die Orbitae sind gross und hoch (Index 94,6 = hypsikonch), an den Ecken gerundet; ihre Eingangs-Ebene liegt etwas schief, weil die seitlichen Theile stark zurücktreten. Die Nase ist schmal, der Rücken vortretend, schwach eingebogen; die Stirn-Nasennaht stärker gebogen; Index 53,3 = platyrrhin.

Gaumen-Index 62,2, hyperleptostaphylin. Grosse, fast gar nicht abgenutzte Zähne.

Nr. 2. Ein sehr merkwürdiger Schädel von tief gelbbraunem Aussehen, der unverkennbar grosse posthume Veränderungen erfahren hat. Er ist der leichteste von allen; sein Gewicht beträgt nur 382 *g*, d. h 189 *g* weniger als das Mittel der 3 anderen Schädel (= 571 *g*). Da er der Capacität nach (1390 *ccm*) gerade umgekehrt der grösste von allen ist, — seine Capacität übersteigt um 90 *ccm* das Mittel der 3 anderen (= 1310) —, und da er in seinen sonstigen Verhältnissen keinen Grund für seine Leichtigkeit erkennen lässt, so erscheint es sicher, dass er nach der Beisetzung an Substanz abgenommen haben muss. In der That hat er ganz das Aussehen eines Mumien-Schädels, dessen Kalksalze zum Theil ausgelaugt sind; er gleicht einer Nachbildung in Papier-maché. Seine Farbe ist intensiv dunkelgelb oder lichtbraun: auf der rechten Seite kleben auf ihm unregelmässige, zum Theil ziemlich dicke Stücke einer tiefbraunen, scheinbar harzigen Masse, die leicht brennt, aber ohne zu schmelzen, dagegen eine Flamme giebt und nicht harzig, sondern mehr brenzlich, wie thierische Substanz, riecht. An einigen

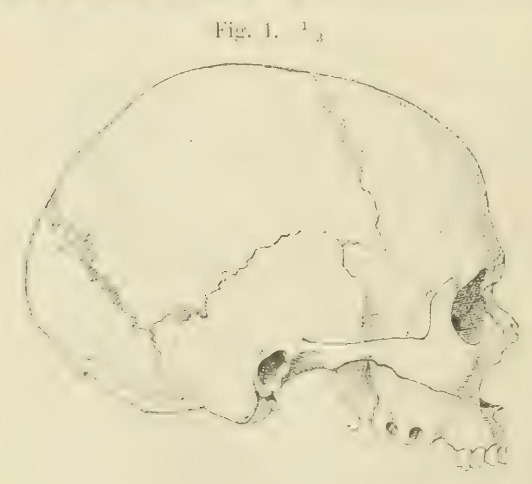
hat die Oberfläche ein gitterförmiges Aussehen, wie von einem Gewebe. Ich halte sie für Klumpen der alten Weichtheile, vielleicht mit Asphalt und Resten von Gewebe gemischt, wie sie an Mumien öfter gesehen werden.

Hr. Fouquet hat den Schädel als einen männlichen bezeichnet, was ich anerkenne, — mit dem Zusatze, dass er einem alten Manne angehörte. Die Form ist orthodolichocephal (L.-Br.-I. 72,9, L.-H.-I. 72,4, O.-H.-I. 60,2), was mit den Angaben des Hrn. Fouquet ziemlich gut stimmt. Die Scheitel-Curve ist lang, fast flach. Die Sagittalis ist fast ganz synostotisch, am dichtesten in der Gegend der Emissarien; beginnende Verwachsung der unteren Abschnitte der Seitentheile der Coronaria. Dagegen ist die Lambdanaht offen und mässig zackig. Der horizontale Umfang misst 496, der verticale 295, der sagittale 357 *mm*; von letzterem entfallen 32,5 pCt. auf den Vorder-, 33,6 auf den Mittel-, 31,3 auf den Hinterkopf, was eine sehr gleichmässige Entwickelung anzeigt. Die Stirn hat einen ausgemacht männlichen Habitus, freilich niedrige Wülste, ist sonst sehr glatt, fast ohne Glabella und ohne abgesetzte Tubera. Oben gerade über der Gegend des Tuber sinistr. sitzt eine grosse, flache Exostose von rundlicher Umgrenzung, zu der vom Superciliar-Rande eine tiefe, fast gerade Gefässfurche hinläuft. Das Hinterhaupt ist gross, stark vortretend, die Oberschuppe stark gewölbt, ohne Protuberanz. Einfaches, kleines Emissarium parietale, ziemlich in der Mittellinie. An den Schläfen die Nähte rechts offen, links dagegen synostotisch, nur die Sut. spheno-tempor. erhalten.

Das Gesicht ist niedrig (62 *mm*). Orbitae gross, etwas eckig, mehr breit und sehr tief: Index 77,4 — hyperchamaekonch. Die Wangenbeine am äusseren Winkel vortretend. Arcus zygom. weit ausgelegt, synostotisch, mit dem Oberkiefer verwachsen. Nase sehr schmal und stark vortretend, am Ansatz wenig eingebogen, die Spitze gekrümmt (aquilin), die Apertur gross und etwas schief: Index 49,0 — mesorrhin. Foramina infraorbitalia jederseits doppelt: ein grösseres unteres und ein kleines oberes. Zähne stark abgenutzt, mit tiefen, bis in das Dentin eingreifenden Aushöhlungen, zum Theil fehlend und die Alveolen verwachsen, der linke Molaris allein von den hinteren Zähnen erhalten. Alveolar-Fortsatz sehr niedrig, in der Mitte vorgebogen. Gaumen gross, Index fast 60, hyperleptostaphylin.

Nr. 3, der Schädel eines älteren Mannes, ist der schwerste von den dreien: sein Gewicht beträgt 657 *g*. Die Farbe der Knochen ist licht graugelb, die Oberfläche glatt, das Gewebe dicht. Anscheinend ist er besonders gross, aber seine Capacität (1340 *ccm*) ist mässig und sogar um 50 *ccm* geringer, als die von Nr. 2. Jedenfalls erscheint er mir als der am meisten typische in der Reihe; ich gebe daher geometrische Zeichnungen der Seiten-, Ober- und Unter-Ansicht in $^1/_3$ der natürlichen Grösse.

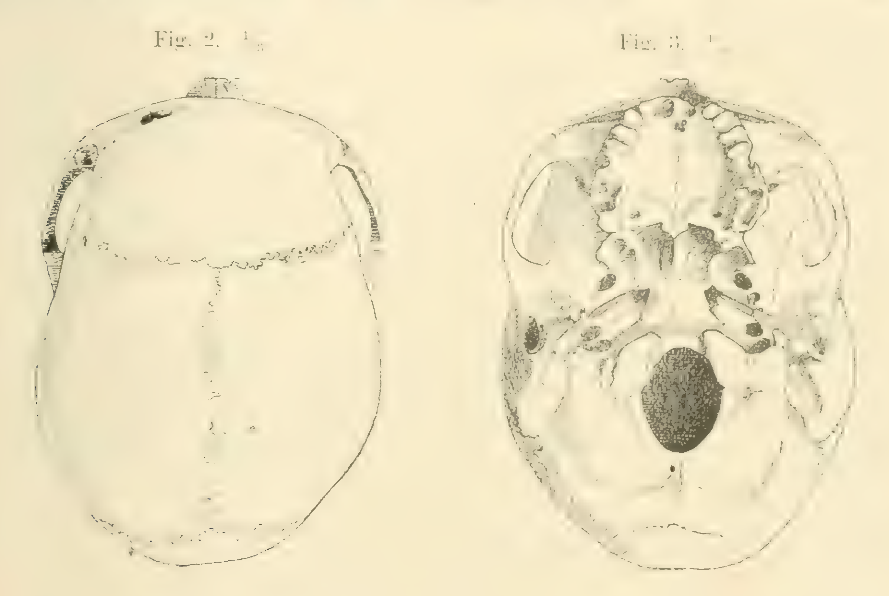
Fig. 1. $^1/_3$



Die Form ist orthodolichocephal (L.-Br.-I. = 72,2, L.-H.-I. = 73,3, O.-H.-I. 60,4). Die Scheitel-Curve (Fig. 1) ist sehr lang, bis zur Mitte flach gewölbt, von da etwas

höher. Das stark vortretende Hinterhaupt, insbesondere die starke Wölbung der Oberschuppe, trägt vornehmlich zur Verlängerung bei. Der horizontale Umfang (506 *mm*) ist grösser, als bei den anderen Schädeln: der verticale misst 304, der sagittale 362 *mm*, letzteres Maass wieder das grösste. Von diesem entfallen 3[illegible].9 pCt. auf den Vorder-, 34.2 auf den Mittel-, 31.7 auf den Hinterkopf, also eine ähnliche Vertheilung, wie bei Nr. 2. Die Stirn steigt ziemlich steil an, hat aber eine lange, schön gewölbte Hinterpartie und einen kräftigen Nasen-Fortsatz mit Vorwölbung der Stirnhöhlen, seichte Glabella und schwache Tubera. Die Nähte ungewöhnlich gut, die Sagittalis hinten stärker gezackt (Fig. 2). Kein Emissarium, statt dessen Synostose der Naht an dieser Stelle. Schläfengegenden regelmässig entwickelt. Grosse Alae. Am Hinterhaupt schnebbenartige Protuberanz. Grosse Warzen-Fortsätze, weite Gehör-Oeffnungen. An der Basis sieht man ein sehr grosses, nach hinten stark verlängertes Foramen magnum (Fig. 3). Gelenk-, Griffel- und Flügel-Fortsätze stark entwickelt. Gaumen gross, die Fläche ziemlich glatt, nur nach hinten ein medianer Wulst von fast dreieckiger Gestalt.

Fig. 2. 1/3 Fig. 3. 1/



Das Gesicht niedrig (64 *mm*), aber breit wegen der stärkeren Entwickelung der Wangenbeine, welche mit dem Jochbogen eine weit abstehende Curve bilden, also phanerozyg (Fig. 2 und 3). Jugaler Durchmesser 130, malarer (Sut. zygom. maxill.) 95 *mm*. Die Knochen des Jochbogens beiderseits synostotisch. Orbitae gross, breit und sehr tief. Index 81.5, mesokonch. Colossale Foram. infraorbit. Nase hoch und kräftig. Rücken vortretend, leicht eingebogen, breit gerundet. Apertur sehr weit, Index 56.8, platyrrhin. Es scheint, dass die Spitze stumpf, leicht niedergebogen war. Zahn-Fortsatz kurz, aber etwas vorstehend (Fig. 1). Das Gebiss gross und die Zahn-Curve sehr weit. Zähne tief abgenutzt. Incisivi ausgefallen. Hinter den Prämolaren jederseits eine grosse Lücke, links mit obliterirten, rechts mit zum Theil offenen Alveolen, an der Stelle der letzten Molaren auf einer verbreiterten Fläche grosse Löcher, links daneben ein kleiner Embolus.

Nr. 4. Ein verhältnissmässig leichter Schädel (504 *g*) von mässiger Capacität (1320 *ccm*), anscheinend einer alten Frau angehörend. An der Basis und den Seiten-

theilen hat er grössere schwarzbraune Flecken, die auf den ersten Blick wie angebrannt aussehen, aber bei genauerer Betrachtung durch angetrocknete Stoffe hervorgebracht sind. Einzelne derselben sind dicker, und ihre Oberfläche zeigt die gitterförmigen Reste von Gewebe. Beim Glühen ergaben sie dieselben Resultate, wie die Beschläge von Nr. 2: sie brennen mit heller Flamme, geben stark hornig riechende Dämpfe und hinterlassen eine rein weisse Asche. Die Farbe des Schädels ist sehr ungleich, im Ganzen mehr bräunlichgelb. Die Zähne sind stark abgenutzt; links fehlen sämmtliche Molaren und Prämolaren, und die Alveolen sind grösstentheils obliterirt, der Alveolar-Fortsatz niedrig und abgerundet; rechts ist nur der tief abgenutzte Molaris II vorhanden. An den vorderen Abschnitten ist der Alveolar-Fortsatz etwas höher und leicht vortretend. Der Gaumen tief und breit, die leeren Alveolen gross.

Die Form des Schädels ist orthodolichocephal (L.-Br.-I. = 71,3, L.-H.-I. = 73,6, O.-H.-I. = 61,2). Der horizontale Umfang misst 482, der verticale 310, der sagittale 357 *mm*; von letzterem entfallen auf den Vorderkopf 31,1, auf den Mittelkopf 36,9, auf den Hinterkopf 31,9 pCt., es ergiebt sich also ein kleiner Vorder-, ein vorwiegend langer Mittel- und ein mässig langer Hinterkopf. Nähte offen, nur die im Uebrigen sehr zackige Sagittalis in der Gegend der gänzlich geschlossenen Foramina parietalia synostotisch. Die Stirn ist ziemlich breit (92 *mm* in minimo), etwas schräg gestellt, fast fliehend, mit schwachen Nasen-Wülsten, ohne Tubera, mit langem Hinter-Abschnitt. Am Hinterkopf die Oberschuppe stark gewölbt, schwache Protuberanz, die Zeichnung der Unterschuppe stark ausgeprägt. Die Schläfengegenden gut entwickelt, sehr breite Alae. Warzen-Fortsätze kräftig, weit auseinanderstehend. Foramen magnum etwas kurz und schief, rechts etwas eingedrückt.

Gesicht zart. Jugal-Distanz gering, etwa 117 *mm*. Malar-Durchmesser, an den sehr starken Tuberositäten gemessen, verhältnissmässig gross (90 *mm*). Orbitae sehr gross und tief, namentlich breit, etwas schief nach oben und hinten erweitert: Index 80 = chamaekonch. Nase sehr schmal, der feine Rücken vortretend, etwas eingebogen, die Spitze etwas abgeflacht, Apertur mässig weit, von ovaler Form: Index 43,4 = leptorrhin. Gaumen ausnahmsweise mesostaphylin (Index 85). —

Ueberblickt man diese Ergebnisse, so sieht man sofort die Verschiedenheit des Schädels Nr. 1 von den 3 anderen. Der Längenbreiten-Index beträgt bei

Nr. 1	77,8,	nach Dr. Fouquet	79,50.
„ 2	72,9,	„ „ „	72,40.
„ 3	72,2,	„ „ „	72,48.
„ 4	71,3,	„ „ „	71,27.

Die Differenz bei Nr. 1, welche sich im Ganzen auf 1,7 berechnet, ist wesentlich durch die Grösse des Breiten-Durchmessers bedingt, der bei mir zu 135, bei Hrn. Fouquet zu 138 *mm* angegeben ist. Obwohl ich mein Maass nach wiederholter Prüfung für das richtige halte, so ändert sich dadurch die Stellung des Schädels nicht: er bleibt in beiden Fällen mesocephal. Ich vermuthe, dass der Zustand der Sagittalis der Grund der Verschiedenheit ist: bei Nr. 1 ist sie ganz offen und in der Mitte sogar stark gezackt, bei den 3 anderen ist sie entweder ganz oder doch in der Mitte synostotisch, und die Emissarien fehlen entweder ganz (Nr. 4) oder sind sehr defect (Nr. 2 und 3). Die Häufigkeit dieser Störung ist auffallend genug, aber sie bleibt doch eine Störung, also pathologisch. Ich kann sie nicht als ein Rassen-Merkmal ansehen und daher auch die Dolichocephalie, welche ihre Folge ist, nicht als die typische Stammesform anerkennen; ich halte mit Hrn.

Fouquet den Schädel Nr. 1, der als ein weiblicher freilich auch keinen absoluten Werth besitzt, doch für einen mehr typischen.

Hr. Fouquet stützt sich dabei auf Angaben von Hartmann, Rialle und mir über den Index von Bedja-Schädeln. Ich werde darauf zurückkommen, möchte aber zunächst auf den männlichen Schädel Nr. 3 verweisen, der nicht bloss der grösste, sondern auch der sonst am vollkommensten ausgebildete ist und den ich deshalb auch in Fig 1—3 nach geometrischer Zeichnung habe wiedergeben lassen.

Vorher möchte ich bemerken, dass gerade diese 3 Schädel sich durch ihre Farbe und durch gewisse bedeckende Ansätze sehr auffallend von den anderen unterscheiden. Ich wurde bei Nr. 2 u. 4 durch die Berücksichtigung dieser Verhältnisse veranlasst, die Frage zu erwägen, ob sie zu Mumien gehört hätten. Hr. Fouquet, der die Schädel vor mir und in frischerem Zustande erhalten hatte, erklärt von Nr. 2—4: „ils portent des traces évidentes de momification sans perforation de l'ethmoïde," und er fügt hinzu: „La cavité crânienne contenait encore une poudre d'un brun foncé répandant une odeur aromatique assez prononcée; en deux ou trois points j'ai recueilli des fragments de bandelettes" (l. c. p. 376). Ich sehe keinen Grund, die Richtigkeit dieser Angaben in Zweifel zu ziehen, obwohl ich an Nr. 3 keine solchen Reste gesehen habe: sie mögen inzwischen abgelöst und ebenso, wie das Pulver im Innern der Schädel-Höhle, entfernt sein. Auch sind meine Substanzen nicht so rein aromatisch, wie Hr. Fouquet schreibt. Die Farbe ist offenbar zum Theil durch eingedrungenes Blutwasser verändert, im Uebrigen halte ich sie für eine asphaltische. Das ändert aber nichts an der Bedeutung dieses Fundes. Einerseits gewinnen wir dadurch einen Anhalt für die Abgrenzung dieser Schädel gegenüber den ältesten prähistorischen, die auch in Aegypten nicht mumificirt waren; andererseits wird nichts präjudicirt in Bezug auf die durch Hrn. Schweinfurth nahegelegte Frage, ob man die Bega-Schädel noch der römischen Kaiserzeit zuweisen könne, denn wir wissen durch die Funde aus dem Fayum, dass noch in dieser Zeit eine sehr sorgsame Mumificirung stattgefunden hat. Ich möchte nicht weiter in das Einzelne dieser Frage eingehen; es scheint mir zu genügen, wenn ich auf die umständlichen Untersuchungen verweise, welche ich an dem vielbesprochenen Kopfe der Aline angestellt habe (Verhandl. 1896, S. 199—201), der gleichfalls einer späteren, in die römische Periode hineinreichenden Zeit angehört.

Muss zugegeben werden, dass die Schädel aus den Wüsten-Gräbern mindestens zum Theil von Mumien herstammen, so dürfte es schwer fallen, sie einem verhältnissmässig wilden oder wenigstens uncivilisirten Stamme zuzurechnen. Von einer Mumification bei den Bedja-Stämmen ist meines Wissens nichts bekannt; nach den Angaben der neuen Untersucher ist sie auch bei den prähistorischen Stämmen kaum anzunehmen. J. de Morgan (Recherches etc. L'âge de la pierre et les métaux. Paris 1896. p. 269) spricht von faibles traces d'un embaumement rudimentaire; was aber noch wichtiger ist, er leugnet, auch nur ein Fragment von einer Binde gefunden zu haben. In dem grossen Bericht der HHrn. Flinders Petrie und Quibell (Naqada and Ballas. London 1896. p. 60) wird die Mumification ausdrücklich unter den Egyptian Characteristics aufgeführt. Darnach müssen auch die 4 Schädel, die ich hier besprochen habe, zu den ägyptischen gerechnet werden.

Bei Gelegenheit meiner Erörterungen über den Kopf der Aline habe ich auch eine Zusammenstellung meiner Messungen und Wägungen über eine Anzahl von Schädeln mitgetheilt, welche aus der berühmten Nekropole von Hawara am Fusse der grossen Pyramide durch Mr. Flinders Petrie 1888 ausgegraben waren; der sehr entgegenkommende Forscher hatte mir freundlich die Auswahl überlassen. Mein Bericht steht in unseren Verhandlungen (1896, S. 203). Ich bestimmte den Schädel-

Index der Männer zu 77,4, den der Frauen zu 75,5: aber im Einzelnen ergab sich, dass mehr als die Hälfte dolichocephal waren. Was mich aber am meisten interessirte, das war die Grösse, namentlich die Höhe der Augenhöhlen, dasselbe Merkmal, das auch hier bei den Schädeln aus dem Bedja-Gebiete hervortrat. Jedenfalls habe ich keinen Grund, aus den objectiven Merkmalen der neuen Schädel auf eine „unägyptische" Rasse zu schliessen. Aber ich erkenne das Bedürfniss an, mehr thatsächliches Material zu beschaffen.

Bevor ich schliesse, möchte ich noch eine Bemerkung über die Wangenbeine (Ossa malaria s. zygomatica) machen. Derjenige Vorsprung, den ich regelmässig für meine Feststellungen des Malar-Durchmessers benutze, die Tuberositas zygomatico-maxillaris, ist bei allen den neuen Schädeln unverhältnissmässig stark ausgebildet. Dabei wird der Hauptantheil des Vorsprunges von dem Wangenbein aus gebildet, wodurch eine eigenthümlich dicke, fast knollige Form dieses Vorsprunges erzeugt wird, gleichsam als ob dieser Theil einer besonderen Reizung ausgesetzt gewesen sei. Dazu kommt ein anderer, auffälliger Umstand: bei Nr. 2 und 3 ist der Jochbogen durchweg verknöchert, so dass er eine ganz starre Curve bildet; mit den Nachbarknochen ist er fest verwachsen (synostotisch).

Eine Tabelle über meine Messungen schliesse ich an:

Schädel aus dem Bedja-Gebiet.

I. Messzahlen:

		1 ♀	2 ♂	3 ♂	4 ♀?
Gewicht	g	573	382	637	504
Capacität	ccm	1270	1390	1340	1320
Horizontal-Umfang	mm	485	496	506	482
Vertical-Umfang	„	307	295	304	310
Sagittal-Umfang des Vorderkopfes	„	123	125	123	111
„ „ „ Mittelkopfes	„	132	120	124	132
„ „ „ Hinterkopfes	„	101	112	115	114
Ganzer Sagittal-Umfang	„	356	357	362	357
Horizontale Länge	„	174	182	187	179
„ Breite	„	135	132	135	127
Gerade Höhe	„	133	132	139	131
Ohrhöhe	„	115	109	113	109
Stirnbreite (minimale)	„	91	93	89	92
Gesicht, Höhe B	„	65	62	64	67
„ , Breite a	„	—	126	130	117?
„ „ b	„	84	87	95	90
Orbita, Höhe	„	35	30	32	34
„ , Breite	„	39	38	37	42
Nase, Höhe	„	46	52	50	51
„ , Breite	„	24	26	30	24
Gaumen, Länge	„	53	57	60	56
„ , Breite	„	33	34	44	48

II. Berechnete Indices:

	1	2	3	4 ?
Längenbreiten-Index	77,8	72,9	72,2	71,3
Längenhöhen-Index	77,7	72,4	73,3	73,6
Ohrhöhen-Index	65,3	60,2	60,4	61,2
Orbital-Index	94,6	77,4	81,5	80,0
Nasen-Index	53,3	49,0	56,8	43,4
Gaumen-Index	62.2	60,0	73,3	85,0

(9) Hr. A. Götze berichtet über die

Analyse eines Eisen-Klumpens aus der prähistorischen Schicht von Troja.

Der von Hrn. Olshausen in der Sitzung vom 20. November 1897 (Verhandl. S. 500) besprochene, früher für metallisches Eisen gehaltene Gegenstand aus der zweituntersten Schicht von Troja ist in der Königl. Berg-Akademie im Laboratorium des Hrn. Geh. Raths Dr. Finkener untersucht worden. Die frische Schnittfläche des für die Analyse mitten durchgesägten Stückes liess ein Gemenge von zwei Substanzen erkennen, deren eine dunkelbraunroth bis schwärzlich und glänzend erschien, während die andere heller mit braunrothem Stich aussah. Letztere Masse trat namentlich in grösserer Ausdehnung, wie bereits a. a. O. Olshausen bemerkt, an derjenigen Seite auf, welche dem den Klumpen etwa bis zur Hälfte durchdringenden Loch entgegengesetzt liegt, indem sie dasselbe am einen Ende schliesst.

Der Analytiker, Hr. Dr. Theophil Fischer, fand nun auch die Masse aus diesen zwei Substanzen gebildet, indem dunklere Kerne von hellerer Hülle eingeschlossen waren. Er nahm eine mechanische Trennung der beiden Substanzen vor und analysirte jede für sich. Das Ergebniss ist folgendes:

Bestandtheile	Dunkler Kern	Hellere Hülle
Kieselsäure	2,24	11,86
Thonerde	0,22	0,27
Eisenoxyd	72,94	62,02
Eisenoxydul	6,05	0,84
Nickeloxydul	2,44	3,91
Kupferoxyd	1,12	1,82
Kalk	1,08	3,27
Magnesia	0,11	0,30
Kohlensäure	1,54	2,78
Wasser	12,15	12,70
	99,89	99,77

Es handelt sich also allerdings nicht um metallisches Eisen, sondern um ein eisenhaltiges Mineral. Die dunklere Substanz ist im wesentlichen Brauneisen-Erz (Eisenoxyd-Hydrat), vielleicht mit beigemengtem Magnet-Eisen (Eisenoxydul-Oxyd) mit etwas Nickel und Kupfer (letzteres stellenweise schon äusserlich wahrnehmbar als grünliche Theile), endlich mit einem geringen Gehalt an Kieselsäure. Das hellere Mineral ist Brauneisen-Erz mit bedeutend höherem Kieselsäure-Gehalt und entweder ein durch hinzugetretene wässerige Lösungen entstandenes Umwandlungs-Product der dunkleren Masse, oder ein infiltrirtes Mineral, welches die einzelnen Brocken des dunkleren mit einander verkittete. Der äussere Eindruck, den der fragliche Klumpen macht, ist, nach Ansicht des Dr. Fischer, nicht der von umgewandeltem metallischem Eisen.

In Bezug auf die Frage, ob metallisches Eisen in der zweiten trojanischen Stadt erwartet werden kann, verweise ich auf das in der Discussion zu Olshausen's Mittheilung S. 505 u. 506 von mir Gesagte und füge Folgendes hinzu: Olshausen behauptet a. a. O. S. 503, dass Eisen „auch sonst erst in mykenischer Zeit" auftritt. Dem gegenüber verweise ich auf ein wichtiges Vorkommniss in Phrygien, wo Körte in dem Tumulus von Bos-öjük persönlich eine Schlacke aufgehoben hat, welche, nach einer Feststellung von Dr. Kaiser, von einem Verhüttungs-Process herrührt, bei dem aus Eisen-Erzen Eisen abgeschieden wurde (A. Körte, Kleinasiatische Studien. IV. Ein altphrygischer Tumulus von Bos-öjük. Athen. Mittheil. XXIV. 1899. S. 19). Die Funde aus diesem Tumulus entsprechen aber denjenigen der Periode II—V von Troja, sind demnach vormykenisch. Für meine Annahme, dass man in der letztgenannten trojanischen Periode Eisen, wenn auch in geringen Quantitäten, gebraucht hat, ist durch die Analyse ein Stützpunkt — aber nur einer — gefallen. Der Beweis des Gegentheils ist aber keineswegs erbracht, und es würde mich durchaus nicht überraschen, wenn bei einer späteren Grabung in diesen Schichten, bei welcher auf verrostete unscheinbare Eisen-Gegenstände mehr geachtet würde als es wohl früher geschehen ist, Eisen gefunden würde. Uebrigens ist es für die Beurtheilung der trojanischen Cultur im Allgemeinen ziemlich gleichgültig, ob noch einzelne eiserne Objecte gefunden werden, da hierdurch der Charakter der Cultur als einer ausgesprochenen Bronze-Cultur wohl nicht mehr geändert wird. —

(10) Hr. Strauch spricht über

japanische Votivbilder.

Hr. Bartels demonstrirte in der vorigen Sitzung zwei hochinteressante kleine japanische Votivbilder. Er wies dabei darauf hin, wie merkwürdiger Weise selten gerade solche Dinge zu uns nach Europa kämen, und wie an sich eigenartig oft diese Bilder sind. — Unter Anderem war auf dem einen Bildchen eine Frau dargestellt, die aus ihrer entblössten Brust durch Druck mit den Händen Milch in vollem weitem Strahle entleerte.

Von meiner Reise nach Japan im vorigen Jahre habe auch ich ein solches kleines Votivbild mitgebracht: ich erlaube mir, dasselbe heute vorzulegen und dabei kurz mitzutheilen, was ich im Lande selbst und aus der Literatur über diese Art von Bildern in Erfahrung habe bringen können.

Wie Hr. Dr. F. W. K. Müller neulich bereits mittheilte, ist die japanische Bezeichnung dafür *E-má*: *E* heisst Bild und *Má* eigentlich Pferd. Wörtlich also bedeutet *Emá* Pferdbild. Diese Bezeichnung rührt daher, dass man früher dem Tempel lebende Pferde als Weih-Geschenk darbrachte, später nur die Bilder von

Pferden, und dass schliesslich dieser Name *Emá* für Votivbilder jeglicher Art beibehalten wurde.

Die Bilder selbst sind alle stets auf dünne Holzplatten mit der Hand gemalt und mit einem Holzrahmen umgeben von der Form, wie wir ihn an diesem Bildchen sehen.

Die Grösse der Bilder schwankt sehr. Die Mehrzahl hat die Grösse der neulich gezeigten und des heute vorliegenden; doch habe ich auch Bilder von erheblichen Dimensionen gesehen, von einer Flächen-Ausdehnung, die nach Metern zählt. Die Form der Bilder ist immer die eines Rechtecks. Die Verfertiger sind stets weltliche Handwerker, nicht etwa dazu vom Tempel Angestellte oder Priester.

Man kauft diese Bilder, besonders die kleineren, vor dem Eingange der besuchten grösseren Tempel, wo zahlreiche Händler damit zu finden sind. Nachdem der Gläubige den Tempel betreten und sein Gebet oder Gelübde verrichtet hat, opfert er solch Bildchen der Gottheit, indem er es in einem Vorraum des Tempels oder bei grösseren Tempeln in einem ausschliesslich dafür bestimmten Gemach aufstellt.

Dieser Raum des Tempels, das sogenannte *E-má-dó*, ist im Gegensatz zu den anderen heiligen Abtheilungen, z. B. der Halle zur Aufbewahrung der heiligen Sänfte (*Mikosi Mija*) oder der Bethalle (*Itsuki Mija*), äusserst einfach und schmucklos gehalten. Der Boden ist nie mit Matten bedeckt, sondern ist, wenn nicht mit Steinplatten gepflastert, einfach mit Holzdielen gedeckt.

In diesem Emá-Zimmer oder Emádó werden die Bildchen nun auf verschiedene Weise untergebracht. Zum Theil werden sie einfach auf den Boden gestellt und gegen die Seitenwand gelehnt; zum Theil werden sie an den Wänden selbst befestigt und zwar angenagelt, oder an einem Nagel mit einer seidenen Schnur aufgehängt, oder meistens nach vorn überhängend angebracht nach Art unserer Oel-Gemälde. Manche finden auch ihren Platz oben in dem Winkel, wo Decke und Seitenwand zusammenstossen. Die besonders grossen Emá's haben naturgemäss einen bevorzugten Platz, und oft kann man sehen, dass die Decke oben mit einem oder zwei riesigen Emá's geschmückt ist, die flach horizontal dort befestigt sind. Jedenfalls macht ein solches Emádó, das von unten bis oben mit diesen Votivbildern bedeckt und angefüllt ist, einen durchaus eigenartigen Eindruck.

Solche interessanten Emá-Zimmer sind in fast allen grösseren, bedeutenden und vor allem besonders volksthümlichen Tempeln zu sehen, so z. B. in Tôkio im Tenjin-Tempel, im Kanda-Miojin-Tempel, im Tempel auf dem schönen Hügel in Tôkio, dem Atago-Yama; ferner sah ich solch Emádó im Kiomidzu-Tempel in Kiôto.

Diese Einrichtung der Votivbilder und dieser Extra-Gemächer für dieselben sind ursprünglich allein dem Shintoismus eigen. Aber wie überhaupt der Shintô-Dienst und der Buddha-Cultus in Japan zur Zeit ganz diffus durcheinander und ineinander übergehen, so findet man auch heute diese Emá's in beiderlei Tempeln.

Der Beweis übrigens, dass diese Votivbilder hauptsächlich oder wenigstens ursprünglich im Dienste des Shintoismus waren, ist wohl der, dass man auf ihnen sehr oft als Gegenstand der Anbetung das Symbol des Kami-Dienstes findet, das *Gohéi*. Es sind dies bekanntlich lange, weisse, aus einem Stück geschnittene, untereinander zusammenhangende Papierstreifen, die meist mit einem Strohseil an einer Stange aufgehängt sind und die Bedeutung haben, dass sich auf ihnen als dem Sitz der Reinheit der Kami oder der Geist des Gottes niederlasse.

Irgend welche Abbildungen von Buddha-Figuren oder Gegenständen dieses Cultus findet man auf den Emá's nirgends oder nur sehr selten.

Der Zweck dieser Emá's besteht in zweierlei: Einmal werden sie geopfert, um durch die bildliche Darstellung dem mündlichen Gebete einen grösseren Nachdruck zu verleihen, andererseits, um nach Erfüllung des Gebets der Gottheit hierfür zu danken.

Zur Erreichung des ersten, mehr allgemeineren Zweckes dienen naturgemäss auch allgemeinere, einfachere Darstellungen. So begegnet man häufig einem Emá, das von einem Augenkranken nach gethanem Gebet um Heilung geopfert wird. Ein solches enthält als einzige Darstellung das *Mé*, das japanische Schriftzeichen für das Wort Auge.

Sonst sieht man auf dem Bilde meist nur die bildliche Darstellung des Gebets als solchen: einen Japaner oder eine Japanerin in knieender, betender Stellung mit erhobenen und zusammengelegten Handflächen vor dem Gohéi.

Solche Emá's werden natürlich en masse angefertigt und vor den Tempeln gut verkauft, da sie ja für ein Gebet jedweden Inhalts passend zu verwenden sind.

Anders und ungleich interessanter sind diejenigen Emá's, die zum Dank für Erfüllung des Gebets oder für Errettung aus Gefahr geopfert werden und dann meist speciellere Darstellungen enthalten und vor allem fast ausnahmslos für diesen Einzelfall extra angefertigt sind.

Zu dieser zweiten Gruppe ist meiner Ansicht nach das Bartels'sche Bild zu rechnen, auf dem die Frau, nach Erfüllung ihres Gebets um Milch, der Gottheit in Dankbarkeit zeigt, in wie reichem Maasse dieselbe jetzt bei ihr vorhanden ist.

Ich erinnere mich an ein anderes hierher gehöriges Bild, das geopfert ist nach Errettung aus der Gefahr des Ertrinkens. Auf dem Meere sieht man einen mit den Wellen kämpfenden Mann. Ueber der erregten See schwebt hoch oben auf einer Wolke der Gott *Fû o* herbei. Aus seiner linken Hand gleitet ein Seil auf das Meer herab, das der Ertrinkende erfasst und durch das er glücklich errettet wird.

Sehr originell und heiter muthet das Dankbild eines Potators (oder seiner Gattin) an, der eine Zeit lang glücklich seiner Leidenschaft entsagt hat. Auf diesem Emá ist nehmlich eine grosse Saké-Reisweinflasche von bekannter Form zu sehen, deren Oeffnung aber mit einem grossen japanischen Vorlegeschloss verschlossen ist.

Was nun schliesslich das kleine Bildchen betrifft, das ich heute vorlege, so gehört es nach dem Gesagten zu der ersten Gruppe von Emá's. Auch dieses Bild enthält eine Darstellung allgemeineren Charakters. Es ist dies nehmlich ein Emá, das unglücklich Liebende der Gottheit opfern, um deren Beistand zu erlangen.

Wir sehen hier einen Japaner in der beschriebenen betenden Stellung vor einer der bekannten Stein-Laternen des Shintô-Dienstes, der *ishidôro's*. Ueber ihm sind die Zweige der gekrümmten japanischen Kiefer angedeutet. Was aber ganz besonders eigenartig und interessant an diesem Bildchen ist, das sind die zahlreichen weissen Flecke auf dem *ishidôro*.

Es sind das weder Schneeflocken, wie es scheinen mag, noch Flecke im Gestein, sondern sie deuten auf einen sonderbaren, bekannten Aberglauben der Japaner hin.

Will nehmlich der fromme Besucher des Tempels wissen, ob sein Gebet dem Gotte angenehm ist und ob es Aussicht auf Erhörung hat, so schreibt er seine Bitte auf einen Papierstreifen. Diesen Papierstreifen knetet er zu einem Knäuel zusammen, bringt ihn in den Mund und kaut ihn gut durch, indem er ihn reichlich mit Speichel anfeuchtet. Dann nimmt er diese Kugel aus seinem Munde und wirft sie nach dem Götzenbilde oder der Laterne. Haftet die Papiermasse auf der Oberfläche der Bildsäule, so findet der Bittende Gehör; fällt sie aber ab, so ist sein

Gebet nicht wohlgefällig und hat wenig Aussicht auf Erfüllung. Ich kaufte dieses Emá vor dem Kuwanon-Tempel im Asakusa-Park zu Tôkio und erfuhr später, dass gerade diese bildliche Darstellung im Tempel-Bezirk von Asakusa speciell für „unglücklich Liebende" bestimmt ist und deshalb auch im Voraus ein so grosser Vorrath gerade von diesem Bilde im Verkauf zu haben ist.



Hinzufügen will ich noch, dass auf einigen Emá's neben dem Bilde auch der Name des Spenders aufgeschrieben ist, ja dass sogar kurz der Inhalt des Gebets dabei verzeichnet ist.

Der Vollständigkeit halber sei zum Schluss angeführt, was F. v. Siebold in seinem „Archiv zur Beschreibung von Japan" bei der Skizze des Shintô-Dienstes über diese Emá's und Emádô's wörtlich sagt:

„In geschichtlicher und gottesdienstlicher Hinsicht sind die Hallen, worin man Votivgemälde aufstellt, äusserst merkwürdig. Abbildungen der Kamis, Vorstellungen ihrer Thaten und anderer ungewöhnlichen Ereignisse, Malereien mannigfacher Art, Aufschriften von Namen berühmter Männer, Gedichte, Legenden und geschichtliche Notizen sind hier der Nachwelt übergeben. Die Malereien haben einen eigenthümlichen Charakter und bewahren uns in scharfen Umrissen und grellen Farben die Merkmale der altjapanischen Malerschule. Die Bilder sind auf Holz gemalt und unterscheiden sich durch Rahmen mit geschmackvollen Verzierungen von allen übrigen japanischen Gemälden. Sie heissen *Jema*, d. i. gemalte Pferde, und sollen früher die Stelle lebender Opferpferde vertreten haben." —

11) Hr. Otto Schötensack in Heidelberg berichtet über

die neolithische Niederlassung bei Heidelberg.

Der freundlichen Einladung des Hrn. Prof. Karl Pfaff folgend, besichtigte ich die unter seiner Leitung von Seiten der Stadt vorgenommenen Ausgrabungen auf dem Gelände der ehemaligen Bergheimer Kirche am linken Neckar-Ufer bei Heidelberg. Die Fundamente derselben waren zum grösseren Theile blossgelegt und dabei werthvolle archäologische Funde gemacht, worüber von genannter Seite ausführlich berichtet werden wird.

Die zur Auffindung der südlichen Fundament-Mauer ausgeführten Grabungen hatten sehr viele menschliche Knochen in gestörter Lage, nebst zahlreichen Bruchstücken von Thon-Gefässen aus dem Mittelalter ergeben. Man war durchschnittlich 1,60 *m* tief auf den gewachsenen Boden (Schwemm-Löss) gekommen.

Der Zufall wollte es, dass unter den Scherben, die ich aufhob, ein solcher mit einem die Stelle des Henkels vertretenden Buckel sich befand, wie er an Gefässen aus der jüngeren Steinzeit vorkommt. Ich theilte anderen Tages diese Beobachtung Hrn. Prof. Pfaff mit, der sich sofort bereit erklärte, diese Spur durch systematische Grabungen zu verfolgen. Da die Stelle, aus welcher der bewusste Scherben stammte, noch festgestellt werden konnte, so hatten wir bald die Genugthuung, in ganz kurzer Zeit eine grössere Anzahl von Gefäss-Fragmenten mit charakteristischen neolithischen Ornamenten zu Tage gefördert zu sehen.

Da der Fund nicht nur hinsichtlich der ältesten Besiedelung des Neckar-Thales, sondern auch in Bezug auf die steinzeitliche Keramik von Interesse ist, so möge eine genaue Beschreibung der Localität und der Fund-Gegenstände hier folgen:

Etwa 1 *km* unterhalb der neuen Neckar-Brücke bei Heidelberg, gegenüber der durch den Mühlcanal vom Flusse abgetrennten Neckar-Insel, etwa 80 *m* vom jetzigen Ufer entfernt, auf einem 8 *m* über dem Neckar-Pegel (der selbst 102,4 *m* über Normal-Null steht) gelegenen, also vom Hochwasser völlig frei bleibenden Gelände erhob sich die Bergheimer Kirche. Ihr Ursprung geht wahrscheinlich sehr weit zurück, da das Dorf Bergheim bereits 769 urkundlich erwähnt ist; bei Einziehung der Gemeinde Bergheim 1392 verlor die Kirche ihre Bedeutung und fiel schliesslich ganz dem Ruin anheim. In ihrem Innern nahm die Kirche, wie die in einer Tiefe von 1,5 *m* aufgefundenen ziemlich rohen Steinkisten darthun, Begräbnisse auf. Bei Ueberführung dieser wurde wohl der Inhalt der früheren Gräber in Gruben ausserhalb der Fundament-Mauern deponirt. So erklärt es sich, dass wir

an dem für uns hier in Betracht kommenden Süd-Ende ein Grabungs-Profil haben, das in einer Tiefe bis 1,5 *m* in humusreicher Erde zahlreiche menschliche Knochen in wirrem Durcheinander mit zufällig hineingelangten mittelalterlichen Thongefäss-Scherben und kleinen Brocken von Kalk-Mörtel aufweist. Nahe dem aus einem sehr festen, an der Oberfläche verlehmten Schwemm-Löss bestehenden Urboden tritt hier eine Schicht von Töpferthon auf, der augenscheinlich in Zusammenhang mit dem am südwestlichen Ende der Kirche noch innerhalb der Fundament-Mauern aufgefundenen römischen Töpfer-Ofen, in dem sich auch alamannische Thongefäss-Scherben befanden, hierher gebracht wurde. Ganz unten im Thon lagen die Reste von zwei erwachsenen und einem kindlichen Individuum. Hierbei wurde das Ende einer Bronze-Nadel mit Oehr, bezw. eines Anhängsels gefunden. Der Gegenstand ist ganz vereinzelt und zu winzig, als dass er eine Datirung ermöglichte. Das kleine Metallstück kann auch, den Gängen von Regenwürmern usw. folgend, von oben hereingelangt sein.

In unmittelbarer Nähe hiervon nach Westen und etwas tiefer, unmittelbar auf dem gewachsenen Boden, war die etwa 30 *cm* mächtige neolithische Culturschicht ausgebreitet, welche sich durch ihre dunklere Farbe deutlich von dem darunter befindlichen Löss abhob. Die Fund-Gegenstände waren ziemlich gleichmässig in dem sich etwa 1,0 × 0,5 *m* ausdehnenden Raume vertheilt, so dass man annehmen kann, sie sind im Laufe längerer Zeit dort hingelangt. Es fanden sich auch winzige Stückchen von Holzkohle darin und drei an der Luft getrocknete Lehmknollen (Fig. 26—28), wovon der eine Eindrücke zeigt, die durch Holzstäbe entstanden sein können (Hütten-Bewurf?). Sodann wurden aufgefunden zwei durch Schlag hergestellte Feuerstein-Splitter von unregelmässiger Form, wie sie bei der Herstellung von Stein-Geräthen abfallen (Fig. 24 u. 25). Von Knochen ist eine Phalanx der linken Vorder-Extremität eines sehr kleinen Rindes (Fig. 29) und der Splitter eines Röhren-Knochens eines kleinen Raubthieres nebst einem vielleicht aus den oberen Schichten stammenden menschlichen Metacarpus (Index der linken Hand) zu verzeichnen[1]). Ebendaher dürfte auch ein etwa 25 *mm* im Quadrat messender Scherben stammen, der, mit der Töpfer-Scheibe hergestellt, einen technisch vollendeten Brand aufweist. Er scheint, der Riefung nach zu urtheilen, einem Gefässe der spät-carolingischen Zeit anzugehören, wie sie bei K. Koenen, Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden (Bonn 1895), Taf. XXI abgebildet sind.

Die aufgefundenen Scherben gehören etwa 20 verschiedenen, aus freier Hand gefertigten Gefässen an. Es ist feineres und gröberes Geschirr in allen Abstufungen dabei vertreten, das, in der Farbe orangegrau, nach Radde's Farben-Scala sich

1) Wir müssen auch der etwa 3 *m* östlich von dieser Stelle aufgefundenen menschlichen Skelette Erwähnung thun, die in muldenförmigen Vertiefungen im Löss ohne Beigaben gebettet waren. Auf dem Schädel des einen lag ein aus 6 roh behauenen Sandsteinen gebildetes Pflaster. Das Schädeldach war dadurch zerdrückt. Das Pflaster machte den Eindruck, als wenn der Töpfer, der hier den Thon für die in dem oben erwähnten römischen Töpfer-Ofen zu brennenden Gefässe zubereitete, sich einen trockenen Stand hätte schaffen wollen. Er scheint dabei auf die Skelette gestossen zu sein. Nachdem er eines ausgehoben, — es fanden sich die Knochen des einen Skelets auf einen Haufen zusammengelegt —, scheint er sich um die anderen nicht weiter gekümmert zu haben. Bei diesen Skeletten fanden sich, vielleicht aus den oberen Schichten stammend, zahlreiche Brocken von Kalk-Mörtel und ganz kleine Bruchstücke von wahrscheinlich mittelalterlichen Thongefäss-Scherben; auch der Splitter eines glasirten Thon-Gefässes lag dabei. Da eigentliche Beigaben fehlen, so ist die Datirung dieser Skelette unmöglich.

n den Tönen 34 *i* bis *h* bewegt. Ersteres ist aus mehr oder weniger sorgfältig zubereitetem (geschlemmtem) Thon mit durchschnittlich 4—6 *mm* dicker Wandung, Letzteres bis 12 *mm* stark aus einem mit kleinen Mineral-Körnchen reich durchsetzten Material hergestellt. Die Scherben sind zum grösseren Theile an den äusseren Schichten stärker als im Innern gebrannt. So zeigen einige Scherben inwendig noch einen ganz dunklen Thon, während dieselben äusserlich durch den Brand eine hellere orangegraue Farbe angenommen haben. Wenn man die innere schwarze Schicht der Flamme nähert, sieht man sofort, dass auch sie denselben helleren Ton erhält. Ganz anders verhält es sich mit dem Scherben Fig. 2, der auf dem dunkleren Thon des Gefässes noch eine, wie es scheint nach dem Trocknen desselben an der Luft, aufgetragene dünne Schicht eines helleren, fein geschlemmten Materials aufweist. Nur in diese sind die Verzierungen (Stich-Ornamente) eingetragen. Ein Theil des besseren Geschirrs, z. B. Scherben Fig. 14 und 15, ist ziemlich gleichmässig hart gebrannt, so dass es sehr wohl zur Aufnahme von Flüssigkeiten dienen konnte; andere Gefässe scheinen nur an der Luft getrocknet zu sein.

Was nun die durch tiefe Eindrücke in den weichen Thon hergestellten Ornamente der Scherben anbelangt, so finden wir, dass dieselben weit mehr Beziehungen zur „schnurverzierten“, als zur „bandverzierten“ monochromen Keramik der jüngeren Steinzeit haben, wobei wir den Begriff „Schnur-Verzierung“ nach dem Vorgange von F. Klopfleisch[1]) und A. Götze[2]), denen sich M. Hoernes[3]) anschliesst, im weiteren Sinne fassen, also nicht nur die durch das Eindrücken einer Schnur hergestellten Verzierungen oder Nachahmungen derselben, „sondern auch verschiedene andere („Stich-“, „Schnitt-“, „Reifen-“, „Tupfen-“ und „Quadrat-“) Ornamente, die auf denselben oder ähnlichen Gefässen vorkommen, darunter begreifen.“

Bei dem Theile der Scherben, welchen wir zunächst besprechen wollen, sind als Decorations-Motiv Horizontal-Linien verwendet, welche, durch punktartige Eindrücke hergestellt, sich an den Gefässrand anschliessen und wohl Tragschnüre nachahmen. Die schräge Stellung der unregelmässig dreieckigen Eindrücke beim Scherben Fig. 1 lässt es ausser Zweifel, dass hier die Imitation des ächten Schnur-Ornaments beabsichtigt ist. Bei den folgenden Scherben Fig. 2—4 ist diese Täuschung nicht mehr eine so vollständige; die punktartigen Vertiefungen stehen gerade, und die Arbeit ist nachlässiger hergestellt. Scherben Fig. 3 zeigt häkchenförmige Eindrücke, wie sie durch Anwendung eines schräg abgeschnittenen Halmes oder eines anderen Röhrchens entstehen. Während bei den Scherben Fig. 1—4 die punktartigen Eindrücke lose aneinandergereiht sind, ist das oberhalb des Buckels (Fig. 21) angebrachte Schnur-Ornament unter Fortführung der linearen Vertiefung durch abwechselndes Erheben und tieferes Eindrücken des Modellir-Stäbchens in den weichen Thon hergestellt. Es ist dies dasselbe Verfahren, das von F. Klopfleisch a. a. O. S. 81 hinsichtlich der schnurverzierten Keramik Thüringens beschrieben wird und das auch bei der Megalithgräber-Keramik des Nordens gäng und gäbe ist, wie wir denn mit M. Hoernes der Ansicht sind, dass die Decoration der letzteren sich „aus schnurkeramischen Motiven“ entwickelt hat.

1) Vorgeschichtliche Alterthümer der Provinz Sachsen (Halle 1884), Heft 1.

2) Die Gefäss-Formen und Ornamente der neolithischen schnurverzierten Keramik im Flussgebiete der Saale (Jena 1891).

3) Vorgeschichte der bildenden Kunst in Europa (Wien 1898).

Wir gehen nun über zu der zweiten Classe von Ornamenten, welche die neolithischen Scherben von Heidelberg aufweisen. Diese sehen von der Nachahmung der Schnur-Verzierung ab und verwenden nur tiefe lineare Eindrücke (Fig. 8 u. 9). Der Rand erhält hier ebenso, wie bei den schnurverzierten Gefässen, durch zwei Reifen einen decorativen Abschluss. Daran schliessen sich, über das



Gefäss hinziehend, Gruppen aus je drei parallelen, in gleicher Tiefe eingeschnittenen Linien im Winkel von 60°, bezw. 95° an, die sich nach unten hin im Winkel von 25° einander nähern. Das Motiv, der Flechtkunst entnommen, erinnert an die bei der schnurverzierten Keramik Thüringens vorkommenden Muster (vergl. A. Götze a. a. O. Taf. I, Fig. 12, 23 und 41).

Scherben Fig. 11 zeigt zwischen vertieften geraden Linien punktartartige Eindrücke, und Scherben Fig. 12 unter einer rund verlaufenden vertieften Linie das Gleiche. Es sind dies allerdings Ansätze zu einer Entwickelung in der Richtung der Band-Keramik, wie wir ihnen übrigens auch bei den Megalithgräber-Gefässen Nordwest-Deutschlands (vgl. u. a. das Gefäss von Uelfeln, Reg.-Bezirk Osnabrück, Nachbildung Nr. 3171 im römisch-germanischen Central-Museum zu Mainz) und in Gestalt von runden und wellenförmigen Bändern bei den schnurverzierten Gefässen aus einem von F. Henkel beschriebenen neolithischen Hügelgrabe bei Heppenheim (Hessische Quartals-Blätter 1893, S. 4) begegnen.

Scherben Fig. 2 weist ausser dem Stich-Ornament noch schräg dazu verlaufende schwache und unsichere lineare Einritzungen auf. Wir werden hierdurch übergeführt zum Scherben Fig. 15, der auch in seiner Profilirung an das bauchige, amphorenartige, mit Schnur-Oehsen versehene Thon-Gefäss von Gross-Umstadt (östlich von Darmstadt) erinnert, vergl. A. W. Naue, Prähistorische Blätter 1895, Taf. I, Fig. 7. Die Ornamente beider Gefässe sind augenscheinlich von unsicherer Hand geführt und bestehen in Linien, die der strengen Symmetrie, welche sonst der neolithischen Keramik eigen ist, entbehren. Während bei dem Gross-Umstadter Gefässe sogen. Farnkraut-Wedel abwärtsgeneigt und senkrecht nebeneinander zur Darstellung gebracht sind, ist von dem unserigen leider nicht genügend vorhanden, um erkennen zu können, was der primitive Künstler zur Darstellung bringen wollte.

Eine Ausfüllung der vertieften Ornamente mit weisser Masse konnten wir in keinem Falle bei unseren Scherben feststellen[1]). Sie fehlt auch unseres Wissens den oben erwähnten Grab-Gefässen vom Odenwald. Dagegen spielt sie, wie bekannt, bei den bandverzierten Gefässen vom Hinkelstein und von Worms eine grosse Rolle.

Was die Formen und Grösse der Heidelberger neolithischen Gefässe anbelangt, so lassen sich solche aus den vorliegenden Bruchstücken nur theilweise erschliessen.

Scherben 1 und 2 gehören Gefässen an, welche oben einen Durchmesser von etwa 15 *cm* hatten. Während ersterer 4 *cm* unterhalb des Randes, durch eine kleine stumpfwinklige Erhebung markirt, sich in einem Winkel von 145° zum Bauch erweitert, findet bei dem zweiten eine Differenzirung zwischen Hals und Bauch nicht statt. Bei dem Scherben 8 ist etwa 3 *cm* unterhalb des Randes eine kleine allmählich verlaufende Einbuchtung vorhanden.

Scherben 14 und 15 gehören dem Halse eines Gefässes an, der allmählich, ohne Absatz, in den weiten Bauch übergeht und, wie bereits erwähnt, ein amphorenartiges Aussehen gehabt haben dürfte, ähnlich den Grab-Gefässen von Gross-Umstadt und Heppenheim. Die übrigen müssen wir uns wohl, den uns durch die Schnur-Keramik Mittel-Deutschlands überlieferten Formen entsprechend, als Töpfe oder Schüsseln denken, die zur besseren Handhabe, um das Gefäss gleichmässig vertheilt, warzenartige Ansätze (Buckel) hatten (Fig. 19—21), die zum Theil auch horizontal durchlocht waren (Fig. 22 und 23), um an Schnüren, die durch diese Canäle gezogen wurden, die Gefässe tragen, bezw. aufhängen zu können. Die Wandung des auf diese Weise entstandenen Henkels ist ausserordentlich schwach, so dass, selbst wenn 3 oder 4 Henkel-Oehsen vorhanden wären, diese Gefässe wohl kaum an einer durchgezogenen Schnur allein an den Oehsen getragen

1) Wir mussten bei einigen derselben die Ornamente nachträglich etwas weissen, damit sie auf der Abbildung genügend zur Erscheinung kamen.

werden konnten. Diese sind deshalb wohl nur als Führungen für die auch unter das Gefäss gezogenen Schnüre aufzufassen. Dieser Umstand lässt uns also vermuthen, dass ein Theil der Gefässe einen runden Boden hatte, welcher der schnurverzierten Keramik Thüringens ziemlich fremd, der Band-Keramik dagegen eigenthümlich ist.

Dass uns Bruchstücke aus den Gefässböden nicht erhalten sind, sondern hauptsächlich Randstücke und die als Handhabe dienenden Buckel, erklärt sich dadurch, dass diese beim Aufheben der Gefässe am leichtesten ausbrachen. Dass wir nur solche Fragmente vorfinden, dient uns als Beweis dafür, dass wir es hier mit einer neolithischen Niederlassung zu thun haben und nicht mit einer Bestattung, in welch letzterem Falle ganze Gefässe als Beigabe vorhanden sein müssten.

Werden wir vor die Frage gestellt, welche Stellung die Keramik der neolithischen Niederlassung bei Heidelberg innerhalb der bisher bekannt gewordenen mitteleuropäischen Funde einnimmt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass wir sie der Schnur-Keramik anzugliedern haben, die uns durch die bereits erwähnten Funde aus den steinzeitlichen Hügel-Gräbern des westlichen Odenwaldes bekannt geworden ist und wovon auch vereinzelte Spuren weiter südlich bis zum Bodensee festgestellt sind. Diese Schnur-Keramik des Odenwald-Gebietes hat unverkennbare Beziehungen zu derjenigen im Flussgebiete der Saale, worauf bereits A. W. Naue a. a. O. hingewiesen hat. Diese Uebereinstimmungen erstrecken sich zum Theil sogar auf Einzelheiten im Ornament, wie z. B. die Farnwedel-Verzierung auf der Gross-Umstadter Amphora, die sich in kleinerem Maassstabe auf dem oberen Theile des bei A. Götze a. a. O. Taf. I, Fig. 4 abgebildeten, ähnlich gestalteten Gefässes wiederfindet. Den eigenthümlich cannelirten Henkel des Heppenheimer Gefässes a. a. O. Fig. 1 treffen wir wieder bei F. Klopfleisch a. a. O. in Fig. 28.

Andererseits tritt aber auch ganz deutlich aus dem Vergleich der Thüringer und Odenwalder schnurverzierten Gefässe eine starke Differenz hervor, die sich nur im Laufe längerer Zeit der Trennung beider Gruppen vollzogen haben kann. Letztere machen viel mehr den Eindruck des Urwüchsigen. Während die Thüringer Keramik, namentlich in den Amphoren, zum Theil schon einen hohen Grad der Vervollkommnung erreicht hat, kann man dies von den Odenwalder Grab-Gefässen nicht behaupten. Die Heidelberger Scherben zeigen in Fig. 2 und 15 die gleiche Urwüchsigkeit, wie die Heppenheimer und Gross-Umstadter Gefässe; in Fig. 1 scheint aber schon eine Verfeinerung vorzuliegen, die sich in der oben beschriebenen Profilirung des Halses kundgiebt, und in Fig. 8 und 9 scheint sich eine Abweichung von der Ornamentik der Schnur-Keramik in der Richtung der Band-Keramik zu documentiren. Auch Scherben 11 könnte man hierfür heranziehen. — Die Henkel-Oehsen sind dagegen bei den Heidelberger Gefässen denkbar ungeschickt gefertigt und man könnte sie ebensowohl als erste Versuche, wie als nachlässige Arbeit (Zeichen des Verfalls) deuten.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass im Flussgebiete des Mains Bindeglieder zwischen der schnurverzierten Keramik Thüringens und derjenigen des Odenwaldes vorhanden sind, und es dürfte der Mühe lohnen, diesen in den betreffenden Alterthümer-Sammlungen nachzugehen. Es sei hier beispielsweise auf zwei schnurverzierte becherartige Gefässe aus der Umgegend von Friedberg, jetzt in der Darmstädter Sammlung, hingewiesen, die zusammen mit einem kleinen Steinbeile und einem Feuerstein-Messer gefunden wurden.

Als ausgeschlossen erscheint uns die Annahme, dass die Schnur-Keramik des Odenwaldes zu der gleichen Zeit hergestellt wurde, als bei Monsheim und Worms die Neolithiker ihre schönverzierte Band-Keramik ausübten. Ebenso unwahrscheinlich

erscheint uns die Vermuthung, dass die eine Technik aus der anderen hervorgegangen ist. Die Gefäss-Formen und Ornamente sind zu verschieden, als dass sie eine solche Hypothese zuliessen. Dazu kommt die grundverschiedene Bestattungsweise dieser beiden Culturkreise. Dort grosse Gräberfelder, hier einzelne Grabhügel mit Steinsetzung an der Basis derselben, wie solche z. B. bei dem Heppenheimer Funde festgestellt ist. Dort ein gewisser Luxus in den Beigaben, — zahlreiche, mit weisser Einlage reichverzierte Gefässe, die eine „von aussen übernommene geometrische Decorationsweise" erkennen lassen, Armringe aus Serpentin, Schmuck-Gegenstände aus Muschel-Scheibchen u. dgl.; hier das Nothwendigste — ein paar mit urwüchsigem Ornament versehene schlichte Gefässe, ein Axthammer aus Stein, ein geschliffenes Steinbeil und ein Feuerstein-Messer. Im ersteren Falle eine in grösseren Familien-Verbänden friedlich beisammen lebende Bevölkerung, in letzterem Falle einzelne, über das spärlich besiedelte Land zerstreut wohnende Familien, deren Häupter im Wesentlichen auf ihre eigene Kraft angewiesen waren.

Diese Culturkreise verschoben natürlich im Laufe der Zeit wiederholt ihre Grenzen, und nur eine genaue Aufzeichnung aller hier in Betracht kommenden Funde kann allmählich Licht über diese Verhältnisse verbreiten. So wurden Anfang der 70er Jahre, gütiger Mittheilung des Hrn. Ingenieurs A. Bonnet in Karlsruhe zufolge, bandverzierte Gefässe, die genau den Wormser gleichen, bei Heilbronn am Pfühlbach (Ziegelei Geith) aufgefunden. Die weiter südlich am Neckar bei Cannstatt (Hof Mauer) von E. Kapff ausgegrabenen Scherben neolithischer Gefässe, jetzt in der Stuttgarter Sammlung, gehören dagegen wieder einem anderen Culturkreise an und zeigen die gleiche Band-Verzierung, wie sie bei F. Klopfleisch a. a. O. in Fig. 84, 85 u. s. f. aus Thüringen abgebildet ist. —

In Bezug auf die in der Umgegend von Heidelberg sonst noch gemachten Funde, die für die jüngere Steinzeit in Betracht kommen können, möchte ich folgende Gegenstände hier erwähnen:

1. Einen durchbohrten Axthammer aus dem untersten Theile einer Edelhirsch-Geweihstange, gefunden im Neckarbett bei Ladenburg, jetzt in der paläontologischen Sammlung der Universität Heidelberg. Die Stange hat einen Durchmesser bis zu 58 *mm*, ist am distalen Ende schräg abgeschnitten und in der Mitte mit einer ovalen Durchbohrung (40 × 25 *mm*) versehen, die offenbar zur Aufnahme eines Stieles für das Geräth gedient hat. Die Länge desselben beträgt 145 *mm*. Der Gegenstand ist durch langes Liegen im Flussbette sehr geglättet und gebleicht.

Drei ganz ähnliche Artefacte sind, wie ich aus den mir seiner Zeit freundlichst vom römisch-germanischen Central-Museum in Mainz zur Verfügung gestellten Notizen ersehe, im Gerölle eines alten Flusses (alter Main-Arm?) bei Frankfurt a. M. gefunden; ein anderes im Uferschlamme des Mains bei Kostheim; ein fünftes, bei C. Köhl, Neue prähistorische Funde aus Worms und Umgebung (Worms 1896), Taf. XVIII, abgebildetes, im Uferschlamm des Rheins beim Baggern; ein sechstes in einer Trichtergrube bei Schierstein im Rheingau, hier mit glockenförmigen, unverzierten, neolithischen Gefässen zusammen, wie sie auch bei Unter-Grombach (Baden) und in den Pfahlbauten des Bodensees vorkommen.

Alle diese Funde weisen auf eine Besiedelung der Flussufer des Mittel-Rheins und seiner Nebenflüsse in der jüngeren Steinzeit hin.

2. Drei geschliffene Steinbeile, im Jahre 1880 am westlichen Abhange des Königstuhls (bezw. Gaisberges, wie mir der frühere Vorstand der städtischen Sammlung, Hr. A. Mays, persönlich mittheilte) an zwei verschiedenen Stellen unter dem Boden gefunden:

Nr. 189a aus feinkörnigem Amphibolit, äusserlich verwittert, dunkelgrau. Länge 115, grösste Breite 73, grösste Dicke 41 *mm*. Das Beil ist allseitig fein abgerundet, ausgenommen an der Schneide, die scharf ist und Spuren des Gebrauches zeigt; dieselbe verläuft im Kreisbogen. Querschnitt biconvex, seitlich abgerundet.

Nr. 190a aus einem feinkörnigen krystallinischen Gestein, das auch im Innern stark verwittert ist. Farbe dunkelgrau. Länge 90, grösste Breite an der Schneide 54, am Bahnende 29, grösste Dicke 27 *mm*. Querschnitt oblong, jedoch beiderseitig etwas gewölbt. Die Schneide verläuft in einem Kreisbogen.

Nr. 191a aus einem glimmerführenden Hornblende-Gestein, stark verwittert, dunkelgrau. Länge 81, grösste Breite an der Schneide 41, am Bahnende 30, grösste Dicke 24 *mm*. Querschnitt oblong, Schneide schwach abgerundet.

Die beiden letztgenannten Beile sind zusammen gefunden, sie dürften wegen ihres mehr oder weniger oblongen Querschnittes vielleicht später als Nr. 189a zu datiren sein. Alle 3 Artefacte können dem Fundberichte und der ganzen Technik zufolge der jüngeren Steinzeit zugezählt werden; dagegen stellen andere in der städtischen Sammlung befindliche Steinbeile (192b, 1116b und ein durchbohrter Axthammer von Ladenburg) Einzelfunde ohne genügende Fund-Angaben dar, so dass man diese als Zeugen steinzeitlicher Besiedelung unserer Gegend besser unberücksichtigt lässt. Dies möchte ich auch den Fachgenossen empfehlen bezüglich aller derjenigen in den Sammlungen niedergelegten Einzelfunde, die als Aufschrift nur einen Ortsnamen ohne näheren Fundbericht aufweisen, da ja Steinbeile als Curiosa seit undenklichen Zeiten von Hand zu Hand wanderten und man schliesslich nicht mehr feststellen kann, woher ein solcher Gegenstand stammt. Dazu kommt, dass Steinbeile noch in späteren Perioden sich als Beigaben der Todten finden (vergl. z. B. I. Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit, 1831, S. 32, 36 usw.).

Im Interesse der Sache sei es mir erlaubt, hier einen Irrthum zu berichtigen. Die in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern 1897, S. 140 von anderer Seite angeführten 2 Serpentin-Beile in der Karlsruher Sammlung stammen nicht von Ziegelhausen bei Heidelberg, sondern sind bei einem Umzuge aus der Gegend von Mauer an ersteren Ort gekommen, wie ich derzeit zu den Acten gab, als ich diese Gegenstände nach Karlsruhe dirigirte. Da ein näherer Fundbericht fehlt, so können sie überhaupt nicht als steinzeitliche Funde herangezogen werden. Ich vermuthe, dass diese höchst sauber gearbeiteten Beilchen aus den jedenfalls einer späteren Periode als der Steinzeit zugehörigen Grabhügeln stammen, die auf der archäologischen Karte von Baden SSW. von Mauer auf dem Schneeberge eingezeichnet sind. Hier befinden sich Aecker auf älterem Löss-Lehm, die keine Spur mehr von den Grabhügeln zeigen. Ich vermochte, auf die Provenienz der beiden Steinbeile aufmerksam gemacht, in dem Mauer benachbarten Schatthausen noch deren zwei von Privaten zu erwerben, eines aus Diabas, das andere aus Eklogit (dieser kommt vor im Spessart und im Kinzigthal). Ich führe dies an als Beweis dafür, dass sich noch sehr viele Steinbeile in Privatbesitz befinden, die bei dem Tode der Besitzer gelegentlich auch mit den Möbeln, worin sie aufbewahrt werden, verkauft oder vererbt nach anderen Orten wandern.

Uebrigens ist die in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern a. a. O. erwähnte Pfeil-, bezw. Lanzen-Spitze aus Feuerstein thatsächlich oberhalb Ziegelhausens von den in den Lehm-Gruben daselbst beschäftigten Arbeitern gefunden und kann meines Erachtens als ein gut beglaubigter Fund gelten. Allerdings ist es fraglich,

ob er der neolithischen oder wohl gar der paläolithischen Periode zuzuweisen ist. Wie man nehmlich bei Ed. Piette, Association française pour l'avancement des sciences, Séance 26 Août 1875, Taf. XVII, Fig. 3 u. 7, sehen kann, kommt diese Form der Lanzen-Spitze (javeline), welche auf der einen Seite abgestumpft ist und hier zur besseren Befestigung des Artefactes an den Schaft beiderseitig Einbuchtungen hat, sowohl neolithisch (la grotte de Durfort), wie paläolithisch (la grotte de Laugerie-Haute) vor. Da nun die Ablagerungen verlehmten Lösses oberhalb Ziegelhausens diluvialen Alters sind, so ist es sehr wohl möglich, dass wir in dem Artefact die Waffe eines paläolithischen Jägers vor uns haben. Auf alle Fälle ist die 120 *mm* lange und unten 48 *mm* breite, an den Seiten scharf gezähnelte Feuerstein-Lanzenspitze von Ziegelhausen ein beachtenswerthes Schaustück der Karlsruher Sammlung, dessen gelegentliche Veröffentlichung durch Abbildung sehr erwünscht wäre. —

(12) Neu eingegangene Schriften:

1. Keane, A. H., Man past and present. Cambridge 1899. Gesch. d. HHrn. Clay and Son in London.
2. Sastri, M. Seshagiri, Report on a search for Sanskrit and Tamil Manuscripts for the year 1896/97. Nr. 1. Madras 1898. Gesch. d. Govt. of Madras.
3. Stübel, A., Die Vulkanberge von Ecuador. Berlin 1897.
4. de Groot, J. J. M., Le code du Mâhayâna en Chine. Deel I. Nr. 2. Amsterdam 1893. (Verh. d. Kgl. Akad. v. Wetensch.)
5. Battermann, H., Resultate aus den Polhöhen-Bestimmungen in Berlin, ausgeführt in den Jahren 1891 und 1892. Berlin 1899.
6. Albrecht, Th., Bericht über den Stand der Erforschung der Breiten-Variation am Schlusse des Jahres 1898. Berlin 1899.
7. Haasemann, L., Bestimmung der Intensität der Schwerkraft auf 55 Stationen von Hadersleben bis Koburg und in der Umgebung von Göttingen. Berlin 1899.

Nr. 3—7 Gesch. d. Hrn. Rud. Virchow.

Sitzung vom 21. October 1899.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Die Gesellschaft hat den Tod mehrerer ihrer ausgezeichnetsten correspondirenden Mitglieder zu beklagen:

Am 31. Juli starb Daniel Brinton, Professor in Media, der erste unter den nordamerikanischen Alterthums-Forschern, der gelehrteste unter den Linguisten der westlichen Hemisphäre, der fleissigste unter unseren Correspondenten;

am 12. August Adolf Ernst, der Director des National-Museums in Carácas, Professor der Naturwissenschaften an der Central-Universität von Venezuela, der auf zahlreichen Reisen im Lande sowohl die botanische und zoologische Forschung gepflegt, als auch durch sorgsame Sammlung des anthropologischen und archäologischen Materials die wichtigsten Hülfsmittel für das Ausland zusammengebracht hat;

vor Kurzem Dr. O. Rygh, der Director des Alterthums-Museums in Christiania, der bewährte Kenner der skandinavischen Vorzeit. —

(2) Von ordentlichen Mitgliedern sind gestorben:

am 12. September der Hof-Buchdrucker Jacob Fr. Wilh. Möser zu Charlottenburg im 55. Lebensjahre;

am 6. August der Hofmaler Prof. August Nothnagel zu Berlin, im 78. Lebensjahre.

Von früheren Mitgliedern:

am 16. August Robert v. Benda, Ritterguts-Besitzer zu Rudow bei Berlin, langjähriges Mitglied des preussischen und des deutschen Parlaments, 83 Jahre alt;

am 18. September Wladimir Graf Dzieduszycki, ein eifriger und glücklicher Alterthumsforscher, in Poturzyca, Galizien, im 75. Lebensjahre;

Gustav Castan, Bildhauer und Mitbegründer des berühmten Panopticums in Berlin. —

(3) Von sonstigen Freunden der anthropologischen und geographischen Forschung sind gestorben:

am 11. October Eduard Petri, Professor für Geographie und Anthropologie an der Universität zu St. Petersburg, früher in Bern;

am 12. October Dr. Oscar Baumann in Wien, einer der erfolgreichsten Erforscher von Ost-Africa;

am 15. October Dietrich Reimer, der verdiente geographische Verlags-Buchhändler in Berlin. —

(4) Neu gemeldet als ordentliche Mitglieder:

Hr. Victor Scharrer in Nürnberg,

„ Dr. Paul Träger, Literar-Historiker in Zehlendorf bei Berlin.

(5) Durch Zahlung des Beitrages ist zum immerwährenden Mitgliede geworden:

Hr. Dr. O. Cahnheim in Dresden.

(6) Das Ehren-Mitglied der Gesellschaft Baron v. Andrian-Werburg ist durch Verleihung des Kronen-Ordens II. Classe mit dem Stern ausgezeichnet worden. —

(7) Die Allerhöchste Genehmigung zur Annahme des von unserem Mitgliede Carl Künne durch Testament vom 23. Februar 1895 uns zugewendeten Legats von 3000 Mk. in baar und von Büchern im Werthe von 500 Mk. ist unter dem 22. Juli erfolgt. —

(8) Seitens des Herrn Cultus-Ministers ist der Gesellschaft für das laufende Rechnungsjahr eine Beihülfe von 1500 Mk. gewährt worden. —

(9) Nachträglich wird die Einladung zur Eröffnungs-Feier des Uckermärkischen Museums in Prenzlau am 11. September vorgelegt. Der Vorstand wird den Dank der Gesellschaft übermitteln. —

(10) Hr. J. D. E. Schmeltz, Director des Rijks Ethnogr. Museums in Leiden, hat unter dem 12. October Hrn. Rud. Virchow eine Sammlung von Photographien deformirter Philippinen-Schädel aus dem dortigen Museum zugehen lassen. Dieselben betreffen, soviel ersichtlich, Stücke aus der Sammlung Schadenberg. —

(11) Hr. Ed. Krause berichtet über

die Verwendung von Celluloid-Lack zur Conservirung von Alterthümern aus Silber, Bronze, Bernstein, von feineren Eisen-Alterthümern, sowie von Holz, Stoffresten und Papier, namentlich alten Zeichnungen, Drucken, Acten in Archiven usw.

Von jeher haben in vorgeschichtlichen Sammlungen die Bronze-Alterthümer, welche mit der hellgrünen, mehligen, stark chlorhaltigen, dicken Patina überzogen sind, grosse Schwierigkeiten für ihre Erhaltung gemacht, ebenso die mit Silber belegten Bronzen. Man schützte diese sehr bröckligen Ueberzüge und Beläge gewöhnlich durch Tränkung mit Paraffin, Wachs-Lösungen, aufgelöstem Schellack und ähnlichen Schutzmitteln. Doch waren diese Schutzmittel nur Nothbehelfe, die einen vollständigen Schutz nicht gewährten, sondern die langsam fortschreitende Zerstörung nur verzögerten, ja zum Theil durch die Bildung fettsaurer Salze vielleicht noch beschleunigten.

Nach jahrelangen Versuchen und Anwendung in grösserem Maassstabe glaube ich nun ein vorzügliches Mittel gefunden zu haben, das viele Vortheile bietet, ohne die Mängel der bisher angewandten Mittel zu tragen. Ich habe die Absicht, über meine Versuche und ihre Resultate eine umfangreichere Arbeit zu veröffentlichen, sobald einige weitere Versuche zu Ende geführt sein werden, folge aber gern der Anregung meines verehrten Freundes, des Grossherzoglichen Archivars Dr. Gustav v. Buchwald in Neu-Strelitz, schon hier kurz über die Anwendung des Celluloid-Lackes zu berichten, um möglichst bald recht weiten Kreisen die Vortheile der Verwendung dieses vorzüglichen Materials kundzuthun, zugleich auch, um mir die Priorität für dessen Anwendung zur Conservirung verschiedenartigster Materialien zu wahren. Hr. Dr. Gustav v. Buchwald nahm Theil an der Conferenz der Deutschen Archivare, welche in Dresden unter Vorsitz des Königl. sächsischen

Kriegsministers Hrn. Edler von der Planitz vom 16. bis 19. September d. J. tagte. In dieser Conferenz wurde vielfach über die schnelle Zerstörung der Archivalien der letzten Jahrzehnte in Folge der mangelhaften Beschaffenheit vieler Papiersorten geklagt. Darauf hat in derselben Hr. Oberstabs-Arzt Dr. Schill in Dresden zur Conservirung von Archivalien die Anwendung von Zapon-Lack empfohlen. Da Hr. Dr. v. Buchwald es bei gelegentlichem Aufenthalt in Berlin nie versäumt, mein Laboratorium im Königl. Museum für Völkerkunde zu besuchen, so ist er über die dortigen Vorgänge stets ungefähr auf dem Laufenden. Auch bei der Rückkehr von der Dresdener Conferenz kam er zu mir, um zu erfahren, wie weit ich jetzt mit meinen ihm bekannten Versuchen mit Celluloid-Lack sei. Der vorliegende Bericht stellt in Kürze den Stand der Sache dar. Die Anregung seitens eines Archivars veranlasst mich, die Behandlung moderner Dinge mit heranzuziehen.

Bei dem Bekanntwerden des Zapon-Lackes, der in der Metall-Industrie eine ausgedehnte Anwendung findet, zog ich diesen zu Versuchen heran, war jedoch von den Resultaten nicht befriedigt. Der Lack führte mehrere Uebelstände mit sich. Zunächst war er nicht streichbar, d. h. er konnte nicht mit dem Pinsel aufgetragen werden; die zu überziehenden Gegenstände mussten vielmehr durch Eintauchen in den Lack mit diesem überzogen werden. Dadurch hatte man die Menge des aufzutragenden Ueberzuges, die Dicke der Schicht nicht in der Gewalt. Namentlich bei kleinen Gegenständen mit stärker coupirter Oberfläche legte sich eine zu dicke Schicht auf, welche nicht nur den Gegenständen einen zu starken, nicht gewünschten Glanz gab, sondern auch die Tiefen ausfüllte und durch Tropfen-Bildung an manchen Stellen die Contouren verwischte oder verdeckte. Im Jahre 1892 wurde ich nun auf den Celluloid-Lack der Fabrik chemischer Producte von H. Thiemann jun. in Stolp in Pommern aufmerksam, für welche mir die Versendungs-Firma Fedor John in Stolp eine Probe des Lackes zustellte.

Dieser Lack ist fast wasserhell und es ist, was für viele, ja die meisten Fälle unumgänglich nothwendig ist, eine Verdünnung möglich. Der Lack giebt, in Verdünnung und nicht zu dicker Schicht angewendet, matten Flächen keinen Glanz, lässt aber glänzenden Metall-Fächen ihren Glanz. Sowohl der Lack selbst, wie die Verdünnungs-Flüssigkeit (Himbeer-Aether) sind säurefrei, der Lack-Ueberzug greift also blanke Metall-Fächen nicht an, was von vielen anderen sogenannten Schutzmitteln leider nicht behauptet werden kann. Meine Versuche mit diesem Lack, die sich auf seine Verwendung zur Conservirung der verschiedensten Materialien erstreckten, haben so günstige Resultate ergeben, dass ich seit über 7 Jahren stets und in immer ausgedehnterem Maasse mit ihm arbeite.

Vor allen Dingen sind dadurch die Bronzen mit der dicken, mehligen Patina, welche sonst bei dem geringsten mechanischen Einfluss, ja selbst beim ruhigen Liegen in den Schränken abfiel, vor dem Zerfall geschützt. Der Celluloid-Lack wird in concentrirter Lösung geliefert, muss aber für die Verwendung zur Conservirung mit der Hälfte seines Gewichts durch Himbeer-Aether verdünnt werden. In dieser Verdünnung dringt er genügend tief in den mehligen Ueberzug der Bronzen ein. Nachdem der Lack getrocknet — dieser Standpunkt ist am einfachsten dadurch zu erkennen, dass der Geruch nach Himbeer-Aether verschwunden ist — werden dann Schmutz, überflüssige Auswüchse, Ansinterungen usw. entfernt und, falls es nöthig scheint, die Bronzen nochmals mit der Lack-Lösung bestrichen.

Die Behandlung von Bronzen, welche mit aufgelegten Silber-Platten versehen sind, sowie von silbernen Alterthümern bezweckt zunächst ein Metallischmachen des hauptsächlich als graue, bröcklige Masse von Chlor- und Schwefel-Silber vor-

bundenen Silbers. Dies erfolgt auf elektrolytischem Wege, ohne Anwendung aller umständlichen Apparate, durch Gebrauch einer Mischung von Essig und etwas Kochsalz. Schon dadurch wird das Silber soweit regenerirt, dass die Oberfläche weiss und metallisch wird. Bessere Resultate, namentlich eine grössere Festigkeit des Silbers und grössere Schnelligkeit des Verfahrens erzielt man, wenn man obiger Mischung noch Zinkpulver hinzufügt. Durch Einwirkung der Säure (und des Salzes) auf das Zink entsteht freies Wasserstoff-Gas, welches im Augenblicke des Entstehens und in der Flüssigkeit sehr geneigt ist, der Silber-Verbindung das Chlor und den Schwefel zu entziehen und dadurch das Silber zu metallischem Silber zu reduciren. Ganz aus Silber bestehende Gegenstände legt man einfach in die Mischung hinein und stellt durch öfteres Herausnehmen und Abspülen fest, ob der gewünschte Grad der Regeneration erreicht ist. Bei mit Silber-Platten belegten Bronze-Gegenständen bestreicht man nur die Silber-Platten mit der Mischung, um der Bronze ihre schöne grüne Farbe zu lassen, da die Bronze bei der Behandlung mit der Mischung ein unschönes, schwarzfleckiges Aussehen bekommt.

Noch blankere Oberflächen als durch Zink-Pulver erzielt man mit Aluminium-Pulver.

Das Verfahren ist so einfach, so wenig kostspielig, dass es in jeder Sammlung, auch da, wo kein Laboratorium vorhanden ist, angewendet werden kann. Geboten ist aber häufigeres Nachsehen bei den Silbersachen und in kurzen Zwischenräumen wiederholtes, mehrfaches Bestreichen der Silber-Platten mittels eines Pinsels bei den mit Silber-Platten belegten Bronzen. Ist der gewünschte Grad der Regeneration des Silbers erreicht, so werden die Alterthümer tüchtig abgespült und gewässert, dann getrocknet und nach der etwa nöthigen Reparatur mit verdünntem Celluloid-Lack bepinselt.

Auch vergoldete und goldene Alterthümer kann man so behandeln. Grosse Schwierigkeiten bieten oft kleinere, feinere Eisen-Alterthümer, namentlich wenn Stoffreste, Bronze-, Silber- oder Korallen-Einlagen und -Auflagen an ihnen vorkommen. Hier ist oft das von mir angegebene Auslaugungs-Verfahren (Verhandl. 1882, S. 533) nicht anwendbar, da die Gegenstände bei stark vorgeschrittener Verwitterung durch den Einfluss des warmen Wassers zerbröckeln können. Auch diese kann man durch mehrfaches Tränken mit verdünntem Celluloid-Lack vor weiterem Zerfall schützen und, so getränkt, auch auslaugen. Kleinere und grössere, dem Erdboden entnommene Holz-Alterthümer werden, wenn sie getrocknet oder in fast trockenem Zustande in das Museum kommen, ebenfalls zunächst mit dem verdünnten Lack getränkt, um ihnen grössere Festigkeit zu geben, und dann, wenn es wünschenswerth erscheint (namentlich grössere Objecte) nach meinem früher angegebenen Verfahren (Verhandl. 1883, S. 360) behandelt, mit der Verbesserung, dass für die Verdünnung des Firnisses nicht Petroleum, sondern Terpentin genommen wird, da die Petroleum-Mischung bei längerem Stehen zu einer Gallerte wird, die schwer wieder flüssig zu machen ist. Auch Stoffe und Stoffreste, wie sie, wenn auch selten, in Gräbern der späteren prähistorischen Perioden vorkommen, ebenso in Moorfunden, dann die sehr zarten Stoffe aus den altperuanischen Gräbern, ebenso Stoffe aus ägyptischen Mumien-Gräbern können mit Vortheil mit diesem Celluloid-Lack behandelt werden.

Aber auch für die Erhaltung modernster Dinge ist der Celluloid-Lack ein sehr werthvolles Material. Ich habe Papier, Buchdeckel, Zeichnungen, Etiquetten mit ausserordentlich günstigem Erfolge damit behandelt. Mürbes Papier wird und hält sich fest; ebenso Zeichnungen, welche sogar abwaschbar werden, gleichwie auf Papier geschriebene Etiquetten im Museum, welche mit dem Lack getränkt wurden.

Dabei hat Celluloid-Lack den Vortheil, das äussere Aussehen des damit behandelten Papieres fast nicht zu verändern: er durchdringt das ganze Papier (oder die Pappe), festigt es durch die ganze Masse und schützt es vor der Zerstörung, was namentlich bei vielen modernen Papier-Sorten für Schriftstücke, Zeichnungen, Drucke, die aufbewahrt werden sollen, also für Archive, Sammlungen von Zeichnungen usw. von grosser Wichtigkeit ist. Ferner ist der getrocknete Lack nach meinen bisherigen Erfahrungen nicht empfindlicher gegen Einflüsse des Lichts, als Papier, so dass auch auf die Dauer die damit getränkten Papiere und Stoffe in Bezug auf ihre Färbung nicht stärker verändert werden. —

(12) Hr. R. Virchow berichtet, im Anschluss an frühere Mittheilungen (zuletzt in der Sitzung vom 15. Mai, Verhandl. S. 487), über

die armenische Expedition Belck-Lehmann.

Nach den letzten Nachrichten war die Expedition mit ihren nächsten Aufgaben nahezu fertig geworden. Hr. Lehmann hatte in Folge einer äusseren Erkrankung sich genöthigt gesehen, sich nach Tiflis zur Behandlung zurückzuziehen; während dieser unbequemen Unterbrechung hat er indess für die Gesellschaft einen Bericht ausgearbeitet. Derselbe ist eben hier eingetroffen und ich lege ihn vor; er wird der grösseren Beschleunigung wegen im Text dieser Zeitschrift veröffentlicht werden.

Inzwischen ist Hr. Lehmann selbst heimgekehrt; er wird noch heute einen Vortrag halten. Hr. Belck ist nach den letzten Nachrichten noch einmal nach Türkisch-Armenien zurückgekehrt, um noch einzelne zweifelhaft gebliebene Punkte aufzuklären. Wir dürfen seine Rückkehr bald erwarten.

Aus den noch nicht mitgetheilten brieflichen Nachrichten der früheren Zeit gebe ich die wichtigsten in Nachstehendem:

I. Aus Briefen des Hrn. Lehmann:

1. eine Postkarte aus **Egin** vom 3. **Juli** (21. **Juni**): „Ich melde den Besuch der westlichsten chaldischen Inschrift bei Kümür-Chan auf dem Wege nach Izoly (Sardur III.), von Moltke und Mühlbach aufgefunden, seither noch nicht wieder wissenschaftlich untersucht. Wichtige Verbesserungen der Lesung wurden ermittelt; der Felsen trägt ein chaldisches Fort; die bekannten in den Felsen gehauenen Treppen und Gänge, mit einigen interessanten Varietäten. Nach dem einstigen Standort der Brücke über den Euphrat, den Tiglatpileser III. als die Grenze von Sardur's III. Reich bezeichnet, habe ich, wie ich glaube, nicht ganz erfolglos geforscht. — Weiter: Auf dem Wege Malatia-Egin, nahe bei Agyn, Dorf Wank. Dort interessante Höhlen-Stadt, à la Hassan-Kêf, Skiefdan, Tell-Min, bei Farkin usw.: besondere Vorrichtungen für die Vertheidigung, Gänge mit Schiess-Scharten, alles in den Felsen gehauen, fallen auf. Dort: griechische Inschrift, 10 grosse Zeilen, höchst unbequem und schwierig zu gewinnen wegen ihrer Höhe; Grabschrift einer vornehmen Dame aus römischem Geschlecht (wohl Freigelassene?). Ihr Gemahl verheisst dem, der sie mit einer Rose vergleicht, den Segen aller Himmlischen, flucht etwaigen Verleumdern. Ihr Name wird genannt, seiner soll aus Anspielungen errathen werden." —
2. ein Kartenbrief von **Wank** bei Egin vom 8. **Juli** (26. **Juni**): „Ich habe seit Wank vor Egin wieder Neues zu vermelden. Beim Besuch der alten

Feste Kjemach („Ani-Gamach“) fand ich dort besonders interessante Felsengänge und in den Felsen gehauene Wasserzuleitungs-Anlagen, worüber seiner Zeit Näheres. — Eine ausgeschickte Streif-Expedition fand, wie ich es vermuthet hatte, beim Dorfe Kalah, direct an dem berühmten „Euphrat-Knie bei Malatia“ gelegen, eine specifisch chaldische Felsen-Festung. Weiteres specifisch Chaldisches demnächst. — Ich weiss jetzt, wo die „Chalder-Dörfer“ liegen sollen, und gehe über Baiburt nach Erzerum, sie auf dem Wege zu finden“. —

3. ein Brief aus **Erzerum, 24. (12. Juli)**: „In Baiburt und um Baiburt giebt es allerdings nichts. Aber thatsächlich soll es eine besondere Bevölkerung, die Chald heisst, unmittelbar bei Trapezunt geben. Sie kommen im Sommer dorthin und wohnen in **Höhlen**: sie sprechen mit der Bevölkerung türkisch, aber unter sich, so heisst es, eine besondere **Sprache**, die nicht Griechisch sein soll, wenigstens nicht das Trapezunter Griechisch. Die Höhlen liegen kurz vor Trapezunt. Ich weiss, was für Beschäftigungen diese „Chald“ treiben, welche Tracht die Frauen tragen usw. Ich habe das Alles von Trapezuntiern hier erfragt, von Augenzeugen. Dagegen weiss niemand, wohin sie im Winter gehen, und niemand hat sich darum gekümmert, was für eine Sprache diese Chald „unter sich“ sprechen. Diese zwei Punkte aufzuklären, wäre von höchster Wichtigkeit, namentlich zu sehen, ob sie wirklich eine besondere, ererbte, wenn auch noch verderbte Sprache sprechen. — Dass die Leute von Gümüschchana Chald genannt werden, steht auf einem anderen Blatt, ist mehr eine historische Reminiscenz; das Erzbisthum heisst ja noch heute Chaldia. Diese Gümüschchanaër sind ganz gräcisirt; aber interessant ist, dass sie als Metall- und auch als Stein-Arbeiter geschätzt werden und zwar bis in den Kaukasus und in die Krim hinein. Die Verwendung des Namens Chald als Spitz- und Schimpfname in verschiedenen Richtungen ist ebenfalls interessant. — 3 Stunden von Erzerum existirt, am Fusse eines Berges, dessen Spitze eine chaldische Burganlage trägt, eine interessante Felsenzimmer-Suite (2 Zimmer), offenbar eine Felsen-Kirche. Ich vermuthe überhaupt, dass das Christenthum vor seiner Anerkennung sich in den Höhlen eine Stätte suchte. Daraus würde sich dann die spätere, zum Theil deutlich kirchlich-christliche Fortbildung des Felsenzimmer-Baues erklären, die ich verschiedentlich, besonders in Wank bei Ağyn, beobachtet habe.“ —

II. Aus Briefen des Hrn. Belck:

1. einen Brief aus **Van** vom **4. Juli**: „Ich habe natürlich die kostbare Zeit nicht umsonst verstreichen lassen wollen, sondern den Hügel von Schamiramalti kräftig in Angriff genommen. Es kommt von oben bis unten (wir sind bereits $5^1/_2$ *m* tief, dabei stellenweise 2, auch $2^1/_2$ *m* unter dem Niveau der Ebene!) keine Spur von Metall zum Vorschein, dagegen Hunderte von Obsidian-Messern und Schabern, auch einige Obsidian-Pfeilspitzen, etwa 8—10 Stück Stein-Hämmer, daneben ein grosser und mehrere kleine Hämmer aus Knochen, ein gewiss seltener Fund. Zahllose Pfriemen und flache Instrumente (Messer usw.) aus Knochen, viele Urnen-Bruchstücke (darunter viele colorirte Stücke), das meiste ohne Töpfer-Scheibe, einiges, mehr oben, bereits mit der Töpfer-Scheibe, auch einige ganze Urnen. Sodann bis jetzt 17 Skelette, mehr oder minder vollständig, 2 recht gut erhaltene Schädel, der Rest mehr oder minder beschädigt.“ —

2. einen Brief aus **Van** vom **10. Juli**: „Zunächst eine wichtige Entdeckung: Wir haben endlich, endlich eine chaldisch-assyrische Bilingue! Ein eingehendes Studium der Stelen-Inschrift von Topsauä hat mir als unbezweifelbares Endresultat ergeben, dass es sich hier um eine Bilingue handelt. Die Erkenntniss dieser Thatsache war um so schwieriger, als die Namen der Länder und Städte im assyrischen Text durchaus verschieden sind von denen im chaldischen Text, während eine Vergleichung der Text-Inhalte selbst bei unseren höchst mangelhaften, oder vielmehr eigentlich gar nicht vorhandenen Kenntnissen der chaldischen Sprache — von der wir bis jetzt insgesammt gerade 100 Worte, bezw. Ausdrücke genauer kennen — so gut wie unmöglich war. Die erwähnte Discrepanz der Eigennamen erklärt sich einfach daraus, dass im assyrischen Text die bei den Assyrern, im chaldischen die bei den Chaldern gebräuchlichen Local-Benennungen dieser chaldisch-assyrischen Grenz-Gebiete gebraucht wurden. Wesentlich hierbei ist, dass die verschiedenartigen Eigennamen für ein und dieselbe Localität sich genau an den correspondirenden Stellen der beiden Texte vorfinden, wie z. B. die Stadt-Namen Muṣaṣir und Ardinis, über deren Identität schon vorher nicht der geringste Zweifel mehr bei uns obwaltete.

„Abgesehen von der reichen philologischen Ausbeute, die diese Entdeckung zur Folge haben wird, hat sie auch sogleich ein historisch wie geographisch sehr wichtiges und interessantes Resultat ergeben: Die chaldische Grenz-Provinz, welche bei den Assyrern „Urarṭu" heisst, nach der sie das ganze grosse Reich Biaina-Chaldia mit dem Namen „Urarṭu" belegt haben, dieser Gau hiess bei den Chaldern „Lulu". Und meine Ausführungen über die Landung der Arche Noah's-Xisuthros' auf dem „Berge Niṣir", bezw. „auf den Bergen des Landes Urarṭu", so überzeugend sie auch schon vorher gewesen sein mögen, werden hierdurch in schlagender Weise als richtig bewiesen, denn nach Asurnaṣirapal's erwähntem Bericht haben wir den „Berg Niṣir" im Lande „Lulu", d. h. also im Gau „Urarṭu" zu suchen. Die Angaben des biblischen Chronisten erweisen sich damit nach jeder Hinsicht als richtig und übereinstimmend mit der babylonischen Tradition!

„Ich glaube, dass unter diesen Umständen die genaue Localisirung des Berges Niṣir ein erhöhtes Interesse gewinnt, namentlich auch für die Herren Theologen. Wie leicht dieselbe auszuführen ist, habe ich bereits in meinem Berichte dargelegt: man braucht nur in die grosse Ebene bei Erbil-Arbela hinabzusteigen, und kann sicher sein, dass der höchste Gipfel der diese Ebene im Norden begrenzenden Gebirgskette mit dem Berge Niṣir identisch ist.

„Im Anschlusse hieran würde sich ein Besuch Farkin's (Majafarkin-Martyropolis) leicht ausführen lassen, von wo dann die Weiterreise nach Norden auf der neuen Xenophontischen Route, unter Festlegung derselben, der natürliche Abschluss dieser Excursion sein würde. Eine zweite Gelegenheit, diese Arbeiten mit verhältnissmässig so geringen Mitteln zu erledigen, findet sich gewiss so leicht nicht wieder. Auch hierbei würden sich Extra-Resultate ergeben — Hr. Lehmann hat mich dringend ersucht, diesen Besuch von Farkin auszuführen und gegebenen Falles die von ihm nur flüchtig besuchte römische(?) Fels-Sculptur bei Boschat genau zu untersuchen. Die in der Ebene von Musch von meiner Schülerin Fräul. Majewski, Tochter des hiesigen russischen Consuls, entdeckte und copirte neue Keil-Inschrift, in der u. a. die Stadt der Armenier „Alu Urmeni" erwähnt wird, verlangt, da sie sehr zerstört ist, eine genaue Untersuchung. Die grossen Canal-

Anlagen Menuas' in und um Melasgert, bei Ada und Chotanlu sowie bei Marmos erheischen einen persönlichen Besuch und persönliche Untersuchung u. s. f. Alles das liegt auf oder dicht bei der Xenophontischen Route.

„In Schamiramalti kommen viele Skelette zum Vorschein; was bestimmen Sie über dieselben? Hunderte und aber Hunderte von Obsidian-Messern usw., Tausende von dergl. Bruchstücken neben zum Theil sehr schönen, andererseits aber auch vielen sehr rohen Töpfer-Arbeiten. Von Knochen-Artefacten sind gut und gerne bereits an 200 Stück gefunden. Keine Spur von Metall! Wir sind jetzt bereits 3 *m* unter dem Niveau der Ebene, in welcher Tiefe ein Knochen-Artefact, der Form nach der Fuss eines Zwei-Hufers, schön verziert, gefunden wurde. Die oberste Schicht des Hügels dürfte allermindestens ein Alter von 4000 Jahren repräsentiren; wieviel Tausende von Jahren die Ebene — bei Abwesenheit irgendwelcher Flussläufe — brauchte, ihr Niveau um 3 *m* zu erhöhen, dafür fehlt mir vorläufig jeder Anhalt. Was wünschen Sie also, dass ich Ihnen zuschicke? Grosse ausgehöhlte Stein-Behälter zum Verreiben von Getreide usw. sind zum Vorschein gekommen!" —

3. einen Brief aus **Van** vom **18. Juli**: „Unter den letzten Funden von Schamiramalti erwähne ich noch eine sehr schöne, geschliffene Stein-Streitaxt in Knochen-Fassung; letztere ist zwar in mehrere Stücke zerbrochen, im Uebrigen aber complet vorhanden und meines Erachtens ein Unicum. Die Tranchée ist noch nicht fertig durchgelegt, es erscheint mir aber nach den letzten Beobachtungen kaum noch zweifelhaft, dass wir es hier mit einem prähistorischen Begräbnissplatz zu thun haben, ob des in der Van-Ebene vor der Invasion der Chalder siedelnden alarodischen Volks-Stammes — oder einer noch älteren Bevölkerung, muss einstweilen noch dahingestellt bleiben.

„Neben einem von Argistis I. im Innern des Van-Felsens angelegten Felsen-Gemach befindet sich ein viereckiger, cisternenartig angelegter Raum von unbekannter Tiefe, dessen unterer Theil mit Erde, Steinen usw. aufgefüllt ist, so dass nur noch etwa 5—6 *m* gegenwärtig unaufgefüllt sind. Ich liess dort mehr als 2 *m* tief nachgraben, ohne den Felsenboden des Raumes zu erreichen, wobei neben Erde und Steinen zahllose Thierknochen (Rind, Schaf) zum Vorschein kamen. Ein Zugang zu dem Boden dieses Raumes existirt nicht, man müsste denn gerade eine Leiter von mindestens 7, wahrscheinlich aber 10—12 *m* Länge dort installirt gehabt haben. Die 4 Wände des Raumes enthalten im oberen, von unten aus nur mittelst langer Leiter zugänglich gewesenen Theile zahlreiche grosse und tiefe Nischen; die Bedeutung des Raumes ist einstweilen völlig unklar, würde aber sicher Aufschluss geben über Zweck und Bedeutung aller dieser Felsen-Bauten. Ein am Ostende des Felsens von uns untersuchtes grösseres Zimmer diente unzweifelhaft Opferzwecken; die anderen Zimmerfluchten haben wir dagegen bisher stets für königliche Wohnräume angesehen, die sich im Sommer — so namentlich jetzt —, während sonst überall eine brütende Hitze herrschte, durch eine höchst angenehme, behagliche Kühle auszeichnen.

„Auf Toprakkaleh, wo zuletzt grosse Eisensachen gefunden wurden, habe ich die Ausgrabungen ebenfalls eingestellt; etwa $^1/_3$ der dortigen Anlagen bleibt noch aufzudecken!" —

4. einen Brief aus **Van**, **12. September** (**31. August**): „Lassen Sie mich kurz berichten über die Resultate und Arbeiten seit meiner Abreise von Van. Meine

Route führte über den Ertscheck-See nach Charagoniss, von dort nach Ardjisch, wo ich die nahe befindlichen, zum Theil sehr zerstörten Stelen-Inschriften von Tschelabi Bagi und Hagi — beide, wie früher von uns berichtet, von **Rusas II. (Argistihinis)** herrührend — mittelst der Messmethode fast ganz wieder herstellen konnte. Hauptresultat: In beiden erzählt der König übereinstimmend, dass er in dieser Gegend die Gefangenen aus Damaskus (geschrieben „Steinesel-Stadt") angesiedelt habe, ein Beweis für die gewaltige Ausdehnung des Chalder-Reiches um 680 v. Chr. herum!

„Auf der Weiterreise kam ich im Dorfe Gamuschwan gerade rechtzeitig an, um der Auffindung und Ausgrabung eines Schriftsteines beizuwohnen: wäre ich 1 Stunde früher dort durchgekommen, so wäre mir dieses interessante Stück entgangen. Der dortige Kurdenchef nehmlich wollte sich ein neues Haus bauen und liess zu diesem Zwecke einen flachen Hügel durchwühlen, in der Hoffnung, dort Bausteine zu gewinnen. Er fand auch zahlreiche behauene Steine, die den Ruinen eines chaldischen Palastes oder Tempels angehörten, u. a. auch den grossen Sockel einer Stelen-Inschrift, der — ein unerhörtes Novum — eine Keil-Inschrift aufwies, und zwar die Fluch-Formel. Die Stele selbst fehlte, mag aber in irgend einem anderen Theile des Hügels noch stecken; ich ermunterte die Kurden zu eifrigen Nachforschungen durch Aussprechen der Vermuthung, dass sich wahrscheinlich neben der Stele auch der von ihnen stets erwartete Topf mit Gold vorfinden werde. Die Thatsache, dass der Sockel beschrieben ist, beweist, dass die Stele 4-seitig beschrieben, aber für Aufnahme der ganzen Inschrift doch noch zu klein war, so dass man eben den Schluss auf den Sockel setzte.

„Dass die in Toprakkaleh (im Bezirk Alaschgert) von uns gefundene, aber aus dem Dorfe Chanzir stammende Keil-Inschrift uns nach Lehmann's und meiner Ueberzeugung den antiken Namen dieses Bezirkes, der nur wenig von dem heutigen abweicht, giebt, schrieben wir Ihnen wohl schon. Die dortige chaldische Stadt hiess (Alu) Anaši, in anderen Inschriften (Kriegsbericht des Ispuinis und Menuas, aufgefunden in der Kirche Surp Pogos in Van) auch wohl Stadt des ^m·Anaši, wonach also Anaši ein Königsname gewesen sein würde. Die Armenier haben dann aus „Stadt Anaschi" „Anaschi-Stadt" = Anasch-gert" gemacht, woraus im Laufe der Jahrtausende mit Leichtigkeit „Alaschgert" werden konnte und auch geworden ist. Für die Geographie des alten Chalder-Reiches ist die Fixirung von (Alu) Anaši sehr wichtig.

„Dann erfolgte der Transport unserer Sachen nach Russland, über den ich mich hier nicht weiter auslassen will.

„Nach meiner Rückkehr entdeckte ich in Delibaba eine Keil-Inschrift, in der Menuas über den Bau eines Palastes berichtet.

„Auf dem Marsche nach Bajazed fand ich in einer Dorfkirche eine uralte armenische Inschrift auf, deren Buchstaben von den bekannten ältesten so stark abweichen, dass mein des Altarmenischen kundiger, mich begleitender Schüler, der armenische Schullehrer Hr. Ambarzum Ter Harutinian, sie nicht lesen konnte.

„Da ich diesen Brief heute noch gern expediren will, so gebe ich den Rest nur in gedrängtester Kürze:

„Bajazed:

I. höchst eigenthümliches Felsen-Relief.

II. Nachweis von der Unrichtigkeit der bisherigen historischen Anschauung über die Kriegszüge und Handels-Strassen (mit den zu ihrem Schutze erbauten Burgen) der Genuesen.

III. Erforschung der Ruinen bei Taschburun, am Nordfusse des Ararat.

IV. Untersuchung des Districtes von Maku (NW.-Ecke des Perser-Reiches in 3-tägigem Ausfluge und Feststellung der Zugehörigkeit dieses Districtes zum Chalder-Reiche.

V. Untersuchung der chaldischen Burg-Ruinen bei Bergri, Auffindung eines grossen, von Menuas dort angelegten Canals — grossartige technische Arbeit! — und einer weiteren Keil-Inschrift.

VI. Auffindung zweier neuen Keil-Inschriften in Karachan, an der Mündung des Bendimahi-Tschai in den Van-See, deren eine wiederum Inuspuas, den ältesten Sohn des Menuas erwähnt, der jetzt bereits in 4 Inschriften erscheint.

VII. Auffindung einer grossartigen chaldischen Burg-, Tempel- und Palast-Ruine in der Ebene von Bergri, die seit ihrer Zerstörung vor etwa 2500 Jahren unberührt daliegt.

„V. bis VII. sind Neufunde in einem von mir schon wiederholt durchstreiften Gebiet!

„Noch erwähnen will ich, dass ich bei Bergri und bei Eriwan prähistorische Gräber entdeckte. — Ich glaube, die Wissenschaft kann auch mit dem Resultate dieser letzten 6 Wochen zufrieden sein. — Noch eins: Ich habe inzwischen die Gründe gefunden, warum die Arche gerade in der Bucht von Arbela auf dem nördlichen Gebirgsrand landete und landen musste." —

5. einen Brief aus **Van** vom **21. September**: „Bei den Felsen-Bauten der Van-kalah ist ein Umstand besonders auffällig: Wir haben dort 4 Zimmerfluchten von 4—7 Zimmern, ferner 4 einzelne Zimmer und eine sehr grosse Anzahl — mindestens 20 — kleinerer und grösserer Felsen-Nischen. Nur an einer der Zimmerfluchten, nur an einem der Einzel-Zimmer und nur an je einer kleinen und grossen Nische findet sich eine Keil-Inschrift; bei allen anderen Felsen-Räumen und auch gerade bei den schönsten Zimmern und Zimmerfluchten sucht man vergeblich nach der Inschrift des erbauenden Königs. Wie ist dieser auffällige Umstand zu erklären?

„Es freut mich, berichten zu können, dass meine Schülerin, Fräulein Majewski, zuerst die nach meiner Ansicht zutreffendste Erklärung dafür gefunden hat. Diese Felsen-Anlagen sind nicht rein-chaldischen, sondern schon vor-chaldischen Ursprungs, sie rühren nicht von den Chaldern selbst, sondern von dem, vor ihrer Ankunft in und bei Van siedelnden alarodischen (d. h. den Chaldern stammverwandten) Volks-Stamm her; ihre Construction geht demnach zurück bis in eine Zeit, in welcher der Bevölkerung von Van noch jedes Schrift-System fehlte, somit die Anbringung von Dank-Inschriften unmöglich war.

„Die bisher herrschende Ansicht, als ob die nach Van vordringenden und zwar von Süden, Südosten und Osten hereinbrechenden Chalder zugleich auch die Träger und Importeure des von den Assyrern entlehnten vannischen Keilschrift-Systems gewesen seien, ist, soweit ich die Verhältnisse jetzt zu überschauen vermag, unhaltbar. Ganz im Gegentheil, wir werden zu der Ansicht gedrängt, dass die nach Van vordringenden Chalder hier bei den Alarodiern die Keilschrift bereits vorgefunden, sie von ihnen adoptirt haben. Denn während einerseits die bisher bekannt gewordenen ältesten chaldischen Inschriften von Ispuinis (richtiger Ispunis) herrühren, eben jenem Chalder-Könige, welcher, nach dem bisherigen Stande unserer historischen Kenntnisse, nach langen, wahrscheinlich jahrzehntelangen Kämpfen der Chalder gegen das Alarodier-Reich von Van, — Kriegen, in denen zahllose Städte, Burgen und Tempel des letzteren der Zerstörung anheimfielen, die dann später hauptsächlich durch Menuas wieder aufgebaut wurden, — schliesslich durch friedfertigen Vertrag (Heirath?) in den Besitz von Biaina-Van gelangte, so existiren andererseits vannische Keil-Inschriften, die sicher bedeutend älter als Ispuinis anzusetzen sind und, zum Theil wenigstens, unzweifelhaft nicht von den Chaldern, sondern von den Alarodiern von Van herrühren. Das ist wohl auch der Fall mit der am Van-Felsen von uns aufgefundenen, sogen. Opfernischen-Inschrift. Und während wir durchaus vergeblich im ganzen Chalder-Reiche nach Inschriften von Ispuinis' Vater Sardur und Grossvater Arame gesucht haben, treffen wir am Van-Felsen auf 3 Inschriften eines Königs Sardur, Sohn des Lutipris, die allermindestens in das Zeitalter Arame's zurückreichen, wenn nicht noch älteren Datums sind und keinenfalls den Chaldern zugeschrieben werden können, wahrscheinlich aber ebenfalls den vorchaldischen Alarodiern von Van.

„Diese Auffassung erklärt auch am besten die eigenthümliche, ganz einzig in den vannischen Inschriften dastehende Thatsache, dass in den Inschriften Sardur Lutiprichinis' mit keiner Silbe des Gottes Chaldis oder der Chaldini(ni) Erwähnung gethan wird, wie das sonst in den jetzt bekannten etwa 200 chaldischen Inschriften ausnahmslos und in ausgiebigster Weise geschieht. Sardur Lutiprichinis war eben kein Chalder, sondern ein Kumušsu, und er ist somit zwar der älteste bekannte König von Van, nicht aber der älteste chaldische König von Van, als welchen wir eben Ispuinis zu betrachten haben. Ist aber diese Auffassung richtig, und ich wüsste nicht, welche stichhaltigen Einwände sich dagegen erheben liessen, so erfolgte auch die Einführung der Keilschrift bei der vannischen Bevölkerung nicht durch die Chalder, sondern durch die vorchaldischen Alarodier, von welchen die ersteren sie dann adoptirt haben.

„Dass die Vorliebe für Felsen-Bauten sich nicht auf die Chalder allein beschränkte, sondern eine Eigenthümlichkeit zahlreicher alarodischer Völkerschaften — so namentlich auch der Moscher-Georgier — war, ist leicht zu erweisen. Nicht nur datirt z. B. ein grosser Theil der Felsen-Wohnungen und -Anlagen in Hassan-Kêf aus einer Zeit, in der von einem Chalder-Reich noch gar keine Rede war, auch Asurnasirabal berichtet uns Jahrzehnte vor dem Chalder-Könige Arame von der von Lehmann bei seinem Besuche ermittelten „Höhlen-Stadt“ bei Matiaut (heute Midjat), — ein Ausdruck, der bisher von den Assyriologen als „Gräber“-Stadt gedeutet wurde. Das war, wie mir Lehmann, als wir die Deutung „Höhlen“-Stadt schon vor seinem Besuche als besser zutreffend vermutheten, an sich sprachlich auch das Nächstliegende.

„Und so kann es denn auch nicht weiter überraschen, dass auch die Marodier von Van eine derartige Vorliebe für Felsen-Bauten und Felsen-Zimmer besassen und dieselbe u. a. auch am Van-Felsen bethätigten.

c) eine Postkarte aus **Tadwan** vom **28. (16.) September**, SW.-Ecke des Van-Sees: „In 3 bis 4 Tagen hoffe ich in Melasgert einzutreffen, um dort und in der angrenzenden grossen Ebene von Bulanyk (alt-armenisch = Harkh) meine Studien zu beginnen. Hoffentlich komme ich glücklich durch die höchst unsichere und gefährliche Kurden-Gegend hindurch! Von dort will ich nach Süden, zur Tigris-Grotte und nach Farkin, um dann, nach Norden marschirend, Xenophon's Route wenigstens bis Melasgert hin aufzufinden und festzulegen. — Hr. Lehmann ist wohl schon in Trapezunt angelangt, ich selbst hoffe Anfang December in Constantinopel einzutreffen." —

Der Vorsitzende begrüsst den inzwischen erschienenen Hrn. Dr. C. F. Lehmann und beglückwünscht ihn wegen seiner so schnell wiedergewonnenen Gesundheit sowie zu dem so günstigen Abschlusse der Untersuchungen, denen er sich mit seinem tapferen Reisegefährten Hrn. Dr. W. Belck unterzogen hatte. Es war harte und ausdauernde Arbeit erforderlich, um so entscheidende Resultate zu erreichen. Wir daheim haben mit banger Erwartung auf den Abschluss der weiten Reise gewartet. Aber wir sind auch stolz darüber, dass die Aufgaben in so zuverlässige Hände gelegt werden konnten, und dass die aufgewendeten Mittel sich so reich gelohnt haben. —

(13) Hr. C. F. Lehmann erstattet mündlichen

Bericht über den von ihm erledigten Abschnitt der armenischen Expedition: Reise von Rowanduz bis Alaschgert. April bis August 1899.

Wenn ich heute unter herzlichem Dank für die liebenswürdigen und warmen Begrüssungsworte, mit denen mich unser verehrter Herr Vorsitzender empfangen hat, zu einigen Mittheilungen das Wort nehme, so muss ich betonen, dass es nicht meine Absicht ist, hier einen Bericht über die Ergebnisse unserer Expedition als solcher zu bieten. Das kann und wird erst geschehen, wenn nach der Rückkehr meines Reisegefährten die Arbeit abgeschlossen und ein Gesammt-Ueberblick über das Erreichte möglich ist. Wir hoffen, unsere Mittheilungen dann mit Illustrationen begleiten zu können. Mein Schwager Dr. Claude du Bois-Reymond ist eifrig beschäftigt mit der Bearbeitung unseres ziemlich reichhaltigen photographischen Materials und mit der Herstellung einer Serie von Projections-Bildern.

Wir haben aber verschiedentlich von der Expedition schriftliche Einzelberichte eingesandt, und ich bitte Sie, die Mittheilungen, die ich Ihnen heute mache, als Vertretung eines solchen Theilberichtes zu betrachten. Da ich aber die Ehre und die Freude habe, nach langer Abwesenheit und nach meiner Rückkehr von der grossen Reise zum ersten Male wieder zu Ihnen zu sprechen, so möchte ich nicht versäumen, dem Gefühl der Dankbarkeit, das mich und uns in so mannigfacher Richtung bewegt, freudig Ausdruck zu geben, und so spreche ich denn zuerst Sr. Majestät dem Kaiser für die Förderung, die er unserem Unternehmen durch zweimalige Bewilligung eines Beitrages aus dem Dispositionsfonds hat angedeihen lassen, unseren ehrfurchtsvollen Dank aus. Ich danke den Organen des Cultus-Ministeriums und des Auswärtigen Amtes, denen wir so mannigfache Förderung verdanken, der Rudolf-Virchow-Stiftung, der Akademie der Wissenschaften zu

Berlin, der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, der Hamburger geographischen Gesellschaft, der Averhoff- und der Kellinghusen-Stiftung zu Hamburg, und allen den zahlreichen privaten Gönnern und Förderern unseres Unternehmens auf das wärmste. Vor allem aber danke ich bewegten Herzens unserem verehrten Geheimrath Virchow für alle die unausgesetzten Bemühungen und die väterliche Fürsorge, die er unserem Unternehmen vom ersten Tage, da der Gedanke keimte, zugewandt und durch alle Schwierigkeiten und Fährlichkeiten hindurch bewahrt hat. Worte, wie tief sie gedacht und wie warm sie geäussert sein mögen, können unsere Dankbarkeit kaum andeuten, geschweige denn ausdrücken. Wir haben uns bemüht und hoffen, uns weiter zu bemühen, unsere Dankbarkeit durch die That zu beweisen.

Und nun, meine Herren, bitte ich Sie, Ihnen über meine Reise vom Moment der Trennung von W. Belck an Einiges berichten zu dürfen, das als Ergänzung und Erweiterung meiner früher gesandten Mittheilungen dienen kann. Letztere konnten naturgemäss nur ausserordentlich knapp ausfallen, da diese meine Reise unter erschwerenden Umständen ausgeführt werden musste. Sollte sie überhaupt erfolgen, so musste mit der äussersten Beschleunigung und Kraft-Einsetzung gearbeitet werden, um die zu verwendende Zeit den verfügbaren Mitteln einigermaassen anzupassen. So habe ich denn auch den Bericht über die Inschrift der Stele von Topzauä, bei deren Entzifferung wir einander in die Hände gearbeitet haben, wie kaum bei einem anderen Monument[1], und über die damit zusammenhangenden Ermittelungen Belck allein überlassen müssen, dem sein zweiter Aufenthalt in Van dazu die Musse und die Möglichkeit gaben. Seinem gründlichen und umfassenden Bericht hätte ich nur einiges Wenige hinzuzufügen.

I. Zu Musasir und der Stele von Topzauä.

Belck hat mir und auch Ihnen[2] mitgetheilt, dass es sich seines Erachtens doch um eine Bilinguis handelt. Die Verschiedenheit der Ortsnamen würde sich daraus erklären, dass in der chaldischen Fassung die chaldische, in der assyrischen die assyrische Bezeichnung der betreffenden Oertlichkeiten sich vorfindet. Da dies für die wichtigste der Oertlichkeiten, Muṣaṣir selbst, das in den chaldischen Texten durchweg Ardinis genannt wird, bestimmt feststeht, so würde darin nichts Ueberraschendes zu erblicken sein. Doch möchte ich mir mein Urtheil bis nach eingehender Prüfung (namentlich auch der assyriologischen Seite der Frage), die mir auf der Reise nicht möglich gewesen, frei halten. Eine Bilinguis im strictesten Sinne ist es übrigens sicher nicht: im assyrischen Text wird Urzana's Vater (Sekikaiana) genannt, im chaldischen nicht. — Die Verwendung des Ideogramms mât $\frac{\text{BUR}}{\text{BUR}}$ im assyrischen Text, lässt eine andere Erklärung zu, als (Zeitschrift f. Ethnol. 1899, S. 117, und Verhandl. S. 581) angenommen. Hat das Gebiet, für welches das Ideogramm (das übrigens ausser dem armenischen Bergland auch Akkad = Babylonien bezeichnet) zwei Namen: Urartu und Chaldia, so kann auch das Ideogramm mit jedem der beiden Namen gelesen werden: mât $\frac{\text{BUR}}{\text{BUR}}$ kann also einfach für Chaldia stehen.

Betreffs des Berges Niṣir, auf dem nach der babylonischen Vorstellung die Arche stillstand, — worin, sofern Muṣaṣir zu Urartu, sei es auch nur im weiteren

1) S. Belck's Bericht, Zeitschrift für Ethnologie 1899, S. 99f.

2) S. oben S. 581.

Staate gehört, kein Widerspruch gegen die alttestamentliche Angabe (auf einem der Berge des Landes Ararat) läge — möchte ich noch eine Beobachtung hinzuzufügen. Bei der Eroberung Babylons und Babyloniens durch die Perser spielt in den keilinschriftlichen Berichten (den „Annalen des Nabonid“) eine wichtige Rolle Ugbaru, der Statthalter von Gutium, in dem man mit Recht den Gobryas von Xenophon's Cyropädie erkannt hat. Ich habe schon früher in unseren Verhandlungen (1895, S. 585) darauf hingewiesen, dass in den betreffenden Abschnitten der Cyropädie sicher historische Quellen benutzt sind. Wenn Xenophon, was sich sehr unhistorisch ausnimmt und mit unserer Terminologie nicht im Einklang steht, fortwährend von einem assyrischen König spricht, so giebt es dafür eine sehr einfache Erklärung. In der Satrapien-Eintheilung des Darius waren Assyrien und Babylonien zu einer persischen Provinz vereinigt. Babylon und Babylonien galten als ein Theil dieser persischen Satrapie (Herodot III, 92; I, 192, vergl. VII, 63). Eine Aenderung trat hier wahrscheinlich unter Xerxes[1]) ein. Als Xenophon selbst die Gegend durchreiste, waren Assyrien und Mesopotamien einerseits und Babylonien andererseits längst getrennte Provinzen, welcher Sachlage auch die „Anabasis“ volle Rechnung trägt. Die Quelle, der Xenophon in der Cyropädie folgt, operirt mit der Terminologie aus der Zeit des Darius, ganz wie wir das bei Herodot finden, wo er, unter dem Einfluss des Hecataeus bezw. seines Benutzers Dionysos von Milet steht. Wo also Xenophon vom König von Assyrien spricht, da haben wir uns den König von Babylonien, der in Babylon residirt, zu denken. Aber welche Bewandtniss hat es nun mit Gutium und seinem Statthalter Gobryas? Als Assyrien durch gemeinsame Action der Meder, die in irgend einer Weise durch die Skythen unterstützt wurden (wahrscheinlich waren letztere damals Söldner der Meder), und der Babylonier zu Fall gebracht war, wurde der Besitz Assyriens getheilt. Die Besitz-Verhältnisse, gerade was Mesopotamien und das eigentliche Assyrien anlangt, sind nicht vollkommen klar. Die Annahme, dass Mesopotamien und das eigentliche Assyrien, die Landschaft um Ninive, zu Medien gehört habe, hat jedenfalls das meiste für sich, kann auch durch antike Zeugnisse, wenigstens indirect, gestützt werden. Vergl. Xenophon Anabasis III, 4. Da Gobryas' Rache für die Ermordung seines Vaters in der Cyropädie eine so bedeutende Rolle bei dem „Fall Assyriens“ spielte, so wird seine Provinz Gutium nicht allzu fern von Babylonien gewesen sein, wenigstens wäre das ein sehr naheliegender Schluss. Nun wird keilinschriftlich berichtet, dass der Berg Nisir in Gutium gelegen ist; mit der Auffindung von Musasir und der damit bedingten ungefähren Bestimmung des Berges Nisir erscheint auch Gutium näher bestimmt. Ich glaube, dass Gutium, das man bereits früher in West-Medien gesucht hat, diejenige westmedische Provinz gewesen ist, zu der auch das Gebiet von Mosul, das dem von Rowanduz, Sidikan, Musasir benachbart ist, gehört hat. Gobryas' Satrapie gehörte Assyrien im eigentlichen Sinne an, vielleicht auch Mesopotamien. Wenn Kyros, als er gegen Lydien zieht[2]), nach den Annalen Nabonid's sein Heer bei Arbela versammelt, so geschah das im Bereich der Satrapie des Gobryas. Es mag dies auch zur Erläuterung dienen, als wie wichtig die richtige Localisirung einer einzigen antiken Oertlichkeit, wie sie durch die Stele von Topzauä ermöglicht wird, sich erweisen kann.

Für die Geschichte Musasir's und der Rolle, die es in der wichtigen Periode der verzweifelten Kämpfe zwischen Chaldia und Armenien unter Rusas I. und

1) Nähere Nachweise in meinem Buche über Herodot und Hecataeus.
2) S. Verhandl. Berl. Archäol. Ges., April 1898.

Sargon gespielt hat, lagen vor Antritt unserer Expedition die Berichte der Annalen und Prunk-Inschriften Sargon's aus Chorsabad, ferner gewisse Nachrichten in den assyrischen Eponymenlisten und das in assyrischer Sprache abgefasste Siegel des Königs Urzana von Muṣaṣir vor. Wir haben ausser der so wichtigen, in der Stele von Topzauä gewonnenen neuen Quelle noch eine weitere Bereicherung des Quellen-Materials zu verzeichnen: ein von einem König von Muṣaṣir herrührendes Täfelchen, über das in dem Hauptbericht S. 115 f. bereits von Belck gehandelt ist.

Unsere Aufmerksamkeit wurde auf das Täfelchen erneut gelenkt durch V. Scheil's Transscription in den Notes, Recueil XIX, p. 27 f., die uns in Mosul durch des Verfassers Bruder, Père Sebastien Scheil, zugänglich gemacht wurden. Belck hat bereits auf Grund unserer gemeinsamen Besprechungen in Mosul und an der Stele hingewiesen auf das Täfelchen, das einen Bericht an einen assyrischen Palast-Beamten enthielt, und dabei bereits die Vermuthung ausgesprochen, dass statt Kirzana Urzana zu lesen sein möchte, was, wie ich Belck mittheilen konnte, sehr leicht möglich war, da die assyrischen Zeichen Kir und Ur, namentlich auf Thon-Tafeln, einander sehr ähnlich sehen. Immerhin hat Belck in seinen Ausführungen auch die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass der Name Kirzana richtig sei, und dann zu zeigen versucht, dass dieser eventuelle Kirzana dann in die Zeit Assarhaddon's zu setzen sei. Heimgekehrt und in der Lage, die Literatur wieder zu benutzen, habe ich alsbald feststellen können, dass der Name auf der Tafel wirklich Urzana lautet, und dass die irrige Lesung Kirzana bereits in den Publicationen ihre stillschweigende Verbesserung gefunden hatte. Die Tafel gehört der aus der Bibliothek von Kujundjik stammenden Sammlung Rassam II. (Rm. II.) des britischen Museums an und trägt die zweite Nummer dieser Serie, Rm. II, 2. Sie ist veröffentlicht zuerst im englischen Inschriften-Werk, Bd. V, p. 54, Nr. I, dann nochmals von Harper, ZA. VIII, S. 45 f. Beide Publicationen, auf denen Scheil's Transscription und Mittheilung fusst, bieten die Lesung **Kir**zana. Aber Bezold im Catalogue of the cuneiform tablets in the Kouyunjik collection of the British Museum, der auch die Sammlung Rassam II. umfasst, setzt Vol. IV, p. 16, 136 ohne Fragezeichen **Ur**zana. Zu den Quellen für die Geschichte Urzana's von Muṣaṣir: dem Siegel dieses Königs, den Nachrichten in den Annalen seines Gegners König Sargon, den Inschriften der Stele von Topzauä, tritt also nun ohne jede Frage dieses Täfelchen hinzu und darf sich — klein und unscheinbar wie es ist — an Bedeutung ihnen getrost an die Seite stellen.

Die Schwierigkeit von Urzana's Lage als Beherrschers eines zwischen Chaldia und Assyrien eingeschobenen „Puffer-Staates", bezw. -Stäätchens treten dadurch in helles Licht. „Ich soll den König von Urarṭu verhindern, nach Muṣaṣir zu kommen und dort religiöse Handlungen vorzunehmen," so etwa schreibt er dem assyrischen Palast-Obersten. „Habe ich etwa den König von Assyrien verhindert, als er zu gleichem Zweck nach Muṣaṣir kam?"

Ob der Besuch des Königs von Assyrien, von dem hier die Rede ist, in die Zeit nach den Verwickelungen mit Rusas gehört, wie Belck anzunehmen geneigt ist, oder ob er nicht vielleicht vor den Ausbruch der offenen Feindseligkeiten gehört, möchte ich dahingestellt sein lassen. Sargon konnte z. B. im dritten seiner Regierungsjahre, wo er im Gebiet der Mannäer zu kämpfen hatte, Muṣaṣir wohl auch einen Besuch abgestattet haben.

Im Anschluss an die Erörterungen über die Stele und die Bedeutung des Namens Urarṭu wird von Belck (a. a. O. S. 115) wieder die von uns mehrfach erörterte Stelle aus den Annalen Tiglatpileser's I. herangezogen, in welcher eine Oertlichkeit Urraṭina erwähnt wird. Da sich schon einmal erbitterte Erörterungen

an eine ungenaue Wiedergabe des Namens, wie er an der Textstelle steht, geknüpft haben, so lege ich Werth darauf, das a. a. O. gedruckte ungenaue Uratina dem Text gemäss in Urraṭina (Ur-ra-ṭi-na) verbessert zu sehen. Dass Jensen die Erklärung des Stadt-Namens als Urarṭu-Stadt „wegen des einen fehlenden r" angefochten habe, ist also, in dieser Form ausgesprochen, nicht richtig. Es ist ferner hervorzuheben, dass im Assyrischen die betreffenden Zeichen genau so gut Ur-ra-ḫi-na wie Ur-ra-ṭi-na gelesen werden können: worauf ich, um Missverständnisse zu vermeiden, erneut hinweise. —

2. Rowanduz bis Mosul. — Sculptur von Herir. — Veränderung des Tigris- und des Zâb-Laufes.

Auf dem Rückwege von dem nahe bei Rowanduz belegenen Badleian, wo ich mich von Belck trennte, nach Mosul beabsichtigte ich über Akre nach Bavian zu gehen, um dort den Inschriften einen Besuch abzustatten. Es wäre mir von bebesonderem Interesse gewesen, die ganze Oertlichkeit und speciell das berühmte Datum von Bavian, dessen Correctur ich gerade vor meiner Abreise den wesentlichen Theil meines Buches „Zwei Hauptprobleme der altorientalischen Chronologie und ihre Lösung" gewidmet hatte, an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen, wenn auch wissenschaftlich dieser Punkt durch die Abklatsche über allen Zweifel feststand. Auch über die in den Inschriften behandelten hydrographischen Verhältnisse hätte der Besuch vielleicht Wichtiges ergeben können. Leider musste ich darauf verzichten. Der Zâb (in der Aussprache der Anwohner öfters fast wie Zörb klingend) war hoch angeschwollen, und Riza Effendi, der Commandeur der auf Maulthieren berittenen, übrigens sehr malerisch ausstaffirten Escorte, die uns nach Topzauä begleitet hatte und mich nun nach Mosul zurückführte, war nicht dazu zu bewegen, den Uebergang an der Stelle zu bewerkstelligen, welche für diesen Weg erforderlich war. Er fürchtete für die Maulthiere und vielleicht noch mehr für sein krankes Pferd. So mussten wir den Uebergang weiter unterhalb bei Germawa bewerkstelligen. Das bedeutete, dass mein Rückweg zum Theil auf derselben Route genommen werden musste, wie der Hinweg von Arbela nach Rowanduz. Wie wir damals, so berührte ich jetzt wieder Kaniotman und Babadjidjik, und benutzte die günstige Gelegenheit, der Sculptur von Herîr-Batas[1] einen erneuten Besuch abzustatten und sie nochmals wiederholt zu photographiren. Da sowohl meine früheren wie diese jetzigen Photographien gut ausgefallen sind, werden wir in der Lage sein, Ihnen dieses interessante Relief und seine Situation in wiederholten Aufnahmen vorführen zu können. Der Uebergang über den Zâb[2]) war mir deshalb interessant, weil das Gelände sehr merkwürdige Analogien bot zu dem, was wir bei Jarymdjâ am Tigris beobachtet hatten. Auch hier war der frühere Lauf des Zâb an verhältnissmässig hohen, steinigen, vormaligen Ufer-Bänken, die jetzt vom Fluss nicht mehr berührt werden, deutlich erkennbar.

Der Ghazir wurde (Breite des Bettes etwa 100 *m*, Wasserbreite 45—50 *m*) hinter dem Dorfe Duserä, das, wie viele Dörfer dieser Gegend, von Störchen wimmelte, passirt, und am Maklûb-Gebirge, das zu unserer Rechten blieb, vorbeireitend, traf ich am Nachmittage des 27. April über Ninive (Neinua, wie die Anwohner sagen) in Mosul ein. Die für Erledigung der Geschäfte und der Vorbereitungen für die Weiterreise nöthigen Tage Aufenthalt verwendete ich zum Studium des

1) Diese Verhandl., April 1899, S. 417 f.
2) Ebenda, S. 415 f.

Terrains von Ninive[1]) und zu photographischen Aufnahmen, namentlich auch des Tigris-Laufes und des Alluviums vor Kujundjik, um zu illustriren, wie der Tigris vormals an den Wällen von Ninive vorbeigeflossen ist und sich allmählich von ihnen entfernt hat[2]), was trotz mancher Schwierigkeiten der Aufnahmen denn auch gut gelungen ist. —

3. Mosul bis Za'faran. Sculpturen von Maltai.

Von Mosul brach ich am 6. Mai (24. April) auf, zunächst nur bis Nebi Yunus, wo ich den nächsten Morgen mit photographischen Aufnahmen verbrachte. Als Curiosum erwähne ich, dass ich meine Platten zu diesem Zweck in einem Keller-Gemach der Moschee des „Propheten Jonas" wechseln durfte — wir waren überhaupt die Gäste der Priesterschaft — und dass zwei Priester der Moschee mir während der ganzen Zeit, die diese Arbeit in Anspruch nahm, Gesellschaft leisteten. Dass ich in dieser Weise von einer der exclusivsten Priesterschaften des Islam an einer der heiligsten und am eifersüchtigsten bewachten Stätten aufgenommen wurde, geschah nur, wie man mir auch sagte, weil ich Deutscher sei. Das ist eines der schlagendsten von vielen Beispielen für die Werthschätzung, die der deutsche Name gegenwärtig in der Türkei geniesst.

Auf den Besuch von Bavian[3]) musste ich wegen Zeitmangels definitiv verzichten. Ich nahm dafür den Besuch der Sculpturen von Maltai in Aussicht. Ebenso verzichtete ich auf den Umweg über Schech Adi, das Haupt-Heiligthum der Jeziden, da der Chef der Jeziden und sein Bruder, aus besonderen, ein anderes Mal darzulegenden Gründen, gegenwärtig nicht dort anzutreffen waren. Ueber Chorsabad, die Stadt von Sargon's Palast, den einst Botta ausgegraben, der nun wieder nach aussen zu kaum bemerklich unter dem Erdhügel ruht, ging es nach Elkosch, wo in der Synagoge „Nahum's Grab" gezeigt wird, und wo ich, wie auf seiner ersten Reise Hr. Sachau, Abklatsche der darauf bezüglichen hebräischen Inschrift nahm[4]), und von da nach Maltai.

Verlässt man den von Elkosch über Simêl nach Peschchabûr führenden Weg, um nach Dehôk zu gelangen, so muss man kurz vor Simêl in ein in östlicher

1) Verhandl. 1899, S. 415f.

2) Dass der Tigris direct an Ninive vorbeigeflossen ist, hat, wie ich heimgekehrt ersehe, Peiser, Mittheil. d. Vorderas. Gesellsch. 1898, Nr. 6, S. 49ff., aus den von ihm neu behandelten assyrischen Documenten erschlossen — ein sehr erfreuliches Zusammentreffen der localen und der documentarischen Untersuchungen. Peiser weist darauf hin, dass auch bereits Layard eine entsprechende Ansicht betreffs des Tigris-Laufes gehabt habe. Diese Thatsache war uns zur Zeit unseres Aufenthaltes nicht gewärtig. Ueberraschender Weise waren in ganz Mosul die Arbeiten Layard's nicht aufzutreiben, auch in der englischen Consular-Agentur, bei Hrn. Nimrud Rassam, fanden sie sich nicht. Dagegen konnten wir durch Père Sebastian Scheil's Güte Jeremias' und Billerbek's gemeinschaftliche Abhandlung „über den Untergang Ninive's und die Weissagung des Propheten Nahum von Elkosch" benutzen und an Ort und Stelle feststellen, dass Billerbek's Auffassungen und seine auf den Publicationen früherer Reisender beruhende Wiedergabe des Terrains und der Befestigung von Ninive, gegen die sich jetzt auch Peiser wendet, verschiedentlich der Correctur bedarf.

3) Fossey hat, wie aus seiner Recension über mein Buch „Zwei Haupt-Probleme usw." (Revue d'archéol. 1899, p. 366) hervorgeht, Bavian besucht und wird darüber hoffentlich des Näheren berichten, so dass dieser Ausfall nicht weiter zu bedauern ist.

4) Näheres über Elkosch und seine chaldäischen Bewohner s. in meinen Berichten in den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg.

Richtung verlaufendes Seitenthal einbiegen, das sich durch erfreuliche Vegetationsfrische auszeichnet. Dort liegen, von Mühlen, die der Dehôk-Fluss treibt, umgeben, die Dörfer Gross- und Klein-Maltai. Die Sculpturen befinden sich jedoch weiter thalwärts an der südlichen Felswand, etwa eine kleine Stunde vor Dehôk. Im Thale liegt — was von besonderer Bedeutung — den Sculpturen genau gegenüber ein recht beträchtlicher assyrischer „Tell“, d. h. die Plattform einer assyrischen Stadt-Anlage.

Es ist vielfach beklagt worden, dass die Fels-Sculpturen von Maltai bisher nur ungenügend bekannt sind. Die Wiedergaben bei Place und bei Layard stehen mehrfach miteinander im Widerspruch, und eine photographische Aufnahme dieser Sculpturen musste als ein besonders lebhaftes Desiderat der Wissenschaft bezeichnet werden[1]. Die photographische Aufnahme war nun allerdings mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft. Die Sculpturen befinden sich hoch an einer Felswand; nur ein geringer Raum steht davor zur Verfügung, und alle möglichen Kunstgriffe mussten angewandt werden, um einen genügenden Theil der langen Reihe der hier dargestellten Königs- und Götterbilder in den Focus zu bekommen. Dazu fehlte es an genügendem Licht, und um die Sculpturen einigermaassen deutlich zu machen, musste ich sie während der Aufnahme fortwährend feucht erhalten, wobei mich meine Soldaten — jetzt wieder die Escorte aus Van, die mich (ursprünglich uns, nach einem Iradé des Sultans) von nun an auf der ganzen Reise begleiten sollte — sehr lebhaft unterstützten. Um so erfreulicher ist es, dass die Aufnahmen alle brauchbar ausgefallen sind.

Ich behalte mir vor, an der Hand meiner Aufnahmen Ihnen einmal eine specielle Mittheilung über die Fels-Sculpturen von Maltai zu machen und die durch diese Photographien zu erledigenden fraglichen Punkte zu erörtern. Hier sei nur eines bemerkt. Wenn Layard eine „aus 9 fast lebensgrossen Figuren bestehende Gruppe“ viermal wiederholt sein lässt, während Place sie dreimal wiedergiebt, so hat Layard Recht. Die vierte Wiederholung befindet sich nehmlich abseits von der Gesammtreihe der übrigen Sculpturen, etwa 100 *m* weiter nach rechts (d. h. nach dem Thal-Ausgang). Sie ist von der Haupt-Sculptur nicht zu erblicken und nur auf schmalem halsbrecherischem Wege von dort aus zu erreichen. Sie kann sehr leicht übersehen werden. Eine Inschrift hat sich leider nicht gefunden; aber in der Reihe der Haupt-Sculpturen befindet sich, ziemlich gegen Anfang, eine kleine Felsen-Kammer eingehauen, deren Zweck nicht weiter ersichtlich ist und die auch keine Inschrift trägt. Möglicher Weise war sie früher mit einer eine Inschrift tragenden Stein- oder Bronze-Platte verschlossen.

Von Maltai ging es, ohne Dehôk zu berühren, — der Kaimakam von Dehôk, an den ich eine Empfehlung besass, hatte die Güte, mir unterhalb der Sculpturen, im Thale, einen Besuch abzustatten —, nach Simel, und von nun war meine Route bis Peschchabûr im Wesentlichen identisch mit dem auf unserer Hinreise eingeschlagenen Wege, der an der Kette der als Zacho Daghlary und Dehôk Daghlary bezeichneten Berge in einiger Entfernung entlang führt. Durch den über diese Kette führenden Pass von Zacho führt der Weg, den einst Xenophon mit seinen 10000 gewählt hatte, um über Zacho in die Ebene von Bezabde (Gegend des heutigen Djezireh) zu gelangen. Ich nahm von dem Pass eine photographische Aufnahme, um mich dann, aus der Ebene den Bergen zureitend, in das am Fusse der Berge belegene Dorf Kôlä zu begeben.

1) S. dazu zuletzt und namentlich v. Luschan in den „Ausgrabungen in Sendschirli“ S. 23.

4. Kôlä und die Stadt-Ruine Za'faran.

Hier fand ich am Hause des Kurden-Chefs Hadji Agha, der selbst nicht anwesend war, statt der uns in Jarymdjä verheissenen Keil-Inschriften, einige arabische Inschriften, die, soweit sie nicht vollkommen modern waren und auf den Bau von Hadji Agha's[1] Haus Bezug hatten, aus einer in der Nähe befindlichen zerstörten Stadt herrühren sollten. Dieser Stadt habe ich leider nur einen kurzen Besuch abstatten können, der aber doch genügte, um mir zu zeigen, dass wir es hier mit einer sehr eigenthümlichen einheitlichen Stadt- und Burg-Anlage zu thun hatten.

Mein Befund ist folgender: Die Stadt-Anlage, etwa $2\frac{1}{2}$ *km* von Kôla, bildet ein rechtwinkliges Viereck. Sie ist ziemlich genau nach den Himmelsrichtungen orientirt. Im Norden lehnt sie sich an den Fuss des Zacho-Gebirges an. Das Hauptthor befindet sich in der gegenüberliegenden Süd-Mauer nach dem Tigris zu, der von hier sichtbar ist, und jenseit dessen im Hintergrunde die blaue Linie des Sindjár-Gebirges sich bei meiner Anwesenheit klar am Abendhimmel abhob.

Das in der Mitte der Südmauer befindliche Hauptthor ist ein gewaltiger kyklopischer Bau. Der den Durchgang überdachende profilirte Oberstein war 2 *m* lang und $\frac{3}{4}$ *m* hoch. Die lichte Breite des Thores beträgt $1\frac{3}{4}$ *m*. Ein ähnliches Thor befindet sich eingestürzt in der Ostmauer; in der Westmauer ist es der gesammten Lage nach ebenfalls anzunehmen. In der Südmauer ist ausserdem mehr nach Osten zu ein Seitenthor deutlich erkennbar, und ein ebensolches in dem mehr zerstörten Theil nach Westen zu an entsprechender Stelle anzunehmen. An die Innenseite der Ost- und Westmauer schliessen sich wallartige Erhöhungen, so dass das eigentliche Stadt-Gebiet zwischen diesen Mauern und den nach innen zu sich an diese anschliessenden Wällen oder Dämmen vertieft daliegt[2]). Die Mauern sind sämmtlich aus nahezu quadratischen, sehr regelmässig behauenen Steinen ohne Mörtel zusammengesetzt. Die Südmauer hat eine Dicke von $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ *m*, ähnlich auch die Seitenmauern, und steht jetzt in verschiedener Höhe noch bis zu $2\frac{1}{2}$ bis 3 *m*; die Thore haben eine Breite von $1\frac{3}{4}$ *m*. Die Südmauer misst vom Hauptthor beiderseits etwa 200 *m*, ist also über 400 *m* lang. Im Rücken der Stadt befindet sich ein Felsen-Vorsprung, der sich für das Auge verhältnissmässig wenig aus der Gesammtmasse des Gebirges abhebt und dessen Höhe über der Stadt ich auf 100—150 *m* schätzen möchte. Die Burg ist aus dem gleichen Material und in derselben Weise, wie die Mauern der Stadt gebaut.

Diese Burg ist in eigenthümlicher Weise mit der Stadt-Anlage in Verbindung gesetzt. Es laufen nehmlich von der Höhe des Burg-Felsens Mauern herab, die sich an die Ost- und die Westmauern der Stadt-Anlage anschliessen. Ausserdem ist vorn am Fusse des Burg-Berges eine Mauer gezogen, die diese beiden Seitenmauern verbindet, so dass auch die Burg-Anlage für sich selbst einen gewissen Abschluss hat. Zu bemerken ist noch, dass die herunterführende Mauer, die den Anschluss an die westliche Seitenmauer hat, dem Felsen entsprechend erheblich steiler abfällt, als die nach Osten zu belegene.

1) Ein Kurden-Chef mit derartigen literarischen Neigungen gehört zu den grössten Seltenheiten. Um so mehr ist es Pflicht darauf hinzuweisen, dass dieser Hadji Agha nichts zu thun hat mit Hadji Agha Kočer, der sich mit Mustapha Pascha in den zweifelhaften Vorzug theilt, die Geissel und das Kreuz des nördlichen Theiles des Vilajet Mosul zu sein, von Christen wie Arabern und Kurden gleich gefürchtet.

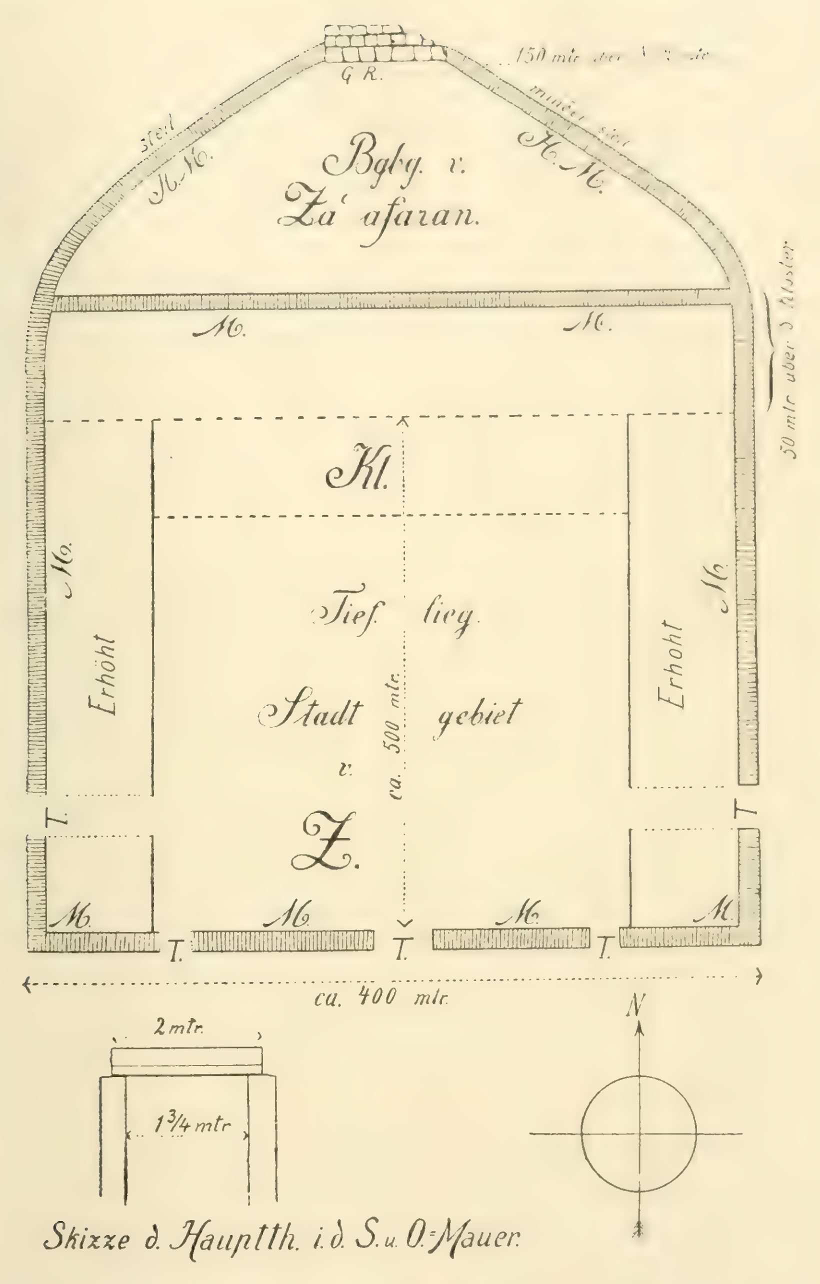
2) die sich zum Theil an die Formation des felsigen Terrains anlehnen werden.

Im Innern der Stadt zeigen sich noch besondere Eigenthümlichkeiten und Modificationen: zunächst finden sich mehrfache in den Felsen gehauene Vertiefungen, die ihrer Form nach (Länge 1–1¼ *m*, Tiefe 35 *cm*, andere nur 15 bis [illegible] am besten als Pferde- oder Vieh-Tränken anzusprechen sind. Ausserdem finden sich auch — wenn ich mich recht erinnere — in den Felsen gehauene Keller-Wölbungen. Ob hierin Ueberbleibsel einer früheren Anlage zu erblicken sind, oder ob man bei der Anlage der Stadt die Bearbeitung des Gesteins zu solchem Zwecke direct vorgenommen hat, wurde mir nicht vollkommen klar; doch neigte und neige ich zu der letzteren Ansicht.

Stark verändert und in etwas geschädigt wird das Bild der Stadt-Anlage dadurch, dass nach Norden zu, nicht unmittelbar, aber auch nicht allzu weit entfernt, am Berghange ein „Dêr", eine ziemlich weitläufige und bedeutende Kloster-Anlage (Mörtelbau) in die Stadt eingebaut ist. Das Kloster liegt noch etwa 50 *m* unterhalb der am Fusse des Berges gezogenen Mauer, die Burg nach meiner Schätzung 100 *m* darüber, so dass man über den hinteren Theil der Stadt und den Zwischenraum zwischen der eigentlichen Stadt-Anlage und der Burg, der durch die letzten Ansätze der von oben herunterführenden Mauer eingeschlossen wird, nicht vollkommene Klarheit erlangt. Wenigstens habe ich sie bei dem cursorischen Charakter meiner Inspection nicht gewinnen können. (Ich bemerke hierzu, dass ich zu Anfang der Reise und bis über Farkin hinaus ziemlich stark mit dem Widerwillen des Escorten-Führers gegen das von mir vorgeschlagene Marschtempo und die Dauer des Marsches zu kämpfen hatte.)

Die nachstehende rohe Skizze (S. 595) mag die eigenthümliche Gesammt-Anlage veranschaulichen. (Auf zeichnerische Kunst kann ich in keiner Weise Anspruch erheben.) Ich bemerke zu der Skizze noch Folgendes: Die Zeichnung des Gemäuerrestes oben auf der Höhe des Burg-Berges soll gleichzeitig einen Begriff von der Art des aus Hausteinen zusammengesetzten Gemäuers überhaupt geben. Gebrochene Linien deuten an, dass die Grenzen der Anlage nicht erkennbar waren oder mir nicht deutlich geworden sind, punktirte Linien bezeichnen Vermuthetes. Ob das Thor in der Ostmauer und das vorauszusetzende in der Westmauer ganz durch den Wall hindurchführten, wie wahrscheinlich, oder zunächst auf schiefer Ebene den Zugang zu den erhöhten, hinter den Mauern befindlichen Wällen bildeten, war bei dem zerstörten Zustande, in dem sich das Ganze befand, nicht vollkommen ersichtlich. Ersteres ist aber jedenfalls das Wahrscheinlichere.

Die Einheitlichkeit der Anlage springt in die Augen. Die Stadt ist nach einem vollständigen Plan, so, wie sie jetzt in Ruinen liegt, geschaffen worden. Das eingebaute Kloster stammt natürlich aus späterer Zeit. Was die Bauart anlangt, so fiel mir sofort auf, dass die schön behauenen Quadern, aus denen die Mauern bestehen, die grösste Aehnlichkeit haben mit den armenischen Bauten, wie sie z. B. auch in Van-kalah die Mauern zweiter, nicht mehr chaldischer Periode zeigen. Ich hatte schon damals den Eindruck, dass wir es hier am wahrscheinlichsten mit einer armenischen Anlage zu thun hätten. Seitdem habe ich Maiafarkin gesehen. In der Einheitlichkeit und dem Plan der Anlage ist manches Verwandte zwischen beiden Stadt-Anlagen zu bemerken; andererseits aber auch bedeutende Verschiedenheiten. Analog ist namentlich die Lage direct am Fuss des Gebirges. Während aber in Maiafarkin die Citadelle sich innerhalb der Stadtanlage befindet, liegt hier die Burg im Rücken der Stadt, direct am Gebirge und in der geschilderten eigenthümlichen Weise mit der Stadt vereinigt. Bei beiden Städten hat man den Eindruck, als wären sie die Schöpfung eines Mannes, der aus dem Gebirge in die Ebene vordringt, sich aber den Rückhalt am Gebirge dauernd zu sichern



Erklärungen zu der Situations-Skizze von Za'faran:

Burgberg von Za'faran. *G. R.* Gemäuer-Reste, 150 *m* über dem Kloster. *H. M.* herunterführende Mauer. *Kl.* Kloster. *M. M.* Quermauer, 50 *m* über dem Kloster. *T. T. T.* Thore (dazu besondere Skizze des Hauptthores in der Breite von 2, bezw. 1,75 *m*, sowie die Windrose). *Tief. lieg. Stadtgebiet v. Z.* = tiefer liegendes Stadtgebiet von Za'faran.

erstrebt ist, wie das ja gerade für den Armenier, der Mesopotamien an sein Reich anknüpft, zutrifft.

Wenn Tigranokerta an der Stätte von Maiafarkin zu suchen ist, so musste Tigranes, der dann seine Hauptstadt nicht in das eigentliche, geographisch so zu bezeichnende Mesopotamien verlegt hätte, in Mesopotamien selbst Forts und Stadtanlagen schaffen und unterhalten. Ich werde weiter unten meiner Ansicht Ausdruck geben, dass Tell-Ermen, das bisher für die Stätte von Tigranokerta gehalten ist, einen solchen vorgeschobenen Posten darstellt, und möchte zur Erwägung stellen, ob nicht in Zaʿfaran eine — übrigens mit Tell-Ermen verglichen erheblich festere — und recht bedeutende Stadtanlage aus der Zeit des Tigranes zu erblicken ist. Weitere Untersuchungen betreffs etwaiger historischer Nachrichten, die eine Identification des Platzes ermöglichen, behalte ich mir vor.

Dass sich arabische, bezw. kufische Inschriften auf dem Terrain der Stadt finden, widerspricht natürlich dieser Annahme ebenso wenig, wie die in Maiafarkin reichlich vorhandenen kufischen und persischen Inschriften. Die ältere Stadtanlage ist dann eben in islamischer Zeit, event. nach vorheriger Wiederherstellung, verwendet und bewohnt gewesen.

5. Zaʿfaran bis Midiât. — Keil-Inschriften von Bâbil.

Der Abend dieses Tages ist mir in unvergesslicher Erinnerung als das unbehaglichste oder jedenfalls eines der unbehaglichsten Nachtquartiere der ganzen Reise. Um ein Haar wäre es zwischen den Kurden des Dorfes Mezrä und unseren Soldaten zum Kampf gekommen. Die ganze Nacht durch waren wir auf einen Angriff gefasst. Die Zustände in jener Gegend spotten überhaupt jeder Beschreibung.

Bei Peschchabûr wurde der Tigris überschritten und das Dorf Bâbil noch einmal von mir aufgesucht, um den Inschriften der von uns früher gefundenen Stelenfragmente[1]) womöglich noch Einiges abzugewinnen. Dies gelang auch, aber nur in beschränktem Maasse. Nur in ganz besonderer und in ganz besonders schwer zu erlangender Beleuchtung kann man hoffen, noch etwas Weiteres an diesen stark zerstörten Inschriften zu retten. Den in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften ausgesprochenen Wunsch, dass die türkischen Behörden sich der Steine annehmen und sie in das Museum zu Constantinopel schaffen möchten, wiederhole ich hier, wie ich ihn mündlich bereits Hrn. Halil Bey, der als Assistent seines Bruders Hamdy Bey im Museum zu Constantinopel angestellt ist, ausgesprochen habe.

6. Midiât und Hassan-Kêf. — Allgemeines über Höhlenbauten.

Dass als Frucht meines Besuches des im steinigen Tûr Abdîn belegenen Midiât die Erkenntniss der Identität mit dem von Asurnaṣirabal erwähnten Matiati zu verzeichnen ist, weil ich die von der Stadt getrennt liegende Höhlenstadt aufgefunden habe, ist bereits früher mitgetheilt worden[1]). Beim Besuch der höchst interessanten Höhlenstadt Hassan-Kêf galt es zunächst, einige Aufnahmen der seltsamen, in den Felsen gehauenen Mühlen-Anlage für unsere photographische Sammlung zu gewinnen, was denn auch gelungen ist.

1) Verh. S. 412. — Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften 1899, S. 740, Anm. 1.

Der Aufenthalt dort, den ich leider nur sehr knapp gestalten konnte, regte namentlich zu Erwägungen über die verschiedenen Typen des Höhlenbaues und ihrer Urheber an, die ich Ihnen hier, so wie sie sich mir geboten haben, um so mehr mittheilen möchte, als damit eine von unserem Herrn Vorsitzenden geäusserte Frage, in wie weit man die Felsenbauten den Chaldern zuschreiben dürfe, bis zu einem gewissen Grade ihre Beantwortung erfährt. Was ich hier mittheile, wird jedoch in mancher Hinsicht der Ergänzung und vielleicht der Verbesserung bedürfen.

Bei **Stephanus** von Byzanz findet sich die Notiz (Χαλδαῖοι, οἱ πρότερον Κηφῆνες), wonach die Chaldäer vormals Kephenen geheissen hätten. Die Notiz des **Stephanus** stammt aus Dicaearch, sie ist aber von diesem sicher einer weit älteren Quelle entnommen. Die Art und Weise, wie der Name der Kephenen durch Vermittelung des **Kepheus** an die griechische Mythologie angeknüpft wird, weist auf **Hecataeus**.

Schon vor Jahren hatte ich darauf hingewiesen, dass die Wohnsitze der Kephenen durch die Angaben, die sich bei **Plinius** ebenfalls aus alter Quelle über die Lage der Landschaft **Cephenia** finden, des Näheren bestimmt sei, und dass zu dieser wieder die Angaben **Asurnasirabal**'s über eine von ihm eroberte Landschaft oder Stadt **Kipâni** stimmten. Da alle diese Angaben auf die Landschaften an dem westlichen Tigris, kurz vor dessen Vereinigung mit dem Bohtan-su wiesen, so war es klar, dass sich diese Notiz nicht auf die in Süd-Babylonien wohnenden Chaldäer bezog, sondern nur auf die nördlichen Chaldäer, auf die Chalder, gemünzt sein konnte. Die Chalder mussten also in irgend einer Beziehung zur Landschaft **Kipâni** gestanden haben, sie erobert oder aber auch von Haus aus besessen haben.

Andererseits hatte **Belck** seit seiner ersten Reise darauf aufmerksam gemacht, dass die Höhlen- und Felsenbauten der Chalder ein Widerspiel, ein Analogon hätten in den Felsenstädten der Georgier (Iberer), und dass der gemeinsame Besitz dieser Eigenthümlichkeit möglicherweise als ein Indicium für eine Stammverwandtschaft der Chalder mit den Georgiern und ihrer heutigen Sippe von Werth sein könnte. Eine solche Verwandtschaft war auf Grund anderweitiger Erwägungen bereits früher vermuthet worden.

Als nun die Höhlenstadt Hasssan-Kêf während der Reise in unseren Gesichtskreis trat, ersahen wir einerseits, dass man schon den Namen Hassan-Kêf mit den classischen Stellen, die ein Cephe, Cephenia nennen, in Verbindung gebracht hatte. Andererseits schien das Vorhandensein der Höhlenbauten auch die in jener **Hecataeus**-Stelle angedeutete Verbindung mit der Beziehung zu den Chaldern zu bestätigen.

Belck's von Söört aus unternommener Besuch von Hassan-Kêf hatte dann gezeigt, dass gewisse Anlagen, namentlich die nach einem Turbinen-Princip gebauten Mühlen (die einander in der Zahl von mehr als einem Dutzend, eine unterhalb der anderen in den Felsen gehauen, folgten) eine vollständige Analogie zu chaldischen Anlagen bilden, wie sie sich z. B. am Schamiram-su und in Verbindung mit ihm finden. —

1) Siehe meinen Bericht, Mai-Sitzung, S. 187. **Belck** konnte diese ihm sofort nach Van mitgetheilte Beobachtung bereits in seinem Bericht in der Zeitschrift für Ethnologie, S. 115 verwerthen. Dass die Identität schon von **Sachau**, was mir damals unbekannt, vermuthet worden war, habe ich oben a. a. O. bereits angedeutet.

Andererseits belehrte mich der Augenschein, dass die nach mehreren Tausenden zählenden Höhlenwohnungen von Hassan-Kêf der durchschnittlichen und gewöhnlichen Anlage nach sich von den chaldischen Felsenbauten bedeutsam und deutlich unterscheiden. Die chaldischen Bauten charakterisiren sich dadurch, dass es sich um wirkliche Felsenzimmer handelt mit regelmässig gebildeter Thüröffnung, mit viereckig und regelmässig ausgehauenen Räumen, deren Wände nach Möglichkeit, oft mit grosser Kunst geglättet sind

In Hassan-Kêf, in Skiefdan, und ebenso in einer grossen Anzahl von anderen Höhlen-Ansiedelungen, die ich nachmals kennen lernte, behält so zu sagen das Höhlenhafte die Oberhand. Namentlich der Eingang behält den unregelmässigen Charakter einer höhlenmässigen Oeffnung, wird nicht zur Thür aus- oder umgestaltet, und auch die Innenräume behalten mehr das Gerundete und Unregelmässige der natürlichen Höhlen bei, aus denen die Wohnungen doch wohl grossentheils durch Erweiterung und Ausgestaltung entstanden sind.

Natürlich sind alle möglichen Zwischenstufen und Uebergänge von den Höhlenwohnungen zu den förmlichen Felsenzimmern denkbar und vorhanden. In Hassan-Kêf finden sich prächtig gearbeitete Wohnungs-Complexe, die mehrere, innerlich durch Treppen verbundene Stockwerke umfassen, namentlich eine, die Belck wohl mit Recht als Königswohnung angesprochen hatte. Aber aus gewissen Decorationsmotiven und complicirten Anlagen zur Anbringung eines hölzernen Balcons gewann ich den unbestimmten Eindruck, dass sie einer relativ späten Zeit angehören. Andererseits darf nicht vergessen werden, dass die Felsenbauten, die wir mit Bestimmtheit als chaldische ansprechen können, eben fast nur königliche Anlagen, also gesteigerte Leistungen darstellen.

Aber was den durchschnittlichen Charakter der Anlagen betrifft, so wird man geradezu einander gegenüberzustellen haben: chaldische Felsen-Bauten und Höhlen-Wohnungen vom Typus Hassan-Kêf. Bei den chaldischen Felsenbauten kommen zu den geschilderten übrigen noch mehrere wichtige Merkmale hinzu, namentlich der Ueberfluss an Treppen, die in den Felsen gehauen erscheinen, vielfach an Orten, wo ihr Nutzen zum Mindesten nicht ersichtlich ist.

Solcher specifisch chaldischen Anlagen finden sich nun aber eine ganze Anzahl in Hassan-Kêf. Dahin ist namentlich zu rechnen der grosse Einhau auf der einen der Burgen, die Felsentreppen und die vielfach in den Stein gehauenen Canäle und Wasserleitungen[1]. Die einigermaassen verwickelte Sachlage vollkommen zu klären, wird es noch mancher Untersuchungen und Erwägungen bedürfen.

Was nun die verschiedenen Typen der Höhlenbauten, wie wir sie in Hassan-Kêf finden, und deren Entwicklung und Verhältnisse zu einander anlangt, so ist wohl so viel sicher, dass die einfachen Höhlen vom Typus Hassan-Kêf am Anfang der Entwicklung stehen; im Uebrigen wird es sich vielleicht empfehlen, nach dem Princip: gut gefragt ist halb geantwortet, einige Fragen aufzustellen, deren Beantwortung späterer Zeit vorbehalten bleiben mag und die als Leitmotiv für weitere Untersuchungen gelten mögen:

1 Eine der — man möchte sagen, raffinirtesten — Entwickelungsformen der Wasserleitungen ist der Canal, der durch eine als Stallung deutlich charakterisirte Anlage so geleitet ist, dass jedes Pferd von seinem Stand direct aus der Leitung seine Tränkung findet. Mir schien auch diese ganz aus dem lebenden Gestein gestaltete Anlage einer relativ sehr späten Zeit anzugehören. Dass der Kalkstein von Hassan-Kêf besonders weich und daher leicht zu bearbeiten ist, muss allerdings immer im Auge behalten werden.

1. Ist das Gebiet von „Cephenia" als erreichbar ältester Sitz der Chalder, bezw. der Elemente, aus denen sich bei ihrer Einwanderung in die neuen Sitze Volk und Staat der Chalder bildeten, zu betrachten?
2. Sind die Anlagen in Hassan-Kef, die mit den specifisch chaldischen identisch sind oder sich ihnen nähern, Ergebnisse einer rein örtlichen Entwicklung, oder Ergebnisse einer Beeinflussung seitens des politisch und culturell übermächtigen Chalderthums von Van?

Im ersteren Falle würde die Sachlage so zu denken sein, dass in Kipani Angehörige des nachmaligen Chalder-Volkes zurückgeblieben wären (die ev. Zuzug durch verwandte Stämme erhielten, die sich ebenfalls des Höhlenbaus befleissigten), und der Höhlenbau hätte dann in der Landschaft Kipäni-Cephania seine weitere eigene Entwicklung genommen, die, wie sie aus demselben Keim entsprungen, so auch ähnliche höhere Entwicklungsformen hervorgebracht hätte. Im anderen Fall ist diese höhere Entwicklung importirt aus dem Centrum der chaldischen Macht, ein aufgepfropftes Reis, das dann seinerseits im Laufe der Jahrhunderte und sicher zum Theil zu Zeiten, da die Chalder-Macht längst geschwunden war, eine Entwicklung zeitigte, die an Grossartigkeit und Vollkommenheit in einigen Richtungen über das specifisch Chaldische hinausgeht.

So wird es namentlich auch dahingestellt bleiben müssen, ob die ganz erstaunlichen Mühlen-Anlagen das Resultat rein örtlicher Entwicklung oder ein späteres Werk sind, das mit Hülfe und auf Grund specifisch chaldischer, neu ausgebildeter Errungenschaften geschaffen worden ist.

Zwischen den Höhlenstädten des ausgebildeten und ev. durch spätere Einflüsse gemodelten Typus Hassan-Kef und den georgischen Höhlenstädten Uplistziche, Wartzich'e besteht kein wesentlich trennender Unterschied. Sie können als Zweige eines Astes gelten von demselben Baum, dem der chaldische Ast angehört. Nur ist in Uplistziche an den Haupträumen hellenistisch-römischer Einfluss deutlich erkennbar. Wie bereits in meinem Bericht aus Tiflis ausgesprochen, betrachtete ich es als eine wichtige Aufgabe, eine der georgischen Höhlenstädte nochmals zu besuchen, nachdem ich nun Gelegenheit gehabt hatte, die chaldischen Bauten und die Höhlenstädte von dem ursprünglichen Typus Hassan-Kef gründlich kennen zu lernen. Ich bin daher in Begleitung des deutschen Konsuls Hrn. Dr. Oberg, der mir während meines ganzen letzten Aufenthaltes in Tiflis auf das Liebenswürdigste entgegenkam, nochmals nach Uplistziche gegangen und habe da erneut den Eindruck des Zusammenhanges und der Analogie in lebhaftester Weise empfangen. Als Merkmale, die besonders an diese aus dem Alterthum durch Vorder-Asien verbreiteten Felsenbauten erinnern, nenne ich, ausser Höhlenwohnungen, den breiten, in den Felsen gehauenen Weg zur Höhe der Städte, die in den Felsen gehauenen Canäle und den unterirdischen Tunnel, der zum Wasser, hier zur Kura, bezw. zu einem von ihr abgeleiteten Canal herabführt und zwar auf breiten, in den Felsen eingehauenen Treppen. Letztere muthen sogar geradezu „chaldisch" an. Irgend welche andere als graduelle und Detail-Unterschiede bestehen nicht zwischen den unterirdischen Gängen in Uplistziche, denen in Mazgert, auf Toprakkaleh bei Van usw. Andererseits bestehen zwischen Uplistziche und jenen alten Anlagen naturgemäss auch merkliche Unterschiede, deren ich bei meinem wiederholten Besuche erneut inne geworden bin. Eine Strasse, in der sich, wie in Uplistziche, eine Anzahl deutlicher Buden aus Stein eingehauen findet und die deshalb die „Bazar-Strasse" genannt wird, kenne ich an anderen Stellen nicht. Dass gewisse Räume deutliche Einflüsse zeigen, die frühestens hellenistischer Zeit angehören, aber auch erheblich späteren Datums sein können, habe ich schon betont. Dieser Einfluss spricht sich namentlich in der

Anbringung von Cassettirungen an der gewölbten Decke der Felsen-Zimmer und von Pilaster- und Säulen-Motiven aus. Die Analogien zwischen den antiken asiatischen und den georgischen Felsenbauten sind auffällig genug, um bei Untersuchung der Frage betreffs einer etwaigen Zuweisung der Chalder und ihrer Verwandten an eine der noch lebenden[1]) sprachlichen und ethnologischen Gruppen eine Rolle zu spielen.

7. Maiafarkin und Tigranokerta[2]).

Der nächste Weg zur Tigris-Grotte bei Lidje führt über Maiafarkin. Von Hassan-Kêf ging es nach Almadin im Kaza Bischeri. Von Bischeri nach Maiafarkin stehen zwei Wege zur Verfügung: einer nördlich von Almadin über die grosse alte Brücke über den Batman-su, auf dem andern muss man den Batman-su mittels des Fährbotes wesentlich unterhalb Almadin überschreiten und nähert sich Maiafarkin von Süden aus. Hat dieser letztere Weg in mancher Hinsicht für die Beurtheilung der Sachlage etwas Gutes, so habe ich später doch im Ganzen bedauert, dass ich an jenem Maitage nicht den Weg über die Batman-Brücke eingeschlagen habe, weil er für die Frage nach der Gleichsetzung von Tigranokerta mit Maiafarkin von besonderer Bedeutung ist.

Seitdem Sachau in seiner eingehenden Schrift über die Lage von Tigranokerta gehandelt hat[3]), gilt als Stätte dieser altarmenischen Königsstadt das heutige Tell-

1) Dürfte man annehmen, — was aber seine sehr grossen Bedenken und keinerlei Anhaltspunkt in der Literatur hat, — im Alterthum habe eine Vorstellung und Kunde davon bestanden, dass die Bewohner der Höhlenstädte der vormaligen Landschaft Cephenia als Iberer (Georgier) im weiteren Sinne zu betrachten seien, so würde eine Stelle bei Strabo verständlich werden, die bis jetzt jeglicher Erklärung spottet, die Nachricht nehmlich, dass Tigranokerta in der Nähe von Iberien angelegt worden sei. Denn Maiafarkin, das, wie sogleich darzulegen, meines und unseres Erachtens mit grosser Wahrscheinlichkeit als die Stätte des alten Tigranokerta anzusprechen ist, liegt so recht inmitten des Gebietes der alten Höhlenstädte. Wenig mehr als eine Stunde von Maiafarkin bei dem am Fuss des künstlichen Hügels assyrischer Provenienz gelegenen und nach diesem benannten Dorfe Tel-Min befindet sich eine recht bedeutende und höchst malerische Höhlenstadt vom Typus Hassan-Kêf. Von Maiafarkin aus sind die die Höhlen-Wohnungen von Hassan-Kêf tragenden Felszüge am rechten Ufer des westlichen Tigris deutlich zu erkennen, und auf dem Wege von Hassan-Kêf nach Maiafarkin passirt man nicht nur das Hassan-Kêf direct gegenüber gelegene Höhlendorf Korä, sondern auch 2 Stunden weiter aufwärts das ebenfalls ganz den Typus Hassan-Kêf tragende, noch heute grossentheils bewohnte Höhlendorf Skiefdan. Aber, wie gesagt, die Anwendung des Namens der Iberer, aus dem bekanntlich der Name der Georgier entstanden ist, auf die Bewohner dieser Gegend müsste als eine äusserst gewagte Vermuthung bezeichnet werden.

Als Curiosum erwähne ich, dass die Grusiner ihren Namen Kartweli, entstanden aus dem Namen Kartu (das t ist keine eigentliche Aspirata — jedenfalls nicht durchgehends — wird aber von den Georgiern so empfunden, denen die Laute mit Kehlkopf-Verschluss, ṭ, usw., als das Natürlichste und Geläufigste erscheinen) mit dem Suffix li, mit dem der Karduchen, die ja nahe bei und selbst in „Cephenia" wohnten, zusammenzubringen suchen. Dass Karduchen und Kurden, wie bisher allgemein angenommen war, identisch seien, hat neuerdings Nöldeke in „Kardū und Kurden", Festschrift für Kiepert S. 71ff., bestritten. Die Bahn für eine Identification der Karduchen mit einem anderen Volke wäre somit frei, womit ich aber in keiner Weise eine Unterstützung der Idee der Grusiner ausgesprochen haben will.

2) „Ueber die Lage von Tigranokerta", Abh. Berl. Ak. d. W. 1881.

3) Vgl. meine vorläufigen Mittheilungen in diesen Verhdl., Mai 1899, und Sitzungsberichte der Berl. Ak. d. W., 27. Juli 1899, S. 747, Anm. 3. Belck hat Maiafarkin im October 1899

Ermen (= „Armenier-Hügel"), in der Nähe von Mardin. In Soort, das ja einstmals auch — wie Sachau mit Recht betont, fälschlich — für Tigranokerta in Erwägung genommen wurde, wurde die Lage von Tigranokerta zwischen Belck und mir discutirt, und Belck machte dabei gegen die Identification von Tell-Ermen Bedenken geltend, die er zum Theil in unseren Verhandlungen ausgesprochen hat, indem er gleichzeitig auf Maiafarkin als die seines Erachtens allein noch für Tigranokerta in Betracht kommende Stätte verwies. Das die Identification mit Tell-Ermen auch von besonders berufener Seite in Zweifel gezogen wird, war uns damals nicht bekannt. Belck hatte hauptsächlich folgende Bedenken:

1. Dass Tell-Ermen zu nahe an der Grenze des parthischen Reiches liegt, von wo dem Reich des Tigranes die hauptsächlichste Gefahr drohte, als das man annehmen könnte, er habe seine Hauptstadt dorthin verlegt. Sachau selbst erklärt Nisibis wegen zu grosser Nähe der Parthergrenze als ausgeschlossen für Tigranes' Wahl. Aber der Unterschied in der Lage zwischen Nisibis und Tell-Ermen ist schwerlich gross genug, um diese Bedenken für Tell-Ermen auszuschliessen[1]).

Weitere von Belck geltend gemachte Bedenken waren:

2. dass die Dimensionen von Tell-Ermen zu gering für eine Stadt wie Tigranokerta sind;
3. dass in Tell-Ermen so gut wie gar keine Ueberbleibsel einer mächtigen, namentlich keiner armenischen, Stadtanlage vorhanden sind;
4. dass der von Sachau geschilderte kleine Fluss, der Gyrs-Zrgân, schwerlich genügt, um eine grössere Stadt mit Wasser zu versorgen und schwerlich auch mit dem amnis haud spernenda latitudine identificirt werden kann, der, nach Tacitus, einen Theil der Mauern von Tigranokerta umspült[2]).

Ich selbst füge hinzu: In der Beschreibung der bei Tigranokerta zwischen Lucull und Tigranes geschlagenen Schlacht lagert sich, nach Plutarch, Lucull in der „grossen Ebene am Fluss". Dies muss meines Erachtens eine durch einen Fluss speciell charakterisirte Ebene sein, während bei Tell-Ermen die Annahme nothwendig ist, dass es die grosse mesopotamische Tiefebene sei, für deren Configuration und Charakteristik der kleine Fluss gewiss nicht wesentlich ist.

Die Bestimmung der Lage von Tigranokerta ist deshalb ein so ausserordentlich schwieriges Problem, weil aus dem Alterthum authentische Angaben vorliegen, die einander direct widersprechen, so zwar, dass (wie ich aus einer mündlich geäusserten Andeutung des Hrn. Prof. Tomaschek, Wien, entnehme) sogar der Gedanke aufgetaucht ist, dass es zwei verschiedene Städte des Namens Tigranokerta gegeben habe. Tacitus giebt an, dass Tigranokerta 37 Milien von Nisibis belegen sei. Dadurch wird jede Localisirung auf dem linken Ufer des westlichen Tigris ausgeschlossen. Gerade dahin verlegen sie Ptolemäus und die Tabula Peutingeriana.

Wie schwer eine Entscheidung zwischen diesen Daten zu treffen ist, zeigt die Discussion, die in Hermes IX (1875) zwischen Mommsen und Kiepert geführt

besucht. Sein vom 17. October datirter Bericht wurde in der November-Sitzung d. J. vorgelegt und in der Zeitschrift für Ethnologie S. 263—75 abgedruckt. Der vorliegende Bericht über meinen Besuch im Mai wurde nicht nur mündlich erstattet, sondern auch schriftlich ausgearbeitet, ohne Kenntniss von Belck's Ausführungen. Ich lasse ihn unverändert, wo nicht ausdrücklich das Gegentheil bemerkt ist.

1) S. diese Verhandlungen S. 414.

2) Dass dieser Fluss, wie ihn auch Sachau schildert, ein wenig bedeutendes Wässerchen darstellt, bestätigte mir in Charput mein liebenswürdiger Wirth, der amerikanische Missionar Hr. Gates, der lange Jahre in Mardîn ansässig gewesen ist.

worden ist und auf die ich noch zurückkommen werde. Einstweilen bemerke ich nur, dass Mommsen die Angabe des Tacitus im Verein mit den Daten des Strabo und anderen Erwägungen für bindend hält, während Kiepert[1]) einer Localisirung nördlich vom westlichen Tigris das Wort geredet hatte, um sich schliesslich Mommsen's Ansicht anzuschliessen. Später hat dann Kiepert sich uns gegenüber zu Sachau's Ansicht bekannt.

Von den für Tigranokerta in Betracht kommenden Desiderata fand ich drei bereits, bei meiner Annäherung an Maiafarkin (Farkin) von Süden her, erfüllt:

1. Von Tigranokerta wird einerseits gesagt, dass es unter dem Masius gelegen gewesen sei (τὸ Μάσιον τὸ ὑπερκείμενον τῆς Νισίβιος καὶ τῶν Τιγρανοκέρτων[2])), und gleichzeitig (Plinius), dass es „in excelso" gelegen habe. Diese sich scheinbar widersprechenden Angaben treffen auf Farkin thatsächlich zu, denn es liegt direct am Fuss der Hazru-Daghlary (und in ihrem östlichen Theil Farkin-Daghlary) benannten Bergkette. Das unmittelbare Vor-Terrain der Stadt und der Bergkette ist stark gewellt und coupirt, fällt dann aber verhältnissmässig schnell zu einer vollständigen Ebene nach dem Batman-su im SO. und nach dem West-Tigris im Süden ab, so dass die Stadt im Verhältniss zu ihrer weiteren Umgebung doch in hoher Lage liegt. Dies letztere träfe, wie auch von Sachau ausdrücklich (a. a. O. S. 49) bemerkt worden ist, für Tell-Ermen nicht zu.

Nach Strabo liegt Tigranokerta in Mesopotamien. Rein geographisch genommen ist für die Zeit des Strabo, wenn man Sachau's Ausführungen folgt, damit eine Lage jenseit des westlichen Tigris ausgeschlossen. Aber — um vorläufig nur das anzuführen — nichts hindert anzunehmen, dass Tigranes, der ein armenisch-mesopotamisches Reich gründete, eine Provinz (oder ein General-Gouvernement) Mesopotamien von Armenien abtrennte, dessen Grenze von der üblichen Abgrenzung der rein geographischen Begriffe Armenien und Mesopotamien abweichen konnte. Wenn man das einmal als möglich ins Auge fasst, so erscheint es durchaus begreiflich, dass man gerade von dem durchaus nicht unbedeutenden Zuge der Hazru-Daghlary die Grenze zwischen Armenien und Mesopotamien ansetzte. Unmittelbar südlich von diesem Zuge und von Maiafarkin beginnt, wie betont, die Batman-su-Ebene, die auch den Winkel zwischen dem Batman-su und dem ihn aufnehmenden westlichen Tigris ausfüllt. Bergzüge — und zunächst nicht einmal sehr bedeutende — trifft das Auge überhaupt erst jenseit des West-Tigris in der Gegend von Hassan-Kêf — es handelt sich um das von mir durchquerte wellige, aber an charakteristischen Erhebungen arme Gebiet des Tur-Abdin[3]). Von den noch etwas westlich über Hassan-Kêf hinaus sich erstreckenden niedrigen Ausläufern dieser Bergzüge ist der im Südwesten sich ausbreitende isolirte Rücken des Karača-Dagh durch eine deutliche Lücke getrennt.

Die Visirungen, die ich von dem oben genannten Hügel Tell-Min, von Farkin selbst und später von der Höhe des Hazan Daghlary, nördlich hinter Farkin, vorgenommen habe, werden dies des Näheren erläutern.

Die Hazru-Daghlary wären danach ein besonderer Theil des Masius-Gebirges, das nach Strabo sowohl Nisibis wie Tigranokerta überragte.

2. Ein zweites Erforderniss für Tigranokerta ist (nach Tacitus) ein „amnis haud spernenda latitudine", der einen Theil der Stadtmauern umspült. Indem ich mich der Stadt noch weiter näherte, hatte ich den Farkin-su zu durchschreiten

1) Monats-Berichte der Berliner Akademie, Februar 1873, S. 164—210.
2) Strabo XI, 12, 4 (.
3) Vgl. die treffende Schilderung bei Sachau a. a. O., S. 13.

und konnte beobachten, dass er eine recht bedeutende Wassermenge führt: denn das Hauptbett zeigt, trotzdem dass eine ganze Anzahl von breiten und reichlich fliessenden Canälen zu Bewässerungs-Zwecken abgeleitet war, reichliches, in schnellem Lauf dahinfliessendes Wasser. Ich sah auch schon jetzt, dass thatsächlich dieser Fluss einen Theil der Stadt-Anlage umspült. Ich komme darauf und auf den Fluss noch zurück.

3. Nach Plutarch's Schlachtbeschreibung hob Lucull beim Herannahen von Tigranes' Heer die Belagerung auf und lagerte sich „in der grossen Ebene am Fluss." Wie das zu denken war, wenn Maiafarkin die Stätte Tigranokerta's darstellte, ward mir ebenfalls sogleich klar. Das in südöstlicher Richtung das stark coupirte Terrain durchschneidende Thal des Farkin-su war die gegebene Abzugslinie nach dem Batman-su. Diesen Weg musste wählen, wer einem im Osten herannahenden Entatzheer begegnen und die Annäherung an Tigranokerta verhindern wollte. Für Plutarch's „grosse Ebene am Fluss" passt die Batman-su-Ebene aufs Trefflichste: sie erfüllt auch das Erforderniss, dass die Ebene durch diesen Fluss charakterisirt wird. Der amnis haud spernenda latitudine andererseits, der die Stadt umspült, war der Farkin-su.

Betreten wir nun die Stadt und betrachten die Stadt-Anlage selbst[1]):

„Der Grundriss der Stadtanlage gleicht in mancher Hinsicht dem einer mesopotamischen Stadt: auf einer Plattform von quadratischer Gestalt mit abgeschrägten Ecken erheben sich die eigentlichen Stadtmauern. Hinter diesen, wohl auch hin und wieder in den Zug der Mauern eingefügt, die Gebäude der Stadt. Was aber in Babylonien und Assyrien aus Ziegeln hergestellt erscheint, ist hier in der grossartigsten Weise in gewaltigen, schön behauenen Quadern (Kalkstein) ausgeführt. Auch sind diesen Untermauern in regelmässigen Zwischenräumen stützende und abwehrende Vorsprünge vorgefügt, die an den abgeschrägten Ecken die Winkelwendung der Linien des Rechteckes mitmachen und einleiten. Die Anlage ist aber, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, unvollendet: es sind nur die Umrisse der Plattform in Mauern von gewaltiger Dicke und bedeutender Höhe vorhanden. Der innere Theil der Plattform fehlt. Das Innere der Stadtanlage liegt also unter dem Niveau der Plattform. Die auf diesem Plattform-Umriss aufgesetzte Stadtmauer ist voll von arabischen, meist kufischen Inschriften mit begleitenden Ornamenten, die zweifelsohne zum grössten Theil gleichzeitig mit der Aufführung dieser Obermauern angebracht sind.

„Die untere Mauer, der „Plattform-Umriss" zeigt dagegen, soweit ich ermittelt habe, keine Inschriften, mit Ausnahme einer Stelle an der Nord- und einer Stelle an der Ostseite, wo der untere Mauerzug durch ein Thor unterbrochen wird. Man gewinnt den entschiedenen Eindruck, dass man es hier mit einer Anlage zu thun hat, deren Grundzüge aus dem Alterthum stammen, während die weitere Ausgestaltung, wie sie jetzt noch in den Ruinen vorhanden ist, der islamischen Zeit angehört.

„Auch christliche Hände haben an der Ausgestaltung mitgewirkt, wie die Ruinen der prächtigen Basilica zeigen, die freilich an Schönheit und Grossartigkeit der Anlage von den Ueberresten der grossen persischen Moschee noch übertroffen werden. Die Identification mit Martyropolis (s. Ritter's Erdkunde) mag für die spätere Zeit daher wohl zutreffen. Die Grundlagen der Stadt aber stammen

---

1) Wo nichts Anderes bemerkt, sind im Folgenden die in Anführungszeichen gegebenen Abschnitte meinem S. 604 erwähnten Briefe an Belck oder einem Berichte entnommen, den ich von Erzingian, Juli 1899, aus Hrn. Prof. Mommsen übersandte.

aus einer weit früheren Zeit. Die genannten beiden unteren Thore mit den arabischen Inschriften müssen nachträglich in die ältere Anlage des Plattform-Grundrisses eingebrochen sein, was sich aus der Sachlage genügend erklärt.

„Der geschilderte Eindruck wird verstärkt und bestätigt, wenn man an der linken Seite des Nordthores der aus der Zeit des Islams stammenden Obermauer eine griechische Inschrift findet, die man offenbar da **wieder** einzusetzen gesucht hat, wo sie sich in einer früheren Periode des Lebens dieser Stadt befunden hat. Die Steine passen einigermaassen in ihre jetzige Lage. Aber sie und die Theile der Inschrift, die sie tragen, sind verstümmelt, sie liegen theilweise in unrichtigem Verhältniss zu einander; wahrscheinlich fehlen auch einzelne Steine mit ganzen Stücken der Inschrift.

Es sind sieben Lagen von Steinen über einander, die einzelne Lage besteht aus 1 bis 3 Steinen neben einander. Sie stellt eine Proclamation an die Einwohner der Stadt dar, die sich dem Urheber des Erlasses zunächst feindlich gegenübergestellt hatte (ἀντέστη ἡ πολιτεία ὑμῶν καὶ ἐπολέμει με). Der Euphrat wird genannt: es ist von den Römern (Ῥωμαῖοι), womit aber auch Byzantiner gemeint sein können, die Rede, und vom Kampf bis zum Aeussersten (εἰς νέκραν ἔσχαν). Ich habe die Inschrift photographirt, die oberen drei Lagen abklatschen lassen — zu einem vollständigen Abklatsch betrachtete ich meinen Papiervorrath nicht für ausreichend — und ausserdem habe ich die ganze Inschrift copirt.

„Es wird berichtet, dass Lucull Tigranokerta zerstört habe, ehe es vollendet war. Wohl möglich, dass sich das mit auf den Ausbau der Plattform and die innere Ausgestaltung der Stadt bezieht. Später hat man in byzantinischer und muhammedanischer Zeit die Gebäude innerhalb des unteren Mauer-Viereckes in die Tiefe gebaut, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht.“ —

Für den Bericht der Schlacht zwischen Lucull und Tigranes ist wesentlich, dass der Fluss, an dem Lucull nach seinem Abzuge von der Stadt lagert, eine Westwendung mache. Lucull marschirt von seinem Lager aus bis zu der Stelle dieser Westwendung, macht dann ein Kehrtmanöver und überschreitet den Fluss, da wo er am bequemsten zu durchfurten ist und richtet seinen Angriff zunächst gegen einen 4 Stadien entfernten Hügel, auf dem die armenischen Kataphrakten stehen. Ferner musste nach dem Bericht Lucull's das Heranziehen des Tigranes in Tigranokerta bemerkbar sein. Dass der Fluss unterhalb der oben erwähnten Batman-su-Brücke zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes an vielen Stellen furtbar ist, wurde mit Sicherheit mitgetheilt. Meinen übrigen Erkundigungen betreffs der Westwendung und der Verhältnisse am jenseitigen Ufer konnte ich aber keine genügende Sicherheit beimessen, wenn auch die allgemeinen und eine (mir von einem türkischen Ingenieur später in Erzingian zur Verfügung gestellte) Specialkarte eine Westwendung des Flusses verzeichneten. Zudem erschien es unter den Voraussetzungen, die ich mir auf Grund dieser Ermittelungen zu bilden hatte, unmöglich, das Heranziehen des Tigranes von Farkin aus zu bemerken.

Die allgemeine Eile, zu der ich mich auf dieser Reise verpflichtet hielt, und besondere widrige Umstände, die den Aufenthalt in Farkin begleiteten, verhinderten mich an der Verlängerung des Aufenthaltes, die nöthig gewesen wäre, um diese Frage durch Local-Inspection, Untersuchungen des Batman-su und seiner Ufer unterhalb der Brücke, zu erledigen. Ich schrieb deshalb alsbald von der Quellgrotte aus an Dr. Belck einen Brief, indem ich ihn bat, beim Verlassen von Van einen Besuch Farkin's ins Auge zu fassen, und ihm folgende Desiderate bezeichnete:

1. Vollständiger Abklatsch der griechischen Inschrift.
2. Womöglich Abklatsch der bedeutenderen kufischen Inschriften. Ich hatte meinem Papier-Vorrath nach nur 2 und 3 Proben nehmen können und eine besonders hoch eingemauerte Inschrift photographirt.
3. Nachprüfung betreffs der oben erörterten Frage eines als beabsichtigt anzunehmenden Ausbaues der inneren Plattform.
4. Aufsuchung der Westwendung des Batman-su und Prüfung der Furtbarkeit des Flusses in deren Umgegend.
5. Aufsuchung des jenseitigen Hügels, auf dem die armenischen Kataphrakten gestanden haben.
6. Prüfung der Frage, ob der Heranmarsch des Tigranes nach der Gegend dieses Hügels hin von Farkin aus hätte bemerkt werden können.

Punkt 4 und 6 waren als die wichtigsten Desiderate zu bezeichnen.

Das Lager Lucull's, in welchem er dem Tigranes, von dessen Standpunkt aus, vor der Schlacht ganz klein erschien, war nach Auffindung dieser Daten ohne Weiteres in der Nachbarschaft der Einmündung des Farkin-su in den Batman-su an des letzteren rechten Ufer gegeben[1].

Tacitus nennt als den Fluss, der Tigranokerta umspült, den Nicephorius, während der Schlachtbericht des Plutarch nur „von der grossen Ebene am Fluss" redet. Dass beide Schriftsteller von demselben Fluss sprechen, ist natürlich nicht nothwendig anzunehmen. Wer aber an dieser Unterscheidung Anstoss nehmen sollte, der sei darauf hingewiesen, dass oft genug Nebenflüsse und Zuflüsse ungenauer Weise als Quell-Arme und Arme von grösseren Flüssen betrachtet werden. Man könnte also in solcher Weise sagen, dass ein zum System des Batman-su gehörendes Gewässer, ein „Arm" des Batmansu, die alten Mauern Maiafarkin's umspült. Der Farkin-su entspringt, wie ich noch hinzufügen will, aus verschiedenen Quellen im Rücken (nordwestlich und westlich) der Stadt und seine verschiedenen Arme schliessen das Stadtgebiet geradezu ein. Im Norden bildet einer der Arme den Festungs-Graben; er wendet sich dann zum Theil östlich um die Stadt herum, ein Theil des Wassers wird aber unter der Mauer hindurch durch die Stadt geführt und tritt heutzutage an der Südmauer, nahe der Südost-Ecke, wieder heraus. Auch diese Durchführung des Wassers durch die Stadt stammt, wenn mein Eindruck richtig ist, aus der Zeit der ersten Stadt-Anlage.

Dass der Farkin-su ein lebhaft fliessender, wasserreicher Fluss ist, habe ich bereits betont. Seine Breite wird aber zu Zeiten, wo keine Ableitung zu Bewässerungs-Zwecken stattfindet, 3—4 *m* nicht übersteigen. Wenn Tacitus von einem „amnis haud spernenda latitudine" spricht, so wird dabei hauptsächlich die Wassermenge in Betracht kommen. „Viel Gewicht wird", wie Mommsen[2] betont, „auf die Breite des Stromes nicht zu legen sein; wenigstens wäre zu prüfen, ob das vorhandene Wasser nicht die Möglichkeit bietet, durch Stauung als Festungs-Graben zu dienen." Ein wirklich sehr breiter Strom ist der Batman-su. Wollte man auf die Breite besonderes Gewicht legen, so könnte man in der angeführten Weise sagen, dass der Batman-su (dann = dem Nicephorius) mit

1) Correctur-Zusatz: Siehe hierüber Belck's für die November-Sitzung eingelaufenen Bericht (Zeitschr. f. Ethnol. S. 263ff.), aus welchem hervorgeht, dass sämmtliche Erfordernisse thatsächlich vorhanden sind und zutreffen. Das Bild, das die Karten bieten und dessen Voraussetzungen mich bei meinen Erkundigungen leiteten, erfährt durch Belck's Untersuchungen eine wesentliche Modification.

2) Hermes IX. S. 133, Anm. 2.

einem seiner Zuflüsse oder „Arme", der dann keinen gesonderten Namen geführt hätte, die Stadt umspült. Den Batman-su, nicht speciell den Farkin-su als den Nicephorius anzusprechen, hätte mancherlei für sich.

Diesen Beobachtungen, die für eine Identification von Maiafarkin mit Tigranokerta sprechen, möchte ich nun noch Folgendes hinzufügen:

„Eines haben Maiafarkin und Tell-Ermen gemeinsam[1]. Sie bilden beide eine armenische Enclave in durchaus anderen Sprachgebieten. Im Vilajet Diarbekir stehen wir dem eigentlichen Kurdistan gegenüber, und die türkische Verwaltungs-Eintheilung schliesst sich auf das Engste an die kurdische Stammes-Eintheilung an, was mit den Vorgängen und dem Vorgehen bei der ursprünglichen Besitzergreifung dieses Gebietes durch die Türken zusammenhängt. Farkin ist Hauptstadt (Kassaba) der Kaza (des Kaimakamlyk) Silivan, dessen Gebiet dem Wohnsitz des Stammes der Silivan-Kurden entspricht. Der Chef des Stammes Hadji Reschid Agha, mein äusserst liebenswürdiger Wirt, hat einen weit grösseren Einfluss als der türkische Kaimakam. Ein Theil des Stammes der Silivan-Kurden ist südöstlich in die von uns und mir durchzogenen Gebiete zwischen Peschchabûr und Dehôk (S. 592) ausgewandert und dort grossentheils ziemlich verwildert. So wird rings um Maiafarkin nur kurdisch gesprochen, wie rings um Tell-Ermen im Gebiet von Mardîn nur arabisch. Daraus ist mit Sicherheit zu schliessen, dass wir es hier in beiden Fällen mit armenischen Gründungen zu thun haben, und wenn Maiafarkin die Stätte von Tigranokerta ist, so würde ich annehmen, dass Tell-Ermen ebenfalls eine Gründung des Tigranes, einen nahe an die Grenze vorgeschobenen Posten, gleichsam ein Grenzfort darstellt. Einen solchen vorgeschobenen und im Vergleich zu Tell-Ermen erheblich stärker angelegten Posten am Fuss des armenisch-mesopotamischen Grenzgebirges würde, wenn meine Vermuthung richtig ist, auch die von mir oben beschriebene Stadt-Ruine Za'faran darstellen.

Freilich möchte ich für Za'faran noch eine Einschränkung hinzufügen. Es wird noch specieller Untersuchungen bedürfen, ob man überhaupt nach den damaligen Besitz- und Grenzverhältnissen mit einer soweit nach Osten gerückten, wenn auch am Fuss der armenisch-mesopotamischen Randgrenze gelegenen, armenischen Gründung wird rechnen dürfen.

Und nun noch Eines. Auch die armenische Tradition verknüpft Maiafarkin in gewisser Weise mit Tigranes. Bekanntlich gilt den Armeniern als Stätte von Tigranokerta Diarbekir, das sie noch heutzutage als Tigranokert bezeichnen (so z. B. auf einem mir von einem Armenier in Mosul mitgegebenen Brief), aber sicher irriger Weise. Diarbekir, türkisch Kara-Amid, ist ja eine uralte Stadt, die schon in den Keil-Inschriften als Amida vorkommt. Aber in Maiafarkin wurde mir Folgendes erzählt: im Sommer sei Tigranes von Diarbekir nach Farkin gekommen, und wenn er gekommen sei, so habe man die Glocken auf einem südlich vor der Stadt befindlichen Thurm geläutet. Letzteres ist nun handgreiflich falsch, da dieser äusserst schlanke viereckige Thurm sich durch sein ganzes Aus-

1) Sachau a. a. O. S. 57 führt an, dass die Beduinen den Hügel Tell-Ermen und das Dorf Kôč Hisar als Dunaisir bezeichnen, und fügt hinzu, dass man einen in einer keilinschriftlichen geographischen Liste neben Nisibis vorkommenden Stadtnamen auf diesen, dann in uralte Zeit zurückgreifenden Namen gedeutet hat. Man lese Taw-nu-šir. Schrader wies darauf hin, dass diese Annahme auf einer falschen Lesung beruhe. Dies mag richtig sein, aber es ist von Interesse, dass der TU·NU·NU geschriebene Stadtname wirklich mit grösster Wahrscheinlichkeit als Prototyp von Dunaisir anzusprechen ist: denn das Zeichen NU hat als nu auch den Lautwerth šir, und so ist mit grösster Wahrscheinlichkeit für diese in der Nähe von Nisibis belegene Stadt die Lesung Tu-nu-šir anzunehmen.

sehen sowohl wie durch die herumlaufenden kufischen Inschriften als ein Werk aus der Zeit des Islam erweist. Aber von Wichtigkeit ist deshalb der Kern der Legende nicht minder.

Damit wäre Alles gesagt, was für die Identification von Maiafarkin mit Tigranokerta spricht. Und was Moltke mit strategischem Scharfblick bei seinem kurzen Aufenthalt erkannt, haben wir in eingehender Untersuchung dargethan: die Lage von Maiafarkin stimmt zu den Einzeldaten sowohl über die Lage von Tigranokerta, wie über den Schlachtbericht des Lucull.

Aber als ein glatte Lösung des Problems wird man die Identification, der wir das Wort reden, in ihrem positiven Theil noch nicht völlig bezeichnen können. Denn es steht dieser Localisation eine Anzahl authentischer Daten gegenüber, die ihr direct zu widersprechen scheinen. Die Angabe des Tacitus, dass Tigranokerta 37 Meilen von Nisibis entfernt sei, ist in erster Linie, ohne Aenderung der Zahl, gänzlich unvereinbar mit der Lage von Maiafarkin zu nennen. Wer bei Strabo liest, dass Nisibis und Tigranokerta in gleicher Weise von dem Masius überragt werden, wird zunächst eine Stütze des Tacitus darin erblicken wollen. Es mag ihm aber da ergehen, wie es Kiepert Mommsen gegenüber ergangen ist, dass er zuerst stutzig wird, dann aber dieser Angabe nicht ein so bedeutendes Gewicht in diesem Sinne beimisst. Dabei ist es nicht einmal nöthig, mit Strabo so scharf ins Gericht zu gehen, wie es Kiepert an dieser Stelle that[1]).

Wichtiger aber sind Mommsen's strategische Folgerungen aus Tacitus' Bericht, die dahin gehen, dass der bei Nisibis stehende Vologeses mit dem Belagerungs-Corps vor Tigranokerta Fühlung hatte. Aus diesem Grunde verwirft Mommsen die von Kiepert vorgeschlagene Aenderung centum statt septem (et triginta). Und so möchte ich denn meine Ausführungen und meine Ansicht im gegenwärtigen Moment dahin formuliren, dass ich zwar subjectiv der Ansicht bin, dass wir in Maiafarkin die Stätte von Tigranokerta gefunden haben, dass aber bis zur objectiven Durchführung und Anerkennung der Lösung noch weitere literarische Erörterungen nöthig sind. Namentlich müssen die Gesammtbewegungen der in Betracht kommenden Heere genau geprüft werden, was mir, dem eben Zurückgekehrten, nicht möglich gewesen ist.

Zum Schluss möchte ich noch eine Beobachtung mittheilen, die, von der Localisirung Tigranokerta's unabhängig, für die Beurtheilung der Gründung selbst von Bedeutung ist und eine darüber hinausgehende Wichtigkeit hat. Strabo verdanken wir die Nachricht, dass Tigranes sein Tigranokerta hauptsächlich mit den Bewohnern der von ihm eroberten kappadokischen Stadt Mazaca bevölkert habe[2]). Es ist meines Wissens bisher nicht erkannt worden, dass dieser Maassregel eine ganz besondere Bedeutung vom armenisch-nationalen Standpunkt innewohnt. Solinus berichtet, dass Mazaca einst die Hauptstadt der Armenier gewesen sei. Derartige Nachrichten bei Solinus gehen, wie ich bereits mehrfach betont habe, im letzten Grunde auf sehr gute und alte Quellen zurück. In erster Linie kommen Hecataeus und Xanthus in Betracht. Ohnehin von besonderem Interesse als Bestätigung der von uns mehrfach betonten Thatsache, dass die Armenier vor ihrer Einwanderung in ihr heutiges Heimathland längere Zeit in Kappadokien ansässig gewesen sein müssen[3]), erhält diese Nachricht

1) Belck befindet sich also hier in sehr guter Gesellschaft, was ich im Hinblick auf meinen Ausspruch (Zeitschrift für Ethnologie S. 269, Anm. 5) besonders betone.

2) Vergl. Sachau a. a. O., S. 6.

3) Siehe diese Verhandlungen 1896, S. 518 f.

durch die Maassregel des Tigranes eine werthvolle Ergänzung und Beleuchtung. Die Stadt, die von nun an die Hauptstadt und den Königssitz des neugegründeten Gross-Armenischen Reiches abgeben sollte, besiedelte Tigranes mit den Bewohnern der erreichbar ältesten armenischen Hauptstadt. Tigranokerta sollte so gleichzeitig ein „Neu-Mazaca“ sein, und somit in jeder Hinsicht den Inbegriff und Kern des gesammten Armenierthums darstellen.

8. Nochmals die Tigris-Grotte und ihre Inschriften.

Betreffs meines Besuches in der Tigris-Grotte kann ich auf meinen aus Tiflis eingesandten ausführlichen Bericht verweisen[1]). Ich möchte nur noch ganz besonders betonen, dass meine Untersuchungen an der früher Tuklat-Ninib zugeschriebenen Inschrift mit besonderer Sorgfalt, wenn auch unter grossen Beschwerden, unter Ausnutzung aller günstigen Umstände, geführt worden sind und dass ich meine Ermittelungen über die Zuweisung dieser sehr stark zerstörten assyrischen Inschrift als abschliessend betrachte. Nur in bestimmten Nachmittagstunden fällt genügend Licht auf die Inschrift, die sich bereits in der Grotte befindet. Ich habe während der neun Tage meines Aufenthaltes diese Stunden regelmässig ausnutzen können. Es ist keine glatte Fläche vorhanden, so dass man, um so mehr als mir nur eine aus einer Ast-Gabelung roh hergestellte Leiter zur Verfügung stand, die ganze Inschrift niemals übersehen kann. Ich habe mir die Inschrift in 4 Felder getheilt und jedes einzelne Feld unabhängig von anderen und unabhängig von meinen früheren Lesungen wiederholt geprüft. Ausserdem stand mir zur Controle ein unter meiner Leitung angefertigter, verhältnissmässig sehr wohlgelungener Abklatsch zur Verfügung. Ich selbst ging ursprünglich, wie ich nochmals mit Nachdruck betone, von der Annahme aus, dass wir es mit einer Inschrift Tuklat-Ninib's zu thun hätten. Zu der Erkenntniss, dass es sich um eine Inschrift Salmanassar's II. und keines anderen handelte, wurde ich durch folgende Beobachtungen gezwungen:

1. Auf dem Abklatsche erkannte ich sofort, dass in der ersten verstümmelten Zeile das Gottes-Determinativ unmittelbar auf das Personen-Determinativ folgte, wodurch der Name Tuklat-Ninib ausgeschlossen wurde, denn dieser beginnt mit dem Zeichen KU. (= tukultu, tuklat).
2. Eine der letzten Zeilen lautet, wie folgt:

   . . . id-ri ša Dimaški (geschr. IMERI · ŠU) m. Ir-ḫu-li-ni . . . .

   Daraus ergiebt sich, dass in der Inschrift erwähnt sind [Daddu]-idri-ša ali Dimaški, Irḫulini-ša ali Ḫamati, d. h. Benhadad von Damaskus, und Irchulinu von Hamat.
3. Etwas vorher findet sich in der Inschrift erwähnt: alu Ar-za-aš-ku-un, ali šarrûti ša m. A-ra[-me šar] mâti U[2])[-ra-ar-ṭi, bezw. ṭa], d. h. Arzaškun, die Königs-Stadt des Aram von Urarṭu.

Der Name der Stadt Ar-za-aš-ku-un steht am Ende einer Zeile und bildet die schönste Probe von der Art und Weise, wie der Steinmetz sich mit dem ungenügenden Raum abgefunden hat. Das Zeilen-Ende geht fast senkrecht in die Höhe, eine Unregelmässigkeit, die man auf babylonisch-assyrischen Thon-Tafeln nicht selten findet, während sie bei einer Fels-Inschrift recht befremdlich erscheint. Trotz dieser Verzerrung ist jedes einzelne Zeichen des Stadt-Namens deutlich vor-

1) Zeitschrift für Ethnologie, S. 282 ff.

2) Der Anfang des Zeichens u ist erhalten.

handen. Die Ergänzungen der darauf folgenden Worte sind völlig gesichert. Durch die sub 2. und 3. mitgetheilten Beobachtungen ist die Zuweisung an Salmanassar II. bereits mit voller Eindeutigkeit festgestellt, denn Salmanassar's II. Vater, Asurnasirabal, ist niemals mit Damaskus und Hamat in feindliche Berührung gekommen, und Salmanassar's II. Sohn, Samsi-Adad IV. ist ausgeschlossen, da er nicht Zeitgenosse Aram's gewesen sein kann. Denn einmal hat noch Salmanassar selbst nach seinen Annalen mit Aram's Nachfolger Sardur (Seduri) gekämpft, und zweitens wissen wir aus Samsi-Adad's Inschriften selbst und aus den ihn betreffenden Daten der Verwaltungsliste, dass er bereits zu Anfang seiner Regierung mit Ušpina, d. i. Ispuinis, dem Sohne dieses Sardur, gekämpft hat.

Es war daher nur eine nicht mehr nothwendige Bestätigung, wenn ich schliesslich am Felsen selbst in der ersten Zeile noch Spuren des Zeichens DI fand, mit denen der Name Salmanassar nach dem Gottes-Determinativ beginnt[1].

Die Inschrift ist durch mehrere darüber angebrachte, offenbar aus christlicher Zeit stammende Kreuze verstümmelt. Weitere als die von mir genannten 5 Inschriften befinden sich weder an der Quell-Grotte, noch an einer der anderen, in dieser Gegend so reichlich vorhandenen und von mir — auch in ihrem zur Anbringung von Inschriften natürlich ungeeigneten dunklen Innern — untersuchten Höhlen und Grotten[2]. Hierbei will ich noch bemerken, dass in der Grotte, aus der der Tigris hervorströmt, die (nur von mir besichtigte) dritte der Inschriften bereits so weit, namentlich mit ihrem letzten abgetrennten Theil, in das Innere der Höhle hineinreicht, dass damit, sowohl was die Zugänglichkeit, als was die Beleuchtung anlangt, das Maximum der Raum-Ausnützung erreicht ist. Ich musste durch Wasser waten oder mich hindurch tragen lassen und musste die Inschrift in höchst unbequemer Lage, auf dem glatten Felsen sitzend — unter mir das wirbelnde Wasser — copiren. An der rechten Seite des Flusses ist hier also an eine weitere Inschrift nicht zu denken, und an der linken Seite der Grotte ist nach Anlage und Structur der sehr viel stärker zerklüfteten Felsen die Anbringung von Inschriften überhaupt ausgeschlossen. Wir haben also mit etwaigen verlorenen oder zerstörten Inschriften nicht zu rechnen. Somit bleibt es dabei, dass, da die nach Asurnasirabal's Berichten für die Supnat-Quelle zu erwartenden und zu fordernden Inschriften an dieser Stätte nicht vorhanden sind, die Identification mit der Suprat-Quelle definitiv aufzugeben ist. Wir haben es hier mit einem den unterirdischen Tunnel durchfliessenden Tigris-Quellflusse zu thun, und diesem Sachverhalt entsprechend reden auch sämmtliche dort angebrachten Inschriften von der Quelle des Tigris, im Einklang mit den Annalen Salmanassar's II. In seinem 7. und seinem 15. Jahre ist nach diesen Salmanassar zur Quelle des Tigris gezogen: in beiden Fällen hat er seine Inschrift und sein Königsbild dort angebracht, und so finden wir thatsächlich zwei Inschriften Salmanassar's, die jede von einem Königsbilde begleitet sind: die zweite, bisher Tuklat-Ninib zugeschriebene Inschrift in der eigentlichen Tigris-Grotte, und die obere von den beiden Inschriften an der höher gelegenen Höhle. Ueberraschend ist nur, dass

1) Hiernach ist zu corrigiren, was Belck in seinem Bericht über den im October 1899 der Quell-Grotte abgestatteten Besuch über die Inschrift und über die Art und Weise, wie ich bei meinem vorgängigen Besuch im Mai zu der Zuweisung an Salmanassar II. gekommen sei, äussert. Namentlich ist es irrig, wenn Belck annahm, dass diese Zuweisung hauptsächlich auf der Lesung des verstümmelten Namens des Assyrer-Königs beruhe.

2) Näheres über diese siehe in meinen Berichten an die Geographische Gesellschaft in Hamburg.

[illegible] weitere Inschriften desselben Königs (ohne Bildniss) in der unteren Höhle Nr. [illegible] und der oberen Höhle Nr. 2 in der von mir dargestellten Weise von einem dritten Besuche berichten.

Die Supnat-Quelle muss an anderer Stelle zu suchen sein: dass es eine Grotte oder Höhle gewesen sei, ist nirgends gesagt, und es kann meines Erachtens an sich auch die Quelle eines weit minder bedeutenden Flusses in Betracht kommen. Sie braucht nicht einmal in Armenien zu liegen. Denn Asurnasirabal (Ann. I, 104) gelangt zu ihr von Ninive aus vor dem Eintritt in Kašiar-Gebirge. Die Nairi-Völker (und die Aramäer) hatten zu seiner Zeit stark nach Mesopotamien übergegriffen (vergl. oben S. 596 sub 7).

9. Felsen-Festungen und Inschriften von Palu, Kalah bei Mazgert und Pertek.

Von der Quellgrotte ging es nach Palu[1]), der Stätte des alten Šebiterias (nicht Puterias, wie bisher in der Inschrift auf dem dortigen Felsen gelesen wurde). Die Schilderung der von Rusas II. Argistiḫinis herrührenden, besonders interessanten Felsen-Festung — der von Prof. J. Wünsch besuchten „Grabkammern" — von Kalah bei Mazgert und die Wiedergabe der von mir copirten Inschrift dieses Königs[2]), unseres „neuen Herrschers von Chaldia", behalte ich mir für später vor. Betont sei nur, dass mir hier zum ersten Mal eine Eigenthümlichkeit begegnete, die sich als ein Charakteristikum der Burg-Anlagen im Westen des grosschaldischen Reiches erwies: das sind die ungeheuren, in die Felsen gehauenen Cisternen auf der Höhe des Burgfelsens. Dass ich die aus späterer Zeit herrührende Burganlage von Mazgert nicht besucht habe, muss ich als Versäumniss bezeichnen; denn meine Erfahrungen an der Burg von Charput und an anderen Burgen haben mir die Ueberzeugung beigebracht, dass, wo wir römische, arabische, „genuesische" Burg-Anlagen in diesen Gegenden finden, bereits früher die chaldischen oder quasi-chaldischen Festungs-Anlagen voraufgegangen sind. Dies ist ja auch erklärlich und zu erwarten, denn die Erfordernisse der Sicherheit jeder Vertheidigung und der Vertheilung der militärischen Stationen richten sich nach der Configuration des Landes und bleiben die gleichen, welche Völker auch immer die Herren sein mögen.

10. Charput - Izoly - Malatia - Wank - Erzingian.

Auch über diesen, an Erlebnissen und Beobachtungen besonders reichen Abschnitt meiner Reise muss ich mich hier unter Hinweis auf früher Mitgetheiltes und an anderer Stelle zu Veröffentlichendes ganz kurz fassen. Ich erwähne nur die Collation der von Sardur III. herrührenden westlichsten chaldischen Inschrift (Sayce Nr. 50) von Kümürchan-Izoly, die seit ihrer Entdeckung durch Mühlbach und Moltke nie wieder an Ort und Stelle untersucht worden war. Von den zahlreichen Verbesserungen, die diese Nachprüfung ergab, sei erwähnt: Zeile 14/15 .... ALU Ta-a-še ALU Ḳu-e-ra-a-ta-še, woraus hervorgeht, dass zwei Städte des Namens Taše als erobert erwähnt sind, deren eine dem chaldischen Gotte Ḳueras geweiht war.

Weiter seien erwähnt die Nachforschungen nach dem Standort der Euphratbrücke, über die Sardur III. floh, als er von Tiglatpileser III. 743 besiegt war; der Besuch des fruchtreichen Malatia und seines hervorragend gebildeten liebenswürdigen Mutessarif Djemil Pascha; die Auffindung einer chaldischen Festungsanlage am Euphratknie bei Malatia; die Entdeckung der griechischen In-

1) Vgl. bereits Verhandl., Mai-Sitzung 1899, S. 489.
2) S. Sitzungsbericht der Berliner Akademie der Wissenschaften, Juli 1899, S. 748 f.

schrift bei der Höhlen-Stadt Wank bei Agyn [Grab-Inschrift der [illegible] in 5 schlecht gebauten Distichen, römische Zeit[1]]; die Untersuchung der alten armenischen Königs-Residenz Kjemach und die Auffindung der höchst merkwürdigen, in den Felsen gehauenen Wasser-Leitungen und sonstiger Felsen-Bauten; der Aufenthalt und die gastliche Aufnahme bei Zeki Pascha in Erzingian.

In Charput, wo ich 14 Tage lang der herzlich begrüsste und aufgenommene Gast der amerikanischen Mission war und auch den deutschen Missionaren die liebenswürdigste Unterstützung und Hülfe fand, war es mir vergönnt, unseren Studien in dem jungen Missionar Mr. Huntingdon, dem ich in der verschiedensten Richtung für gütige Unterstützung zu danken habe, einen eifrigen Adepten zu gewinnen.

Aus einem seiner Briefe, in dem er mir über seine Nachforschungen nach chaldischen Festungsanlagen im Gebiete von Charput berichtet, setze ich den Schluss-Abschnitt in deutscher Uebersetzung her, als Erläuterung für bereits Bemerktes und als Anregung und Anknüpfung für Späteres:

„Wollen Sie nun einen Blick auf Ihre Karte werfen und mir eine Frage beantworten. Sie haben eine Festung am Euphratknie gefunden; ich habe eine bei Haroghly, 8 Stunden nach Osten, gefunden; bei Charput 6 Stunden weiter östlich ist eine weitere Festung; ich höre, dass am Mastar-Gebirge, 6 oder 8 Stunden weiter östlich auf dem alten Wege nach Palu, zwei Befestigungen liegen: eine Felsenfestung hoch auf dem Berge, eine nahe dem Fusse des Berges aus Mauerwerk; 8 Stunden weiter östlich ist Palu. Ich hoffe bald nach dem Mastar zu gehen und zu sehen, was sich dort wirklich findet; aber nehmen wir an, es sei eine Festung dort. Nun frage ich:

„Warum finden wir 5 Festungen in dieser Linie, jede von der anderen gerade eine Tagereise von einander entfernt? und warum hielten es sowohl die Chalder, wie ihre Nachfolger, wer immer diese waren, für nöthig, ihre Burgen an denselben Stellen anzulegen, abgesehen davon, dass, wo keine Stadtanlage vorhanden war, die Römer oder Araber (?) ihre Burgen mehr in die Tiefe an zugänglichere Plätze verlegten?

„Könnte es nicht sein, dass eine grosse Kriegsstrasse von der Grenze nahe bei Malatia über Charput und Palu nach Van führte? Haben Sie irgend welche Burgen gefunden oder von ihnen gehört, die eine solche Theorie unterstützen würden? Wenn wahrscheinlicher Weise ein solcher Weg existirte, ging er von Palu nach Musch? oder wandte er sich von Palu aus südöstlich? Haben Sie positive Gründe anzunehmen, dass die von Tiglatpileser erwähnte Brücke in der Nähe des Rumur-Chau war und nicht vielmehr am Euphrat-Knie? Erscheint es nicht wahrscheinlich, dass diese Linie von Festungen zu der Brücke führte? Ich hoffe, dass Sie einige Aufklärung geben können und dass mein Brief Ihnen helfen wird, einige Punkte zu erledigen."

Das wird in der That der Fall sein. Ich denke auf Mr. Huntingdon's grossentheils höchst erwägenswerthe Anregungen zurückzukommen.

II. Die vermeintlichen Chalderreste.

Baiburt hatte ich besuchen wollen, weil nach den vorhandenen Nachrichten hier Reste der Chalder und ihrer Sprache zu finden sein sollten, und wie spärlich immer und wie verändert ein solcher Jargon auch gewesen wäre, seinen Werth für das Eindringen in das Verständniss der altchaldischen Inschriften könnte ja nicht hoch genug angeschlagen werden. Leider wusste niemand in Baiburt etwas

1) Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, Juli 1899, S. 749, Anm. 1.

... solchen Chalderresten, obgleich — was besonders interessant war — mir der armenische Bischof mit der kaum durch eine Frage hervorgerufenen Bemerkung entgegenkam, dass hier in den Bergen von Baiburt der Sitz der in den armenischen Schriftstellern genannten Haltik' zu suchen sei. Aber existiren thut nichts mehr. Ein türkischer Polizeibeamter theilte mir mit, dass die Trapezunter die Leute von Baiburt und Umgegend, wenn sie nach Trapezunt kämen, mit einem Spitznamen als Chalt bezeichneten. Dass sich die Sache ungefähr so verhält, und dass das die einzige lebendige Erinnerung an das Chaldervolk ist, habe ich später leider bestätigt erhalten.

Einstweilen erfreute ich mich an der herrlichen Lage der Stadt Baiburt am Tschoroch-Flusse und fand auf dem Felsen, auf dem sich jetzt die mittelalterliche oder frühneuzeitliche Burg, mit Inschriften in arabischer Schrift geschmückt, höchst malerisch erhebt, deutliche Anzeichen einer früher chaldischen Burg-Anlage: Cisternen, Felsen-Treppen und namentlich zwei zum Wasser führende unterirdische Treppen-Gänge, die mit ganz besonderer Sorgfalt in den Felsen gehauen waren und in ihrer Anlage gewisse Eigenthümlichkeiten boten. Man würde gern annehmen, dass diese Burg-Anlage aus der Zeit des späteren Chalderthums, von dem uns Xenophon Kunde gibt, stammt.

In Erzerum wurden durch Mittheilungen von verschiedenen Seiten, die scheinbar auch der energischsten Kritik Stand hielten, noch einmal die Segel des Schiffleins geschwellt, das meine Hoffnungen trug. In Höhlen am Eingange von Trapezunt sollten Chalder wohnen, die eine besondere Sprache sprächen und zu bestimmten Zeiten des Jahres dort auftauchten, zu anderen Zeiten fortzögen, usw.[1])

Ausserdem verzeichne ich kurz einen Besuch der Frat-Quelle, die Auffindung verschiedener Felsenbauten, so namentlich einer Nische im Srtadzor auf dem Wege zur Euphrat-Quelle und die Karvor benannte Anlage in dem die Ebene von Erzerum im Norden begrenzende Bergzuge. Auf der obersten Spitze des Berges befindet sich eine kleine, besonders wohlerhaltene Burganlage mit kyklopischen Aussenmauern und dem Grundriss und Fundament eines rechteckigen Gebäudes gleicher Anlage, am Fuss des Felsens verschiedene Felsen-Kammern, die durch gewisse Eigenthümlichkeiten der Anlage, besonders eines Kamins vermuthen lassen, dass sie aus späterer Zeit herrühren. Ich will hier erneut der Muthmaassung Ausdruck geben, dass zur Zeit des ältesten Christenthums, anfangs vielleicht, da das christliche Bekenntniss sich noch zu verbergen hatte, die Höhlen-Bauten zunächst als Zufluchtsorte aufgesucht wurden, dass dann aber der Höhlenbau unter gewissen Voraussetzungen in christlicher Zeit und von christlicher Seite aus ausgebildet und cultivirt worden ist. —

Von Erzerum ging es auf unbeschreiblich eintönigem Wege nach Hassankalah. Alle Bemühungen, die wohlbekannte Inschrift, die hier einst vorhanden gewesen ist, aufzufinden (Sayce Nr. 35), waren erfolglos und sind bei späteren Wiederholungen ebenfalls erfolglos geblieben. Dagegen zeigt die mittelalterliche Burg, die an malerischer Lage mit denen von Baiburt und Charput wetteifern kann, sehr interessante Spuren früherer chaldischer Anlagen. Mitten im Burghof liegt ein ungeheurer schwarzer viereckiger Stein, der, wie der Vergleich mit der Topzauä- und der Rusas-Stele vom Keschisch-Göll lehrt, nichts anderes ist, als der Sockel einer mächtigen chaldischen Stele. Interessant ist, dass in der Mitte der vier, im Uebrigen geglätteten Längsseiten ein grosser Knubben stehen geblieben ist, der offenbar zur Anbringung der Seile beim Transport gedient hat. Nach der Seite des Pasin-su (Phasis) hin fällt der Burgfelsen steil ab. An

1) S. oben S. 580.

diesem steilen Abfall sind Felsenzimmer chaldischer oder quasi-chaldischer Anlage angebracht, die, nur auf äusserst halsbrecherischem Wege zu erreichen, ihrer unbequemen Lage nach ihr einziges Gegenstück an den am Van-Felsen unter den Argistis-Zimmern angebrachten Kammern haben dürften.

Die Inschrift des Jazylydasch (Sayce Nr. 50) bei dem gleichnamigen Dorf, das unweit des Dorfes Eschek Elias zwischen Hassan-Kef und Velibaba liegt, ist wohl die einzige grössere Inschrift, deren Collation nur unwesentliche Verbesserungen gegenüber den bisherigen Ausgaben lieferte. Sie ist erstaunlich wohl erhalten, bis auf eine durch eine eingeschlagene Kanonenkugel verursachte Verstümmelung mehrerer Zeilen-Enden.

Mit der Auffindung einer kleinen Menuas-Inschrift im Schulhause von Toprakkaleh, dem Hauptort des Bezirkes Alašgert, schloss meine Ausbeute auf türkischem Gebiet. So unbedeutend das Fragment ist, so liefert es uns doch eine sehr interessante Angabe. Es wird nehmlich darin eine Stadt A-na-ši genannt und zwar offenbar als von Menuas erobert. Ich glaube, dass wir hier das Prototyp des Namens Alašgert treffen. Kert, gert ist bekanntlich armenisch = Stadt, Festung; so bleibt als Name nur übrig Alaš, was zu Anaš(i) aufs beste stimmt. Der Wechsel der Liquida (n zu l) macht gar keine Schwierigkeit, und die alte Stadt, die dem Bezirk ihren Namen gegeben hat, wird dort zu suchen sein, wo der Stein gefunden worden ist. Als wahrscheinliche Provenienz desselben wurde von mir die Oertlichkeit des Dorfes Chazdar ermittelt. Dieses liegt besonders günstig am Ausgangspunkt verschiedener Pässe, die durch die im Süden angrenzenden Berge von der Ebene von Patnotzt und Melazgert her nach Alašgert führen. Wer diese Stätte und allenfalls noch Toprakkaleh und Karakilina in Besitz nahm, war unbestrittener Herrscher der weiten und fruchtbaren Gefilde von Alašgert. — Wie mir mitgetheilt wurde, verdorrt ein Theil des Kornes von Alašgert auf dem Halm, weil die Einwohner es nicht verzehren können und keine Gelegenheit zur Ausfuhr vorhanden ist. Wieviel hier durch Schöpfung von verständigen Verkehrsmitteln genutzt werden könnte, wird klar, wenn man bedenkt, dass zu gleicher Zeit im Vilayet Mosul und Diarbekir der grösste Mangel herrschte. Dem Project einer Bahn nach Bagdad brachte man, wie ich bei dieser Gelegenheit bemerken möchte, allerseits auf dem von mir bereisten Gebiet ein ganz besonderes Interesse entgegen.

12. Alašgert-Tiflis-Batum-Trapezunt-Constantinopel.

Von Alašgert aus wurde gemeinsam mit Belck die russische Grenze überschritten, und über Kagysman und Kars-Alexandropol ging es nach Tiflis zurück. Von hier sollte, nach der ursprünglichen Absicht, noch eine weitere Ausreise beider Expeditions-Leiter erfolgen. Während Belck zur Erledigung der letzten Transport-Angelegenheiten und weiterer Forschungen auf türkisches Gebiet zurückkehrte, sollte ich auf russischem Gebiet eine Nachlese halten. Ich blieb jedoch durch meinen Gesundheits-Zustand mehrere Wochen in Tiflis gefesselt und konnte nur den kleinsten Theil dieses Programmes ausführen. Namentlich wurde die Inschrift von Sarykamysch nochmals genau copirt und ausgemessen und der grusinischen Felsen-Stadt Uplistziche der bereits oben erwähnte Besuch abgestattet.

Auf der Heimreise machte ich in Trapezunt Station, um den Chalder-Resten, von denen ich in Erzerum Kenntniss erhalten hatte, nachzuspüren. Das Ergebnis war aber leider ein durchaus negatives. Es fand sich nur, dass thatsächlich (vgl. oben) die aus dem Hinterlande von Trapezunt (Baiburt-Gümüschchana-Kelkyt,

einwandernden Arbeiter von den Trapezuntern als Chalt bezeichnet werden. Von denen wohnen einige mit ihren Familien in den Höhlen vor dem Eingang der Stadt an der Strasse von Erzerum. Sie zeigen aber weder linguistisch, noch ethnologisch, noch sonst in irgendwelcher Weise irgendwelche Besonderheit. So lebt also hier in der Terminologie der griechischen Kirche und der Sprache der Trapezunter eine Erinnerung daran fort, dass die Gebirge im Hinterlande von Trapezunt einst der letzte Zufluchtsort der Chalder gewesen sind.

Einen kurzen Aufenthalt des Dampfers in Samsun benutzte ich zu einem flüchtigen Besuch der Stätte des alten Amisos. Ein zum Theil wohlerhaltenes antikes Reservoir oder Bad fesselte besonders meine Aufmerksamkeit.

In Constantinopel habe ich noch einige keilinschriftliche Studien im Museum gemacht und sonstiges Geschäftliche erledigt und bin dann über Budapest und Wien hierher geeilt, um Ihnen diese Mittheilungen am heutigen Tage machen zu können. —

Hr. Rud. Virchow fragt, mit Rücksicht auf die eben gehörten Mittheilungen, nach etwaigen Beziehungen zwischen den grusinischen und den mesopotamischen Höhlen-Städten.

Hr. C. F. Lehmann erkennt an, dass zwischen beiden Anlagen entschiedene Aehnlichkeiten bestehen. —

(14) Hr. Rud. Virchow übergiebt Namens des auswärtigen Mitgliedes Hrn. Dr. Tappeiner in Meran als Geschenk für die Gesellschaft eine

Schädel-Sammlung.

Dieselbe besteht nach einem von Hrn. Dr. Strauch angefertigten Verzeichniss aus folgenden Schädeln, bezw. Schädel-Abgüssen:

1. aus Tirol 32, nehmlich:			
	Kitzbühel	26	
	Tisens	1	
	Latsch	1	
	Tarsch	2	
	Oetzthal	1	
	Villanders	1	
			32
2. aus der Schweiz 10			10
3. aus Italien, speciell der Romagna 3:			
	Romagna	1	
	Rimini	1	
	Tumaboglo	1	
			3
4. Gyps-Schädel 5 (darunter 1 Dajak-Borneo, 1 Dinka-Neger, 1 paläolithischer Schädel von Isola del Lire)			5
		Zusammen	50 Schädel.

Ein genauerer Bericht wird später erstattet werden; vorläufig erkennt der Vorsitzende den grossen Werth dieser Sammlung, namentlich für die Kenntniss der brachycephalen Schädel-Formen an.

Unter den Tirolern befindet sich ein

plagiocephaler Schädel von Tisens,

der seiner höchst charakteristischen Eigenschaften wegen besonders erläutert wird:

Hr. R. Virchow: In meiner grundlegenden Abhandlung über pathologische Schädel-Formen (Würzburger Verhandl. 1851. II. S. 250, wieder abgedruckt in meinen Gesammelten Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin. Frankfurt a. M. 1856. S. 910 folg. habe ich den Einfluss prämaturer Synostosen auf die Form des Schädels ausführlich erörtert, und besonders die „schiefen Brachycephalen oder Plagiocephalen" durch Abbildungen und Beschreibungen, nebst Messungen, in das Licht gestellt. Ich konnte schon damals 5 ausgezeichnete Schädel dieser Art aus der Würzburger anatomischen Sammlung vorführen, welche auch dadurch wichtig erschienen, dass ihre Besonderheiten mit tiefen Störungen der Geistes-Thätigkeit verbunden gewesen waren. Es handelte sich dabei vorzugsweise um einseitige Synostosen der Coronaria, als deren Folge sich eine höchst charakteristische Schiefheit und halbseitige, zum Theil auch noch weitergehende Verkürzung der entsprechenden Schädel-Hälfte entwickelt hatte. Nicht bloss die Besonderheit der Störung, sondern auch die besondere Häufigkeit solcher Schädel in einem ausgemacht cretinistischen Gebiet von Unter-Franken (Iphofen) legten den Gedanken nahe, dass die veranlassende Krankheit in einem Zusammenhange mit endemischem Cretinismus stehe.

Seitdem hat sich die Zahl derartiger Beobachtungen von Jahr zu Jahr vermehrt; auch unser Berliner Pathologisches Museum besitzt ausgezeichnete Exemplare dieser Anomalie. In der Sendung des Hrn. Tappeiner befindet sich ein äusserst typischer Schädel, der es verdient, besonders gezeigt zu werden. Er stammt von Tisens in Tirol (Orig.-Nummer 255). Er hat keinen Unterkiefer, wiegt aber trotzdem 785 *g*. Seiner Form nach muss er als hypsibrachycephal bezeichnet werden: Länge 167 *mm*, Breite (Tp) 157, Höhe 113,5 *mm*, also Längenbreiten-Index 94,0, Längenhöhen-Index 67,9.

Er zeigt eine vollständige Synostose der linken Coronaria und eine entsprechende Erniedrigung der Wölbung der linken Schädel-Hälfte (Fig. 1, 2 u. 4), aber gleichzeitig eine Synostose der untersten lateralen Abschnitte beider Hälften

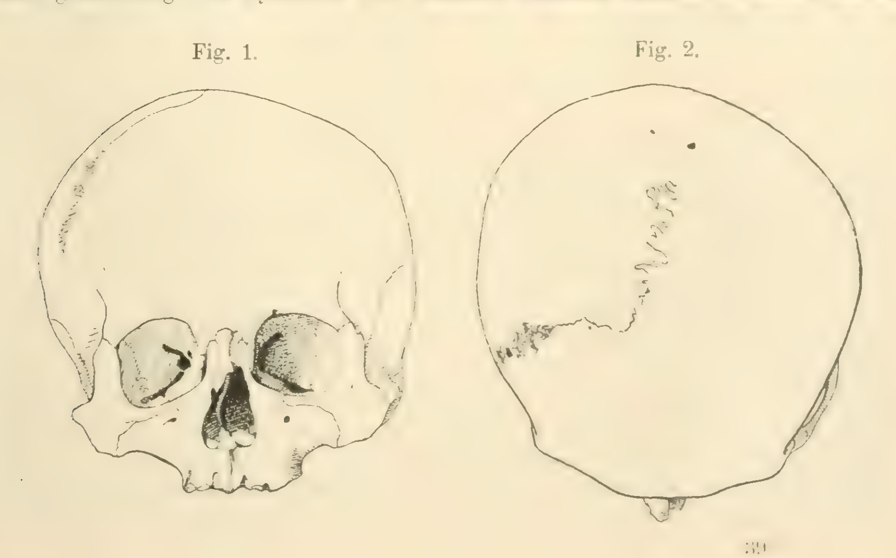


Fig. 1. Fig. 2.

der Coronaria (Fig. 1 u. 5), sowie des hinteren Abschnittes der Sagittalis und der oberen Abschnitte der Lambdoides (Fig. 2 u. 4). Von kleineren Störungen anderer

Fig. 3.

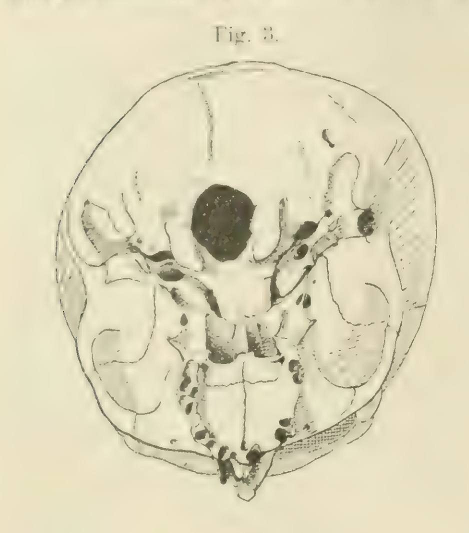


Fig. 4.

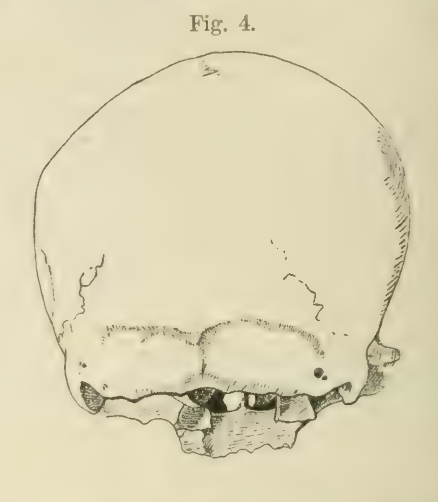
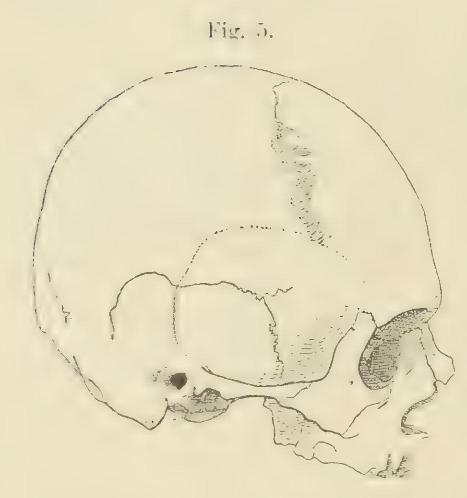


Fig. 5.



Theile mag hier abgesehen werden. Insbesondere sind die Emissarien sehr unregelmässig: die parietalen sind zur Seite geschoben. Aber auch die Basis cranii ist nicht intact geblieben: das mehr gerundete Foramen magnum ist schief, mehr nach links gestellt und selbst etwas um die Axe gedreht (Fig. 4), der Gaumen stark nach links abgedreht, so dass die Gaumennaht mit der Mittellinie des Hinterhauptes einen stumpfen Winkel bildet, endlich die ganze linke Seite der Basis kleiner, weniger ausgelegt. Das Gesicht ist verhältnissmässig am wenigsten betroffen: die stark vortretende Nase steht mehr nach links, die rechte Gesichts-Hälfte ist im Ganzen niedriger, daher das ganze Gesicht etwas schief und rechts niedriger. —

Ich will weitere Beispiele nicht aufführen und nur das hervorheben, dass es sich bei diesen Synostosen durchweg um Verwachsungen handelt, welche in das Gebiet der entzündlichen fallen. Daher sind auch die Schädel-Knochen in diesen Fällen gewöhnlich verdickt und sklerotisch, statt der Diploë haben sie gewöhnlich festes Knochen-Gewebe. Zuweilen gestaltet sich daraus eine wahrhafte Hyperostose der Schädel-Knochen. Als Beispiel dafür citire ich noch aus der Sammlung des Pathologischen Museums das sehr schwere Schädeldach eines 47-jährigen Arbeiters, der an ulceröser Phthise mit Amyloid und Endoaortitis chronica zu Grunde gegangen ist. Bei ihm liegt die stärkste Verdickung und Verdichtung in der Schläfen-Gegend. Er hat eine vollständige Synostose der linken Coronaria und eine partielle der hinteren Sagittalis, längs welcher zahlreiche Gefäss-Löcher liegen; aussen zeigen die Parietalia flache Exostosen, innen, besonders rechts und vorn, zahlreiche Gruben, die mit warzigen Osteophyten gefüllt sind. Hier kann kein Zweifel be-

stehen, dass ausgedehnte entzündliche Processe die Knochen des Schädel-Daches schon in früher Zeit getroffen haben. Die Basis und das Gesicht konnten leider nicht erhalten werden. —

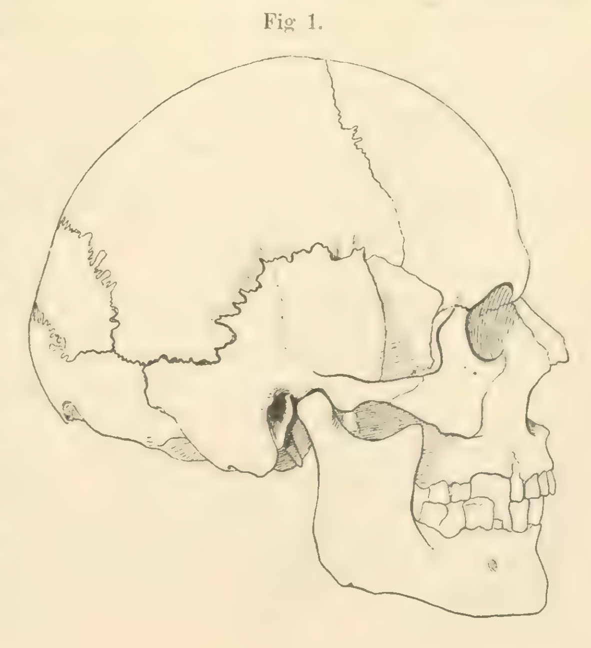
(15) Hr. Rud. Virchow zeigt einen

Schädel mit Os Incae tripartitum von Beli Breg.

Das Königliche Museum für Völkerkunde erhielt von dem Freiherrn Kálmán von Miske in Güns (Ungarn) eine Anzahl von Schädeln zur Ansicht, welche in Beli Breg bei Temes Kubin gefunden sind. Es war nach der Beschreibung ein Gräberfeld, auf welchem die Leichen ohne besondere Ausstattung in grobem Sande bestattet waren. Dabei war ein Umstand auffallend, nehmlich dass der sehr trockene Sand theils roth, theils schwärzlich gefärbt war und dass die betreffenden Schädel, welche noch ganz und gar mit solchem Sande gefüllt waren, eine ganz ähnliche Färbung angenommen hatten. Dieselbe war freilich meist etwas schmutzig, aber doch recht intensiv, so dass sie an gewisse künstliche Färbungen erinnerte, die in letzterer Zeit auch in unserer Gesellschaft discutirt worden sind. Es ist jedoch nirgends zu bemerken, dass die Färbung durch einen „Anstrich" hervorgebracht ist; man sieht leicht, dass der Knochen durch eine farbige Substanz durchtränkt worden ist. Dem entspricht auch die Farbe des Sandes, der um den Schädel und in seinem Innern vorhanden war: er enthielt, freilich in ungewöhnlich hohem Grade, oxydirte Theile von Eisen. Ausdrücklich bemerke ich, dass weder die Farbe der Schädelflecke, noch die Anordnung derselben eine Aehnlichkeit mit den „Blutflecken" der Knochen von Stillfried (Verhandl. 1898, S. 72, Taf. III, Fig. 1 u. 2) zeigt. Indess das nur beiläufig; meine Aufmerksamkeit wurde eigentlich ganz von dem Schädel in Anspruch genommen, der eine sehr seltene Bildung in ungewöhnlicher Schönheit zeigt.

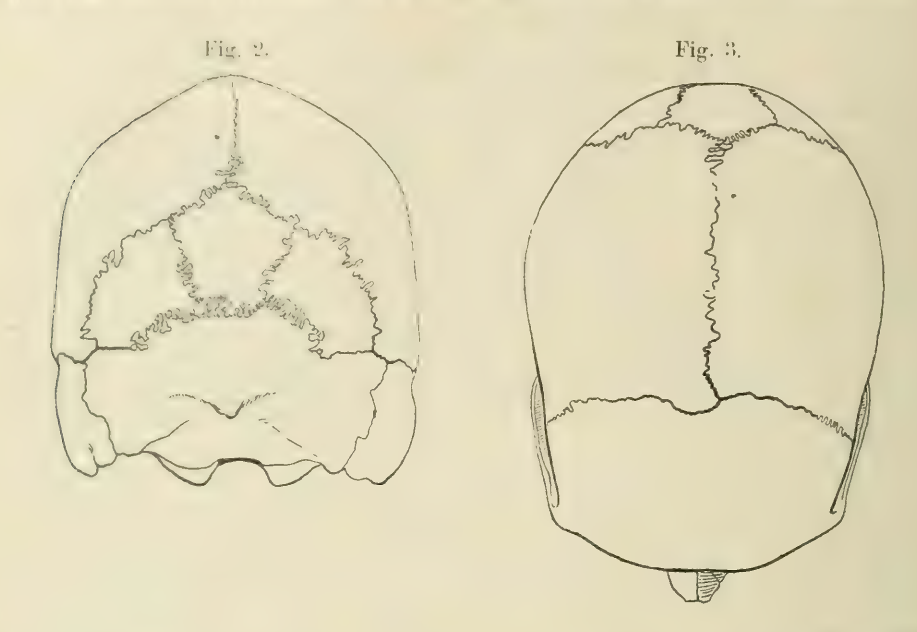
In meiner akademischen Abhandlung „Ueber einige Merkmale niederer Menschen-Rassen am Schädel", Berlin 1875, S. 79, habe ich unter dem Namen „Os Incae (epactale tripartitum" eine Anomalie beschrieben, von der mir damals ausser dem meinigen (ebenda Taf. V, Fig. 8) nur zwei Fälle bekannt waren. Seitdem habe ich einige andere gesehen, keinen jedoch, welcher die Anomalie in so classischer Reinheit zeigte, wie der vorliegende (Fig. 1).

Fig. 1.



Bekanntlich ist die Hinterhaupts-Schuppe (Squama occipitalis) sehr häufig von grösseren Abweichungen der Bildung, namentlich Schaltbeinen, Nahtresten, Fontanell-Knochen, betroffen. Was davon dem eigentlichen Inca-Knochen zuzuweisen ist, lässt sich nicht

ganz leicht herausfinden, und so ist es geschehen, dass die Mehrzahl der unter dem Namen von Inca-Knochen beschriebenen Gebilde in der That gar nicht in diese Kategorie gehört. Das Grenz-Gebiet des wahren Inca-Knochens lässt sich aber sehr bestimmt bezeichnen: es ist derjenige Theil der Oberschuppe (Squama su-


Fig. 2. Fig. 3.

perior), der nach oben durch die Schenkel und den Winkel der Lambda-Naht, nach unten durch die Sutura occipitis transversa umgrenzt wird. Die Schwierigkeit der Diagnose beschränkt sich daher in der Hauptsache auf die Feststellung dieser Quernaht.

Da an der Hinterhaupts-Schuppe gelegentlich Quernähte in verschiedener Höhe und Lage vorkommen, so ist es von entscheidender Wichtigkeit, diejenige Quernaht genau zu kennen, welche als Sut. occip. transversa bezeichnet werden muss. Diese Naht liegt stets oberhalb der Protuberantia occipitalis und setzt jederseits an einem der absteigenden Schenkel der Lambda-Naht in der Entfernung von einigen Millimetern vor der hinteren Seiten-Fontanelle (Fonticulus Casserii) an. Hier begegnet sich stets die Schuppen-Naht (Sutura temporalis) mit den seitlichen Enden der Lambda-Naht und den Anfängen der Sut. mastoideo-occipitalis, wodurch ein eigenthümliches „Kreuz der Nähte“ gebildet wird (Merkmale niederer Menschen-Rassen S. 71). Dieses Verhältniss ist so sehr typisch, dass eine auch nur generelle Kenntniss desselben vor jeder Verwechselung schützt. Die Betrachtung der vorstehenden Fig. 1 u. 2 wird ein deutliches Bild davon gewähren.

Nur erhebt sich ein störender Umstand durch das Auftreten seitlicher Trennstücke auf den seitlichen Enden des Os Incae, zuweilen nur auf einem, manchmal auf beiden Enden. Das zeigt der vorliegende Schädel auf das Schönste (Fig. 2). Die Sutura transversa ist 137 *mm* lang: davon entfallen auf das Mittelstück nur 25, auf das linke Schaltstück 55, auf das rechte 57 *mm*. Das Mittelstück hat daher die Form eines unregelmässigen Fünfecks, dessen Spitze am Lambda-Winkel liegt, während die schmale Basis mit stark zackiger Naht von links unten nach rechts oben verläuft.

In meiner ursprünglichen Abhandlung habe ich die Frage erörtert, welchen Einfluss eine solche Abweichung auf die Gesammt-Entwickelung des Schädels ausübt. Schon die grobe Betrachtung weist auf eine generelle Vergrosserung der Hinterhaupts-Schuppe mit stärkerer Wölbung der Oberschuppe hin. Dem entsprechend ist eine Verlängerung des Schädels im Ganzen sehr natürlich. In dem vorliegenden Falle hat der Schädel eine grösste Länge von 197, Breite (tp) von 146 und Höhe von 154 *mm*; das ergiebt Indices von 74,1 (L. : B.) und von 78,1 (L. : H.). Die Form ist also hypsidolichocephal. Der sehr lange Schädel ist übrigens auch relativ schwer (980 *g* mit Unterkiefer). Die Hinterhaupts-Schuppe ist weit zurückgeschoben, die Gegend des Bregma liegt hoch (Fig. 1). Dazu ein mächtiges Gesicht mit eckigen Orbitae und grosser, etwas verdrückter Nasenspitze. Der Horizontal-Umfang misst 550, der sagittale 387 *mm*. Das Foramen magnum ist von ganz ungewöhnlicher Grösse: 47 *mm* lang, 38 breit. Die Capacität des Schädels beträgt 1440 *ccm*.

Einer Erörterung der ethnologischen Ableitung dieses Schädels enthalte ich mich; vielleicht wird eine derartige Untersuchung Erfolg haben, wenn sämmtliche Funde dieses Gräberfeldes in Betracht gezogen werden. Nach meiner Kenntniss der ungarischen Rassen-Schädel würde ich Bedenken tragen, diesen Fall denselben zuzurechnen. Manches scheint viel mehr auf eine germanische Abstammung hinzuweisen. Indess bin ich in Betreff der altslavischen Typen sehr vorsichtig geworden, und ich möchte durch meine Bemerkungen weiteren Schlüssen nicht hinderlich sein. —

(16) Hr. P. Staudinger bespricht:

1. ein eigenthümliches Bronze-Artefact aus Bolivien.

Vor einigen Jahren brachte ein Herr, der sich viele Jahre zur Anstellung von Naturalien-Sammlungen in Süd-America, speciell in der letzten Zeit in Inner-Bolivien aufgehalten hatte, einige Bronzestücke mit, von denen eines auffiel, da es eine bisher hier nicht bekannte Form zeigte.

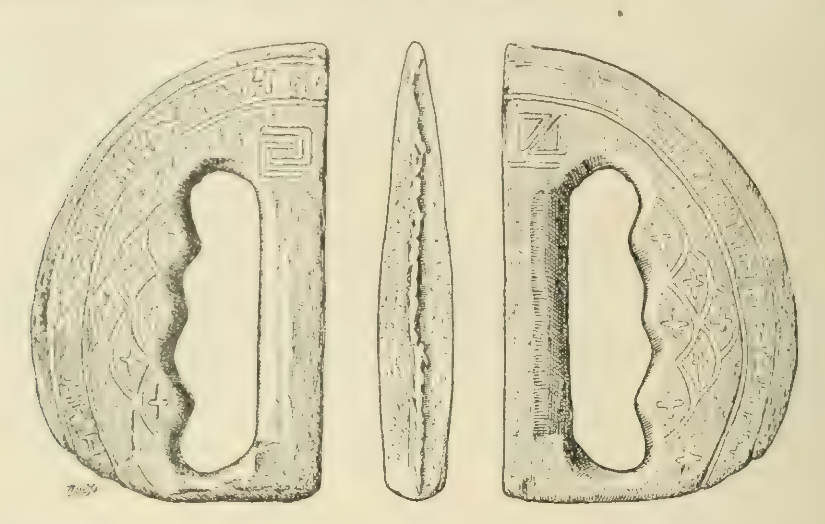
Der Gegenstand wurde zuerst als eine Art Schlagring oder doch Schlagwaffe von dem Erwerber angesehen, und darauf konnten auch die 4 halbrunden Ausschnitte im Innern, wohinein so ziemlich 4 Finger passen, hinweisen. Dagegen sprach aber in etwas die halbkreisförmige Schneiden- oder Hiebfläche des Guss-Stückes, viel mehr aber noch der breite Rücken, der darauf hinzudeuten schien, dass es an einen Stab oder Stiel gebunden werden sollte, um als eine Hiebwaffe (Art Beil) usw. zu dienen.

Das Stück ist roh in der Ausführung, anscheinend in Formsand gegossen, noch nicht geschliffen oder geglättet; auch scheint es beinahe, dass es unvollkommen beim Giessen geblieben ist, doch kann dies nicht endgültig festgestellt werden.

Hr. Dr. Seler, dem ich es zuerst hier zeigte, äusserte sich etwas skeptisch darüber und hielt es für vielleicht nicht ächt, also für ein Falsificat, ebenso ein gleichzeitig damit erworbenes Idol, das auch aus der nachcolumbischen Zeit stammen könnte. Gegen die Vermuthung, es mit gefälschten Objecten zu thun zu haben, musste doch die Art der Erwerbung etwas in Berücksichtigung gezogen werden. Mein Bekannter, ein durchaus zuverlässiger Herr, hatte die Sachen, welche von dem Gräberfelde von Ancon oder aus dessen Nähe stammen sollen, von einer alten Indianerin erworben, und zwar in einer Gegend, wo nicht etwa Touristen zum Kaufen von Antiquitäten umherstreifen. Und wenn diese Schlag- oder Hiebwaffe das Product der Speculation eines Fälschers war, warum nahm dieser sich nicht

bekannte und begehrte Stücke zum Vorbild, sondern erfand etwas Neues? Ich dachte wegen Feststellung der Zugehörigkeit des Fundes an Hrn. Dr. Uhle, der in Bolivien usw. viele prähistorische Sachen gesammelt hat und zur Zeit sich in Philadelphia aufhielt.

Hr. Wilhelm von den Steinen war so liebenswürdig, mir eine Skizze des Fundstückes anzufertigen, die ich Hrn. Uhle sandte.



Darauf antwortete dieser Folgendes:

„Eine Photographie würde eine bessere Kenntniss von dem Gegenstande als die Zeichnung, schon der nicht uninteressanten Technik wegen, gegeben haben, doch kann ich Ihnen sagen, dass ich gleichartige Objecte nicht kenne. Aus dem Thale von Belen (in Argentinien) sandte ich nach Berlin einen flachovalen kupfernen Reif, welcher jedenfalls als Handwaffe gedient hat, ähnlich dem griechischen Myrmex, von dem in neuerer Zeit mehrfach aus Philadelphia geschrieben wurde. Von dem Reif ist oben ein Dorn, soviel ich mich erinnere, abgebrochen, den ich an einem gleichartigen Geräthe, soviel ich mich erinnere, vielleicht in einer Abbildung, gesehen habe“ [es handelt sich danach also um ein ganz anderes Stück als das vorliegende]. „Ihr Geräth ist meiner Auffassung nach unbedingt keine Fälschung. Sie haben ganz Recht, dass ungewöhnliche Formen die letzten sind, welche man fälscht. Besonders wichtig ist, dass Bolivia noch lange nicht auf der Höhe der Cultur ist, wo man fälscht. Das Geräth ist, meiner Auffassung nach, sicher mit der Hand gebraucht worden. Für die kleinere indianische Hand giebt die Oeffnung gerade die richtige Weite, und die Fingerlagen sind zu deutlich, um eine andere Gebrauchsweise annehmen zu lassen. Das Geräth hat die Form der indianischen Messer, welche ja auch in Stein vorkommen (so aus der Gegend von Arica, im Dresdener Museum). Wozu es gebraucht sein kann, vermag ich nicht zu sagen: noch heutigen Tages gebrauchen Indianer theilweise solche ♀ Messer. Könnte man nicht Leder damit geschnitten haben??“ [Gegen ein solches feines Messer spricht meiner Ansicht nach die dicke, mehr keilförmige Form des Gegenstandes. St.]

Hr. Dr. Uhle kommt nun zur Ornamentik auf dem Rande der Schneide usw.:

„Die kleinen Figuren zwischen den Linien längs des Randes sind natürlich Lamas. Sie zusammen mit den Kreuzen erwecken in mir auf das Lebhafteste Vor-

stellungen von rohen Thon-Näpfchen, die solche Lamas und Kreuzchen als Ornamentirung zeigen, und von hier aus nehme ich nach der Zeichnung als höchst wahrscheinlich an, dass Ihr Kupfer-Geräth in deren Periode [soll sich wohl auf die Thon-Näpfchen beziehen] gehört. Aehnlich den von mir erwähnten Thon-Schalen ist eine bei Medina, Aborígenes de Chile, Fig. 163, abgebildet. Die meinigen stammen von Nasacara am Desaguadero und aus der öden Puna-Gegend von Hachiri, westlich von Desaguadero. Ich fand sie da in incaischen Chulpas (Grab-Thürmen). Sie sind unzweifelhaft stilistisch abhängig von incaischen, mit Lamas bemalten Tellern, mit denen ich sie zusammenfand, und stellen also die unter incaischem Einflusse erwachsene einheimische Production bei den uncivilisirten, obwohl nicht unvermögenden Lama-Hirten der westlichen bolivianischen Puna dar. Ich halte sie für sicher vorspanisch. Wenn Sie Gussnähte an dem Objecte entdecken, würde ich es für aus der spanischen Zeit stammend halten. Vergleichen Sie doch bitte dafür 2 kupferne schaufelartige Geräthe mit Ring, die ich von Turco, Carangas und Potopoto bei La Paz nach Berlin einsandte. Beide stammen sicher aus der spanischen Zeit. Auch gebe ich zu, dass an den Thon-Näpfen und Ihrem Kupfer-Geräth die Kreuzchen und an dem letzteren die Bogen auch etwas für den Ursprung aus der spanischen Zeit sprechen könnten, obwohl Kreuze durchaus nicht bloss Ornamente der spanischen Zeit waren."

Soweit Hr. Dr. Uhle, der auch noch die Frage, ob man denn immer genau unterscheiden könne, wann Gräber usw. vor- oder nachspanisch sind, damit beantwortet, dass man im Hochlande, z. B. Bolivien, zuweilen wohl zweifelhaft sein kann, in welchen Fällen man Funde, Gräber usw. als vor- oder nachspanisch bezeichnen muss.

„Die gegenwärtigen Zustände sind vielfach noch völlig gleich den alten, im Tieflande, wo die alte Tradition schneller abbrach, weniger."

Nun, eine sehr deutliche Gussnaht auf dem Rücken hat das vorliegende Stück. Danach wäre es also, nach Uhle's Ansicht, spanisch, d. h. wohl richtiger in der Zeit nach dem Eindringen der Spanier von Eingebornen hergestellt. Aber weiss man, ob in der vorspanischen Zeit nicht ähnlich gegossen wurde? Jedenfalls wäre es wünschenswerth, wenn man noch von verschiedenen Seiten Genaueres über das zweifellos interessante Stück erfahren würde, d. h. ob ähnliche Formen auch bereits aus anderen Gegenden bekannt sind. —

2. Eine Gussform der Akkra-Goldarbeiter.

Bei dem grossen Interesse, welches gerade jetzt für alles sich auf die Giesserei-Kunst in Africa Beziehende vorhanden ist, erlaube ich mir, eine hübsche kleine Gussform der Akkra-Goldschmiede, die ich durch Vermittelung des Capitäns Jacobsen erhielt, vorzulegen. Dieselbe ist in Sepia-Knochen eingedrückt, eine Technik, die auch bei uns von Gold-Arbeitern angewendet wird. Man nimmt das gegossene (oder auch geschnitzte) Original-Modell, drückt es in die innere weiche Sepia hinein und die Form ist fertig. Man braucht dann nur ein glattes Deckstück darauf zu legen, zu der Höhlung einen kleinen Giess-Canal und vermittelst einer Nadel an einer entgegengesetzten Stelle 1 oder 2 Luft-Canäle einzuführen, und kann dann eine Anzahl von Abgüssen anfertigen.

Wie ich bereits früher erwähnte, giebt es bei verschiedenen westafrikanischen Stämmen, speciell bei den Aschanti und Akkra-Leuten, mehrere Arten der Guss-Technik: sie kennen das Giessen in der verlorenen Wachs-Form, in der erwähnten Sepia-Form und, nach den genauen Beschreibungen, die mir ein Schwarzer machte, auch das Giessen in Formsand. Zur Herstellung verschiedener Gegenstände wenden

sie auch wirkliche Gold-Schmiedekunst und eine Art Filigran-Arbeit an. Wie weit sie in neuerer Zeit, vielleicht durch Muster, oder mitunter wohl gar in der Technik, aus Europa beeinflusst werden, ist noch nicht festgestellt.

Das vorliegende Stück zeigt die Form einer gut gearbeiteten Fliege und eines kleinen Schmetterlings. Ich habe mich auch bemüht, festzustellen, ob das Material von einem in den Gewässern Africa's vorkommenden Thiere stammt, und Hr. Geh. Rath Prof. v. Martens war so freundlich, das Stück daraufhin mit anderen, im Museum befindlichen Exemplaren zu vergleichen. Aber einerseits war das Vergleichs-Material zu gering, andererseits auch wohl das Stück zu klein, um etwas Genaues feststellen zu können. —

3. Ein altes, vielleicht prähistorisches Gefäss aus Usambara.

Ich hatte verschiedene meiner in Africa weilenden Bekannten gebeten, ihr Augenmerk besonders auf alte, von den jetzigen Negern nicht mehr gebrauchte Gegenstände, namentlich auch auf solche, die sich etwa beim Graben im Boden finden, zu richten. Zu meiner Freude sandte mir vor einigen Monaten Hr. Pflanzer Schmidt aus Usambara einen merkwürdigen Topf, der an einer einsamen Stelle im Walde (ob beim Graben, geht aus seinen Zeilen nicht hervor) gefunden worden ist.

Das hohe, bauchige Gefäss hat am oberen Hals eine Mittel-Oeffnung und vier, d. h. je zwei gegenüberstehende Seiten-Oeffnungen mit kurzem Hals. Wozu diese Anzahl von Ausfluss-Oeffnungen da sind, bleibt fraglich. Gegen die Verwendung des Topfes zum Destilliren sprechen die 4 Seiten-Oeffnungen; eher könnte man daran denken, dass eine Anzahl von Personen, event. vier, daraus mittels dünner Röhren *Pombe* (einheimisches Bier) tranken, oder gar rauchten.

Vielleicht ist auch der Verfertiger nur willkürlichen Eingebungen gefolgt oder hat, was interessanter wäre, eine eingeführte Form nachgeahmt. Die Ornamentirung geschah durch Stäbchen-Eindrücke vor dem Brennen.

Keiner der bei der Auffindung des Topfes anwesenden Eingebornen kannte die Form; die Neger meinten, er müsse von einem Volke, das in früheren Zeiten dort gewohnt habe, stammen. Man könnte auch an auswärtigen Einfluss, vielleicht nordafrikanischen, persischen oder indischen denken, falls man dort ähnliche Gefässe unter den modernen oder antiken Sachen findet. Durch die liebenswürdige Vermittelung des Hrn. Krause wurde das auf dem Transport durchbrochene Gefäss in meisterhafter Weise restaurirt. —

Hr. Schweinfurth bemerkt, dass er von den Njam-Njam einen derartigen Topf mit 4 Oeffnungen kennt; er hat auch eine Abbildung davon geliefert. —

(17) Hr. Dr. Carl Sapper übersendet aus Coban, 9. August, folgende Mittheilung über

Huacas der Halb-Insel Nicoya.

Die ziemlich wenig bekannte Halb-Insel Nicoya in der Republik Costarica gehört unter die archäologisch ergiebigsten Gebiete von ganz Mittel-America, wie schon die zahlreichen, aus dieser Gegend stammenden Fundstücke beweisen, welche sich im National-Museum von Costarica in San José befinden. Sie sind Zeugen einer längst entschwundenen, ziemlich hochstehenden Cultur, welche sich ganz wesentlich von derjenigen der Azteken und der im Hochland von Costarica ansässigen Güetaru unterschied.

Die meisten der aus Nicoya stammenden archäologischen Gegenstände sind in den zahlreichen Ueberresten altindianischer Siedelungen und Grabstätten gefunden worden, welche über die ganze Halb-Insel hin zerstreut sind und mit dem Namen „Huacas“ oder „Guacas“ bezeichnet werden. Obgleich die Huacas allenthalben recht zahlreich sein sollen, habe ich doch nirgends auf meinem Wege von der Cocos-Bai und El Sardinal nach Santa Cruz, Nicoya und dem Hafen Jesus derartige Bauwerke zu Gesicht bekommen, und es war nothwendig, dass ich von La Colonia aus einen Abstecher nach der letzten menschlichen Wohnstätte im Innern der Halb-Insel machte, welche nach der Häufigkeit altindianischer Siedelungs-Reste den Namen „Las Huacas“ führt. Der Besitzer dieses einsamen Gehöftes, Don Antonio Carillo, ein einfacher, aber sehr gastfreundlicher Mann, nahm mich sehr freundlich auf und machte während meines kurzen Aufenthalts daselbst bereitwillig den Führer, so dass ich Gelegenheit hatte, wenigstens einige wenige Huacas genauer kennen zu lernen. — Steht die Cultur der Ur-Einwohner von Nicoya auch bedeutend unter derjenigen der benachbarten Azteken-Colonien, so überragt sie doch diejenigen der übrigen costaricanischen Indianer-Völker ganz entschieden und hat eine recht ansehnliche absolute Höhe erreicht, so dass ich beim Anblick der entschieden armselig zu nennenden Bauten derselben enttäuscht war. Während bei den hochstehenden Indianer-Völkern Mexicos und des nördlichen Mittel-America auch die Baukunst eine nennenswerthe Blüthe erreicht hat, ist sie im südlichen Mittel-America, wie es scheint, allenthalben in den ersten Anfängen stecken geblieben.

Die Huacas sind ganz einfache Bauten von Steinwällen, die gewöhnlich so angeordnet sind, dass sie ganz oder theilweise umschlossene, ebenflächige Hofräume bilden, in deren Mitte sich, soweit meine Erfahrung reicht, niemals Einzel-Tumuli erheben, wie dies im nördlichen Mittel-America so häufig vorkommt. Die Steinwälle sind niedrig und von geringer Breite, mit unbehauenen, rohen Rollsteinen aufgeführt. Dann und wann kommt es aber nach Mittheilungen von Antonio Carillo auch vor, dass die 4 Ecken einer einfachen Hofraum-Huaca von grossen behauenen Kalkstein-Blöcken gebildet werden, und in der That zeigte er mir an einer Stelle auch zwei isolirte derartige Kalksteine, welche ziemlich weit hergeschleppt worden sein müssen, da das nächste Kalkstein-Vorkommen etwa 3 *km* von jener Stelle entfernt ist.

Obgleich die Höhe der Steinwälle allenthalben eine ganz geringe ist, so trifft man doch zuweilen deutliche Abstufungen vor, wie z. B. am Westwall der Huaca del Sitio de los Mayorgas (Fig. 2), gerade an der Stelle, wo der nicht fertig gestellte schräge Querwall auf den Westwall stossen würde. Eine namhafte Erhöhung und zugleich Verbreiterung des Walles findet man an der Nordost-Ecke der Huaca del Frijolar (Fig. 1), welche sich in unmittelbarer Nachbarschaft von Carillo's Wohnhaus befindet; der Erhaltungs-Zustand des fraglichen Walltheils ist aber so schlecht, dass über die Structur dieses Bauwerkes nichts festgestellt werden konnte; pyramidenförmiger Stufen-Aufbau, der im nördlichen Mittel-America so allgemein gebräuchlich ist, scheint hier vollständig zu fehlen.

Da, wo die Wälle sich an einen Hügel anlehnen, wie bei der Huaca de los Cañafistoles (Fig. 3), sind sie nur halbseitig aufgeführt, stellenweise nur angedeutet. Die Breite der Wälle schwankt zwischen 1 und 2 *m*. In einem Falle, beim südlichen Hofraum der Huaca de Esterones (Fig. 4), sind die Steinwälle noch nicht fertig gestellt, sondern nur durch Steinreihen angedeutet; vielleicht sollte der in der Nähe befindliche Haufen lockerer Steine zur Fertigstellung des Baues dienen. Man

sieht übrigens in diesem Falle deutlich, dass die Wälle aus Steinen aufgeführt worden sind und nicht etwa Erdwälle mit Stein-Verkleidung darstellen.

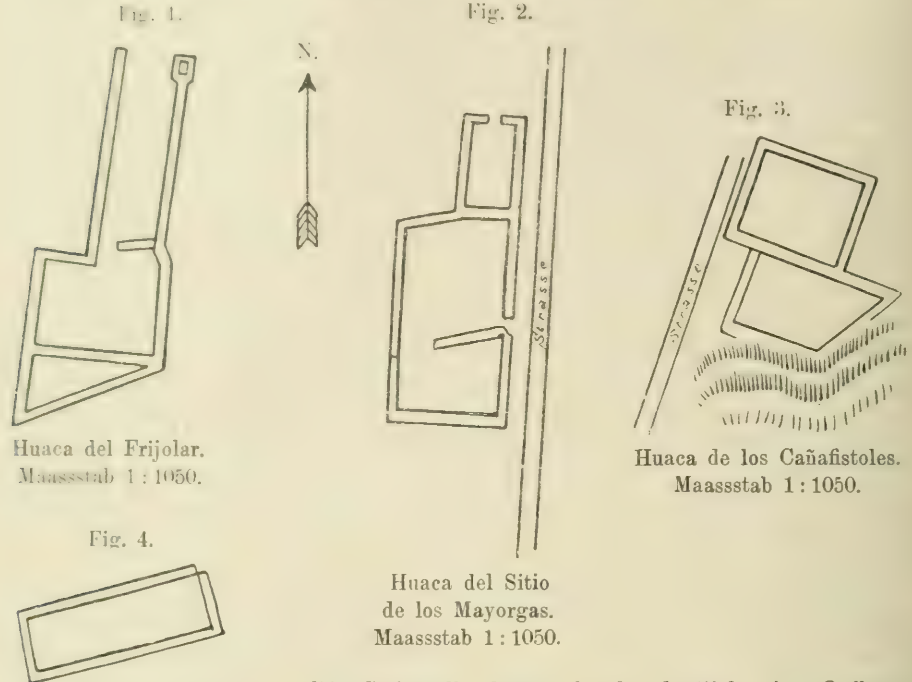


Fig. 1.

Huaca del Frijolar.
Maassstab 1 : 1050.

Fig. 2.

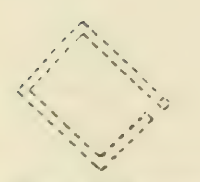
Huaca del Sitio
de los Mayorgas.
Maassstab 1 : 1050.

Fig. 3.

Huaca de los Cañafistoles.
Maassstab 1 : 1050.

Fig. 4.

Steinhaufen.



Huaca de Esterones.
Maassstab 1 : 1050.

Die Steinwälle lassen häufig deutlich eine Oeffnung als Eingang in den Hofraum frei. Bei den beiden Hofräumen der Huaca de Esterones (Fig. 4) befindet sich dieser Eingang auf der Nordseite.

Während die Wälle meistentheils rechtwinklig aufeinanderstossen, sind doch auch schiefwinklig absetzende Wälle durchaus nicht selten, und während 3 der von mir aufgenommenen Huacas ungefähr nach den Cardinal-Richtungen orientirt sind, weicht die Huaca de Esterones davon ab. Immerhin aber ist im Rahmen einer einzelnen Huaca eine bestimmte Richtung stets bevorzugt.

Bedeutendere Bauwerke als die Huacas selbst sind die Strassen, welche, namentlich in den ziemlich breiten Einschnitten, noch sehr deutlich kenntlich sind (wobei lange Strecken geradlinig verlaufen), aber an manchen Stellen auch starke, jähe Biegungen zeigen. Sie laufen an den Huacas de Cañafistoles und de los Mayorgas vorbei, genau parallel der Hauptrichtung jener Bauwerke. Die Breite der Strassen schwankt zwischen 2 und 3 *m*; sie sind ebenflächig, nicht gewölbt. Dergleichen Strassen sollen bis in die Nähe der pacifischen Küste zu verfolgen sein; besonders zahlreich sind sie aber in der Nähe von „Las Huacas“, das also wohl ein Centralpunkt der Ur-Bevölkerung von Nicoya gewesen ist. Diese Vermuthung wird bestätigt durch das Vorhandensein eines gewaltigen Begräbniss-Platzes, der seit einer Reihe von Jahren eine ausserordentlich reiche archäologische Ernte geliefert hat und wohl noch weiterhin jahrelange reiche Ausbeute geben wird. Padre Velasco,

der Pfarrer von Santa Cruz auf der Halb-Insel Nicoya, hat mit Antonio Carillo einen Vertrag abgeschlossen, wonach ihm das Recht der Ausgrabung an jener Stelle bis zum Jahre 1902 gewahrt ist. Velasco hat hier eine reiche, sehr werthvolle Sammlung zusammengebracht und fährt fort, dieselbe durch neue Ausgrabungen zu vermehren.

Das grosse Begräbnissfeld von Las Huacas war, nach Mittheilungen von Antonio Carillo, ohne alle Wall-Anlagen oder sonstige Oberbauten gewesen; es war ein ebenflächiger Platz, der sich nur durch Scherben und Bruchstücke von Mahlsteinen von der Umgebung unterschied. Als nun Carillo eines Tages sein Mais-Mahlstein zerbrochen war, kam er auf den Gedanken, an der besagten Stelle nachzugraben, in der Hoffnung, dort einen Mahlstein zu finden; seine Hoffnung erfüllte sich, und es wurde nicht nur ein Mahlstein, sondern eine ganze Menge von Mahlsteinen gefunden, mit denen Carillo einen schwunghaften Handel begann, der jetzt in die Hände Velasco's übergegangen ist. Früher waren Mahlsteine aus Nicaragua eingeführt worden; jetzt beschränkt sich aber die Einfuhr aus Nicaragua auf die Hand-Walzen, da dieselben in Las Huacas selten ganz gefunden werden.

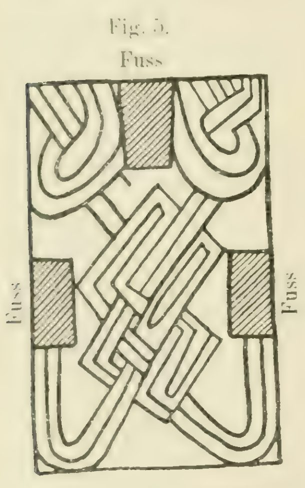
Etwa 80 *cm* unter der Erd-Oberfläche beginnen bei dem grossen Begräbniss-Platz von Las Huacas die Reste der Todten; sie gehen 2—3 *m* unter die Oberfläche hinab. Die Knochen sind meistens fast vollständig zerstört, nur die Zähne gut erhalten; zuweilen findet man aber auch Schädel und einzelne Knochentheile mässig gut erhalten. Die Skelette liegen kreuz und quer neben- und übereinander; eine Anordnung der Leichname nach einer bestimmten Richtung lässt sich nicht erkennen, ebenso wenig eine lagenförmige Anordnung der Skelette übereinander; meist scheinen 3—4 Begräbnisse übereinander stattgefunden zu haben. Neben dem Kopf findet man gewöhnlich kleine Jadeit-Figuren, schmale, längliche, messerähnliche Steine, auf denen die Figuren vielfach nur durch geradlinig eingeschnittene Linien angedeutet sind. Statt Jadeit sind auch vielfach andere Silicate von hellerer Färbung, zum Theil glimmerreich, verwendet. Ausserdem trifft man in grosser Zahl ganz kleine Urnen aus gebranntem Thon, sowie kleine thönerne Tinajas (Krüge), die mit Steinbeilen zugedeckt sind. Dann und wann trifft man auch grosse, sehr schön geformte thönerne Urnen, deren lange, originell verzierte Füsse stets in der Dreizahl vorhanden sind, wie ja auch allenthalben im nördlichen Mittel-America die Gefässe auf 3 Füssen gestanden haben. Die Technik der keramischen Arbeiten steht unter derjenigen der aztekischen und der Maya-Völker, ist aber doch bemerkenswerth hoch. Die Verzierung geschieht durch originell gebildete Menschen- und Thier-Figuren, sehr häufig auch durch geometrische Ornamente, unter denen mäanderähnliche Linienzüge besonders bevorzugt erscheinen. Manchmal findet man auch mineralische Farbstoffe (z. B. Roth und Braun) in Kugeln; vermuthlich waren dies die Färbemittel, mit denen die alten Indianer ihren Leib zu schmücken pflegten, wie dies die Indianer Costarica's heutzutage noch immer thun. Sehr zahlreich sind Steinbeile von allen Grössen, meist schön geglättet; häufig sind auch gerollte Quarze, die zum Glätten der Thon-Gefässe benutzt worden sein mögen. Nicht selten sind Perlen aus Jadeit, Quarz oder Thonerde-Silicaten. Ziemlich selten sind kupferne Götzen-Bildchen, selten sind Gold-Objecte. Da dieselben sich nur in den oberen Lagen finden, so ist man zu der Annahme berechtigt, dass die Gold-Schmiedekunst sich erst spät auf Nicoya eingebürgert hat, sofern die Gegenstände nicht etwa nur eingeführt worden sind. Ein Theil der Goldfunde aus Nicoya befindet sich im National-Museum von Costarica und dürfte schon bald eingehend beschrieben werden. Die Gegenstände stellen meist Thier-Figuren (Reh, Alligator, meist aber Adler) oder Menschen dar; öfters findet man aber auch einfache Gold-Blättchen; so wurde

vor einiger Zeit ein weibliches Skelet ausgegraben, dessen Kopf ganz mit einem dünnen Goldblatt überzogen war. Die Kunst-Gegenstände sind theils aus compacten, geschmiedeten Gold-Körpern hergestellt, theils aus Gold-Draht zusammengestellt.

Der Boden des Begräbniss-Platzes in Las Huacas ist uneben, und zeigt häufig Vertiefungen, in denen eine Reihe der schönsten Jadeit-Gegenstände gefunden worden ist.

Die häufigsten Ueberreste dieses Begräbniss-Platzes sind aber Mahlsteine, die sich insofern an den Typus der Mahlsteine des nördlichen Mittel-America anschliessen, als sie gleichfalls auf 3 Füssen ruhen, während die Mahlsteine des Hochlandes von Costarica und der Provinz Chiriqui auf 4 Füssen ruhen. Sie unterscheiden sich aber doch insofern von den Mahlsteinen des nördlichen Mittel-America, als hier die beiden seitlichen Füsse fast in der Mitte (nicht wie dort nahe dem Ende) des Mahlsteines angebracht sind; auch sind die Füsse meist höher und durch ihren meist runden Querschnitt verschieden; ferner sind die Mahlsteine selbst stärker gewölbt und dünner als im nördlichen Mittel-America. Die Hand-Walzen sind rund im Querschnitt, oft auf einer Seite abgearbeitet; sie sind länger als die Breite des Mahlsteines.

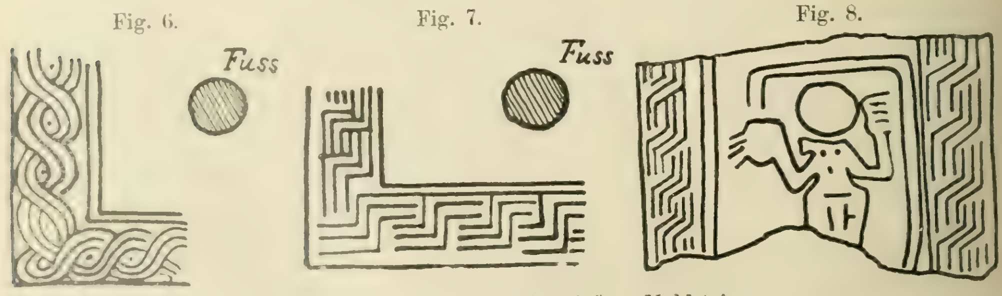
Fig. 5.



Skizze der Unterseite eines Mahlsteines aus Las Huacas.

Die Verzierung der Mahlsteine beschränkt sich gewöhnlich auf den Rand der Unterseite, erstreckt sich zuweilen aber auch auf den Vorderrand der Oberseite; zuweilen bedeckt sie die ganze Unterseite. Am häufigsten sind mäanderähnliche Linien und schematische Thiere als Verzierung verwendet; vielfach tritt auch das Motiv verschlungener Bänder hervor, wie an dem kleinen Mahlstein Fig. 5. Leider war der Vorarbeiter des Padre Velasco so peinlich in der Wahrung des Eigenthumsrechtes seines Herrn, dass er mir nicht einmal gestatten wollte, einige Ornamente abzuzeichnen; ich musste mich deshalb mit einigen flüchtigen Skizzen von Bruchstücken begnügen (Fig. 6—8).

Ausser diesem grossen Begräbniss-Platz glaubt Carillo eine zweite, noch nicht untersuchte Grabstätte weiter westlich gefunden zu haben; er führte mich auch an die betreffende Stelle, welche durch die oben erwähnten 2 Kalkstein-Platten ausgezeichnet ist; da aber ausser einer Menge von Thon-Scherben weiter nichts Bemerkenswerthes zu sehen war, so kann ich nicht versichern, ob man es hier wirklich mit einer Begräbniss-Stätte zu thun hat.



Verzierungen der Unterseite einiger Mahlsteine.

Da die Ur-Einwohner der Halb-Insel Nicoya, die Chorotegas, der Mangue-Familie angehören, so sind sie nahe Verwandte der Mangues oder Dirians, welche die Sierra von Managua und Masaya in Nicaragua bewohnten und erst kürzlich ausgestorben sind, ferner der Chorotegas oder Cholutecas, welche in der Nähe der Fonseca-Bai wohnten und längst ausgestorben sind, und der Chiapaneken, deren kümmerliche Ueberreste sich in einigen Dörfern des Staates Chiapas bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Es wäre nun von grösstem Interesse, die Cultur der Chorotegas von Nicoya mit derjenigen ihrer Verwandten zu vergleichen; doch ist die archäologische Erforschung jener Gebiete in Chiapas, Honduras und Nicaragua meines Wissens noch sehr stark im Rückstande, so dass ein eingehender Vergleich unmöglich wird. Einige Bemerkungen aber mögen hier angebracht sein.

Was zunächst die Chiapaneken betrifft, so erinnere ich mich keiner charakteristischen Eigenthümlichkeit ihrer archäologischen Reste, die in gleicher oder ähnlicher Weise bei den Chorotegas von Nicoya wiederzufinden wäre. Dagegen kann ich mit Bestimmtheit feststellen, dass die Chiapaneken sich in der Baukunst ganz und gar von ihren südlichen Verwandten emancipirt haben, denn sie sind bereits zur Anlage grösserer Städte und namhafter Einzelbauten mit stufenförmigem Aufbau geschritten, wie ich in den „Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin", IV. Bd., 1. Heft, ausführlicher dargelegt habe. Obgleich die Chiapaneken durch ihren schräg ansteigenden Stufenbau mit dem schmalen, ebenen Absatz wesentlich von dem durch senkrechten Stufenbau ausgezeichneten Baustil der meisten Volks-Stämme des nördlichen Mittel-America abweichen, so kann doch keine Frage darüber sein, dass die Chiapaneken, welche aus Nicaragua her in Chiapas eingewandert sind, durch das Beispiel ihrer höherstehenden neuen Nachbarn zu einer raschen, aufstrebenden Entwickelung ihrer Baukunst angeleitet worden sind.

Von den Cholutecas habe ich weder archäologische Fundstücke noch Reste alter Siedelungen und Bauten bei meinen Reisen in der Nähe der Fonseca-Bai zu Gesicht bekommen. Die einzigen Alterthümer, welche ich (im Besitz der HHrn. J. Rössner & Co. in Amapala) gesehen habe und die aus der Nachbarschaft der Fonseca-Bai stammen (Fig. 9—16), erinnern in ihrer rohen Ausführung und in

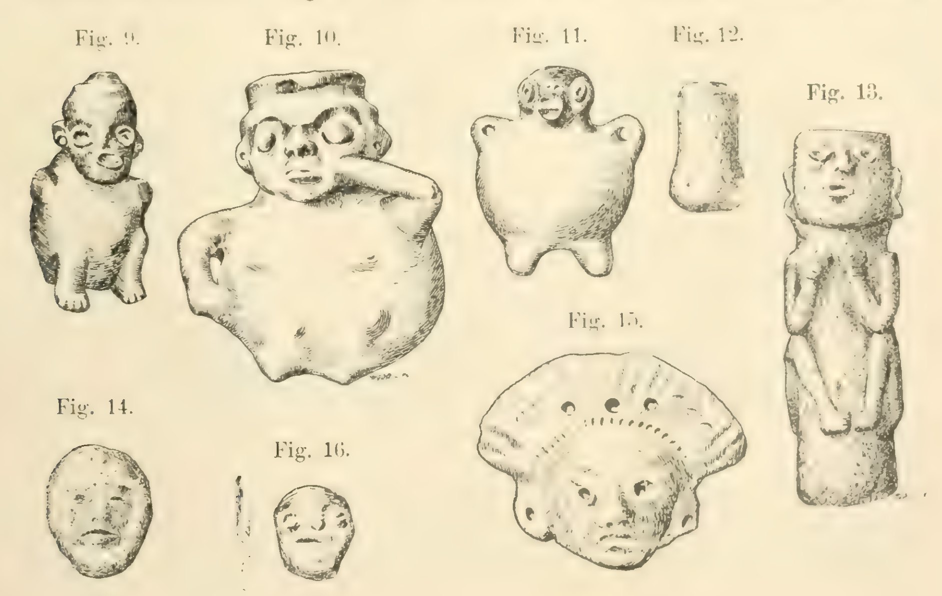


Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13. Fig. 14. Fig. 15. Fig. 16.

ihren Motiven nicht im Geringsten an die Alterthümer von Nicoya und dürften eher von den Lenca-Völkern herrühren, da sie einigermaassen an die aus dem östlichen Salvador und dem Departement Sensuntepeque stammenden Thon-Figuren der Sammlung Justo Armas in San Salvador erinnern.

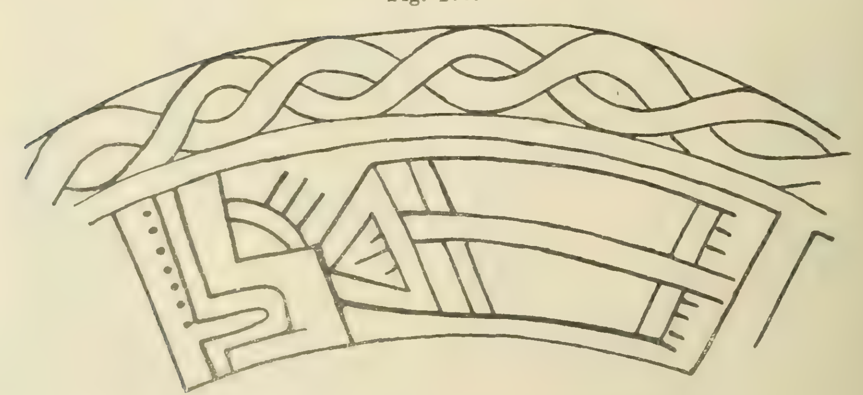
Von den Dirians oder Mangues in Nicaragua habe ich verhältnissmässig wenige Alterthümer gesehen. Von einem flachen, offenen Thon-Gefäss, auf 3 Füssen ruhend, das in der Nähe von Masaya gefunden wurde, gebe ich einige Ornamente wieder,

Fig. 17*a*.



Boden eines Gefässes von Masaya.

Fig. 17*b*.



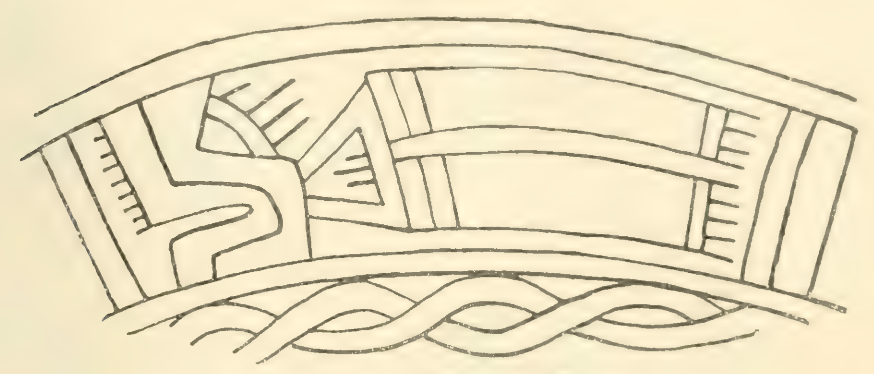
Ornament der Innenseite des Gefässes von Masaya.

da sie recht eigenartig sind und wohl den Mangues zugeschrieben werden können; das roh angedeutete Motiv verschlungener Bänder (Fig. 17*b* oben) erinnert etwas an die Weise der Chorotegas. Die meisten Alterthümer, welche man in Nicaragua

zu sehen bekommt, stammen aber aus den aztekischen Siedelungen am See von Nicaragua und an der benachbarten pacifischen Küste. Die einzige grössere altindianische Siedelung, welche ich in der Nähe von Masaya am West-Ufer des



Fig. 17.



Aussenseite des Gefässes von Masaya.

herrlichen Apoyo-Sees gesehen habe, dürfte ebenfalls aztekischen Ursprungs sein: sie besteht aus einer Reihe am Berghang ansteigender Terrassen mit schlechterhaltenen Tumulis in nordsüdlicher Anordnung, welche nur dann einigermaassen deutlich hervortreten, wenn das Gelände gerodet und frisch abgebrannt ist, und zeichnet sich durch zahlreiche, ziemlich roh gearbeitete, meist zerbrochene Bildwerke aus: Statuen menschlicher Figuren mit rundem, glattbehauenem Fuss, mit dem sie in die Erde eingelassen gewesen sein mochten. Die besterhaltene, ziemlich grosse Figur stellt einen Menschen dar, dem ein vierfüssiges Unthier mit grossem, zähnebewehrtem Rachen auf dem Rücken sitzt (Fig. 18*a*, *b*).

Fig. 18*a*.

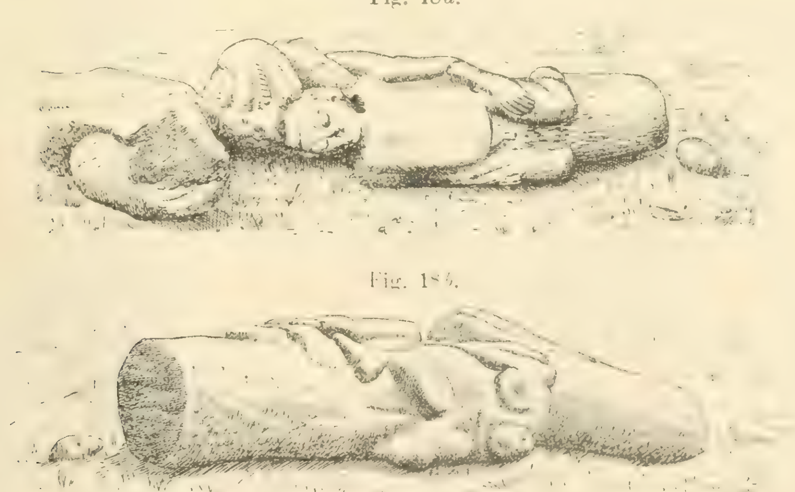


Fig. 18*b*.

Stein-Figur aus der Ruinen-Stätte am West-Ufer des Apoyo-Sees.

Auf einer Reise nach dem Süd-Abfall der Sierra von Managua fand ich zwar keine altindianischen Siedelungen, wohl aber einige recht interessante Fels-Zeich-

nungen, welche an senkrechten, aus vulcanischen Tuffen bestehenden Felswänden, am Ufer eines Bächleins bei Santa Clara in der Nähe von San Rafael del Sur ein-

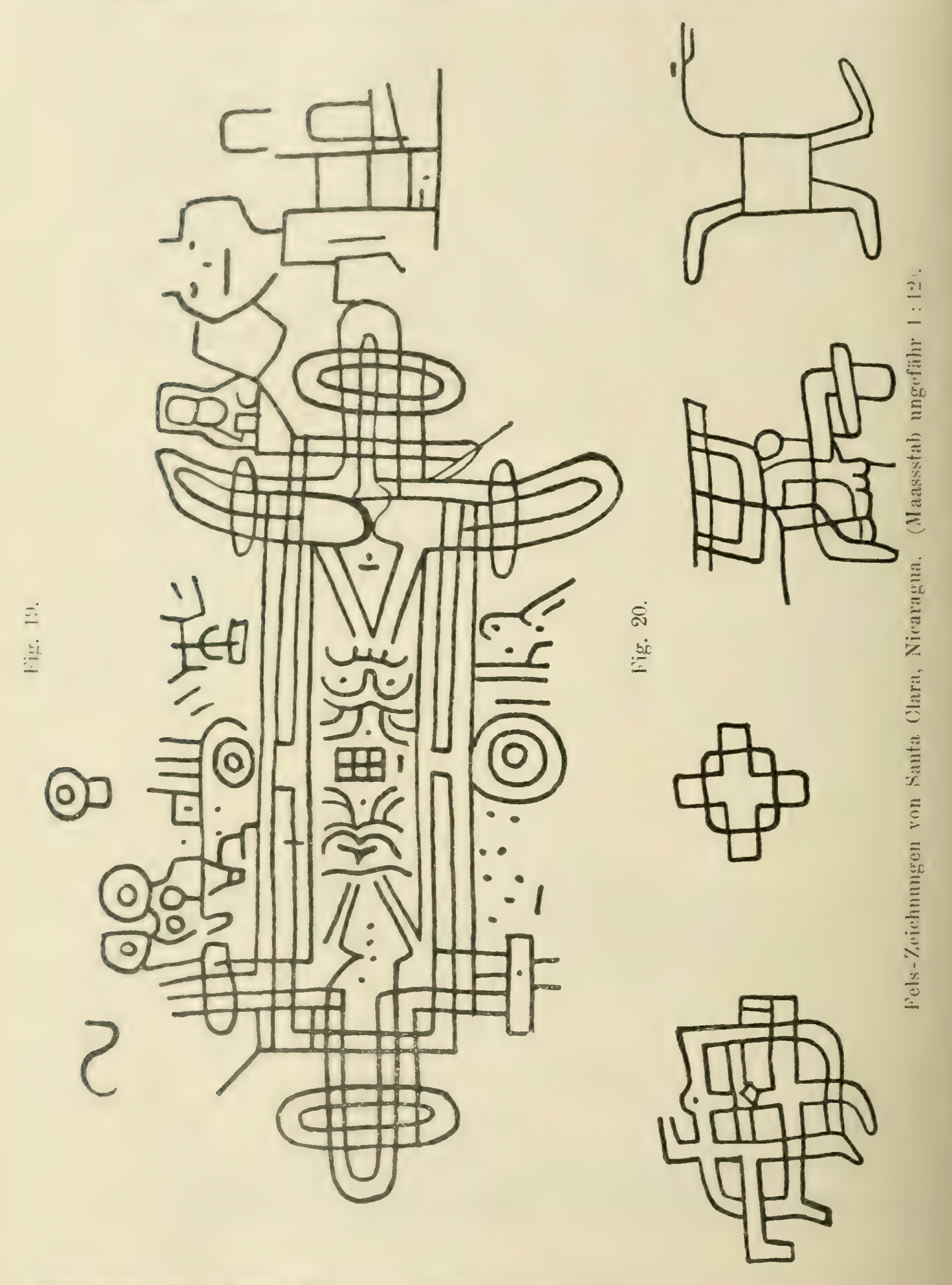


Fig. 19. Fig. 20.

Fels-Zeichnungen von Santa Clara, Nicaragua. (Maassstab ungefähr 1 : 12).

gegraben sind. Wegen der düsteren Farbe des Untergrundes sind die Umrisse nicht immer deutlich zu sehen, und schon deshalb sind meine Skizzen nicht ganz genau. Dr. Flint hat übrigens vor langen Jahren einen Abklatsch dieser Fels-

Zeichnungen gemacht: da ich aber nicht wusste, ob und wo dieser Abklatsch veröffentlicht wurde, so glaubte ich, durch eine Hand-Skizze einige der eigenartigen Figuren fixiren zu sollen (Fig. 19 u. 20). An einer derselben kehrt das in Nicoya gebräuchliche Motiv verschlungener oder geflochtener Bänder wieder. Aehnliche Fels-Zeichnungen sollen sich in der Höhle „Piedra pintada" von San Andres bei Masachapa befinden, während im Potrero „La Cañada" bei Masachapa grössere Ueberreste indianischer Siedelungen und bei Citalapa Stein-Figuren sein sollen.

Ganz verschieden von diesen Fels-Zeichnungen sind die Fels-Zeichnungen, welche man im Matagalpa-Gebiet im nördlichen Nicaragua zuweilen antrifft, z. B. am Letrero bei Datauli im Departement Jinotega (Fig. 21).

Fig. 21. 1/1

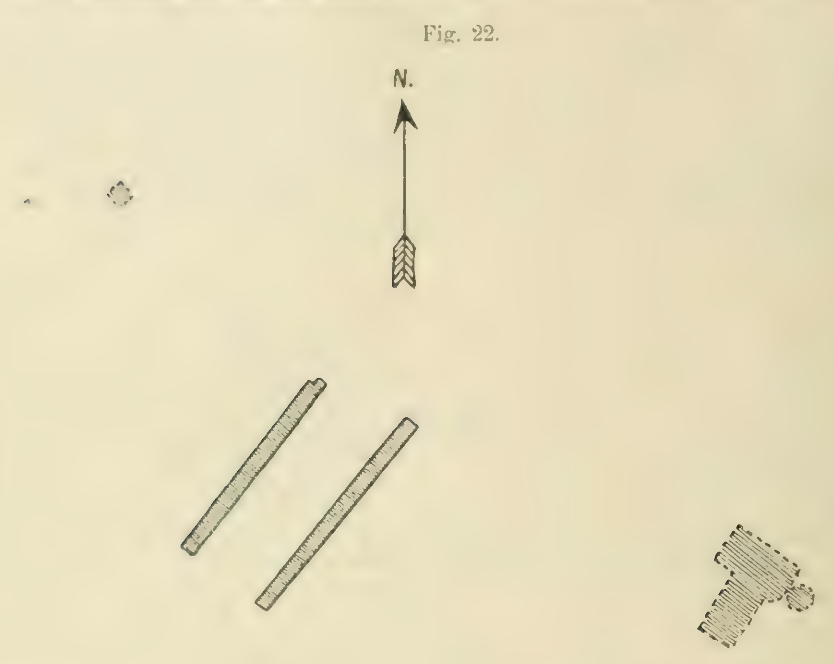


Die Zeichen-Schrift am „Letrero"-Felsen bei Datauli (Nicaragua).
Nach einer Hand-Zeichnung von Hrn. Max Schrecker.

Die Chorotegas von Nicoya besassen auch den grössten Theil der Provinz Guanacaste: im südöstlichen Theil von Guanacaste aber muss schon ein anderes Volk gewohnt haben, da hier ein anderer Typus von Bauten zu finden ist, wie ich an einer Huaca am Rio Higueron nahe dem Cerro pelado im District Las Cañas sehen konnte (Fig. 22). Hier fällt vor Allem ein kleines, rundes Bauwerk auf, das sich an eine grössere, mit Rollsteinen bedeckte Fläche von nicht ganz deutlichen Umrissen anschliesst: in einiger Entfernung davon findet man dann zwei lange, aus Roll-Steinen aufgebaute parallele Wälle, und noch etwas weiter nordwestlich ein kleines Stein-Pflaster auf geringer Erhöhung. Die oberflächlichste Betrachtung zeigt schon die grosse Verschiedenheit dieser einfachen Bauwerke gegenüber den Huacas von Nicoya: denn die Wälle schliessen hier keinen Hofraum ein,

und es tritt hier ein rundes Bauwerk auf, das an die Rundhütten der Indianer von Talamanca und an die zahlreichen runden Umrisse der altindianischen Bau-

Fig. 22.



Huaca del Higueron (District Las Cañas). Maassstab 1 : 1050.

Ueberreste bei Buenos Aires im südlichen Costarica erinnert, welche H. Pittier auf einer seiner zahlreichen Forschungsreisen aufgefunden hat. —

18) Hr. F. v. Luschan zeigt eine

neu erworbene Sammlung von den Bakundu in Kamerun.

Bei dem gegenwärtigen Raummangel im Königl. Museum für Völkerkunde kann diese Sammlung nicht mehr ganz aufgestellt, sondern muss grösstentheils weggepackt werden. Dasselbe gilt von einer sehr wichtigen Sammlung von den Bangwa in Kamerun, die Hrn. Conrau zu verdanken ist. Beide Sammlungen enthalten eine sehr grosse Anzahl hochbedeutsamer alter Schnitzwerke, darunter mehrere Masken und Kopf-Aufsätze mit Hörnern.

Solche Stücke hat man früher einmal auf Jupiter Ammon zurückzuführen versucht. Gegenwärtig hat man besonders zwei Möglichkeiten zu ihrer Erklärung. Die eine Betrachtung versucht sie von europäischen Teufels-Darstellungen abzuleiten, die möglicherweise so gut, wie etwa die Armbrust, der Helm und der eiserne Panzer, von den Portugiesen im 16. Jahrhundert nach West-Africa gebracht worden sein könnten. Der zweite Weg zu ihrer Erklärung beginnt bei den Haar-Trachten, die oft ganz bizarre, hörnerartige Formen annehmen, wie ich solche z. B. in meinen „Beiträgen zur Völkerkunde der Deutschen Schutz-Gebiete“[1]) auf S. 3 und 14 abbilden liess. Zur endgültigen Entscheidung kann die Frage natürlich niemals durch

1) Berlin, D. Reimer 1897.

blosse museale Arbeit, sondern nur an Ort und Stelle und mit Hülfe der einheimischen Bevölkerung gebracht werden.

Inzwischen ist es nicht uninteressant, festzustellen, wie derartige Hörner sich an Bakundu-Schnitzwerken noch weiter entwickelt haben. Die Berliner Sammlung besitzt jetzt eine grosse Reihe solcher Schnitzwerke, an denen die Hörner schliesslich zu einfachen, ringartig in sich selbst geschlossenen Henkeln geworden sind. Niemand würde den richtigen Ursprung dieser Ringe erfassen oder nachweisen können, wenn ihm die früheren Hörner-Stadien nicht bekannt wären. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, dass auch der Bild-Schnitzer selbst sich über die ursprüngliche Bedeutung der von ihm geschnitzten Ringe nicht mehr klar war. —

Hr. P. Staudinger bemerkt hierzu: 1. Bezüglich des Auftretens von gehörnten Masken in West-Africa verweise ich nochmals auf bereits früher gethane Aeusserungen, dass die West-Afrikaner mehrfach aus Europa eingeführte gehörnte, bezw. Teufels-Masken als Vorbilder gehabt haben; ebenso ist ihnen schon zur Zeit der früheren Berührungen mit Europäern durch die Missionen der Spanier, Portugiesen usw. jedenfalls der Teufel im Bildniss vorgeführt worden. Möglicherweise ahmen also die jetzigen Masken diese Vorbilder nach. Ebenso gut kann aber auch in einer Anzahl von Fällen die eigenthümliche hörnerartige Haar-Frisur die Masken beeinflusst haben, bezw. die erstere damit in Verbindung stehen.

2. Unter den interessanten, von Hrn. Conrau stammenden Holz-Figuren fallen zwei auf, die einen ganz anderen Typus, vielleicht Nord-Afrikaner oder doch Fulbe, bezw. Haussa aus dem Sudan, bezw. andere Einwanderer zeigen. —

(19) Hr. v. Luschan zeigt ein grosses Bruchstück einer

Benin-Platte,

das er wenige Tage zuvor in einem Trödel-Laden unweit von London-Bridge erworben hat. Das Stück ist nicht nur durch seine Darstellung, sondern ganz besonders auch dadurch bemerkenswerth, dass es sich schon seit 1879 in London befand. Wenigstens geht aus der bestimmten Angabe und aus einer anscheinend einwandfreien Buchnotiz des Verkäufers hervor, dass es in diesem Jahre von einem Unbekannten, anscheinend einem „gentleman“ gekauft und dann von W. A. Franks für die Darstellung eines spanischen Bischofs erklärt worden ist.

Es ist mir augenblicklich nicht klar, wieso Franks damals gerade zu der Angabe „spanisch“ gekommen sein mochte, während die Deutung als „Bischof“ durch die mitraförmige Kopf-Bedeckung nahegelegt war. Das von mir für die Berliner Sammlung erworbene Bruchstück zeigt in vorzüglicher Ausführung und im Stile der besten Benin-Zeit einen Neger mit einer sehr grossen mitraförmigen Kopf-Bedeckung, einer auch sonst in Benin vorkommenden „Prinzen-Locke“, dem typischen Halsband mit Panther-Zähnen, die diesmal mit Federn abwechseln, und mit einer viereckigen Glocke. Der Panzer ist aus Panther-Fell und wird durch ein Brustband mit langen Fransen gehalten. Etwas ungewöhnlich ist nur der bis in Kopfhöhe reichende steife Zipfel des oberen Lenden-Schurzes behandelt, so dass er fast wie ein Bogen aussieht. Die Linke trägt einen Speer, unter der linken Achsel ist der Rest eines Dolches erhalten.

Das interessante Bruchstück wird an anderer Stelle abgebildet werden; hier möchte ich mich auf den Hinweis beschränken, dass es bisher anscheinend das einzige Stück seiner Art ist, das schon vor der 1897 durch die Engländer erfolgten Zerstörung von Benin nach Europa gelangt war. Wenigstens kenne ich bisher

weder aus einem Museum, noch aus dem Kunst-Handel, noch in Privat-Besitz auch nur eine einzige Platte oder einen einzigen Kopf oder sonst ein aus Erz gegossenes Kunstwerk, das vor 1897 aus Benin nach Europa gelangt wäre. Das ist um so auffallender, als viele europäische Sammlungen schon seit Jahrhunderten Elfenbein-Schnitzwerke besitzen, die entweder zweifellos aus Benin stammen oder wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit von Benin-Künstlern gefertigt sind.

Es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass jetzt, nachdem sich plötzlich ein solcher Reichthum von grossartigen Kunstwerken aus Benin über Europa ergossen hat[1]) und wo auch weitere Kreise des wissenschaftlichen oder kunstliebenden Publicums in unseren Museen von ihnen Kenntniss erhalten können, doch noch einzelne ältere Stücke dieser Art zum Vorschein kommen werden. Sollte das nicht der Fall sein, so würde man allerdings fast nothwendig zu der Annahme gelangen müssen, dass in Benin der Besitz von in Erz gegossenen Bildwerken jederzeit ein Monopol der Herrscher-Familie war und dass solche Stücke nur in ganz seltenen Ausnahme-Fällen in fremde Hände und nach Europa gelangt sind, während im Gegensatze hierzu die Elfenbein-Schnitzer jederzeit auch für Europäer zu arbeiten bereit gewesen sein dürften.

Die Elfenbein-Schnitzwerke aus Benin und anderen westafrikanischen Landschaften haben in den europäischen Sammlungen lange Zeit als romanisch, gothisch, indisch und sogar als — sibirisch gegolten. Ebenso würde natürlich auch von erzenen Bildwerken, die in früherer Zeit aus Benin zu uns gelangt wären, anzunehmen sein, dass sie bisher unter völlig falschen Herkunfts-Angaben verwahrt werden. Solche Stücke näher kennen zu lernen, würde heute nach mehr als einer Richtung hin erwünscht sein, und jedes ethnographische Museum würde deren Nachweisung dankbar begrüssen. —

20) Hr. v. Luschan zeigt

Bogen und Pfeile der Watwa vom Kiwu-See.

In meiner Mittheilung über „zusammengesetzte und verstärkte Bogen“ (diese Verhandl. 1899, S. 238) erwähnte ich bereits, dass die von Dr. Kersting entdeckten „zusammengesetzten“ Bogen der Pygmäen am Kiwu-See nunmehr von Dr. Kandt wieder aufgefunden seien und dass solche Stücke demnächst im Berliner Museum eintreffen würden. In der That hat uns Dr. Kandt jetzt eine Anzahl solcher Bogen und Pfeile als Geschenk übersandt, so dass wir nun endlich in der Lage sind, uns etwas näher mit diesen räthselhaften Ueberlebseln afrikanischer Vorzeit zu beschäftigen. Wenn ich sie heute hier vorlege, so geschieht das nur aus zwei Gründen: erstens um sie möglichst rasch allgemein zugänglich und bekannt zu machen, und zweitens aus Dankbarkeit gegen den Uebersender. Ich bin aber gegenwärtig noch nicht in der Lage, alle die Consequenzen zu ziehen oder auch nur anzudeuten, die sich aus diesen merkwürdigen Vorkommnissen ergeben, und ich will mich daher lieber auf eine einfache Feststellung des thatsächlichen Befundes beschränken.

Zunächst sei hier in Dr. Kandt's eigenen Worten mitgetheilt, wie der Reisende in den Besitz dieser Stücke kam:

„Im Juli 1898 befand ich mich auf einem Ring-Marsche vom Zusammenfluss des Mkunga und des Nyavarongo um die grossen Vulkane herum zum Nord-Kiwu und von dort wieder zurück zum Nyavarongo. Als ich zwischen der Karissimbi-

1) Vergl. Read and Dalton, Antiquities of the City of Benin, London 1899, und u. a. auch meine vorläufige Mittheilung in diesen „Verhandlungen“ 1898, S. 146.

Gruppe und dem von Götzen bestiegenen Vulkan ein *pori* passirte, stiess ich auf zwei offene Hütten, d. h. eigentlich nur ein paar Bretter mit Strohdach, unter denen noch frische Feuer waren, dicht am Wege, der über einen Pass führte. Bevor ich sie sah, bemerkte ich, dass mein Mruanda-Führer, der etwa 30 *m* vor mir ging, mit geballter Faust einige Schimpfworte ausstiess, nach der betreffenden Richtung gewandt. Ich fragte nach der Ursache seines Zornes und erhielt zur Antwort, dass hier Räuber Tag und Nacht lauerten, um einsame Wanderer zu überfallen und zu berauben, Männer zu tödten, Weiber und Kinder in Gefangenschaft zu schleppen. Diese Geschichte klang mir natürlich wie ein Märchen. Indess war aber die Nachhut erschienen, die immer von einer grösseren Zahl Wanyaruanda begleitet wurde, die Lebensmittel zum Verkauf ins nächste Lager brachten. Ich fragte noch einmal — die gleiche Antwort! „Was sind diese Räuber für Leute?“ — „„Watwa.““ — „Was sind Watwa?“ — „„Böse Menschen: so gross““ — und dabei hielt ein himmellanger Mann seine Hand dicht über den Fussboden. Der Inhalt der weiteren Mittheilungen war dies: „„Es giebt zweierlei Watwa, gute und böse. Die guten leben wie die übrige Bevölkerung, sind ansässig, bestellen ihre Felder, betreiben Töpferei usw.; die bösen nomadisiren im *pori* (die hiesigen seien vor zwei Jahren gekommen), sind Jäger, haben keine Felder, sondern stehlen des Nachts ihren Bedarf. Mit gewissen Dörfern steckten sie unter einer Decke, indem diese sich loskaufen und dafür von ihnen verschont werden.““ — „Warum sie die Watwa nicht vernichteten?“ Allgemeines Entsetzen — fast hätte ich geschrieben Bekreuzigen. „„Die Watwa könne man nicht bekriegen, sie seien zu böse““, und dann folgten einige Schauer-Geschichten. „„Ja, wenn ich es thun würde!““ Vor einigen Wochen erst hätten sie einen Knaben geraubt, den möchte ich ihnen doch wieder wegnehmen. Den Weg wollten sie mir zeigen. „Haben die Watwa Bogen aus mehreren Stücken?“ — „„Ja.““ Alle staunen, dass ich das weiss. „„Aber nur die bösen Watwa!““ Ich beschloss also, die Gesellschaft aufzusuchen. Ich will Sie nicht mit der Schilderung unseres Zusammentreffens aufhalten. Die Hütten standen in einer Lichtung des Urwaldes; keine Felder, kein Vieh; viel gestohlene Lebensmittel und Geräthe. Die Hütten nach Ruanda-Art, aber grösser und wegen Viehmangels sauberer. Die Männer schienen alle 1,40—1,50 *m* hoch zu sein.“

Es handelt sich also zweifellos um wirkliche Pygmäen. Die Bogen (vergl. Fig. *a* der Abbildung auf S. 637) sind aber verhältnissmässig gross: die Länge der uns zugegangenen Stücke schwankt zwischen 152 und 163 *cm*. Was sie aber zunächst auszeichnet, ist, dass sie durchaus mit einer feinen langen Grasfaser umwickelt, theilweise in einfachen Mustern umflochten sind. Einer der Bogen, bei dem diese Umwickelung grösstentheils verloren gegangen ist, gestattet eine weitere Untersuchung. Diese zeigt, dass alle diese Bogen gleichmässig aus Bambu bestehen und in der Mitte durch ein etwa 30 *cm* langes, ziemlich roh zugeschnittenes Stück Laubholz verstärkt sind. Dieser Stab aus Laubholz ist meist in ein Stück Bananen-Blatt eingehüllt und füllt die natürliche Vertiefung des Bambu-Stabes so aus, dass er (wie die Abbild. *d* zeigt) noch etwas über dieselbe hervorragt. Zunächst wird so jedenfalls ein sehr handlicher Griff erreicht; das eingelegte Holz ist aber viel zu lang, als dass man nicht nothwendig noch an einen anderen, eigentlichen Zweck denken müsste, — und der kann natürlich nur die Verstärkung des Bogens sein.

In dieser Art verstärkte Bogen sind bisher völlig unbekannt und stehen durchaus vereinzelt da. Am meisten nähern sich diese Watwa-Bogen dem allerdings bisher auch noch ganz isolirten Bogen von Sekar, den ich in diesem Bande der Zeitschrift, XXXI, Verhandl. S. 225 veröffentlicht habe; aber sie sind auch von ihm noch so stark verschieden, dass sie als ein ganz neuer, bisher unbekannter Typus

[illegible] verstärkten Bogen bezeichnet werden müssen. Von dem Sekar-Bogen unterscheiden sie sich durch die vollständige und kunstvolle Einwickelung und durch die Kürze des verstärkenden Holzstabes; sonst aber giebt es meines Wissens überhaupt keine Bogen, welche in ähnlicher Art durch blosses Zusammenbinden von Bambu und Holz verstärkt sind.

Die Form der Enden des Bogenstabes zeigen Fig. *e* und *f* unserer Abbildung: sie sind wenig charakteristisch, gestatten aber doch mit fast absoluter Sicherheit die Feststellung, dass auch bei diesen Bogen, wie wohl überhaupt bei allen Bambu-Bogen, die glatte natürliche Aussenfläche beim Schiessen nach innen, die rauhe Innenfläche nach aussen gehalten wurde.

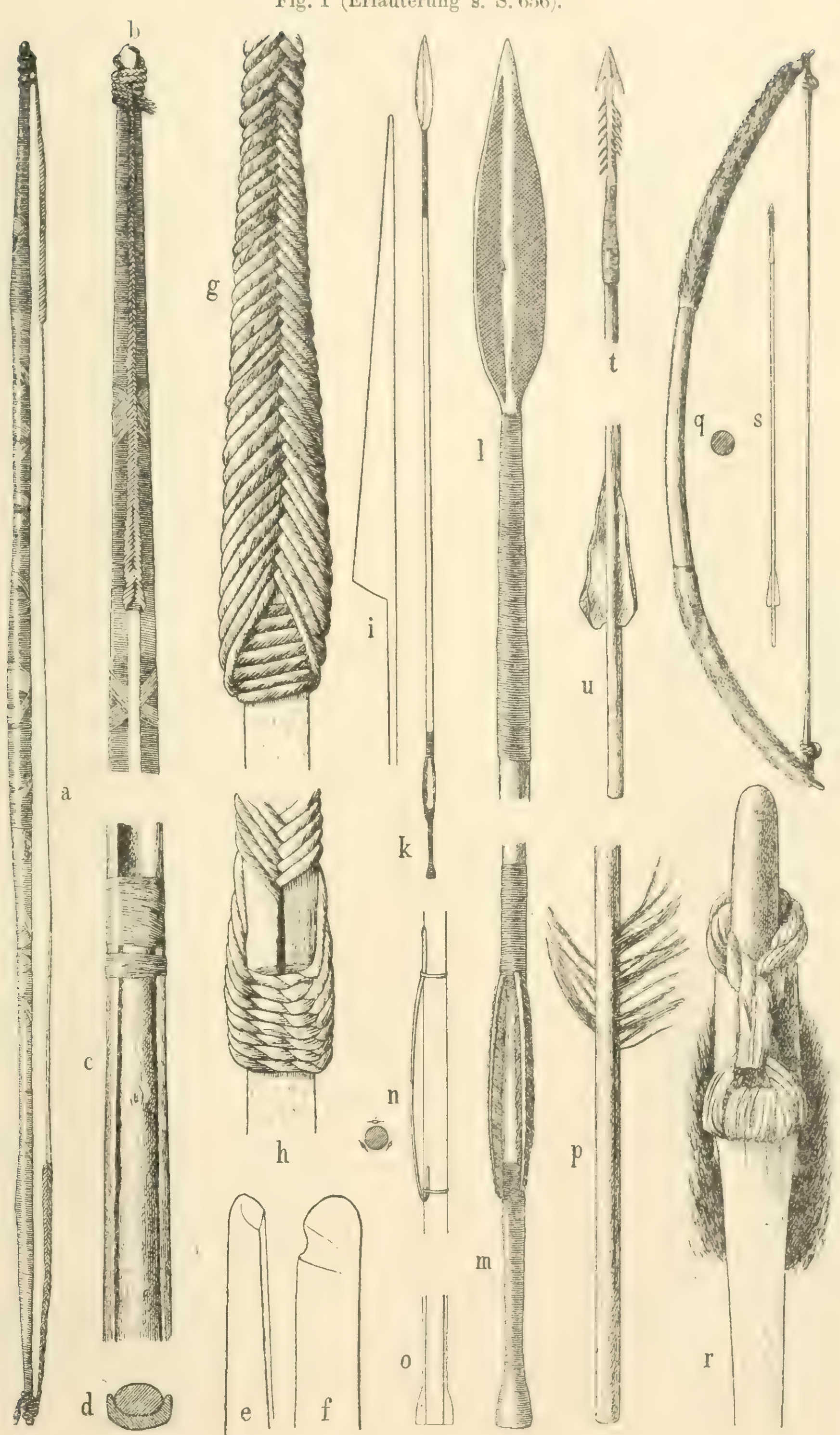
Die Sehne ist durch einen breiten Rotan-Streifen gebildet. Ueberaus merkwürdig ist die Art ihrer Befestigung. Es ist bekannt, dass auch bei den meisten Bogen aus Neu-Guinea die Sehne aus einem Rotan-Streifen besteht, und dass dieser auf dem Bogen stets nur in sehr roher und ungeschickter, jedenfalls sehr ungefälliger und schlecht aussehender Art aufgebracht ist. Völlig anders ist nun die Befestigung an unseren neuen Watwa-Bogen. Wie die Abbildungen *g*, *h* und *i* zeigen, ist der Rotan-Streifen an beiden Enden in höchst kunstvoller und zierlicher, aber auch sehr raffinirter Art von einer zopfartig geflochtenen Schnur aus Pflanzen-Fasern eingefangen, deren freie und weiche Enden dann die Befestigung an den Bogen vermitteln und so eine höchst gefällige Lösung des schwierigen Problems ergeben, eine Rotan-Sehne an einen Bogen anzuholen.

Erklärung der Abbildungen:

Figur 1 (S. 637).

a) Watwa-Bogen (III. E. 7529). 1/8 der wirkl. Grösse.
b) Ende desselben Bogens. 1/4 der wirkl. Grösse.
c) Mittelstück eines ähnlichen Bogens (III. E. 7530). 1/4 der wirkl. Grösse. Nach Entfernung der Umwickelung sieht man in der Rinne des Bambu-Bogens einen Holzstab liegen, der in ein Stück Bananen-Blatt gehüllt und an beiden Enden festgewickelt ist.
d) Querschnitt durch die Mitte dieses Bogens. 1/4 der wirkl. Grösse.
e) Ende des Bogens III. E. 7529. 1/2 der wirkl. Grösse.
f) Ende des Bogens III. E. 7530. 1/2 der wirkl. Grösse.
g) Befestigung der Rotan-Sehne (von aussen). 1/1 der wirkl. Grösse.
h) Befestigung der Sehne (von innen). 1/1 der wirkl. Grösse.
i) Längsschnitt durch das Ende der Rotan-Sehne. 1/1 der wirkl. Grösse.
k) Pfeil der Watwa vom Kiwu-See (III. E. 7531). 1/8 der wirkl. Grösse.
l) Spitze dieses Pfeiles. 1/2 d. wirkl. Grösse.
m) Unteres Ende dieses Pfeiles. 1/2 d. wirkl. Grösse.
n) Schematische Skizze der Befiederung und Querschnitt. 1/2 der wirkl. Grösse.
o) Schematischer Längsschnitt durch das untere Ende, 1/2 der wirkl. Grösse, zeigt, wie die kolbige Anschwellung nur durch das Umwickeln mit Grasfaser hergestellt wird.
p) Unteres Ende eines Kinder-Pfeiles (III. E. 7533c). 1/2 der wirkl. Grösse.
q) Emin Pascha's Meädje-Bogen (III. Ab. 1058) mit Querschnitt. 1/8 der wirkl. Grösse. Beide Enden in Fell gehüllt.
r) Ende dieses Bogens, zeigt die Art der Befestigung der Rotan-Sehne. 1/1 der wirkl. Grösse.
s) Zugehöriger Pfeil, Meädje (III. Ab. 1061). 1/8 der wirkl. Grösse.
t) Spitze dieses Pfeiles. 1/2 der wirkl. Grösse.
u) Unteres Ende desselben. 1/2 der wirkl. Grösse. Statt der Befiederung ein eingeklemmtes Blatt-Stückchen.

Fig. 1 (Erläuterung s. S. 636).



Es ist natürlich kein Zufall, sondern selbstverständlich auf directe Verwandtschaft zurückzuführen, dass auch ein anderer Pygmäen-Stamm, Emin's hellgelbe Meädje, ihre Rotan-Sehne in ähnlicher Weise an dem Bogen befestigen. Unsere Sammlung besitzt einen ausgezeichnet schönen Bogen dieses Stammes mit einer eigenhändigen **Etiquette Emin's; er ist hier unter *q* und *r* abgebildet. Man sieht** sofort, dass er sich von unseren neuen Watwa-Bogen durchaus unterscheidet: er ist viel kleiner, drehrund aus Laubholz geschnitzt, an den Enden mit langhaarigem Fell umgeben und sehr stark gekrümmt, während unsere Watwa-Bogen fast ganz gerade sind, — **aber die Rotan-Sehne ist in ganz ähnlicher, wenn auch viel weniger** zierlicher Weise mit weicheren Pflanzen-Fasern an dem Bogen befestigt.

Eine gleiche Lösung dieses Problems ist auch den Bhil gelungen. Wenigstens sind die wenigen authentischen Bogen, die ich von diesem ethnographisch noch so gut wie unbekannten[1]) Volke kenne, auch einfache Stab-Bogen mit einer in ganz ähnlicher Art befestigten Rotan-Sehne. Hrn. Prof. Grünwedel verdanke ich die Erlaubniss, hier (S. 639) eines unserer Stücke abbilden zu dürfen, das 1890 von Bastian nach Berlin gebracht wurde. Aus der Abbildung ist besser als aus einer langen Beschreibung zu ersehen, wie die Sehne an den Enden zugeschnitten und befestigt ist. Der Vollständigkeit wegen muss ich allerdings erwähnen, dass ich vor etwa 16 Jahren in der Wiener Sammlung einen Bogen sah, der zwar als Bhil-Bogen bezeichnet, aber ein ganz typischer, wenn auch etwas ruinirter und asymmetrisch gewordener zusammengesetzter indischer Bogen war. Soweit ich mich erinnere, stammte er aus einer berühmten Sammlung (v. Hügel): aber ich nehme trotzdem an, dass da irgend ein Irrthum, eine Verwechselung oder eine isolirte Entlehnung vorliegt, und vertrete bis auf weitere Belehrung den Standpunkt, dass die Bhîl, ähnlich wie andere indische Urvölker, einfache Stab-Bogen haben. Jedenfalls stimmen die Bhîl-Bogen, die ich sonst kenne, unter einander gut überein und sind in ähnlicher Weise besehnt, wie die Bogen der Meädje und die der Watwa am Kiwu-See.

Erwähnenswerth ist auch, dass bei fast allen Kandt'schen Watwa-Bogen die Rotan-Sehne in der Mitte sorgfältig mit feinem Gras umwickelt ist. Natürlich geschieht das nicht zum Schmucke, sondern allein nur zur Schonung der Sehne. Wer selbst mit Pfeil und Bogen zu schiessen gewöhnt ist, der weiss, dass

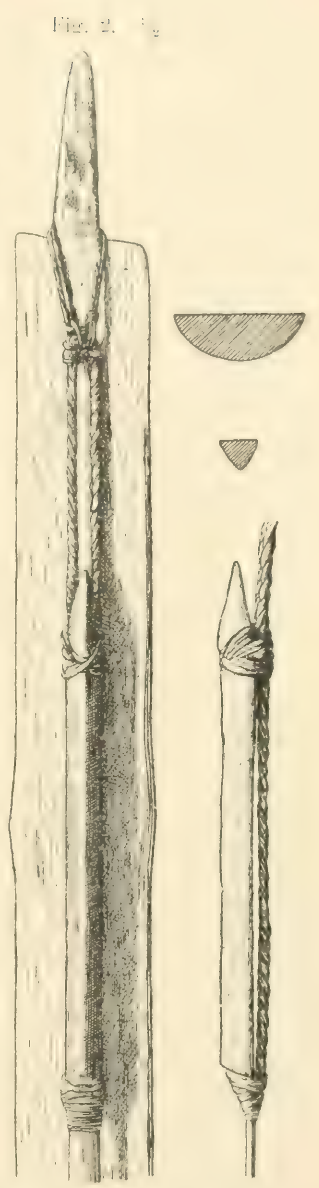
1) Die Literatur, in der die Bhil erwähnt werden, ist allerdings gross genug. Ich könnte leicht Dutzende von Büchern und Zeitschriften citiren, in denen über Bhîl-Stämme gehandelt wird, — aber keine einzige Quelle, aus der über ihren ethnographischen Besitz wesentliche Belehrung zu schöpfen wäre; besonders über ihre ursprünglichen Waffen **und Geräthe vermag ich in der mir bekannten Literatur nichts aufzufinden.**

Die Bhîl sind die ältesten uns bekannten Bewohner der indischen Provinzen von Mewâr, Mâlwa, Khândêsch und Gudscherât, wurden aber von späteren („arischen") Einwanderern in die Vindhya-, Satpurâ- und Adschanta-Berggebiete zurückgedrängt, wo sie sich noch in einer Stärke von etwa $^3/_4$ Million erhalten haben, aber ihren alten ethnographischen Besitz rasch aufzugeben und mit dem ihrer Nachbarn zu verschmelzen scheinen. So führen sie jetzt schon typische indische Pfeile, mit aufgebundenen Kerben-Zinken, Wickel-Befiederung und bunten Lackfarben bemalt. Merkwürdig und auch gerade in unserem Zusammenhange hier interessant ist die Unsicherheit, ob der Name der Bhîl von *billu* = „Bogen" (dravidisch) abzuleiten ist oder etwa mit „kraushaarig" übersetzt werden soll. Sprachlich sollen beide Ableitungen möglich sein, wie sie denn auch in ihrer Nebeneinanderstellung eine kurze und treffende Charakterisirung der Bhil als kraushaariger Bogenschützen ergeben.

die Sehne da, wo der Pfeil aufgesetzt wird, einer sehr raschen Abnutzung unterworfen ist, wenn sie nicht besonders geschützt werden kann. Dem entsprechend finden wir nicht selten gerade die besten Bogen-Sehnen da noch besonders umwickelt, wo der Pfeil aufgesetzt wird: hiervon kann man sich in Japan und auf den Salomonen ebensogut überzeugen, wie etwa auf englischen und belgischen Sportplätzen, und ich habe selbst manche schöne und theure Sehne vor der Zeit zerreissen sehen, einfach weil versäumt worden war, sie rechtzeitig an den gefährdeten Stellen zu umwickeln. Dass unsere Watwa dies nicht versäumen, steht also in ganz directem Zusammenhang mit der ungewöhnlichen Mühe und Sorgfalt, die sie auf die Befestigung ihrer Sehnen verwenden. Da ist es nur natürlich, wenn sie auch trachten, eine so mühevoll hergestellte Sehne auch möglichst lange in gutem Zustande zu erhalten.

Mindestens ebenso merkwürdig wie die Bogen, sind auch die Pfeile, die uns Hr. Dr. Kandt von den Watwa am Kiwu eingesandt hat. Ihrer Grösse nach entsprechen sie durchaus den grossen Bogen, zu denen sie gehören, erinnern daher gar nicht an die kleinen schlanken Pfeile, die wir sonst meist von den afrikanischen Pygmäen-Stämmen kennen. Unsere Stücke sind von 83 bis 93,5 *cm* lang, aus hartem Holz sehr sorgfältig drehrund geschnitzt, mit sehr langem, lanzettförmigem eisernem Blatt und auch entsprechend schwer — im Durchschnitt etwa 50 *g*. Die eiserne Spitze ist mit einem wohl sehr langen Dorn in den Schaft versenkt und dieser daher an seinem oberen Ende etwa handbreit mit feiner Grasfaser sorgfältig umwickelt. Der Schwerpunkt liegt im Bereiche des vorderen Drittels, etwa 1 *cm* von der Grenze des mittleren Drittels entfernt. Was aber diese Pfeile besonders auszeichnet und sie von allen bisher überhaupt bekannten Pfeilen unterscheidet, das ist die Behandlung ihres unteren Endes. Wie die Abbildungen *k* und *m* bis *o* zeigen, ist das untere Ende glatt, ohne Kerbe, aber durch reichliches Umwickeln mit feiner Grasfaser kolbig, fast trommelschlägelartig verdickt und also für die bekannte primitive Art der Spannung zwischen Daumen und Zeigefinger ganz besonders geeignet.

Fig. 2. 1/2



Ende eines Bhîl-Bogens I. C. 23756. 1/2 der wirkl. Grösse. Daneben Querschnitte durch den Bogen und durch das Ende der Rotan-Sehne, sowie eine Seiten-Ansicht des Sehnen-Endes, welche zeigt, wie die Rotan-Sehne befestigt ist.

Dass Pfeile ohne Kerbe auch der ächten Fiederung entbehren, hat Weule[1]), soweit mir bekannt ist, als erster erkannt. Unsere Watwa-Pfeile folgen diesem Gesetze nicht, sondern sind im Gegentheil, bis auf

1) Der afrikanische Pfeil (Schmidt, Leipzig 1899) S. 32.

eines, durch eine sehr sorgfältige ächte Befiederung ausgezeichnet. Wie Fig. *n* zeigt, handelt es sich um eine von dem unteren Ende auffallend weit entfernte „Bügel-Fiederung" mit drei tangential gestellten, recht stark beschnittenen Federn. Benutzt sind durchweg starke dicke Federn, die aber durch Abspalten des Schaftes und Zuschneiden der Fahne dünn und schmal zugerichtet wurden. Diese Art der Befiederung und ebenso auch ihre hohe Lage ist neu und sonst nicht bekannt. Die kolbige Anschwellung des unteren Endes steht natürlich mit der Art der Spannung in Zusammenhang, ist aber in dieser Form sonst gleichfalls unbekannt; hingegen erklärt sich der Mangel einer Kerbe von selbst aus der Breite des als Sehne dienenden Rotan-Streifens und der Dünnheit des hölzernen Pfeil-Schaftes.

Ganz abweichend von diesem typischen Schiesszeug der Watwa am Kiwu-See sind drei Pfeile und ein Bogen, die Dr. Kandt in den Händen des obenerwähnten, von den Watwa geraubt gewesenen Knaben antraf. Der Reisende hat nicht feststellen können, ob derartiges Schiessgeräth auch den wirklichen Watwa-Kindern allgemein eigenthümlich ist; aber ich möchte dies, wenn schon nicht für sicher, so doch wenigstens zunächst für wahrscheinlich halten. Der Bogen ist nur 1,52 *m* hoch, gleichfalls aus Bambu, aber völlig ohne Verstärkung oder Umwickelung und auch ohne Spur ihres etwaigen früheren Vorhandenseins. Die Schnur ist einfach aus einer Pflanzenfaser gedreht. Von den drei Pfeilen sind zwei untereinander recht ähnlich; 67,5 und 72 *cm* lang, bestehen sie beide aus einem Rohrschaft, sind unordentlich mit fünf bügelartig angeordneten Federn gefiedert und haben (der Schnur des Bogens entsprechend) eine tiefe Kerbe. Verschieden sind nur die hölzernen Spitzen; die eine ist lang, drehrund und ganz spitz zulaufend, die andere kurz, kolbig aufgetrieben und mit einer ganz kleinen, kurzen, rundlichen Secundär-Spitze, wie solche auch sonst ab und zu bei „Vogel-Pfeilen" beobachtet werden.

Der dritte Pfeil hingegen war ursprünglich ein richtiger Watwa-Pfeil. Er hat den gleichen hölzernen Schaft, wie diese, und man kann noch erkennen, dass er früher einmal am unteren Ende umwickelt war; am oberen Ende hat er statt der eisernen Spitze drei sehr wenig divergirende aus Holz. Ganz merkwürdig aber ist seine Flug-Sicherung. Da, wo bei den anderen Watwa-Pfeilen die richtige Bügel-Fiederung sitzt, hat er einen Schlitz, genau wie die kleinen Pfeile der Monbuttu, Meädje oder Lendu; aber in diesem Schlitze steckt nicht etwa ein Stück Baumblatt, Fell oder Leder, sondern — abermals ein völliges Novum — ein Stück einer Vogel-Feder. Es würde müssig sein, darüber nachzudenken, ob es sich hier nur um eine ganz vereinzelte Spielerei handelt, oder um einen feststehenden Gebrauch; wir werden weitere Nachrichten und vor allem auch das Eintreffen weiterer Kinder-Pfeile aus Ruanda abwarten müssen, bevor wir ernste Schlüsse aus diesem Vorkommen ziehen dürfen.

Inzwischen kann gesagt werden, dass zwar die Bogen der Pygmäen vom Kiwu-See ganz anders aussehen, als nach den ersten Beschreibungen vermuthet werden konnte, und vor allem nicht „zusammengesetzt" im wissenschaftlichen Sinne des Wortes sind, sondern nur „verstärkt", dass aber das ganze Schiessgeräth dieser Leute höchst eigenartig ist und nach mehreren Richtungen hin zu interessanten Schluss-Folgerungen anregt. —

21) Hr. A. Götze bespricht

neue Erwerbungen des Museums für Völkerkunde.

Erscheint in den „Nachrichten für deutsche Alterthumsfunde". —

Hr. Rud. Virchow bemerkt mit Beziehung auf den trepanirten Schädel, dass derselbe grosse Aehnlichkeit mit einem vor Jahren in Giebichenstein bei Halle ausgegrabenen zeigt (Verhandl. 1879, Bd. XI, S. 56 u. 64). —

(22) Hr. G. Schweinfurth bespricht den Fund einer

Madrepore in einem meklenburgischen Grabe.

In einem Grabe aus der Gegend von Lauenburg a. d. Elbe ist angeblich ein Korallen-Stock gefunden worden. Die Madrepore stammt nach den Feststellungen von Klunzinger aus dem Rothen Meere. Wie soll ein so gebrechlicher Gegenstand in diese nördliche Gegend gebracht sein? Es wäre erwünscht, zu wissen, ob auch anderswo Korallen in Gräbern angetroffen sind.

Hr. Rud. Virchow verweist darauf, dass im Elb-Gebiet allerdings Artefacte aus Muscheln des Rothen oder Indischen Meeres in Gräbern gefunden sind. Das beste Beispiel dafür bietet der höchst merkwürdige Grabfund von Bernburg in Anhalt, über welchen er in der Sitzung vom 19. Juli 1884 (S. 398) ausführlich gehandelt hat. Unter den dortigen Fundstücken waren Scheiben aus Spondylus (Sp. gaederopus) und „Perlen" aus Tridacna. Ueber parallele Funde aus Ungarn hat er in der Sitzung vom 20. December 1884 (S. 583, 585 u. 586) berichtet; es handelt sich dabei gleichfalls um Spondylus-Armringe. Die grösste Uebereinstimmung mit dem Bernburger Grabe hat aber ein Fund von Kromau in Mähren gezeigt, über den eine Beschreibung des Hrn. Makowsky (Verhandl. 1885, S. 761) vorliegt; dieser Forscher lehnt die Vergleichung mit Spondylus gaederopus aus dem Mittelmeer ab, nimmt dagegen eine Verwandtschaft mit grossen Spondylus-Arten aus dem Rothen Meere an. Man vergl. den Bericht über den Besuch in Brünn in den Verhandl. 1897, S. 342. Eine ältere Besprechung der Verwendung von Muschel-Schmuck in Terramaren u. a. findet sich in der Abhandlung des Hrn. v. Martens (Verhandl. 1879, S. 19). Es sind das lehrreiche Beweisstücke für die Verbreitung des Handels in prähistorischer Zeit. —

Hr. A. Voss hält es für zweifelhaft, ob die Madrepore mit den übrigen Fundstücken des Grabes zusammenhange. —

(23) Neu eingegangene Schriften:

1. Hazelius, A., Bidrag till vår odlings häfter. No. 6. Om nyckelharpospelet på Skansen. No. 7. Vidskepelser, vantro och huskurer i Danderyd och Lidingö i slutet af 1700-talet. Stockholm 1899. Gesch. d. Verf.
2. Heger, F., Alte Elfenbein-Arbeiten aus Africa in den Wiener Sammlungen. Wien 1899. (Mittheil. d. Wiener Anthropol. Gesellsch.) Gesch. d. Verf.
3. Laloy, L., Die Stellung des Menschen in der Thierwelt, mit besonderer Berücksichtigung der neueren Entdeckungen im Gebiete der Gehirn-Physiologie. o. O. 1899. (Zeitschr. f. Morphologie u. Anthrop. I.) Gesch. d. Verf.
4. Mazzarella, G., La condizione giuridica del marito nella famiglia matriarcale. Catania 1899. Gesch. d. Verf.
5. Weule, K., Der afrikanische Pfeil. Leipzig 1899. Gesch. d. Verf.
6. Hrdlička, A., Study of the normal tibia (Abstract). New York o. J. (Proceed. Assoc. Americ. Anatomists, 11. Session 1898.)
7. Derselbe, Description of an ancient anomalous skeleton from the Valley of

Mammals, with special reference to supernumerary and bicipital ribs in man. New York 1899. (Bull. Amer. Museum Natur. History.)

Nr. 6 u. 7 Gesch. d. Verf.

8. Furness, W. H., Folk-Lore in Borneo. Wallingford, Pennsylvania 1899. Gesch. d. Verf.

9. Schmeltz, J. D. E., Tentoonstelling van Japansche Kunst. Gids voor den bezoeker. Haarlem 1899.

10. Derselbe. Toespraak, gehouden bij gelegenheid der openstelling der Tentoonstelling van Japansche Kunst in 's Rijks Ethnographisch Museum, op 1 August 1899. Leiden 1899.

Nr. 9 u. 10 Gesch. d. Verf.

11. Treichel, A., Beiträge zur Volkskunde. Sonder-Abdrücke aus verschiedenen Zeitschriften. Gesch. d. Verf.

12. de Lahitte, C., La Teo-Cosmogonia. Base de la filosofia positiva explicada racionalmente según el Guarani. I. Buenos Aires 1899. Gesch. d. Verf.

13. Krause, E., Aus All-Deutschlands Wiege. Berlin 1899. (Zur guten Stunde.) Gesch. d. Verf.

14. Majewski, E., Marteaux casse-têtes en roche sarmatienne dans les bassins des fleuves Boug et Styr. Warszawa 1898. (Pamiętnika Fizyograficznego.) [Polnisch.] Gesch. d. Verf.

15. Lasch, R., Der Selbstmord aus erotischen Motiven bei den primitiven Völkern. Berlin 1899. (Zeitschr. f. Social-Wissenschaft.)

16. Derselbe. Die Behandlung der Leiche des Selbstmörders. Braunschweig 1899. (Globus 76.)

Nr. 15 u. 16 Gesch. d. Verf.

17. Brug, E., Eine bronzezeitliche Guss-Stätte auf Münchener Boden. München 1899. (Beiträge zur Anthropol. und Urgesch. Bayerns.) Gesch. d. Verf.

18. Weber, Fr., Bericht über neue vorgeschichtliche Funde in Bayern. Ausgrabungen im Jahre 1897 und 1898. München 1899. (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.)

19. Derselbe. Zur La Tène-Zeit in Ober- und Nieder-Bayern. München 1899. (Corr.-Blatt d. deutschen Anthropol. Gesellschaft.)

Nr. 18 u. 19 Gesch. d. Verf.

20. Buschan, G., Bornholm. Braunschweig 1899. (Globus.) Gesch. d. Verf.

21. Ripley, W. Z., A selected bibliography of the anthropology and ethnology of Europe. Boston 1899. Gesch. d. Verf.

22. Ludwig, K., Das keltische und römische Brigantium. Bregenz o. J. (Jahresb. d. Communal-Gymnasiums.) Gesch. d. Verf.

23. Outes, F. F., Estudios etnográficos. I. Serie 1—3. Buenos Aires 1899. Gesch. d. Verf.

24. Ploss und Bartels. Das Weib. 6. Aufl. 14. bis 16. Liefer. Leipzig 1899. Gesch. d. Hrn. Bartels.

25. Pitard, E., Sur des restes humains provenant de diverses stations lacustres de l'âge du bronze. — Sur un cas de pilosisme exagéré (Hypertrichosis). Genève 1899. (Arch. des sciences physiques et naturelles.)

26. Derselbe. Sur de nouveaux crânes provenant de diverses stations lacustres de l'époque neolithique et de l'âge du bronze en Suisse. Paris 1899. (l'Anthropologie.)

27. Derselbe, Étude de 51 crânes de criminels français provenant de la Nouvelle-

Calédonie et comparaisons avec des séries de crânes français quelconques. Paris o. J. (Bull. de la Société d'Anthropologie.)

28. Pitard, E., Contribution a l'étude ethnographique du Valais. Genève 1899. (Le Globe.)

29. Derselbe. Étude d'une série de 47 crânes dolichocéphales et mesaticephales de la vallée du Rhône (Valais). Neuchâtel 1899. (Bull. de la Société neuchâteloise de Geographie.)

30. Derselbe. Étude de 65 crânes Valaisans de la vallée du Rhône (Valais moyen). Paris 1899. (Revue de l'école d'anthrop.)

Nr 25—30 Gesch. d. Verf.

31. Mielke, R., Die Bauernhäuser in der Mark. Berlin 1899. Gesch. d. Verf.

32. v. Luschan, F., Neue Beiträge zur Ethnographie der Mathy-Insel. Leiden 1899. (Internat. Arch. f. Ethnogr.

33. Derselbe. Beiträge zur Ethnographie von Neu-Guinea. Berlin 1899. (Bibliothek der Länderkunde.)

Nr. 32 u. 33 Gesch. d. Verf.

34. Lehmann-Nitsche, R., Trois crânes: un trépané, un lésionné, un perforé. La Plata 1899. (Revista del Museo de la Plata.)

35. Derselbe. Quelques observations nouvelles sur les Indiens Guayaquis du Paraguay. La Plata 1899. (Revista del Museo de la Plata.)

Nr. 34 u. 35 Gesch. d. Verf.

36. Hamy, E. T., Analecta historico-naturalia. 1re Série. 1 à 25. Paris 1895/98. Gesch. d. Verf.

37. Mercerat, Die fossilen Vögel Patagoniens. Buenos Aires o. J. (Veröffentl. d. Deutsch. Akademisch. Vereinig. zu Buenos Aires.) Gesch. d. Verf.

38. Pantjuchow, J. J., Ueber Volks-Medicin in Transkaukasien. Tiflis 1899. (Russisch.)

39. Derselbe. Der Einfluss der Malaria auf die Colonisation des Kaukasus. Tiflis 1899. (Kawkas.) [Russisch.]

Nr. 38 u. 39 Gesch. d. Verf.

40. Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895. II. Th. Berlin 1899. Gesch. d. Magistrats von Berlin.

41. Codex Telleriano-Remensis. Manuscrit Mexicain du Cabinet de Ch.-M. le Tellier, Archevêque de Reims, à la bibliothèque nationale (Ms. Mexicain No. 385). Reproduit en photochromographie aux frais du Duc de Loubat et précédé d'une introduction par le Dr. E. T. Hamy. Paris 1899. Gesch. Sr. Excellenz d. Herzogs v. Loubat.

42. Hamy, E. T., Decades Americanae. 3e et 4e Décades. Paris 1899. Gesch. d. Verf.

43. Herdman, W. A., A descriptive catalogue of the Tunicata in the Australian Museum, Sydney, N. S. W. Liverpool 1899. Gesch. d. Australian Museums.

44. Deininger, J. W., Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. Abth. III. Heft 1. Wien o. J. Angekauft.

45. Hṛishíkeśa Śástrí and Śiva Chandra Gui, A descriptive catalogue of Sanskrit Manuscripts in the library of the Calcutta Sanskrit college. No. 10. Calcutta 1899. Gesch. d. Government Bengal Secret. Book Depot.

46. Lehmann, H., Officieller Führer durch das Schweizerische Landes-Museum in Zürich. 2. Aufl. Zürich o. J. Gesch. d. Landes-Museums in Zürich.

47. Katalog der prähistorischen Sammlung im Vorarlberger Landes-Museum. o. O. u. J. Gesch. d. Hrn. M. Bartels.

48. Mainwaring, G. B., Dictionary of the Lepcha language, revised and completed by A. Grünwedel. Berlin 1898. Gesch. d. Governor of Bengal.

49. Leiner, L., Vom Pfahlbautenwesen am Bodensee und seiner Vorzeit. Festgabe des Würtembergischen Anthropol. Vereins zur 30. Versammlung der Deutschen Anthropol. Gesellschaft zu Lindau. Stuttgart 1899.

50. Festschrift zur Begrüssung der Theilnehmer an der gemeinsamen Versammlung der Wiener und der Deutschen Anthropol. Gesellschaft in Lindau vom 4. bis 7. September 1899. Gewidmet von der Münchener Anthropol. Gesellschaft. München 1899.

Nr. 49 u. 50 Gesch. v. Deutschen Anthropol. Congress.

51. Festgabe auf die Eröffnung des Schweizerischen Landes-Museums in Zürich am 25. Juni 1899. Zürich o. J. Gesch. v. Schweizerischen Bundesrath.

52. Mittwoch, E., Proelia Arabum paganorum (Ajjâm al'Arab) quomodo litteris tradita sint. Berolini 1899.

53. Bollack, L., La langue bleue — Bolak — Langue internationale pratique. Paris 1899.

54. Codice Messicano di Bologna, reproducido en fotocromografía á expensas de S. E. el Duque de Loubat. Roma 1898.

Nr. 52—54 Gesch. d. Hrn. Rud. Virchow.

Sitzung vom 18. November 1899.

Vorsitzender: Hr. **R. Virchow.**

(1) Der Vorsitzende begrüsst den als Gast anwesenden Hrn. Buscalioni aus Rom. —

(2) Durch den Tod hat die Gesellschaft folgende ordentliche Mitglieder verloren:

Den Ober-Präsidenten der Provinz Brandenburg, früheren Staats-Minister, Hrn. v. Achenbach, eines ihrer ältesten Mitglieder, der seine Verbindung mit der Gesellschaft und sein Interesse an ihren Arbeiten durch alle Wechsel der wichtigsten Staatsämter hindurch ununterbrochen fortgesetzt hat;

Hrn. Valentin Weisbach, ein hochgeschätztes Mitglied des Ausschusses, den langjährigen Vorsitzenden des Ethnologischen Comités, einen stets opferbereiten Förderer der grösseren Unternehmungen auf dem Gebiete der Völkerkunde, gestorben am 23. October im 57. Lebensjahre;

Hrn. Ober-Stabsarzt Dr. Witte hierselbst, einen sehr treuen Besucher unserer Versammlungen, am 27. Juli, und

Hrn. Geh. Sanitätsrath Dr. Alexis Bertram hierselbst. —

Ferner Hrn. Dr. Wilhelm Zenker, der in früheren Jahren ein eifriges Mitglied war. —

(3) Zu Sächsisch-Mühlbach in Ungarn ist Fräulein Sophie v. Torma dahingeschieden. Sie stand seit Jahren mit unserer Gesellschaft in häufigem Verkehr. Wir sahen sie wiederholt auf den deutschen Congressen, und einige unserer Mitglieder, die ihr näher getreten waren, besuchten sie in ihrem zu einem wahren Local-Museum umgestalteten Hause zu Broos im Hunyader Comitat. Dort in der Nähe, bei Tordos, hat sie jahrelang eine prähistorische Ansiedelung, die zahlreiche rohe Thon-Idole lieferte, erforscht und die Zeitstellung derselben gegenüber der Annahme einer römischen Niederlassung sichergestellt. Die Keramik dieser Ansiedelung, welche auf nahe Beziehung zu bosnischen Funden (Butmir) hinweist, bildete für Fräulein v. Torma den Ausgangspunkt weitgreifender Schlüsse, die sich auf Troja und die altthrakischen Gebiete erstreckten; bei der Deutung derselben zeigte sie eine grosse Belesenheit in mythologischen und prähistorischen Werken. Sie war eine bemerkenswerthe Erscheinung unter den Alterthums-Forscherinnen. —

(4) Für die vacant gewordene Stelle im Ausschuss ist Hr. Prof. Dr. Arthur Bässler cooptirt worden. Er hat dieselbe angenommen. —

(5) Zum correspondirenden Mitgliede ist unser langjähriges, sehr eifriges und treues ordentliches Mitglied Prof. Franz Boas in New York durch Wahl des Vorstandes und des Ausschusses ernannt worden. —

(6) Neu gemeldet als ordentliches Mitglied ist der Privat-Docent Dr. Konrad Kretschmer, der Sohn unseres früheren Mitgliedes, dem namentlich das

[illegible]ten-Museum treffliche Arbeiten verdankt und dessen Erinnerung wir in treuem Gedächtniss bewahren. —

(7) Unser immerwährendes Mitglied, der Duc de Loubat in Paris, hat an der hiesigen Universität eine Professur für amerikanische Ethnologie und Archäologie gestiftet. Dieselbe ist Hrn. Eduard Seler übertragen worden, dessen Forschungen und weite Reisen in Mittel-America ihn zu einer solchen Lehrstelle als vorzugsweise geeignet erscheinen lassen. Die Gesellschaft ist hoch erfreut über die grosse Ehre, die unserem so fleissigen und erfolgreich arbeitenden Mitgliede zu Theil geworden ist. Hr. Seler, der 1849 zu Krossen a. d. Oder geboren ist, tritt in die neue Stellung als ein reifer Mann in voller Rüstigkeit. —

(8) Ein Aufruf zu Beiträgen zu einem Grab-Denkmal für unseren verstorbenen Collegen W. Schwartz wird vorgelegt. —

(9) Eine Einladung zur Eröffnung des neu errichteten Schlesischen Museums für Kunst-Gewerbe und Alterthümer zu Breslau am 27. November ist eingegangen. Die Gesellschaft begrüsst diese wichtige Schöpfung mit herzlicher Theilnahme; sie sieht darin zugleich eine Anerkennung der grossen Verdienste ihres langjährigen Mitgliedes Dr. Grempler. —

(10) Das correspondirende Mitglied Hr. W. Radloff hat unter dem 17. October aus Rom dem Vorsitzenden das Bulletin Nr. 23 des XII. internationalen Congresses der Orientalisten zur Kenntnissnahme übersandt. Darnach ist in der Sitzung der Delegirten vom 14. October Hamburg als Ort des nächsten Congresses gewählt und zugleich nach dem Beispiele des India Exploration Fund die Gründung einer internationalen Association für die archäologische und linguistische Erforschung von „Central-Asien und dem äussersten Orient“ mit dem Sitze in St. Petersburg beschlossen worden. Hr. Radloff spricht den Wunsch aus, dass unsere Gesellschaft das wichtige Unternehmen durch thätige Mitwirkung fördern möge. Er weist auf die neuesten überraschenden Funde in Mittel-Asien, namentlich Turfan und Chotan hin und spricht die Zuversicht aus, dass weitere und umfangreichere Unternehmungen eine grossartige Ausbeute liefern müssten. —

(11) Hr. Rud. Virchow zeigt ein

Flachbeil aus Jadeit von der Beeker Heide am Nieder-Rhein.

Das sehr merkwürdige Stück wurde mir bei Gelegenheit des deutschen anthropologischen Congresses in Lindau durch den Besitzer, Baron Lochmer, gezeigt und erregte sofort meine besondere Aufmerksamkeit, weil ich nach der Beschaffenheit des Minerals vermuthen musste, dass dasselbe in die Reihe der seltenen Jadeit-Beile gehöre. Es wurde mir mit freundlicher Bereitwilligkeit zur genaueren Untersuchung geliehen, und ich habe die grosse Freude gehabt, meine Vermuthung durch Hrn. Tenne bestätigt zu sehen. Ja, es zeigte sich bei der krystallographischen Untersuchung, dass „der Dünnschliff fast genau einem solchen von Jadeit aus Mogoung in Ober-Birma gleicht“.

Bekanntlich ist schon seit dem Jahre 1872, wo mein verstorbener Freund Desor auf dem internationalen Congress für prähistorische Archäologie in Brüssel die Aufmerksamkeit auf diese Steinbeile lenkte, der Gedanke aufgekommen, dass dieselben aus Hinter-Asien stammen und schon bei der Einwanderung der Arier von dorther mitgebracht seien. Die jetzt vorliegende Analyse könnte als eine

wichtige Unterstützung dieser Hypothese angesehen werden. Wenn ich vorläufig noch nicht soweit gehe, so muss ich doch anerkennen, dass bisher in ganz Europa noch kein einziger Platz ermittelt worden ist, wo Jadeit als anstehendes Gestein aufgefunden wäre. Es besteht allerdings ein alter Verdacht, dass ein solcher Platz in Piemont existire, wo, namentlich in der Umgegend des Monte Viso, Gesteine ähnlicher Art in vereinzelten Exemplaren gesammelt sind, aber alle diese Stücke waren Gerölle aus Flussbetten; kein einziges zeigte Spuren von Bearbeitung. Immerhin liegt die Möglichkeit nahe, dass diese Gerölle von anstehendem Gestein herstammen, und die Frage der Herkunft muss daher noch offen gehalten werden.

Es scheint nicht ohne Bedeutung zu sein, dass Jadeit-Beile von der Form, die ich als Flachbeile bezeichnet habe (Verhandl. unserer Gesellschaft 1881, S. 285), in Deutschland noch niemals östlich von der Elbe aufgefunden sind, während eine nicht ganz kleine Zahl von Exemplaren im Gebiet des Rheines, zum Theil auch der Weser, neuerlich auch im Braunschweigischen vorgekommen ist. Die geographische Vertheilung würde also für einen Importweg von den Alpen nordwärts sprechen und zugleich für eine Zeit, wo ostelbische Gebiete diesem Verkehr noch nicht erschlossen waren. Jeder neue Fund sollte deshalb mit besonderer Aufmerksamkeit studirt werden.

Das vorliegende Stück hat eine besondere Eigenthümlichkeit, die meines Wissens bis jetzt noch nicht beachtet oder vorgekommen ist. Während es die so charakteristische Form eines im Grossen dreieckigen, nach hinten zugespitzten, flachen Werkzeuges und eine vortreffliche Politur besitzt, fehlt ihm die sonst beständige Zuschärfung des vorderen, breiten Randes. Dieser ist vielmehr stumpf und etwas dicker, und sieht, obwohl glatt, doch wie abgenutzt aus, so dass er nicht einem schneidenden, sondern einem zum Klopfen oder Hämmern oder Reiben eingerichteten Instrument angehört zu haben scheint. Es würde von höchstem Werthe sein, wenn irgendwo ein Parallel-Stück dazu nachgewiesen werden könnte[1]. —

(12) Hr. Rud. Virchow zeigt Photographien und das Original eines

angeborenen menschlichen Schwänzleins.

Hr. Dr. Simon, Arzt in Elbing, meldete mir unter dem 27. October die gelungene Abtragung eines angeborenen Schwanzes von einem Kinde und schrieb dazu, „dass das Kind 11 Wochen alt ist, dass der Tumor solid und weich ist und auf dem Os sacrum sass. (Cauda suilla? wie es mir nach Ihrer Beschreibung in der Berliner Klin. Wochenschrift 1884, Nr. 47 zu sein scheint.) Der Tumor ist $5\frac{1}{2}$ *cm* lang, $1\frac{1}{2}$ *cm* im Durchmesser, mit normaler Haut überzogen. Das Kind ist wahrscheinlich gesund — Lues nicht ausgeschlossen — und zeigt keine weiteren Missbildungen.“

Nach den beiden Photographien, die Hr. L. Basilius in vortrefflicher Weise aufgenommen hat, sind die umstehenden Autotypien (Fig. 1 Seiten-, Fig. 2 Hinter-Ansicht) hergestellt. Sie verdeutlichen sofort die groben Verhältnisse. Ich beschränke mich daher auf eine kurze Beschreibung des Schwänzleins, welches am 26. October durch Operation seitens des Hrn. Dr. Schwarz abgetragen und in eine 5procentige Formalin-Lösung gelegt war, und jetzt unter Nr. 32 vom Jahre 1899 im hiesigen Pathologischen Museum aufgestellt ist.

---

1) Seit dieser Besprechung habe ich das merkwürdige Stück in der Sitzung der Königlichen Akademie der Wissenschaften vom 30. November besprochen: die Publication findet sich in den Sitzungs-Berichten der Akademie vom 30. November 1899.

Das Schwänzlein hat im Ganzen ungefähr die Gestalt eines kindlichen Kleinfingers. Es ist walzenförmig, am Ende etwas verjüngt, gegen die Spitze hin durch eine seichte Furche etwas abgesetzt und auch sonst mit mehreren Querfalten besetzt, die an die Falten eines Fingers erinnern. Es hat, wie alle mit dem Formalin in Contact gekommenen Theile, eine rein weisse Farbe. Auf der sonst glatten Oberfläche sieht man stellenweise in gewissen Abständen feine Grübchen, die, wie der Durchschnitt ergiebt, leeren Haarbälgen entsprechen. An der Operationsstelle ist weisses Fett in kleinen Läppchen hervorgequollen; sonst sieht man an derselben nur, was auch ein Querschnitt durch die Mitte des Schwänzleins lehrt. Hier bemerkt man unter der dünnen, pigmentlosen, mit den tieferen Theilen continuirlich

Fig. 1.



zusammenhangenden Cutis sofort ein durch die ganze Dicke des Theils reichendes Fett-Polster, — den verdickten Panniculus adiposus, dessen scharf gesonderte und daher ganz drusig aussehende Läppchen eine rein weisse Farbe zeigen. Die einzelnen Läppchen haben durchschnittlich einen Durchmesser von 1 *mm* und sind zum Theil genau rund, zum Theil länglich, kolbenförmig. Bei der mikroskopischen Untersuchung sieht man darin dicht gedrängt grosse, ganz vollständig mit flüssigem Fett gefüllte Zellen. Zwischen den Läppchen liegt ein in Form grösserer Netze angeordnetes, schon makroskopisch stark hervortretendes interstitielles Gewebe, das mikroskopisch aus starken, steifen Fasern besteht. Eine besondere Central-Substanz, wie sie sonst wohl vorkommt, konnte ich nicht auffinden. Nur sieht

man an einigen, mehr excentrisch gelegenen Stellen grössere bräunliche Punkte, in denen man zuweilen schon mit blossem Auge ein Lumen erkennen kann. Das Mikroskop bestätigt, dass es sich hier um Blutgefässe, und zwar von relativ grosser Wandstärke handelt; dieselben haben den Bau arterieller Stämmchen und sind reich an elastischen Theilen. Anderweitige Bestandtheile treten auf dem Querschnitt nicht hervor.

Fig. 2.



Es ist dies seit langer Zeit wieder der erste Fall, in dem ich Gelegenheit hatte, eine so ausgeprägte angeborene Schwanz-Bildung beim Menschen zu untersuchen. Da heutzutage die Literatur nur bis auf wenige Jahre rückwärts consultirt wird, so will ich anführen, dass der zeitlich erste Fall von mir im Jahre 1878 in Abbildung publicirt ist (Mein Archiv f. patholog. Anat., Bd. 72, S. 129, Taf. III, Fig. 6). Ich erhielt diese Abbildung von Hrn. Dr. Greve in Oldenburg. Erst im Jahre 1880 wurde mir das Präparat selbst zur Untersuchung übergeben und ich beschrieb dasselbe genau (ebendas. Bd. 79, S. 178). Da das gegenwärtige Präparat damit in Hauptstücken übereinstimmt, so kann ich auf die alte Beschreibung verweisen, und nur kurz erwähnen, dass es sich auch diesmal um einen weichen

schwanz ziemlich ähnlich demjenigen, den der alte Schenk von Grafenberg als Cauda suilla bezeichnete. Nur waren die Härchen an dem Oldenburger Exemplar stärker und es fanden sich im Innern gewisse Längsstreifen, die als Reste fötaler Gewebe gedeutet werden konnten.

Weiter in die Geschichte der „Menschen-Schwänze" einzugehen, veranlasst der vorliegende Fall nicht. Wer sich dafür interessirt, wird in den Verhandlungen der Anthropologischen Gesellschaft Gelegenheit genug finden, sich darüber zu unterrichten.

(15) Hr. Dr. Buscalioni, Assistent am botanischen Institute in Rom, spricht über seine

Reise zu den Apinagēs in Brasilien[1].

Auf meiner botanischen Reise längs des Tocantins und Araguaya hatte ich Gelegenheit, das Dörfchen Malora der Apinagēs-Indianer zu besuchen, welche, obgleich sie lange in Verkehr mit den Brasilianern stehen, dennoch fast den ganzen Charakter der wilden Völker bewahrt haben.

Sie haben lange und schwarze Haare, die Augen sind etwas schief. Der Ohrlappen ist weit durchbohrt und nimmt eine grosse Holzscheibe auf. Eine ähnliche, aber kleinere Scheibe wird in die Unterlippe eingeführt.

Die Apinagēs sind wohlgebildet; sie haben jedoch lange Arme und einen sehr prognathen Kopf mit Stumpfnase. Sie gehen vollkommen nackt und sind kaffeebraun gefärbt. Wenig ausgebildet ist ihre Behaarung (mit Ausnahme der Haupthaare), so dass die Augenlider, die Augenbrauen und die Haare der Brust und Schamregion oft ganz fehlen. Das ist zum Theil ein Charakteristicum der Rasse, zum Theil rührt es daher, dass die Apinagēs-Indianer sich die Haare ausreissen, wenn sie lang sind.

Wie es scheint, haben die Apinagēs die Tättowirung nur von den Brasilianern gelernt, weil ich sie nur an sehr wenigen Individuen antraf, welche lebhafte Beziehungen zu brasilianischen Fischern hatten, die meistens sich zu tättowiren pflegen.

Die Tänze sind überaus einfach. Die Frauen stellen sich in eine Reihe auf und bleiben fast unbeweglich, oder führen nur leichte Beugungen der Beine aus. Die Männer hingegen springen vor den Frauen, während der Häuptling heftig einen Kürbis voll Samen schüttelt, was einen betäubenden Lärm macht. Männer und Frauen singen zu gleicher Zeit ein sehr eintöniges Lied.

Die Apinagēs beerdigen die Todten in einer Grube, welche sie darauf mit Brettern und Erde bedecken. Neben den Todten setzen sie dann Mandioca, Bananen und andere Speisen.

Sonderbar ist die Weise, in der die Apinagēs auf der Reise schlafen. Sie schlafen aneinandergereiht auf der Erde und haben zum Lager ein einfaches Deckchen (*stuoja*) aus Palmblättern. Zwischen dem einen und dem anderen Lager zünden sie Feuer an.

Die Männer sind sehr faul, während gewöhnlich nur die Frauen und Kinder arbeiten. Was jedoch die Liebe zu den Kindern und die geschlechtliche Moralität betrifft, so geben sie den civilisirtesten Völkern darin nichts nach.

Die Sprache der Apinagēs ist äusserst einfach, besonders was die Zahlen betrifft, die auf etwa zehn beschränkt sind.

Ich habe nach Italien viele Steinwerkzeuge, welche diese Indianer heute noch

1) Das in italienischer Sprache eingereichte Manuscript ist von Hrn. P. Magnus übersetzt worden.

gebrauchen, sowie auch Schädel und kriegerische Waffen mitgebracht. Alle diese Gegenstände wurden dem ethnographischen Museum in Rom als Geschenk übergeben.

Nach meiner Rückkehr nach Italien werde ich einen ausgedehnten Bericht über meine botanische Reise machen, in welchem ich ausführlich sprechen werde über Apinagés, Gaviões und Karayá-Indianer, die ich Gelegenheit hatte zu besuchen. Ein Exemplar dieses Werkes, das mit vielen Photographien illustrirt sein wird, werde ich der Anthropologischen Gesellschaft zu Berlin schicken als bescheidenes Zeichen der Erkenntlichkeit für den freundlichen Empfang während meines kurzen Aufenthaltes in Berlin.

Hr. Karl von den Steinen bemerkt, dass die Apinagés derjenige Gés-Stamm sind, der nach dem von Castelnau überlieferten Wörter-Verzeichniss den auf der ersten Schingú-Expedition angetroffenen Suyá sprachlich am nächsten steht. Auch zeigen die Suyá, die Lippen-Scheiben und Ohrrollen tragen, grosse Uebereinstimmung mit den Apinagés in den Besonderheiten der Cultur und der Sitten. Dass eine angeborene Kahlheit vorliegen soll, erscheint doch sehr bedenklich. Die Gleichheit der „Religion", die der Vortragende annimmt, mit den weit entfernten Uaupé dürfte auf bestimmte, vielen Indianer-Stämmen des nördlichen Süd-America gemeinsame Charakterzüge zurückzuführen sein. —

(14) Hr. Fritz Noetling berichtet in einem Schreiben an den Vorsitzenden aus Warcha (d. i. Wârtscha) im Pandschâb vom 5. November über seine

Reise in der Saltrange und birmanische Wald-Messer.

Seit Mitte September bin ich wieder auf meiner üblichen Tour, die mich dieses Mal nach der Saltrange geführt hat, wo ich bereits einmal im Winter 93/94 war.

Ich habe diesmal eine höchst interessante Beobachtung in Bezug auf das Thongeschirr, das hier angefertigt wird, gemacht und werde späterhin, wenn ich noch mehr Material gesammelt habe, eine ausführliche Mittheilung für die Verhandlungen senden. Hier nur vorläufig so viel: Das Geschirr wird bemalt, und zwar habe ich vielfach dieselben primitiven Muster beobachtet, wie sie auf den aus Baluchistan beschriebenen Thonscherben vorkommen. Die Formen sind durchweg gefällig, ein Wasserkrug geradezu graciös. Ich glaube, wir haben es hier mit uralten Formen zu thun, die sich möglicher Weise seit der Alexander-Zeit unverändert erhalten haben. Welch eine Fundgrube für den, der Zeit hat, sich eingehender mit derartigen Studien zu befassen, die kleinen Dörfer der Saltrange sind, ist mir erst jetzt klar geworden. Es ist recht schwer, gut erhaltene Stücke zu erwerben: die Leute fertigen einmal alle paar Monate einen grösseren Vorrath an, der dann zusammen in einem Haufen gebrannt wird. Hat man das Glück, gerade zu kommen, wenn solch ein Haufen sich abgekühlt hat und geöffnet wird, so kann man schöne Sachen bekommen, sonst eigentlich kaum gegen schweres Geld. —

Bezüglich der von Hrn. v. Luschan in der Sitzung vom 18. März erwähnten Wald-Messer möchte ich mir bei aller Achtung vor der von ihm ausgesprochenen Theorie Folgendes zu bemerken erlauben: Derartige Messer sind sowohl in Birma wie in Indien gebräuchlich, wo sie zum Abhauen der Palmblatt-Stiele gebraucht werden. Da sich namentlich Birma heutzutage wohl noch auf derselben Culturstufe befindet, wie vor ein paar tausend Jahren, so wäre es im Sinne dieser Ansicht, wenn wir annähmen, dass diese Messer ursprünglich aus Indien kamen. So weit gehende Schlüsse möchte ich jedoch nicht ziehen: ich denke vielmehr,

dass das Bedürfniss, ein überall für den gleichen Zweck verwendetes Instrument zu besitzen, in verschiedenen Ländern unabhängig die gleiche Form gezeitigt hat. Das Bedürfniss können wir dahin definiren: ein zum Abhauen der Aeste geeignetes Instrument, das die auf die Bäume kletternden Arbeiter möglichst wenig behindert und genügende Durchschlagskraft besitzt, ohne zu schwer zu sein.

Ich reise von hier aus nach Amb weiter, bezweifle aber, ob es mir möglich sein wird, einige Gräber zu eröffnen. Es ist zwar in Folge des Wassermangels Hungersnoth im Lande, und einige zweckmässig verwendete Rupien mögen die Leute mehr gefügig stimmen. Allein es kann auch gerade das Gegentheil eintreten.

(15) Hr. Kálmán v. Miske in Güns (Ungarn) schreibt unter dem 1. August über

Pomana oder Dač, einen Todten-Cultus bei den Serben und Rumänen der Gegend von Temes-Kubin.

Sobald ein Serbe oder Rumäne stirbt, wird ein kleines, eigens zu diesem Zwecke angefertigtes Krüglein bekränzt und mit Wasser gefüllt in das Todtenzimmer gestellt. Bei der Grablegung wird der Inhalt des Krügleins in der Form eines Kreuzes auf die Leiche gegossen und das Krüglein ihr beigegeben. Die Wittwe trägt in der sechsten Woche nach der Beerdigung des Gatten einen Korb mit Esswaaren (Gekochtes und Gebratenes) und ein Krüglein Wasser zum Grabe des Hingeschiedenen, giebt den dort sich einfindenden Zigeunern die Esswaaren und stimmt ein Klagelied an, in welchen sie die Vorzüge ihres Gatten besingt. Nach Beendigung des Mahles und des Klageliedes wird der Inhalt des Krügleins auf das Grab gegossen und das Krüglein an die Zigeuner verschenkt.

Das Pomana-Geben wiederholt sich im ersten Jahre 4mal, zu den Festen Ostern, Georgi, Weihnacht und Fasching. Im zweiten Jahre wird eines dieser Feste ausgelassen. Im dritten zwei, so dass mit dem fünften Jahre das Pomana-Geben gänzlich aufhört.

Eine eigenthümliche Sitte ist weiter, dass ein Rumäne, der nach dem Wittwenjahre noch eine zweite Ehe einzugehen gedenkt, die Leiche seiner Gattin nicht zum Grabe geleitet. —

(16) Fräulein Elisabeth Lemke berichtet aus Berlin, 25. October, über

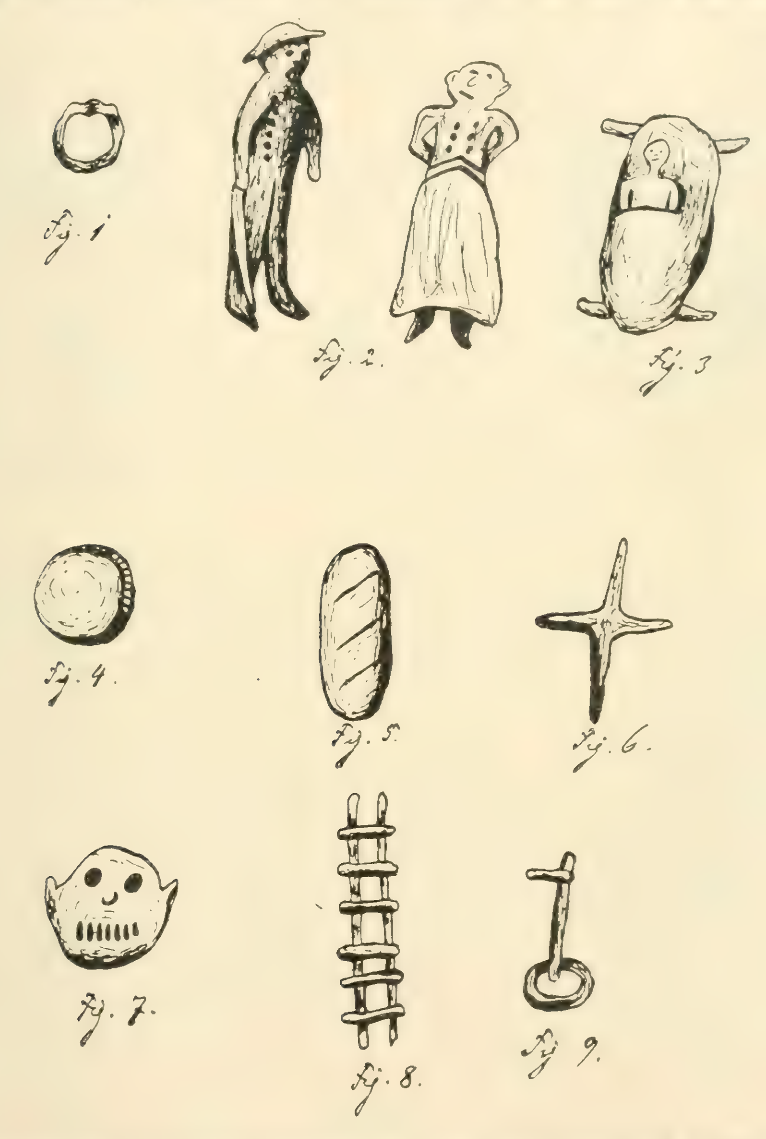
volksthümliches Neujahrs-Gebäck in Ostpreussen.

I.

Das beliebteste Spiel in der Neujahrs-Nacht ist „Glück greifen“[1]). Man formt und bäckt aus Teig von Roggenmehl 9, bezw. 10 Figuren: 1. Ring, 2. Mann und Frau, 3. Kind, 4. Geld, 5. Brod, 6. Kreuz, 7. Tod, 8. Himmels-Leiter, 9. Himmels-Schlüssel (Fig. 1—9). Diese Figuren werden mit grösster Heimlichkeit unter neun umgekehrte Teller gelegt. Nach der Reihe darf jeder dreimal drei Teller, deren Inhalt beim zweiten und dritten Male von Anderen heimlich verändert werden muss, aufheben. Das, was dreimal gegriffen worden ist, „wird in Erfüllung gehen“. Aber auch das, was nur einmal gegriffen wird, erregt Bedenken, mindestens Kopfschütteln und laute Heiterkeit. — Wer sich etwas davon verspricht,

1) E. Lemke, Volksthümliches in Ostpreussen, 1. Th. (dort ebenfalls II, III, IV und V zu vergleichen!).

verwahrt Geld, Brod, Himmels-Leiter und Himmels-Schlüssel im verschlossenen Kasten bis zum nächsten Silvester-Abende: dann werden diese Dinge zerbröckelt und den Hühnern gegeben. — Diese Mittheilungen beziehen sich zunächst auf die Kreise Mohrungen, Pr.-Holland und Osterode. Ich traf aber die gleichen Vor-



kommnisse auch im Kreise Neidenburg an: nur nimmt man dort an Stelle einer der letztgenannten Figuren einen Stern. — Besonders sind es unverheirathete Personen, denen das „Glück greifen" unerlässliche Silvester-Belustigung ist[1]).

1) Ein alter Pole, der in seiner Jugend unweit von Ostralenka lebte, erzählte mir: dort gingen die Mädchen am 30. December zur Mühle, um sich Mehl und Staub zu holen. Aus dieser Masse werden Klösse geformt und gebacken. Am Silvester-Abend liegt das Gebäck, flach ausgebreitet, auf einer Schüssel, die auf einer niedrigen Bank steht: so viele Mädchen zugegen sind, so viele Klösse. Ein Hund wird hereingeholt und zu der Schüssel geführt. Das Mädchen, dessen Gebäck der Hund zuerst nimmt, heirathet zuerst.

II.

Mit Hülfe von neun (oder zehn) Enden Schmeel (Aira caespitosa L., in Ostpreussen aber auch Molinia caerulea Mnch.) stellt man einen „Neujahrs-Baum“ her. Ein Klumpen Teig wird in einen Napf gelegt, und in den Teig werden die neun Enden Schmeel gesteckt, die das Ansehen von dünnen Stäbchen haben müssen. Ein Stäbchen steht in der Mitte; die anderen sind — nach auswärts gerichtet — in die Runde gesteckt. Auf alle neun Stäbchen wird je ein Aepfelchen, d. h. Klümpchen Teig gespiesst. Das Ganze muss langsam backen. Die Klümpchen sollen für das ganze Jahr Kraft haben, kaltes Fieber zu vertreiben, und werden vertrauensvoll hinuntergeschluckt. Zuweilen wird der „Neujahrs-Baum“ mehrere Jahre lang aufbewahrt. Er bildet eine Zierde für jenen Tisch (oder Schrank), auf (in) welchem allerlei Gegenstände, z. B. alte, meist mit Papier umkleidete Flaschen stehen, in denen sich Blumen, aus Papier-Schnitzeln, bunten Läppchen usw. gefertigt, befinden; daneben Kaffee-Tassen, Seife, Spielzeug u. a. m. — Im Kreise Neidenburg nennt man dieses Gebäck „Jäbuunka“ (Apfelbaum: poln. jabłoń). Von dort, wo man auf das mittlere Stäbchen einen kleinen Vogel spiesst, stammt die Abbildung Fig. 10. Der zum Untersatz dienende Klumpen Teig hat die Form eines Kuchens erhalten.



Fig. 10.

III.

Im Kreise Mohrungen usw. bäckt man „Fieber-Brödchen“, die fingerlang und in ungerader Zahl gefertigt werden. Man schlägt ein Kreuz darüber und lässt sie langsam backen. Im Laufe des Jahres findet sich immer jemand, der solche Brödchen verschluckt.

IV.

Ganz besondere Beachtung findet „Neujahr backen“. Wie bei den vorhergenannten Dingen, so benutzt man auch hier Roggen-Teig. Man formt daraus Kühe, Katzen, Kreuze, Sterne, Todtenköpfe und Anderes, besonders aber viele Platzen, das sind kleine, flache Kuchen. Alles muss langsam auf dem Heerde backen. Früh am Neujahrs-Morgen läuft man aus dem Bette an den Heerd, einige Stück „Neujahr“ zu ergreifen und (bei nüchternem Magen) zu verschlucken. Das soll gut gegen Unglück sein. — Im Kreise Neidenburg nennt man dies Gebäck „Nawelletko“ oder „Schätsch-sche“ („Glück“ = poln. szczęście). — Im Kreise Allenstein bindet man, einige Tage nach Neujahr, Stücke dieses (und wohl auch anderen) Neujahrs-Gebäcks unter das Stroh, mit dem die Obstbäume umwickelt wurden.

V.

Sodann fertigt man „Glück für die Thiere“. Die kleinen, aus Roggen-Teig gebackenen Kühe, Schweine usw. werden den Hausthieren zum Verzehren gegeben. — Die Abbildungen Fig. 11—14 stammen aus dem Kreise Neidenburg.

VI.

Aus dem Kreise Neidenburg stammt auch das in Fig. 15 wiedergegebene, nur in anderen Kreisen Ostpreussens nicht bekannt gewordene Gebäck „Drei Könige“, statt trzy królowie kurzweg trzy-król genannt. Es wird am Silvester-Abend gebacken und am 6. Januar den Kindern gegeben, die es aufessen müssen.

VII.

Im Kreise Allenstein bäckt man, wie alles Uebrige aus Roggen-Teig, auch „Lange Roggen-Aehren", die am Neujahrs-Tage verspeist werden. Je grösser dieses Gebäck hergestellt wird, desto besser wird das Brod-Getreide im kommenden Sommer gedeihen.

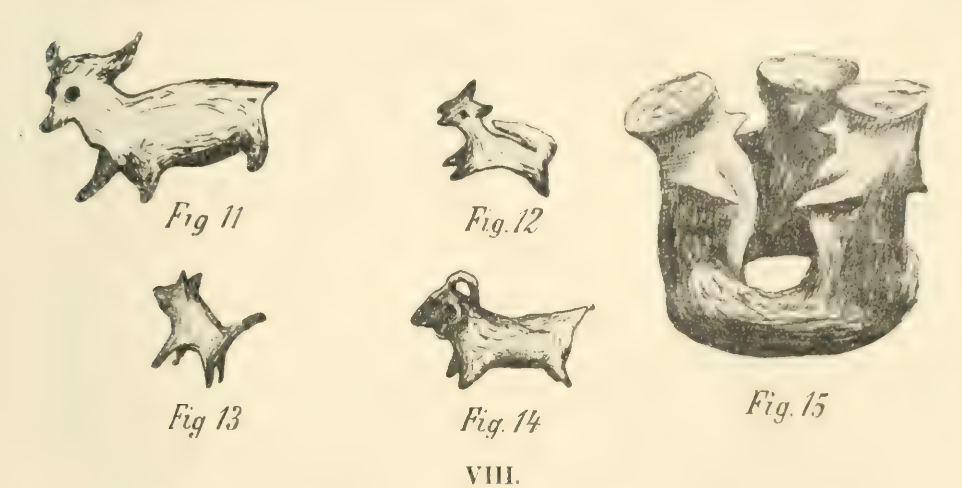


Fig 11 Fig. 12 Fig 13 Fig. 14 Fig. 15

VIII.

Schliesslich wird in Fig. 16 ein Neujahrs-Gebäck vorgeführt, das ich bisher auch nur im Kreise Neidenburg antraf. Es wurde mir als „Mann mit Donica und Wauek" bezeichnet (Schale und Keule; wałek). Früher war es üblich, die Tabaksblätter, die man selber im Gärtchen gezogen hatte, auch eigenhändig für den Gebrauch herzurichten, indem man sie (getrocknet) in einem irdenen Gefässe mit einer hölzernen Keule zerrieb. Näheres darüber theilt A. Treichel mit: Verhandl. 1882, S. 18 u. 508; dort — in der Kassubei — heissen die Gegenstände Donica und Tabacznik. Im Kreise Neidenburg hat sich die Herstellung solchen Tabaks wohl ganz verloren, aber die Erinnerung beschäftigt sich so gern damit, dass den Kindern usw. genanntes Gebäck am Silvester-Abend gefertigt und zum Verzehren gegeben wird.



Fig. 16.

(17) Hr. Ed. Krause schreibt aus Berlin, 9. November, über den

Siegstein

mit Bezug auf den Aufsatz von F. Weber: Prähistorische Spuren in mittelalterlichen Chroniken, Corr.-Bl. d. deutsch. Ges. für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1890, Nr. 8, S. 58.

Hr. F. Weber theilt in seinem Aufsatze folgende Stelle aus der Kölner Königschronik vom Jahre 1174 mit: „In demselben Jahre fanden zu Anturnach (Andernach) einige Leute beim Graben den Leichnam des Kaisers Valentinian, wie in der Aufschrift eines Denars, der zugleich mit ihm gefunden wurde, zu lesen war. Auch wurde auf seinem Haupte eine Krone, zu seinen Füssen eine Urne,

an seiner Seite ein von Rost zerfressenes Schwert mit goldenem Griff und einem Siegstein gefunden. Dieses Schwert wurde dem Kaiser (Friedrich I.) zur Ansicht überbracht."

Hr. Weber schreibt weiter: „Wenn wir von dieser Nachricht das Fabelhafte ablösen, so bleibt als wahrscheinlich der Fund eines Skelets aus einem Reihengräberfeld übrig. Der „Siegstein" spielt in der mittelalterlichen Litteratur bis ins 15. Jahrhundert herab eine Rolle. Welche Gesteinsart darunter verstanden wurde, ist nicht sicher. Sein Besitz verlieh den Sieg über jeden Gegner. Er wurde in der Tasche getragen, in Ringe gefasst oder am Schwertknauf angebracht. Anfänglich galt er als natürliches Product, später als durch verborgene Kraft und schwarze Kunst hervorgebracht", — also als Erzeugniss menschlicher Thätigkeit. Ich meine nun, dass der vielberühmte Siegstein bis auf unsere Zeit überkommen ist und zwar wird er heute

Alsen-Gemme

genannt.

Die Alsen-Gemmen wurden auch später wieder als Naturproducte angesehen, bis man erkannte, dass sie aus künstlichem Glasfluss gemacht sind. In ihren figürlichen Darstellungen herrscht die Gestalt der geflügelten Victoria vor, meist begleitet von Kriegern im Waffenschmuck. Dies würde mit dem Namen „Siegstein" vorzüglich stimmen. Ferner kennen wir verschiedene Alsen-Gemmen, die in Ringe gefasst sind, wenn auch die meisten heute in Kirchen-Geräthen, Heiligen-Schreinen usw. sitzen und wir keine Alsen-Gemme in einem Schwert-Knauf oder -Griff kennen. Aber gerade die Uebertragung auf die Kirchen-Geräthe zeigt, welch hohen Werth man diesen Gemmen zumaass, obwohl sie, mit heidnischen Gottheiten (Victoria) geziert und gewissermaassen mit deren Macht ausgestattet, für den Christen ihre Kraft verloren haben mussten.

Auch hinsichtlich der Zeit würden Bedenken nicht vorliegen. Valentinian I. (und dieser dürfte wohl gemeint sein) regierte von 364—375; die Alsen-Gemmen setzt man in das 4. oder 5. Jahrhundert. Es steht also auch zeitlich nichts im Wege, dass die ein künstliches Product darstellende Alsen-Gemme des 4. Jahrhunderts als Siegstein mit dem Denar Valentinian's gefunden werden konnte. —

(18) Hr. Ed. Krause berichtet aus Berlin, 18. November, über die Auffindung von

drei Hügel-Gräberfeldern bei Tegel (Kreis Nieder-Barnim).

Das eine von diesen liegt nördlich von der Chaussee, die von der Schwarzen Brücke zu den Berliner Wasserwerken führt, und zwar zu beiden Seiten des zum Dorf Tegel führenden Theiles des alten Charlottenburger Weges. Hier liegt im Walde eine grosse Anzahl von Hügeln, einzeln und zu Gruppen vereint, welche bis zu 8 *m* Basis-Durchmesser und jetzt noch bis etwa $^2/_3$ und $^3/_4$ *m* Höhe haben. Leider scheinen schon alle geöffnet zu sein, denn sie weisen grössere und kleinere muldenförmige Einsenkungen auf. Diese scheinen mir dadurch entstanden zu sein, dass man die Feldsteine, welche die Grab-Umhüllungen (Steinkisten) im Innern des sonst aus Sand bestehenden Hügels bildeten, vermuthlich zu Chaussee-Bauten herausgenommen hat. Es muss das schon vor langer Zeit geschehen sein, denn in einigen dieser Einsenkungen stehen starke Kiefern, die ich auf etwa 70—80 Jahre schätze. Da der Magistrat von Berlin das Terrain zur Anlage einer Gasanstalt ankaufen will oder wohl schon angekauft hat, so werden die Erdarbeiten bei Anlage der verschiedenen Bauten Aufschluss über die Beschaffenheit der Hügel geben.

Ein zweites, ganz ähnliches und noch mehr ausgedehntes Hügel-Gräberfeld liegt ungefähr westlich von dem vorigen, südlich von der genannten Chaussee und westlich hart an dem Waldwege, der von Tegel nach Haselhorst führt, gegenüber dem auf freien Felde angelegten Lawn-tennis-Platz.

Hier sind die Hügel meist noch grösser, als bei dem vorigen, aber ebenfalls ausgehoben. Auch nördlich von diesem Gräberfelde, zwischen der Chaussee und der Gemeinde-Ablage zwischen den Berliner Wasser-Werken und den Krupp'schen Germania-Werken, liegt eine Anzahl von Hügeln im Walde, welche ich ebenfalls für früher aufgedeckte Gräber halte. Da das Terrain der zu erbauenden Gasanstalt sich bis zu diesen erstrecken soll, so werden auch sie voraussichtlich abgetragen werden und dabei etwa noch erhaltene Spuren der früher darin enthalten gewesenen Gräber zu Tage kommen.

Das letzte der 3 Hügel-Gräberfelder liegt am linken Havel-Ufer, etwa $1/_{2}$ Stunde westlich von Tegel, nahe bei Konrads-Höhe. Auch hier sind die Hügel, die in grosser Anzahl im Walde beisammenliegen, anscheinend bereits alle geöffnet, denn auch sie zeigen dieselben Einsenkungen, wie die Hügel der beiden vorigen Gruppen. Hier indessen fand ich einen schlagenden Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme, dass wir es hier wirklich mit vorgeschichtlichen Hügel-Gräbern zu thun haben: denn beim oberflächlichen Graben im ausgeworfenen Sande eines der Hügel brachte ich ein Urnenstück vorgeschichtlicher Zeit zu Tage. Dies letzte Gräberfeld hoffe ich im nächsten Jahre untersuchen zu können.

Ich gebe diese Notiz hier, weil mit der fortschreitenden Bebauung des Terrains auch diese Hügel-Gräber in nächster Nähe Berlins bald verschwunden sein werden, und weil dann ihr Vorhandensein vielleicht übersehen werden könnte, da sie, soviel ich bisher feststellen konnte, in der Litteratur nirgends erwähnt sind. —

(19) Hr. Oberstabsarzt Dr. Wilke in Grimma berichtet unter dem 6. November über einen

Urnen-Fund von Boberson bei Riesa.

In Boberson bei Riesa wurde im September d. J. von einem Maurer beim Grundgraben eine Urne mit Inhalt gefunden, welche durch gütige Vermittelung eines mir bekannten Lehrers in meinen Besitz gelangt und wegen ihres Inhaltes einigermaassen interessant ist. Nähere Angaben über die Auffindung habe ich nicht erhalten können.

Das ziemlich stark gebrannte graubraune Gefäss hat die Form einer Terrine mit ziemlich starkem Bauch und sehr kurzem Hals. Die Höhe beträgt 161, der lichte Durchmesser an der Mündung 66, der Umfang über dem Bauche 953, am Boden 322 *mm*. Der Rand des Gefässes ist rechtwinklig umgelegt und 11 *mm* breit; der Hals ist etwa 15 *mm* hoch. Von demselben geht ein kleiner halbkreisförmiger Henkel aus, welcher in den freien Rand des Gefässes übergeht. Ornamentirung fehlt. Der Boden ist vollständig flach (Fig. 1, sämmtl. Abbildungen auf S. 659).

Der Inhalt des Gefässes bestand ausser den theilweise stark grün verfärbten Knochenresten aus folgenden Stücken:

1. Ein kleiner Spiralring mit 2 Windungen aus rundem, 12 *mm* starkem Bronzedraht, mit einem lichten Durchmesser von 12 *mm* (Fig. 2).

2. Eine Anzahl von Bronze-Fibeln, von welchen eine vollständig, zwei fast vollständig erhalten sind. Erstere ist 36 *mm* lang und 12 *mm* hoch. Der Bügel ist in der Mitte geknickt, auf dem Querschnitt kreisförmig, und nimmt vom Fussende nach dem Kopf gleichmässig an Stärke zu. An letzterem bildet er 2 kleine,

seitliche Ausladungen und geht dann nach rechts in eine zweifache Spiral-Windung über, von der aus ein kurzer, eng anschliessender Bogen den Uebergang in die linken Spiral-Windungen vermittelt, deren innerste in die Nadel übergeht. Der Fuss der Nadel wird von einem 8 *mm* langen Rahmen gebildet. Die zweite Fibel ist der vorigen ähnlich, doch ist der Bügel nicht geknickt, sondern gleichmässig gekrümmt, und die Zahl der Spiral-Windungen am Kopfe beträgt beiderseits 3; in der Nähe des Kopfes wird der Bügel von einem 2 *mm* breiten, flachen Ring umschlossen; das Fussende fehlt. Bei der 3. Fibel ist der Bügel halbkreisförmig gebogen. Ueber dem eigentlichen Bügel läuft, mit demselben am Kopfende durch eine ringförmige Anschwellung vereinigt, ein etwas dünnerer Draht, welcher auf dem Scheitel eine kleine, perlenartige Verdickung bildet und mit schrägen, tiefen, aber nicht besonders sauber ausgeführten Strichen ornamentirt ist. Die Zahl der Spiralen beträgt rechts 4, links fehlt die Spiral-Rolle, ebenso der Fuss und die Nadel. Ausser diesen 3 Exemplaren fanden sich noch 2 ebenfalls bogenförmig gekrümmte Bronze-Stückchen, welche vielleicht auch einen Theil einer Fibel bildeten. Endlich enthielt die Urne noch das Kopfende einer ziemlich grossen eisernen Fibel, welche aber derartig mit Rostmassen überzogen und mit angeschmolzenen Knochen-Stückchen bedeckt ist, dass man die Details nicht erkennen kann (Fig. 3, *a*—*d*).

3. Eine convex gekrümmte Bronze-Scheibe mit einer Scheitelhöhe von 5 *mm* und einem Durchmesser von 17 *mm*. Ziemlich auf der Höhe des Scheitels ist die Scheibe von einem eisernen, 2,5 *mm* starken Stift durchbohrt, welcher an der unteren Fläche der Scheibe, etwas unterhalb der Durchbohrungs-Stelle, abgebrochen, an der oberen Fläche zu einem Klümpchen zusammengeschmolzen ist. Diese Scheibe ist augenscheinlich das Kopfstück einer gekröpften Nadel, bei welcher nur die Zusammensetzung aus zwei verschiedenen Metallen etwas ungewöhnlich ist (Fig. 4).

4. Sehr zahlreiche Stücke von Bronze-Blech, welche theilweise durch den Brand stark verbogen sind. Das grösste von ihnen ist 6,5 *cm* lang und 3,5 *cm* breit. Der obere und untere Rand ist grösstentheils sehr scharf; an einer Stelle findet sich 4 *mm* unterhalb des Randes ein 2 *mm* grosses Nietloch (Fig. 5*a*). Ein anderes Bruchstück (Fig. 5*b*), welches einen Theil des geschweiften Seiten- und des Längsrandes erkennen lässt, enthält 2 Nietlöcher; in dem einen ist ein Stück des eisernen Stiftes erhalten, der an der Vorderfläche zu einem erbsengrossen Klumpen zusammengeschmolzen ist. Beim zweiten Nietloch, bei welchem der Stift herausgefallen ist, ist der Rand leicht nach aussen umgekrempelt. Bei einem dritten Stück (Fig. 5*c*), welches ebenfalls 2 Löcher aufweist, ist durch das eine derselben ein hakenförmig gekrümmter, 3 *mm* dicker, mit perlenartiger Schlacke überzogener Eisenstift durchgeführt. Einen ganz gleichen Haken stellt das in Fig. 5*d* abgebildete Stückchen dar, welches ursprünglich ebenfalls in einem solchen Loche steckte, und ebenso lässt sich bei dem in Fig. 5*e* abgebildeten Reste in dem auf der Oberfläche festanhaftenden Metall-Klumpen deutlich ein solcher Haken erkennen, welcher ebenfalls durch ein Loch durch das Blech hindurchführt; dem Metall-Klumpen entspricht an der Rückseite des Bleches eine 12 *mm* lange und 8 *mm* breite, ziemlich ovale Platte, welche in ihren mittleren Partien fest mit der Unterlage verschmolzen ist. Diese Blechstücke, von denen im Ganzen 25 von verschiedenster Grösse erhalten sind, sind zweifellos Reste des Gürtel-Beschlages, und die durch denselben durchgeführten Häkchen dienten vermuthlich zur Befestigung irgend welcher Zierathen.

5. Ein ziemlich schweres, in Fig. 6 abgebildetes Bronzestück, welches aus einem 5 *cm* langen, 1 *cm* hohen und 0,4 *cm* dicken, leicht bogenförmig gekrümmten Längsstück und zwei davon ausgehenden, arabeskenartig gekrümmten Querstücken


Fig. 2.
a,
b,
c,
fig 3.
d,
fig 4,
a,
b,
fig 5,
a,
b,
c,
d,
fig 6,
fig 7,
fig 8,

besteht. Ersteres ist durch den Brand in der Mitte auseinandergetrieben, so dass es beinahe den Eindruck macht, als ob es aus zwei gesonderten Platten zusammengesetzt wäre. Ich halte dieses Stück für einen Theil des Gürtel-Schlosses.

6. Zwei 18 *mm* breite und 2—3 *mm* dicke eiserne Bänder, von denen das eine 4,5, das andere 2,5 *cm* lang ist. Beide zeigen an dem einen Ende eine ganz gleichartige Krümmung und wulstartige Verdickung des freien Randes, so dass es den Eindruck macht, als ob beide Stücke nebeneinandergelegen hätten. Beide sind mit dicken, perlenartigen, schwarzglänzenden Schlacken-Körnern, zum Theil auch mit angeschmolzenen Knochen-Stückchen bedeckt; an dem grösseren Stück geht ausserdem an dem freien abgebrochenen Ende durch ein Loch ein Stift von ganz gleicher Beschaffenheit wie die oben geschilderten hindurch, welcher zum grössten Theil mit der Unterlage verschmolzen ist; an dem kleineren Stücke ist ein Bronze-Blättchen fest aufgeschmolzen. Schon daraus scheint hervorzugehen, dass diese Stücke in unmittelbarster Nähe vom Gürtel lagen und jedenfalls zu demselben gehörten. Ich möchte sie daher für Gürtel-Haken halten (Fig. 7).

Durch die vorgefundenen Fibeln, insbesondere die zuerst beschriebene mit rahmenartig geschlossenem Fusse, wird der vorliegende Fund als zur späteren La-Tène-Zeit gehörig charakterisirt. Zu dieser chronologischen Bestimmung passen auch der Nadelkopf und die Reste vom Gürtel-Beschlage, und ebenso ist die Anbringung arabeskenartiger Verzierungen eines der beliebtesten Ornament-Motive der keltischen Cultur. Abweichend von der gewöhnlichen Form erscheint beim Gürtel der Verschluss, welcher bei den mir bekannten Exemplaren eine ganz andere Gestalt zeigt und meistens einen einfachen Haken mit entsprechendem Ring darstellt. Ebenso dürften die durch das Gürtelblech durchgeführten Haken, zur Anbringung von Verzierungen am Gürtel, ziemlich selten sein, da die Befestigung von Zierathen am Gürtel meist mittelst kleiner Kettchen erfolgte.

Erklärung der Abbildungen (S. 659):

Fig. 1. Urne. $^1/_4$ natürl. Grösse.
„ 2. Spiralring von Bronze.
„ 3. *a, b, c* Bronze-Fibeln: *d* Bruchstück einer eisernen Fibel.
„ 4. Convex gekrümmte Bronze-Scheibe, von einer eisernen Nadel durchbohrt.
„ 5. Bruchstücke von Gürtel-Beschlag: *a* Stück mit oberem und unterem Rand sowie einem Nietloch: *b* Endstück des Gürtelbleches mit bogenförmig gekrümmtem schmalem Seiten- und einem Stück Längsrand sowie 2 Nietlöchern; *c* Gürtelstück mit Haken (*O* und *U* = obere, bezw. untere Ansicht); *d* eiserner Haken, zum Gürtelblech gehörig.
„ 6. Gürtelschloss von Bronze.
„ 7. Gürtel-Haken (?) aus Eisen.

Sämmtliche Metall-Objecte in natürl. Grösse.

(20) Im Sitzungs-Saale ist eine ausgewählte Sammlung sogen. Schärenbecker Teppiche ausgestellt, welche nach einem alten, neuerlich wieder aufgefundenen Verfahren in Nord-Schleswig gewebt werden. Zur Färbung werden nur Pflanzenstoffe verwendet. —

(21) Hr. Hugo Schumann in Löcknitz sendet einen Bericht, 7. November, über

freiliegende steinzeitliche Skelet-Gräber, zum Theil mit Rothfärbung der Knochen, von Charlottenhöh bei Prenzlau.

Wird in den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“ erscheinen. —

(22) Hr. Lehmann-Nitsche überschickt mit einem Schreiben vom 19. Sept. das erste Heft einer neuen Publication. Dieselbe trägt den Titel

Veröffentlichungen der Deutschen Akademischen Vereinigung zu Buenos-Aires.

Sie enthält eine Abhandlung von Alcide Mercerat über die fossilen Vögel Patagoniens, einen Beitrag zur Entwickelungs-Geschichte und systematischen Stellung des Stereornithes. —

(23) Hr. Paul Ehrenreich macht, unter Vorlage zahlreicher Zeichnungen, Mittheilungen

über die wichtigsten ethnographischen Museen der Vereinigten Staaten von Nord-America.

Der Vortrag wird im Text der Zeitschrift für Ethnologie 1900 erscheinen. —

(24) Hr. W. Götze meldet aus Langenburg am Tanganyika-See unter dem 31. August, dass er einen ächten

Mhehe-Schädel

für die Gesellschaft abgesendet habe. Derselbe ist noch nicht eingetroffen. —

(25) Hr. Rud. Virchow empfing von Hrn. Waldemar Belck folgenden

Schlussbericht über die armenische Expedition.

Der Weg Xenophon's auf seinem Rückzuge bis in die Ebene von Alaschgert.

Hunan, 13 *km* ONO. von Musch. 1./11. / 20./10. 1899.

Der heutige Weg von Käsūr nach Musch[1], hat mir gezeigt, dass die Griechen nicht über den Kurtik Dagh gezogen sind, da dieser Weg sie direct in die Stadt Musch, — deren Namen die Armenier bestrebt sind von dem des armenischen Generals und Fürsten der Mamigonier Muscheg abzuleiten, — hineinführen musste, die zu erwähnen Xenophon sicher nicht unterlassen haben könnte. Vielmehr zog das Heer gerade auf dem auch von mir gewählten Wege auf den Kamm der die Murâd-Tschai-Ebene im Süden begrenzenden Randgebirge und von dort über die Dörfer Gesüllagatsch, Asachpur und Art-chunk hinunter zum Karasu, den sie etwa beim Dorfe Magrakûmm, nur wenige Kilometer oberhalb seiner Mündung in den Murâd-Tschai, erreichten.

Für die genaue Bestimmung des weiteren Weges der Griechen besitzen wir als einzigen Anhaltspunkt die Angabe Xenophon's, dass sie nach 3 Tagemärschen, 15 Parasangen weit, zu einem „königlichen Schloss" gelangten, um welches herum viele Dörfer lagen. Dort wurde das Heer von starkem Schneefall überrascht, und es lagerte hier 3 Tage und 4 Nächte, am vorletzten Tage das Lager des Tiribazus überfallend. Die Situation hierbei ist folgende: während der 3 Tage, dass die Griechen durch die Ebene ziehen, folgt ihnen Tiribazus mit seinen Truppen in verhältnissmässig sehr kurzem Abstande. Die Anzahl dieser Truppen kann nur gering gewesen sein, denn andernfalls würden die Griechen sofort Verdacht geschöpft haben, während Tiribazus gerade dadurch, dass er ihnen ganz offen mit geringer Truppenzahl folgte, ihren Argwohn einschläferte. Heimlich aber benutzte er die Zeit dazu, seine anderen Truppen herbeizuziehen, um sie durch die Querthäler des die Ebene im Norden begrenzenden Rand-Gebirges auf den Weg vorauszuschicken, den das Griechenheer bei seinem Weitermarsche nehmen musste, und so die in Sicherheit Gewiegten plötzlich zu überfallen.

1) Vgl. den Bericht des Hrn. Belck in der Zeitschr. f. Ethnol. 1899, S. 255.

Nach dem ersten grossen Schneefall ist dann Tiribazus plötzlich verschwunden und hat sich mit seinen Truppen zu der Hauptmasse des Heeres begeben. Das wird zwar nicht direct erzählt, geht aber aus der ganzen Erzählung Xenophon's unzweideutig hervor: „Die Griechen aber hielten sich für sicher, denn nirgends sah man einen Feind.“ Das beweist, dass sie sich noch ziemlich in der Mitte der wohl gut 12—15 km, am Westende gar bis zu 20 *km* breiten Ebene befanden, in der sie nicht gut unvermuthet überfallen werden konnten. Am zweitnächsten Tage überfallen die Griechen dann das Lager des Tiribazus; wenn dabei erwähnt wird, dass sie nach dem Ueberfall schleunigst zu ihrem eigenen Lager zurückkehrten, damit dasselbe nicht von den Barbaren angegriffen werde, und dabei ausdrücklich bemerkt wird, dass sie dort noch an demselben Tage wieder ankamen, so geht daraus hervor, dass sich das Lager des Tiribazus ziemlich weit (15—20 *km*) von ihrem eigenen befunden haben muss, dass die Griechen an diesem Tage also schon einen kleinen Gewaltmarsch gemacht hatten. Und wenn weiter das gesammte Griechenheer wieder zum eigenen Lager zurückkehrt, um am nächsten Tage den „Bergrücken“ (so sagt späterhin Xenophon statt „Engpass“!), auf dem Tiribazus hatte angreifen wollen, zu überschreiten, so muss sich das Lager des Tiribazus nicht auf dem oder nahe bei dem Wege befunden haben, den das Griechenheer einzuschlagen hatte, sondern bedeutend seitlich davon: denn andernfalls würde man wahrscheinlich die „Engpässe“ sofort durch eine grössere Heeres-Abtheilung besetzt haben. Und da die Griechen am Karasu aufwärts in ungefähr NO.-Richtung ziehen und Tiribazus ihnen bis dahin gefolgt war, so muss das fragliche Lager sich links, westlich, bezw. nordwestlich von den Griechen in einer der grossen breiten Thalmulden des nördlichen Randgebirges befunden haben. Das südliche Randgebirge der Ebene, das wildzerrissene Bergland von Sassun, Chuith und Motki, ist als Sammelplatz oder Lagerplatz eines Heeres seiner Natur nach vollständig ungeeignet, also hierfür gar nicht in Betracht zu ziehen.

Wenn man die Lage des „Königlichen Schlosses“ bestimmen könnte, so würde es auch wohl gelingen die genaue Marschroute des Griechenheeres und die Position von Tiribazus' Lager festzulegen. Wo also haben wir dieses Schloss zu suchen, event. wie war dasselbe beschaffen? Dazu wäre zunächst zu bemerken, dass schwerlich der Perser-König selbst für sich in dieser weltentlegenen, kaum jemals von ihm besuchten Gegend ein Schloss hat erbauen lassen; wir werden vielmehr an ein Schloss zu denken haben, das die früheren Beherrscher dieses Landes erbaut hatten, und dessen Besitztitel bei der Eroberung des Landes natürlich an den Perser-König übergegangen war, also an ein von den chaldischen oder armenischen Landesfürsten erbautes Schloss. War es ein altes chaldisches Königsschloss, so war es auch sicher ein imposanter Haustein-Bau, während die armenischen Fürsten zu jener Zeit (600—400 v. Chr.) vielleicht auch noch grosse Lehmziegel-Bauten aufgeführt haben mögen[1]. Nach Xenophon's Ausdrucksweise: „ein königliches Schloss und darum herum viele Dörfer“, wird man zunächst an ein so ziemlich in der Mitte der Ebene gelegenes Schloss denken. Da nun aber die chaldischen Schlösser fast ausnahmslos zugleich kleine wohlbefestigte Burgen repräsentirten, und die Chalder solche, so weit bis jetzt bekannt, niemals in der Ebene, sondern stets auf geeigneten Bergkuppen anlegten, so wäre schon aus diesem Grunde an ein chaldisches Schloss in der Mitte der Ebene nicht zu denken; es könnte sich dort nur um ein armenisches handeln. Ich habe nun heute das ganze mittlere Gebiet der Ebene, von Musch an bis zu dem etwa 33—35 *km*

1 In späterer Zeit führen auch die armenischen Fürsten ausschliesslich Haustein-Bauten für solche Zwecke auf.

ONO. davon gelegenen Trmerd. abgesucht mit dem Resultat, dass dort nirgends ein Ruinenhügel existirt, der einen Steinbau repräsentiren könnte. Dagegen bemerkte, besuchte und untersuchte ich hier eine ganze Reihe eigenthümlich geformter künstlicher Hügel, die das Interesse des Archäologen in hohem Maasse erregen müssen. Es sind fast kreisrunde oder schwach oval geformte Erd-Aufschüttungen, meist von etwa 10 *m* Höhe; nur einer war nur etwa 7 *m*, ein anderer 15—20 *m* hoch. Nach Norden, Osten und Westen zeigen sie alle einen äusserst steilen Abfall, nach Süden dagegen einen ganz sanften Hang; die Oberfläche ist bei allen mit vielen Urnenscherben, darunter auch auffallend dicken, also von sehr grossen Töpfen herrührenden, bedeckt. Gegen die Annahme, dass sie die Ruinen irgend welcher, direct auf der Ebene errichteter Bauwerke repräsentiren, spricht allein schon ihre respectable Höhe; aber auch die Ansicht, dass es Ruinen von Bauten seien, die auf künstlichen Hügeln errichtet wurden, scheint mir gegenüber dem regelmässig nach 3 Seiten vorhandenen Steilabfall bei sanftem Abfall nach der vierten Seite sehr unwahrscheinlich; man würde Hügel von mehr gleichmässig abgerundeter Gestalt erwarten! Nach dem ganzen Befunde halte ich es für das Wahrscheinlichste, dass wir es hier mit richtigen Kurganen zu thun haben, die in ihrem Innern die Gräber von Königen oder anderen hervorragenden Leuten enthalten; und zwar handelt es sich fast sicher um altarmenische, nicht um chaldische Königs- oder Fürsten-Kurgane. Letzteres ergiebt sich aus der Thatsache, dass in der grossen Ebene bei und um Van herum derartige Kurgan-Hügel nicht auftreten, während sie dort, bei der Residenz der Chalder-Könige, sonst natürlich besonders zahlreich auftreten müssten. Andererseits befinden wir uns in der Ebene von Musch in und nahe bei dem ältesten Stammsitze armenischer Könige, — wenigstens der altarmenischen Tradition nach, die in diesem Falle gestützt wird einmal durch den Gebietsnamen selbst (= Harkh, i. e. „die Väter!"), andererseits durch die Existenz der wichtigsten Heiligthümer der heidnischen Armenier in jenem Gebiet, von denen die Stätte des bedeutendsten noch heute repräsentirt wird durch das bei den Armeniern hochberühmte Kloster Surp Karapet (türkisch Tschangli Wank genannt). Demgemäss würde die Existenz armenischer Fürstengräber in dem Gebiete von Daron, wie der altarmenische Name der Ebene von Musch lautet, einige Berechtigung, selbst Wahrscheinlichkeit für sich haben. Die wichtigsten dieser Kurgane sind der Unan Täpässi[1], dann der Norschen —, der Girtakum —, der Migrakum —, der Alikerpi —, und schliesslich der Trmerd Täpässi, so genannt nach den respectiven, nahe dabei gelegenen Dörfern; der umfangreichste und höchste derselben ist der Trmerd Täpässi. Nicht unerwähnt will ich schliesslich lassen, dass kein einziger dieser Hügel auch nur die geringsten Spuren von irgend welchen Steinbauten, wie überhaupt von irgend welchem alten Bauwerk aufweist, es ist anscheinend durchweg nichts wie Erde, untermischt mit grösseren Kieseln und hier und da kleinen Rollsteinen[2]).

Im Uebrigen aber weist die Ebene, welche sich glatt wie eine Tischfläche ausdehnt, auch nicht die geringsten Erhebungen auf, wie sie nothwendigerweise durch Ruinen grösserer Bauwerke entstehen müssten, und ich komme deshalb zu dem Schluss, dass das von Xenophon mit so kurzen Worten erwähnte „königliche

1) Unan (oder Hunan) bringen die dortigen armenischen Bauern mit Griechenland (türkisch — Junan) zusammen, behaupten, dass dort griechische Heere im Alterthume gelagert hätten usw.

2) Kurganartige Hügel der Art, wie sie Belck hier beschreibt, sah ich mehrfach zwischen Erzingian und Baiburt, so den Tepe des Dorfes Pulur, $1\frac{1}{2}$ Tagereisen von Erzingian, und den Hindi-Tepessi, $\frac{1}{2}$ Tagereise von Pulur weiter nach Baiburt zu. C. L.

Schloss" nicht in der Mitte, sondern irgendwo am Rande der Ebene zu suchen ist. Vielleicht war es das Schloss von Musch, das die Griechen mitsammt dem es umgebenden Dorfe erst erblicken konnten, als sie schon weit östlich davon waren, so versteckt liegt es zwischen den Bergen! Die Situation würde insofern stimmen, als dort ein doppelter und dreifacher Kranz von Dörfern sich zwischen Musch und dem Karasu hinzieht, in einer solchen Zahl und Grösse, wie sich das an anderer Stelle nicht wiederholt.

Einstweilen muss ich aber diese Frage noch unentschieden lassen, bis auch eine genaue Untersuchung des Nordrandes der Ebene nach dieser Richtung hin vorliegt, will mich vielmehr der weiteren Route des Griechenheeres und der Frage zuwenden: „Wo lagen die sogenannten 'Engpässe des Gebirges', in denen Tiribazus angreifen wollte?".

In dieser Beziehung ist es von Wichtigkeit, dass Xenophon, so lange er das Gebiet nicht durchzogen hat, also nicht kennt, auf den Bericht des von Demokritos gefangen genommenen Persers hin stets von den „Engpässen des Gebirges" redet, durch die der einzige Weg führe usw., späterhin aber bei Beschreibung des Weitermarsches von eben demselben Terrain sagt: „Die Griechen, von vielen Wegweisern geführt, marschirten durch tiefen Schnee und schlugen noch an demselben Tage nach **Uebersteigung** der **Berghöhe**, wo Tiribazus hatte angreifen wollen, ein Lager auf". Hier also, nach erlangter Terrainkenntniss, nennt Xenophon die „Engpässe" eine „Berghöhe"!

Die die Ebene von Musch im Norden begrenzenden Höhen repräsentiren sich als viele Parallelketten mässig hoher Bergrücken, die durch breite, flache Thalmulden von einander getrennt und an mehreren Stellen von Querthälern durchschnitten sind. Der Uebergang über diese Bergrücken hinweg zur kleinen Ebene von Liz und weiterhin nach Norden zur grösseren Ebene von Bulanyk bietet anscheinend gar keine Schwierigkeiten, und in der That kann man den grössten Theil des Jahres hindurch die Höhen überschreiten, wo immer man will; man ist nicht absolut gezwungen, sich an die zwei Hauptrouten zu halten, die beide in grossen Querthälern nach Norden führen. Die erste und meist benutzte derselben läuft, im westlichen Theile der Ebene, von Musch aus über Unan nach Sronk, das am Fusse der Nordketten gelegen, und von dort in einem Seitenthal nach NO. zu dem grossen, in einer Ebene gelegenen Dorfe Liz; die andere grosse Route läuft im östlichen Theile der Ebene von dem grossen Dorfe Trmerd aus ebenfalls in einer grossen Thalschlucht direct in nördlicher Richtung nach Liz. So lange nun die Höhen schneefrei sind, ist man an die Thalwege nicht gebunden und kann nach Norden vordringen, wo man will, wenngleich mit etwas grösseren Schwierigkeiten, als auf den in den Thälern eingetretenen, althergebrachten und langsam ansteigenden Wegen. Ganz anders aber, wenn die Höhen, wie es zur Zeit der Anwesenheit Xenophon's der Fall war, mit tiefem Schnee bedeckt sind, der namentlich in den Schluchten und Einsenkungen des Gebirges in colossalen Massen zusammengeweht zu werden pflegt! Dann wird niemand es unternehmen, die Bergrücken an einem beliebigen Punkte zu überschreiten, sondern man ist gezwungen, sich an die Flussläufe zu halten und in den beiden grossen Querthälern die Bergketten nach Norden hin zu durchqueren. Diese Querthäler erscheinen aber dem in der Ebene Stehenden als „Engpässe"; erst wenn man ihnen aufwärts folgt, bemerkt man, dass sie fortgesetzt breite Thalmulden bilden, die dem Marsche nicht die geringsten Schwierigkeiten darbieten. Man steigt in ihnen bis zum Kamm der Höhenrücken ganz bequem in die Höhe und dann auf der anderen Seite in ebenso bequemen Thalmulden oder auf sich sanft herabsenkenden flachen Hängen hinunter zur Ebene von Liz. Diese Terrainbeschaffenheit erklärt

es, dass Xenophon späterhin nur von einem „Bergrücken“ redet, auf dem Tiribazus hatte angreifen wollen!

Und wenn so ausdrücklich bemerkt wird, dass die Griechen nach Uebersteigung eben dieses Bergrückens noch an demselben Tage jenseit desselben ein Lager aufschlagen konnten, so besagt es, dass die Griechen an diesem Tage einen langen Marsch gemacht haben müssen. Durch welches Querthal die Griechen nach Norden gezogen sind, ist an sich um so gleichgültiger, als beide Routen auf die Ebene bei Liz hinauslaufen; ich halte aber dafür, dass es das westliche Querthal bei Sronk gewesen ist, durch das sie nach Norden vordrangen. Die Entfernung von Sronk bis zur Ebene von Liz beträgt 5 Stunden (etwa 30 km), konnte also von den Griechen recht wohl in einem Tage zurückgelegt werden. Von verschiedenen Seiten ist behauptet worden, dass die Angabe Xenophon's, sie hätten auch bei tiefem Schnee 5 Parasangen in einem Tage zurückgelegt, nicht richtig sein könne, dass hier ein Irrthum Xenophon's oder ein Fehler der Abschreiber vorliegen müsse. Nun ist es gewiss für eine kleine Anzahl von Menschen so gut wie unmöglich, in einem Tage unter solchen Verhältnissen eine Strecke von 30 km zurückzulegen, da ihre Kräfte in dem tiefen Schnee sehr bald erlahmen und sie dann nur langsam vorrücken würden. Ganz anders aber bei einem grossen Heere: dort hat es nur die Avantgarde schwer, die den Weg festtreten muss, während die Nachfolgenden einen vorzüglichen Weg vorfinden, auf dem sie ohne die geringsten Schwierigkeiten vorwärts marschiren können. Das haben wir zur Genüge selbst praktisch erfahren bei unserer Winterreise Ende Februar d. J., als wir durch viele Meter tiefen frischen Schnee nach Bitlis vordrangen und die an der Spitze Marschirenden häufig genug bis zur Brust im Schnee versanken, während am Ende des Zuges unsere Diener schon hoch zu Ross auf dem festen Wege sich vorwärts bewegen konnten! Will man also andauernd schnell vorwärts kommen, so muss man nur immer frische Kräfte an die Tête des Zuges stellen, und daran mangelt es ja bei einem solchen Heere nicht, wo alle halbe Stunde frische 300 Mann an die Spitze treten können, so dass der Weitermarsch mit stets gleichbleibender Geschwindigkeit erfolgen kann.

Die Griechen schlugen also nach dem Uebergange über die Berghöhen in der Ebene von Liz ihr Lager auf. Schon von der Höhe der Berge aus hatten sie die eigenthümliche Kegelgestalt des am Nordrand der Ebene von Alaschgert sich zu bedeutender Höhe steil erhebenden, schneebedeckten Kössa Dagh erblickt, der ihnen, gerade in Nordrichtung vorliegend, auf ihrem Weitermarsche als Leitstern dienen konnte. Aber sich ihm auf directem Wege zu nähern war zu jener Jahreszeit fast eine Unmöglichkeit; denn gerade vor sich erblickten die Griechen die hohen, schneebedeckten Bergketten, welche sich am rechten Ufer des Murâd-Tschai erheben und in ununterbrochener Folge das ganze Gebiet zwischen ihm und der Ebene von Hassankala ausfüllen. In nordöstlicher Richtung aber erblickten sie das Massiv des Girtawin Dagh, an dessen Westfusse entlang der Murâd-Tschai strömt, und zwischen den rechten Uferhöhen des Murâd und dem ihn im Osten begrenzenden Girtawin Dagh zeigte sich ihnen wie ein Pass die breite Thalmulde des Murâd-Tschai als eine bequeme, wenn auch einen kleinen Umweg darstellende, nach Norden führende Route, die an der grossen Biegung des Murad, dort wo er den bisherigen Ostwest-Lauf in eine Südwest-Richtung ändert, sie zwischen Tutach und Karakilissa an die Ufer dieses Flusses bringen musste. Andererseits hörten sie gewiss auch von ihren Führern, dass sie den Girtawin Dagh im Osten umgehen und auf fast ebenem Wege ebenfalls zwischen den genannten Orten den Murâd-Tschai erreichen könnten, eine Route, der ich dieses Mal folgen werde. —

Karakilissa, 6./11. / 25./10. 1899.

Da indessen diese Route einen wohl 3—4 stündigen Umweg darstellt, einen Umweg, der für den von Süden Kommenden, mit den Wegen und Flussläufen nicht Vertrauten noch viel bedeutender erscheinen muss, da man gezwungen ist, viele Stunden lang in ONO.-Richtung zu marschiren, ehe man nach Norden wendet, so ist es höchst wahrscheinlich, dass die Griechen der ersteren, bedeutend näher erscheinenden Route folgten.

Das von ihnen durchzogene Terrain war noch **schneefrei**, denn Xenophon, nachdem er gesagt hat, dass sie den Uebergang über das Gebirge in tiefem Schnee bewerkstelligt hatten, erzählt nun, dass sie in drei Tagemärschen zum Flusse Euphrat gelangten, dabei lauter „wüstes" Land durchziehend, dann den Fluss überschritten und nun wieder in tiefem Schnee und in einer **Ebene** 3 Tage lang weiter marschirten. Die erste und letzte Erwähnung des schneebedeckten Marsch-Terrains involvirt logischerweise, dass das dazwischenliegende Terrain schneefrei war. Das Heer konnte also verhältnissmässig schnell vorwärts kommen, und es zog, „in 3 Tagemärschen 15 Parasangen zurücklegend, durch wüstes Land bis zum Flusse Euphrat", eine Beschreibung, die durchaus für das in Frage stehende Terrain passt, namentlich wenn die Griechen in möglichst gerader Linie vorrückten, statt sich an die heute vorhandenen, weit nach Osten abführenden Wege zu halten, die man nur einschlägt, um eben nach Melasgert zu gelangen. Und selbst auf dieser Hauptroute trifft man in dem von nur wenigen unbedeutenden Bächen durchflossenen, wasserarmen und deshalb unfruchtbaren Gebiet auf nur wenige Dörfer.

Der erste Tagesmarsch brachte das Heer bis in die Gegend von Melasgert, an dem sie nur 2 *km* westlich vorbeizuziehen brauchten, um das in einer Einsenkung befindliche Dorf überhaupt nicht zu erblicken. Zwei weitere Tagesmärsche parallel mit dem Murâd-Tschai (dem sie sich nicht näherten, bezw. den sie nicht überschritten, da ein Vordringen direct nach Norden auf dem andern Ufer durch die schneebedeckten Uferketten desselben unmöglich, wenigstens sehr schwierig erschien, während sie im Nordosten vor sich einen glatten, verhältnissmässig leichten Weg erblickten) brachten sie zwischen Tutach und Karakilissa an den Murâd-Tschai selbst. Letzterer, vom Ala Dagh herabkommend, fliesst von Diadin ab fast genau in Westrichtung über Uetschkilissa (Surp Oannes) und Karakilissa bis zum Dorfe Chidderdodiek (etwa 12—15 *km* westl. von Karakilissa), wo er dann seinen Lauf in Südwestrichtung ändert und gleichzeitig die nach Süden zu vorliegenden Bergrücken durchbricht. Bei diesem Austritt aus der Ebene von Alaschgert, die höchst wahrscheinlich in früheren Epochen ein vom Murâd-Tschai gefülltes Seebecken war (bis eben jener Durchbruch nach Süden hin erfolgte, der den Fluss in das tiefer südlich gelegene Seebecken von Musch — denn auch diese Ebene war augenscheinlich ehemals ein Seebecken — ableitete, aus dem dann der grosse Durchbruch nach Westen zu erfolgte), bei diesem Austritt also gehen die bisherigen flachen Ufer des Murâd in Steilufer über, gleichzeitig wird der Fluss zusammengedrängt und demgemäss tiefer, indessen bleibt er immer noch den grössten Theil des Jahres hindurch an den meisten Stellen furtbar.

Xenophon aber berichtet weiter: „Nach dem Uebergange (über den Euphrat-Murâd-Tschai) zogen sie durch tiefen Schnee und eine Ebene drei Tage lang." Nur wenn die Griechen bei Chidderdodiek oder flussaufwärts davon den Murâd überschritten, gelangten sie in eine grosse Ebene, nehmlich die von Alaschgert; ein Uebergang flussabwärts von Chidderdodiek brachte das Heer sofort in die unpassirbaren Gebirgszüge hinein! **Hier** also muss das Griechenheer den Murâd überschritten haben, um dann durch die grosse Ebene von Alaschgert zu marschiren. Ich

betone ausdrücklich, dass am ganzen Muräd-Tschai von Chidderdodick an abwärts nirgends eine Ebene existirt von irgend welcher nennenswerthen Ausdehnung, geschweige denn eine solche, in der die Griechen 3 Tage lang hätten marschiren können!

Damit habe ich Xenophon's Route bis zu dem von mir in Aussicht genommenen Punkte verfolgt; die Festlegung der weiteren Marschlinie der Griechen muss ich späterer Forschung überlassen. Ich habe dieses Mal die Ebene von Bulanyk durchquert, ohne aber irgend etwas für die Archäologie Wichtiges zu entdecken; meine Absicht, zu untersuchen, ob etwa das Griechenheer von Melasgert über Patnotz und von dort auf directem Nordwege über das hohe Ala-Dagh-Plateau nach Karakilissa gezogen sei, zwang mich, abermals das Gebiet der Haidaranli zu durchqueren, ja sogar wiederum in Patnotz, dem Wohnsitze Hussein Pascha's, zu übernachten. Doch bin ich auch dieses Mal glücklich davongekommen. Ich gehe nun von hier über Delibaba-Hassankala nach Erzerum und von dort über Baiburt-Gemüschchana nach Trapezunt, wo ich wohl längere Zeit mit der Weiterexpedirung unserer Sammlungen zu thun haben werde. Irgendwelche nennenswerthen archäologischen Resultate kann ich in diesem bereits von Hrn. Dr. Lehmann abgesuchten Terrain kaum erhoffen. Somit dürfte dieses der letzte Bericht sein, den ich Ihnen von dieser Reise aus zusende.

Hr. C. F. Lehmann theilt mit, dass Hr. Dr. Karbe[1]) über den Zug des Xenophon Ansichten geäussert hat, die sich in mehreren wesentlichen Punkten mit dem von der Expedition und von Belck als thatsächlich Ermitteltem decken, so dass zwei ganz unabhängige auf ganz verschiedenem Wege erzielte Forschungs-Ergebnisse vorliegen, die einander verschiedentlich stützen und bestätigen.

(26) Hr. Fr. Hommel in München hatte unter dem 29. April dem Vorsitzenden folgende Bemerkung gesendet, betreffend

gewisse Zeichen auf einem Commandostabe von Kedabeg.

In den Verhandl. 1893, S. 63 wurde von Hrn. Belck ein Commandostab aus den prähistorischen Gräbern von Kedabeg abgebildet. Während es von den Zeichen auf der vannischen Schale im Berliner Museum [Zeichen] noch unsicher ist, ob sie hethitisch sind, ist mir dagegen zweifellos, dass die Zeichen auf dem Commandostabe [Zeichen] einen hethitischen Personen-Namen darstellen = [Zeichen] der gewöhnlichen Schrift (zu lesen etwa Tarku-dara-s, d. i. Gott Tarku ist „König". (Zu Jensen's vermeintlicher Entzifferung vergl. meinen demnächst erscheinenden Aufsatz in den Proc. Bibl. Arch. Soc.) Auf den hethitischen Siegeln sieht das Zeichen so aus: [Zeichen] oder [Zeichen] (= Gottes-Name Tarku). Vielleicht ist übrigens auch auf der vannischen Vase das 1. Zeichen links = [Zeichen].

1) „Der Marsch der Zehntausend vom Zapates zum Phasis-Araxes." Progr. des Königst. Gymn. zu Berlin, Ostern 1898. Auf die Schrift bin ich nach meiner Rückkehr aus Armenien aufmerksam gemacht worden. Betreffs der Uebergangsstelle über den Muräd-Tschai und des sich daran schliessenden Weitermarsches herrscht übrigens n. A. keine volle Uebereinstimmung.
C. L.

Dass in den prähistorischen Gräbern von Kedabeg ein hethitischer Commandostab gefunden wurde, scheint mir von grösster historischer Tragweite. —

(27) Hr. M. Haberlandt übersendet mit Brief d. d. Wien, 3. November, die folgende Mittheilung seines verstorbenen Freundes Dr. Oskar Baumann, dessen wissenschaftlicher Nachlass ihm von den Eltern desselben zur Sichtung und event. Herausgabe übergeben ist; der Verstorbene hat die Veröffentlichung des kleinen Schriftstückes in einem deutschen anthropologischen Blatte kurz vor seinem Tode als seinen Wunsch bezeichnet.

Conträre Sexual-Erscheinungen bei der Neger-Bevölkerung Zanzibars

sind sowohl als angeborne, wie als erworbene ziemlich häufig, während bei den Stämmen Inner-Africas angeborene Contrarietät wohl nur in seltenen Fällen[1]) vorkommt. Die grössere Häufigkeit in Zanzibar ist zweifellos dem Einfluss der Araber zuzuschreiben, die zusammen mit Komorensern und wohlhabenderen Swahili-Mischlingen auch das Haupt-Contingent zu den Erworben-Conträren stellen. Meist sehr früh zu Geschlechts-Genuss gelangend, tritt bei diesen Leuten bald Uebersättigung ein, in der sie durch conträre Acte einen Anreiz suchen, daneben aber auch normale Acte ausführen. Später verlieren sie jede Libido zum weiblichen Geschlecht und werden active Päderasten. Mit eintretender Impotenz gehen sie dann zur passiven Päderastie über. Ihre Objecte gehören fast ausschliesslich der schwarzen Sklaven-Bevölkerung an; nur selten geben sich arme Freie, Araber, Belutschen u. a. aus Gewinnsucht dazu her. Die dazu auserlesenen halbwüchsigen Sklaven werden von jeder Arbeit ferngehalten, gut gepflegt und planmässig verweichlicht (*kulainishwa*). Anfangs finden sie auch an normalen Geschlechts-Acten Gefallen und bleiben normal, wenn sie nicht zu lange als Lust-Knaben Verwendung finden. Geschieht dies jedoch, so schrumpft allmählich das Scrotum, das Glied verliert die Fähigkeit zur Erection, und das Individuum findet nur noch an passiver Päderastie Gefallen. In Nachahmung dieser Sitten gelangten auch die Neger Zanzibars zu conträren Acten. Da ihnen eigene Sklaven dazu vielfach nicht zur Verfügung standen, so entwickelte sich eine männliche Prostitution, die sich theils aus früheren Lust-Knaben der Araber, theils aus anderen Negern ergänzt. Die Betreffenden leben hauptsächlich im Ngambo und betreiben ihr Gewerbe sehr öffentlich. Manche unter ihnen tragen Weiber-Kleidung; bei fast jedem Tanz im Ngambo kann man sie mitten unter den Weibern sehen. Andere gehen in männlicher Kleidung, schlingen jedoch an Stelle der Mütze ein Tuch um den Kopf. Viele verschmähen übrigens jedes Abzeichen.

Die meisten von ihnen gehen an Mastdarm-Leiden zu Grunde, die sie anfangs durch Verstopfen mit Tüchern und Anbringen von Parfüms zu verbergen suchen. — Alle, sowohl active als passive Päderasten, gelten als starke Trunkenbolde, derart, dass die Swahili-Bezeichnung *Walevi* (= Säufer) in vielen Fällen direct für „Päderast“ angewandt wird.

Angeboren-Conträrsexuale kommen sowohl beim männlichen, als beim weiblichen Geschlecht vor. Erstere zeigen von Jugend an keinen Trieb zum Weibe und finden nur Gefallen an weiblichen Arbeiten, wie Kochen, Matten-Flechten usw. Sobald dies von ihren Angehörigen bemerkt wird, fügen sie sich ohne Weiteres dieser Eigenheit. Der Betreffende legt Weiber-Kleider an, trägt das Haar nach Weiberart geflochten, und benimmt sich völlig als Weib. Er verkehrt haupt-

1) Zu meiner Kenntniss gelangten nur zwei Fälle von Effeminatio und passiver Päderastie, wovon einer einen Mann aus Unyamwezi, ein anderer einen aus Uganda betraf.

sächlich mit Weibern und männlichen Prostituirten. Geschlechtliche Befriedigung sucht er hauptsächlich in passiver Päderastie (*kufira* = päderastiren, *kufirwa* — päderastirt werden) und in beischlafähnlichen Handlungen. Im Aeusseren sind die angeboren-conträren Männer von den männlichen Prostituirten nicht zu unterscheiden, doch machen die Eingebornen zwischen ihnen einen scharfen Unterschied: die berufsmässigen Lust-Knaben werden verachtet, während man das Verhalten der Angeboren-Conträren als *amri ya muungu* (Wille Gottes) duldet.

Conträrsexual angelegte Weiber sind ebenfalls nicht selten. Die orientalische Sitte macht es ihnen zwar unmöglich, öffentlich Männer-Kleider zu tragen, doch thun sie dies in häuslicher Zurückgezogenheit. Andere Weiber erkennen sie an ihrer männlichen Haltung, sowie daran, dass ihnen die weibliche Kleidung „nicht steht" (*hawapendezwi na nguo za kike*). Sie zeigen Vorliebe für männliche Verrichtungen. Geschlechtliche Befriedigung suchen sie bei anderen Weibern, theils conträr angelegten ihres Gleichen, theils normalen, die sich aus Zwang oder Gewinnsucht dazu hergeben. Die ausgeführten Acte sind: *kulambana*[1]) = einander lecken, *kusagana* = die Geschlechtstheile aneinanderreiben, und *kujitia mbo ya mpingo* = sich den Ebenholz-Penis beibringen. Letztere Art ist bemerkenswerth, da dazu ein besonderes Geräth nöthig ist. Es ist dies ein Stab aus Ebenholz in der Form eines männlichen Gliedes von ansehnlicher Grösse, der von schwarzen und indischen Handwerkern zu diesem Zwecke hergestellt und insgeheim verkauft wird. Manchmal soll er auch aus Elfenbein gefertigt werden. Es kommen zwei verschiedene Formen vor. Die eine (Fig. 1) hat an dem unteren Ende eine Kerbe, wo eine Schnur befestigt wird, die das eine der Weiber sich um den Leib bindet, um an der anderen den männlichen Act nachzuahmen. Der Stab ist meist durchbohrt und es wird dann zur Nachahmung der Ejaculation warmes Wasser eingegossen. Bei der anderen Form (Fig. 2) ist der Stab an beiden Enden eichel-

Fig. 1. (Natürl. Grösse 20 *cm.*)

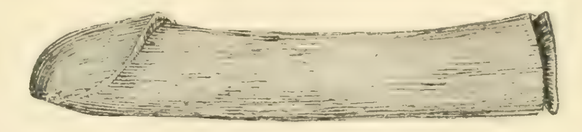
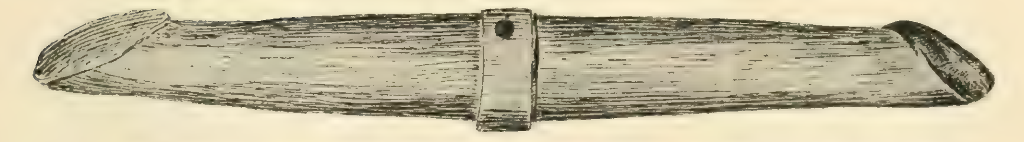


Fig. 2. (Natürl. Grösse 27 *cm.*)



förmig zugeschnitzt, so dass er von beiden Weibern in die Vagina eingeführt werden kann, wozu diese eine sitzende Stellung einnehmen. Auch hier ist der Stab durchbohrt. Beim Gebrauch werden die Stäbe eingeölt. — Dieses Geräth wird ausser von Conträrsexualen auch in den Harems der Araber benutzt, wo die Weiber, bei strenger Abschliessung, ungenügende geschlechtliche Befriedigung finden. Es gilt als arabische Erfindung.

Homosexuale beider Geschlechter werden in der Swahili-Sprache als *mke-si-mume* = (Weib, kein Mann) bezeichnet. Doch finden auch die Ausdrücke *mzebe* und das dem Arabischen entnommene *hanisi*, die eigentlich Impotente bedeuten.

1) Das Zeitwort (*ku-*)*lamba*, lecken, dürfte zu jenen gehören, die aus der portugiesischen Sprache ins Swahili übergegangen sind.

... Anwendung. Das arabische Gesetz ist in der Verfolgung der männlichen ... ziemlich tolerant, obwohl der Koran die Päderastie streng verbietet. ... Contrare werden bestraft, ebenso die Handwerker, die den Ebenholz-... liefern, der daher nur schwer und mit ziemlichen Kosten zu erhalten ist.

Von anderen Perversitäten kommt Bestialität (an Ziegen) stellenweise vor, dagegen sind Masochismus und Sadismus unbekannt, auch konnte ich nie von einem Vorfall erfahren, der irgendwie an einen Lustmord erinnere. —

Erd-Esserei, die überall in Central-Africa üblich ist, kommt auch bei der Neger-Bevölkerung Zanzibars vor. Rothe und graue, ziemlich sandige Erden werden in Form von Broten geknetet, manchmal mit Salz oder Zucker vermischt und, besonders von der weiblichen Bevölkerung, gern verzehrt. Die Erd-Brote werden in eigenen Läden, deren grösster bei Kisima majongoo im Ngambo liegt, feilgeboten. Auf dem Lande und in Pemba ist Erd-Esserei besonders üblich, und es wird dort auch Töpfer-Thon, gewöhnliche Acker-Erde und Erde von Termiten-Bauten verzehrt. Neben diesen einheimischen werden auch aus Cutch (Indien) importirte, graue, mergelige Erden gegessen, die sich fettig anfühlen. Diese sind erst seit etwa einem Jahre stärker in die Mode gekommen und werden jetzt in allen Inder-Läden feil geboten. Sie dienen nicht nur den Negern und Indern, sondern auch Arabern als Genussmittel. Die Inder pflegen ein Abführmittel darauf zu nehmen. Die einheimischen Erden gelten für leichter verdaulich, als die indischen. — Die Leute behaupten, von dem mässigen Genuss dieser Erden keine schädlichen Folgen zu verspüren. Uebermässiges Erd-Essen — das stellenweise vorkommt — führt allerdings zu der bekannten, schon von Humboldt beschriebenen Erscheinung des Abmagerns bei unförmigem Anschwellen des Bauches. —

(28) Hr. Rud. Virchow zeigt photographische Abbildungen von

Extremitäten-Knochen des Mammuths und des fossilen Rhinoceros.

Die vorzüglich ausgeführten Abbildungen, welche er von Hrn. Josef Szombathy erhalten hat, betreffen diluviale Knochen aus der Gegend von Brünn, über welche früher Hr. Makowsky und ich selbst gehandelt haben. Während wir die in denselben befindlichen Aushöhlungen für künstliche hielten und Hr. Makowsky sich meiner Meinung angeschlossen hat, dass diese durch das Eintreiben kantiger Zeltstangen in das Mark erzeugt seien, erklärt Hr. Szombathy dagegen die Höhlungen für natürliche Bildungen und bestreitet für die Bruchflächen an den Enden das Vorkommen von Schlagmarken. Ich enthalte mich einer erneuten Discussion dieser Fragen, da ich Gelegenheit gehabt habe, auf dem Lindauer Congress meine Auffassung zu vertheidigen (Corresp.-Blatt der deutschen Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. u. Urg., October, Nr. 10). Ich will hier mit Rücksicht auf die publicirten Abbildungen nur bemerken, dass die des Hrn. Szombathy von den „viereckigen" Löchern nichts erkennen lassen, während diese in der Abhandlung des Hrn. Makowsky (Mitth. der Anthrop. Ges. in Wien, XXIX, Taf. II) vortrefflich wiedergegeben sind. Man wolle nur die Querschnitte vergleichen. —

(29) Hr. Ed. Seler spricht unter Vorführung von Projections-Bildern über

die Monumente von Copan und Quiriguá und die Altar-Platten von Palenque.

Von all den Wundern der bildenden Kunst der alten Völker Central-Americas, die durch John L. Stephens' und F. Catherwood's epochemachende Reise in den Jahren 1839 und 1840 für die europäische und amerikanische Welt gewisser-

maassen neu entdeckt wurden, hat nichts so sehr das Staunen der Entdecker, wie der Leser jener classischen „Incidents of Travel in Central America, Chiapas and Yucatan“ hervorgerufen, als die im tropischen Waldesdunkel verborgenen Denkmäler von Copan. Durch die für die damalige Zeit und die damaligen Mittel meisterhafte Wiedergabe Catherwood's ist die allgemeine Form dieser Monumente uns seit langem vertraut geworden. Später sind von Dr. Alphons Stübel Zeichnungen veröffentlicht worden, die Hr. Heinrich Meye aus Eisleben von den Haupt-Denkmälern aus Copan und einigen von Quiriguá angefertigt[1]) hatte. Aber erst die Aufnahmen und die Abklatsche, die Hr. Alfred P. Maudsley in siebenjähriger Arbeit, unter enormer Aufwendung von Geld und Mitteln, hat fertigstellen können, und die er in einem seit dem Jahre 1883 erscheinenden Werk, in dem archäologischen Theil der Biologia Centrali-Americana, in geradezu mustergültiger Weise wiedergiebt und beschreibt, haben das Bild jener Monumente in allen ihren Einzelheiten und in einer Vollkommenheit uns vor Augen geführt, wie sie in gleicher Weise kaum für irgend welche anderen Denkmäler erreicht worden ist. In neuerer Zeit hat das Peabody Museum die Arbeiten Maudsley's aufgenommen und fortgeführt, und auch über diese Aufnahmen und Untersuchungen liegt ein Bericht in der ersten Nummer des ersten Bandes der „Memoirs of the Peabody Museum of American Ethnology and Archaeology (Cambridge Mass., 1896)“ vor. Endlich ist bei Gelegenheit der vierhundertjährigen Erinnerungsfeier der Entdeckung Americas eine Anzahl dieser Denkmäler abgeformt und auf der Welt-Ausstellung in Chicago zur Schau gestellt worden. Hierzu kommen dann noch die Aufnahmen und die Abklatsche, die Hr. Désiré Charnay in wiederholten Expeditionen aus Palenque, Chich'en Itza und anderen Ruinenstätten von Yucatan zusammengebracht hat, so dass in der That jetzt schon ein umfangreiches Material an Werken der bildenden Kunst der alten Völker Central-Americas dem Studium zugänglich gemacht worden ist.

Freilich ist dieses Material nicht immer leicht und nicht für jeden erreichbar. Das königliche Museum für Völkerkunde besitzt seit dem Jahre 1888 die vollständige Serie von Abklatschen Désiré Charnay's aus Palenque, Chich'en Itza und Menché Tinamit. Leider haben die beschränkten Raumverhältnisse des Museums eine öffentliche Ausstellung noch nicht ermöglicht. Durch Austausch mit dem Field Columbian Museum sind die Abklatsche zweier Monumente aus Quiriguá in den Besitz des königl. Museums gelangt, die in dem Lichthofe eine Aufstellung gefunden haben. Wir verdanken es der Freigebigkeit des grossen Beförderers der amerikanistischen Studien, Seiner Excellenz des Herzogs v. Loubat, dass in jüngster Zeit auch eine Anzahl der merkwürdigen Bildwerke von Copan in vorzüglich gelungenen Abformungen zur Schau gestellt werden konnten. Für das Studium der übrigen sind wir auf die Abbildungen in dem grossen Werke Maudsley's und auf Photographien angewiesen.

Ueber den allgemeinen Eindruck, den diese Monumente, insbesondere die von Copan auf den Beschauer machen, und ihre Bedeutung spricht sich Stephens in dem oben genannten Werke[2]) folgendermaassen aus: —

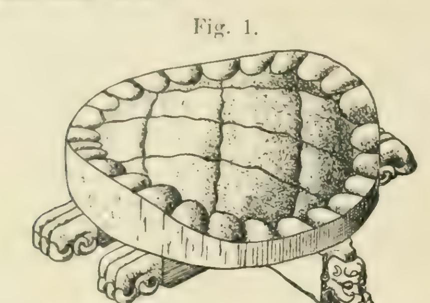
„Of the moral effect of the monuments themselves standing as they do in the depths of a tropical forest, silent and solemn, strange in design, excellent in sculpture, rich in ornament, different from the works of any other people, their uses and purposes, their whole history so entirely unknown, with hieroglyphs explaining all, but perfectly unintelligible, I shall not pretend to convey any

1) Vgl. diese Verhandl. 1878, Bd. X, S. 424; Bd. XV, S. 215.

2) Band I, S. 158, 159.

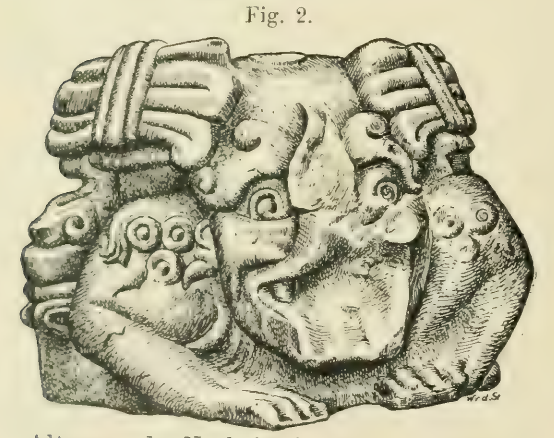
tea. Often the imagination was pained in gazing at them. The tone which pervades the ruins is that of deep solemnity. An imaginative mind might be infected with superstitious feelings. From constantly calling them by that name, in our intercourse with the Indians, we regarded these solemn memorials as „idols“ — deified kings and heroes — objects of adoration and ceremonial worship. We did not find on either of the monuments or sculptured fragments any delineations of human, or, in fact, any other kind of sacrifice, but had no doubt that the large sculptured stone invariably found before each „idol“ was employed as a sacrificial altar.“ —

Fig. 1.



Altar vor der Stela C in Copan, zum Theil ergänzt. (Nach der Zeichnung im 1. Heft der Memoirs of the Peabody Museum.)

Fig. 2.



Altar vor der Nordseite der Stela N von Copan.

Fig. 2*a*. Fig. 2*b*.



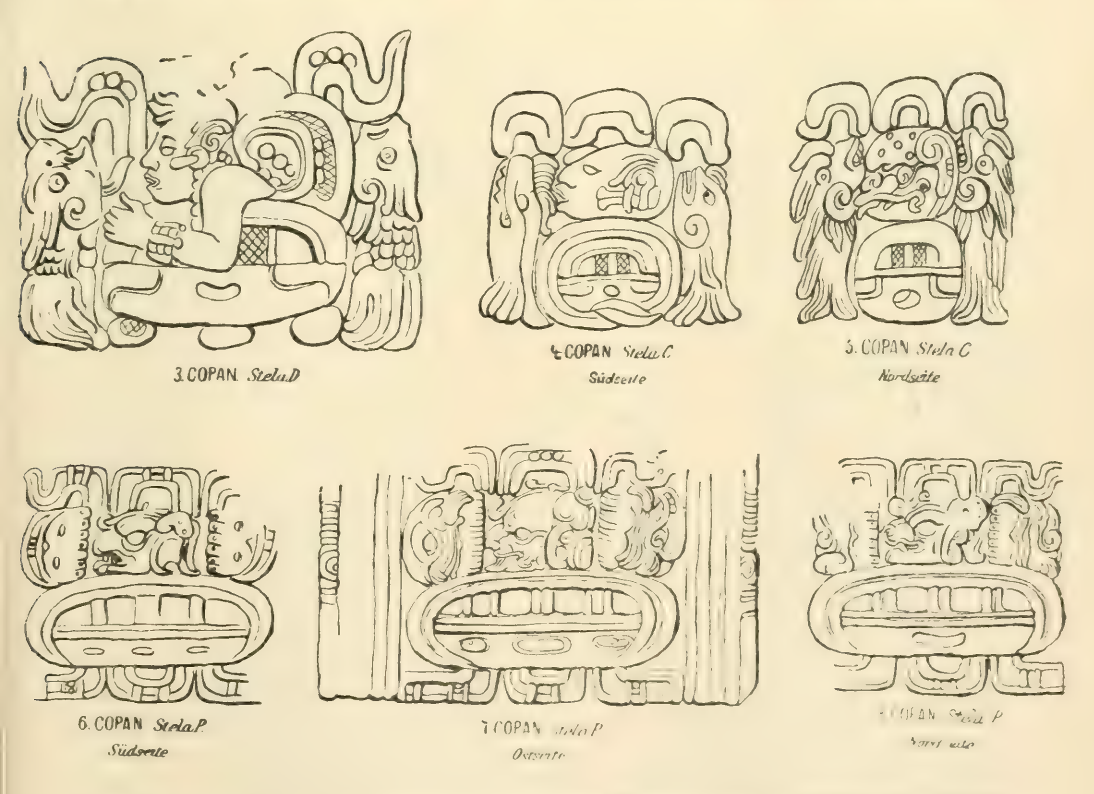
Cauac-Zeichen von Altären in Copan:
2*a*: von dem Altar vor der Westseite der Stela M.
2*b*: von dem Altar vor der Südseite der Stela D.

So reservirt sich also Stephens im Allgemeinen diesen Denkmälern gegenüber verhält, so steht er doch nicht an, den Ausdruck „Idole“ für die pfeilerartig aufragenden Werkstücke zu gebrauchen, die vorn, und häufig auch hinten, in Gestalt von menschlichen Figuren gearbeitet, an den Seiten, und zum Theil auch hinten, mit Hieroglyphen geschmückt sind, während er die zum Theil sehr sonderbar geformten sculptirten Steine, die vor diesen „Idolen“ angetroffen werden, als Opferaltäre erklärt. Vorsichtiger drückt sich Maudsley aus. Er behält, obwohl mit Vorbehalt, den Ausdruck „Altar“ für die letztgenannten kleineren Werkstücke bei, bezeichnet aber die grösseren, pfeilerartig aufragenden nur allgemein als Stela. Ueber die Bedeutung der kleineren Sculptur-Stücke, der sogenannten „Altäre“, erlaube ich mir kein Urtheil. Ich erwähne nur, dass die Ingenieure des Peabody Museum unter ihnen einen gefunden haben, der aus den wesent-

lichen Elementen einer Schildkröte (Rückenschild, Kopf und 4 Klauen) aufgebaut ist (vgl. Fig. 1, S. 672), während andere dieser Altäre ein phantastisches, reptilartiges Thier mit riesig ausgebildetem Kopfe, oder auch nur den Kopf eines solchen darzustellen scheinen. Auf letzteren tritt, in der Regel in der Schulter-Gegend angebracht, bedeutsam uns die monumentale Form des Zeichens cauac entgegen (vgl. Fig. 2, S. 672), die ohne Zweifel wohl Wolkenballen und daraus hervorzüngelndes Feuer zum Ausdruck bringt. Die pfeilerartigen Werkstücke dagegen, die Stelen, sind Monumente, die eine bestimmte Zeitperiode bezeichnen. Das Gleiche gilt von den Altar-Platten von Palenque. Und auch die mit Hieroglyphen bedeckten grossen Sculpturen, die, ähnlich manchen „Altären“ von Copan, die allgemeine Form eines reptilartigen Ungeheuers wiederzugeben scheinen, — wie die grosse sogenannte Tortuga (Schildkröte) von Quiriguá —, gehören in die gleiche Classe von Denkmälern.

Mit Recht bezeichnet Stephens die Hieroglyphen auf diesen Stelen als „explaining all“, aber durch die rastlosen Bemühungen der letzten Jahrzehnte sind sie nicht mehr „perfectly unintelligible“.

Die Reihe der Hieroglyphen beginnt auf allen diesen Denkmälern, und auch auf den Altar-Platten von Palenque, mit einer Haupt-Hieroglyphe mehr oder minder ornamentaler Gestalt, deren verschiedene Formen und Varianten ich in den Abbildungen 3—26 zusammengestellt habe. Der Hauptbestandtheil der Anfangs-Hieroglyphe



3. COPAN *Stela D*

4. COPAN *Stela C* *Südseite*

5. COPAN *Stela C* *Nordseite*

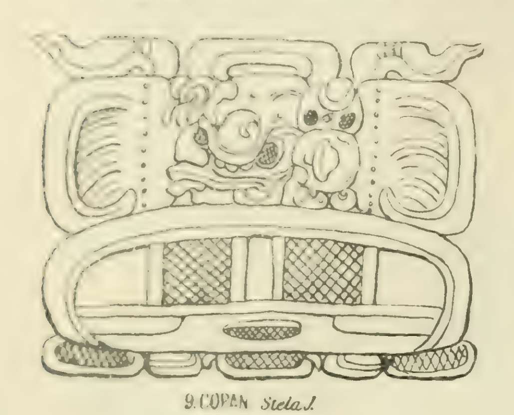
6. COPAN *Stela P* *Südseite*

7. COPAN *Stela P* *Ostseite*

8. COPAN *Stela P* *Nordseite*

ist ein auch aus den Handschriften bekanntes Element, das in der Dresdner Handschrift als Basis des Pfahls erscheint, auf dem der Uayayab-Dämon aufgesteckt wird, und anderwärts in der Art einer Edelstein-Scheibe in der Stirnbinde gewisser

[illegible] zu sehen ist, dem ich deshalb den Lautwerth tun „Stein, Edelstein“ zuschreiben zu müssen glaubte[1]. Eingefasst oder gekrönt wird dieses wesentlichste Element der Anfangs-Hieroglyphe von zwei anderen, seitlich stehenden, die in den ornamentalen Ausgestaltungen dieser Haupt-Hieroglyphe (vergl. Fig. 3—5) deutlich als Figuren von Fischen (Maya: cái. Tzeltal und Chol: chái, Guatemala-Sprachen:



9. COPAN Stela J.



10. COPAN Stela E



11. COPAN Stela A.



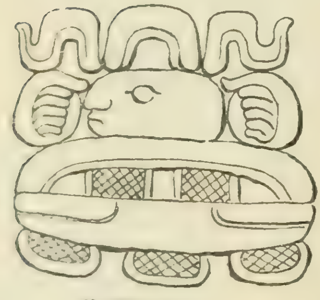
12. COPAN. Stela B.



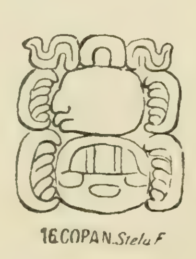
13. COPAN. Stela M



14 COPAN Altar S



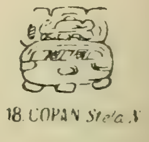
15. COPAN. Stela J



16. COPAN. Stela F



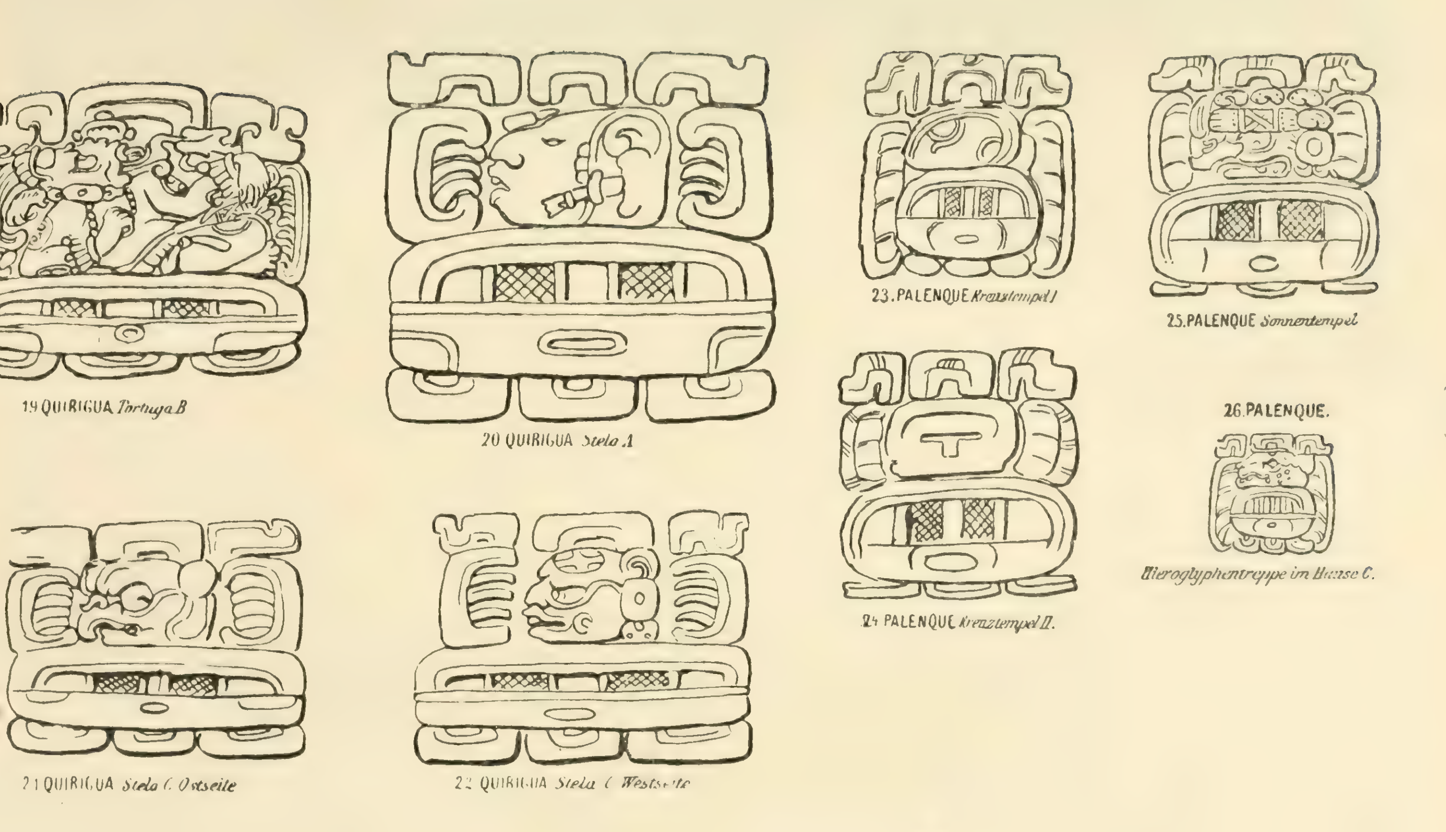
17. COPAN Altar K



18. COPAN Stela N

car) zu erkennen sind. Ich möchte meinen, dass diese letzteren Elemente mit dem Haupt-Element phonetisch, nach Art der mexikanischen Hieroglyphen zusammenzusetzen sind, und ihre Vereinigung ca-tun oder katun zu lesen ist. Mit andern Worten, ich bin der Meinung, dass diese Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe nichts anderes als der Ausdruck für „Periode“ (katun) ist. Wir werden in der That

1 Vergl. meine Abhandlung: „Zur mexikanischen Chronologie, mit besonderer Berücksichtigung des zapotekischen Kalenders“. Zeitschrift für Ethnologie XXIII (1891), S. 132.


19 QUIRIGUA Tortuga B
20 QUIRIGUA Stela A
21 QUIRIGUA Stela C Ostseite
22 QUIRIGUA Stela C Westseite
23. PALENQUE Kreuztempel I
24 PALENQUE Kreuztempel II.
25. PALENQUE Sonnentempel
26. PALENQUE.
Hieroglyphentreppe im Hause C.

...ehen, worauf Förstemann schon hingewiesen hat[1]), dass die Hieroglyphe für 20 × 360, d. h. die Anzahl von Tagen, die der katun der Maya enthält, mit dieser Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe im Wesentlichen identisch ist. Ich werde diese Haupt-Hieroglyphe als „Katun-Zeichen" aufführen.

Die Köpfe, die in der oberen Hälfte dieser Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe die Mitte einnehmen, haben, wie man in den Abbildungen sieht, auf den verschiedenen Stelen und Altar-Platten, und auch auf den verschiedenen Seiten derselben Stela verschiedene Gestalt und verschiedenes Ansehen. Ich glaube in einigen (Fig. 9 und 22) den Sonnengott zu erkennen. Andere (Fig. 10, 12, 14) scheinen ebenso zweifellos die Wasser-Gottheit darzustellen, die die Yukateken Ah bolon tz'acab nannten, aber auch (Fig. 21) den Vogel Moan, der aber wohl nur ein Vertreter der Wasser-Gottheit ist. Wieder andere (Fig. 6, 8 u. 26) lassen ziemlich deutlich einen Jaguar-Kopf erkennen. Andere (Fig. 11) den Kopf eines Reptils (Krokodils). Andere (Fig. 3, 4, 20) zeigen ein regelmässiges, bartloses Gesicht, flachgedrückte Stirn und Züge, die denen des jüngeren der beiden Priester auf den Altar-Platten von Palenque gleichen. Eine, namentlich in den Fig. 4 und 20 deutlich erkennbare Haarflechte, die vor dem Ohr lang herunterhängt, und eine Art Breloque, die von der Stirn herab über die Nasenwurzel hängt, lassen erkennen, dass hier ein weiblicher Kopf dargestellt werden sollte. In einer der Hieroglyphen (Fig. 5) scheint ein Kopf mit Todes-Symbolen gezeichnet zu sein. Auf den Altar-Platten aus Palenque endlich ist in der Anfangs-Hieroglyphe statt eines Kopfes ein Tages-Zeichen zu sehen: im Kreuz-Tempel Nr. I (Fig. 23) das Zeichen caban, das dem mexikanischen olin „Bewegung" entspricht. Im Kreuz-Tempel Nr. II (Fig. 24) das Zeichen ik, das dem mexikanischen eëcatl „Wind" entspricht.

Ich bin der Meinung, dass bei den alten Stämmen, die diese Monumente bauten, die verschiedenen Zeitperioden den verschiedenen Himmelsrichtungen zugewiesen wurden, in derselben Weise, wie das bei den Maya der späteren Zeit geschah, wofür die Bücher des Chilam Balam uns Zeugniss geben, und dass wir in diesen Köpfen der Katun-Hieroglyphen Gottheiten der vier Himmelsrichtungen zu erkennen haben. Nehmen wir an, wie es wahrscheinlich ist, dass bei diesen alten Stämmen derselbe Symbolismus herrschte, wie er auf den Blättern 25 bis 28 der Dresdener Handschrift vorliegt, und wie ihn ähnlich auch Bischof Landa aus Yucatan uns berichtet, so würden wir die Wasser-Gottheit Ah bolon tz'acab und seine Repräsentanten, den Vogel Moan und das Zeichen ik, dem Osten zuzuweisen haben; den Sonnengott und seinen Repräsentanten, den Jaguar, der Himmelsrichtung des Nordens; die weibliche Gottheit und das Zeichen caban der Himmelsrichtung des Westens; denn das Zeichen caban enthält, wie ich schon in einer früheren Abhandlung dargethan habe[2]), in Abbreviatur die auszeichnenden Bestandtheile der Weiber-Physiognomie, einen Theil des dunklen Haarschopfes mit den lang herabhangenden peitschenartigen Haarsträhnen, die den Weiberköpfen der Dresdner Handschrift ein so charakteristisches Ansehen geben. Die weibliche Gottheit ist die Erdgottheit. Und auch deshalb entspricht das Zeichen caban der weiblichen Gottheit. Denn olin, die mexikanische Entsprechung des Zeichens caban, ist ein bekanntes Symbol für Erdbeben. Und die Erde selbst heist im Maya cab. So könnte auch der Reptilkopf, da das Reptil im mexikanisch-centralamerikanischen Symbolismus allgemein die Erde ver-

1) Globus, Bd. 72 (1897), S. 46.

2) „Zur mexikanischen Chronologie, mit besonderer Berücksichtigung des zapotekischen Kalenders." Zeitschrift für Ethnologie XXIII (1891), S. 129.

tritt, als Repräsentant derselben Himmelsrichtung angesehen werden. Der Kopf mit Todes-Symbolen endlich müsste die vierte Himmelsrichtung, den Süden, bezeichnen. Es ist indess nicht ausgeschlossen, dass nicht bloss vier, sondern sechs Himmelsrichtungen unterschieden wurden, und dass wir unter diese die verschiedenen Köpfe und Symbole zu vertheilen hätten. Dann würde unter anderm das Zeichen caban und der Weiberkopf, oder vielleicht auch der Kopf mit Todes-Symbolen, auch für die Richtung unten in Betracht kommen können.

Gegen die hier vorgetragene Deutung könnte eingewendet werden, dass auf verschiedenen Seiten derselben Stele in dem Katun-Zeichen verschiedene Köpfe angetroffen werden. Wir werden indess sehen, dass dann auch auf den verschiedenen Seiten verschiedene Katune durch bestimmte Daten zum Ausdruck gebracht sind. Und wenn wir bei demselben Ahau-Tage auf verschiedenen Stelen verschiedene Köpfe in dem Katun-Zeichen angebracht sehen, so müssen wir in Erwägung ziehen, dass es 13 verschiedene Katun-Namen gab (4. 2. 13. 11. 9. 7. 5. 3. 1. 12. 10. 8. 6. ahau), dass also, wenn in regelmässiger Folge die einander ablösenden Katune den 4 oder 6 Himmelsrichtungen zugewiesen wurden, derselbe Katun im Laufe der Jahrhunderte immer anderen Himmelsrichtungen zufiel. Und es ist im Gegentheil in diesem Umstand vielleicht ein Mittel gegeben, die Richtigkeit der Vertheilung dieser Monumente auf die verschiedenen Zeit-Perioden zu controliren.

Der Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe, die eine besondere Stellung einnimmt, und der in der Regel auch ein grösserer Raum als den übrigen Hieroglyphen zugewiesen ist, folgen dann 6 andere, die auf der Mehrzahl der hier in Frage kommenden Denkmale gleiche oder homologe Reihen bilden. Maudsley bezeichnet sie als „Initial Series“. Die Zusammenstellung, die er auf Tafel 31 seines grossen Werkes für die Copan-Stelen und auf Tafel 92 für die Altar-Platten von Palenque gegeben hat, lassen diesen Homologismus klar hervortreten. Das Gleiche zeigen auch die Stelen von Quiriguá und verwandte Denkmale anderer Ruinenstätten.

Die letzte sechste Hieroglyphe ist in den meisten dieser Reihen aus dem Tageszeichen ahau und einer Ziffer gebildet. Es ergiebt sich daraus sofort der Schluss, dass diese Denkmale auf die grossen Zeitperioden, die den Maya Yucatan's unter dem Namen Katun bekannt waren und die der Reihe nach mit den Tagen **4. 2. 13. 11. 9. 7. 5. 3. 1. 12. 10. 8. 6. ahau** benannt wurden, d. h. mit diesen Tagen begannen, oder auf die ebenfalls mit einem Tage ahau beginnenden Unter-Abtheilungen derselben Bezug nehmen. Wo, wie es zuweilen vorkommt, die sechste Hieroglyphe kein ahau-Tag ist, — wie z. B. auf der Altar-Platte des Sonnen-Tempels in Palenque, und auf einem von Maudsley nach Europa gebrachten Hieroglyphen-Bande von Menché Tinamit, — da ist die höchste, die Schluss-Hieroglyphe der „Initial Series“, doch immer ein Tages-Datum, und wir werden sehen, dass dieses Datum fast regelmässig in naher Beziehung zu einem der oben genannten ahau-Daten steht. Ich habe seiner Zeit nachgewiesen[1]), dass diese mit ahau beginnenden Perioden, denen von den alten spanischen Chronisten eine Dauer von 20 Jahren zugeschrieben ward, und die von neueren Archäologen (Pio Perez, Cyrus Thomas) zu 24 Jahren angenommen wurden, in Wahrheit einen Zeitraum von **20 × 360 Tagen** umfassen.

Die Form, in der das Zeichen ahau an dieser hervorragenden Stelle der Monumente dargestellt wird, ist in vielen Fällen der der Handschriften gleich. Vergl.

1) Vergl. Zeitschrift für Ethnologie XXIII (1891), S. 113 und ebend. XXVII (1895), S. 142.

Fig. 27 und die ersten Hieroglyphen der Gruppen 28, 29, 39 und 40. In vielen Fällen aber ist ihm eine ornamentalere Gestalt gegeben worden, indem innerhalb der cartouchenförmigen Umrandung, die immer stark markirt ist, das Gesicht eines



Fig. 27, Copan, Stela M. Fig. 28, Copan, Stela M. Fig. 29, Copan, Altar S. Fig. 30, Copan, Stela P. Fig. 31, Copan, Stela B. Fig. 32, Copan, Stela A. Fig. 33, Copan, Stela J.





Fig. 36, Copan, Stela D.

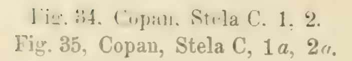


Fig. 34, Copan, Stela C, 1, 2.
Fig. 35, Copan, Stela C, 1*a*, 2*a*.

Mannes (Fig. 30, 37 und die ersten Hieroglyphen der Gruppen 31, 34, 35, 38, 41) oder eines Vogels (Fig. 32, 33) oder die ganze Gestalt eines Mannes (Fig. 36) erscheint. Ich habe in meiner ersten Mittheilung über die Maya-Tageszeichen[1])

1) „Der Charakter der aztekischen und der Maya-Handschriften". Zeitschrift für Ethnologie XX (1888) S. 95, 96.

das schematisirte en-face-Gesicht des Zeichens ahau als das des Sonnen-Gottes oder des Sonnen-Vogels gedeutet. Von den kalligraphischen Varianten der Monumente scheinen einige diese Deutung zu bestätigen. So stimmt z. B. in Fig. 36 die in dem calculiformen Rahmen sitzende, rückwärts gewandte Gestalt in der That in den wesentlichen Zügen mit der Figur überein, die auf derselben Stele unmittelbar vorher als Hieroglyphe des Zeichens kin oder eines einzelnen Tages gezeichnet ist. In weitaus den meisten Fällen aber zeigt das von der Umrahmung eingefasste, überall ziemlich gleichartig gezeichnete Gesicht nichts, was einen unmittelbar veranlassen könnte, es als das Gesicht des Sonnen-Gottes zu deuten. Charakteristisch sind zwei die Stirn einnehmende Haarbüschel oder Binden-Troddeln und ein dunkler Fleck auf der Wange. Wo ein Vogel-Gesicht gezeichnet ist (Fig. 32, 33), scheinen wenigstens die beiden Büschel ebenfalls angedeutet zu sein.

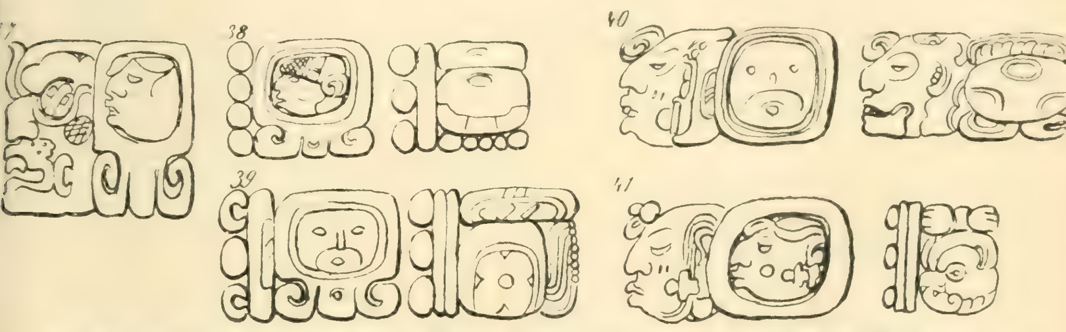


Fig. 37, Quiriguá, Stela A. Fig. 38, Quiriguá, Stela C (Ostseite). Fig. 39. Stela C (Westseite). Fig. 40, Palenque, Kreuz-Tempel I. Fig. 41, Palenque, Kreuz-Tempel II.

Aus der Thatsache, dass am Ende der „Initial Series“ oder Reihen homologer Hieroglyphen ausnahmslos ein Datum steht, zog der Scharfsinn Förstemann's sofort die Folge, dass die vorhergehenden 5 Hieroglyphen zusammen einen Zahlen-Ausdruck darstellen müssen. Und es ist nur natürlich, anzunehmen, dass diese Zahlen-Ausdrücke in derselben Weise gebildet sein werden, wie die der Dresdener Handschrift, d. h. dass von unten nach oben, bezw. von hinten nach vorn, sich Einer (einzelne Tage, kin), Zwanziger (20tägige Zeiträume, uinal), Dreihundertsechziger (Katun-Abschnitte oder „Steine“, tun, wie diese Zeiträume bei den Yukateken hiessen), Zwanzigfache von 360 (Perioden von 7200 Tagen, Katun) und Zwanzigfache von Katunen (oder Zeiträume von 144000 Tagen) einander folgen werden. Das ist, wie wir sehen werden, in der That der Fall.

Allerdings weicht die Art, wie hier auf den Monumenten die Zahlen geschrieben sind, von der in den Handschriften üblichen beträchtlich ab. In den Handschriften werden nahezu ausnahmslos die Ziffern durch Combination von Strichen und Punkten zum Ausdruck gebracht, wobei der Punkt immer eine Einheit, der Strich die Zahl fünf bedeutet. Nur die Ziffer 0 wird durch ein besonderes Zeichen gegeben, durch die in der Regel mit rother Farbe geschriebene Figur eines kleinen Meerschnecken-Gehäuses. Die Einer aber, die Zwanziger, Dreihundertundsechziger usw., welche mit den einzelnen Ziffern zu multipliciren sind, werden in den Handschriften in der Regel gar nicht bezeichnet. Ihr Multiplicationswerth ist implicite durch ihre Stellung in der Ziffersäule gegeben.

In Fig. 42 z. B., die dem Blatte 24 der Dresdener Handschrift entnommen ist, sehen wir 3 Ziffersäulen neben einander, deren jede als unterstes Glied das Zeichen der Null aufweist. In der ersten Säule ist aber diese Anfangs-Null in eine Art Umhüllung eingeschlossen, die, wie die Bandschleife darüber andeutet, als zugebunden, geschlossen anzusehen ist. Förstemann hat nachgewiesen, dass Ziffern oder Ziffersäulen, deren unterstes Glied in dieser Weise von einer Art Kranz umschlossen ist, von anderen Ziffern abzuziehen sind. Diese Umkränzung mit der Bandschleife ist also nichts als ein diakritisches Zeichen und hat für die Art der Summirung der einzelnen Glieder der Ziffersäule selbst keine Bedeutung. Wie ich sagte, wächst der Multiplicationswerth der einzelnen Ziffern von unten nach oben. Wir haben demnach die drei Ziffersäulen folgendermaassen zu lesen:

I.	II.	III.
6 × 360 = 2160	9 × 20 × 20 × 360 = 1 296 000	9 × 20 × 20 × 360 = 1 296 000
2 × 20 = 40	9 × 20 × 360 = 64 800	9 × 20 × 360 = 64 800
0 × 1 = 0	16 × 360 = 5 760	9 × 360 = 3 240
2200	0 × 20 = 0	16 × 20 = 320
	0 × 1 = 0	0 × 1 = 0
	1 366 560	1 364 360

42

Cod. Dresden 24.

43.

Cod. Dresden 43 b

44.

Cod. Dresden 31.a.

Die I. Summe, deren Anfangsglied von einem Kranz umschlossen ist, ist, wie ich sagte, abzuziehen. Ziehen wir Summe I von Summe II ab, so erhalten wir die Ziffer 1 364 360. Das ist die Summe III. Und das ist genau der Abstand des unter der II. Ziffersäule stehenden Datums 1. ahau, 18. kayab von dem davor, unter der I. Ziffersäule stehenden Datum 4. ahau, 8. cumku.

In Fig. 43, die der mittleren Abtheilung von Blatt 43 der Dresdener Handschrift entnommen ist, haben wir zwei grosse Zahlen übereinander, beide getrennt

durch das Zeichen 3. lamat, das auch am Kopf der Säule, über dem phantastischen Thierkopf zu sehen ist. Die obere Ziffer ist folgendermaassen zu lesen:

$$
\begin{aligned}
9 \times 20 \times 20 \times 360 &= 1\,296\,000 \\
19 \times 20 \times 360 &= 136\,800 \\
8 \times 360 &= 2\,880 \\
15 \times 20 &= 300 \\
0 \times 1 &= 0 \\
\hline
&\ 1\,435\,980
\end{aligned}
$$

Die untere, deren unterstes Glied von einem Kranz umschlossen ist, die also wieder zu subtrahiren ist, ist folgendermassen zu lesen:

$$
\begin{aligned}
17 \times 20 &= 340 \\
12 \times 1 &= 12 \\
\hline
&\ 352
\end{aligned}
$$

Die untere Summe von der oberen abgezogen, giebt die Zahl 1435268, und das ist genau der Abstand eines Tages 3. lamat von dem am Fusse der Säule stehenden Datum 4. ahau.

In ähnlicher Weise sind in Fig. 44 in den ersten beiden Columnen die oberen über dem Datum 13. akbal stehenden Zahlen:

$$
\begin{aligned}
8 \times 20 \times 20 \times 360 &= 1\,152\,000 \\
16 \times 20 \times 360 &= 115\,200 \\
14 \times 360 &= 5\,040 \\
15 \times 20 &= 300 \\
4 \times 1 &= 4 \\
\hline
&\ 1\,272\,544
\end{aligned}
\qquad\Bigg|\qquad
\begin{aligned}
8 \times 20 \times 20 \times 360 &= 1\,152\,000 \\
16 \times 20 \times 360 &= 115\,200 \\
3 \times 360 &= 1\,080 \\
8 \times 20 &= 260 \\
0 \times 1 &= 0 \\
\hline
&\ 1\,268\,540
\end{aligned}
$$

Die unteren, in den Kranz eingeschlossenen Zahlen sind entsprechend:

$$
\begin{aligned}
6 \times 20 &= 120 \\
1 \times 1 &= 1 \\
\hline
&\ 121
\end{aligned}
\qquad\Bigg|\qquad
\begin{aligned}
0 \times 20 &= 0 \\
17 \times 1 &= 17 \\
\hline
&\ 17
\end{aligned}
$$

1272544—121 und 1268540—17 geben beide den Abstand eines Tages 13. akbal von dem am Fusse der Säulen verzeichneten Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku.

In der Dresdener Handschrift werden in dieser Weise lange Reihen von Ziffern geschrieben, die in regelmässigen Abständen wachsen. In der Fig. 45 z. B. habe ich zunächst zwei auf der linken Seite von Blatt 70 der Dresdener Handschrift stehende Ziffersäulen wiedergegeben, deren jede aus zwei durch das Datum 9. ix getrennten Zahlen besteht. Die unteren Zahlen sind von den oberen abzuziehen. Die beiden Columnen geben uns demnach die Ziffern 1394120 — 606 = 1393514, und 1437020 — 1646 = 1435374, die beide den Abstand eines Tages 9. ix von dem am Fusse der Säulen stehenden Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku ergeben. Daneben habe ich aber eine Reihe von Ziffern gesetzt, die in dem oberen Abschnitt der Blätter 71—73 der Dresdener Handschrift stehen. Hier geben die oben über den Kränzen stehenden Ziffern die Zahlen

54, 108, 162, 216, 270, 324, 378, 432, 486, 540, 594, 648,

also lauter um die Differenz 54 wachsende Zahlen, und es schliesst sich an diese Reihe eine andere: Zahlen, die auf den Blättern 71 und 70 von rechts nach links einander folgen, die mit 720, also dem auf 648 folgenden Gliede beginnen, aber dann immer um 720 fortschreiten, und von denen ich die beiden ersten Glieder auf der rechten Seite der Fig. 45 noch hingeschrieben habe. Die in Fig. 45 wiedergegebene erste Reihe ist nicht nur wegen der regelmässigen Differenz ($54 = 6 \times 9$) interessant. Sie ist auch deshalb merkwürdig, weil wir hier eine andere Ver-

[illegible] des diakritischen Zeichens, des Kranzes mit der Bandschleife, vorfinden. Während nämlich sonst, wie wir oben gesehen haben, dieser Kranz immer bedeutet, dass die Summe, deren unterstes Glied von dem Kranze umschlossen ist, zu subtrahiren ist, bedeutet hier der Kranz im Gegentheil, dass die von ihm umschlossene Ziffer nicht zu den darüberstehenden Ziffern gehört. Es sind vielmehr diese von dem Kranz umschlossenen Ziffern die Ziffern der Tage 11. lamat, 13. ik, 2. cib, 4. oc, 6. kan, 8. e'tznab, 10. eb, 12. cimi, 1. ahau, 3. ix, 5. lamat, 7. ik, — Tage, die, von 9. ix als Nullpunkt ausgehend, immer um die Differenz von 54 Tagen von einander abstehen und deren Endglied dann der ebenfalls um 54 Tage vom 7. ik abstehende Tag 9. cib ist, der in der anschliessenden, um 720 Tage fortschreitenden Reihe dann auch wirklich unter der zugehörigen Ziffersäule hingeschrieben ist.

Fig. 15.

Die aus den vorstehenden Beispielen ersichtliche Ziffer-Schreibung ist die allgemein in der Dresdener und den anderen Maya-Handschriften übliche. Einige wenige Stellen kommen aber in der Dresdener Handschrift vor, wo die Ziffern nach einem anderen Plan geschrieben sind, indem die Multiplicanden, die Einer, die Zwanziger, die Dreihundertundsechziger usw. nicht bloss durch ihre Stelle in der Ziffersäule bezeichnet sind, wo überhaupt keine Ziffersäulen geschrieben werden, sondern der zusammengesetzte Zahlen-Ausdruck durch mit Ziffern versehene Hieroglyphen, die eben die Hieroglyphen der Multiplicanden sind, zur Anschauung gebracht wird. Das sind zunächst die beiden wichtigen Blätter 61 und 69 der Dresdener Handschrift. Die beiden Blätter zeigen uns homo-

loge Darstellungen: — eine Säule aus 18 übereinandergestellten Paaren von Hieroglyphen, und dahinter eine, bezw. vier, grosse Schlangen-Figuren, über deren geöffnetem Rachen eine Gottheit thront. Die Säulen zerfallen in zwei Abtheilungen. Die obere, aus 10 Hieroglyphen-Paaren bestehend, schliesst mit dem Datum 4. ahau, 8. cumku, die untere, aus 8 Hieroglyphen-Paaren bestehend, mit dem Datum 9. kan, 12. kayab. Das Datum 9. kan, 12. kayab schliesst auch die kurzen Säulen von je 4 Hieroglyphen-Paaren, die der Schreiber über den auf den Schlangen thronenden Gottheiten angebracht hat.

In dem unteren, mit dem Datum 9. kan, 12. kayab schliessenden Theil der grossen Säulen sehen wir auf Blatt 69 unmittelbar über dem Datum 9. kan, 12. kayab (vergl. Fig. 49) eine Gruppe von 4 Hieroglyphen, deren letzte das mit

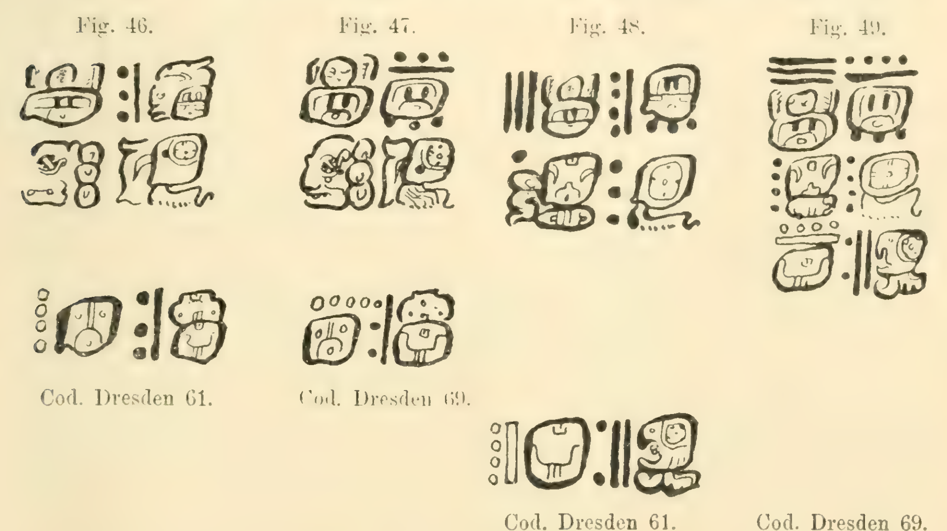


Fig. 46. Cod. Dresden 61.

Fig. 47. Cod. Dresden 69.

Fig. 48. Cod. Dresden 61.

Fig. 49. Cod. Dresden 69.

der Ziffer 4 versehene Zeichen für kin „Sonne" oder „Tag" ist. Es liegt nahe, die davorstehenden Hieroglyphen dementsprechend als 4 × 20, 9 × 360 und 15 × 20 × 360 zu deuten. Und in der That, nehmen wir das an, so erhalten wir die Summe 4 + 80 + 3240 + 108000 = 111324. Und das giebt in der That den Abstand eines Tages 9. kan von dem darüber stehenden Normal-Datum 4. ahau[1]).

Noch interessanter ist der obere, mit 4. ahau, 8. cumku schliessende Theil der Säulen. Hier sehen wir (vgl. Fig. 47), von dem Datum allerdings durch einige Hieroglyphen getrennt, eine ähnliche Gruppe von 4 Hieroglyphen, deren letzte auch wieder die Hieroglyphe kin „Sonne" oder „Tag" ist. Die Gruppe ist — wofür ich allerdings erst in dem weiteren Verlauf dieser Abhandlung Belege beibringen kann — 1 × 20 × 360 + 8 × 360 + 16 × 20 + 0 × 1 = 10400 zu lesen. Und das ist auch der Abstand eines Tages 4. ahau von dem Normal-Datum 4. ahau.

Die entsprechenden Gruppen auf Tafel 61 (vgl. Fig. 48 und 46) sind durchaus homolog. Nur liegt in Fig. 48 ein Fehler vor. Die letzte der 4 Hieroglyphen ist natürlich nicht 3. kin, sondern 4. kin zu lesen.

Dieselben, oder nahezu dieselben Hieroglyphen der Multiplicanden finden wir in umgekehrter Reihe, von oben nach unten, bezw. vorn nach hinten, einander

1) In Bezug auf die Uinal-Daten finden sich hier und in den folgenden grossen Zahlen Unregelmässigkeiten, deren Ursache noch nicht sicher ermittelt ist.

allgemein, in der oberen Abtheilung von Blatt 52 der Dresdener Handschrift (vergl. Fig. 51). Und das Zeichen kin „Tag" ist auch auf Blatt 51 der Dresdener Handschrift zu sehen (Fig. 50), wo 8. kin den Abstand der beiden dort stehenden Daten, des Normal-Datums 4. ahau und des Tages 12. lamat angiebt.

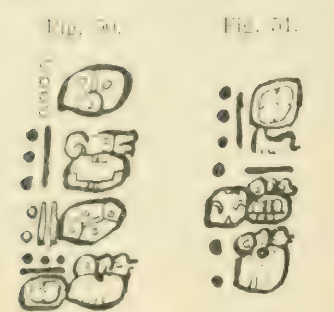


Fig. 50. Cod. Dresd. 51.

Fig. 51. Cod. Dresd. 52*a*.

Genau wie in diesen vereinzelten Fällen der Handschriften wird nun auf den Monumenten allgemein geschrieben. Reihen von Ziffern, bei denen jede Ziffer, je nach ihrer Stellung, einen verschiedenen Multiplicationswerth hat, kommen nicht vor. Die Multiplicanden, die Einer, die Zwanziger, die Dreihundertsechziger usw., sind immer durch besondere Hieroglyphen zur Anschauung gebracht. Nur die Einzeltage, die Einer, machen eine Ausnahme, indem sie im Text häufig nur in Ziffern neben die mit Ziffer versehenen Hieroglyphen gesetzt werden, die die Anzahl der Zwanziger angeben. Vergl. die Fig. 78. Die Multiplicatoren ihrerseits werden durch Ziffern bezeichnet, oder durch Hieroglyphen, denen ein bestimmter Zahlenwerth zukommt. Die Reihenfolge wird dabei, nahezu ausnahmslos, strict innegehalten. Es folgen die Einer, oder einzelne Tage (kin), die Zwanziger (uinal), die Dreihundertsechziger (tun), die Zwanzigfachen von 360 (katun) und die Zwanzigfachen der Katune, die die letzten höchsten Glieder der Zahlen-Ausdrücke sind. So sind also in den Reihen der „Initial Series" die an fünfter Stelle, unmittelbar über dem ahau-Datum stehenden Hieroglyphen Einer (kin), die an vierter Stelle stehenden Zwanziger (uinal), die an dritter Stelle stehenden Dreihundertundsechziger (tun), die an zweiter Stelle stehenden Katune, und die an erster, unmittelbar unter der Anfangs-Hieroglyphe, dem Katun-Zeichen, stehenden Hieroglyphen sind Zwanzigfache von Katunen.

Im Text der Inschriften kommt es bisweilen vor, dass die Reihenfolge sich umkehrt, dass nicht die Zwanzigfachen von Katunen, oder überhaupt der grösste Multiplicationswerth, sondern die Einzeltage, oder die niedersten Multiplicationswerthe zu oberst oder zuerst stehen. Aber innerhalb der Reihe wird die Folge fast immer stricte innegehalten. Immer steigt es in Ordnung entweder vom höchsten zum niedersten Multiplicandus, von den grössten zu den kleinsten Zeiträumen, ab, oder vom niedersten und kleinsten zu dem höchsten und grössten auf.

Die Form, die die Hieroglyphen der Multiplicanden auf den Monumenten aufweisen, ist dabei zum Theil dieselbe, wie die, die wir eben in den Fig. 46—51 kennen gelernt haben. Häufiger aber noch erscheinen auf den Monumenten abweichende und sehr merkwürdige Formen. Und die monumentale Ausgestaltung der Hieroglyphen hat zur Folge, dass ganze Figuren, Menschen- und Thier-Gestalten als Ausdruck für Zahlen und Zeiträume erscheinen.

Die Einer, die Einzeltage kin, werden auch auf den Monumenten verschiedentlich durch die Hieroglyphe zum Ausdruck gebracht, die in den Hieroglyphen-Gruppen der Fig. 46—49 an vierter Stelle steht und die ein Element enthält, in welchem man schon längst das Zeichen für kin „Sonne" oder „Tag" erkannt hat, weil dasselbe Element in einem mit kin zusammengesetzten Uinal- oder sogen. Monats-Namen (yaxkin) und in den Hieroglyphen der ebenfalls mit kin zusammengesetzten Ausdrücke für Osten und Westen (likin und chikin) vorkommt, und weil die Figur und die Hieroglyphe des Gottes, den man Grund hat als den Sonnengott

Kinich ahau anzusehen, dasselbe Element an der Stirn trägt. Wir finden diese Hieroglyphe an der fünften Stelle der „Initial Series" der Stela M von Copan (Fig. 52) und an fünfter Stelle der Initial Series der Altar-Platte des Kreuz-Tempels Nr. 1 von Palenque (Fig. 55). Und auch im Text der Altar-Platten von Palenque kommt diese Form an verschiedenen Stellen vor (Fig. 53, 54). In dem Bilde erkennen wir die nach den vier Richtungen, d. h. allen Richtungen, Licht aus-



Fig. 52–74 Hieroglyphe Kin, Einer oder Einzeltage.

sendende Scheibe. Das Gleiche führen uns das Bild der mexikanischen Sonne und die mexikanischen Hieroglyphen für Spiegel, Smaragd, Türkis vor Augen. Die bartartigen Anhänge habe ich früher wohl als Flügel gedeutet. Man wird richtiger wohl an lodernde Flammen, oder an den u mex kin, den „Bart der Sonne", d. h. die Strahlen der Sonne denken müssen.

An diese Hieroglyphe schliessen sich die Hieroglyphen für „eins“ unmittelbar an, die ich in den Fig. 57—60 wiedergegeben habe. Wir haben hier denselben Sonnenbart, aber statt der Sonnenscheibe den Sonnengott, mit dem charakteristischen grossen Auge und der eigenthümlichen Ausfeilung der Schneidezähne, auf die als Kennzeichen des Sonnengottes ich schon in einer früheren Abhandlung aufmerksam gemacht habe[1]. Die erste dieser Figuren (Fig. 57), aus der Initial Series der Stela J von Copan, zeigt auf der Stirn auch das Zeichen kin. Eine besondere Haartracht scheint auch vorhanden zu sein. Vielleicht eine über der Stirn aufzüngelnde Locke. Doch ist das aus den Hieroglyphen nicht mit Sicherheit festzustellen. Ganz nach Art dieser Hieroglyphen ist die Fig. 56 aus dem Text des Kreuztempels Nr. II von Palenque. Der Sonnengott, wie in Fig. 57—60. Nur fehlt der Sonnenbart. Aber auf der Wange, vor dem Ohr, ist wieder die Sonnenscheibe angegeben.

Eine neue Form der Hieroglyphe für „eins“ zeigen uns die Fig. 61—65. Hier ist es nicht mehr das Gesicht des Sonnengottes, sondern ein Vogel-Gesicht. Die Beziehung zur Sonne ist aber auch hier in Fig. 61 durch das Bild der Sonnenscheibe auf der Wange vor dem Ohr und bei den übrigen Figuren durch den gekrümmten Hauzahn des Sonnengottes angezeigt. Ich erinnere daran, dass wir oben, bei Besprechung der Formen des Tageszeichens ahau, fanden, dass ein Vogel-Gesicht stellvertretend für das Bild des Sonnengottes eintritt. In unseren Fig. 61 bis 65 ist überall deutlich ein über die Stirn gehendes, breites Band gezeichnet, das in Fig. 63 deutlich ein Matten-Geflecht aufweist. Sollte hier das mecapalli, das Band, gemeint sein, das der indianische Lastträger sich über die Stirn legt? Und sollte hier der Vogel der Träger der Sonnenscheibe sein? Dann hätten wir eine interessante Parallele für gewisse altweltliche Darstellungen.

Ein merkwürdiges Bild zeigt uns die Fig. 66, die an fünfter Stelle der Initial Series der Stela N von Copan steht. Hier liegt augenscheinlich eine pathologische Bildung vor: eine zerstörte Nase und eine Wucherung unter dem Auge. Wenn man bei der Nasenform auch Zerstörung des Steins oder mangelhafte Zeichnung annehmen wollte, so ist doch die Wucherung unter dem Auge kaum anders, denn als ein Krankheits-Erzeugniss zu deuten. Man möchte an präcolumbische Lepra denken, wenn sie nachgewiesen wäre, oder an Syphilis. Jedenfalls scheint eine Hautkrankheit vorzuliegen. Eine Erklärung für das Vorkommen dieser merkwürdigen Hieroglyphe ist, glaube ich, nicht schwer zu geben. Aus den Berichten der Mexikaner wissen wir, dass die sozusagen Aussätzigen, die Hautkranken und mit Syphilis Behafteten, dem Sonnengott geweiht waren, dass Nanauatzin, der „kleine Syphilitiker“ es war, der in das Feuer sich stürzend darnach als Sonne am Himmel emporstieg. — Eine ähnliche Deutung möchte ich auch dem Kopf der Figur geben, die auf der Stela D von Copan einen einzelnen Tag bezeichnet (vgl. Fig. 23). Ob auch die Fig. 67, der Initial Series der Hieroglyphen-Treppe von Palenque (Maudsley IV, Pl. 23) entnommen, hierher zu rechnen ist, oder ob nur eine durch Verstümmelung entstandene Veränderung der Züge des Sonnengottes vorliegt, lasse ich dahingestellt.

Nicht zu deuten vermag ich die Fig. 68, 69 und 70, 71, die im Text der Monumente für „eins“ vorkommen. Erstere zeigen den Kopf eines hundeartigen Thieres,

[1]) „Alterthümer aus Guatemala“. Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde. Band IV. Heft 1, S. 37. — Bekanntlich sind in dieser Weise ausgefeilte Schneidezähne in der That bei den Ausgrabungen des Peabody-Museums in Copan gefunden worden.

bei dem das Auge durch ein paar gekreuzte Todtenknochen ersetzt ist. Von Fig. 70, 71 vermag ich auch nicht einmal genau anzugeben, was das Bild vorstellen soll. Vielleicht ein Schnecken-Gehäuse. Der Werth der einen und der anderen Form, als Hieroglyphen für „eins“, ergiebt sich aber durch die Rechnung als ausser allem Zweifel.

Eine letzte Form der Hieroglyphe „eins“ (Fig. 22) habe ich auf der schönen Cederholz-Platte von Tikal gefunden, die durch Dr. Bernouilli nach dem Museum von Basel gekommen ist. Diese Hieroglyphe, die vor einem Datum steht, das in der That um einen Tag dem vorher verzeichneten Datum voraus ist, zeigt uns zwischen einem hieroglyphischen Element, das ich schon längst als Himmel gedeutet habe[1]), und dem Element caban, das, wie wir oben sahen, die Erde bezeichnet, die Sonnenscheibe, und zwar, wie aus einem Spalt zwischen der Hieroglyphe Himmel und der Hieroglyphe caban hervorkommend, ein leicht verständliches Bild des anbrechenden Tages.

Ich gehe über zu den an vierter Stelle in den Initial Series stehenden Hieroglyphen, die uns, wenn die oben auseinandergesetzte Theorie sich bewährt, die Zwanziger, die Uinal, oder Zeiträume von zwanzig Tagen bezeichnen. In den Gruppen Fig. 48, 49 der Dresdener Handschrift ist an der betreffenden Stelle (der dritten) eine Hieroglyphe gezeichnet, die als wesentliches Element das Tageszeichen chuen enthält. Dasselbe Zeichen sehen wir in der That an der entsprechenden Stelle der Initial Series des Kreuztempels Nr. I von Palenque (Fig. 76), der Initial Series der Stela C von Copan und an zahllosen Stellen des Textes, wobei besonders häufig die Zahl der Einzeltage daneben einfach durch eine Ziffer zum Ausdruck gebracht ist, wie das die Fig. 78 uns zeigt, die $12 \times 20 + 2$ zu lesen ist. Dem Maya-Tageszeichen chuen entspricht bekanntlich das mexikanische oçomàtli, „Affe“. Ich habe seinerzeit[2]) eine Verbindung zwischen dem, dem Worte chuen zu Grunde liegenden Begriff und dem Affen hergestellt, indem ich auf das Zwillingsbrüder-Paar Hun batz („eins Affe“) — Hun chouen verwies, von denen das Popul Vuh uns erzählt, dass von ihm das Geschlecht der Affen abstamme. Gegen diese Zusammenbringung ist von gewisser Seite polemisirt worden, weil der betreffende Autor das Zeichen chuen auch bei einer beissenden Schlange fand und es deshalb lieber mit der Schlange in Verbindung bringen zu müssen glaubte. Diese Einzeldeutung ist zweifellos unrichtig. Das Element chuen kommt so häufig in den Hieroglyphen und den Figuren, und in so vielseitiger Verwendung vor, dass der Autor mit dem Begriffe „Schlange“ sicher nicht durchkommt. Ich halte die Verbindung mit dem mexikanischen oçomàtli aufrecht, und bin der Meinung, dass das Bild chuen zur Bezeichnung des Affen verwendet wurde, weil der Affe das zähnefletschende Thier ist. Denn das Zeichen chuen

Fig. 75.



1) Es kommt, mit der Ziffer 13 verbunden, in der Hieroglyphe des Vogels Moan vor, und ich habe es daselbst als die oxlahun taz muyal, „die dreizehn Schichten der Wolken“ gedeutet.

2) „Charakter der aztekischen und der Maya-Handschriften“, Zeitschr. f. Ethnol. XX (1888), S. 72—73.

scheint mir in der That nichts weiter als einen offenen Rachen darzustellen. Ich verweise auf die Fig. 75. die der Figur auf der Rückseite der Stela H von Copan entnommen ist. Man sieht. dass die ausgefeilten unteren Schneidezähne genau die Figur geben, die in dem chuen-Bilde in der Mitte des unteren Randes in den Innenraum vorragt und die in Fig. 77 nur in etwas abgerundeter Form gezeichnet ist. Die an den Seiten in den Innenraum vorragenden Theile stellen die Eckzähne dar. Das Element am oberen Rande endlich müssten die oberen Schneidezähne sein. In der That finden wir dieses gelegentlich (vgl. Fig. 79, 80)



Fig. 76—101 Hieroglyphe Uinal, Zwanziger, oder zwanzig Tage.

genau in der Form gezeichnet, wie das gegenüberliegende des unteren Randes, das wir schon als die ausgefeilten unteren Schneidezähne erkannt haben. Vielleicht könnte aber auch das obere Element — wenigstens in den Fig. 76—78 — ein Auge angeben und den offenen Rachen zum Ausdruck bringen sollen. Dass der offene, zähnestarrende Rachen den Begriff eines Thieres gab, dass man an „beissen“ dachte, auch dass man den im Affect den Rachen weit aufreissenden Affen durch dieses Symbol bezeichnete, lässt sich alles verstehen. Wie kommt aber dieses Zeichen dazu, die Zahl zwanzig auszudrücken? In den Maya-Sprachen wird allgemein die Zahl zwanzig durch Ableitungen von dem Stamme win ausgedrückt, dem, wie es scheint, eine ursprüngliche Bedeutung „sich vermehren“ zukam, und

von dem auch die Ausdrücke für Mensch — Quiche vinak, Maya vinic — hergeleitet sind, die vielfach direct zur Bezeichnung der Zahl zwanzig verwendet wurden. Das Maya-Wort uinal für den Zeitraum von 20 Tagen führt natürlich auch auf denselben Stamm zurück. Dass „Mensch" und „zwanzig" sich decken, begreift man. Wenn man mit dem Abzählen der Finger zu Ende ist, kommt man auf zehn, und wenn man auch die Zehen zu Hülfe nimmt, auf zwanzig. Darum sind die Zahlen-Systeme der verschiedenen Völker bald auf der Einheit von zehn, bald auf der von zwanzig aufgebaut. Soll man nun annehmen, dass die alten Maya-Literaten zwanzig gleichartige Dinge zu Grunde legen wollten und lieber an die Zahl der Finger des Affen, als an die Finger und Zehen des Menschen denken wollten? Ich glaube, man kann das als Conjectur annehmen, so lange man keine bessere Erklärung weiss. Wenn einmal die Sprachen der Maya-Stämme gründlicher bekannt sein werden, wird man vielleicht eine befriedigendere Erklärung finden.

Das Zeichen chuen kommt zur Bezeichnung der Zahl zwanzig im Text der Monumente ungemein häufig vor. Es ist aber durchaus nicht die einzige dafür verwandte Hieroglyphe; daneben erscheint im Text der Monumente bisweilen, und in den Initial Series fast regelmässig, ein anderes Zeichen, der merkwürdige Thierkopf, dessen verschiedene Vorkommnisse ich in den Fig. 81—95 und 97—100 wiedergegeben habe. Wie schon die Köpfe erkennen lassen, und wie es noch deutlicher die ganze Figur zeigt, die auf der Stela D von Copan diese Hieroglyphe zum Ausdruck bringt (Fig. 97), handelt es sich hier augenscheinlich um ein Reptil. Und ich glaube, man wird an die Iguana (im Maya huh genannt) denken müssen. Dafür sprechen das Ansehen der ganzen Figur, die kurzen dreieckigen Zähne, — der seitlich heraushangende gekrümmte Eckzahn ist natürlich Phantasie, wird aber von den Maya-Schreibern genau in gleicher Weise in dem Bilde der Schildkröte gezeichnet —, dafür spricht das deutlich markirte runde Nasenloch und vielleicht auch das über dem Ohr angebrachte runde Schild, auf dem mit grosser Regelmässigkeit drei kleine Kreise angegeben sind. Damit könnte das grosse, von grossen Schuppen umsetzte äussere Trommelfell gemeint sein. Vielleicht aber auch die grossen höckrigen Schuppen, die bei der Iguana in der Nackengegend, also gewissermaassen über dem Ohr, zu sehen sind. Ich habe in Fig. 101 noch eine Thierfigur der Dresdener Handschrift hinzugefügt, die auch am Ohr ein solches Schild mit drei Punkten hat, und vielleicht dasselbe Thier bezeichnen soll. — Wie kommt nun aber, müssen wir wieder fragen, die Iguana dazu, ein Symbol für die Zahl 20 zu sein? Ich kann leider hierfür auch nicht einmal eine Vermuthung beibringen und begnüge mich, die Thatsache festzustellen. Eine abweichende Gestalt zeigt die Hieroglyphe 20 auf der Stela P von Copan (Fig. 96). Hier haben wir denselben Vogelkopf wie in der Hieroglyphe kin. Nur der Hauzahn fehlt. Und an der Schläfe sieht man ein Ornament, das fast wie ein Ammonit oder Nautilus-Gehäuse aussieht.

Andere Zeichen für die Zahl zwanzig kommen in den Handschriften und auch auf den Monumenten vor, die ich aber hier noch unbesprochen lasse, weil sie nicht als Multiplicanden, nicht als Bezeichnung eines Uinal, sondern als Multiplicatoren, oder einfach als Ziffer „zwanzig" verwendet werden. Dagegen darf ich nicht unerwähnt lassen, dass in der dritten Hieroglyphe der Fig. 46, 47 der Kopf mit dem Kreuz als Auge und dem fleischlosen Unterkiefer, wie ich später zu zeigen haben werde, als 16 zu lesen ist, und demgemäss die an der Hinterseite dieses Kopfes sichtbare Figur, die wie eine Schleife oder wie ein Ohrpflock mit einem oberen und unteren Anhang aussieht, eine Bezeichnung der Zahl zwanzig sein muss.

Der nächst höhere Multiplicandus ist die Zahl 360 oder ein Zeitraum von 360 Tagen. Die Maya hatten für diese Zeiträume, weil davon zwanzig auf ein Katun kamen, den Ausdruck Tun, „Stein". So liest man im historischen Theil des Chilam Balam von Mani: — tumen hunpiz tun oxlahun ahau cuchie, ca ulci uay ti petene: „denn im ersten Tun (Abschnitt) des (Katun) 13 ahau war



Fig. 102—125 Hieroglyphe Tun. Dreihundertundsechziger oder Zeiträume von 360 Tagen.

es, dass sie (die Spanier) hierher nach Yucatan kamen". — Und im Chilam Balam von Chumayel: — tu yox piz tun ychil hun ahau paxci u chich'een: „im dritten Tun (Abschnitt) im (Katun) 1 ahau wurde Chich'een zerstört". — Dazu stimmt es dann vortrefflich, dass wir als Hieroglyphe für diese Zeiträume ein Zeichen verwendet finden, dem ich schon längst aus anderen Gründen den Laut-

werth tun zuschreiben zu müssen glaubte[1]. Wir sehen dies in den der Dresdener Handschrift entnommenen Fig. 46—49, wo die zweite Hieroglyphe der Gruppen die Zeiträume von 360 Tagen, die Tun, darstellt. — In Fig. 46 ist das Zeichen Tun mit einem Kopf verbunden, der pleonastisch noch einmal den vorher schon durch die Ziffer bezeichneten Multiplicator 8 zur Anschauung bringt. Das Gleiche zeigen uns auch die Monumente, wo wir dieselbe Hieroglyphe an der entsprechenden Stelle (der dritten), sowohl im Text der Monumente (vergl. Fig. 103, 104), wie auch gelegentlich in der Initial Series vorfinden (Fig. 102). Mitunter allerdings nicht allein, sondern getragen von einem Vogelkopf (vergl. Fig. 105, 106), der vielleicht allgemein den Begriff Zeitraum zur Anschauung bringt. Einmal auch finden wir (vgl. Fig. 107) den Zeitraum von 360 Tagen ausgedrückt durch einen Vogelkopf über dem Zeichen Tun, oder durch einen Vogelkopf, bei dem der Unterschnabel oder Unterkiefer durch das Zeichen Tun ersetzt ist.

Diese letztere Hieroglyphe, Fig. 107, bildet, meine ich, den Uebergang und liefert die Erklärung zu der anderen Form der Hieroglyphe 360, die in den Initial Series der Monumente nahezu ausschliesslich, und gelegentlich auch im Text der Monumente vorkommt, und von der ich die wichtigsten, mir bekannt gewordenen Formen in den Fig. 108—125 wiedergegeben habe. Man sieht, dass hier überall ein Vogelkopf, bezw. Vogelleib und Vogelkopf, gezeichnet ist, dem als Unterschnabel oder Unterkiefer ein Knochen eingesetzt ist. Ich glaube in der That, dass wir die Ideen-Verbindung von Tun „Stein" und bac (oder Qu'iche bak) „Knochen" heranzuziehen haben, und dass wir so die Fig. 107 mit den folgenden Abbildungen zu parallelisiren haben. Als accessorische Kennzeichen dieser zweiten Form der Hieroglyphe 360 kommen die drei kleinen Kreise im Auge hinzu, die vielleicht die durch den Knochen angeregte Idee weiter spinnen und eine leere, blutende Augenhöhle darstellen sollen. Und ganz in Uebereinstimmung damit finden wir denn auch, wo der ganze Vogelleib gezeichnet ist, den Rumpf als Skelet dargestellt mit fleischloser Wirbelsäule und fleischlosen Rippen (vgl. Fig. 124).

Auf die Tun folgen die Katun, die Hauptperioden, die Zeiträume von 20×360 Tagen. Da das Wort Tun in Katun enthalten ist, so ist es nur natürlich, dass wir auch in der Hieroglyphe Katun, der ersten Hieroglyphe der Fig. 46—49 (oben S. 683), und in den Fig. 126—128, die der zweiten Stelle der Initial Series der Altar-Platte des Kreuz-Tempels I von Palenque und den Stelen C und M von Copan entnommen sind (s. S. 692), als Haupt-Element das Zeichen Tun finden. Ich habe schon auf einer der ersten Seiten dieser Abhandlung auf die Gleichartigkeit hingewiesen, die zwischen der Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe der Monumente (Fig. 3—26, oben S. 673—675) und dieser Katun-Hieroglyphe besteht. In der That, wir haben hier, wie da, als Haupt-Element das Zeichen Tun. Wir haben das letztere gekrönt oder eingefasst von zwei seitlich stehenden Elementen, deren Identität in die Augen springt, und die uns gewisse ornamentale Formen der Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe (Fig. 3—6) als Abbreviaturen oder Symbole einer Fisch-Figur erkennen liessen. Wir haben endlich zwischen diesen seitlich stehenden Elementen in der Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe einen Kopf, der in der Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe in verschiedenen Formen erscheint, bald als Wasser-Gottheit Ah bolon tz'acab, bald als Sonnengott, bald als Frau, bald als Jaguar, bald als Krokodil, oder endlich auch durch ein Tageszeichen (ik oder caban) ersetzt ist — wie ich oben auseinandersetzte, wahrscheinlich mit Beziehung auf die verschiedenen Himmelsrichtungen, unter die, nach der Anschauung dieser alten Stämme, die verschiedenen Zeit-

1) Vergl. meine Bemerkungen darüber oben S. 674.

periodiren dienen. Wir haben in der Katun-Hieroglyphe dagegen an dieser Stelle ausnahmslos dasselbe Element, das Tageszeichen **cauac**, das bekanntlich dem mexikanischen quiauitl „Regen" entspricht und daher wohl den Regen- und Wind-Gott schlechtweg als den Herrn der Himmelsrichtungen und der Jahreszeiten bezeichnen soll. In einer Zusammensetzung der Worte „Fisch" cay und „Stein" Tun habe ich oben einen Anklang an das Wort Katun erkennen zu müssen geglaubt. Und es ist diese Identität der Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe der Monumente mit der Katun-Hieroglyphe der stricteste Beweis, dass all diese Monumente Central-Americas sich auf jene vielgenannten grossen Zeitperioden beziehen.

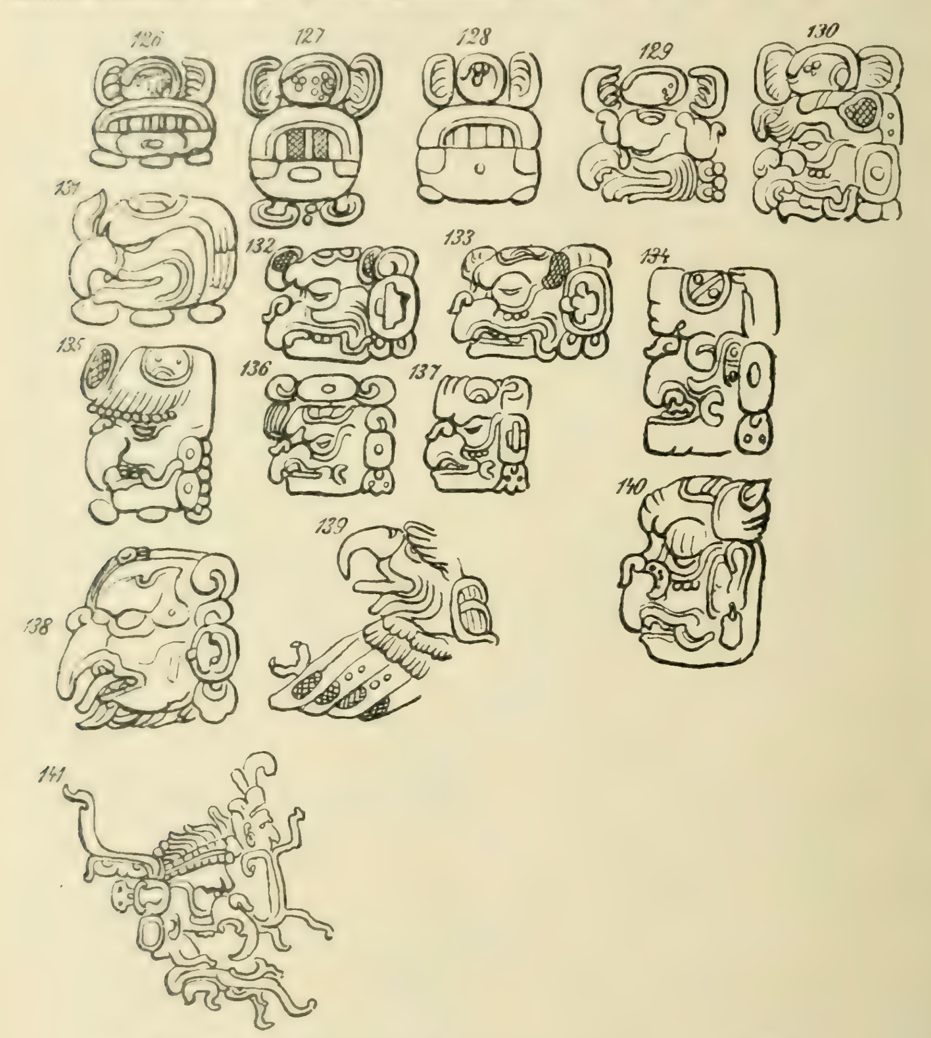


Fig. 126—141 Hieroglyphe Katun, das Zwanzigfache von 360 oder Zeiträume von 7200 Tagen.

Die Fig. 126—128 stellen indess nicht die einzige Form der Hieroglyphe Katun dar. Im Text der Monumente selten, um so häufiger dafür in den Initial Serien, finden wir die Zeiträume von 20 × 360 Tagen durch einen Vogelkopf zur Anschauung gebracht, dessen Besonderheiten eine das Auge überschattende dichte

Federbraue und ein die Schnabel-Wurzel umgebender Federbart zu sein scheint (vergl. insbesondere die Fig. 139, 131, 135), und der gelegentlich auch (vergl. Fig. 129 u. 130) mit der oberen Hälfte der ersten Form der Katun-Hieroglyphe, dem von dem Zeichen cay eingefassten cauac-Zeichen, gekrönt erscheint[1]. Freilich kommen auch Formen vor (vgl. insbesondere die Fig. 134, 136, 137, 138), die weder die eine, noch die andere dieser Besonderheiten deutlich erkennen lassen, und wo es mir noch nicht möglich gewesen ist, das gerade diese Zeiträume kennzeichnende Merkmal herauszufinden.

Die letzten und höchsten Multiplicanden sind die Zahlen 20 × 20 × 360 oder Perioden von 20 Katunen, für die mir kein einheimischer Name bekannt ist. Ich werde sie als Cyklen bezeichnen. Das ist auch der höchste Multiplicandus, mit dem in den Handschriften gerechnet wird. Wir haben absolut keine Veranlassung, anzunehmen, dass die Maya mit noch grösseren Zeiträumen rechneten, wenn auch in den Wörterbüchern Zahlbenennungen gegeben werden, die noch um zwei Grade höher aufsteigen. Eine Hieroglyphe für diese Perioden ist mir aus den Handschriften nicht bekannt. Auf den Monumenten aber kommen zwei verschiedene Formen von ihr vor. Die eine (Fig. 142—145, S. 694) ist die im Text der Monumente übliche, kommt aber auch in den Initial Series vor. Die andere (Fig. 146 bis 158) wird mit Vorliebe in den Initial Series verwendet, wo sie dann die erste Stelle einnimmt. Die erstere Form der Hieroglyphe (Fig. 142—145) zeigt uns zweimal nebeneinander das Zeichen cauac und darunter noch häufig (vgl. Fig. 142 u. 143) eine Figur, die wie eine zusammengeknotete Strähne Garn aussieht. Die andere, monumentalere Form der Hieroglyphe des Cyklus (Fig. 146—158, S. 694) stellt wieder einen Vogelkopf dar, der aber als auszeichnende Besonderheit, als Unterkiefer, oder am Unterkiefer, die Figur einer menschlichen Hand zeigt, an deren Grunde eine ovale Scheibe augenscheinlich die als Handgelenks-Schmuck getragenen Perlen zum Ausdruck bringen soll. Ob die Figur der Hand hier etwa „Zusammenfassung“ bedeutet, oder welche Idee sonst dieser Zeichnung zu Grunde liegen könnte, darüber vermag ich nichts anzugeben. Ich bemerke nur, dass wir die Hand in ähnlicher Weise auch an menschlichen Figuren und Köpfen, aber dann mit ganz anderer Bedeutung finden werden.

Wir haben demnach unter den Hieroglyphen, die als Multiplicanden Glieder der Initial Series bilden, mit Ausnahme der letzten (an erster Stelle stehenden), überall Formen gefunden, die genau mit denen übereinstimmen, für die aus der Dresdener Handschrift schon die Zahlenwerthe 1, 20, 360, 20 × 360 festgestellt wurden. Die in der Einleitung aufgestellte Theorie, dass die Hieroglyphen, die die Glieder der Initial Series bilden, in dieser Weise aufsteigende Multiplicanden bilden, wird dadurch allein schon sehr wahrscheinlich gemacht. Als wirklich begründet indess wird man diese Theorie erst dann betrachten dürfen, wenn der Nachweis gelingt, dass das Exempel stimmt, d. h. wenn die in dieser Weise angenommenen Zahlen-Ausdrücke bei der Zusammenrechnung eine Summe ergeben, die zu dem darauf folgenden Datum passt und zu ihm in bestimmter gesetzmässiger Beziehung steht, so dass aus der Summe der in dieser Weise angenommenen Zahlenwerthe das

1) In der Initial Series des Altars S von Copan sind augenscheinlich die die Zahlen 360 und 20 × 360 bezeichnenden Vogelköpfe mit einander verwechselt. Es erscheint der Vogel mit dem Knochen als Unterkiefer (die Hieroglyphe 360) an zweiter Stelle und mit dem von den cay-Zeichen eingefassten cauac-Zeichen gekrönt, und der Vogel mit der Federbraue und dem Federbart (Hieroglyphe 20 × 360) an dritter Stelle, wo die Hieroglyphe 360 stehen sollte.

Datum selbst sich ergiebt. Einen solchen Nachweis glaube ich nun in der That für den grössten Theil dieser Monumente beibringen zu können.

Eines der schönsten Resultate der arithmetischen Untersuchungen Förstemann's bezüglich der Dresdener Handschrift ist der Nachweis, dass die grossen in dieser Handschrift aufgeführten Zahlenreihen, was immer auch das End-Datum sei, auf das sie sich beziehen, in den allermeisten Fällen von einem und demselben Normal-Datum ihren Anfang nehmen, und zwar von dem Tage, der mit der



Hieroglyphe des Cyklus, des Zwanzigfachen eines Katun, oder der Zeiträume von 144000 Tagen.

Ziffer vier und dem Zeichen ahau bezeichnet wird, und der zugleich der achte Tag des Uinal cumku ist. Förstemann hat bis vor wenigen Jahren noch der Ansicht gehuldigt, dass die Katune der Maya an einem und demselben Tage des Jahres begannen, und dass sie einen Zeitraum von 24 Jahren umfassten. Die besondere Bedeutung des von ihm entdeckten Normal-Datums springt aber erst dann in die Augen, wenn man weiss, dass das letztere nicht der Fall war, sondern dass die Katune der Maya, wie ich das nachgewiesen habe, einem Zeitraum von 20 × 360 Tagen entsprachen und dass ihre Anfänge auf wechselnde Tage fielen; denn es liegt

dann natürlich sehr nahe, anzunehmen, dass das Normal-Datum nicht ein zufällig bestimmter Tag innerhalb der grösseren Zeiträume, sondern dass es selbst der Anfangs-Tag einer Periode, eines Katun, war.

Aehnlich wie hier das Normal-Datum, und wie vielfach die Daten der Handschriften überhaupt, werden auch auf den Monumenten die ahau- und anderen Tage, die am Schluss der Initial Series stehen oder im Text der Monumente vorkommen, nicht bloss durch Ziffer und Zeichen gegeben, sondern mit einem Uinal-Datum combinirt. Tageszeichen und Uinal-Zeichen zeigen dabei, wie das auch schon von anderer Seite erkannt worden ist, auf den Monumenten im Wesentlichen die gleiche Form, wie die, die uns Landa überliefert hat und die aus den Handschriften sich feststellen lassen.

Ich gebe in den Fig. 159—164 eine Uebersicht der Tages- und der Uinal-Hieroglyphen, nach Landa, nach den Handschriften, und wie sie auf den Monumenten vorkommen, ohne mich heute in eine Discussion dieser Formen einzulassen.

Von chicchan ist mir keine sichere Form auf den Monumenten bekannt, ebenso wenig von muluc. Das Zeichen chuen, das auf den Monumenten so vielfach als Bezeichnung des Multiplicanden 20 vorkommt, habe ich als Tageszeichen auf den Monumenten noch nicht angetroffen. Das Zeichen ix scheint, wie die Rechnung ergiebt, auf dem Ost-Flügel des Inschriften-Tempels von Palenque (Columne M, Zeile 9) vorzukommen, ist aber so undeutlich, dass ich auf seine Wiedergabe verzichtet habe. Das Zeichen, das ich für men angegeben habe, kommt auf der Basis der Stela N von Copan vor. Es ist mit 13. pop verbunden, kann also nur chicchan, oc, men oder ahau sein.

Von den Uinal-Zeichen der Monumente ist Tzec nur aus einer gewissen Aehnlichkeit mit der Form der Handschriften erschlossen; denn an keiner der Stellen, wo auf den bisher veröffentlichten Monumenten das Zeichen vorkommt, ist eine sichere Rechnung aufzustellen. Das Zeichen zac habe ich auf den Monumenten bisher nicht mit Sicherheit constatiren können. In der Zeile 9 der Columne F des Kreuz-Tempels Nr. I kommt ein Uinal-Zeichen vor, das man der Aehnlichkeit der Form nach als zac deuten möchte. Hier scheint aber die Rechnung das Zeichen vielmehr als eine Variante von ch'en zu bezeichnen. Pax kommt nur einmal auf dem Westflügel des Inschriften-Tempels von Palenque vor, ist aber dort durch die Rechnung bestimmt. Für die xma kaba kin wird weder von Landa eine Form angegeben, noch trifft man ein Zeichen dafür in den Handschriften an. Das in Fig. 164 wiedergegebene Zeichen kommt Zeile 8, Columne C des Kreuz-Tempels Nr. II, und Zeile 4, Columne Q des West-Flügels des Inschriften-Tempels von Palenque vor. An beiden Stellen ist die Bedeutung durch die Rechnung gewährleistet.

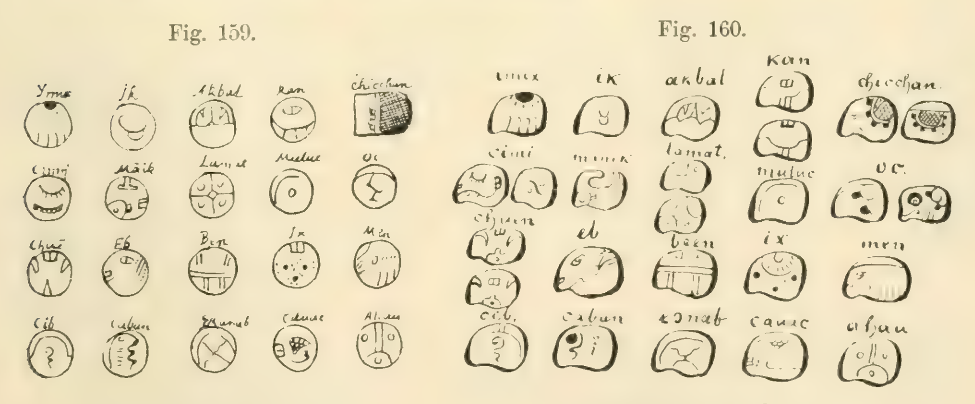


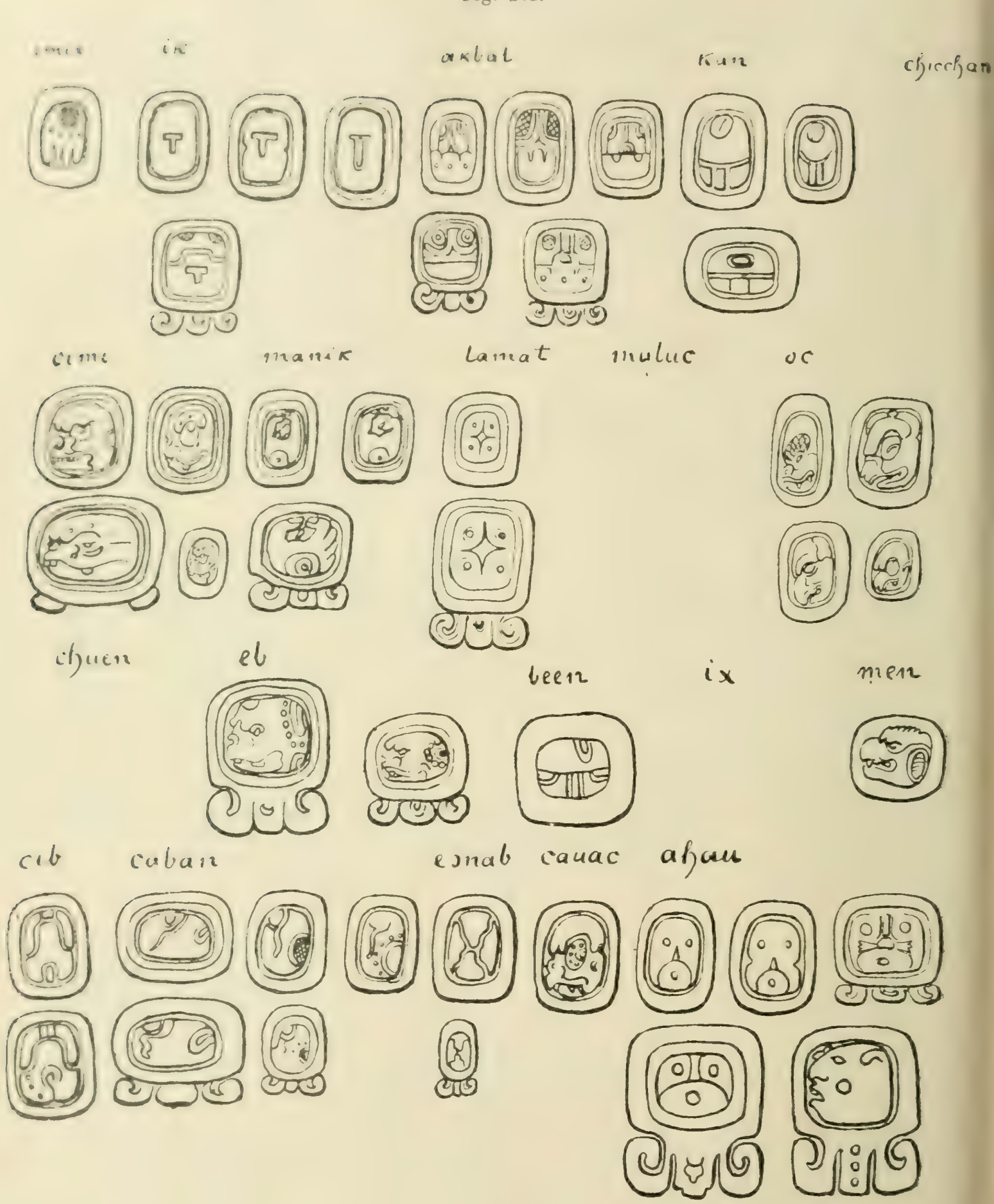
Fig. 159.

Die 20 Tageszeichen nach Bischof Landa.

Fig. 160.

Die 20 Tageszeichen nach der Dresdener Handschrift.

Fig. 161.



Die 20 Tageszeichen in der Form, wie sie auf den Monumenten vorkommen.



Fig. 162. Die 18 Uinal nach Bischof Landa.

Fig. 163. Die 18 Uinal nach der Dresdener Handschrift.



Fig. 101. Die 18 Uinal und die xma kaba kin in der Form, wie sie auf den Monumenten vorkommen.

Erst durch diese Combination mit einem Uinal-Datum werden die Tage, und werden insbesondere auch die Tage ahau, als Anfangstage eines Katun genauer bestimmt. Denn Ziffer und Zeichen eines Tages sind bekanntlich nach 260 Tagen genau die gleichen. Und auch der Anfangstag eines Katun hat nach Ablauf von 13 Katun, d. h. nach 256 Jahren und 160 Tagen, wieder genau die gleiche Bezifferung. Der Anfangstag eines Tun oder Katun-Abschnittes, nach Ablauf von 13 Tun, d. h. 13 × 360 Tagen oder 12 Jahren und 300 Tagen, wieder die gleiche Benennung. Fixirt man aber die Tage dadurch, dass man gleichzeitig ihre Stellung innerhalb des Sonnenjahres festsetzt, d. h. angiebt, welchem der 18 Uinal der betreffende Tag angehört, und der wievielte in diesem Uinal er ist, so trifft es erst nach 13 × 20 × 73 Tagen oder 52 Jahren ein, dass ein gleichbenannter Tag auf denselben Tag desselben Uinal fällt. Und für den Anfangstag eines Katun wird es — wenn wir z. B. von dem Tage 4. ahau, 8. cumku ausgehen — erst nach 13 × 20 × 360 × 73 Tagen, oder 18 720 Jahren, eintreten, dass der Anfangstag eines Katun wieder ein Tag 4. ahau ist, der gleichzeitig der achte Tag des Uinal cumku ist. Und auch für den Anfangstag eines Tun wird es erst nach 13 × 360 × 373 Tagen oder 936 Jahren eintreten, dass ein gleicher Ahau-Tag mit einem gleichen Uinal-Datum zusammenfällt. Somit ist es für die Katun- und die Tun-Anfänge durch diese Combination mit einem Uinal-Datum innerhalb der möglichen Grenzen menschlicher Zeitrechnung genau bestimmt, welchen der verschiedenen gleichbenannten Katune oder Tune die Errichter der Monumente im Sinne hatten. Dass aber die Maya das Bedürfniss fühlten, die Anfangstage der Katune durch Combination mit einem Uinal-Datum genauer zu fixiren, ist ein Beweis dafür, dass ihre Zeitrechnung und ihre Zeiterinnerung über den Zeitraum von 13 Katun oder 256 Jahren und 160 Tagen hinausging und grössere Perioden umspannte, während andererseits die Auffindung dieses Gesetzes der wechselnden Associationen von Ahau-Tagen und Uinal-Daten wohl die Hauptveranlassung oder der Hauptausgangspunkt für die Zahlenspeculationen war, die in so grossem Umfang in den Handschriften und auch auf den Denkmälern vorliegen, und die durch die Grösse der Zahlen, mit denen hantirt wird, unser Staunen erregen.

Dass auch die Art der Combination der Tagesnamen und der Uinal-Daten auf den Stein-Denkmälern von Honduras und Guatemala genau die gleiche ist, wie in der Dresdener Handschrift, ist von Förstemann u. A. schon längst erkannt worden. Es ergiebt sich daraus für die Chronologie der Stein-Denkmäler das Gleiche, was ich für die der Dresdener Handschrift nachgewiesen habe[1], dass die Jahre nicht mit kan, muluc, ix, cauac, wie es zu Landa's Zeit in Yucatan üblich war, sondern mit been, e'tznab, akbal, lamat, die den mexikanischen Zeichen acatl, tecpatl, calli, tochtli entsprechen, begannen[2].

Es zeigt sich aber nun noch eine andere sehr wichtige Uebereinstimmung zwischen den Daten der Denkmäler und denen der Dresdener Handschrift. Unter Zugrundelegung der Theorie, dass die fünf ersten Hieroglyphen der Initial Series der Stelen und der Altar-Platten Zahlen-Ausdrücke darstellen, die genau in der gleichen Weise construirt sind, wie die grossen Zahlen der Dresdener Handschrift, d. h. dass von unten nach oben (von hinten nach vorn) Einer, Zwanziger, Dreihundertsechziger, Zwanzigfache von 360 (oder Katune) und Zwanzigfache von Katunen einander folgen, zeigt sich nehmlich — wenigstens bei einer Anzahl Denkmäler bestimmt nachzuweisen —, dass bei der Zusammenrechnung dieser Zahlenwerthe

1) Vgl. hierüber meine Bemerkungen in „Zeitschrift für Ethnologie", XXIII (1891), S. 103 und 111 und ebenda XXVII (1895), Verhandl. S. (447)—(449).

2) Vgl. auch Cyrus Thomas, The Maya year. Smithsonian Institution, Bureau of Ethnology 1894, p. 14.

die eine Summe ergiebt, die genau den Abstand des am Schluss der Initial Series stehenden Maya-Tages von dem Normal-Datum 4. **ahau**, 8. **cumku** angiebt. Damit ist für diese Denkmale wenigstens, der Nachweis erbracht, dass das Exempel stimmt, und die Deutung der einzelnen Glieder der Initial Series als Zahlen-Ausdrücke, in der Weise, wie ich es eben und wie ich es oben angegeben habe, für diese Denkmale, und damit für alle, als sichergestellt anzunehmen.

Dass dieser Nachweis zunächst nur für einige Denkmale mit Sicherheit zu führen ist, liegt nicht etwa daran, dass für die anderen das Exempel nicht stimmt, sondern an der monumentalen Art der Schreibung. Wie ich oben angab und durch Beispiele belegte, werden in den Handschriften die Multiplicatoren-Ziffern nahezu ausnahmslos durch Combination von Strichen und Punkten zum Ausdruck gebracht, wobei der Punkt immer eine Einheit, der Strich die Zahl fünf bezeichnet.

Fig. 165.

Cod. Dresden 24

Cod. Dresden 43. 44.

Cod. Dresden 45.

Cod. Dresden 51 52

Cod. Dresden 63

Cod. Dresden 70–73

Cod. Dresden 54. 6

Cod. Dresden 63.

Cod. Dresden 64

Hieroglyphe Null.

Anders auf den Monumenten. Dort werden die Zahlen, die mit den Einern, Zwanzigern, Dreihundertundsechzigern usw. zu multipliciren sind, in einer Anzahl Fälle allerdings, ebenso wie in den Handschriften, durch Punkte und Striche bezeichnet. Nur ist die Eigenthümlichkeit zu notiren, dass auf den Monumenten immer das Bestreben herrscht, den Raum zu füllen. Es wird selten ein einzelner Punkt (kleiner Kreis), oder zwei solche, neben einen Strich (Stab) gesetzt, sondern diese fast immer mit zwei, bezw. einem, offenen Kreise combinirt, so dass der Raum gefüllt wird. Erst wenn drei Punkte neben einen Strich zu stehen kommen, sieht man von diesen raumfüllenden Elementen ab. In anderen Fällen aber, und namentlich häufig in den Initial Series am Kopf der Monumente, werden die Multiplicatoren-Zahlen ebenfalls durch figürliche Zeichen oder Hieroglyphen, Köpfe oder ganze Figuren, zum Ausdruck gebracht. Die Hieroglyphen, die die Einer, Zwanziger, Dreihundertundsechziger usw. bezeichnen, sind durch die Stelle, die sie in der Initial Series einnehmen, bestimmt. Die Ziffern aber, die die Multiplicatoren-

Zahlen bezeichnen, können wir mit Sicherheit zunächst nur in den Fällen erkennen, wo sie, nach Art der Handschriften, mit Punkten und Strichen geschrieben sind. Wo, in monumentalerer Art, anstatt der aus Punkten und Strichen gebildeten Ziffern ebenfalls Hieroglyphen, Zeichen oder Köpfe stehen, da muss der Zahlwerth dieser Hieroglyphen erst bestimmt werden.

Zu den Zeichen oder Hieroglyphen, deren Zahlwerth ohne Schwierigkeit festzustellen ist, gehören die Zeichen für die Ziffer Null. In den Handschriften wird dafür, wie wir sahen, das mit rother Farbe gemalte Bild eines Schnecken-Gehäuses verwendet. Die verschiedenen Formen dieser Hieroglyphe Null, die in der Dresdener Handschrift vorkommen, habe ich in Fig. 165 (S. 700) zusammengestellt. Auf den Monumenten habe ich als einfachsten Ausdruck der Null die Zahl eins, d. h. einen Kreis gefunden, dessen Innenraum mit gekreuzter Streifung, d. h. dunkel, ausgefüllt ist. So in der Hieroglyphen-Gruppe 4 der Stela C von Copan. Im Uebrigen werden auf den Monumenten für die Null hauptsächlich zwei Zeichen verwendet, von denen ich in den Fig. 166, 167 einige Typen gegeben habe. Die erste Hieroglyphe, Fig. 166, hat schon Maudsley als besonderes Zeichen erkannt. Er hält es aber für eine Hieroglyphe der Zahl 20, während Brinton, der sich im Uebrigen der Deutung Maudsley's anschliesst, das Zeichen unter dem sonderbaren Namen „cosmic sign" bespricht. Eine Bedeutung 20 ist indess ausgeschlossen, da mit den immer um das Zwanzigfache aufsteigenden Multiplicanden nur die Multiplicatoren 0—19 verwendet worden sein können. Wir werden unten sehen, dass aus der Rechnung sich der Werth Null für dieses Zeichen ergiebt. Die Idee eines sich nach allen vier Richtungen erstreckenden dunklen (leeren) Raumes scheint in dem Bilde vorzuliegen. Denn auf den Monumenten wird allgemein gekreuzte Streifung angewandt, wo die Handschriften mit Schwarz füllen. Das Zeichen ist also gewissermaassen nur eine Erweiterung des an erster Stelle genannten, des mit gekreuzter Schraffirung erfüllten Kreises. In gleicher Weise ergiebt die Rechnung auch für das zweite Zeichen (Fig. 167) den

Fig. 166—168.



Werth Null. Ueber die Bedeutung dieser Hieroglyphe habe ich keine sichere Muthmaassung. Man könnte meinen, dass der Gegenstand, der auf der Hand liegt, ein Schnecken-Gehäuse darstellen soll. Dann hätten wir die Null hier in derselben Weise, wie in den Handschriften, ausgedrückt. Aber fast scheint es, als ob in dieser Hieroglyphe die Hand das Hauptelement wäre. Denn wir finden den Begriff Null auch in der Weise ausgedrückt, dass die Zeichnung einer Hand als diakritisches Zeichen, gewissermaassen als Gesichtsbemalung, an dem unteren Theile eines menschlichen Gesichtes angebracht wird. So sehen wir das in den Figg. 168*a*, die den Initial Series des Kreuztempels II von Palenque und der Westseite der Stela C von Quiriguá entnommen sind, und sehen das regelmässig auch in den Fällen, wo man den Hieroglyphen eine monumentalere Form hat geben wollen, also statt der einzelnen Zeichen oder Köpfe ganze Figuren gezeichnet hat. So zeigen die beiden Abbildungen (Figg. 168*b*) der Stela D von Copan an, dass dort den Multiplicanden 20 und 1 ein Multiplicator Null zukommt. Und ebenso giebt die Zeichnung einer Hand, die auf dem Gesicht der vorderen Figuren der Gruppen 4 und 5 der Kröte B und der Gruppe 5 der Stela D von Quiriguá zu sehen ist, an, dass auch dort keine Zwanziger und keine Einer, bezw. keine Einer, zu zählen sind. Diese Hand auf dem Untertheil eines menschlichen Gesichts erinnert ganz an die Hand, die, als diakritisches Zeichen an einem Vogelkopfe angebracht, auf den Monumenten die Hieroglyphe „Cyklus“, die Periode 20 × 20 × 360 zum Ausdruck bringt (vergl. oben Fig. 146—158). Nur scheint dort der Daumen immer ausgestreckt und den anderen Fingern gegenübergestellt zu sein.

Fig. 169.



Die sieben ersten Hieroglyphen der Cederholz-Platte von Tikal.

In ähnlicher Weise, wie für die Fig. 166—168, hoffe ich weiter unten auch für andere, mit den Multiplicanden-Hieroglyphen verbundene Figuren einen bestimmten Zifferwerth glaublich machen zu können. Ehe ich aber darauf näher eingehen kann, habe ich den oben angekündigten Nachweis zu führen, dass für diejenigen Anfangsreihen der Monumente, bei denen die Multiplicatoren mit Ziffern (Punkten und Strichen) geschrieben, daher in ihrer Bedeutung zweifellos sind, das Exempel stimmt, d. h. dass in der That durch Zusammenrechnung der Zahlen, die darnach für die fünf ersten Hieroglyphen-Gruppen der Initial Series als Werth angenommen werden müssen, sich eine Summe ergiebt, die den Abstand des am Schluss der Initial Series verzeichneten Datums von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku angiebt.

Ich schicke, zur Illustration der Art der Rechnung, einen etwas anders gearteten, aber einfachen und zweifellosen Fall voraus, den der Cederholz-Platte von Tikal, die mit der Bernouilli'schen Sammlung in den Besitz des Museums von Basel gekommen ist. Hier ist der Ausgangspunkt der Zahlenreihen nicht das

Normal-Datum, sondern das am Anfang der Hieroglyphen-Reihen (links oben) verzeichnete Datum 3. ahau, 3. mol. Ich gebe in Fig. 169 eine Zeichnung der sieben ersten, die Zeilen 1—4 der Columnen A, B füllenden Hieroglyphen dieser Platte. Diese sind nach dem oben Auseinandergesetzten folgendermaassen zu lesen:

	A	B	
1.	3. ahau	3. mol	1.
2.	$0 \times 20 \times 20 \times 360$	$2 \times 20 + 2$	2.
3.	2×360	11. ik	3.
4.	15. ch'en		4.

Dass die Lesung 3. ahau, 3. mol richtig ist, lehrt ein Blick auf die Tageszeichen und die Uinal-Hieroglyphen, die ich oben in Fig. 161—164 gegeben habe. Aber auch die Hieroglyphen der Multiplicanden $20 \times 20 \times 360$, 20 und 360 wird man nach den Formen, die ich oben Fig. 146—158, 81—100 und 105, 106 zusammengestellt habe, unschwer erkennen. Sonderbar ist nur, dass die 20×360, die Katune, ausgelassen sind, und die Reihenfolge anomal ist. Auch die Form des Null-Zeichens, das nur in der unteren Hälfte mit den in Fig. 166 zusammengestellten Figuren übereinstimmt, ist etwas ungewöhnlich. Es wäre nicht unmöglich, dass das Zeichen eine andere, nur formale Bedeutung hat. Zweifellos ist wieder die Lesung 11. ik. In Bezug auf die letzte Hieroglyphe könnte man etwas schwanken, da die hier vorliegende Form des Zeichens ch'en von den von Landa und in den Handschriften gegebenen abweicht. Doch sieht man, dass auch bei Landa und in den Handschriften das Zeichen cauac den Hauptbestandtheil des ch'en-Zeichens ausmacht. Und auch der Kopf unserer Hieroglyphe A 4 zeigt hinten deutlich die Elemente des cauac-Bildes. Die Richtigkeit unserer Lesung wird durch die Rechnung bestätigt. Denn $(2 \times 20 + 2) + (2 \times 360)$ giebt 762. Und das sind zwei vollständige Tonalamatl und 242 Tage, und sind zwei vollständige Sonnenjahre und 32 Tage. Die über die vollständigen Tonalamatl überschüssigen 242 Tage geben genau den Abstand des Tages 11. ik vom Tage 3. ahau, und die über die vollständigen Sonnenjahre überschüssigen 32 Tage geben genau den Abstand des Tages 15. ch'en vom Tage 3. mol.

Fig. 170. Fig. 171.



Cederholz-Platte von Tikal.

In Fig. 170 geht ein Riss durch die Platte, der die Zahlen der zweiten Hieroglyphe zum Theil zerstört hat. Durch ein Versehen des Zeichners ist nur ein Fünferstrich, statt zwei solcher, ergänzt worden, so dass fälschlich hier 7. akbal, anstatt 12. akbal, steht.

Wie hier am Anfang der Tafel das Exempel glatt stimmt, so auch in den folgenden Abschnitten, wo Daten und Zahlen gegeben sind. So findet man auf den Zeilen 4, 5 der Columnen C, D die drei Hieroglyphen, die ich in Fig. 170 wiedergebe. Die erste dieser Hieroglyphen ist das Zeichen für einen Einzeltag, das ich oben schon besprochen und in Fig. 72 wiedergegeben habe. Die beiden folgenden Hieroglyphen geben das Datum 12. akbal, 16. ch'en, das in der That um einen Tag von dem letzten vorhergehenden Datum, dem Datum 11. ik, 15. ch'en, absteht. — Und in den Zeilen 1, 2 der Columnen B, F folgen dann die drei Hieroglyphen, die ich in Fig. 171 wiedergebe. Hier ist die erste, wie man sieht, als 3 × 360 zu lesen. 3 × 360 oder 1080 Tage geben vier vollständige Tonalamatl und 40 Tage, und zwei vollständige Sonnenjahre und 350 Tage. Das ist genau der Abstand des in Fig. 171 auf die erste Hieroglyphe folgenden Datums 13. akbal, 1. ch'en von dem letzten vorgehenden Datum 12. akbal, 16. ch'en.

Ich gehe nun zu der Besprechung der Initial Series der Stelen über. Ganz klar und einfach liegt der Fall für die Stelen B und M von Copan und die Westseite der Stela C von Quiriguá.

Auf der Stela B von Copan ist die unter der Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe, dem Katun-Zeichen, (vgl. Fig. 12, S. 674) aufgeführte Initial Series folgendermaassen zusammengesetzt:

1. 9 × 20 × 20 × 360 (vgl. Fig. 149, S. 694).
2. 15 × 20 × 360 (vgl. Fig. 131, S. 692).
3. 0 × 360 (vgl. Fig. 110, S. 690).
4. 0 × 20 (vgl. Fig. 84, S. 688).
5. 0 × 1 (vgl. Fig. 59, S. 685).
6. 4. ahau }
7. 13. yax } (vgl. Fig. 31, S. 678).

Das in der dritten bis fünften Hieroglyphe verwendete Zeichen für Null ist das erste der beiden oben angeführten (Fig. 166). Rechnet man zusammen, so ergiebt die Summe die Zahl 1 404 000. Das sind 5400 vollständige Tonalamatl (von 260 Tagen), oder 3846 Sonnenjahre (von 365 Tagen) und 210 Tage, und das ist genau der Abstand des Tages 4. ahau, 13. yax von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku. Ich habe die auf den vorigen Blättern auseinandergesetzte Theorie gerade unter Berufung auf dieses und die gleich zu erwähnenden Beispiele schon vor sechs und sieben Jahren in mündlichen Vorträgen wiederholt ausgeführt und habe darüber auch vor der im Jahre 1895 in Mexico tagenden internationalen Amerikanisten-Versammlung einen Vortrag gehalten, von dem in den gedruckten Acten des Congresses ein Bericht enthalten ist[1]).

1) Actas de la Undécima Reunion del Congreso Internacional de Americanistas, México 1895, p. 274, 275: . . . „El Dr. Seler hizo reproducir la vista de la Cruz del Palenque y dijo en seguida: . . . . „ . . Saben Vdes que la cuestion de la descifracion de los jeroglíficos mayas es muy intricada. No tenemos clave de interpretacion para esta escritura, como la tenemos para los jeroglíficos del Códice Mendocino. Sin embargo, ha sido posible hacer algo. Un gran número de los signos representados en los manuscritos mayas, en las tablas del Palenque y en las estelas de Copán, se ha comprobado que son signos cronológicos, signos de dia, y signos de mes. Y en particular, hé podido yo averiguar que los siete primeros signos que se encuentran casi de la misma manera, tanto en las tablas de Palenque como en las estelas de Copán, tienen relacion con la cronología, del modo siguiente: — El primer signo es jeroglífico del nombre katun, „periodo“. Se compone de un signo que es símbolo de la piedra, tun, y una cabeza fantástica entre dos peces, cay. El séptimo signo es el nombre del dia ahau, compuesto de un numeral que

Ebenso klar ist das Exempel für die Stela M von Copan. Hier zeigt die unter der Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe, dem Katun-Zeichen, folgende Initial Series die nachstehende Zusammensetzung:

1. 9×20×20×360 (vgl. Fig. 158, S. 694).
2. 16×20×360 (vgl. Fig. 128, S. 692).
3. 5×360 (vgl. Fig. 123, S. 690).
4. 0×20 (vgl. Fig. 99, S. 688).
5. 0×1 (vgl. Fig. 52, S. 685).
6. 8. ahau }
7. 8. zo'tz } (vgl. Fig. 28, S. 678).

Die Zeichen für Null in der vierten und fünften Hieroglyphe sind wieder von der ersten Form (Fig. 166). Rechnet man zusammen, so erhält man die Zahl 1413000. Das sind 5434 Tonalamatl und 160 Tage, oder 3871 Sonnen-Jahre und 85 Tage, und das ist genau der Abstand des Tages 8. ahau, 8. zo'tz von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku.

Auf der Westseite der Stela C von Quiriguá finden wir unter der Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe eine Initial Series der folgenden Zusammensetzung:

1. 9×20×20×360 (vgl. Fig. 155, S. 694).
2. 1×20×360 (vgl. Fig. 136, S. 692).
3. 0×360 (vgl. Fig. 114, S. 690).
4. 0×20 (vgl. Fig. 92, S. 688).
5. 0×1 (vgl. Fig. 60, S. 685).
6. 6. ahau }
7. 13. yaxkin } (vgl. Fig. 39, S. 679).

Das Zeichen für Null in der dritten und vierten Hieroglyphen-Gruppe ist hier wieder das der ersten Form (Fig. 166), das in der fünften Gruppe aber die zweite Variation der zweiten Form (Fig. 168*a*). Zwischen der fünften und sechsten Gruppe ist eine andere, fremde Hieroglyphe eingeschoben, über deren Bedeutung ich noch nichts sagen kann. Die Zusammenrechnung ergiebt die Zahl 1303200. Das sind 5012 Tonalamatl und 80 Tage, oder 3570 Sonnen-Jahre und 150 Tage. Und das ist genau der Abstand des Tages 6. ahau, 13. yaxkin von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku.

Der Nachweis des Bestehens dieses Gesetzes, an drei verschiedenen Monumenten aus zwei ganz verschiedenen Localitäten geführt, ist eigentlich für die Frage entscheidend. Unter Berücksichtigung gewisser Verhältnisse ist das Gesetz aber noch für eine ganze Anzahl anderer Monumente nachweisbar.

Auf dem Altar S von Copan weist, wie ich S. 693 in der Anmerkung schon angab, die Initial Series augenscheinlich eine gewisse Unregelmässigkeit auf, da die Vogelköpfe des zweiten und dritten Gliedes, die die Katun und die Tun bezeichnen, mit einander vertauscht sind. Aber auch in den Ziffern liegt, wenigstens in der Zeichnung in dem Maudsley'schen Werk, ein Fehler vor. Der Zeichner hat bei dem zweiten Gliede, den Katun, die Ziffer 13 angegeben, hat aber durch

indica el primer dia de uno de los trece katunes ó siglos mayas. Del segundo signo hasta el sexto son numeralas y dan un numeral grande: en la estela B de Copán, por ejemplo, el numeral 1404000. Y este numeral grande es la distancia exacta del dia que está representado por su nombre y por su posicion en el mes, en el séptimo y octavo signo de la estela citada, de un dia normal y sagrado que sirve de base á todos los cálculos, así en los manuscritos como en los relieves, es decir del dia 4. ahau, 8. cumku."

[illegible] angedeutet, dass er bezüglich der Lesung unsicher ist. Es muss 15 [illegible] und die ganze Initial Series ist darnach folgendermaassen zu lesen:

1. 9×20×20×360 (vgl. Fig. 147, S. 694).
2. 15×20×360.
3. 0×360.
4. 0×20 (vgl. Fig. 85, S. 688).
5. 0×1.
6. 4. ahau } (vgl. Fig. 29, S. 678).
7. 13. yax }

Fig. 172.



Ostseite des Enano (Stela K) von Quiriguá.

Die Zeichen für Null sind dabei alle von der ersten Form (Fig. 166). Wir haben also hier dieselbe Initial Series und dasselbe End-Datum, wie in der Stela B von Copan. Das Gesetz, das für Stela B richtig war, bestätigt sich also auch hier.

Die Stela K von Quiriguá, der sogenannte „Enano“ (Zwerg), so genannt, weil sie, obwohl von respectabler Höhe, doch die kleinste aller dort befindlichen Stelen ist, ist von Maudsley noch nicht publicirt worden. Aber sie ist seinerzeit für die Columbian World-fair abgeklatscht worden, und ein Abguss ist durch Tausch auch in den Besitz des Königl. Museums für Völkerkunde gekommen. Fig. 172 ist eine Zeichnung der Seite, die das Katun-Zeichen und die Initial Series trägt. Man sieht, dass die Initial Series folgendermaassen zu lesen ist:

1. 9×20×20×360.
2. 18×20×360.
3. 15×360.
4. 0×20.
5. 0×1.
6. 3. ahau.

Ein Uinal-Datum ist hier nicht gegeben. Rechnet man aber zusammen, so erhält man die Zahl 1431000. Das sind 5503 Tonalamatl und 220 Tage, oder 3920 Jahre und 200 Tage. Das würde genau den Abstand des Tages 3. ahau, 3. yax von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku ergeben. Gehen wir nun eine Zeile weiter, so sehen wir dort in der Reihe unter dem Tage 3. ahau die Zahl (10×20) + 10 angegeben. Und es folgt dann das Datum 1. oc, 18. kayab. Geht man nun vom Tage 3. ahau, 3. yax um (10×20) + 10 oder 210 Tage zurück, so kommt man genau auf den Tag 1. oc, 18. kayab. Damit ist erwiesen, dass auf dieser Stela der Tag 3. ahau, 3. yax gemeint ist, der den in der Initial Series gegebenen Abstand vom Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku hat.

Die Initial Series der Stela A von Copan hat folgende Zusammensetzung:

1. 9×20×20×360 (vgl. Fig. 148, S. 694).
2. 14×20×360 (vgl. Fig. 129, S. 692).
3. 19×360 (vgl. Fig. 109, S. 690).
4. 8×20 (vgl. Fig. 83, S. 688).
5. 0×1 (vgl. Fig. 58, S. 685).
6. 12. ahau (vgl. Fig. 32, S. 678).

Ein Uinal-Datum ist auch hier unmittelbar nicht genannt. Es folgt eine mit der Ziffer 7 versehene Hieroglyphe, die aber kein Uinal-Datum ist, auch kein Uinal-Datum sein kann, weil die Erbauer der Monumente sowohl, wie die Schreiber der Handschriften, die Jahre mit den Tagen been, e'tznab, akbal, lamat begannen, also die Tage ahau nur auf den 3., 8., 13., 18. eines Uinal fallen konnten. Rechnet man die Initial Series zusammen, so erhält man die Zahl 1403800. Das sind 5399 Tonalamatl und 60 Tage, oder 3846 Sonnenjahre und 10 Tage. Diese Zahl ergiebt genau den Abstand des Tages 12. ahau, 18. cumku von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku. Dass nun dieser Tag wirklich gemeint ist, ergiebt sich daraus, dass in der That in derselben Columne fünf Zeilen weiter unten das Datum 18. cumku steht. Und vergleichen wir die Fortsetzung der Inschrift auf der Westseite der Stela, so finden wir dort in der zweiten Zeile die Zahl $(3 \times 20) + 0$ und dahinter das Datum 4. ahau, 18. moan. Auf dieses Datum kommt man aber, wenn man von 12. ahau, 18. cumku um $(3 \times 20) + 0$ Tage zurückgeht. Somit bestätigt auch diese Stela das Gesetz.

Ein Fall, der anscheinend aus dem Gesetz herausfällt, aber doch, wie wir sehen werden, sich ganz gut mit ihm verträgt, ist der der Ostseite der Stela C von Quiriguá. Hier zeigt die Initial Series folgende Werthe:

1. 13×20×20×360 (vgl. Fig. 153, S. 694).
2. 0×20×360 (vgl. Fig. 137, S. 692).
3. 0×360 (vgl. Fig. 113, S. 690).
4. 0×20 (vgl. Fig. 91, S. 688).
5. 0×1 (vgl. Fig. 64, S. 685).
6. 4. ahau }
7. 8. cumku } (vgl. Fig. 38, S. 679).

Für die Null ist dabei bei der zweiten, dritten und fünften Gruppe die zweite Form (Fig. 167), bei der dritten Gruppe die erste (Fig. 166) verwendet. Hier, sieht man, ist das End-Datum das Normal-Datum selber. Für dieses kann der Abstand vom Normal-Datum nur mit 0, oder mit dem obengenannten ungeheuren Zeitraum von 18720 Jahren angesetzt werden. Die Erbauer der Monumente haben keines von beiden gethan. Sie haben die niederen Multiplicanden oder die kleineren Zeiträume alle mit dem Index Null versehen, zu dem höchsten und grössten aber den Multiplicator 13 gesetzt. Dreizehn ist die Anzahl der Index-Ziffern, die bei den Tun-, den Katun- und den Cyklen-Namen möglich sind. Wenn also hier am Anfang der Initial Series die 13 Cyklen genannt sind, so heisst das nichts anderes als „die Zeiträume überhaupt“. Und die ganze Initial Series würde also etwa den folgenden Gedankengang geben: — „Das ist ein chronologisches Denkmal. Der Anfang der Zählung ist der Tag 4. ahau, 8. cumku.“ — Und dazu stimmt dann ganz gut, dass auf der Westseite derselben Stela ein anderes bestimmtes Datum und sein Abstand vom Normal-Datum genannt ist (vgl. S. 705).

Aehnlich, meine ich, sind auch die 13 Cyklen zu verstehen, die auf den beiden Seiten der Stela C von Copan unmittelbar unter den Katun-Zeichen, den Anfangs-

und Haupt-Hieroglyphen. eingemeisselt sind (vgl. Fig. 173). Auf der einen Seite folgt ein Datum, das man als das Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku lesen möchte. Das Ahau-Zeichen ist aber hier mit einer ganz unmöglichen Ziffer verbunden. Auf der anderen Seite folgt auf die 13 Cyklen das Datum 6. ahau, 18. kayab. Und das ist auf derselben Seite der Stela weiter unten noch einmal angegeben. Und davor eine Reihe von Zahlen, die von der niedersten zur höchsten aufsteigen, aber eine Beziehung dieses Datums auf das Normal-Datum nicht ergeben.

Fig. 173.



Anfangs-Hieroglyphen der Nord- und Südseite der Stela C von Copan.

Wie hier, so scheint auch auf der Stela N von Copan ein Rechen- (oder Zeichen-) Fehler vorzuliegen. Die angegebenen Multiplicatoren-Zahlen führen nicht auf den am Schluss der Initial Series angegebenen Tag 1. ahau, sondern auf 10. ahau. Vielleicht muss man im zweiten Gliede $16 \times 20 \times 360$ (statt $18 \times 20 \times 360$) lesen. In diesem Falle würde die Summirung eine Zahl ergeben, die den Abstand des Tages 1. ahau, 3. zip, von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku angiebt.

Ich gehe nun zu den Fällen über, die nicht nur das Gesetz bestätigen, sondern uns ein Stück weiter führen sollen, und erwähne hier zunächst die Stela A von Quiriguá. Die Initial Series ist folgende:

1. $9 \times 20 \times 20 \times 360$ (vgl. Fig. 152, S. 694).
2. $17 \times 20 \times 360$ (vgl. Fig. 134, S. 692).
3. 5×360 (vgl. Fig. 112, S. 690).
4. 0×20 (vgl. Fig. 90, S. 688).
5. 0×1 (vgl Fig. 63, S. 685).

Die Null ist dabei in beiden Fällen von der zweiten Form (Fig. 167). An sechster Stelle folgt aber hier nicht ein mit Ziffer versehenes Zeichen ahau, sondern die Fig. 37 (vgl. oben S. 679), die vor dem Zeichen ahau einen mit bestimmten Merkmalen versehenen Kopf zeigt, der also hier die Stelle der Ziffer vertritt und demgemäss einen bestimmten Zahlwerth repräsentiren muss. Zählen wir die Zahlen der Initial Series zusammen, so erhalten wir 1420200. Das sind 5462 Tonalamatl und 80 Tage, oder 3890 Sonnen-Jahre und 350 Tage. Und das ist genau der Abstand des Tages 6. ahau, 13. kayab von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku. Können wir nun demgemäss schliessen, dass die Fig. 37 den Tag 6. ahau darstellt, dass also der vor dem Ahau-Zeichen stehende Kopf, den ich in Fig. 174 besonders wiedergegeben habe, die Ziffer sechs repräsentirt? Ich glaube, wir können es. Denn wir finden in der That auf derselben Seite der Stela A von Quiriguá, vier Zeilen weiter unten, in Ziffern das Datum 13. kayab, 6. ahau angegeben, dessen Abstand von dem Normal-Datum die Initial Series uns angiebt.

Fig. 174. Fig. 175.

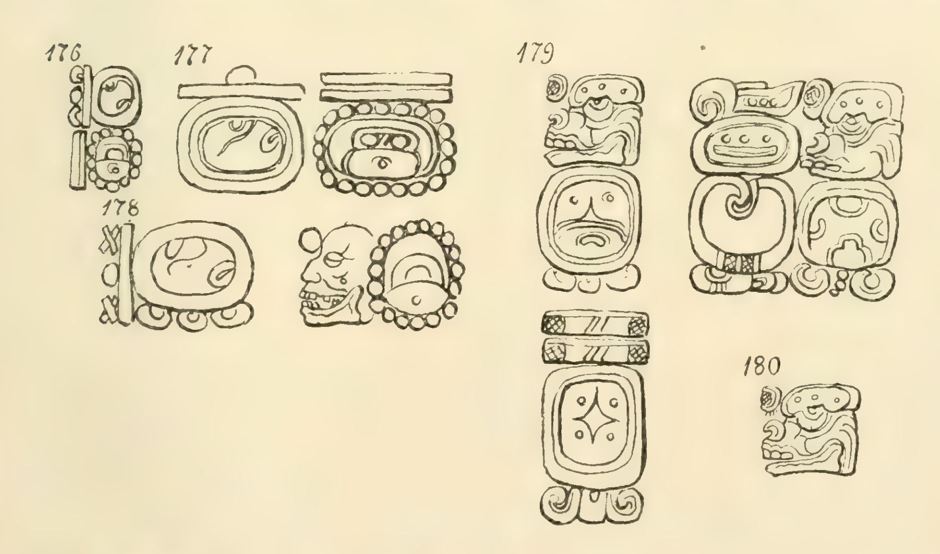


Ich gehe weiter zur Stela I von Copan. Die Initial Series ergiebt:

1. $9 \times 20 \times 20 \times 360$ (vgl. Fig. 151, S. 694).
2. $12 \times 20 \times 360$ (vgl. Fig. 130, S. 692).
3. 3×360 (vgl. Fig. 108, S. 690).
4. 14×20 (vgl. Fig. 89, S. 688).
5. 0×1 (vgl. Fig. 57, S. 685).

Die Null in der letzten Gruppe ist von der zweiten Form (Fig. 167). Hierauf folgt nun wiederum nicht ein mit Ziffer versehener Ahau-Tag, sondern die Fig. 35 (oben S. 678). Und auch hier wird man wieder zu der Annahme gedrängt, dass das alte Gesicht, mit dem Zeichen tun auf dem Kopf, das vor dem Ahau-Zeichen zu sehen ist, eine bestimmte Zahl repräsentiren müsse. Zählt man die Zahlen der Initial Series zusammen, so erhält man 1 383 760. Das sind 5322 Tonalamatl und 40 Tage, oder 3791 Sonnenjahre und 45 Tage. Und das ist der Abstand des Tages 5. ahau, 8. uo von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku. Unter der Voraussetzung, dass diese Annahme nicht mit anderen Thatsachen in Widerspruch geräth, werden wir schliessen können, dass das alte Gesicht mit dem Zeichen tun auf dem Kopf, das ich in Fig. 175 noch einmal besonders reproducire, die Zahl Fünf darstellt.

Und da wir nun einmal beim Ziffersuchen sind, so giebt mir dieselbe Stela noch Anlass zu weiteren Vermuthungen. Ich war schon längst auf ein Datum aufmerksam geworden, das auf den Altären Q und S von Copan vorkommt (Fig. 176, 177), und das, wie man sieht, 6. caban, 10. mol zu lesen ist. Da fand ich denn auf der Hieroglyphen-Treppe von Copan (Maudsley I, Pl. 8) an hervorragender



Stelle die Fig. 178, und es drängte sich mir sofort der Gedanke auf, dass man diese ebenfalls 6. caban, 10. mol lesen müsse. Ist das der Fall, so müsste der Todtenkopf mit dem freien Auge (?) an der Stirn, der in der zweiten Hieroglyphe von Fig. 178 mit dem Uinal-Zeichen mol verbunden ist, die Zahl 10 repräsentiren. Dass das in der That der Fall ist, scheinen einige Hieroglyphen-Gruppen der oben besprochenen Stela I von Copan zu beweisen. In der Gruppe 24 auf dieser Stela finden wir die Figur, die auf der linken Seite von Fig. 179 wiedergegeben ist, die, wenn die eben ausgesprochene Vermuthung richtig ist, 10. ahau gelesen

werden müsste. Und weiter unten auf derselben Seite der Stela finden wir in den Gruppen 29 und 30 die Figuren, die ich auf der rechten Seite von Fig. 179 wiedergegeben habe. Hier sehen wir zuvörderst ein Zeichen, das mit den Fig. 70, 71 die wir oben als Zeichen für einen einzelnen Tag kennen gelernt haben, übereinstimmt und darüber in einer Umkreisung die Ziffer 8. Dann folgt derselbe Todtenkopf mit dem Uinal-Zeichen, eine Gruppe, die also 10 × 20 gelesen werden müsste. Und dann folgt der Tag 10. lamat. Sehen wir im Kalender nach, so finden wir, dass der Tag 10. lamat in der That um (10 × 20) + 8 Tage von dem Tage 10. ahau absteht. Ich glaube, diese Stellen beweisen zur Genüge, dass der Todtenkopf, den ich in Fig. 180 noch einmal besonders gezeichnet habe, ein Repräsentant der Zahl 10 ist.

Die Fig. 173 und 174, die uns die Hieroglyphen fünf und sechs geben, sind wichtig. Denn sie bieten einen Anhalt zu weiteren Deutungen. In Fig. 181 habe ich die Initial Series der Altarplatte des Sonnen-Sempels von Palenque wiedergegeben. Diese Initial Series gehört, wie man sieht, zu denen, bei denen die Zahlen, die für die Multiplicanden 20 × 20 × 360, 20 × 360, 360, 20, 1 die Multiplicatoren bilden, nicht in Ziffern geschrieben, sondern ebenfalls durch Hieroglyphen, durch menschliche und thierische Köpfe, zur Anschauung gebracht sind. Sehen wir nun diese Multiplicatoren-Hieroglyphen durch, so wird man ohne Schwierigkeit erkennen, dass die dritte dieser Hieroglyphen das gefurchte Greisengesicht mit dem Zeichen tun auf dem Kopfe ist, das wir als Repräsentanten der Zahl Fünf kennen gelernt haben (Fig. 173), und dass der fünfte der Multiplicatoren das Gesicht mit dem Kreuz im Auge ist, das sich als Repräsentant der Zahl Sechs erwies (Fig. 174). Werfen wir nun einen Blick auf die dritte und vierte Columne (C, D) dieser selben Platte, so finden wir, dass dort — und zwar auf derselben Zeile, die in den ersten beiden Columnen das letzte Glied der Zahlenreihe enthält, also gewissermaassen in unmittelbarem Anschluss an diese, — eine Zahlenreihe beginnt, die in umgekehrter Reihenfolge (mit den Multiplicanden-Werthen aufsteigend) geschrieben, die folgende Zusammensetzung hat:

$$
\begin{gathered}
6 \times 1 \\
3 \times 20 \\
5 \times 360 \\
18 \times 20 \times 360 \\
1 \times 20 \times 20 \times 360.
\end{gathered}
$$

Ich habe diese Zahlenreihe in Fig. 182 wiedergegeben, aber sie so geordnet, dass die Multiplicanden, entsprechend denen der Initial Series, von dem höchsten zum niedersten absteigen. Man sieht, dass dann auch diese Reihe an der dritten Stelle den Multiplicator Fünf, an der fünften den Multiplicator Sechs enthält. Die Vermuthung muss einem aufsteigen, dass auch die anderen Multiplicatoren in beiden Reihen dieselben sind. Ist dem so, dann müsste die Zahlenreihe Fig. 182, die wir lesen und summiren können, auch die Erklärung für das am Ende der Initial Series stehende Datum geben, sie müsste den Abstand dieses End-Datums von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku darstellen. Das Datum, das am Ende der Initial Series steht, ist — ein seltener Fall — nicht ein ahau-Tag, sondern ein Tag cimi. Welcher Tag cimi, ist noch nicht ohne Weiteres ersichtlich. Denn die das Tageszeichen ergänzende Zahl ist hier nicht durch eine Ziffer, sondern wieder durch eine Hieroglyphe dargestellt. Aber das dann folgende Uinal-Datum ist in allen seinen Theilen klar, es ist das Datum 19. ceh. Der Tag, der den in der Zahlenreihe Fig. 182 ausgedrückten Abstand vom Normal-Datum hat, muss —

wenn sich unsere Vermuthung der Identität der Zahlenreihen Fig. 181 und 182 bewähren soll — ein Tag cimi und der 19. des Uinal ceh sein. Führen wir die Rechnung aus, so finden wir, dass die Zahlenreihe Fig. 182 die Zahl 275466 ergiebt. Das sind 1059 Tonalamatl und 126 Tage, oder 754 Sonnen-Jahre und 256 Tage. Und das ist der genaue Abstand des Tages 13. cimi. 19. ceh von dem Normal-Datum 4. ahau. 8. cumku. Die Rechnung hat also unsere Ver-



Fig. 181, Initial Series der Altarplatte des Sonnentempels. Palenque. Fig. 182, Palenque, Sonnentempel, Columnen C, D, 7. 8. Fig. 183. Initial Series des Kreuztempels II. Palenque. Fig. 184, Initial Series des Kreuztempels I, Palenque.

muthung durchweg bestätigt. Die beiden Zahlenreihen Fig. 181 und 182, die der Initial Series und die mit Multiplicatoren-Ziffern geschriebene der dritten und vierten Columne (C, D), sind identisch. Als accessorischen Beweis für die Richtigkeit dieser Feststellung könnte man noch anführen, dass in der dritten und vierten Columne (C, D) die Zahlenreihe Fig. 182, in umgekehrter Folge geschrieben, gewissermaassen wieder zu dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku zurückführt. Dieses selbst folgt dort allerdings nicht, aber es folgt eine grosse Zahl, die den

Abstand von diesem Normal-Datum zu dem in den folgenden beiden Columnen N, O verzeichneten Datum 2. cib, 14. mol angiebt. Es ergiebt sich nun aus den obigen Feststellungen: erstens, dass der Vogelkopf, der in der sechsten Gruppe unserer Fig. 181 mit dem Zeichen cimi verbunden ist, die Zahl 13 repräsentirt, und dann, dass die vorderen Köpfe der ersten bis fünften Gruppe der Reihe nach die Zahlen 1. 18. 5. 3. 6 darstellen. Das ist ein wichtiger Fortschritt; er führt aber, wie wir gleich sehen werden, zu noch weiteren Ergebnissen.

Vergleichen wir jetzt nehmlich mit dieser Fig. 181 die Initial Series der Altar-Platte des Kreuz-Tempels Nr. II von Palenque, die ich in Fig. 183 wiedergegeben habe, so sieht man, dass diese in den drei ersten Gliedern vollständig mit der ersteren übereinstimmt. In der vierten Gruppe kommt ein noch unbekannter Multiplicator. In der fünften der Multiplicator Null, in der Form, wie wir ihn oben, bei Besprechung der Initial Series der Westseite der Stela C von Quiriguá, schon kennen gelernt haben. Dann folgt in der sechsten Gruppe das Zeichen ahau, combinirt mit einer Hieroglyphe, die in allen Einzelheiten mit dem Multiplicator der ersten Gruppe von Fig. 181 übereinstimmt, die also die Zahl Eins darstellen muss. Und endlich in der siebenten Gruppe ein Uinal-Datum, dessen Form allerdings aus den Handschriften kaum bekannt ist. Es erinnert in wesentlichen Elementen an die Landa'sche Zeichnung des Uinal Mac, die auch in der Dresdener Handschrift einmal (Blatt 69, unten) gefunden wird. Dass es in der That 13. mac gelesen werden muss, beweist eine Stelle auf dem Ostflügel des Inschriften-Tempels von Palenque (Maudsley IV, Pl. 60, Columne M, N), wo auf die Zahlen 14×1 und 6×20 erst das Datum 13. ahau, 18. mac und dann das Datum 4. ix, 7. uo folgt, das von 13. ahau, 18. mac in der That um $(14 \times 1) + (6 \times 20)$ oder 134 Tage absteht. Die Initial Series des Kreuz-Tempels II ist danach in folgender Weise zu lesen:

1. $1 \times 20 \times 20 \times 360$.
2. $18 \times 20 \times 360$.
3. 5×360.
4. $x \times 20$.
5. 0×1.
6. 1. ahau.
7. 13. mac.

Setzt man hier für x die Zahl 4 ein und summirt, so erhält man die Zahl 275480. Das sind 1059 Tonalamatl und 140 Tage, oder 754 Sonnen-Jahre und 270 Tage. Und das ist genau der Abstand des Tages 1. ahau, 13. mac von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku.

Die Rechnung hat uns also hier eine weitere Zahlen-Hieroglyphe, die Hieroglyphe der Zahl 4 ergeben. Es zeigt sich ausserdem, dass das End-Datum der Initial Series des Kreuz-Tempels II um 14 Tage von dem der Initial Series des Sonnen-Tempels absteht, dass das sacrale Datum der Altar-Platte des Sonnen-Tempels 14 Tage vor das der Altar-Platte des Kreuz-Tempels II fällt. In der That erweisen sich diese beiden Altar-Platten auch in ihrem weiteren Inhalt als durchaus zusammengehörig: dieselben Daten 2. cib, 14. mol und 8. oc, 3. kayab treten bedeutsam in ihnen hervor. Und auch in der Gruppirung der anderen Hieroglyphen sind Parallelen nachweisbar.

Da für diese beiden Altar-Platten die Lösung so glatt gelang, so war ich natürlich versucht, auch die Initial Series der dritten und berühmtesten der drei

Platten von Palenque, der des Kreuz-Tempels Nr. I, einer Deutung zu unterwerfen. Ich habe in Fig. 184 die Initial Series dieser Platte wiedergegeben. Man sieht, dass die Multiplicanden hier die einfache Form leicht erkennbarer symbolischer Zeichen haben. Die Multiplicatoren aber und die Zahlen-Indices des Tages- und des Uinal-Datums sind nicht durch Ziffern gegeben, sondern, wie auf den anderen beiden Altar-Platten, durch Köpfe. Leider begegnen uns unter diesen Köpfen nur wenige, deren Zahlwerth nach dem bis jetzt Ermittelten feststeht. In der vierten Hieroglyphen-Gruppe ist der Multiplicator wieder Vier, wie in Fig. 183. In der fünften wird der Multiplicator durch die zweite Form der Null (oben Fig. 167) gebildet. Und der Kopf, der in der letzten Gruppe die Zahl des Uinal-Datums angiebt, scheint mit den Multiplicatoren der zweiten Hieroglyphen-Gruppen in Fig. 181 und 183 identisch zu sein, also 18 gelesen werden zu müssen. Aber die vier anderen Köpfe sind neu, ihr Zahlwerth ist nach dem bisher Ermittelten nicht ohne Weiteres klar.

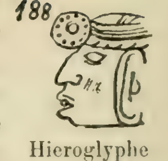
Nach dem, was uns die Initial Series des Sonnen-Tempels und des Kreuz-Tempels Nr. II gelehrt haben, kennen wir:

1. Die Hieroglyphe der Zahl Eins. Ich habe aus den drei Gruppen, in denen sie vorkommt, die Hieroglyphe in Fig. 185 noch einmal besonders wiedergegeben. Man sieht, es ist ein bartloses Gesicht mit flachgedrückter Stirn. Besondere Merkmale sind eine Art von Breloque, die über der Stirn hängt, eine an der Seite des Gesichts lang herunterhangende Haarsträhne und ein Ohrschmuck, der, wie es scheint, aus einer durchbohrten Scheibe besteht, aus deren Oeffnung ein Riemen heraushängt, der am Ende mit Metall beschlagen ist oder eine Schelle trägt. In einem im Jahre 1897 erschienenen Buche, das sich auch mit diesen Monumenten beschäftigt und auf das ich noch zu sprechen kommen werde, ist dieses Gesicht mit dem der Frauen-Figuren der Dresdener Handschrift verglichen worden. Dieser Vergleich ist durchaus glücklich. Das gescheitelte Haar und die lang herabfallende Haarsträhne sind in der That die besonderen Kennzeichen des Maya-Weibes (vgl. Fig. 186) und sind von den Maya-Schriftgelehrten auch in der Hieroglyphe der Frau (vgl. Fig. 186, oben) als besonderes Merkmal hervorgehoben worden. Ich habe oben schon erwähnt, dass auch das Zeichen caban die dunklen Haarpolster und die lange Haarsträhne als wesentliche Elemente enthält, weil caban die Erde ist, und die Erde weiblich gedacht wird. Auf den Monumenten erscheint gelegentlich dieser weibliche Kopf, ohne dass man an der Stelle einen Zahlwerth nachweisen könnte. Vergl. Fig. 187, wo die lange Haarsträhne am Grunde umwickelt und in eine Metall-Hülse gefasst erscheint.



(Fig. 185: Hieroglyphe der Zahl Eins.)

2. Die Hieroglyphe der Zahl Drei. Ich habe sie in Fig. 188 noch einmal besonders gezeichnet. Das Kennzeichen dieser Figur ist eine, wie es scheint, aus Gold getriebene Scheibe, die an einem um den Kopf gehenden Bande über der Stirn befestigt ist. Die Ohrgegend wird von einer ovalen Scheibe eingenommen, auf der man eine Figur, wie ein um 90° gedrehtes Zeichen ik erkennen möchte.



Hieroglyphe der Zahl Drei.

3. Die Hieroglyphe der Zahl Vier (Fig. 189). Das ist augenscheinlich das Gesicht des Sonnen-Gottes, für den wir wohl den in Yucatan gebräuchlichen Namen Kinch ahau verwenden können. Es ist hier ganz analog den oben gegebenen Figg. 56–60, wo das Gesicht desselben Gottes den Multiplicandus Eins, oder einen einzelnen Tag, bezeichnet. Wie dort, so haben wir auch hier das grosse Auge, die ausgefeilten Schneidezähne, den grossen Hauzahn und das Zeichen kin auf der Wange. Die Zeichnung der Monumente stimmt in den wesentlichen Elementen mit der Art überein, wie in den Handschriften dieser Gott dargestellt wird. Als Beleg dafür habe ich in Fig. 190 aus Blatt 5 der Dresdener Handschrift die Hieroglyphe und das Bild dieses Gottes wiedergegeben.

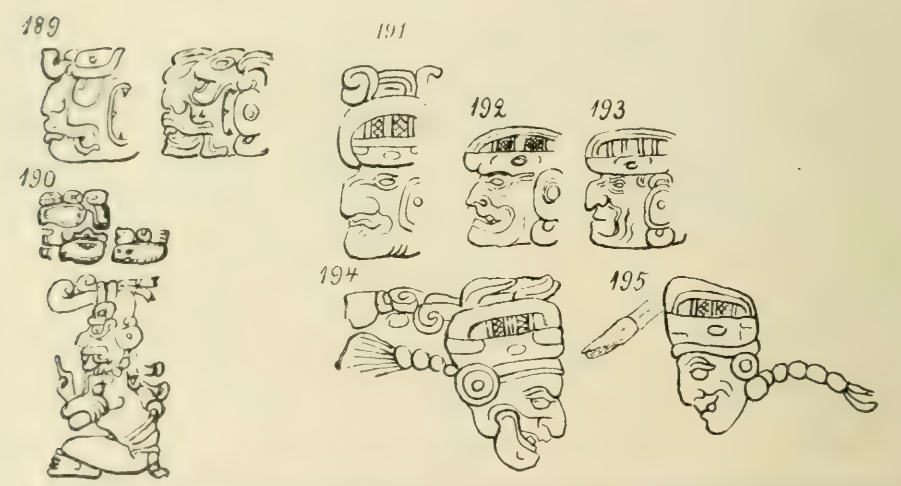


Fig. 189 u. 190 Hieroglyphe der Zahl Vier. Fig. 191–193 und 195 Hieroglyphen der Zahl Fünf; Fig. 194 Hieroglyphe der Zahl Fünfzehn.

4. Die Hieroglyphe der Zahl Fünf. Ich gebe in Fig. 191, 192 und 193 die Hieroglyphe, die wir von der Stela I von Copan und den beiden Altar-Platten von Palenque kennen gelernt haben, und füge in Fig. 195 den Kopf einer Figur der Stela D von Copan hinzu (auf die ich gleich nachher zu sprechen kommen werde), die dort ebenfalls die Zahl Fünf bezeichnet. Man sieht, dass wir in allen diesen Fällen ein runzliges Greisen-Gesicht vor uns haben, — besonders charakteristisch mit dem durch die Runzeln verkleinerten Auge in den Bildern von Palenque (Fig. 192, 193) — das als besonderes Abzeichen das Zeichen tun „Stein" über der Stirn trägt. Aus den Handschriften könnte die eine oder andere Figur als Seitenstück in Betracht kommen. Die Vergleiche erscheinen aber vorläufig noch zu unsicher, so dass ich es mir versage, darauf einzugehen.

5. Die Hieroglyphe der Zahl Sechs. Ich habe sie auf der folgenden Seite in Fig. 202 ebenfalls noch einmal besonders gezeichnet. Das Gesicht ist ohne Zweifel eine genaue Parallele des Gesichts des Sonnen-Gottes, der als Multiplicator die Ziffer Vier bezeichnet (vgl. Fig. 189). Nur ist hier bei der Gottheit der Zahl Sechs im Auge ein Kreuz angebracht.

6. Die Hieroglyphe Zehn. Sie wird durch einen Todtenkopf bezeichnet. Ich habe die Formen, die wir kennen gelernt haben, in Fig. 196 und 197 noch einmal besonders zusammengestellt.

7. Die Hieroglyphe Dreizehn (Fig. 198). Es ist ein Vogelkopf (mit einem von der Stirn herabhangenden Federbusch), der als auszeichnendes Merkmal über dem Auge das Zeichen chuen hat. Ich habe denselben Kopf, mit der Ziffer Eins versehen, also als Multiplicandus, auf der westlichen Tafel des Inschriften-Tempels von Palenque gefunden (Fig. 199).



Fig. 196—198 Hieroglyphen der Zahl Zehn und der Zahl Dreizehn.

8. Die Hieroglyphe der Zahl Achtzehn (vergl. Fig. 203, S. 716). Auf diese werde ich gleich noch zu sprechen kommen.

Eine Eigenthümlichkeit der Hieroglyphe der Zahl Achtzehn und gleichzeitig zweier der noch unbekannten Multiplicatoren-Hieroglyphen der Initial Series des Kreuz-Tempels Nr. I von Palenque, des Multiplicators der zweiten und der dritten Gruppe (oben Fig. 184), ist, dass als diakritisches Zeichen, als unterscheidendes Merkmal, die Zeichnung eines Knochens an dem Unterkiefer des Gesichtes angebracht ist, ganz ähnlich wie wir oben bei dem Vogelkopf, der den Multiplicandus 360 darstellt, einen Knochen als diakritisches Zeichen am Unterkiefer oder Unterschnabel angebracht fanden (vergl. oben Fig. 132—141). Da dieses Merkmal bei Köpfen verschiedenen Ansehens erscheint, so ist zu vermuthen, dass ihm eine von dem betreffende Kopfe unabhängige Bedeutung zukommt. Wir müssen versuchen, diese Bedeutung festzustellen.

Ich habe in Fig. 200 drei Gruppen von Hieroglyphen wiedergegeben, die an drei verschiedenen Stellen des Inschriften-Tempels von Palenque, aber genau in dieser Folge wiederkehren. Wie man sieht, sind die ersten beiden Hieroglyphen der drei Gruppen genau identisch. In der dritten Gruppe sind sie nur auf den Raum einer Hieroglyphe zusammengedrängt. Von der dritten Hieroglyphe ist die hintere Hälfte in den drei Gruppen ebenfalls identisch. Aber die vordere Hälfte der dritten Hieroglyphe wird in der ersten Reihe von der Ziffer 16 gebildet, in den beiden andern von einem Gesicht, in dem wir unschwer die Hieroglyphe der Zahl Sechs wieder erkennen, in der aber als diakritisches Zeichen, wie bei der Hieroglyphe Achtzehn, am Unterkiefer die Zeichnung eines Knochens angebracht ist. Ich habe, um das deutlicher erkennen zu lassen, in Fig. 201 dieses Gesicht besonders gezeichnet, und in Fig. 202 die Hieroglyphen der Zahl Sechs, wie wir sie oben kennen gelernt haben, daruntergesetzt. Nun, glaube ich, können wir aus der Fig. 200 mit ziemlicher Sicherheit schliessen, dass die Fig. 201 die Zahl Sechszehn repräsentirt. Die Fig. 201 (Zahl 16) unterscheidet sich von der Fig. 202 (Zahl 6) durch die Zeichnung des Knochens am Unterkiefer. Also, müssen wir schliessen.

erhöht das diakritische Zeichen des Knochens den Zifferwerth um Zehn. Da wir oben gefunden haben, dass die Hieroglyphe der Zahl Zehn ein Todtenschädel ist

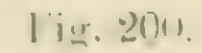
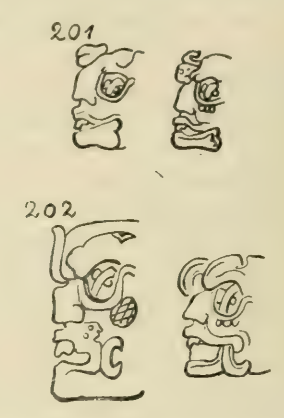


Fig. 200.



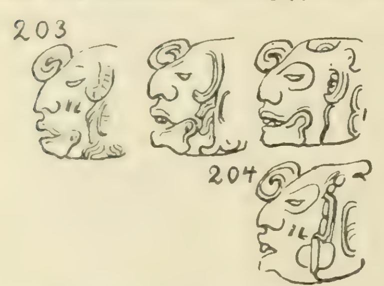
Inschriften-Tempel von Palenque.
Mitte A, B, 9, 10
„ G. H, 10: I, 1
Ostflügel S, T, 6.



Hieroglyphen der Zahl Sechszehn
und der Zahl Sechs.

(vergl. Fig. 196, 197), so ist ja diese Bedeutung des Knochens auch ganz verständlich.

Ist das aber der Fall, so folgt, dass die Hieroglyphe der Zahl Achtzehn (— ich habe die Formen, die wir kennen gelernt haben, in Fig. 203 zusammengestellt —), wenn man den Knochen am Unterkiefer weglässt, die Hieroglyphe der Zahl Acht geben muss, und da sehen wir ohne Weiteres, dass die vordere Hieroglyphe der vorletzten Gruppe von Fig. 184, welche die Zahl des Ahau-Datums der Initial Series der Kreuz-Platte I von Palenque angeben soll und die ich in Fig. 204 noch besonders wiedergegeben habe, die Zahl Acht bezeichnen muss. — Sehen wir uns nun diese Hieroglyphen der Zahlen Achtzehn und Acht, die ja das Gesicht derselben göttlichen oder mythischen Person wiedergeben müssen, genauer an, so erkennen wir, dass die besonderen Kennzeichen desselben ein jugendliches Gesicht, eine vor der Stirn sich kräuselnde Locke oder Feder und ein über den Hinterkopf fallender abgegrenzter Theil ist, der sich zum Theil auch in Federn oder Locken auflöst. Und macht man sich diese Besonderheiten klar, so wird man sofort begreifen, dass dieses Gesicht nichts anders sein kann als das des Gottes mit dem Kan-Zeichen, den ich in Hieroglyphe und Bild nach zwei Stellen der Dresdener Handschrift in Fig. 205 wiedergegeben habe. Wer bei der Betrachtung der ganzen Figur noch zweifeln sollte, den werden die Hieroglyphen und der hieroglyphische Kopf Fig. 206 belehren, die ja beide auch in der Form der Handschriften die vordere sich kräuselnde Locke oder Feder und den hinten abgegrenzten Theil auf das Deutlichste erkennen lassen.



Hieroglyphen der Zahl Achtzehn
und der Zahl Acht.

Werfen wir nun noch einmal einen Blick auf Fig. 184, die Initial Series der Kreuz-Platte Nr. I von Palenque, so kennen wir jetzt in ihr den Multiplicator der vierten und der fünften Gruppe (Vier und Null), die Zahl des Ahau-Datums (Acht) und die des Uinal-Datums (Achtzehn). Die Multiplicatoren der zweiten und dritten Gruppe, die ich in Fig. 208 und 207 einmal besonders gezeichnet habe, haben beide als besonderes Merkmal die Zeichnung des Knochens am Unterkiefer. Es muss ihnen also eine Hieroglyphe entsprechen, die dasselbe Gesicht ohne den Knochen zeigt, und deren Zahlwerth um 10 geringer ist. Leider können wir eine solche nach dem bisher Erkannten noch nicht mit Sicherheit feststellen. Der erste Multiplicator aber ist, nach wie vor, ganz unbekannt. Die Hieroglyphe (Fig. 209) zeigt zwar äusserlich eine gewisse Aehnlichkeit mit der der Ziffer Fünf (oben Fig. 191 bis 193 und 195). Aber diese Aehnlichkeit ist nur scheinbar. In Wirklichkeit bestehen

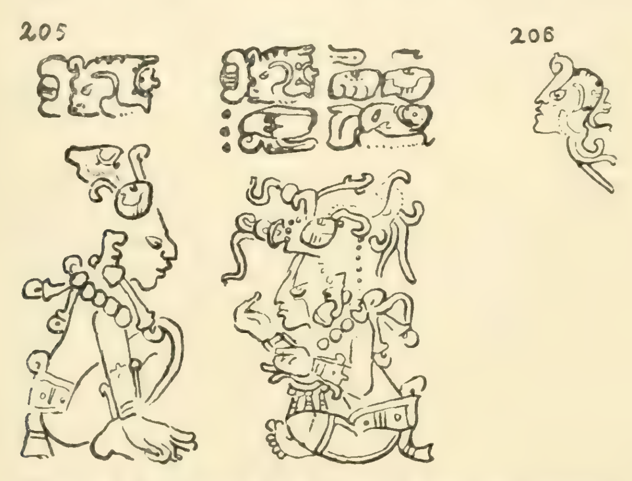


Bild und Hieroglyphe des Gottes mit dem Kan-Zeichen.
Nach der Dresdener Handschrift.

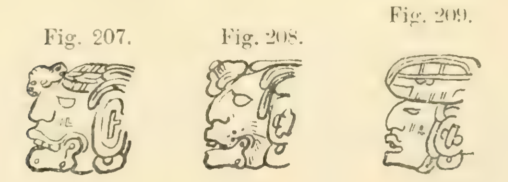


Fig. 207. Fig. 208. Fig. 209.

zwischen beiden die tiefgehendsten Verschiedenheiten. Die Fig. 209 zeigt ein junges glattes Gesicht. Das Characteristicum der Hieroglyphe der Zahl Fünf ist das gefurchte Greisengesicht. Und das Element, das die Fig. 209 auf dem Kopfe trägt, ist nicht das Zeichen tun, wie bei der Hieroglyphe Fünf, sondern ein Zeichen, das eine gewisse Variante des Tageszeichens been darzustellen scheint, und das wir oben in Fig. 72 als Symbol des Himmels kennen gelernt haben. Wir haben also in der Initial Series der Kreuz-Platte I immer noch drei Unbekannte. Dazu kommt, dass auch das Uinal-Zeichen nicht ganz zweifellos ist. Es ist mit keiner der Uinal-Hieroglyphen Landa's und der Handschriften direct zu vergleichen. An den Stellen, wo es sonst auf den bisher publicirten Monumenten vorkommt, ist seine Bedeutung auch nicht ausser jedem Zweifel. Und auf der Kreuz-Platte I von Palenque folgt zwar in denselben Columnen ein weiteres Datum, dessen Formen klar sind. Es

[illegible] der Zahlen, die den Abstand dieses Datums von dem End-Datum der Initial Series geben. Somit haben wir für die Initial Series der Kreuz-Platte I von Palenque immer noch nicht Bestimmungen genug zur Hand. Wir müssen sehen, ob wir auf einem anderen Wege weiter kommen. Und ein solcher Weg bietet sich in der That.

Ich habe oben die Stelen und Altäre von Copan und Quiriguá besprochen, und wir hatten gefunden, dass für diejenigen von ihnen, bei denen die Multiplicatoren der Initial Series in Ziffern geschrieben, daher in ihrer Bedeutung zweifellos sind, das Gesetz gilt, dass die Summe der Zahlen der Initial Series den Abstand des End-Datums der Initial Series von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku angiebt. Wir konnten die Gültigkeit dieses Gesetzes für alle untersuchten Stelen mit Ausnahme weniger Fälle, wo vielleicht ein Fehler vorliegt, feststellen. Neben diesen Monumenten, die die Multiplicatoren der Initial Series in Ziffern geschrieben haben, kommen aber nun noch andere vor, bei denen ebenso wie auf den Altar-Platten von Palenque die Multiplicatoren nicht durch Ziffern, sondern durch Hieroglyphen bezeichnet sind. Wir könnten nun versuchen, auch diese einer Deutung zu unterwerfen, und sehen, ob wir nicht auf diesem Wege zu einigen weiteren Feststellungen gelangen.

Da bietet sich nun zuerst die interessante Stela D von Copan dar, bei der die Hieroglyphen, welche die Hinterseite der Stela bedecken, sämmtlich nicht durch zu Lettern abbreviirte Bilder, sondern durch ganze Figuren gegeben sind. Die Anfangs- und Haupt-Hieroglyphe dieser Stela, das Katun-Zeichen, ist oben in Fig. 3, die Multiplicanden der Initial Series in Fig. 156, 139, 124, 97, 73 wiedergegeben. Von den Multiplicatoren habe ich den der fünften und vierten Gruppe in Fig. 168b abgebildet. Er hat in diesen beiden Gruppen den Werth Null. Der Multiplicator der dritten Gruppe ist Fig. 195, das alte Gesicht mit dem Zeichen tun auf dem Kopf, der Repräsentant der Zahl Fünf. Der Multiplicator der zweiten Gruppe (Fig. 194) zeigt dasselbe alte Gesicht, mit dem Zeichen tun auf dem Kopf; aber auf dem Unterkiefer ist hier die Zeichnung eines Knochens angebracht. Es muss folglich diese Figur den Zahlenwerth Fünfzehn haben. Der Multiplicator der ersten Gruppe endlich ist eine Figur, deren Kopf ich in Fig. 210 wiedergegeben



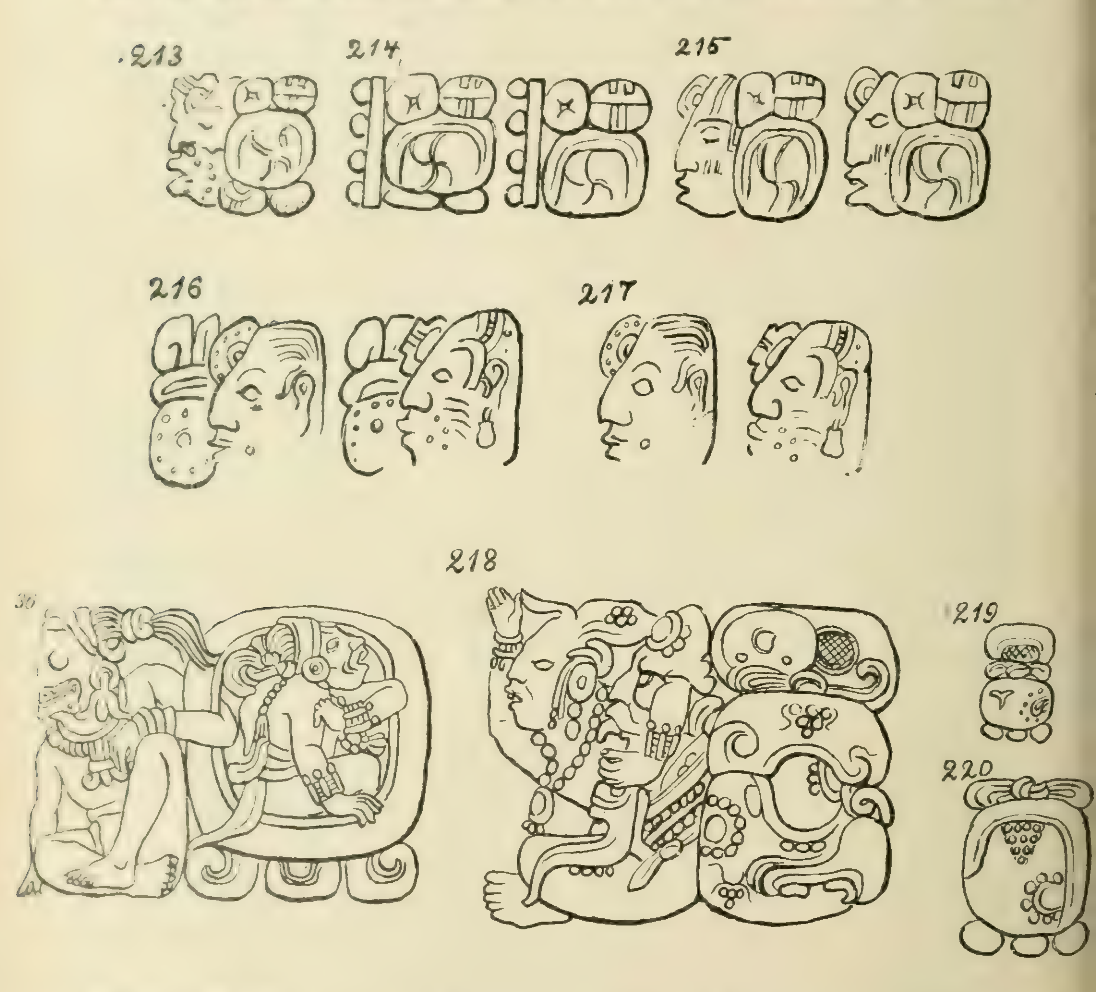
Hieroglyphen der Zahl Neun.

habe. Ihr Zahlwerth ist vorläufig noch unbekannt. Die Zahlenreihe der Initial Series der Stela D von Copan ist demnach folgende:

1. $x \times 20 \times 20 \times 360$.
2. $15 \times 20 \times 360$.
3. 5×360.
4. 0×20.
5. 0×1.

Es fragt sich, ob wir den Multiplicator x der ersten Gruppe bestimmen können. Sehen wir die Initial Series der anderen Stelen durch, so finden wir, dass dort in der ersten Gruppe fast immer der Multiplicator Neun steht. Eine Ausnahme machen allein die Altar-Platten von Palenque. Und das ist ein besonderer Fall, auf den ich unten noch zu sprechen kommen werde. Sonst hat man überall einen Zeitraum von 9 Cyklen, oder 9 Zwanzigfachen eines Katun, als seit dem Anfangs- und Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku verflossen angenommen. Mehr aber nicht. Und das ist begreiflich. Die Gemeinwesen, in deren Mitte hier, in den fruchtbaren Thälern und zum Theil im tropischen Waldgebiet, jene herrlichen Monumente entstanden, werden schwerlich lange Jahrhunderte oder gar Jahrtausende geblüht haben. Dagegen spricht Alles, was uns bisher über die Ruinenstätten von Central-America bekannt geworden ist. In dem Zeitraum eines Cyklus, der nahezu 400 Jahre (genauer 394 Jahre und 190 Tage) umfasst, konnte sich leicht die ganze Geschichte der Reiche an jener Stelle zusammengedrängt haben. Ist aber Neun überall der Multiplicator der ersten Gruppe der Initial Series, so ist entschiedene Wahrscheinlichkeit da, dass auch der Multiplicator der ersten Gruppe der Stela D von Copan, unser gesuchtes x, die Zahl Neun ist. Und um so grösser wird die Wahrscheinlichkeit sein, wenn sich herausstellen sollte, dass auch in anderen Monumenten mit hieroglyphischen Multiplicatoren in der Initial Series der Multiplicator der ersten Gruppe von einer der Fig. 210 gleichen oder verwandten Hieroglyphe gebildet wird. Und das ist in der That der Fall, wie wir gleich an ein paar andern Beispielen, der Palasttreppe von Palenque und der Stela P von Copan, sehen werden (vergl. die erste Hieroglyphe in den Fig. 211 und 212). Eine Ausnahme macht allein die Stela E von Copan, wo aber der Multiplicator der ersten Gruppe nicht durch einen Kopf, sondern durch ein Zeichen gegeben ist, das eine andere Veranschaulichung derselben Zahl sein könnte (vergl. unten Fig. 225). Und nicht ganz sicher deutbar sind mir in der Zeichnung die Multiplicatoren der ersten Gruppe der Kröte B und der Stela D von Quiriguá. Ein weiterer Beweis aber, dass unsere Fig. 210 eine Hieroglyphe der Zahl Neun ist, ist der Umstand, dass wir dieses selbe Gesicht, dessen Kennzeichen ein über die Stirn herabgebogener Schmuck und eine mit Jaguarflecken und Haaren versehene untere Gesichtshälfte sind, in andern Inschriften mit gewissen charakteristischen Elementen zu Hieroglyphen verbunden vorfinden, die sonst mit der Ziffer Neun verbunden erscheinen (vergl. Fig. 213, 214). Alle diese Thatsachen sprechen in der That dafür, dass unser x, der Multiplicator der ersten Gruppe der Stela D von Copan (Fig. 210), die Hieroglyphe der Zahl Neun ist. Setzen wir diese in die Initial Series ein, so giebt die Zusammenrechnung der gesammten Ausdrücke die Zahl 1 405 800. Das sind 5406 Tonalamatl und 240 Tage, oder 3851 Sonnenjahre und 185 Tage. Das ist genau der Abstand des Tages 10. ahau, 8. ch'en von dem Anfangs- und Normal-Datum 4 ahau, 8. cumku. Sehen wir uns nun das Ahau-Datum dieser Stela an, das dort die sechste Gruppe bildet, — ich habe es oben (S. 678) in Fig. 36 wiedergegeben und reproducire es auf der folgenden Seite noch einmal —, so erkennt man, dass die Vorderfigur, welche die Zahl des Ahau-Datums darstellt und den calculiformen Rahmen des Ahau-Zeichens umklammert hält, mit einem Todtenschädel gezeichnet ist, also ganz in Uebereinstimmung mit der Hieroglyphe der Zahl Zehn, die ich oben in den Figg. 196, 197 gegeben habe. Das Final-Datum aber, das hier nicht an siebenter, sondern erst an achter Stelle folgt, und das ich in Fig. 218 wiedergebe, zeigt uns in der Vorderfigur, die hier — eine interessante Darstellung — die Maske des Sonnen-Gottes im Arme hält, unverkennbar den Gott mit dem Kan-Zeichen (vergl. oben Fig. 205), der, wie wir oben ge-

sehen haben, der Repräsentant der Zahl Acht ist. Und dass der hintere Theil von Fig. 218, der uns eine Art Vogelkopf mit den Elementen des cauac-Zeichens und mit einer zusammengeknoteten Garn- oder Haar-Strähne auf dem Scheitel vor Augen führt, nur eine Form des Zeichens ch'en ist, lehrt ein Vergleich mit den Hieroglyphen, die in den oben (S. 702, 703) nach der Cederholz-Platte von Tikal wiedergegebenen Gruppen (Fig. 169—171) den Uinal ch'en bezeichnen, und mit den Hieroglyphen dieses Zeichens, die ich nach dem Kreuz-Tempel von Palenque und nach einer Stela von Quiriguá in Fig. 219 und 220 danebengesetzt habe. Somit ist in der That das End-Datum der Initial Series der Stela D von Copan das Datum



10. ahau, 8. ch'en, das unter Einsetzung des Werthes Neun für den Multiplicator der ersten Gruppe sich aus der Rechnung ergiebt.

Ich gehe gleich weiter zu den auch durch ihre Formen interessanten Hieroglyphen der Palast-Treppe von Palenque, die Maudsley auf Tafel 23 seines IV. Bandes abbildet. Die Hieroglyphen, die man sonst auf die Seiten einer Stela vertheilt findet, nehmen hier in zweimal zwei Streifen die horizontale und verticale Seite (Tritt- und Aufstieg-Fläche) dreier Treppenstufen ein. Die Gruppen der Initial Series gebe ich, in ihrer Folge nach Art der Altar-Platten von Palenque

Fig. 221.









Initial Series der Palast-Treppe von Palenque.

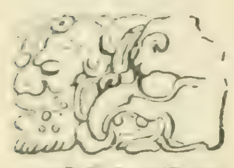
übereinandergeordnet, in Fig. 221 wieder. Von den vorderen Hieroglyphen, die die Multiplicatoren darstellen, bezeichnet die erste wieder die Zahl Neun. Wir haben hier denselben über die Stirn herabgebogenen Schmuck, dieselbe mit Jaguar-Flecken und Haaren versehene untere Gesichtshälfte wie in den anderen Gesichtern, die wir als Hieroglyphe der Zahl Neun erkannt haben. Der Multiplicator der zweiten Gruppe ist unverkennbar die Hieroglyphe der Zahl Acht (vgl. oben Fig. 204). Der der dritten wieder Neun. Bei dem Multiplicator der vierten Gruppe könnten wir zweifeln. Man sieht aber, dass er genau übereinstimmt mit der Hieroglyphe, die auf der Vorderseite der achten Hieroglyphen-Gruppe steht, und die die Zahl des Uinal-Datums darstellt. Da nun das End-Datum hier, wie gewöhnlich, ein Ahau-Tag ist, und die Ahau-Tage aus den oben schon einmal angeführten Gründen nur entweder der dritte, achte, dreizehnte oder achtzehnte Tag eines Uinal sein können, so steht für die Bestimmung des Werthes des Multiplicators der vierten Gruppe nur eine dieser vier Zahlen (3, 8, 13 oder 18) zur Verfügung. 8 und 18 erscheinen ausgeschlossen, und auch die Hieroglyphe der Zahl 3 hat ein ganz anderes Ansehen. So bleibt nur die Zahl 13. Und mit der Hieroglyphe der Zahl 13 (vergl. oben Fig. 198) stimmt der Multiplicator unserer vierten Gruppe in der That in den wesentlichen Elementen überein. Wir haben denselben Vogelkopf wie dort. Nur ist statt des Chuen-Schildes, das dort über dem Auge gezeichnet ist, bei dem Multiplicator der vierten Gruppe, und der entsprechenden Hieroglyphe der siebenten Gruppe, über dem Auge ein von einem Rand mit sich einrollenden Vorsprüngen umgebener Schild zu sehen, über dessen Fläche gerade die Schleife des Bandes liegt, mit dem der Schild über dem Auge befestigt ist. Der Multiplicator der fünften Gruppe stellt eine neue Form dar. Wir erkennen, dass es ein Gesicht ist, das aus dem aufgesperrten Rachen eines Todten-Schädels hervorsieht. Leider gehört diese Hieroglyphe den Stufen an, das Gesicht ist vollständig verwischt. Da das End-Datum hier aber wieder ein Ahau-Datum ist, so kann dieser Multiplicator der fünften Gruppe nur wieder eine Veranschaulichung der Null sein. Denn von 4. a h a u bis zu einem anderen Ahau-Tage kann die Entfernung nur in ganzen Zwanzigern gemessen sein. In der Zahl des Ahau-Tages endlich müssen wir wieder das Gesicht des Gottes mit dem Kan-Zeichen erkennen, sie ist also 8 zu lesen. Die ganze Initial Series hat demnach die folgende Zusammensetzung:

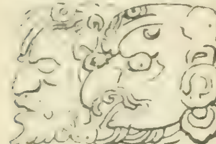
1. $9 \times 20 \times 20 \times 360$.	5. 0×1.
2. $8 \times 20 \times 360$.	6. 8. a h a u.
3. 9×360.	7. 13 ? (Das Uinal-Zeichen ist verwischt.)
4. 13×20.	

Die Summirung ergiebt die Zahl 1357100. Das sind 5219 Tonalamatl und 160 Tage, oder 3718 Sonnen-Jahre und 30 Tage. Und das ist genau der Abstand des Tages 8. ahau, 13. pop vom Anfangs- und Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku. So bestätigt die Rechnung also auch bei dieser Initial Series das Gesetz und die Richtigkeit unserer Deutungen.

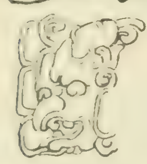
Die Stela P von Copan zeichnet sich vor anderen durch einen gewissen schnörkelhaften Zug ihrer Hieroglyphen-Zeichnung aus. Die Multiplicanden der Initial Series (vgl. Fig. 222) zeigen alle annähernd dasselbe Vogel-Gesicht, bei dem nur durch kleine Abzeichen — den gekrümmten Hauzahn des Sonnen-Gottes, den Knochen der Perioden tun, die die Schnabelwurzel umgebenden Federborsten des Katun-Vogels — die besondere Periode zum Ausdruck gebracht ist. Die Multiplicatoren sind in den ersten beiden Gruppen wieder Neun. In der dritten begegnet eine anscheinend noch unbekannte Form. In der vierten und fünften Gruppe ist der Multiplicator Null. Wie die Ziffer des Ahau-Tages zu lesen ist, darüber könnte man zweifeln, da von den drei Perlen, die dem obern Rande der Hieroglyphe aufgesetzt sind, und die die Ziffer angeben müssen, nur die mittlere geschlossen, die andern nach unten etwas geöffnet sind. Da indess in den übrigen Hieroglyphen der Stela mehrfach auch die nach unten offenen Perlen als Einer auftreten, so glaube ich annehmen zu müssen, dass die sechste Hieroglyphe der Initial Series 3. ahau zu lesen ist. Ein Uinal-Datum fehlt. Demnach hat die Initial Series der Stela P die folgende Zusammensetzung:

Fig. 222.

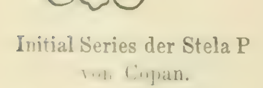












Initial Series der Stela P von Copan.

1. $9 \times 20 \times 20 \times 360$.
2. $9 \times 20 \times 360$.
3. $x \times 360$.
4. 0×20.
5. 0×1.
6. 3. ahau.

Ich glaube, wir können für das x hier die Zahl Dreizehn einsetzen. Denn mit der Hieroglyphe dieser Zahl (vgl. oben Fig. 198 und den Multiplicator der vierten Gruppe in Fig. 221) stimmt der Multiplicator unserer dritten Gruppe in den wesentlichen Zügen überein. Die Zusammenrechnung ergiebt dann 5251 Tonalamatl und 220 Tage, oder 3741 Sonnen-Jahre und 15 Tage. Das ist der Abstand des Tages 3. ahau. 3. xma kaba von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku.

Zum Schluss führe ich noch die Initial Series der Stela E von Copan an (Fig. 223, S. 723). Hier sind leider die unteren Hieroglyphen vollständig zerstört. Die erhaltenen Reste sind aber doch interessant genug. Die Stela weicht von den anderen dadurch ab, dass Multiplicator und Multiplicandus, wenigstens in den oberen Gliedern, nicht, wie sonst, dicht aneinandergerückt, sondern als gesonderte Hieroglyphen geschrieben sind. Die Multi-

plicanden ähneln denen der Stela P insofern, als sie auch wenig ausdrucksvol sind. Ein ziemlich gleichartiger Vogelkopf liegt, soweit der Erhaltungsstand dies erkennen lässt, überall zu Grunde. Dem Multiplicandus der ersten Gruppe fehlt, wie in Stela P, das sonst überall angegebene diakritische Zeichen der Hand. Aber bei dem Multiplicandus der dritten Gruppe, der die tun oder Zeiträume von 360 Tagen bezeichnet, sind deutlich die drei dunklen Kreise im Auge gezeichnet, die wir in den Hieroglyphen dieser Periode fast regelmässig angegeben fanden (vergl. oben Fig. 110—115, 117, 118, 120, 121, 124, 125). Unter den Multiplicatoren fällt der der ersten Gruppe auf, der eine ganz neue Form darstellt, und von dem ich nur die Vermuthung aussprechen darf, dass er — vielleicht — eine andere Form der Hieroglyphe Neun ist. Der Multiplicator der zweiten Gruppe scheint, wie der der dritten der Stela P, mit dem Werthe dreizehn angesetzt werden zu müssen. Bei dem dritten Multiplicator der Stela E hört leider schon jede Identificirung auf.

Fig. 223.



Initial Series der Stela E von Copan.

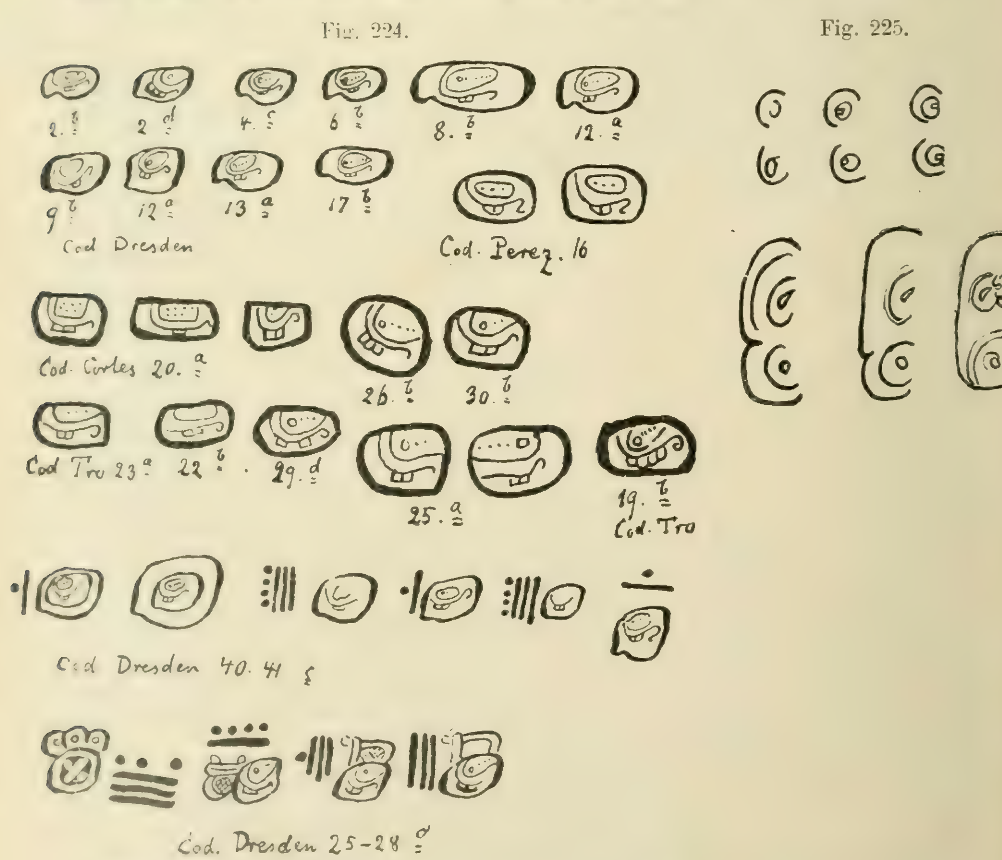
Sehr gereizt hätte es mich, die in Hieroglyphen ornamentaler Art ausgeführten Initial Series der Kröte B und der Stela D von Quiriguá zu analysiren. Aber für Stela D liegt in dem, was Maudsley bisher publicirt hat, nur eine Photographie vor, die doch ein genaueres Studium nicht ermöglicht. Und auf der Kröte B ist gerade das Ahau-Datum zerstört.

Wenden wir uns nun mit dem, was wir aus den letzten Feststellungen an Kenntniss gewonnen haben, noch einmal zu der Kreuzplatte I von Palenque (vgl. Fig. 184) zurück, so sieht man ohne Weiteres, dass der zweite Multiplicator (vgl. Fig. 208) den Zahlwerth Neunzehn haben muss. Nimmt man das diakritische Zeichen des Knochens weg, so erhält man ein Gesicht, das in jeder Beziehung die Besonderheiten der Hieroglyphe Neun, wie wir sie oben kennen gelernt haben, aufweist. Aber auch der dritte Multiplicator (Fig. 207) könnte denselben Werth haben. Denn ein Vergleich der beiden Hieroglyphen, die ich oben in Fig. 216 nebeneinandergestellt habe, und aus denen ich in Fig. 217 die Köpfe noch einmal besonders gezeichnet habe, scheint zu beweisen, dass es ein- und dasselbe Stirnabzeichen ist, das wir in den Köpfen des zweiten und dritten Multiplicators, in Fig. 208 und 207, sehen, während andererseits die Fig. 215 darauf hinzudeuten scheint, dass das andere Merkmal, die Jaguarflecken und die Haare in der unteren Hälfte des Gesichts, gelegentlich fehlen oder undeutlich werden kann. Immerhin bleibt eine Unsicherheit bestehen, und anderes Vergleichsmaterial habe ich noch nicht heranschaffen können. Der Multiplicator der ersten Gruppe aber (Fig. 209) ist nach wie vor noch unbekannt. Ich habe nun bald diesen, bald jenen Werth eingesetzt und durch die Rechnung geprüft, bin aber bisher noch zu keinem befriedigenden Resultate gelangt. Das Wahrscheinlichste ist mir, dass die Initial

Series dieser Altarplatte in ähnlicher Weise zusammengesetzt sein wird, wie die der beiden anderen, d. h., dass der Multiplicator der ersten Gruppe auch mit Eins anzusetzen sein wird. Es würde dann die Fig. 209 nur eine Variante der Fig. 185, der Hieroglyphe Eins, darstellen, und die ganze Altarplatte etwas über einen Katun später datirt sein, als die des Kreuztempels Nr. II. Ich muss aber einräumen, dass auch so das Exempel, wenigstens für das Uinal-Datum, noch nicht stimmt. Man erhält den Tag 8. ahau, aber nicht, was herauskommen müsste, 18. tzec, sondern 3. tzec. Nun liegt ja vielleicht die Chronologie oder die Arithmetik dieser Platte etwas im Argen. Während auf den Altarplatten des Sonnentempels und des Kreuztempels Nr. II die im Text angegebenen chronologischen Fixa durch die dazwischen verzeichneten Zahlen fast alle gut begründet sind, gilt das für die im Text der Kreuzplatte Nr. I angegebenen Daten nur zum kleineren Theil. Mehrfach findet man, dass die angegebenen Distanzen nur für die Tageszeichen-Namen, aber nicht für die Uinal-Daten richtig sind. Es erscheint daher nicht ausgeschlossen, dass auch für die Initial Series dieser Platte ein Rechenfehler oder eine ungenaue Fixirung anzunehmen ist.

Es ist bedauerlich, dass ich gerade mit Bezug auf dieses wichtige und bekannteste Monument mit einem unbefriedigenden Resultate schliessen muss. Immerhin bleibt eine ganze Anzahl von gesicherten Ergebnissen: die gesicherte Lesung der Initial Series einer grossen Zahl von Monumenten, auch solcher, in denen die

Fig. 224. Fig. 225.



Hieroglyphen der Zahl Zwanzig in den Handschriften und auf den Monumenten.

Multiplicatoren nicht Ziffern, sondern Hieroglyphen sind, und die Feststellung einer ganzen Anzahl zahlbezeichnender Hieroglyphen, die nahezu den ganzen Zahlenraum von 1—19 umfassen. Ich füge noch in Fig. 224—225 die Zeichen für die Zahl Zwanzig hinzu, die in den Handschriften in Distanzangaben, und in den Handschriften und auf den Monumenten in Verbindung mit Uinal-Namen vorkommen. Ueber beide Formen habe ich schon in einer meiner frühesten Abhandlungen[1]) Näheres angegeben.

Ehe ich mich nun den Schlussbetrachtungen zuwende, muss ich eines Werkes gedenken, das sich mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigt, und in dem ein grosser Theil der Resultate, zu denen ich gelangt bin, schon enthalten ist. Das ist das Werk von J. T. Goodman: „The Archaic Maya Inscriptions", das auf Veranlassung und auf Kosten Alfred P. Maudsley's als VIII. Theil des grossen Maudsley'schen Werkes, der archäologischen Abtheilung der Biologia Centrali-Americana, im Februar 1897 erschienen ist. Der verstorbene Professor Brinton hat in der „Science" vom April desselben Jahres eine sehr abfällige Kritik über dies Buch veröffentlicht, die aber durchaus ungerecht ist. Von dem, was Goodman wirklich gesehen und erreicht hat, hatte Brinton keine Ahnung und konnte, bei dem Stande seiner Kenntnisse von der Sache, auch keine Ahnung haben. Der erregte Ton seiner Kritik war vielleicht zum Theil dadurch veranlasst, dass sich Brinton durch Goodman's Bemerkungen über die gelehrten Dilettanten selbst etwas getroffen fühlte. In zwei Beziehungen hat aber Brinton das Goodman'sche Buch ganz gut charakterisirt, indem er das Fehlen von Beweisen für die aufgestellten Behauptungen und das vollständige Verschweigen aller Vorarbeiten und aller Vorarbeiter auf diesem Gebiete hervorhob.

Goodman hat Alles aus der Tiefe seines Gemüthes construirt. Er ist zunächst daran gegangen, den Jahres-Kalender zu construiren, d. h. sich Rechenschaft über die Verbindung der Tageszeichen- und der Uinal-Daten zu geben. Ich habe oben angeführt, dass ich schon im Jahre 1891 und später 1895[2]) darauf hingewiesen habe, dass die Verbindung der Tageszeichen- und der Uinal-Daten in den Dresdener Handschriften und auf den Monumenten Folgendes beweist: die Schreiber dieser Handschriften und die Errichter der Monumente haben die Jahre nicht mit kan, muluc, ix, canac, wie die Yukateken, begonnen, sondern mit den Tagen been, e'tznab, akbal, lamat, welche den mexikanischen Tagen acatl, tecpatl, calli, tochtli entsprechen. Goodman hat das auch gesehen. Aber bei dieser Annahme muss er mit anderen Aufstellungen in Conflict gerathen sein. Nachdem er daher, wie er sagt, bei dieser einfachen Aufgabe lange Zeit im Ungewissen gewesen sei, habe er endlich die Entdeckung gemacht, dass die Errichter der Monumente ihre Jahre mit den (den Tagen been, e'tznab, akbal, lamat vorhergehenden) Tagen eb, caban, ik, manik begonnen, dass sie aber ihre Uinal (ihre sogenannten Monate) nicht mit dem ersten, sondern mit dem zwanzigsten Tage begonnen und dann den ersten, zweiten, dritten u. s. f. weitergezählt hätten! D. h. mit anderen Worten: wenn Goodman auf den Monumenten ein Datum 1. ik, 20. pop findet, so wäre das nach ihm zu lesen: „ein Tag 1. ik, der der erste des Uinal pop ist". Das Datum 2. akbal, 1. pop hiesse: „ein Tag 2. akbal, welcher der zweite des Uinal pop ist" u. s. f. — Das heisst in der That die Dinge auf den Kopf stellen, um einer einfachen Erklärung zu entgehen.

Weiter ist Goodman zur Construction des sogenannten „chronologischen Kalenders" d. h. der Katun-Rechnung übergegangen. Diese Aufgabe sei viel

1) „Ueber die Bedeutung des Zahlzeichens 20 in der Maya-Schrift". Zeitschrift für Ethnologie XIX (1887), Verhandl. S. (237)—(240).

2) Zeitschrift f. Ethnol. XXIII. S 103 u. 111: ebend. XXVII, Verhandl. S. (447)—449).

schwieriger gewesen. Sieben Jahre habe er sich bemüht, ohne zu einem Resultat zu gelangen, durch Pio Perez missleitet, welcher die vorliegende Schwierigkeit anscheinend dadurch löste, dass er dem Katun eine Länge von 24 Jahren zuschrieb. Endlich nach sieben Jahren sei ihm, Goodman, ein Licht aufgegangen. In dramatisch bewegten Worten schildert er seine Entdeckung, apostrophirt Pio Perez, der schon so nahe daran gewesen sei, die Wahrheit zu finden —: „Poor Don Pio! to have the pearl in his grasp and be unaware of its pricelessness like so many others" — und kommt dann mit der Entdeckung heraus, dass der Katun weder 20, noch 24 Jahre, sondern 20 · 360 Tage umfasst habe! Also genau das, was ich in der eben angezogenen Abhandlung vom Jahre 1891 geschrieben und gedruckt und später noch des öfteren wiederholt habe! Nun kommt es gewiss nicht selten vor, dass zwei Leute unabhängig von einander auf denselben Gedanken kommen, und dass der eine ihn erst viel später veröffentlicht, als der andere. Auch mag man Hrn. Goodman, der sich rühmt, ein „ungelehrter Proletarier" zu sein, es glauben, dass er kein Deutsch versteht. Es kommen hierbei aber doch noch einige besondere Umstände in Betracht. Ich habe seinerzeit meine Arbeiten an Edward S. Holden nach Californien geschickt, der mir schrieb: — „There are several cultivators to this study in California, and it will give me pleasure to hand your paper to them, as they will be much interested in it." — In der Vorrede zu seinem Buche berichtet Goodman selbst, dass auf dem Titelblatt seines Buches eigentlich Dr. Gustav Eisen in San Francisco hätte mitgenannt werden müssen, der seine Aufmerksamkeit zuerst auf diese Studien gelenkt, 12 Jahre zusammen mit ihm gearbeitet, und das meiste von dem Material, das von ihm, Goodman, verarbeitet worden sei, für ihn gesammelt habe. Nun, Gustav Eisen ist ein Schwede und versteht Deutsch. Goodman hat seine Vorrede im November 1895 geschrieben. Wenn er 12 Jahre mit Eisen gearbeitet hat, so hat er also etwa im Jahre 1883 angefangen. Und wenn er, wie er angiebt, sich sieben Jahre vergeblich mit der Sache abgemüht hat, so hat er seine Entdeckung gerade in dem Jahre gemacht, in dem meine Arbeit an Edward S. Holden nach San Francisco kam. Das ist gewiss ein eigenthümliches Zusammentreffen. Man wird es mir nicht verargen, wenn ich auf den Gedanken komme, dass dem „ungelehrten Proletarier", der aber von einem gebildeten, Deutsch verstehenden Arzte mit Material für seine Arbeiten versehen wurde, die von mir gemachten Feststellungen nicht ganz unbekannt geblieben sein können, dass ich aber mit Förstemann und manchem Andern die Ehre theile, in Goodman's Buche ignorirt zu werden.

Goodman hat sich die Mühe gemacht, für die ganzen 52 Jahre des mexikanischen Jahrhunderts die Tage mit ihren Uinal- (sog. Monats-) Daten auszuschreiben. Das kostet eine Masse Papier und hat wenig practischen Werth. Zudem hat er seine Tabellen, wenn nicht unbrauchbar, so doch für den Benutzer verwirrend gemacht, indem er auf ihnen seine sonderbare Idee, dass die alten Maya den zwanzigsten Tag eines Uinal als ersten, den ersten als zweiten, den zweiten als dritten Tag u. s. f. gezählt hätten, zum Ausdruck gebracht hat. Auf Grund der richtigen Katun-Länge, wie sie meiner Feststellung entspricht, hat Goodman weiter die Anfangstage der einander folgenden Katun mit ihren zugehörigen Uinal-Daten ausgeschrieben. Als Anfang aber setzt er nicht das Normal-Datum, das Förstemann uns kennen lehrte, und das, wie wir oben gesehen haben, nahezu ausnahmslos auf allen Monumenten als Ausgangspunkt der Rechnung nachzuweisen ist, sondern er griff ein Datum heraus, das ihm auffällig war, weil es allein unter den Monumenten von Copan auf dreien derselben an hervorragender Stelle anzutreffen ist, das Datum 4. ahau, 13. yax, das, wie wir gesehen haben, um

1 404 000 Tage, oder etwas über 3846 Sonnenjahre von dem Normal-Datum absteht. Indem er aber dieses Datum 4. ahau, 13. yax nicht etwa bloss als Anfangstag eines Katun, sondern als Anfangstag grosser Aeren von 13 × 20 Katunen setzte, weil auf den Monumenten Zwanzigfache von Katunen mit der Ziffer 13 combinirt vorkommen[1]), und indem er weiter fand, dass auch für die Zwanzigfachen eines Katun, wie für die einfachen Katun, und die Tun, es gilt, dass erst nach Ablauf von 73 × 13 dieser Zwanzigfachen von Katunen dieselbe Combination des Ahau-Tages und des Uinal-Datums eintritt, so kam er dazu, 73 grosse Aeren von je 260 Katunen zu construiren, deren fünfundfünfzigste erst — in Goodman'scher Bezeichnung die Nummer 54, weil er auch hier von der Idee ausgeht, dass die Maya mit der letzten der möglichen Ziffern, hier 73, die erste dieser Aeren bezeichnet hätten — unser Anfangs- und Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku ist. Man sieht, dass er auf diese Weise spielend zu der netten Zahl von 276 953 Jahren gelangte, die vor unserm Anfangs- und Normal-Datum, dem Datum 4. ahau, 8. cumku, liegen sollten.

Die Multiplicanden auf den Monumenten hat Goodman im Allgemeinen richtig erkannt, verräth aber auf keiner Seite seines dickleibigen Werkes, dass diese Multiplicanden-Lesung aus der Zifferschreibung der Dresdener Handschrift, die Förstemann uns kennen lehrte, hervorgeht, und ebensowenig, dass Förstemann schon vor ihm die 20, 360 und 7200 erkannte. Dass ich in der Identificirung der Multiplicanden der Initial Series Goodman vorangegangen bin, habe ich oben (S. 704, 705, Anm.) durch die Anführung der Stelle aus den Actas des Amerikanisten-Congresses in Mexico dargethan. Durch Nachrechnung der Distanzen zwischen den einzelnen Daten des Textes ist Goodman weiter auch zu einer im Allgemeinen richtigen Identificirung der Uinal-Hieroglyphen gelangt. An einer richtigen Deutung der Initial Series aber hinderten ihn seine Idee, dass die Multiplicatoren der Initial Series als Ordinalzahlen zu betrachten seien, und ferner der Umstand, dass er die Hieroglyphen, von denen ich oben nachwies, dass sie den Multiplicator Null darstellen, als Bezeichnung der Zahl 20 auffast. Um sich dabei mit den Thatsachen abzufinden, muss er (S. 90 seines Buches) annehmen, dass, wo bei einem Uinal die Ordinalzahl 18 steht, sie ausnahmslos in allen Fällen durch die Hieroglyphe 20 zum Ausdruck gebracht werde! Goodman liebt das „I discovered, I determined", und er bricht in die stolzen Worte aus: — „I expect my calendar to be challenged. It would be without precedent in the history of discovery, if it were not. But I leave it to defend itself, conscious that it is as infallible as the multiplication table, and knowing that all antagonists must finally go down before it." — Das, was in „seinem" Kalender richtig ist, die wahre Katun-Länge, ist nicht von Goodman, sondern von mir entdeckt und lange vor Goodman's Buch von mir veröffentlicht worden. Auch dass auf den Monumenten die gleiche Art der Combination von Tages-Daten und Uinal-Daten vorliegt, wie in der Dresdener Handschrift, ist schon vor Goodman von Förstemann und mir ausgesprochen worden; ebenso wie auch die Multiplicanden-Hieroglyphen von Förstemann und mir selbständig erkannt worden sind. Was Goodman hinzugethan hat: die Anfänge mit dem zwanzigsten der Monate, die lange Reihe der Aeren von dem willkürlich gesetzten Anfang 4. ahau, 13. yax, und die Art der Initial Series-Lesung, ist theils willkürlich, theils falsch.

Wenn ich Goodman nun aber auch „seinen" Kalender streitig machen muss, so gebührt ihm doch das Verdienst, die Hieroglyphen der Multiplicatorenzahlen,

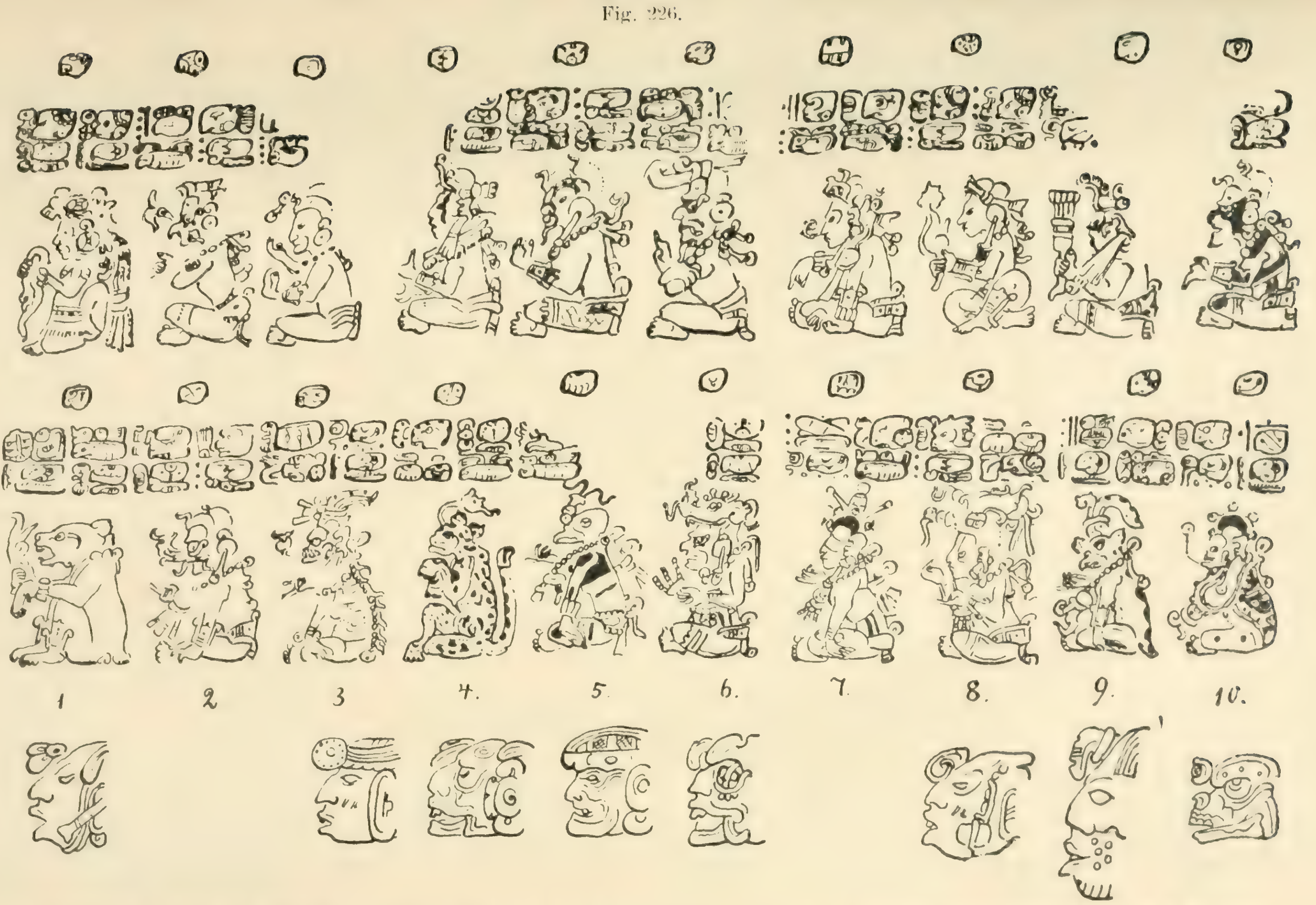
1) Wie dieses Vorkommen zu deuten ist, dafür habe ich oben S. 707 eine Erklärung gegeben.

die er „Face numerals“ nennt, in ihrer Bedeutung erkannt und einen grossen Theil derselben richtig bestimmt zu haben. Merkwürdig ist nur, dass er es nicht für nöthig erachtet, anzugeben, wie er zu seinen Bestimmungen gelangt ist. Er kann ja allerdings darauf verweisen, die Probe an den Monumenten zu machen. Aber dann musste doch der zu wählende Ausgangspunkt zweifellos festgestellt sein. Aber die Thatsache, dass Goodman bei seinen Berechnungen der Initial Series-Zahlen im Grunde auch von dem von Förstemann entdeckten Normal-Datum 4 ahau, 8 cumku ausgeht, erscheint geradezu verschleiert. Man kann es Brinton in gewisser Weise nicht verargen, dass er eine wissenschaftliche Abhandlung, in der Argumente wie — „Ich wette, das ist so“ — „Ich habe nicht ein Bisschen Zweifel daran“ — eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen, kurzer Hand bei Seite schieben zu können meinte. Die Entwicklung, die ich oben für die Bestimmung der Hieroglyphen der Multiplicatorenzahlen, der „Face numerals“ Goodman's, gegeben habe, zeigt nicht nur den Weg, wie ich dazu gelangt bin, sondern giebt auch die Beweise, dte man in Goodman's Buche vergeblich sucht. Vieles ist in Godman's Bestimmungen auch direct gerathen, was mit grosser Sicherheit vorgetragen wird. Da er sich aber gedrungen fühlte, die Liste der Zahlen-Hieroglyphen vollständig von 1—20 zu geben, und da er ausserdem auf einigen Monumenten, so besonders der Stela D von Copan und der Palast-Treppe von Palenque, die Multiplicatoren zweifellos falsch gelesen hat, so wird man es begreifen, dass man bei ihm die richtigen Feststellungen mit falschen und absolut unsichern gemischt findet. So sind die Formen, die er für die Hieroglyphe Sieben giebt, durchaus hypothetisch, durch keine Initial Series gewährleistet. Die Hieroglyphe der Zahl Neun ist bei ihm unter die Zahlen Drei, Neun und Zwölf vertheilt. Die Hieroglyphe 13 aus der Initial Series von Palenque führt er unter 15 auf, was ein Unding ist, da mit einem Ahau-Tage kein fünfzehnter eines Uinal verbunden sein kann. Dass auf der Stela D in der zweiten Gruppe 15 und nicht 5 zu lesen ist, hat er nicht gesehen. Und die Zahl 13 ist bei ihm eine Vereinigung sicher nicht zusammengehöriger Typen. Goodman stellt die merkwürdige Theorie auf: — „that the sculptors assumed that everybody must know what the current cycle was, and therefore carved the sign with the greatest freedom in initial dates! —

Eine glückliche Muthmaassung von ihm ist es, wenn er, von der Thatsache ausgehend, dass ein Todtenkopf die Zahl Zehn und zugleich das sechste Tageszeichen cimi bezeichnet, auch den andern Tageszeichen in ihrer Reihenfolge einen entsprechenden Zahlenwerth zuschreibt. Wir würden dann in der That für die Zahl Acht das vierte Tageszeichen, das Zeichen kan erhalten. Und wir haben gesehen, dass die Acht durch den Gott mit dem Kan-Zeichen dargestellt wird. Die Zahl Sechs für das zweite Tageszeichen ik „Wind“ würde auch stimmen, denn die Hieroglyphe hat das Kreuz, das Symbol der vier Windrichtungen, im Auge. Die Zahl Vier, deren Hieroglyphe das Gesicht des Sonnengottes ist, würde dem zwanzigsten Tageszeichen ahau entsprechen, und die Zahl Eins, deren Hieroglyphe das Gesicht der Frau ist, dem siebzehnten Tageszeichen caban: mit beidem kann man sich durchaus einverstanden erklären. Die von Goodman dabei gegebenen Erklärungen laufen im Wesentlichen auf eine Summirung von ihm angenommener Zahlwerthigkeiten hinaus. Nur bei caban giebt er eine sachliche Erklärung. Die Aufstellung eines Zusammenhangs zwischen dem Gesichte der Frau und dem Zeichen caban ist aber auch wieder so ein intimer Zug, in dem ich Fleisch von meinem Fleische und Geist von meinem Geiste zu erkennen glaube.

Goodman führt diese Parallelisirung mit den Zahlen für die zwanzig Tageszeichen durch, deren jedes er darnach direct als Zeichen für eine bestimmte Zahl

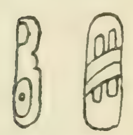
Fig. 226.



Die zwanzig Götter der Dresdener Handschrift und die den Multiplicatoren-Zahlen 1—10 entsprechenden Götter-Köpfe der Monumente.

[illegible] Mir erscheint es zweifelhaft, ob man den Vergleich über die Zahl Zehn hinausführen darf. Jenseit dreizehn fanden wir die mit dem Symbol der Zahl 10, dem Knochen, zusammengesetzten Zahlen-Hieroglyphen. Ich möchte eine andere Parallele heranziehen: die zwanzig Götter, die im oberen Theil der Blätter 4—10 der Dresdener Handschrift dargestellt sind, und möchte glauben, dass die zwanzig Tageszeichen sowohl, wie auch die zwanzig Götter, sich in zwei Reihen von je zehn ordnen, deren einzelne Glieder einander und den auf den Monumenten die Zahlen 1—10 bezeichnenden Götter-Köpfen in der Weise entsprechen, wie ich das in Fig. 226 (S. 729) angezeigt habe. Dass bei dieser Anordnung in der That an den verschiedensten Stellen Parallelen auftauchen, davon wird man sich leicht überzeugen. Ich hebe hervor die Tageszeichen muluc (Wasser) und cauac (Regen); been (Rohr und Dach) und akbal (Nacht und Haus). Unter den Göttern in der zweiten Columne Chac, den Regengott, und Ah bolon tz'acab, den Wassergott. In der sechsten Columne Kinch ahau, den Sonnengott, und Itzamná, den alten Himmelsgott. In der achten den Gott mit dem Kan-Zeichen und den jungen Gott. Man vergleiche ferner die Hieroglyphe Zehn und den Todesgott; die Hieroglyphe Acht und den Gott mit dem Kan-Zeichen; die Hieroglyphe Sechs mit dem Windkreuz im Auge und den alten Himmelsgott; die Hieroglyphe Fünf, das Greisen-Gesicht, und den kahlköpfigen Vogel, den Geier; den Sonnengott und den Jaguar. Und auch für die Hieroglyphe Neun ist der Vogel Moan, der zur Hälfte Jaguar ist, eine directe Parallele. An anderen Stellen freilich scheint die Parallele zu versagen, so gerade in der ersten Columne. Doch mögen hier Beziehungen obwalten, die uns noch verborgen sind. Jedenfalls glaube ich, dass man allen Grund hat, diesen Vergleich im Auge zu behalten. Auf eine ursprünglich dekadische Anordnung lässt auch die merkwürdige Thatsache schliessen, dass die beiden Hauptreihen von zwanzig Göttern, die in den mexikanischen Handschriften vorkommen, an der elften Stelle eine Verschiebung aufweisen.

Fig. 227.



Eine andere Hieroglyphe für die Ziffer Eins.

Dass in der That die alten Maya die Tageszeichen dekadisch anordneten und dementsprechend numerisch verwertheten, dafür könnte ein Beleg — vielleicht — darin gefunden werden, dass die Fig. 227, der aufgerichtete Daumen, der gewissermaassen eine der Schmalseite der Hieroglyphe angepasste Abbreviatur der Hand, d. i. des Tageszeichens manik ist, auf der Altarplatte des Kreuztempels I von Palenque als Multiplicator „Eins“ vorkommt, also den gleichen numerischen Werth wie das Zeichen caban hat, dem wir oben den Zahlwerth „Eins“ zuschrieben.

In ähnlicher Weise wie den Tageszeichen schreibt Goodman auch den Uinal einen ihrer Reihenfolge entsprechenden Zahlenwerth zu, indem er zo'tz gleich Vierzehn setzt, weil die Fledermaus in bestimmten Hieroglyphen-Gruppen einmal für die Zahl Vierzehn eintrete. — Ist dies schon hypothetisch genug, so beginnt bei den „directive signs“, den „numeric features of personages“ usw. die „Intuition“ Goodman's freier zu walten, ohne dass man dabei in Bezug auf die Sicherheit der Ueberzeugung irgendwie eine Abnahme verspürte. Goodman ist in der That der Meinung, dass die gesammten Monumente Central-Americas in all ihren Theilen — Figuren, Gesichtern, Hieroglyphen und Theilen von Gesichtern und Hieroglyphen — aus Zahlen und Zahlen-Symbolen zusammengesetzt seien, der ungeheure Ausdruck eines Cultus der Zahl. Dieser Versuch, die lebendigen Gestalten, die Gesichter, die Ornamente, die Hieroglyphen, in lauter Zahl-

Symbole zu zerschneiden, erinnert an die ähnlichen Versuche Hilborne T. Cresson's, die Maya-Hieroglyphen in lauter alphabetische Elemente zu zerlegen. Von den letzteren spricht heute schon kein Mensch mehr. Ueber die ersteren wird die Wissenschaft vermuthlich ebenso zur Tages-Ordnung übergehen.

Ich habe zum Schluss nun noch das Verhältniss zu besprechen, in welchem die verschiedenen Monumente, die wir kennen lernten, zu einander stehen. Hier ist zunächst des merkwürdigen Gegensatzes zu gedenken, der zwischen den Altarplatten von Palenque und den übrigen Monumenten besteht. Ich habe oben schon erwähnt, dass die Initial Series aller Monumente, die wir lesen können, in dem ersten Gliede den Multiplicator Neun enthalten. Und ich kann hinzufügen, dass auch für die Stelen von Quiriguá, die ich noch nicht behandeln konnte, weil sie in dem Maudsley'schen Werke noch nicht zur Veröffentlichung gelangten, und für die von den Ingenieuren des Peabody-Museums ausgegrabene Stela 6 von Copan das Gleiche gilt. Auf den Altarplatten von Palenque dagegen, soweit wir sie entziffern können, steht im ersten Gliede der Multiplicator Eins. Giebt, wie ja das von vornherein das Wahrscheinlichste ist, das am Ende der Initial Series verzeichnete Datum die Zeit der Errichtung des betreffenden Monumentes an, so müssten wir schliessen, dass alle anderen Monumente innerhalb des zehnten Cyklus nach dem Anfangs- und Normaldatum 4. ahau, 8. cumku, der Kreuztempel II von Palenque und der Sonnentempel, und vielleicht auch der Kreuztempel I, innerhalb des zweiten Cyklus nach dem Anfangs- und Normaldatum errichtet worden seien. Mit anderen Worten, wir müssten annehmen, dass zwischen der Zeit der Errichtung der Tempel von Palenque und der aller anderen Monumente ein Zeitraum von etwa 3160 Jahren liege, dass die Tempel von Palenque um etwa 3160 Jahre älter seien als die Monumente von Copan und Quiriguá und als die Treppe des unweit der Tempel aufragenden Palastes von Palenque. Das ist an sich nicht wahrscheinlich, und um so weniger, als man nach dem Stil der Hieroglyphen und der Figuren viel eher geneigt sein würde, die Tempel von Palenque für jünger als die Stelen von Copan zu erklären. Die Lösung des Räthsels kann eine verschiedene sein. Es kann sein, dass in den Initial Series der Tempel von Palenque das Enddatum nicht die Zeit der Errichtung des Tempels, sondern ein früheres heiliges Datum zur Anschauung zu bringen bestimmt war. Es kann aber auch sein, dass man die Zeit der Errichtung des Monuments nicht durch Aufzeichnung des wirklichen, traditionell angenommenen Abstandes vom Normaldatum, sondern gewissermaassen in arithmetischer Weise durch Aufzeichnung eines Abstandes, der vom Normaldatum zu einem Tage dieser Benennung führte, zur Anschauung brachte.

Die Enddaten der Initial Series aller übrigen Monumente, die wir lesen können, fallen, wie gesagt, innerhalb des zehnten Cyklus nach dem Anfangs- und Normaldatum 4. ahau, 8. cumku. Für eine Uebersicht der auf die Katun- und Tun-Anfänge fallenden möglichen Combinationen von Ahau-Tagen und Uinal-Daten sind die Tabellen ganz praktisch, die Goodman am Schluss seines Werkes unter der Ueberschrift „Perpetual chronological calendar" giebt. Die Construction dieser Tabellen ist mit das Beste in Goodman's Buch. Nur muss man natürlich den richtigen Anfangspunkt setzen, das ist das Normaldatum 4. ahau, 8. cumku. Die Uebersicht der möglichen Cyklen-Anfänge, die Goodman auch giebt, hat kaum eine praktische Bedeutung, und die der 73 von ihm angenommenen grossen Aeren noch weniger. Ich gebe in Tabelle A (S. 732/3) ein verbessertes Schema der möglichen Variationen der Katun-Anfänge, mit dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku beginnend, in Tabelle B (S. 734/5) ein verbessertes Schema der

A. Variationen der Katun-Anfänge (vom Normal-Datum an)

Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	
1	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	ahau — 8. cumku
2	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	„ — 8. mac
3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	„ — 8. mol
4	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	„ — 8. zip
5	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	„ — 13. pax
6	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	„ — 13. zac
7	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	„ — 13. xul
8	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	„ — 13. pop
9	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	„ — 18. kankin
10	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	„ — 18. ch'en
11	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	„ — 18. zo'tz
12	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	„ — 3. cumku
13	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	„ — 3. mac
14	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	„ — 3. mol
15	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	„ — 3. zip
16	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	„ — 8. pax
17	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	„ — 8. zac
18	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	„ — 8. xul
19	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	„ — 8. pop
20	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	„ — 13. kankin
21	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	„ — 13. ch'en
22	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	„ — 13. zo'tz
23	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	„ — 18. kayab
24	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	„ — 18. ceh
25	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	„ — 18. yaxkin
26	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	„ — 18. uo
27	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	„ — 3. pax
28	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	„ — 3. zac
29	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	„ — 3. xul
30	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	„ — 3. pop
31	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	„ — 8. kankin
32	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	„ — 8. ch'en
33	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	„ — 8. zo'tz
34	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	„ — 13. kayab
35	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	„ — 13. ceh
36	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	„ — 13. yaxkin — Quiriguá, Stela C, Westseite

Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	
37	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	ahau — 13. uo
38	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	„ — 18. moan
39	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	„ — 18. yax
40	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	„ — 18. tzec
41	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	„ — 3. xma kaba
42	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	„ — 3. kankin
43	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	„ — 3. ch'en
44	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	„ — 3. zo'tz
45	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	„ — 8. kayab
46	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	„ — 8. ceh
47	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	„ — 8. yaxkin
48	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	„ — 8. uo
49	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	„ — 13. moan
50	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	„ — 13. yax — Copan, Stela B, Altar S
51	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	„ — 13. tzec
52	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	„ — 18. cumku — Quiriguá, Stela E, Ostseite
53	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	„ — 18. mac
54	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	„ — 18. mol
55	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	„ — 18. zip
56	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	„ — 3. kayab
57	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	„ — 3. ceh
58	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	„ — 3. yaxkin
59	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	„ — 3. uo
60	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	„ — 8. moan
61	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	„ — 8. yax
62	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	„ — 8. tzec
63	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	„ — 13. cumku
64	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	„ — 13. mac
65	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	„ — 13. mol
66	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	„ — 13. zip
67	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	„ — 18. pax
68	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	3	„ — 18. zac
69	11	8	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	„ — 18. xul
70	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	„ — 18. pop
71	7	4	1	14	8	5	2	12	9	6	3	13	10	„ — 3. moan
72	5	2	12	9	6	3	13	10	7	4	1	11	8	„ — 3. yax
73	3	13	10	7	4	1	11	8	5	2	12	9	6	„ — 3. tzec

B. Variationen der Tun-Anfänge (vom ersten Tun des zehnten Cyklus an)

Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13			
1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	ahau	— 13. ceh	
2	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	„	— 8. ceh	— Im 5. Uinal, 12. [illegible], 8. [illegible]. Quiriguá, Stela F. West, [illegible] Stela J
3	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	„	— 3. ceh	
4	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	„	— 18. zac	
5	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	„	— 13. zac	
6	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	„	— 8. zac	
7	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	„	— 3. zac	
8	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	„	— 18. yax	— Im 9. Uinal, 12. ahau, 18. cumku. Copan, Stela A
9	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	„	— 13. yax	— Copan, Stela B, Altar S, Altar [illegible]
10	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	„	— 8. yax	
11	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	„	— 3. yax	— Quiriguá, Stela K
12	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	„	— 18. ch'en	
13	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	„	— 13. ch'en	
14	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	„	— 8. ch'en	— Copan, Stela D
15	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	„	— 3. ch'en	
16	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	„	— 18. mol	
17	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	„	— 13. mol	
18	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	„	— 8. mol	
19	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	„	— 3. mol	
20	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	„	— 18. yaxkin	
21	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	„	— 13. yaxkin	— Quiriguá, Stela C. West
22	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	„	— 8. yaxkin	
23	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	„	— 3. yaxkin	
24	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	„	— 18. xul	— Im 14. Uinal, 8. ahau, 13. pop. Palenque, Palasttreppe
25	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	„	— 13. xul	— Im 15. Uinal, 5. ahau, 8. uo. Copan, Stela I
26	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	„	— 8. xul	
27	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	„	— 3. xul	
28	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	„	— 18. tzec	
29	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	„	— 13. tzec	
30	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	„	— 8. tzec	
31	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	„	— 3. tzec	
32	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	„	— 18. zo'tz	
33	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	„	— 13. zo'tz	
34	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	„	— 8. zo'tz	— Quiriguá, Stela J; Copan, Stela M
35	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	„	— 3. zo'tz	— Im 11. Uinal, 3. lamat, 6. mac. Copan, Altar K

Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	
36	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	ahau — 18. zip
37	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	„ — 13. zip
38	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	„ — 8. zip
39	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	„ — 3. zip — Quiriguá, Stela F, Ost: Copan, Stela N
40	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	„ — 18. uo
41	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	„ — 13. uo
42	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	„ — 8. uo
43	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	„ — 3. uo
44	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	„ — 18. pop
45	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	„ — 13. pop
46	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	„ — 8. pop
47	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	„ — 3. pop
48	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	„ — 3. xma kaba — Copan, Stela P
49	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	„ — 18. cumku — Quiriguá, Stela E, Ost
50	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	„ — 13. cumku
51	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	„ — 8. cumku
52	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	„ — 3. cumku — Stela J
53	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	„ — 18. kayab
54	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	„ — 13. kayab — Quiriguá, Stela A, Ost
55	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	„ — 8. kayab
56	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	„ — 3. kayab
57	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	„ — 18. pax
58	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	„ — 13. pax
59	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	„ — 8. pax
60	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	„ — 3. pax
61	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	„ — 18. moan
62	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	„ — 13. moan
63	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	„ — 8. moan
64	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	„ — 3. moan — Quiriguá, Kröte G
65	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	„ — 18. kankin
66	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	„ — 13. kankin
67	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	„ — 8. kankin
68	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	„ — 3. kankin
69	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	„ — 18. mac
70	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	„ — 13. mac
71	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	6	13	7	„ — 8. mac
72	10	4	11	5	12	6	13	7	1	8	2	9	3	„ — 3. mac
73	6	13	7	1	8	2	9	3	10	4	11	5	12	„ — 18. ceh

möglichen Variationen der Tun-Anfänge, mit dem ersten Tun des zehnten Cyklus begonnen. Auf beiden habe ich durch fette Umrahmung diejenigen Tage hervorgehoben, die als End-Daten in den Initial Series der Monumente vorkommen. Dabei habe ich für die Stelen E. F. und J von Quiriguá, die ich nicht selbst studiren konnte, da sie von Maudsley noch nicht veröffentlicht sind, die End-Daten nach den Angaben in dem Goodman'schen Buche berechnet und in das Schema eingetragen. Die Rechnung bestätigt auch für diese Stelen durchweg meine Theorie. Die Zahlen, wie sie nach meiner Feststellung gelesen werden müssen, geben genau den Abstand des am Schluss der Initial Series verzeichneten Datums von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku. Nur ist zu bemerken, dass auf der Ostseite von Stela F. wohl durch ein Versehen Goodman's, die 9 Cyklen am Anfange ausgelassen worden sind. Fügt man sie hinzu, so giebt die Initial Series der Ostseite der Stela F von Quiriguá die Summe 1 414 800. Das ist genau der Abstand des am Ende der Initial Series verzeichneten Datums 1. ahau, 3. zip von dem Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku.

Sieht man nun zu, wie die End-Daten der Initial Series der Monumente sich zeitlich vertheilen, so zeigt sich zunächst, dass — unter der Voraussetzung, die hier gemacht ist, dass das Anfangs- und Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku den Anfang eines Katun und eines Cyklus darstellt — nur drei der Daten der Monumente auf den Anfang eines Katun fallen. Es sind dies das Datum der Westseite der Stela C von Quiriguá, 6. ahau, 13. yaxkin, das der Stela B von Copan, 4. ahau, 13. yax, das auch auf dem Altar S und der Sculptur G 2 von Copan, vorkommt, und das Datum der Ostseite der Stela E von Quiriguá, 13. ahau, 18. cumku. Die andern Daten fallen theils auf den Anfang eines Tun, theils aber nicht einmal auf einen solchen, sondern innerhalb eines Tun. Ich habe diese letzteren durch ein kleines Viereck neben der Zahl, die den Anfangstag des betreffenden Tun angiebt, in der Tabelle B eingetragen. Dabei zeigt sich aber, dass — mit einziger Ausnahme der Stela P von Copan — die End-Daten der Initial Series, die den Anfangstag eines Tun bezeichnen, auf den ersten, sechsten, elften oder sechzehnten Tun eines Katun fallen. Mit andern Worten, es zeigt sich, dass die Anfangstage der vier Viertel eines Katun mit Vorliebe durch ein Monument ausgezeichnet worden sind. Und zwar finden sich nicht weniger als drei solcher Katunviertel-Anfänge, für die sowohl in Copan, wie in Quiriguá Monumente errichtet worden sind, — ein Zeichen dafür, dass die Blüthe dieser beiden örtlich nicht weit auseinanderliegenden Gemeinwesen zum Theil in dieselbe Zeit fiel. Von den Initial-Series-End-Daten, die nicht auf Katunviertel-Anfänge fallen, stehen einige wenigstens in naher Beziehung zu solchen. So fällt das Datum der Stela A von Copan 200 Tage vor den Katunanfang, 4. ahau, 13. yax, der auch im Text dieser Stela vorkommt, und der das End-Datum der Initial Series der Stela B von Copan bildet. Bei anderen dieser Daten ist mir eine solche Beziehung zu einem Katunviertel-Anfang bisher noch nicht deutlich geworden.

Das eine der drei Daten, die auf den Anfang eines Katun fallen, das der Westseite der Stela C von Quiriguá, 6. ahau, 13. yaxkin, ist zugleich das älteste. Das Datum 3. ahau, 3. yax, das End-Datum der Stela K von Quiriguá, der Stela, die dort unter dem Namen Enano (Zwerg) bekannt ist, ist das jüngste. Zwischen beiden liegt ein Zeitraum von 355 Tun oder etwas über 350 Jahren, und die Hauptmasse der andern Monumente fällt in die zweite Hälfte dieses Zeitraums, also in eine Zeit von etwa 180 Jahren. Die Meinung, die ich oben aussprach, dass die Blüthe dieser Gemeinwesen sich wahrscheinlich in wenige Jahrhunderte zusammendrängte, wird also durch die Daten der Monumente vollauf bestätigt. Man möchte

wünschen, nun auch die absolute Zeit, in welche diese Monumente fallen, bestimmen zu können. Doch scheint das leider hoffnungslos zu sein. Die einzigen mageren chronologischen Datirungen, die eine Anknüpfung an unsere Zeitrechnung gestatten, stammen aus Yucatan. Und dort galt zur Zeit der Conquista, und wahrscheinlich lange vorher, eine andere Combination von Ahau-Tagen und Uinal-Daten: der Jahresanfang hatte gegenüber dem der Monumente eine Verschiebung um 1, 6, 11, 16, oder allgemeiner um 1 + 5x Zeichen erfahren. Eine Anknüpfung an die Daten der Monumente ist demnach nicht mehr herzustellen.

Ebensowenig hat sich bis jetzt feststellen lassen, was für eine besondere Bewandtniss es mit dem Anfangs- und Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku hat, und was die Erbauer der Monumente und ihre Nachfolger, die Schreiber der Dresdener Handschrift, veranlasste, gerade dieses Datum als Anfangs- und Ausgangspunkt ihrer Zeitrechnung zu setzen. Es liegt 3570 Jahre vor dem ältesten Datum der Monumente, dem der Westseite der Stela C von Quiriguá. Es ist kaum anzunehmen, dass es durch Tradition durch diese lange Zeit festgehalten worden ist. Vielmehr ist es wahrscheinlich, dass es durch Zurückrechnung gefunden wurde. Es ist aber dunkel, was die leitenden Principien dabei waren. Dieselbe Stela, die Stela C von Quiriguá, die auf der Westseite das Datum trägt, das bisher sich als das älteste erwies, trägt auf der Ostseite das Normal-Datum 4. ahau, 8. cumku. Neun Paare von Hieroglyphen folgen, von denen die letzten vielleicht gewisse grosse Perioden bezeichnen. Aber ihre Bedeutung hat bis heut noch nicht ermittelt werden können. —

Die Betrachtung der Tabellen A und B, in denen die Katun- und Tun-Variationen zusammengestellt sind, erweckt mir nun einige Gedanken, denen ich zum Schluss noch Ausdruck geben will. Von jeher ist der dunkelste Punkt in der mexikanisch-centralamerikanischen Chronologie die Bedeutung der Zahl 13 gewesen. Die Einen haben an Mondphasen gedacht. Ich selbst habe, weil ich keine bessere Erklärung wusste, bis in die letzten Jahre der Ansicht gehuldigt, dass eine sich im Sprachgebrauch fixirende symbolische Bedeutung diese Auszeichnung der Zahl 13 verschafft habe. Ich bin indess jetzt doch anderer Ansicht geworden. Ich meine, dass die Zahl 13 und das Tonalamatl bei den mexikanisch-centralamerikanischen Stämmen durch einen Vergleich des Sonnenjahrs und der Venus-Periode, der beiden grossen astronomischen Perioden, die diese Stämme zu beobachten und aufzuzeichnen gelernt hatten, entstanden ist. Das Sonnenjahr umfasst 5 × 73, die Venusperiode 8 × 73 Tage. So geben Sonnenjahr und Venusperiode 13 × 73 Tage. Setzt man diese Periode als Einheit, so ist die nächst höhere Einheit 20 × 13 × 73 Tage, das ist der 52jährige Cyklus. Eine Vergleichung dieses 52jährigen Cyklus mit dem Sonnenjahr und der Venusperiode giebt 20 × 13, das ist das Tonalamatl, als den Factor, der dem Factor 5 des Sonnenjahrs und dem Factor 8 der Venusperiode entspricht. So wäre denn doch die Venusperiode der Ausgangspunkt des Tonalamatl, und die alte Sage, dass Quetzalcouatl (das ist der Morgenstern) der Erfinder des Kalenders, d. h. des Tonalamatl, das die Basis aller Zeitrechnung bildete, gewesen sei, hätte ihre thatsächliche Berechtigung. Ich weiss nicht, ob die obige Begründung der Zahl 13 nicht von Förstemann schon irgendwo ausgesprochen worden ist. Ich will keiner Priorität zu nahe treten. Ich bin aber jetzt voll überzeugt, dass das die richtige Lösung ist, und meine, dass die weiteren Untersuchungen der Hieroglyphen-Reihen der Handschriften und der Monumente vor Allem darauf gerichtet sein sollten, ob nicht die Perioden 5 × 73, 8 × 73, 13 × 73 irgendwo auftauchen. In erster Linie habe ich dabei den Inschriften-Tempel von Palenque im Auge. Gelingt es, in dieser Beziehung einen Fund zu machen, so wird, meine ich, auch ein grosser Theil des Textes der

Monumente sich uns enthüllen, und auch wohl einmal Aufschluss über die Bedeutung des Anfangspunktes, des Normal-Datums, gewonnen werden.

Die Untersuchungen, die ich in Obigem zur Veröffentlichung bringe, haben mich schon vor Jahren beschäftigt, als das II. Heft der Maudsley'schen Publication erschien und in ihm zum ersten Male von einer Reihe von Denkmalen die Initial Series in treuer und mustergültiger Weise veröffentlicht wurden. Ich habe die Untersuchungen damals nicht zum Abschluss gebracht, weil ich neues Material glaubte abwarten zu müssen. Da nunmehr Copan und Palenque vollständig, und mit dem ersten Heft von Quiriguá einige der hervorragendsten Denkmale auch dieser Ruinenstätte veröffentlicht sind, so konnten jetzt mit einiger Sicherheit die Resultate gezogen werden. Es steht zu hoffen, dass mit dem Verständniss auch das Interesse für jene eigenartigen Schöpfungen altamerikanischer Kunst und altamerikanischen Denkens sich beleben wird. Hr. Maudsley aber kann sich rühmen, derjenige zu sein, der durch seine Arbeiten und seine Publicationen unter allen lebenden Menschen am meisten zur Förderung dieser Studien beigetragen hat. —

(30) Neu eingegangene Schriften:

1. Munro, R., Prehistoric Scotland and its place in European civilisation. Edinburgh and London 1899. 8°. Gesch. d. Verf.
2. Baier, R., Zur vorgeschichtlichen Alterthumskunde der Insel Rügen. o. O. 1899. („Führer für die Rügen-Excursion" des VII. Intern. Geographen-Congresses zu Berlin 1899.) 8°. Gesch. d. Verf.
3. Stieda, L., Referate aus der Russischen Literatur. Die anthropologische Ausstellung in Moskau 1879. Nachtrag. Braunschweig 1899. (Archiv für Anthropol. 26. 2.) 4°. Gesch. d. Verf.
4. Ranke, J., Die überzähligen Hautknochen des menschlichen Schädeldachs. München 1899. (Abhandl. d. königl. bayer. Akad. d. Wissensch.) 4°. Gesch. d. Verf.
5. Preuss, K. Th., Die Zauber-Muster der Ôrang Sĕmang in Malâka. Nach den Materialien von Hrolf Vaughan Stevens. Berlin 1899. (Zeitschr. f. Ethnol.) 8°. Gesch. d. Verf.
6. Hauthal, R., Santiago Roth y Robert Lehmann-Nitsche, El mamífero misterioso de la Patagonia „Grypotherium domesticum". La Plata 1899. 4°. Gesch. d. Verf.
7. Farini, J. A., La Lepra. Apuntes sobre su historia, importación, etiologia y geografía estadística, hospitalaria y profilaxia. Buenos Aires 1899. (Dissertation.) 4°. Gesch. d. Verf.
8. Lehmann-Nitsche, R., Beiträge zur prähistorischen Chirurgie, nach Funden aus deutscher Vorzeit. (Dissertation.) Buenos Aires 1898. 4°. Gesch. d. Verf.
9. Ploss, H., und Max Bartels, Das Weib. 6. Aufl. 17. Liefer. Leipzig 1899. 8°. Gesch. d. Verf.
10. Virchow, H., Ueber die Gelenke der Fusswurzel. Berlin 1899. (Verhandl. d. physiolog. Ges.) 8°. Gesch. d. Verf.
11. Landau, Wilh., Freiherr v., Beiträge zur Alterthumskunde des Orients. II. Die phönikischen Inschriften. Leipzig 1899. 8°. Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 16. December 1899.

Vorsitzender: Hr. R. Virchow.

(1) Der Vorsitzende erstattet den

Jahresbericht für das Jahr 1899.

Der geschäftsführende Schriftführer Hr. M. Bartels hat über die Personal Verhältnisse der Gesellschaft folgende Uebersicht aufgestellt:

Im Jahre 1899 starb von den Mitgliedern des Vorstandes Hr. Geh. Regierungsrath Gymnasial-Director Dr. Wilhelm Schwartz, stellvertretender Vorsitzender der Gesellschaft. An seiner Stelle wurde durch Cooptirung Hr. Prof. Dr. Karl von den Steinen gewählt.

Von den Mitgliedern des Ausschusses starben die HHrn. Prof. Dr. Dames und Valentin Weisbach. An ihrer Stelle wurden die HHrn. Adolf Bastian und Arthur Bässler cooptirt.

Die Zahl der Ehren-Mitglieder ist unverändert geblieben; sie beträgt 4.

Die Zahl der correspondirenden Mitglieder betrug am Schluss des Jahres 1898 122. Durch den Tod verloren wir 5; die HHrn. Brinton (Media), Ernst (Caracas), v. Hauer (Wien), Majer (Krakau) und Rygh (Christiania). Neu ernannt wurden die HHrn. Boas (New York) und Tarenetzky (St. Petersburg). Somit haben wir jetzt 119 correspondirende Mitglieder.

Die Zahl der ordentlichen immerwährenden Mitglieder betrug am Schluss des vorigen Jahres 4. Durch Hinzutritt des Hrn. Cahnheim (Dresden) ist die Zahl auf 5 gestiegen.

Ordentliche zahlende Mitglieder hatten wir am Schlusse des vorigen Jahres 521. Davon sind 19 gestorben: die HHrn. v. Achenbach, Bertram, Brunnemann, Dames, Graf Dzieduczieck y, Gurlt, Kahlbaum, Mies, Möser, M. Nordheim, Nothnagel, P. Riedel, W. Schwartz, O. Schultze, Steinthal, Thunig, Wacker, V. Weisbach, Witte.

Ausgetreten oder gestrichen sind 24. Unter dieser Zahl befinden sich die HHrn. Boas und Cahnheim, von denen ersterer correspondirendes, letzterer immerwährendes Mitglied wurde.

Neu eingetreten sind 16.

Somit beträgt die Zahl der ordentlichen Mitglieder jetzt 495, und mit Hinzuzählung der immerwährenden Mitglieder 500. —

Vorsitzender:

Diese Uebersicht erweckt viele trübe Erinnerungen. Der Tod hat in ungewöhnlicher Strenge unter unseren Mitgliedern gewüthet: 5 correspondirende und 19 ordentliche Mitglieder sind von uns geschieden, darunter Männer von höchster wissenschaftlicher Bedeutung. Ihnen sind in den einzelnen Sitzungen Nachrufe gewidmet, aber ihre persönliche Schätzung unter uns lässt sich nur nach der tiefen Trauer ermessen, welche ihr Verlust hervorgerufen hat. Für Hrn. W. Schwartz,

der aus der Mitte des Vorstandes dahingerafft wurde, hat am 9. d. M. eine grosse Trauerfeier in der Aula des so lange von ihm geleiteten Louisen-Gymnasiums stattgefunden. Auch der Ausschuss hat zwei seiner besten Mitglieder verloren, die wir tief betrauern: die HHrn Dames und Valentin Weisbach.

Der Personal-Bestand der Gesellschaft ist von 521 Mitgliedern am Schlusse des Vorjahres auf 500 herabgesunken, immer noch eine ansehnliche Zahl, aber doch nicht genügend, um der Thätigkeit der Gesellschaft nach aussen eine auf lange gesicherte Grundlage und die Zuversicht einer grösseren Ausdehnung zu gewähren. Meine so oft erhobene Mahnung, durch Zuführung neuer ordentlicher Mitglieder die Gesellschaft zu stärken, muss daher in verdoppelter Dringlichkeit ausgesprochen werden.

Ueber unsere Finanzlage wird der Herr Schatzmeister demnächst berichten. Dieselbe hat sich insofern verbessert, als im Laufe der letzten Jahre mehrere unserer verstorbenen Mitglieder uns grössere Legate vermacht haben. Dasjenige unseres treuen Schönlank wird freilich erst nach dem Ableben seiner Gattin flüssig werden; bis jetzt sind uns aus demselben keinerlei Erträge zugeflossen. Dagegen haben wir für die Annahme der Legate von Joest und von Künne die Allerhöchste Genehmigung erlangt und die Beträge sind an unsere Casse ausgezahlt worden. Aber der durch die Abnahme der Mitglieder-Zahl bedingte Ausfall erfordert erhöhte Zuschüsse aus der Gesellschafts-Casse, wenn wir nicht unsere Ausgaben, die fast ausschliesslich durch die Kosten für die Herstellung unserer Publicationen und der dazu erforderlichen Abbildungen herbeigeführt werden, herabsetzen wollen, was nicht bloss in unserem eigenen Interesse, sondern auch im Sinne einer allgemeinen Förderung der anthropologischen und ethnologischen Studien vermieden werden sollte. Möge daher das Beispiel der genannten Männer, welche noch über ihren Tod hinaus unserer, von ihnen stets vertretenen Sache treu bleiben wollten, viele Nachfolger haben! Wir können über zu grossen Zufluss von Legaten übrigens nicht klagen; im Gegentheil, es sind noch in diesem Jahre Männer aus unserer Mitte gestorben, die grosse Vermögen hinterlassen, unser aber nicht gedacht haben. Die Folge davon ist schon jetzt gewesen, dass wir darauf haben verzichten müssen, wichtige, uns angebotene Sammlungen durch Kauf zu erwerben.

Die Königliche Staatsregierung hat Zuschüsse von Geld in der bisher üblichen sparsamen Weise auch weiter an uns gezahlt und wir sind ihr warmen Dank dafür schuldig. Nur die Kosten für die Veröffentlichung der „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde" werden durch den Staatszuschuss beinahe ganz gedeckt, dagegen muss die Deckung der Ausgaben für die „Verhandlungen der Gesellschaft" und für die „Zeitschrift für Ethnologie" zum bei Weitem grössten Antheil aus der Casse der Gesellschaft geschehen. Die Erfahrung wird lehren, ob bei der beabsichtigten Centralisation der „römisch-germanischen Forschung" durch die Reichs-Regierung auch für die freien Gesellschaften, die seit länger als einem Menschenalter nicht bloss die Arbeit besorgt, sondern auch die Kosten getragen haben, ein entsprechender Zuschuss gewährt werden kann. Die höchst erspriessliche Cooperation unserer Gesellschaft mit der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft und den zahlreichen Localvereinen, die unter unserer stetigen Anregung emporgewachsen sind, sollte sorgsam gehütet werden, auch wenn das Reich eine neue Behörde mit angestellten Beamten begründen sollte. Der erste Angriff auf das römisch-germanische Museum in Mainz ist abgewehrt worden, nicht ohne energische Unterstützung der Delegirten der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft; es wird jedoch einer unausgesetzten Wachsamkeit bedürfen, um unberechtigte Aspirationen interessirter Kreise rechtzeitig zu mässigen.

Unsere eigene Thätigkeit ist in noch erhöhtem Maasse geübt worden. Der starke Band der diesjährigen Verhandlungen giebt Zeugniss davon. Ich kann mich durch diesen Hinweis eines weiteren Eingehens als überhoben ansehen. Wir haben ausser den statutenmässigen ordentlichen Sitzungen häufig ausserordentliche Sitzungen abgehalten und besondere Abende für die Vorführung von Projectionsbildern angesetzt. Eine grosse Förderung haben diese Veranstaltungen erfahren durch die vielen neuen Ergebnisse, welche die so glücklich verlaufene armenische Expedition uns eingebracht hat. Die Berichte der HHrn. Belck und Lehmann sind zum Theil schon in unserem Organ veröffentlicht; weitere Mittheilungen haben wir aus dem Munde der Reisenden selbst zu erwarten.

Unser deutscher anthropologischer Congress ist diesmal unter besonders günstigen Auspicien verlaufen. Die General-Versammlung fand in Lindau am Bodensee unter eifriger Betheiligung zahlreicher Localforscher und der Bevölkerung des reichen Landes, in gemeinsamer Verhandlung mit der Wiener anthropologischen Gesellschaft und vielen Schweizer Forschern statt. Die Einigkeit im Streben und in der praktischen Arbeit, welche uns so viele Jahre mit unseren südlichen Nachbarn verbindet, wurde neu gestärkt, und wir selbst konnten, nachdem wir nicht bloss das Nordufer des Bodensees, sondern auch die Hauptorte der Nord-Schweiz persönlich besucht hatten, mit dem Bewusstsein scheiden, für ganz Mittel-Europa die gleiche Methode der Forschung und die Einmüthigkeit im Urtheil gesichert zu sehen. Alle diejenigen, welche einstmals den denkwürdigen Congress in Constanz mitgemacht haben, werden die Grösse des Fortschritts, der seitdem gemacht worden ist, ermessen können. Die ersten Nummern des Berichts über die diesjährigen Verhandlungen (Corresp.-Blatt Nr. 9 u. 10) sind schon ausgegeben; ich darf mich darauf beschränken, die Aufmerksamkeit der heimischen Mitglieder darauf zu lenken.

Inzwischen sind schon die Einladungen zu dem internationalen Congress für prähistorische Archäologie und Anthropologie ergangen, der im nächsten August in Paris zusammentreten soll. Wir haben unsere Zustimmung im Voraus gegeben, dass dieser wichtige Congress, der sich einst so grosse Verdienste um die Aufhellung der ältesten geschichtlichen und vorzugsweise der vorgeschichtlichen Dinge erworben hat, aus seinem Scheintode wieder erweckt werde. Mögen die deutschen Prähistoriker aus allen Gauen des Vaterlandes recht zahlreich in Paris erscheinen und den belebenden Austausch der Gedanken, die jetzt die ganze einst bewohnte Erdoberfläche umfassen, durch ihre Erfahrungen vervollständigen! Seitdem die neolithische Zeit auch für Deutschland eine ganz besondere Bedeutung gewonnen hat, eröffnet sich ein grossartiges Bild der allgemeinen Culturbewegung von der Urzeit bis zu der Formation der grossen Völkerfamilien, wie man es früher höchstens ahnen, aber nicht zeigen konnte. Unsere Reisenden schicken Berichte über vorzeitliche Funde aus allen Theilen der Welt; unterstützt durch den neuerwachten Eifer für coloniale Zwecke, findet auch der Gelehrte täglich neue Ausbeute auf dem unermesslichen Gebiet der Völkerkunde. Was unsere eigene Theilnahme an dieser Arbeit betrifft, so haben wir getreulich mitgeholfen; ein Blick auf unsere letzten Publicationen lässt erkennen, wie unsere Mitglieder sich immer mehr in die schwierigen Probleme vertiefen, welche die sich häufenden Entdeckungen der letzten Jahre in Fülle zu Tage gefördert haben.

Wenn unter diesen Problemen diejenigen, welche die erste Entstehung des Menschen betreffen, aus der fast beherrschenden Stellung, welche sie auf den ersten prähistorischen Congressen einnahmen, einigermaassen zurückgetreten sind, so ist das nicht zum kleinsten Theile der Erkenntniss zuzuschreiben, dass die speculative Richtung gegenüber der praktischen Forschung eine viel geringere Be-

deutung hat, als man ihr, in Wiedererweckung alter naturphilosophischer Neigungen, auch in neuerer Zeit wieder zugeschrieben hat. Ist doch der Gibbon auch osteologisch dem Menschen viel näher getreten. Meine wiederholten Hinweise auf diese Verwandtschaft haben neue Stützen gefunden. Dagegen sind die Versuche, die Umgestaltung der Rassen ineinander nachzuweisen, um so weniger erfolgreich gewesen, als selbst die Erklärung der physischen Umgestaltung der Stämme in den einzelnen Nationalitäten die grössten Schwierigkeiten bietet. Diese Unsicherheiten bedürfen noch grosser und fortgesetzter Arbeiten, um praktisch grössere allgemeine Folgerungen zu ziehen. **Seien wir geduldig, aber fleissig!** —

Nach dem Bericht des Bibliothekars Hrn. Lissauer hat die Bibliothek aus den letztwilligen Schenkungen der HHrn. Joest und Künne, welche in diesem Jahre katalogisirt werden konnten, einen bedeutenden Zuwachs erfahren. Aus dem Nachlasse des Hrn. Joest wurden 356 Bände und 101 Broschüren, aus dem Nachlasse des Hrn. Künne 349 Bände und 17 Broschüren übernommen.

Ausserdem erwarb die Bibliothek durch Tausch, Ankauf und Geschenke im Laufe des Jahres 211 Bände (davon 75 Zeitschriften), so dass der Gesammtbestand sich jetzt auf 8803 Bände und 1554 Broschüren beläuft.

Die anthropologische Sammlung wurde durch Einreihung von 18 Schädeln, welche theils aus der Mark, theils aus Nord-America herstammen, vermehrt. —

Nach dem Bericht des Hrn. M. Bartels hat die Sammlung der Photographien im Jahre 1899 einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten. Zum allergrössten Theile war derselbe bedingt durch die mehrfach erwähnte Erbschaft der Photographie-Sammung des verstorbenen Professors Dr. W. Joest, deren Einordnung und Katalogisirung in diesem Jahre vollendet worden ist. — Ferner wurde eine sehr wichtige, über 100 Nummern betragende Sammlung von den Trappisten in Mariannhill in Natal käuflich erworben. Der Zuwachs des verflossenen Jahres beträgt 3553 Stück. Die Gesellschaft besitzt zur Zeit 6024 Photographien. Hierzu kommen noch 6 willkürlich zu Albums zusammengestellte Photographie-Sammlungen mit 420 Photographien, und endlich besitzt die Gesellschaft noch 23 photographische Albums.

(2) Der Schatzmeister erstattet den

Rechnungs-Bericht für das Jahr 1899.

Bestand aus dem Jahre 1898		463 Mk. 14 Pfg.
Einnahmen:		
Jahres-Beiträge der Mitglieder	10 295 Mk. — Pfg.	
Staatszuschuss für 1899/1900	1 500 „ — „	
		11 795 „ — „
Zahlung des Hrn. Unterrichts-Ministers für die Herausgabe der Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde für 1899	1 000 Mk. — Pfg.	
Capital- und Depot-Zinsen	1 208 „ 75 „	
Legat des Hrn. Künne	3 000 „ — „	
Lebenslänglicher Beitrag eines Mitgliedes	300 „ — „	
Sonstige Einnahmen	91 „ — „	
		5 599 „ 75 „
Bestand und Einnahmen zusammen		17 857 Mk. 89 Pfg.

Ausgaben:

Miethe an das Museum für Völkerkunde		600 Mk. — Pfg.
Mitglieder-Beiträge an die Deutsche Anthropol. Gesellschaft		1 590 „ — „
Ankauf von Exemplaren der Zeitschrift für die ordentlichen Mitglieder		2 730 „ — „
Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde (Jahrgang 1898), einschliesslich der Remuneration für die Herstellung der Bibliographie, aber ausschliesslich der Abbildungen		1 088 „ 12 „
Einladungen zu den Sitzungen		157 „ 25 „
Index der Verhandlungen für 1898		150 „ — „
Porti und Frachten		1 278 „ 90 „
Bibliothek (Ankauf von Werken, Einbänden usw.)		420 „ 10 „
Bureau- und Schreib-Materialien		42 „ 05 „
Remunerationen		167 „ 75 „
Für wissenschaftliche Gegenstände:		
a) Zeichnungen	205 Mk. — Pfg.	
b) Schädel	19 „ — „	
c) verschiedene Ausgaben	370 „ 10 „	
		594 „ 10 „
An die Verlags-Buchhandlung Asher & Co. für überzählige Bogen und Abbildungen zu den Verhandl. für 1898 (Restzahlung)	2 525 Mk. 50 Pfg.	
Abschlagszahlung für 1899 an Asher & Co.	2 500 „ — „	
Ankäufe von $3^1/_2$ procentigen Consols und Berliner Stadt-Anleihe (Eiserner Fonds)	3 284 „ 60 „	
		8 310 „ 10 „
Summe der Ausgaben		17 128 Mk. 37 Pfg.
Bleibt Bestand für 1899		729 Mk. 52 Pfg.

Der Capitalbesitz besteht aus:

1. den verfügbaren Beträgen von

a) Preussischen $3^1/_2$ procentigen Consols	8 000 Mk.
b) „ $3^1/_2$ proc. convertirten Consols	1 200 „
c) Berliner $3^1/_2$ procentiger Stadt-Anleihe	21 600 „
d) „ $3^1/_2$ procentigen neuen Pandbriefen	3 000 „

2. dem eisernen Fonds, gebildet aus den einmaligen Zahlungen von je 300 Mk. seitens 5 lebenslänglicher Mitglieder, angelegt in Preuss. $3^1/_2$ procentigen convertirten Consols . . . . 1 500 „

Summa 35 300 Mk.

Der Vorsitzende theilt mit, dass der Vorstand statutengemäss die Rechnung dem Ausschusse vorgelegt und dass dieser nach Prüfung durch zwei seiner Mitglieder die vorläufige Decharge ausgesprochen hat.

Da aus der Versammlung keine Einwendungen erfolgen, so wird der Antrag auf Ertheilung der Decharge der Gesellschaft unterbreitet. Derselbe wird einstimmig angenommen.

Der Vorsitzende spricht dem Schatzmeister den Dank der Gesellschaft aus. Er macht darauf aufmerksam, dass unter den Ausgaben, ausser einer Restzahlung

[illegible] Mk. [illegible] Pf. für den Druck der vorjährigen Publicationen, sich ein Betrag [illegible] Mk. befindet, der an die Verlagshandlung als Vorschuss-Zahlung ge[illegible] ist. Wir gehen durch diese erst neuerlich eingeführte Weise der früher ge[illegible] Häufung schwebender Schulden einigermaassen aus dem Wege: das so gewonnene Bild gewährt eine klare Einsicht in unsere Finanzlage. Freilich re[illegible] sich dadurch der disponible Bestand auf die geringe Summe von 729 Mk. [illegible] Pf. Da wir aber glauben hoffen zu dürfen, dass der Zuschuss der Königlichen Staats-Regierung nicht vermindert werden wird, so können wir auch das neue Jahr mit der Zuversicht beginnen, es werde gelingen, ohne Schulden durchzukommen.

Es muss dabei erinnert werden, dass die nicht unbeträchtlichen Capital-Bestände, welche der Herr Schatzmeister aufführt, zu einem nicht kleinen Theile durch Legate verstärkt worden sind. Vorstand und Ausschuss sind der Meinung, dass diese Bestände zu den laufenden Ausgaben nicht verwendet werden dürfen, dass vielmehr nur die aus ihnen fliessenden Zinsen der jährlichen Beschlussfassung der Gesellschaft unterliegen. Für die nächste Rechnung wünschen wir eine genauere Scheidung der Legate nach ihrem Ursprunge, so dass auch die Verwendung im Einzelnen der Controle unterliegen kann. —

[illegible] Hr. Rud. Virchow macht folgende Mittheilung über die

Rechnung der Rudolf-Virchow-Stiftung für das Jahr 1899.

Nach der Rechnung des Vorjahres (Verhandl. 1898, S. 566) betrug:

1. Der Bestand der bei der Reichsbank deponirten Effecten, nominell	135 600 Mk. — Pfg.
Dieser Bestand ist im Laufe des Jahres 1899 nicht verändert worden.	
2. Der flüssige Bestand am Schlusse des Jahres 1898	3 364 „ 60 „
zusammen	138 964 Mk. 60 Pfg.

Im Laufe des Jahres 1899 wurden vereinnahmt:

An Zinsen von den deponirten Effecten .	4 564 Mk. — Pfg.	
An sonstigen Zinsen	54 „ 32 „	
zusammen		4 618 Mk. 32 Pfg.

Dagegen verausgabt:

Für die armenische Expedition	4 000 Mk. — Pfg.	
An Zinsen und Spesen	1 „ 72 „	
zusammen		4 001 Mk. 72 Pfg.

Bleibt also ein Bestand von	616 Mk. 60 Pfg.	
Dazu Bestand aus dem Vorjahre mit .	3 364 „ 60 „	
Bleibt ein flüssiger Bestand für 1900:		3 981 Mk. 20 Pfg.

Die Einnahmen des Jahres 1899 im Gesammtbetrage von 4618 Mk. 32 Pfg. sind demnach bis auf einen geringen Rest von 616 Mk. 60 Pfg., der noch für etwaige Transport-Kosten im Interesse der Stiftung reservirt bleiben muss, ausschliesslich für die armenische Expedition verausgabt worden. Eine weitere Rechnungslegung, die auch das für den gleichen Zweck angesammelte Separat-Conto zu umfassen hätte, wird für einen anderen Ort vorbehalten, da sie nicht direct mit der

„Stiftung" zusammenhängt; hier mag es genügen, zu erwähnen, dass die Gesammtzahlungen an die Reisenden aus der Rudolf-Virchow-Stiftung betragen haben:

bei der ersten Sammlung . .	3 000 Mk.
im Jahre 1898	6 000 „
„ „ 1899	4 000 „
zusammen	13 000 Mk.

Diese Mittel sind durch Ersparnisse mehrerer Jahre zusammengebracht. Die geübte Vorsicht hat reichen Lohn getragen, indem in Fällen dringenden Bedürfnisses jedesmal die Forderungen der Reisenden erfüllt werden konnten, nachdem das Separat-Conto derselben erschöpft war. Die Dauer und die Ausdehnung der Reise konnten dem entsprechend erweitert werden, so dass jetzt für das ganze bereiste Gebiet, insbesondere auch für einen grossen Theil von Mesopotamien, sichere geographische und archäologische Thatsachen vorliegen. —

(4) Es folgt

die Wahl des Vorstandes für das Jahr 1900.

Dieselbe wird auf Vorschlag des Hrn. Olshausen durch widerspruchslose Acclamation vollzogen. Sie ergiebt folgende Zusammensetzung des Vorstandes:

Hr. Waldeyer, Vorsitzender.

„ Rud. Virchow und Hr. Carl von den Steinen, stellvertretende Vorsitzende.

„ W. Ritter, Schatzmeister.

Die HHrn. M. Bartels, Voss und Neuhauss Schriftführer.

Sämmtliche Herren nehmen die Wahl an. —

(5) Das ordentliche Mitglied Hr. M. Nordheim in Hamburg, der Bruder unseres alten und treuen Mitgliedes, ist gestorben. —

Ebenso der Commercienrath Julius Isaac, der bis vor Kurzem zu unseren Mitgliedern gehörte und uns in kritischen Zeiten durch seinen sachverständigen Rath grosse Hülfe gewährte († 13. December). —

(6) In Wien starb Philipp Paulitschke, erst 45 Jahre alt. Er war viele Jahre mit afrikanischen Studien, anfangs in mehr literarischer, seit 1880 in unmittelbarer Forschung beschäftigt. Seine Hauptarbeiten über die Somali- und Galla-Länder, namentlich über Harrar, sind allgemein geschätzt; sie enthalten eine Fülle der mannigfaltigsten Belehrungen. —

(7) Als neues Mitglied wird gemeldet:

Hr. Professor Sieglin hierselbst. —

(8) Hr. Moritz Lazarus hat am 30. November in Meran, wo er seit einigen Jahren mit seiner geistreichen Gattin, Frau Nahida Ruth, geb. Remy lebt, sein 50jähriges Doctor-Jubiläum gefeiert. Wir gedenken seiner mit um so wärmerem Glückwunsch, als er im Beginn unserer Thätigkeit zu unseren activen Mitgliedern gehörte und mit seinem Freunde Steinthal die Grundlagen der Völker-Psychologie legt hat. Er ist 1824 in Filehne, Provinz Posen, geboren, hat aber durch seine eigentliche Entwickelung unserer Universität angehört. Als ein vorzugsweise be-

rühmter Interpret beschäftigt er sich gegenwärtig mit der „Ethik des Judenthums". Möge ihm noch eine lange Arbeitszeit vergönnt sein![1] —

(9) Hr. Buchholz berichtet über die Ausgrabung eines

Köchers mit Pfeilen in Karlshorst bei Berlin.

Ein räthselhafter Fund ist in Karlshort (unweit von Berlin) bei der Abtragung eines der vielen dortigen Flugsand-Hügel gemacht worden. Zwei Köcher, einer von Holz, einer von Leder, gefüllt mit Pfeilen, kamen in der Tiefe von etwa 2 *m* zum Vorschein. Wenn auch Fundort und Fundumstände auf Ueberreste aus unserer heimathlichen Vorzeit schliessen lassen, so ergeben doch die Formen dieser vorliegenden vier, dem Märkischen Museum durch Hrn. Lehrer Thieme in Karlshorst überbrachten Pfeilproben aus dem Funde, dass es sich um Gegenstände exotischer Herkunft handelt, und der Erhaltungszustand lässt erkennen, dass die Vergrabung innerhalb der letzten 30 Jahre geschehen sein muss. Denn die organischen Theile der Pfeile, Holzschaft und angeklebte Flügel aus Feder-Abrissen, sind erst sehr wenig vermodert, und auch das Eisen der Spitzen hat wenig durch Rost gelitten. Der Fund rührt offenbar aus einer der vielen öffentlichen oder Privat-Sammlungen Berlins her; als Motiv der Vergrabung kann entweder ein böses Gewissen oder ein Scherz angenommen werden. Die Pfeile sind im Ganzen 37 *cm* lang, wovon 32 auf den Holzschaft und 5 auf die Eisenspitze kommen: die Form ergiebt sich aus der nebenstehenden Skizze. —

Hr. v. Luschan hält die Pfeile für solche afrikanischer Herkunft, sie gleichen denen der Somali. —

(10) Hr. Hermann Busse berichtet über die von ihm geleitete Excursion der Gesellschaft nach dem

Urnenfelde bei Wilmersdorf, Kreis Beeskow-Storkow.

Wird in den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde" veröffentlicht. —

(11) Hr. Hans Seelmann auf Alsen berichtet über einen

neolithischen Fund von Reppichau, Anhalt.

Erscheint in den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde".

(12) Hr. C. Rademacher in Köln hat unter dem 16. November übersendet:

Haus-Ornamente im Lahn-Gebiet.

Erscheint in den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde". —

1) Inzwischen ist in meiner „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftl. Vorträge", Hamburg 1900, Heft 333, eine biographisch-kritische Skizze von Achelis über Lazarus erschienen. R. V.

(13) Hr. M. Bartels legt einen

Aufruf zur Sammlung volksthümlicher Ueberlieferungen

vor, welcher ihm auf sein Ansuchen von dem Königlich Württembergischen Statistischen Landesamte freundlichst übersendet wurde. Diesem Aufrufe ist ein sorgfältig ausgearbeiteter Fragebogen angehängt, der an geeignete Personen in allen Städten, Flecken und Dörfern des Königreiches versendet wird. Die Königlich Württembergische Regierung hofft, auf diese Weise ein reiches und wichtiges Material über die volksthümlichen Ueberlieferungen zu erhalten, dessen sorgfältige Bearbeitung das Königliche Statistische Landesamt übernehmen soll. Der Fragebogen berücksichtigt: 1. Sitte und Brauch (im Alltagsleben, an Fest- und Feiertagen, im menschlichen Lebenslauf, in Haus- und Feldwirthschaft, beim Handwerk, Rechts- und Verwaltungsgebräuche); 2. Nahrung, Kleidung, Wohnung und Geräth; 3. Glaube und Sage; 4. Volksdichtung (Volkslieder, Kinderlieder, Märchen, Schwänke, Räthsel und Sprichwörter); 5. Mundart (Orts- und Flurnamen u. s. w., Spitznamen, Namen für naturwissenschaftliche Gegenstände, besondere Bezeichnungen in bestimmten Gewerken, besondere Redensarten). Für alles dieses finden sich genauere Anweisungen. Mögen die Antworten recht fleissig fliessen und mögen bald auch andere Staaten Deutschlands dem löblichen Beispiele Württembergs folgen. —

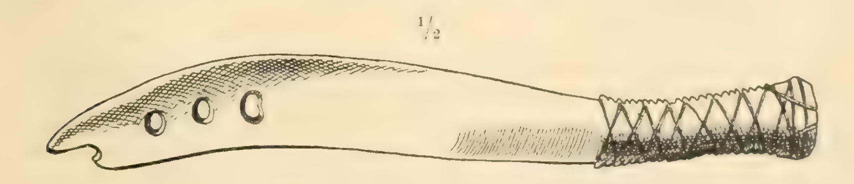
(14) Hr. M. Bartels legt

ein Eismesser der Eskimo in Grönland

vor, das ihm Frl. Marie Lauffer freundlichst überlassen hat. Es ist ihr von Hrn. Missionar Heinke aus Neuherrnhut eingesendet worden.

Das Instrument erinnert in seiner Form an einen kurzen Säbel mit deutlich abgesetztem Griff und leicht geschwungener Klinge, deren Spitze ein wenig nach rückwärts ausweicht. Es ist aus der Geweihstange eines Renthiers hergestellt und besitzt eine Länge von 31,5 *cm*. Auf der einen Seite ist es glatt und glänzend, von weisser Farbe mit einem leichten Stich ins Gelbliche. Die andere Seite erscheint rauh und stumpf, weil hier das spongiöse Gewebe frei gelegt ist. Der Griff ist 9,5 *cm* lang und besitzt eine Dicke von 1,3 *cm*. Er liegt sehr fest und bequem in der Hand, da er auf den beiden Schmalseiten mit einer dichtstehenden Folge horizontaler Einkerbungen versehen ist. Auf der glatten Breitseite des Griffes sind schräg über den ganzen Griff verlaufende und sich kreuzende, seichte Linien ein-

$^1/_2$



geschnitten. Dieses Ornament ruft den Eindruck hervor, als wenn ein System sich kreuzender Fäden über den Griff hingespannt wäre. An der Rückseite der Spitze ist ein grosser Kerb ausgeschnitten, so dass es nun aussieht, als ob das Geräth in zwei Spitzen ausliefe, in eine kürzere, etwas weiter zurückstehende und mehr am Rücken gelegene, und eine längere, etwas mehr vorstehende und mehr an der Schneide gelegene. Nicht weit von der Spitze ist die Mittellinie der Klinge durch drei in Längsrichtung hintereinander liegende, runde Löcher durchbohrt.

Diese Löcher haben einen verschiedenen Durchmesser; das kleinste liegt der Spitze zunächst, von da an nehmen sie an Grösse zu. Die Ränder der Löcher sind gut geglättet.

Dieses Geräth benutzen die Eskimo dazu, um von ihren Kajaks das Eis abzustreifen, wenn sie im Winter von ihrem Erwerbe heimgekehrt sind. Mit Hülfe des Ausschnittes an der Spitze wird das Eis unter dem Querriemen abgestreift. Von den drei Löchern in der Nähe der Spitze werden die beiden dem Griff zunächst liegenden zur Herstellung von Riemen benutzt. Das in schmale Streifen geschnittene Leder wird je nach der Stärke, welche der Riemen haben soll, durch das weitere oder engere Loch gezogen, ähnlich wie man beim Drahtziehen verfährt. Was zu viel ist, schneiden sie ab, bis der Lederstreifen sich durch das Loch hindurchziehen lässt. Einen ganz anderen Zweck hat das dritte Loch, das sich nahe an der Spitze befindet. Wenn dem Manne bei der Arbeit das Messer seinen Händen entgleitet und in das Wasser am seichten Strande fällt, dann nimmt er seinen Vogelpfeil und steckt dessen Spitze in dieses Loch, um das Messer aus dem Wasser zu heben. —

Hr. M. Bartels zeigt im Anschluss hieran einige Briefe christianisirter Eskimos, welche sich durch eine gute und gefällige Handschrift auszeichnen. —

(15) Hr. Waldeyer bespricht einen

Koreaner-Schädel.

Bei der Seltenheit der Koreaner-Schädel in unseren Museen darf ich mir wohl erlauben, hier auch einen einzelnen Schädel aus Korea, welcher durch die Güte des Hrn. Berg-Assessors Knochenhauer in den Bestand des Berliner anatomischen Museums gekommen ist, vorzulegen.

Hr. Knochenhauer gelangte in den Besitz des Schädels dadurch, dass eine Grabstätte, bergmännischer Untersuchungen wegen, umgelegt werden musste. Die Grabstätte lag bei Tang-kojä, etwa 130 *km* von Seoul, auf dem Gipfel einer 100 *m* hohen Anhöhe. Die Gebeine waren in einem Eichenholz-Sarge eingeschlossen und die ganze Bestattung der Art, wie sie in Korea bei vornehmeren Personen geschieht. Hr. Knochenhauer überwachte persönlich die Bergung des Schädels, dessen Aechtheit sonach wohl verbürgt ist. Das Alter des Grabes muss auf 40 bis 50 Jahre geschätzt werden.

Der Schädel ist im Ganzen gross, mit der bedeutenden Capacität von 1570 *ccm*. Er ist dolichocephal (76,2) und hypsicephal (87,3). Das Gesicht ist leptoprosop (92,5), prognath (79°), mesokonch (82,2), leptorrhin (43,6) und leptostaphylin (63,5). Die Zähne sind sämmtlich wohlerhalten, die Eckzähne gross, die dritten Molaren von derselben Ausbildung, wie die übrigen. Auffallend ist eine sehr grosse Tuberositas marginalis am rechten Jochbeine, während diese Tuberositas links völlig vermisst wird. Beim Vergleiche mit anderen Schädeln fällt die unverkennbare Aehnlichkeit mit Chinesen-Schädeln auf. —

Hr. v. Luschan zeigt

4 Schädel von Koreanern.

Es sind die Nummern 1094 bis 1097 seiner Lehrmittel-Sammlung, welche durch die Consuln Haas und v. Kreitner beschafft und durchaus einwandfrei sind. Einer derselben, Nr. 1095, hat beiderseits das Wangenbein durch eine quer verlaufende Naht getheilt (Os malare bipartitum sive japonicum sive Hilgendorfianum),

ein anderer, Nr. 1096, ist durch Synostosen auffallend hoch geworden, alle vier sind besonders durch sehr lange Nasenbeine ausgezeichnet und schliessen sich in der allgemeinen Form und in den Maassen sehr gut an die Schädel aus dem benachbarten China an.

Hr. Rudolf Virchow besitzt

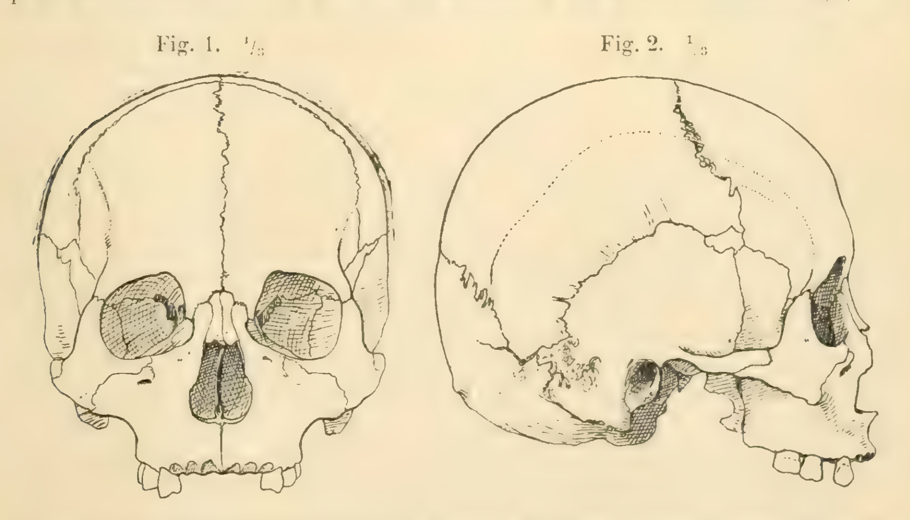
2 Koreaner-Schädel.

Beide wurden mir vor mehreren Jahren durch Hrn. Dr. C. Gottsche, der im Auftrage der Landesbehörde die geologischen Verhältnisse von Korea untersucht hatte, mitgebracht. Hr. Gottsche, gegenwärtig Leiter der Abtheilung für Mineralogie an dem Naturhistorischen Museum in Hamburg, schreibt mir darüber: „Die beiden koreanischen Schädel sind im August 1884 auf meine Veranlassung heimlich an einer etwa 5 *km* ausserhalb der Hauptstadt Söul belegenen Stelle ausgegraben, an welcher nur Leichen von Strassenräubern und sonstigen schweren Verbrechern verscharrt zu werden pflegten. Unter allen Umständen sind es Schädel von Koreanern, da China und Japan immer streng auf die Exterritorialität ihrer Unterthanen gehalten haben."

Abgesehen von dem Mangel der Unterkiefer sind die Schädel recht vollständig und gut erhalten. Beide tragen die Merkmale männlicher Schädel; sie sind aber unter einander recht verschieden, nicht bloss wegen des verschiedenen Alters, sondern auch wegen besonderer individueller Abweichungen. Nur in Betreff der Zähne und der Gesichtsbildung stimmen sie mit einander überein.

Nr. 1. Der Schädel eines älteren Mannes mit Sutura frontalis persistens hat sehr dichte und dicke Knochen und ist daher recht schwer: er wiegt 593 *g*. Die Zähne sind wenig abgenutzt. Seine Form ist hypsibrachycephal (L.-Br.-I. 86,7, L.-H.-I. 84,2). Er hat eine Capacität von nur 1390 *ccm*; der horizontale Umfang beträgt 490, der sagittale 356 *mm*. Er ist mässig schief: der Ansatz der Stirnnaht liegt etwas ausserhalb der Mitte; der Hinterkopf ist sehr schief, indem die Spitze der Lambdanaht stark nach rechts abweicht, was damit zusammenhängt, dass

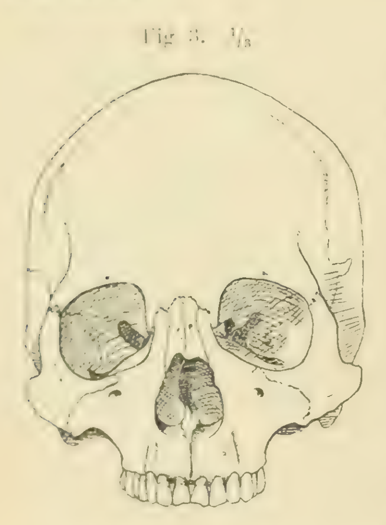
Fig. 1. 1/3 Fig. 2. 1/3



eine Masse kleiner Schaltknochen die Gegend der Casserischen Fontanelle erfüllen und sich auch in die Sut. occip. mastoidea hineinerstrecken. In der rechten Schläfe

von Epiptericum, in der linken ein langer zungenförmiger Fortsatz, der sich weit über die Sut. squamosa hinaus erstreckt (Fig. 1). Recht bemerkenswerth ist ein fast 2 cm langer Rest der Sutura transversa occipitis, der sich auf der rechten Seite von dem Kreuzungspunkte der Nähte her in etwas schräger Richtung nach oben und innen erstreckt (Fig. 2); links finden sich nur einige Schaltknöchelchen. Das Foramen magnum occip. ist gross und schief, mit scharf vortretenden Gelenkhöckern; am vorderen Rande 2 starke Processus papillares dicht neben einander. An der dicken und sehr unebenen Apophysis basilaris ein starkes Tuberculum pharyngeum. Jederseits neben den Gelenkhöckern ein flacher, spongiöser Proc. paramastoideus. Die sonstigen basilaren Fortsätze leider abgebrochen.

Das grosse Gesicht zeigt starke Stirnwülste und eine breite Wangengegend. Die Orbitae sind hoch, weit und tief. An den dicken Wangenbeinen keine Spur von Quernaht. Die Nase steil; sowohl an der Wurzel, als an der Spitze eingedrückt; die Nasenbeine selbst schmal, am unteren Ende abgebrochen. Oberkiefer gross, der Alveolarfortsatz sehr dick und leicht vortretend, jedoch nicht eigentlich prognath. Gaumen gross, namentlich breit und nach vorn ausgeweitet, seine Fläche sehr uneben.


Fig. 3. 1/3

Nr. 2. Der viel grössere und trotzdem leichtere Schädel eines jüngeren Mannes (Fig. 3). Er wiegt 462 *g* und hat eine Capacität von 1550 *ccm* bei einem horizontalen Umfange von 509, einem sagittalen von 370 *mm*. Seine Form ist hypsimesocephal (L.-Br.-I. 76,4, L.-H.-I. 80,9); er erscheint daher sehr hoch und stark gewölbt. Seine Oberfläche ist fast ganz synostotisch; nur kleine Theile der Lambdanaht nahe der Spitze und Theile der Coronaria in der Gegend der lateralen Kreuzungsstelle sind noch offen. Die Schläfengegenden flach, rechts fast ganz synostotisch, links eine lange, schmale hintere Spitze, die sich über die Sut. squamosa fortzieht, und ein Rest von Epiptericum. Die Squama occipit. hoch, mit starker hakenförmiger Protuberanz, an der Stelle der Sut. transversa eine flache Furche.

Das Gesicht breit und mässig hoch. Orbitae sehr gross, hoch und weit. Nase flach, ganz eingedrückt, die Längsnaht nur in der Mitte erhalten, dagegen oben und unten synostotisch: jederseits neben der Mittellinie 2 Emissarien. Die Jochbogen fast ganz mit den Nachbartheilen durch knöcherne Verwachsung verbunden, aber ohne Tub. marginalis. Sehr grosse Foramina infraorbitalia. An der Nase tiefe Pränasal-Furchen; tiefe Fossae caninae. Alveolar-Fortsätze des Oberkiefers prognath, dagegen die Zähne von den Wurzeln her so stark gebogen, dass die unteren Ränder nicht vorstehen. Zähne abgenutzt, die Molaren und Prämolaren bis tief in das Dentin hinein. Links sind M. II u. III vorhanden, rechts dagegen an der Stelle des M. III eine vernarbte Stelle, dahinter ein kleiner überzähliger Zahn mit frischer Krone, noch grossentheils in der Alveole steckend und gerade nach rückwärts gerichtet, also fast horizontal. Gaumen lang und mässig breit.

Nachstehend die Zahlen für die Maassbestimmungen, welche Hr. Dr. Strauch unter meiner Controle gesammelt hat:

I. Messzahlen:

	Nr. 1.	Nr. 2.
Gewicht	593 *g*	462 *g*
Capacität	1390 *ccm*	1550 *ccm*
Grösste horizontale Länge	165 *mm*	178 *mm*
„ Breite	143 „	136 „
Gerade Höhe	139 „	144 „
Horizontal-Umfang	490 „	509 „
Sagittal-Umfang der Stirn	125 „	125 „
„ „ des Mittelkopfes	120 „	121 „
„ „ „ Hinterkopfes	111 „	124 „
Sagittal-Umfang, zusammen	356 „	370 „
Foram. occip. mag., Länge	39 „	36 „
„ „ „, Breite	32 „	31 „
Stirn-Breite, minimale	94 „	93 „
Orbita, Höhe	33 „	37 „
„, Breite	37 „	39 „
Nase, Höhe	55 „	58 „
„, Breite	24 „	28 „
Gesichts-Breite, malar	101 „	100 „
„ „, jugal	134 „	135 „
Gaumen, Länge	52 „	55 „
„, Breite	37 „	35 „

II. Berechnete Indices:

	Nr. 1.	Nr. 2.
Längenbreiten-Index	86,7	76,4
Längenhöhen-Index	84,2	80,9
Orbital-Index	89,6	94,8
Nasen-Index	43,6	48,2
Gaumen-Index	71,1	63,6

Aus der Literatur sind nur ungenügende Angaben über Koreaner Schädel zu sammeln. Es mag erwähnt werden, dass de Quatrefages und Hamy (Crania ethnica, Paris 1882, p. 433) einige Zahlen citiren, die Bogdanow an 6 Schädeln der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg gefunden hat; darunter war nur ein dolichocephaler (Index 72,22), alle anderen erwiesen sich als brachy- oder hyperbrachycephal. Der Höhen-Index schwankte zwischen 72,83 und und 84,33. Der Orbital-Index betrug bei dem Dolichocephalen 90,4, bei 2 Mesocephalen (alias Subbrachycephalen) 100. Da sonst über diese Schädel nichts mitgetheilt ist, so lässt sich ein Urtheil über die Ursache dieser Verschiedenheiten nicht gewinnen. Meine Beschreibung wird lehren, dass die Verschiedenheiten meiner Schädel auf erkennbaren Veränderungen der Nähte beruhen und dass diese in ungewöhnlicher Fülle und Stärke vorhanden sind. Sie genügen aber nicht, den mongolischen Grundtypus zu verdecken. —

(16) Hr. Träger berichtet über eine

Reise und Alterthumsfunde in Albanien.

Der Bericht erscheint im nächsten Jahre. —

(17) Neu eingegangene Schriften:

1. Deininger, J. W., Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. Abth. III. Heft 2. Wien 1899. Gr. 2°. Angekauft.
2. Instructionen für die alphabetischen Kataloge der preussischen Bibliotheken und für den preussischen Gesammt-Katalog. Vom 10. Mai 1899. Berlin 1899. 4°. Angekauft.
3. Drews, A., und F. Hueppe. Zwei Besprechungen über „Die Grundlagen der geistigen und materiellen Cultur der Gegenwart." München 1899. 8°. Gesch. d. F. Bruckmann'schen Verlags-Anstalt.
4. Peterson, P., A sixth report of operations in search of Sanskrit Mss. in the Bombay circle. April 1895 — March 1898. Bombay 1899. 8°. Gesch. d. Curator of the G. C. Book Depôt, Bombay.
5. Arbure, Zamfir C., Basarabia in secolul XIX. Bucurescĭ 1899. 8°.
6. Simionescu, Ioan. Studii geologice și paleontologice din Carpații Sudici. Bucuresci 1899. 4°.
7. Marian, Sim. Fl., Serbatorile la Românĭ. Studiu etnografic. 2 Bände. Bucuresci 1898/99. 8°.
8. Brandza, D., Flora Dobrogei Ingrijită de Sabba Stefanescu. Bucurescĭ 1898. 8°.

Nr. 5—8 Gesch. d. Rumänischen Akademie in Bukarest.

9. Kaemmel, O., Sächsische Geschichte. Leipzig 1899. (Sammlung Göschen.) 8°.
10. Krones, F. v., Oesterreichische Geschichte von der Urzeit bis 1526. Leipzig 1899. (Sammlung Göschen.) 8°.
11. Hirsch, A., Verhandlungen der vom 3. bis 12. October 1898 in Stuttgart abgehaltenen 12. allgemeinen Conferenz der internationalen Erdmessung. Berlin 1899. 4°.
12. Ferrero, A., Rapport sur les triangulations présenté à la 12. Conférence générale à Stuttgart en 1898. Florence 1899. 4°.
13. Haebler, Konrad, Die Religion des mittleren America. Münster i. W. 1899. (Darstellungen aus d. Gebiete der nichtchristlichen Religions-Geschichte. XIV.) 8°.

Nr. 9—13 Gesch. d. Hrn. Rud. Virchow.

14. Bericht, Erster, des Museums Dithmarsischer Alterthümer in Meldorf. Herausgeg. vom Vorstande des Museums. Meldorf 1896. 4°. Angekauft.
15. Dönitz, W., Ueber Leichen-Verbrennung in Japan. o. O. u. J. 4°. Angekauft.
16. Academia Română Publicațiunile fondului Vasilie Adamachi. Nr. 1, 2, 4. Bucuresci 1898/99. 4°. Gesch. d. Rumänischen Akademie in Bukarest.
17. Bibliotheca geographica. Herausgegeben von der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bearb. von O. Baschin. Bd. 5. Jahrg. 1896. Berlin 1899. 8°. Gesch. d. Hrn. Lissauer.
18. Scholtz, William C., The South African climate. London 1897. 8°.
19. Wegener, Georg, Versuch einer Orographie des Kwen-Lun. Marburg 1891. 8°. (Dissertation.)

Nr. 18 u. 19 Gesch. d. Hrn. R. Virchow.

20. Καββαδίας, Π., Τὸ Ἱερὸν τοῦ Ἀσκληπιοῦ ἐν Ἐπιδαύρῳ καὶ ἡ Θεραπεία τῶν ἀσθενῶν. Ἀθήνησιν 1900. 8°.
21. Κατάλογος τοῦ ἐν Ἀθήναις Ἐπιγραφικοῦ Μουσείου, ἐκδιδόμενος ὑπὸ τῆς Ἀρχαιολογικῆς Ἑταιρείας. Τ. Ι. Ἐπιγραφαὶ ἐκ τῆς Ἀκροπόλεως. Τεῦχος 1: Ἀρχαϊκαὶ ἀναθηματικαὶ ἐπιγραφαὶ ὑπὸ H. S. Lolling. Ἐν Ἀθήναις 1899. 4°.

Nr. 20 u. 21 Gesch. d. Archäologischen Gesellschaft in Athen.

22. Topinard, Paul, L'anthropologie et la science sociale. Paris 1900. 8°. Gesch. d. Verf.
23. Brinton, Daniel G., The Calchaqui: an archeological problem. New York 1899. 8°. (Aus: American Anthropologist.)
24. Derselbe. Prof. Blumentritt's studies of the Philippines. New York 1899. 8°. (Aus: American Anthropologist.)
Nr. 23 u. 24 Gesch. d. Verf.
25. Polakowsky, H., Ueber präcolumbianische Lepra. Leipzig 1899. 8°. (Aus: Dermatologisches Centralblatt III.) Gesch. d. Verf.
26. Darnay de Saint-Martin, Calmann [Ungar.], Sümegh és vidékének őskora. Budapest 1899. 4°. (Aus: Archæologiai Közlemények 22.) Gesch. d. Verf.
27. Deichmüller, J. V., Sachsens vorgeschichtliche Zeit. Dresden o. J. 8°. (Aus: Wuttke, Sächsische Volkskunde.) Gesch. d. Verf.
28. Frobenius, Hermann, Oceanische Bautypen. Berlin 1899. Gr.-2°. Gesch. d. Verf.
29. Ling Roth, H., The aborigines of Tasmania. 2. edition. Halifax (England) 1899. 4°. Gesch. d. Verf.
30. Rzehak, A., Die prähistorische Sammlung des Franzens-Museums. Brünn 1899. 8°. (Aus: Museum Franscisceum Annales.) Gesch. d. Verf.
31. Krause, Eduard, Das älteste deutsche Saiten-Instrument. Berlin 1899. 4°. (Aus: Der Deutsche Instrumentenbau.) Gesch. d. Verf.
32. Sergi, G., Specie e varietà umane. Torino 1900. 8°. (Biblioteca di scienze moderne No. 8.) Gesch. d. Verf.
33. Capitan, L., La science préhistorique, ses méthodes. Paris 1899. 8°. (Aus: Revue de l'école d'anthrop.) Gesch. d. Verf.

Chronologisches Inhaltsverzeichniss
der
Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1899.

Autoren-Verzeichniss.

Sach-Register.

A.

B.

C.

D.

E.

H.

I.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Eduard Krause.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.